



~~M. M. 3.~~

MA







7426

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

NÜRNBERG, b. Haubenstricker: Die Authentie und der hohe Werth des Evangeliums Johannis, mit Rücksicht auf neuere Einwendungen, für Wahrheit suchende Bibelfreunde. Eine von der Gesellschaft im Haag in den Niederlanden zur Vertheidigung des Christenthums gekrönte Preisschrift. Von Carl Victor Hauff, Dr. der Philos., Special-Superintend. und Stadtpfarrer zu Canstatt im Königreich Württemberg, Ritter des königl. Civil-Verdienst - Ordens. 1831. XIV u. 294 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Die Haager Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums hatte bekanntlich vor einigen Jahren wiederholt die Preisfrage aufgestellt: „Wie soll man ungelehrte, aber doch Wahrheit suchende Bibelfreunde auf die überzeugendste Art beruhigen wegen der in Anspruch genommenen Authentie des Evangeliums Johannis?“ Sie verlangte hiebey eine kritische, zum Gebrauch für Ungelehrte, so viel möglich, eingerichtete Uebersicht der innerlichen Beweise für die Aechtheit dieses Evangeliums, sowie von demjenigen, was zur Befestigung von dem hohen Werthe desselben und zur gründlichen Widerlegung der gemachten Einwendungen beygebracht werden könne. Es ist nicht zu leugnen, das, wenn auch bey den mehrfachen Vorarbeiten hinsichtlich des Gegenstandes die Beantwortung dieser Aufgabe weniger Schwierigkeiten darbieten konnte, doch die Art und Weise ihrer Ausführung nicht so leicht war, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte; und wir freuen uns, das dem Vf. die Beantwortung derselben in beiderley Hinsicht zum größeren Theile gelungen ist. Er erinnert selbst S. IV, das er stets dasjenige Publicum vor Augen behalten habe, für welches diese Schrift bestimmt seyn sollte, nämlich Ungelehrte oder Nichttheologen, jedoch aber solche Leser, die gebildet sind und selbst auch Kenntnisse besitzen, welche sie in den Stand setzen, eine auch das Gebiet gelehrter Forschungen berührende Schrift zu verstehen. Dabey blieb freylich der Uebelstand unvermeidbar, das diese Schrift, deren Gegenstand sich natürlich meist auf dem Gebiete gelehrter Forschung bewegt, ein fast zu heterogenes Gewand trägt, in welchem sie weder dem eigentlichen Gelehrten noch dem gebildeten Leser völlige Genüge leisten wird. Am besten war es bey einer solchen Aufgabe wohl, einen Mittelweg einzuschlagen: denn auch dem gebildeten Leser wird es erfreulich seyn, die Beweise

J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

gelehrter Gründlichkeit in den Anführungen, Widerlegungen u. s. w. wahrzunehmen, und für den Mann vom Fach erhält sie dadurch einen doppelten Werth. (Als Muster einer solchen Arbeit ist uns immer Reinhard's Plan Jesu erschienen.) Und wenn auch der Vf. sich hierin vielleicht zu streng an die Worte der Preisaufgabe (wobey jedoch jene Rücksichtnahme nicht ausgeschlossen wurde,) glaubte halten zu müssen, so würde doch eine spätere Bearbeitung derselben für den Druck dergleichen Erweiterung gefattet haben. Uebrigens wird es bey einer Schrift dieses Inhaltes und Zweckes unsererseits genügen, den Gang der Darstellung kürzlich anzugeben, und dabey auf einige Punkte aufmerksam zu machen, welche sich durch neuere Forschungen über den Zweck des Johanneischen Evangeliums ergeben haben, dem Vf. aber unbekannt geblieben zu seyn scheinen, und doch besonders geeignet sind, ein anschauliches Bild von dem Zwecke und hohen Werthe dieser Schrift zu geben.

Der Vf. behandelt seinen Gegenstand, nach einer passenden Einleitung, in vier Hauptabschnitten, wobey wir im Allgemeinen, zur Erleichterung der Uebersichtlichkeit für den nichtgelehrten Leser, noch eine genauere Zerlegung in Unterabtheilungen gewünscht hätten. Die Einleitung handelt von der Wichtigkeit jener Frage, den Ursachen des Zweifels, insbesondere bey dem Johanneischen Evangelium, und verspricht nicht alles Einzelne, sondern nur das, was von größerem Belang sey, zu widerlegen, hauptsächlich aber das, was im Evangelium für seine Aechtheit spricht, und den hohen Werth seines Inhaltes darzulegen. In der Behauptung S. 16, das, ungeachtet aller Angriffe, die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums noch nicht so erschüttert worden sey, wie die der übrigen Evangelien — möchte der Vf. doch zu weit gehen: denn bekanntlich sind auf die drey ersten Evangelien weit weniger Angriffe gemacht worden, wodurch ihre Aechtheit mit einigem Scheine erschüttert worden wäre. Im ersten Abschnitte behandelt der Vf. die Person, Lebensumstände, Geistes- und Herzens - Anlagen des Johannes, nach allen vier Evangelien; im zweyten die äußeren Gründe der Aechtheit des Joh., mit Widerlegung der dagegen erhobenen Einwurfe. Beide Abschnitte entsprechen dem Zwecke des Ganzen vortreflich; nur hie und da hat sich der Vf. zu sehr seinen muthmaßlichen Lesern accommodirt. S. 66 wird der aus der gewöhnlichen, aber natürlich nicht vom Johannes herrührenden Ueberschrift: εὐαγγέλιον κατὰ Ἰωάννην entlehnte Einwurf baldachtet; diese Ueberschrift hätte nicht fehlen sollen, da doch viele gebil-

S s

dete Leser, welche ein solches Werk zu Rathe ziehen, wenn sie auch nicht Theologen sind, so viel Griechisch verstehen, um dies übersetzen zu können. — Am ausführlichsten werden im *dritten* Abschnitte die inneren Gründe für die Aechtheit unseres Evangeliums behandelt; und so wenig wir nach dem, was von Anderen bereits in dieser Hinsicht bemerkt worden, etwas Wichtiges hier übersehen finden, so würde doch der Vf. in diesem, wie in dem folgenden Abschnitte, in der Beseitigung mancher sehr scheinbarer Einwürfe und in der Beleuchtung des hohen Werthes, des Zweckes und Inhaltes der Johanneischen Schrift noch glücklicher gewesen seyn, wenn er eine der neuesten Untersuchungen über Zweck und Veranlassung jener Schrift gekannt und benutzt hätte. Unser Evangelium hat den Zweck, das Pauliner-Christenthum im Gegensatz gegen das Juden-Christenthum als übereinstimmend mit den Lehren Jesu Christi, als den Grund des wahren, Alle beseligenden Glaubens an Jesus Christus, darzustellen; Johannes führt als Augenzeuge der Thaten und Lehren seines Herrn diesen Beweis aus eigener Erfahrung, und als eine Schrift dieses Endzweckes trägt das Evangelium im Allgemeinen das Gepräge der Aechtheit, wie keine andere. Was hätte in der nachapostolischen Zeit, als dieser Gegensatz des Pauliner- und Juden-Christenthums zwar noch bestand, aber ohne weiteren bedeutenden Einfluß, jemanden veranlassen können, eine solche Schrift unter dem Namen des Johannes bekannt zu machen? Eben so sehr gewinnt dadurch das Gewicht der inneren Gründe in Beziehung auf einzelne Einwürfe. Wenn man z. B. die Aeußerung Jesu Cap. 4, 21, sowie die Art und Weise, wie er in vielen Stellen über das Mosaische Gesetz sich ausspricht (S. 75 fg.), bedenklich fand, so sieht man sehr bald, aus welchen Gründen er sich so äußerte, und warum gerade unser Evangelist diese Aeußerungen in seine Schrift aufnehmen mußte. — Vortrefflich finden wir im Folgenden das Eigenthümliche der Darstellungsweise des Johannes, mit besonderer Beziehung auf den früher geschilderten Charakter desselben, entwickelt; das Verhältniß jedoch des Evangeliums zu dem ersten Briefe, von welchem darauf die Rede ist, würde noch deutlicher geworden seyn, wenn der Vf. das Evangelium nicht als eigentliches Evangelium, sondern ebenfalls als ein größeres, an bestimmte Personen gerichtetes Sendschreiben aufgefaßt hätte. Ob dieser Brief vor oder nach oder zugleich mit dem sogenannten Evangelium geschrieben worden, dafür lassen sich ganz sichere Gründe nicht aufstellen. Der Vf. scheint der Meinung zu seyn, daß das Evangelium früher verfaßt sey, indem er bemerkt, Johannes nehme im ersten Briefe auf jenes Rücksicht, und setze dasselbe voraus. Er findet (S. 146) diese Berücksichtigung des Evangeliums im Cap. 2, 14. 21. 26, allein hier zweifeln wir, ob γράφω, ἔγραψα auf eine frühere Schrift hinweise; dem gemüthlichen Charakter unseres Apostels ist es weit angemessener, durch Wiederholung diesen einfachen, so eben ausgesprochenen Gedanken, seinen Schülern recht eindringlich ans Herz zu

legen. Eben so wenig möchten wir Cap. 1, 1 ὁ ἦν ἀπ' ἀρχῆς auf das beziehen, was Johannes im Anfange des Evangeliums gesagt hatte; ἀρχή bezieht sich hier nach dem Zusammenhange und Evang. 15, 27 auf die Zeit der Jordanstaufe. — Auch bey Beseitigung mehrerer Zweifel, welche aus der Verschiedenheit der ersten drey Evangelien von unserem vierten hergenommen werden, sowohl was Form als Inhalt betrifft, kommt man sicherer und für den bloß gebildeten Leser überzeugender zum Ziele, wenn man das Unstatthafte einer solchen Parallele schon daraus beweist, daß die Johanneische Schrift gar kein Evangelium seyn soll. Beabsichtigte unser Evangelist dies nicht, so muß dies natürlich (S. 173) vom wesentlichen Einfluß auf die Geschichtserzählungen, die Wunder insbesondere, die Lehrvorträge und Ausdrucksweise Jesu seyn. Hr. H. sagt selbst S. 186 sehr richtig: „Ehe man solche Verschiedenheiten zur Bestreitung der Authentie gebrauchen will, sollte man vorerst den Zweck und die ganze Richtung einer Schrift aufsuchen, die Zeit beachten, zu welcher der Evangelist geschrieben hat, den Ort, wo er sein Evangelium verfaßte, die Leser, für welche es zunächst bestimmt war“ u. s. w. Dabey kann Rec. es nicht als so ungewiß annehmen, ob Johannes unsere ersten Evangelien, wenigstens einige derselben, gekannt habe, oder nicht. In der ganzen Richtung seiner Schrift schimmert unverkennbar eine Berücksichtigung derselben hervor, und es konnten auch in jener Zeit, in welcher Johannes lebte, und wegen der engen Verbindung, in welcher die Apostel mit einander bleiben mußten, unmöglich jene Schriften, sowie mehrere der Paulinischen Briefe, ihm unbekannt bleiben. Nur denke man sich jene Berücksichtigung der früheren Evangelien nicht in der Art, wie etwa zu unserer Zeit die Geschichtschreiber einander zu benutzen, zu berichtigen oder zu ergänzen pflegen; dies ist, wie überhaupt gegen den Geist des Alterthums, so insbesondere gegen die Verhältnisse des apostolischen Lebens. Man erspare sich also die vergebliche Mühe, die man auch bey der Vergleichung der übrigen Evangelien unter einander so unnütz zu verschwenden pflegt, von Capitel zu Capitel, ja von Vers zu Vers Parallelen anzustellen, und dabey selbst auf einzelne Worte, die Auslassung dieses oder jenes Umstandes großes Gewicht zu legen. Nur das Allgemeine oder Wesentliche behalte man im Auge, beurtheile danach das Verhältniß des Einzelnen in den verschiedenen Evangelien, und dann findet man gewiß hinreichenden Grund zu der auch durch eine alte kirchliche Tradition bestätigten Vermuthung, Johannes habe die übrigen Evangelien, gewiß wenigstens Matthäus und Lukas, zwar nicht ergänzen wollen, doch mit Berücksichtigung ihres wesentlichen Inhaltes seine Schrift in dem ihr eigenthümlichen Geiste geschrieben. Daraus erhellet auch (S. 191 fg.) der wahre Grund, warum Johannes so manches Wichtige, z. B. die Genealogie, die Geburt Jesu u. s. w., ganz mit Stillschweigen übergehen mußte: er wollte ja kein eigentliches Evangelium schreiben, er wollte nur eine Aus-

wahl von beweisenden Reden und Thatfachen des Herrn zusammenstellen, welche in Gegenwart seiner Schüler geschehen waren, deren Wahrheit er mithin als Augenzeuge verbürgen konnte (20, 30). Wenn daher Hr. H. S. 195 das Evangelium des Johannes ein „Lehrevangelium“ nennt, so ist der wesentliche Charakter dieser Schrift damit nicht bezeichnet: denn, wie bereits bemerkt, Johannes bezweckte gar nicht ein Evangelium zu schreiben; *lehren* wollte er allerdings, allein auch die übrigen Evangelisten hatten dieselbe Absicht. Verfolgt man Zweck und Inhalt des Johanneischen Evangeliums — und man kann dies von Capitel zu Capitel, von Vers zu Vers — nach der von uns bemerkten Grundansicht, so erscheint dasselbe als ein wahres Kunstwerk des schlichten, aber vom Göttlichen in den Thaten und Worten des Herrn tief ergriffenen apostolischen Geistes; und es bleibt völlig undenkbar, wie und warum man in späterer Zeit eine solche Schrift hätte dem Apostel unterschieben können. Uebrigens scheint auch Hr. H. in der Auffassung der einzelnen Johanneischen Lehren sich noch zu sehr von dogmatischen Ansichten leiten zu lassen; er spricht S. 202 fg. von einer göttlichen und menschlichen Natur in Christo, von einem Gotte, der Fleisch oder Mensch geworden seyn soll: Vorstellungen, die wir mit *deutlichen* Worten beym Johannes nirgends ausgesprochen finden; eben so wenig möchten wir behaupten, daß der Apostel gewisse Ausdrücke aus der griechischen und hebräischen, damals herrschenden Weltweisheit angenommen habe. Dagegen stimmen wir dem vollkommen bey, was im Folgenden über die Eigenthümlichkeit der Reden Jesu beym Johannes gesagt, und wodurch die Nichtigkeit der erhobenen Einwürfe in ihrer ganzen Blöße gezeigt wird. Es würde jedoch dem Vf. noch besser gelungen seyn, eine recht deutliche Vorstellung von dem Grunde dieser Eigenthümlichkeit zu geben, wenn er die historische Beziehung auch dieser Reden auf das Pauliner-Christenthum im Gegensatze des Juden-Christenthums näher aufgefaßt oder gekannt hätte. Nicht für Juden, noch zunächst gegen Juden, wie man gewöhnlich geglaubt hat, schrieb Johannes; er schrieb für solche, die schon Christen waren, aber wegen ihres Glaubens an Jesus den Christus in Zweifel und Bedenklichkeiten theils durch ihre Schicksale, theils durch die Gegner der Apostel, gerathen waren. Unter den letzten waren es vorzüglich die Juden und Juden-Christen in Kleinasien, welche schon dem Paulus so gewaltig entgegengewirkt hatten, in dessen Beruf Johannes späterhin eingetreten war. Daher der antijüdische oder vielmehr antijudenchristliche Charakter der Reden Jesu in unserm Evangelium. Der Vf. bemerkt unter anderen hinsichtlich einzelner dieser Reden S. 218: „Ohne Zweifel wollte Johannes durch die Anführung der Reden der Phariseer mit Jesu bewirken, daß die Juden um so leichter auch für Jesum gewonnen werden möchten, wenn sie nämlich hörten, wie die mächtigen und angesehenen Phariseer über ihn urtheilten.“ Auf Juden, die noch keine Kenntniß von Jesus Christus hatten, dürften jedoch jene Reden nicht leicht ei-

nen solchen Eindruck gemacht haben; wohl aber auf solche, die schon Christen waren, aber in Gefahr standen, durch die Einwürfe der Juden und vorzüglich des judenchristlichen, antipaulinischen Pharisaismus in Irrthümer geleitet zu werden. Das Gespräch z. B. mit dem Nikodemus ist wesentlich gegen die Irrthümer des späteren Juden-Christenthums gerichtet, gegen die Nothwendigkeit der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes, um würdig der Theilnahme an dem Himmelreiche zu werden, und über die Nothwendigkeit der geistigen Wiedergeburt nach Ablegung alles Jüdischen.

Recht zweckgemäfs handelt der Vf. am Schlusse seiner Schrift S. 261 fg. von dem hohen Werthe des vierten Evangeliums insbesondere. Er zeigt zuvörderst, daß es in allen Zeiten vorzüglichste Beachtung von Seiten der Erklärer, der Kirchenlehrer u. s. w. gefunden habe; ferner, wie sich Einheit des Plans und der Anlage durch dasselbe in allen Theilen auf eine ganz einfache und doch angemessene Weise hindurchziehe; wie dabey zwar alles höher, verklärter, feierlicher erscheine, aber dennoch Klarheit aus allem hervorleuchte u. s. w. Hier wird auch S. 278 mit Recht auf die Uebereinstimmung der Lehren des Johannes von Jesu mit den Lehren des Paulus hingewiesen, und diesen Gegenstand hätte der Vf. schon früher in seinem völligen Umfange, also in Beziehung nicht bloß auf die Lehre von der Person Jesu, sondern auch von dem Glauben überhaupt, von der Liebe, als Bedingungen der durch Jesum zu hoffenden Seligkeit, von der Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes u. s. w., ausführen können: ein recht wesentlicher Beweis, daß unser Evangelium in der apostolischen Periode und von einem Apostel geschrieben worden. Doch ist, was der Vf. sagt, für den Endzweck seiner Schrift hinreichend, und wir wünschen derselben unter denjenigen, für welche sie bestimmt ist, recht viele und aufmerksame Leser.

L. L.

CASSEL, b. Luckhardt: *Die Darlegung der Bedürfnisse der evangelischen Kirche in Kurhessen und die Bickellsche Reform der protestantischen Kirchenverfassung*; eine Appellation an das stimmfähige Publicum und ein Warnungsruf an seine Amtsgenossen, von Peter Wilhelm Kempf, Pfarrer zu Weimar und Wilhelmthal in Kurhessen. 1831. 64 S. 8. (6 gr.)

Mit verdientem Beyfalle haben wir in dieser A. L. Z. (1831. Nr. 175) die *Bickell-Hupfeldsche* Schrift: *Ueber die Reform der protestantischen Kirche, bezüglich auf Kurhessen*, Marburg, 1831, angezeigt; es ist also billig, auch der *Kempffschen* Gegenschrift wenigstens eine kurze Erwähnung zu thun. Sehr beklagenswerth wird es aber jeder finden, daß, wenn anders eine Gegenschrift nöthig war, die Ausarbeitung derselben in die Hände eines Mannes fiel, der, wie es scheint, keinen Widerspruch vertragen kann, und in jedem, der es wagt, von dem seinigen abweichende Ansichten zu äußern, sofort einen Beleidiger sei-

ner Person, einen Feind und Spötter der kurheffischen Geistlichkeit, zu erblicken glaubt. Rec. hat die Schrift der beiden Marburger Professoren wiederholt mit der größten Sorgfalt durchgelesen: aber er müßte die Wahrheit verletzten, wenn er sagen wollte; er habe darin irgend ein zweydeutiges Wort, eine schielende Bemerkung, eine scheinbare oder wirkliche Beleidigung gegen Hn. Pf. *Kempf* oder dessen Amtsgenossen gefunden. Hr. Prof. *Bichell* zeigte gründlich und klar, daß die Hauptquelle der Uebel, woran die protestantische Kirche in und ausserhalb Kurheffen leide, in der *Consistorialverfassung*, oder in einer allzuweltlichen Behandlung der kirchlichen Dinge, sowie in dem Ausschlusse der Gemeinden von aller thätigen Theilnahme an der Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten, liege; Hr. Prof. *Hupfeld* bewies eben so einleuchtend und überzeugend, daß das Hauptübel, woran die Kirche krankt und ihre Beamten leiden, von den *Hochschulen* und deren seitheriger Verfassung ausgehe, sowie daß dessen Heilung nicht eher zu hoffen sey, als bis die theologischen Studien eine andere Richtung nehmen, und unsere jungen Geistlichen eine fach- und zweckgemäßere Bildung erhalten. Man lese u. a. S. 65 der „Reform,“ mit welcher Verzicht und Schonung jede gehässige Deutung auf *Personen* abgelehnt und erklärt wird, in jenen Klagen erkenne der Vf. nichts, als „die Wehen einer nothwendigen Entwicklungsstufe der Wissenschaft.“

Gegen diese Schrift tritt nun Hr. *Kempf*, weil dieselbe durch die von ihm im Namen der kurheff. Geistlichen dem Landtage zu Cassel übergebene Vorstellung veranlaßt war, in vorliegender Streitschrift auf; er findet es S. 7 „anmaßend,“ daß die Eingabe kritisiert worden, sagt, Hr. *B.* habe sie durch Mißdeutung zu einem „Zerr- und Spottbilde“ gemacht, wiederholt, was in der Eingabe von Beförderung der Geistlichen ohne Rücksicht auf Talent, Kenntniß, Verdienst begehrt wird, stimmt zwar mit *B.* über den Werth einer Presbyterial- und Synodal-Verfassung überein, eifert jedoch gegen das den Gemeinden einzuräumende Wahlrecht bey Predigervacanzen, und bemüht sich besonders S. 49 f., die Unentbehrlichkeit der Consistorien darzuthun; bey welcher Gelegenheit er be-

merkt, daß „namentlich bey uns“ (in Kurheffen) „die höchste geistliche Würde und das höchste geistliche Verdienst gegenseitig sich ehren“: zu welcher „offenen“ Bemerkung er sich in einer Note, „um seiner bisher immer bewiesenen Freymüthigkeit willen,“ das Recht vindicirt. Mit Prof. *Hupfeld* ist unser Vf. noch unzufriedener als mit Prof. *Bichell*; gegen ihn drückt er sich S. 52 ff. so unfreundlich, man darf sagen, so beleidigend aus, daß es Rec. widerlich ist, die Invectiven gegen diesen freysinnigen und allgemein geachteten Theologen hier zu wiederholen. Nur diese Einzige: weil Hr. *H.* die über ihre pecuniäre Lage klagenden Geistlichen mit aller Schonung und Bescheidenheit an Matth. 6, 33 erinnert, so stellt Hr. *H.* S. 56 die Alternative auf: entweder habe Hr. *H.* die Tendenz, „die Grundsätze jener *St. Simonsjünger*, welche mit Recht der französischen Regierung verdächtig waren, in unsere protestantische Kirche zu verpflanzen;“ oder er, „der Professor der Theologie, habe hier seinen Spott mit dem Worte Gottes und den hart bedrückten Männern unseres Standes treiben wollen.“

Daß Hn. *Kempfs* Streitschrift manche wahre und gute Bemerkung enthält, und daß namentlich seine S. 58—64 mitgetheilten *Ansichten über die Stiftung und Gestaltung eines vollständigen Synodalvereins der evangelischen Kirche in Kurheffen* nicht ohne Werth sind, und eine reife Erwägung verdienen, das stellt Rec. nicht in Abrede. Nur bedauern muß man den polemischen Ton und die gehässige Sprache bey einem Geistlichen, der, wie er zu erkennen giebt, im Namen von 200 Amtsgenossen auftritt, und dem daher mehr, wie irgend Einem, alle Einseitigkeit, Rechthaberey und Leidenschaftlichkeit fremd seyn sollte. Erwehren kann man sich schließlichs nicht der Frage: wie läßt sich doch die tiefe Versunkenheit des Kirchenwesens, worüber der Vf. selbst bitter klagt, in einem Lande erklären, wo die Consistorien so weise Institute S. 49, die Lehrer der Theologie so verdienstvolle Männer sind S. 52, und wo, wie oben bemerkt, „die höchste geistliche Würde und das höchste geistliche Verdienst sich gegenseitig ehren?“

— hr —

K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. 1) *Hamm*, in der Schulzischen Buchhandlung: *Erster Unterricht im Lesen nach einer zweckmäßigen Stufenfolge*. Von einem Elementarlehrer. 1831. 8 S. 8 (1 gr.)

2) *Glatz*, b. Pompejus, *Weisse*, b. Hennings: *Kinder-Schulbuch*; oder Anweisung für Kinder, welche geschwind wollen lesen lernen. Ohne Jahrzahl. 16 S. 8 (2 gr.)

Beide Fibeln verdienen empfohlen zu werden. No. 1 fängt mit den Vocalen an, läßt darauf einen Vocal und einen Consonanten zusammen aussprechen, worauf dieselben Leseübungen in Verbindung mit einem neuen Consonanten wiederholt werden, so daß, wie das Kind eine neue Sylbe

aussprechen lernt, zugleich auch die vorigen ihm wieder in Erinnerung gebracht werden. Hierauf die Doppelvocale, die mit einem Laut ausgesprochen werden sollen, und die Consonanten ch, sch, ph, ps, st, sp, tz. Nach ihnen einsylbige, dann mehrsylbige Wörter. Nun erst lernt das Kind die großen Buchstaben kennen, und Wörter mit großen Anfangsbuchstaben lesen. Den Beschluß machen kleine Erzählungen, Gebete und Lieder, zuletzt das Einmaleins.

In No. 2 wird das Kind auch mit dem geschriebenen, und mit dem lateinischen Alphabet bekannt gemacht. Möchte besonders No. 1. bey seiner großen Wohlfeilheit die gewöhnlichen elenden Fibeln aus unserer Volksschulen verdrängen!

S. in R.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

J U R I S P R U D E N Z.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Das Staatsrecht des Königreiches Württemberg*, von Robert Mohl, Dr. der Rechte, ordentl. Professor der Staatswissenschaft in Tübingen. Erster Theil, das Verfassungsrecht. 1829. XVI u. 692 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Man muß in unserer Zeit schon zufrieden seyn, wenn ein Buch nur irgend ein Bedürfnis befriedigt, sey dies auch vielleicht nicht gerade die Aufgabe, deren Erfüllung auf dem Titel als Zweck des Werkes genannt wurde. Was soll man aber von einem Werke sagen, dessen Vf. nicht nur das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, vollkommen erreicht, sondern außerdem noch die Wissenschaft in den vielfachsten Beziehungen bereichert hat? Und doch ist dies bey vorliegendem Werke der Fall, das seine Hauptaufgabe, die doctrinäre Entwicklung der rechtlichen Bestimmungen über das Staatsrecht des Königreiches Württemberg, auf das trefflichste gelöst, und bey ihrer Verfolgung die Grundsätze, die allein durch das Gewirre und Getreibe der Parteyen als ewige Leitsterne den Pfad zur Wahrheit bezeichnen, mit Sicherheit dargestellt, mit Festigkeit behauptet hat. Ein Werk, das vor vielen eine sorgfältige und gründliche Prüfung erfordert. Indem wir eine solche unternehmen, gedenken wir, dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, und den Gang seiner Forschungen zu bezeichnen, aber auch unsere Meinung, wo sie eine abweichende ist, mit Gründen zu unterstützen.

Der Vf. schickt in der *Einleitung* einige *allgemeine Vorbegriffe* voraus, wodurch er zunächst zu beweisen sucht, daß der Staat, den er als „den Inbegriff derjenigen Einrichtungen“ definiert, „die hinsichtlich des geordneten Zustandes einer gewissen Menschenmenge (eines Volkes) auf einem bestimmten Gebiete getroffen sind,“ auf den verschiedenartigsten rechtlichen Grundlagen beruhen könne, ohne dem Begriffe desselben weniger zu entsprechen. Und so gebe es denn vor Allem vier Staatsgattungen, die patriarchalische, theokratische, despotische und den Rechtsstaat, die alle dem Begriffe des Staats entsprechen, ein eigenes Staatsrecht beäßen, und einer eigenen Staatsklugheit bedürften. So gern wir zugeben, daß die meisten bisherigen Lehrer des Staatsrechts darin fehlten, daß sie den Begriff des Staats zu eng zogen, und überhaupt die unendlich mannichfachen politischen Gestalten in das enge Gehäuse der Form zu pressen strebten, die ihnen gerade, von J. A. L. Z. 1832. *Dritter Band.*

ihrer Orte und ihrer Zeit aus, als die zweckmäßigste erschien, und die sie sich daher auch nicht scheuten, für die einzig rechtmäßige zu erklären: so finden wir doch den von dem Vf. aufgestellten Begriff wieder um Vieles zu weit. Nur das „Gebiet“ giebt ihm einige Befestigung. Auch glauben wir nicht an die Denkbarkeit mehrerer verschiedener Staatszwecke. Wir meinen vielmehr, daß die Zwecke des Staates immer dieselben sind, die Staatsform sey, welche sie wolle, und daß nur *das* Verhältniß den Namen eines Staates verdiene, das diesen Zwecken entsprechend ist. Das Verhältniß, das nur auf das Beste des einen Theils im Staate, nicht auf das der Gesamtheit berechnet ist, das kann auch von der Vernunft nicht als ein Staat betrachtet werden. Aber auch die patriarchalische Form, auch die theokratische, kommen mit den übrigen in Einem Zwecke zusammen, und sie können gerade um deswillen eine bessere rechtliche Begründung finden, als andere, weil und wenn sie unter gewissen Verhältnissen und zu gewissen Zeiten die leichteste Erreichung jenes Zweckes versprechen. Der Rechtsstaat unter den Juden gab sich in der theokratischen Form kund, weil sie die geeignetste war, zu jener Zeit und bey jenem Volke die Erreichung des Staatszweckes zu vermitteln. Jene Systeme sind politische, nicht staatsrechtliche; sie haben eine eigene Politik, sie mögen ein eigenes positives Recht erfordern; aber sie müssen dasselbe Ziel verfolgen, dem der Staat überhaupt zustrebt. Allen Formen des Staates mag man so lange mit Recht auch theokratische, patriarchalische, ja despotische Elemente beygesellen, als einzelne Hindernisse der allseitigen Erreichung der Staatszwecke noch solcher Mittel zu ihrer Bekämpfung bedürfen. — Bey der Aufzählung der einzelnen Untergattungen des Rechtsstaates haben wir uns gewundert, daß der Vf., bey seinem gewohnten Scharfsinne, nicht erkannt hat, wie nicht in dem Begriffe der Einherrschaft, sondern in der *Erblichkeit* der Königswürde das Wesen der Regierungsform liegt, die wir mit dem Namen der Monarchie belegen. Mit Recht hat er dagegen die Repräsentativmonarchie streng von „dem Staate mit getrennten Gewalten,“ dieser Ausgeburt mißverständlicher Theorien, unterschieden; zwey Begriffe, deren Verwechslung in unserer Zeit gar manches Ungemach bereitet.

Der Eintheilung des Staatsrechts und der vorläufigen Angabe des Inhaltes seines Werkes schickt der Vf. einen „kurzen Abriss der früheren staatsrechtlichen Verhältnisse des Königreichs“ nach, der das

Nöthige in gedrängter und zweckmäßiger Darstellung bietet. Dann folgen die *Quellen* des württembergischen Staatsrechts und die nöthige *Literatur*, sowohl des ersten, als der Geschichte, Geographie und Statistik, und auch der Hauptchriften über philosophisches Staatsrecht, Politik des Repräsentativstaats und positives Staatsrecht anderer europäischen Staaten mit Volksvertretung.

Die Eintheilung des Werkes selbst ergab sich leicht. Der erste Theil behandelt das *Verfassungsrecht*. Hier spricht der Vf. zuerst vom Lande, dann von dem Könige, dann von den Staatsbürgern. Wie wohl wir diese Behandlungsart dem Standpunkte der germanisch-monarchischen Staaten nicht unangemessen finden, so glauben wir doch, daß eine andere Methode theils logisch richtiger, theils praktisch nützlicher sey. Wir meinen nämlich, es seyen vor Allem drey Punkte, auf die es bey der Bearbeitung jedes Staatsrechtes ankomme: das Land, seine Bewohner und das Princip ihrer öffentlichen Einrichtungen. Hiernach müßte also zuerst das Staatsgebiet, dann das Staatsbürgerthum besprochen werden; und wenn man nun im Allgemeinen gesagt hätte, die Staatsgewalt sey einem erblichen König zuständig, der aber bey ihrer Ausübung an die Mitwirkung einer volksvertretenden Versammlung gebunden sey, so zerfielen der dritte Abschnitt in zwey sehr natürlich und unter sich in nahem Zusammenhange stehende Unterabtheilungen: die Rechte des Königs und die Rechte der Stände. Die Garantien der Verfassung machen dann, wie auch hier, den Beschluß.

Was das erste Capitel betrifft, so bemerken wir, daß der *Titel*, nach unserer Ansicht, nicht Sache des Landes, sondern Sache des Königs ist. Auch vermissen wir hier die Angaben über die Bezirksbegrenzung, die doch nicht reines Verwaltungsobject, sondern auch in die Verfassung verwebt ist und seyn muß. — Im zweyten Capitel spricht der Vf. zuerst von der *Erwerbung des Rechts auf die Krone*, und zwar vor Allem von der Erbfolge nach *Geburtsrecht*. Da er bey dieser Gelegenheit den Begriff einer ehelichen Ehe erwähnt, so wäre eine Erklärung darüber, was eigentlich in Deutschland zum hohen Adel zu rechnen sey, — diese Frage, deren Dunkelheit *Blücher* eben so erschöpfend bewiesen, als aufgehellt hat, wohl am Orte gewesen. Der Vf. bewährt sich als tüchtigen Juristen, indem er die seltenen Möglichkeiten, die nach den Bestimmungen der Verfassung unter gewissen Umständen sich darstellen können, aus einander gesetzt hat. Und in der That scheinen die Begründer der meisten neueren Erbfolgegesetze nicht eben mit der nöthigen Klarheit alle Resultate ihrer Bestimmungen sich vergegenwärtigt zu haben. Gewiß lag die Entscheidung, die, nach der Ansicht des Vfs., in einigen Fällen aus den Bestimmungen des §. 7 der württembergischen Verfassung hervorgeht, nicht in der Absicht der Gesetzgeber. In eine rechtzeitige Aenderung des Unzweckmäßigen daran wird aber wohl um so weniger gedacht werden, je seltener man geneigt ist, staatsrechtliche Fragen eher zu

entscheiden, als man bey einem factischen Ereignissen den Mangel eines sicheren und zuverlässigen Anhalts bemerkt hat. Und doch sollte man gerade solche Fragen in ruhigen Zeiten; und wenn an das Eintreten des Falles, den sie betreffen, noch lange nicht zu denken ist, ordnen, da in den Momenten, in welchen die Frage im Leben hervortritt, fast immer Leidenschaft, Parteyfucht, Rücksicht auf persönliche, vorübergehende Verhältnisse sich einmischen, und den klaren Blick verwirrend eine wahrhaft wohlthätige Entscheidung unmöglich machen. — Gewundert hat es uns, daß der Vf. sich des Ausdruckes: „Linealerbfolge mit Primogenitur“ bedient, da doch die letzte nur eine Untergattung der ersten ist, und den Begriff derselben in sich trägt. Die württembergische Krone ist an ein Beschwören der Verfassung gebunden, und der Vf. zeigt klar und freymüthig, welche Folgen eine Unterlassung desselben haben müßte. Indem er auch von der Nothwendigkeit spricht, daß sich der König zu einer der christlichen Kirchen bekenne, erklärt er es für politisch richtiger, wenn dem Fürsten in dieser Beziehung ein geringerer gesetzlicher Spielraum gelassen sey, als den Unterthanen. Wir meinen, es komme hier mehr darauf an, daß der Regent an einem nachtheiligen Einwirken auf die religiöse Ueberzeugung, und überhaupt auf die kirchlichen Einrichtungen seines Volkes, gehindert werde, als auf eine Beschränkung der persönlichen Gewissensfreyheit des Monarchen. Der Fürst, der heimlich einer ihm verbotenen Religionsansicht zugethan ist, und eben deshalb durch heimliche Machinationen für seine Sache zu wirken strebt, kann seinem Staate dadurch mehr schaden, als wenn er sich offen zu einer abweichenden Lehre bekennen darf. Druck zeugt Gegendruck. — Trefflich entwickelt der Vf. die Fälle, welche den Verlust der Krone nach sich ziehen können.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Capitels behandelt die Lehre von der *Reichsverweisung* vollkommen erschöpfend. Dann spricht der Vf. von den Rechten des Königs als *Staatsoberhaupt*, und zeigt mit Glück, in welchem Sinne der Regent allerdings als der alleinige Inhaber der Staatsgewalt zu betrachten sey; eine Eigenschaft, welcher die Volksvertretung im germanischen Sinne keinesweges präjudicirt. Denn diese erhebt das Volk und seine Vertreter nicht zu Mitregenten; sie verleiht ihnen geschichtlich und rechtlich eine mehr negative als positive Bestimmung: vor Mißbrauch zu schützen, und durch Wünsche und Bitten auf den rechten Weg zu leiten. Der Vf. geht nun die einzelnen Rechte durch, welche der König als Staatsoberhaupt hinsichtlich der Gesetzgebung, in Erlassung der Gesetze und Verordnungen, und hinsichtlich der Vollziehung der Gesetze, theils im Allgemeinen, theils rücksichtlich der Justiz-, Polizey-, Finanz- und Militär-Verwaltung, hat, und die er in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten ausübt. Wir würden es jedoch für zweckmäßiger halten, wenn diese einzelnen Bestimmungen bey der Lehre von den Rechten des Königs nur im Allge-

meinen angegeben würden, das Nähere aber einer besondern Darstellung vorbehalten bliebe, die ihren Platz erst nach der Lehre von den Ständen erhalte, und zeigte, wie diese beiden großen Staatsgewalten in allen einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung zusammenwirken. — Nun folgen die *Ehrenrechte* des Königs, wobey wir aber die aus dem Völkerrechte fließenden, und mit dem Begriffe der „königlichen Ehren“ verbundenen vermissen. Dann werden die *pecuniären Rechte* des Königs dargestellt, sowie seine Rechte als Oberhaupt des königlichen *Hauses* und seine *Privatrechte*.

Das dritte Capitel beschäftigt sich mit *den Rechten der Staatsbürger*. Hier entwickelt der Vf. den Begriff des *allgemeinen Staatsbürgerrechts*, die Weise seiner Erwerbung, die zwiefach ist (Geburt und Aufnahme), und den Verlust desselben. Ferner erörtert er die einzelnen darunter begriffenen Rechte, den Umfang des Staatsbürgerrechts, und erkennt als solche: 1) *dass* der Staatsbürger bloß zu verfassungsmäßigem Gehorsam verpflichtet sey; ein delicateser Punkt, bey dem er sich wahr, männlich und freysinnig ausspricht; 2) die Gleichheit der bürgerlichen Rechte und Lasten; 3) den Schutz der Person; wobey er hinreichend beweist, wie viel hier der Gesetzgebung noch zu thun bleibe, wenn die Verfassung auch in diesem Punkte eine Wahrheit werden soll; 4) die Denkfreyheit. Hiebey bemerken wir, dass der Vf. aus ihr das Recht ableitet, seine Gedanken über jeden beliebigen Gegenstand mündlich gegen jeden, der freywillig zuhören will, zu äußern, sobald der Sprechende das Recht hat, in der Versammlung zu erscheinen und zu reden, und sobald er nicht dabey die Rechte des Staats, oder fremder Staaten, oder einer Privatperson verletzt, oder zu einer solchen Verletzung auffodert. Eine Beschränkung der Zahl der Zuhörer findet er nicht in den Gesetzen. Er sagt ferner: kein Gesetz verbiete die bittweise Aufforderung eines Bürgers an seine Mitbürger, sich zu einer bestimmten Zeit und an einem angegebenen Orte zu dem Zwecke einer Berathung über irgend einen Gegenstand zu versammeln. Die Pressfreyheit leitet er gleichfalls aus jenem durch die Verfassung gewährleisteten Rechte ab. 5) Gewissensfreyheit; 6) das dem Würtemberger seit uralter Zeit gebührende und von ihm so oft gebrauchte Auswanderungsrecht, das ihm eine Zeit lang dennoch geraubt war; 7) die Sicherstellung wohlervorbener Rechte gegen Eingriffe des Staats, bey welchem Punkte er der Gesetzgebung gleichfalls grössere Klarheit wünscht; 8) die Wahl des Standes (Berufs) und dessen freye Ausübung; 9) das Recht der Beschwerdeführung bey den höheren Staatsbehörden, bey der Ständeversammlung und bey dem Bundestage. — Die zweyte Abtheilung dieses Capitel's verbreitet sich über die *rechtlich ausgezeichneten Arten* der Staatsbürger, und behandelt als: I. *gesetzlich bevorzugte*, 1) die Mitglieder der königlichen Familie, bey welcher Gelegenheit die ziemlich verwickelte Lehre von den Apanagen sehr fasslich dargestellt ist. Freylich aber war

hier nicht bloß von Vorzügen, sondern auch von Beschränkungen zu sprechen, weshalb der Inhalt der Ueberschrift der Abtheilung nicht völlig entsprechend ist; 2) die Standesherrn, ihre Geschichte und ihre Rechtsverhältnisse; 3) den ritterchaftlichen Adel; 4) den unbegüterten Adel. Als II. *gesetzlich benachtheiligte* Staatsbürger erkennt er die Juden. — Wir würden es vorgezogen haben, ohne weitere Unterabtheilung, in einem einzigen Abschnitte die *besonderen* Rechtsverhältnisse einzelner Classen von Staatsbürgern zu umfassen.

In einer dritten Abtheilung entwickelt der Vf. die Lehre von der Vertheidigung der Volksrechte durch die *Ständeversammlung*. Hier gebührt ihm das Verdienst, das richtige Verhältniß der Volksvertretung, wie es sich in den germanisch-monarchischen Staaten darstellt, wie es geschichtlich sich darstellen mußte, wie es vor der Vernunft gerechtfertigt und in allen deutschen Verfassungen durch ausdrückliche Bestimmungen anerkannt ist, aber gleichwohl von der Parteysucht, dem Ehrgeize, von verkehrten Theorien und blinder Nachahmungssucht vielfach verkannt wird, fortwährend mit Festigkeit im Auge behalten zu haben. Er hat mit Recht erkannt, dass es die Hauptaufgabe der Volksvertretung ist: *vor einem Mißbrauche der Staatsgewalt*, die in voller Ausdehnung den Regenten gebührt, *zu schützen*. In dieser Beziehung, und so weit sie eine abwehrende Thätigkeit entfaltet, können ihre Rechte nicht weit genug bestimmt werden. Aber sie soll nicht zur Mitregentin, oder gar zur alleinigen, gesetzgebenden Herrscherin des Staats werden. Sie soll also keine zu einer positiven Handlung *zwingende* Wirkksamkeit in Anspruch nehmen. Wenigstens müßte dann ihre Zusammensetzung so berechnet seyn, dass man die ste und höchst mögliche Gewisheit hätte, wie sie nur in dem äußersten und unleugbaren Nothfalle von den ihr verliehenen Zwangsrechten Gebrauch machen würde. Denn allerdings würde z. B. das Recht der *allgemeinen Steuerverweigerung*, wie es, als Zwangsmittel gegen die Regierungen genommen, in Staaten, die nicht auf dem Principe der Volkssouveränität beruhen, eigentlich nicht zu dulden ist, in den Händen der württembergischen, bairischen, sächsischen Kammern weniger gefährlich seyn, als in denen der kurhessischen, die jedenfalls allzu wenig mächtigende Elemente in ihrer Mitte hat. — Der Vf. erwähnt, dass die Stände in zwey Kammern vertheilt sind. Hier vermissen wir sein Urtheil über diese Einrichtung, das er sonst selten ausschließt. Doch scheint er (S. 462) anzudeuten, dass er wohl das Zweykammerystem, nicht aber ebenso die Idee einer Adelskammer, billigt. Dies ist auch unsere Ansicht für Staaten, in denen die hohe Aristokratie nicht mehr, wie in England, Ungarn, Spanien, eine wahre Macht ist. — Er zählt die Bestandtheile beider Kammern auf; erwähnt, welches die allgemeinen gesetzlichen Eigenschaften aller Ständeglieder seyen, wie man die Wahlordnung bestimmt habe, welche besonderen Bestimmungen für die Wahlen der ein-

zelen Classen der Abgeordneten sich darstellen. Wir glauben, die Bedingungen des activen und passiven Wahlrechts gehören in die Lehre von der Zusammenfassung der Kammern, deren wahren Schlüssel sie enthalten, die Einrichtungen des Wahlmodus aber in die Lehre von der Einberufung der Stände. — Der Vf. entwickelt die rechtlichen Bestimmungen über die Einberufung und Entlassung der Kammern; die persönlichen Rechtsverhältnisse der einzelnen Ständemitglieder, wo er vorzüglich die Satzungen der englischen Verfassung zur Vergleichung bezieht; die Rechte der Ständeversammlung, und namentlich ihren Antheil an der Gesetzgebung, ihre Einwirkung auf den Staatshaushalt, in Bezug auf das Kammergut, die Steuern und die Staatsschuld; ihr Recht zur Bewilligung der Dienstmanschaft; ihren Einfluss auf die äußeren Staatsverhältnisse; ihr Anklagerecht gegen die Staatsdiener; ihr Recht zur Petition und Beschwerdeführung. Er stellt die äußere und innere Geschäftsordnung beider Kammern dar. Er bespricht, ohne diese Einrichtung zu billigen, die rechtlichen Verhältnisse des landchaftlichen Ausschusses, nach seiner Trennung in zwey Abtheilungen. Ein Institut, in welchem Keime liegen, die in der Zukunft träger, lethargischer Jahrhunderte die ständische Wirksamkeit auflösen können. — Den Schluss macht die Lehre von den *Garantien* der Verfassung, die der Vf. theils in dem Staatsgerichtshofe, diesem so äußerst wichtigen Bestandtheile der württembergischen und sächsischen Verfassung, theils in dem deutschen Bunde findet. Wohl hätte es hier, als eine gleichkräftige Bürgschaft, einer nochmaligen Erwähnung verdient, daß der König von Württemberg stillschweigend auf den Thron verzichtet, wenn er die, nach §. 10 der Verfassung ihm obliegende Ausstellung einer, die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung bey königlichem Worte zusichernden Urkunde unterläßt. Und sollte diese königliche Zusicherung selbst nicht als eine kräftige Garantie zu betrachten seyn?

Bey allen einzelnen Punkten sind mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinne und mit der rühmlichsten Genauigkeit die rechtlichen Folgen aus den allgemei-

nen Bestimmungen der Gesetze abgeleitet. Es ist daher dieses treffliche Werk nicht bloß dem württembergischen Staatsbürger unentbehrlich, sondern jeder Bürger eines constitutionellen Staates wird seine Analogieen benutzen können, und Niemand, der an dem deutschen Staatsleben Antheil nimmt, es ohne das Geständniß aus der Hand legen, die reichste Belehrung daraus geschöpft zu haben.

F. B.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Der praktische Kaufmann, oder Encyclopädie für Handelsbesessene jeder Art.* Von Joh. Georg Büsching. 1826. VIII u. 212 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Diese Schrift hat nicht den Zweck, die Grundsätze der Handelswissenschaft in bürgerlicher oder politischer Beziehung darzustellen, sondern sie will bloß den Lehrling in das praktische Geschäft einführen; sie unterscheidet sich also wesentlich von anderen mercantilischen Schriften, die unter ähnlichen Titeln erschienen sind.

Zuerst lehrt sie die Vorbereitung auf den Kaufmannsstand in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht, dann die Einführung in die Geschäfte selbst, in das häusliche Leben, in eine Detail- und Großhandlung, in das Comtoir, in den Handel mit Wechseln u. s. w. Die dritte Abtheilung handelt vom kaufmännischen Rechnungswesen, und angehängt sind einige Reductionstabellen für Gewichte, ein Zinskalender u. s. w. Hie und da ist auch einige Literatur, welche praktischen Werth hat, beygefügt.

Wir können diese Schrift allen angehenden Handlungslehrlingen um so mehr empfehlen, da sie sehr Vieles enthält, was man in berühmten weitgeschweifigen mercantilischen Schriften vergebens sucht. Besonders lehrreich sind die praktischen Rechnungsregeln, welche das Geschäft so sehr erleichtern und beschleunigen, und deren Mangel auch einen gründlichen Mathematiker im mercantilischen Leben als unbeholfen erscheinen lassen würde.

W. u. o. i.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Coburg, im Selbstverlage des Verf's.: *Thatsachen zur Charakteristik und Literatur mit Autorschaft und Bibliognosie*, von Dr. J. H. M. Ernesti. 1831. 46 S. 8.

Harte, sehr harte Anklagen gegen die *Gottfried Basse'sche Buchhandlung* zu Quedlinburg, und gegen die *Ernst Klein'sche Verlagshandlung* zu Leipzig. Von beiden behauptet Hr. Dr. Ernesti, zu seinem großen Nachtheil hingehalten und getäuscht worden zu seyn, und fordert vorzüglich in Bezug auf die erste „*oberflüchterliche*

Hilfe“ auf. Sind die Thatsachen, welche hier aufgeführt werden, begründet und wahr: so ist die Schrift allerdings, des etwas verworrenen Vortrags ungeachtet, der Aufmerksamkeit Aller würdig, welche sich für schriftstellerische und buchhändlerische Verhältnisse interessieren: obgleich man bedauern muß, daß der Vf. den geeigneten Weg, zu seinem Rechte zu gelangen, nicht gehörig zu kennen scheint (S. 18. 19. 23), und wir ihm herzlich wünschen, daß aus dieser öffentlichen Beschwerdeschrift ihm nicht neue Unannehmlichkeiten erwachsen mögen.

Sch.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Enslin: *Theorie der Heilkunde*, von G. E. Stahl. Herausgegeben von K. W. Ideler, Dr. Erster Theil: *Physiologie*. LXVI u. 269 S. Zweyter Theil: *Pathologie*. 300 S. 1831. 8. (3 Thlr.)

Ein ganzes Jahrhundert ist verflossen, seit Stahl lehrte und wirkte. Auffallen muß es demnach, daß die *Stahlsche* Theorie nach einem solchen Zeitraume einen Herausgeber gefunden hat, und diess um so mehr, da große Männer, welche die Heilkunde wahrhaft gefördert, unterdessen die Anatomie, Physiologie und Pathologie als Basis jener auf eine bewundernswürdige Höhe gebracht haben. Neben diesen Thatfachen muß der Unbefangene gestehen, daß Naturlehre, Chemie und Botanik nicht zurückgeblieben sind, und daß das Vordringen in der Erkenntniß des Materiellen die Heilkunde in ihrer Begründung gewaltig unterstützt hat. Erwägt man diese Thatfachen genauer, und blickt zurück auf den Stand der Wissenschaften zu *Stahls* Zeit, so darf es nicht auffallen, ohne gerade Einzelheiten zu vergleichen, wie dem großen und kräftigen Geiste *Stahls* so Manches dunkel und unergründlich seyn mußte, da ihm von dieser Seite her kein Licht leuchtete. — Sein unsterbliches Verdienst um die Heilkunde ruhet, wie K. Sprengel im 5 B. f. Verfauch einer pragmat. Gesch. der Arzneyk. und der Herausgeber in der Vorrede angeben, auf dem großen Gedanken und der Ueberzeugung von der heilkräftigen Ordnung der Natur, welcher er alle Krankheiten, in sofern sie auf die Harmonie des lebenden Organismus störenden Einflüsse folgen, beylegte, und sie demnach nicht als von der Natur nur Zugelassenes, sondern als von ihr Gegebenes, zur Entfernung jener Disharmonie Nothwendiges, angesehen wissen wollte. Als *Principium agens* dieser heilkräftigen Ordnung der Natur, setzte Stahl bekanntlich die vernünftige Seele, der er das Materielle des Organismus und dessen Thätigkeiten unterordnete, und als von ihr ausgehend betrachtete. Sehr wahr sagt der Herausg. S. 8 u. 9 der Vorr., daß Stahl, in sofern er die Materie als etwas Passives dieser Ansicht gemäß betrachtete, sehr bald durch den hiedurch hervorgerufenen Kampf mit Iatromathematikern und Chemiatrikern, denen die Materie alles war, zu einer Einseitigkeit hingerissen wurde. Diese Einseitigkeit stieg bis zu einem, an Schwärmerey und Aberglauben, von dem der gute Mann leider nicht J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

ganz frey war, grenzenden Grade, vernichtete in ihm alle Toleranz gegen Andersdenkende, und verhinderte ihn somit das Gute zu begründen, das unzweifelst in jenem großen und wahren Gedanken von der Naturheilkraft lag. Diese Einseitigkeit verleitete ihn auch, die bildende, erhaltende und heilende Kraft im Lebendigen mit der vernünftigen Seele für identisch zu halten, und den unglücklichen Sprung in das Reich des Unbegreiflichen zu thun. Statt daß nun seine Schüler und Nachfolger ihn von diesem *Salto mortale* hätten aufrichten sollen, führten sie sein so vernünftiges Beginnen dadurch immer tiefer, daß sie es einseitig vertheidigten, statt daß sie es dem Einzelnen in der Heilkunde hätten anpassen sollen, und machten es bey seinen Gegnern verdächtig. Sie übersehen ganz, daß zwar zwischen der schaffenden Urkraft = Gott und der vernünftigen Seele eine begrenzte Verwandtschaft, eine Annäherung, aber nicht Identität — daß ferner zwischen der vernünftigen Seele und der bildenden, erhaltenden und heilenden, als einer und derselben Kraft im Lebendigen, ebenfalls zwar eine gradative, also begrenzte Verwandtschaft und Annäherung, aber nicht Identität und zwar eben so wenig, als zwischen dem thierischen und pflanzlichen Leben, Statt findet. Hier ist Annäherung, Verwandtschaft, Zusammenhang, Harmonie, aber weit entfernt von Identität. Diese unglückliche Einseitigkeit wurde dadurch gesteigert, daß Stahl, statt jenen großen Gedanken auf dem Wege einer reinen und vernünftigen Naturanschauung weiterhin zu begründen, sich verleiten ließ, nur für die Wahrheit desselben zu streiten. Dieser Streit ward um so heftiger, als er sich so weit vergaß, in der Antwort auf *Leibnitzens* Widerlegung seiner Seelentheorie, der Seele Ausdehnung und Materialität beyzulegen, und die Unsterblichkeit bloß als einen Act der göttlichen Gnade zu betrachten (vergl. K. Sprengels a. a. O. Bd. 5. S. 27). — Falsche Prämissen und daher auch falsche Schlüsse. Hiedurch reizte er das ganze Heer orthodoxer Zeloten, die der Geist der Finsterniß und des Aberglaubens des damaligen Zeitalters mit sich führte, gegen sich auf, und diese brachten ihn und sein schönes und großes Beginnen in fast allgemeine Verachtung. Dazu kam noch, daß Fr. Hoffmann und Boerhave ihn durch geistliche Verdrehungen seiner Lehrmeinungen und hämische Insinuationen dem Gesichts-kreife der Menge entrückten, und ihm dadurch den Todesstoß gaben. Abgesehen hievon, trägt die Theorie *Stahls* bedeutende Mängel, Falschheiten und Lücken an sich, die theils durch eigene schiefe Ansichten und

Begriffe, theils durch den geringen und niedrigen Culturzustand der propädeutischen Zweige der Heilkunde herbeygeführt wurden, wie wir oben schon andeuteten. So ist z. B. von der Vitalität des Blutes und der Säfte als organisch-lebendigen Flüssigkeiten nirgend die Rede, sondern seiner vernünftigen Seele wies *St.* den ersten Sitz im Gehirn und den Nerven an, und alles Uebrige im Organismus war ihr und somit dem Gehirn und Nerven untergeordnet. Von einer erhöhten Vitalität = Plasticität, oder verminderten = Infirmität des Blutes und der Säfte wußte *Stahl* nichts, oder wollte nichts davon wissen, weil dieß nicht in sein System paßte; alles beschränkte er auf tonische Bewegung, und diese war natürlich dann in Krankheiten vermehrt oder vermindert. Darin lag der Grund der Einseitigkeit. Bemerket muß hier beyläufig werden, daß der Herausgeber, sowie auch *Stahl*, das Wort Bewegung, tonische Bewegung, recht häufig für Heilbestrebung setzten, und dadurch leicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben. In sofern nach *Stahl* die Materie sich passiv verhielt im lebendigen Organismus, und er seiner vernünftigen Seele den Sitz im Gehirn und Nerven-Systeme anwies, wurde dadurch das letzte das Prädominirende, dem alles Uebrige untergeordnet war, und von welchem Alles ausging. Nun darf aber im lebendigen Organismus, dessen Fortbestehen nur durch das harmonische Gleichgewicht aller Systeme und Functionen derselben erhalten wird, kein System und keine Function prädominiren, weil eben damit Krankheit gegeben ist, und weil zum Fortbestehen das eine System eben so nothwendig als das andere ist: daher vom Prädominiren eines einzigen Systems, selbst nicht des Nerven-Systems, wie noch viele Neuropathologen jetzt meinen, nicht die Rede seyn darf. Wir würden diesen Punkt, als weniger hieher gehörend, nicht berührt haben, wenn er nicht in den Köpfen so vieler Neuropathologen sich so fest gesetzt hätte, daß sie nichts als Nervenkrankheiten sehen, und am meisten da, wo dergleichen nie seyn können. Demnach sagt der Herausgeber S. 8 der Vorr. sehr wahr: „Nicht leugnen mögen wir es, daß *Stahl* selbst Begriffe aufgenommen hatte, deren Verzweigung viele schöne Keime erklickte, wenigstens deren Entwicklung eine schiefe Richtung gab, und daß er somit einen Theil der Schuld trägt, welche die Wissenschaft von der lautersten Quelle der Erkenntniß ableitete, aus welcher sie frisches Leben hätte schöpfen sollen.“ Dem Herausgeber der *Stahlschen* Theorie muß die ärztliche Welt danken, daß er sich der großen Mühe unterzogen hat, dieselbe, trotz des schwerfälligen, weitichweifigen, veralteten, oft fast unverständlichen Stiles, wieder ins Leben zu rufen, indem er das Unnütze, die langen und weitichweifigen Wiederholungen entfernt, aus dem unverständlichen Periodenbau den Kern herausgezogen, und dadurch dem Hindernisse des Studiums der *Stahlschen* Schriften abgeholfen hat, wenn sich auch nach fester Ueberzeugung des Rec. nicht leugnen läßt, daß sie, abgesehen von ihrem hohen Werthe, nicht für Anfänger in der

praktischen Heilkunde paßt, sondern vorzugsweise nur denen empfohlen werden kann, die durch vieljähriges, fleißiges Studiren medicinischer Schriften und Systeme und durch eigene Beobachtung in den Stand gesetzt werden sind, das Wahre von dem Falschen unterscheiden zu können, wovon das *Stahlsche* System auch in dieser Ausgabe und in dieser Form, trotz der großen Aufmerksamkeit, mit welcher der Herausg. übersezt hat, noch Manches enthält.

Von S. 21 bis 66 der Vorr. u. Einleitung spricht der Herausg. die feste Ueberzeugung aus, daß die Heilkunde auf eine Methode gestützt, und von jedem trügerischen Scheine befreiet werden könne, und daß die Behauptung anderer auf Autoritäten hin, daß niemals eine überzeugende Theorie dieser Kunst festgestellt werden könne, nur leere Rede sey. Jedoch müsse das Bestreben der Wissenschaft darauf hingerrichtet seyn, eine wahre und einleuchtende Lehre vom Leben, seinen Ursachen (!) und Bedingungen (?) sich zu verschaffen. In der Pathologie und Therapie müsse entwickelt werden, welche Mängel der Lebensfähigkeit den einzelnen Krankheitsarten zum Grunde liegen, und wie die Abhülfe dieser Mängel und die Wiederherstellung auch ohne äußere Beyhülfe durch freythätige Autokratie der Lebensfähigkeit täglich geschehe; die wahrhaft methodische Theorie müsse also Anweisung geben, auf welche Weise der Arzt der Lebensfähigkeit und ihrer Einrichtung, dem stets bereiten Mitwirken der Natur gemäß, hülffreiche Hand bieten könne und solle.

Zuvörderst würde es also darauf ankommen, sich einen richtigen Begriff vom Leben zu bilden, und leugnen läßt sich nicht, daß derselbe das Leben nur als Bewegung zu umfassen vermag, in sofern sie der sinnlichen Anschauung sich darbietet; denn über diese hinaus versteigt sich der forschende Geist in das Reich des Unbegreiflichen. Nicht so ganz Unrecht hat der Vf. demnach, wenn er S. 33 der Einleit. behauptet, daß nur die Bewegungen im Organismus, nicht aber dessen Materie unmittelbar die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich ziehen müßten, in sofern es nämlich darauf ankommt, den Begriff des Lebens festzustellen. Aber hiebey darf man nicht übersehen, daß die tonische Bewegung, die sich in der Circulation des Blutes und der Säfte und in der von ihr theilweise abhängigen Excretion ausspricht, nicht überall das primär Leidende ist. Zugezehen muß man die primäre Beeinträchtigung der tonischen Bewegung, die primäre Affection der Solida da, wo psychische Einflüsse auf den Organismus einwirken, und *Stahl* hatte sehr recht, wenn er behauptete, daß die psychischen Affecte die Fluida nicht direct und unmittelbar trafen, sondern daß deren Alteration erst in Folge der gestörten Bewegung erfolge, indem nun auszuzeichnende Stoffe in ihnen zurückgehalten würden; und anderwärts Nachtheil hervorbrächten. Wir wollen hier, als bekanntes Beyspiel dieser Art, die durch Gemüths-affecte hervorgerufene Alteration der Milch bey stillenden Müttern erwähnen, welche man gewöhnlich dem unmittelbaren Einflusse der Nerven auf die Blutmasse

und die Milch selbst zuschreibt, und dabey dem Gedanken einer Unterbrechung der Ausströmung des Nervenfluidums in die Blut- und Säfte-Masse Raum giebt, was doch nach *Stahls* gewis richtig Ansicht falsch ist. Ganz so verhält es sich bey dem Icterus, der auf heftigen Zorn u. s. w. erfolgt; die Galle tritt hier nicht ins Blut, wie man ziemlich allgemein annimmt, sondern sie wird, indem durch den heftigen psychischen Reiz die Function der Leber gestört und oft auf Momente aufgehoben wird, gar nicht aus demselben abgeschieden, und hiemit ist die Ueberladung der Blutmasse mit Gallenstoff gegeben u. s. w. Eben so muß zugestanden werden, daß durch die Extreme der Temperatur, durch atmosphärische und tellurische Schädlichkeiten, schlechte Nahrung und Getränke, die Blut- und Säfte-Masse primär afficirt werden, indem die normale tonische Bewegung oder Lebensbestrebung, in ihrem ganzen Umfange gedacht, nicht mehr ausreicht, die auf diesem Wege von Außen bedingten Schädlichkeiten und die dadurch gesetzte Alteration zu entfernen, und daß die Solida, als Träger der tonischen Bewegung, und in sofern sie in Bezug auf ihre Existenz auf die Blut- und Säfte-Masse angewiesen sind, erst von hier aus ihre Beeinträchtigung erleiden; indem bey Alteration ihrer Lebensquelle ihre Lebensfähigkeit selbst von der Norm abweichen muß, sich also zu schwach und geschwächt zeigt. Bey der auf beiden Wegen hereingebrochenen Disharmonie dringt die Natur auf Fortschaffung des ihr fremd Gewordenen — der Kampf der Natur = Krankheit im gewöhnlichen Sprachgebrauche, beginnt und endet glücklich oder unglücklich. Diesen Naturbestrebungen, für welchen Ausdruck *Stahl* und der Herausg., häufig aber falsch, tonische Bewegung setzen, nachzuspüren, sie zu beachten, wo sie sich zeigen, und sie zu unterstützen, wo sie zu schwach sind, oder zu märsigen, wo sie excentrisch zu werden drohen, ist Sache des Arztes — aber nicht, sie zu hemmen, sie mit aller Gewalt und Receiptwuth zu verfolgen, wie der Herausg. S. 33 u. s. w. der Einleit. mit Recht diesen Vorwurf den Neueren, viel mehr aber noch, um mit *Hilpstock* zu reden, dem Pöbel im ärztlichen Volke macht. Das Petechialfieber und dessen Behandlung, vom Herausg. S. 36 u. s. w. als Beyspiel zu dem Vorwurfe, der die Charlatane der neueren Zeit und mitunter auch die medicinischen Systeme trifft, angeführt, paßt recht gut zu dem vom Rec. eben Bemerkten. Eben so wahr ist, was der Herausg. S. 39 ganz im Sinne *Stahls* bemerkt, daß die abweichenden Zustände der Bewegung = Krankheit, keinesweges aus der Verderbnis der Materie entspringen, sondern daß sie vielmehr nur wegen derselben erfolgen, nämlich um die vorhandene Verderbnis zu entfernen; also nicht gegen das Leben und dessen Erhaltung gerichtet sind. Hieraus ersieht man, wie *Stahl* überall das Unglück hatte, mit der orthodoxen Kaste, zu der auch viele Aerzte der damaligen Zeit gehörten, zusammen zu treffen, indem hienach Krankheit nicht als Strafe Gottes, sondern als Wohlthat desselben, von ihm angesehen wurde.

Von S. 45 — 66 läßt der Herausg. *Stahl* selbst reden, und ihm sein Glaubensbekenntniß in Bezug auf seine Theorie ablegen. Rec. muß gestehen, daß er von der Wahrheit der *Stahlschen* Lehrrätze tief durchdrungen ist, und kaum begreiflich findet, wie bis jetzt nur so Wenige von dieser Wahrheit ergriffen werden konnten. Daher haben sich neuerlich *Hilse* und *Jahn* durch ihre Arbeiten über Naturheilkraft ein großes Verdienst erworben, indem sie hiedurch den seit einem Jahrhundert beynahe verlassenem Wege wieder betreten, und *Stahls* großen und herrlichen Gedanken von der heilkräftigen Ordnung der Natur wieder mit erneuerter Geisteskraft in Anregung gebracht haben.

Der erste Theil von *Stahls* Theorie umfaßt die Physiologie, der zweyte die Pathologie, beide im Allgemeinen. Den Inhalt dieser beiden Theile, die einen Band bilden, genauer anzugeben, erlaubt die Art der Darstellung des Ganzen und der uns hier vergönnte Raum nicht. Aus demselben Grunde übergehen wir es, falsche und schiefe Ansichten zu berichtigen, einzelne Mängel u. s. w. zu rügen. Auch verliert der Leser hiedurch nichts, indem Rec. mit fester Ueberzeugung ihm aus dem Studium der *St.* Theorie einen reichen Gewinn versprechen darf, vorausgesetzt, daß er das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden vermag, und eingedenk bleibt, daß den Sterblichen nun einmal nicht vergönnt ist, reines Gold zu liefern, sondern daß überall den Geistesproducten derselben noch Schlacken anhängen. Rec. kann es nicht verschweigen, daß er erst durch das Studium dieser Theorie, sowie der Werke von *Hilse* und *Jahn*, zu einer der heilkräftigen Ordnung der Natur gemäßen Ansicht über Krankheiten gelangt ist. Und darum sollten diese Werke in der Bibliothek keines Arztes fehlen. Schliesslich verweisen wir hier noch auf *H. Sprengel* a. a. O. B. 5. S. 1—249, wo die Theorie der Dynamik, in sofern sie einseitig und annahmsend geworden, ihre Abfertigung gefunden hat.

W....r.

LEIPZIG, b. Nauck: *R. W. Bampfield*, erster Wundarzt am königl. Kinderhospitale zu London u. s. w., über die Krankheiten des Rückgrathes und des Brustkorbes. Eine von der medicinischen Gesellschaft zu London gekrönte Preisschrift. Nach der zweyten, mit einigen Zusätzen vermehrten Ausgabe frey bearbeitet von Dr. Friedrich Julius Siebenhaar, prakt. Arzt u. Geburtshelfer zu Dresden u. s. w. Mit zwey Steintafeln. 1831. XII u. 376 S. in 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Bampfield's Preisschrift erschien im J. 1824; schon 1826 erlebte sie eine neue Ausgabe, welche ins Deutsche zu übertragen Hr. Dr. *Siebenhaar* übernahm. Laut der Vorrede ist es aber nicht bloß wörtliche Uebersetzung, was er giebt, sondern mehr oder weniger eine Umarbeitung; er hat nämlich einzelne Bemerkungen und Zusätze in den Text einfließen lassen, er hat die Literatur, namentlich die deutsche

und französische, vervollständigt, und in der ganzen Anordnung des Stoffes mehrere Veränderungen vorgenommen. Der erste oder *allgemeine Theil* verbreitet sich von S. 1—45 über *Rückgrathskrümmungen überhaupt*, über deren Nosologie, Aetiologie, Prognose, Diagnose und Cur. Der zweyte oder *besondere Theil* enthält folgende Abschnitte: I. *Ausbiegung des Rückgrathes*. (Die Schilderung der krankhaften Affectionen, welche in Folge dieses Zustandes in den Muskeln, an den Wirbeln und am Brustkorbe, am Wirbelcanale und dadurch secundär an Rückenmarke und dessen Nerven, ferner an den Bändern des Rückgrathes, im Gefäßsysteme, an den Brust- und Unterleibs-Eingeweiden, namentlich auch im Harnapparate, auftreten, erachten wir für sehr gelungen.) — II. *Einbiegung des Rückgrathes*. — III. *Seitenkrümmung des Rückgrathes*. — IV. *Winkelförmige Hervorragung des Rückgrathes*. — V. *Verrenkungen und Brüche der Wirbelbeine*. — VI. *Erschütterung und gewaltsame Ausdehnung des Rückenmarkes*. — VII. *Rückenpalte mit Wasserfucht des Wirbelcanals*. — VIII. *Einige allgemeine Mißbildungen und Unvollkommenheiten des Rückenmarkes*. Enthält 5 Seiten über Mangel und abnorme Bildung des Rückenmarkes, so wie über Atrophie oder unterbrochenen Zusammenhang des Rückenmarkes. — IX. *Entzündung des Rückenmarkes und seiner Häute*. (In der Symptomatologie vermiffen wir die Angabe, daß bey latenter Entzündung der Schmerz hervortritt, wenn man mit einem feuchten warmen Schwamme längs der Wirbelsäule streicht.) — X. *Ergießungen verschiedener Flüssigkeiten in den Wirbelcanal und die Rückenmarkshöhle*. — XI. *Schlussbemerkungen*. — Als eigenthümliche Ansicht *Barnfield's* heben wir heraus, daß er, von der gewöhnlichen Eintheilung der Rückgrathsverkrümmungen abweichend, im Gegensatz zu *Hypnosis*, *Lordosis* und *Scoliofis*, bey denen eine wirkliche Krümmung (*Curvatura*) der Spinalaxe Statt findet, eine *prominentia angularis* aufstellt, bey welcher an einem Punkte der Wirbelsäule (gewöhnlich an den oberen Lendenwirbeln) der obere und untere Theil der Säule sich förmlich unter einem Winkel vereinigen, nicht aber bogenförmig in einander übergehen, wie bey der *Curvatur*. — Auf günstigen Erfolg sich stützend, empfiehlt *B.* bey Ausbiegung des Rückgrathes die Bauchlage statt der gewöhnlichen Rückenlage, hauptsächlich deshalb, weil bey dieser Lage die Hauptindication, Abhaltung alles Druckes auf die Wirbelsäule, am genügendsten erfüllt wird, weil sie die Anwendung künstlichen Druckes auf die vorragenden Wirbelbeine, die Anwendung der Frictionen, des Walkens und Knetens der Muskeln gestattet, endlich die Application von Fontanellen, Haarseilen, Vesicatorien weniger beunruhigend und schmerzhaft macht. — Wir stimmen *B.* bey, wenn er sich gegen die Annahme erklärt, daß zur Entstehung der Seitenkrümmung manchmal eine ungleichmäßige Wirkung der Rückenmuskeln beylage, vermöge deren die schwächeren Muskeln

von den stärkeren überwältigt würden; nur können wir folgenden Grund nicht gelten lassen. Bey einer Contusion oder Wunde auf der einen Seite des Rückens, sagt *B.*, wodurch die Muskeln nothwendig geschwächt werden, wird man bemerken, daß sich der Verwundete beständig nach dieser Seite hinneigt, und nicht nach der entgegengesetzten stärkeren. Allein offenbar nimmt ja der Verwundete diese Stellung nur deshalb ein, um durch Ruhe und Erschlaffung der entzündeten, keinesweges geschwächten Muskeln den Schmerz zu mindern.

Auf den beiden Tafeln findet sich aufer einigen Linear-skizzen die osteologische Darstellung einer enormen Seitenkrümmung und die Abbildung eines zur Uebung der Muskeln bey Ausbeugung des Rückgrathes bestimmten Stuhles von *Jukes* (eines fogennanten Brust-erweiterers), dessen detaillirte Beschreibung mit Bezugnahme auf die beygefügtten Chiffren wir vermiffen.

Die Uebersetzung ist im Ganzen lobenswerth; doch hat sich der Uebersetzer S. 329 verführen lassen, *plaster of Paris* durch *Pariser Pflaster* zu übersetzen. Mit lobenswerther Vorsicht indess sind die englischen Wörter in Parenthese beygefügt.

δ. τ.

B O T A N I K.

BERLIN, auf Kosten d. Vfs.: *Betrachtung des Pflanzenreichs; oder Erklärung des Wachstums und der Ausbildung der Pflanzen*. Nebst einem Anhange über die ursprüngliche Entstehung der Gewächse, von *C. H. Klinkhardt*. 1828. VIII u. 257 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Wir sind der Meinung, daß diese Schrift füglich hätte ungedruckt bleiben können. Ohne gerade Irrthümer zu enthalten, handelt sie von den gewöhnlichsten Erscheinungen des Pflanzenlebens mit einer solchen Seichtigkeit, daß man vermuthen muß, der Vf. erzähle wie etwa auf einem Spaziergange aus dem Gedächtniß einem Unwissenden die allertrivialsten Dinge. Sein Maßstab ergiebt sich schon aus den ersten Zeilen, wo es heißt: „Pflanzen nennt man diejenigen Erzeugnisse der Natur, welche vermöge ihrer Organisation eines eigenthümlichen Lebens oder Wachstums fähig sind, indem sie sich auf eine ihnen eigenthümliche Art nähren, denen jedoch Empfindung und willkührliche Bewegung mangelt. Die Gesammtheit der Pflanzen, von dem höchsten Baume an bis zu den einfachsten Flechten und Pilzen, bildet eines der drey Naturreiche oder Haupttheilungen, welche man gewöhnlich bey der Beschreibung der Natur annimmt, nämlich das *Pflanzenreich*, getrennt von dem Mineral- und Thier-Reiche.“

In diesem Tone geht es durchweg fort, aufer daß etwa über einigen Paragraphen noch steht: „Fortsetzung,“ oder: „allgemeine Bemerkung.“ Selbst für Kinder ist das Gerede zu oberflächlich. Der Anhang ist wahrhaft erbärmlich zu nennen. Die höflich-bescheidene Vorrede besticht uns nicht.

δ.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, v. Hahn: *Ueber den Handel und die übrigen Zweige der Industrie im Königreiche Hannover*, besonders über den Zustand derselben seit dem Jahre 1826, von *Gustav von Gülich*. 1831. VIII u. 104 S. 8. (10 gr.)

Der durch mehrere mit Beyfall aufgenommene staatswirthschaftliche Schriften bekannte Vf. liefert hier eine Art Fortsetzung eines früheren Werks, das eben jetzt für recht zeitgemäß erachtet werden muß, da die Gesetzgebung im Königreiche Hannover in ein frischeres Leben überzugehen scheint, da für öffentliches Recht und Verwaltung eine versprechende Morgenröthe angebrochen ist, und es an Schriften fehlt, welche die jetzige Lage der Industrie und des Handels im Lande darlegen.

Die Abhandlung liefert eine Uebersicht des gesamten Verkehrs mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft, der Wälder, des Bergbaues und der Fabriken; eine Darstellung des Handels mit ein- und durchzuführenden Waaren, der Schiffahrt, der Handelsbilanz; endlich Vorschläge zur Hebung der Industrie. Sie bietet also reichliche Gaben dar, und man muß eingestehen, daß in kleinem Raume viel geleistet, viel Nützlichendes und Durchdachtes mitgetheilt ist. Aber diese Fülle der Mittheilung macht einen vollständigen Auszug fast unmöglich, wenn derselbe nicht an Umfange der Schrift gleich kommen soll; deshalb mögen hier nur einzelne Punkte herausgehoben werden.

Die höchst erforderliche Wiederbelebung des Bergbaues u. s. w., zumal am Harze, von welcher der Unterhalt einer bedeutenden Bevölkerung abhängt, scheint nach unserm Vf. davon abzuhängen, daß derselbe wenigstens allmählich und größtentheils in die Hände der Privaten zum Eigenthum gegeben, und bis dahin der Absatz der Erzeugnisse nicht ferner den Officianten überlassen, vielmehr sachkundigen Unternehmern überantwortet werde. Dabey wird gerüht, daß z. B. das Blei den einheimischen Fabriken zu höherem Preise überlassen, als in den Hansestädten losgeschlagen werde, wodurch jene gedrückt und in der Concurrenz mit fremden Fabriken hintangesetzt würden. Auch werde der Gewinn der Steinkohlen nicht gehörig unterstützt, und in den Händen der Privaten oft erschwert, wo landesfürsichtige Werke concurrirten. Die Einfuhr der Bielefelder Leinwand

J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

könnte leicht durch verbesserte Bleichanstalten vermieden, und zugleich der sinkenden Verarbeitung des Flachses im Inlande aufgeholfen werden. Die Ausfuhr der Lumpen wird sehr bedeutend dargestellt, obwohl der Bedarf fremden Papiers groß ist, und also die eigene Benutzung jener um so nützlicher sich ergeben würde. Die Oelkuchen gehen in nicht geringer Menge aus den nördlichen Provinzen nach England, um dort zur Düngung verwendet zu werden. Da die Marschen, welche diesen Artikel liefern, den Saum der des Düngers so bedürftigen Geest, des hohen sandigen Binnenlandes, ausmachen, so ist zu bedauern, daß ein so wirksames Verbesserungsmittel fremden Aeckern zugewendet wird. Die Klage über das Sinken der Braunnahrung, in Beziehung auf den sich immer mehrenden Brantweinsverbrauch, wird auch hier wiederholt, und der letzte nach seinen verderblichen Folgen gewürdigt. Wer den Landmann näher zu beobachten Gelegenheit hat, muß bemerken, daß Sittlichkeit und Wohlstand ganzer Landesstriche nach dem größeren oder geringeren Verbrauch dieses für Leib und Geist gleich schädlichen Getränkes sich bestimmen läßt. Möchte doch diese Wahrnehmung die Regierung erwecken, nicht nur im Allgemeinen die Bierbrauereyen zu begünstigen, sondern besonders dahin zu sehen, daß die königlichen Kammergüter, zumal wo sie die Dorfkrüge mit Bier ausschließend versorgen, trinkbare und schmackhafte Waare liefern, und die Unterthanen nicht veranlassen dürfen, sich die nöthige oder gewohnte Labung durch einen gefährlichen Genuß zu verschaffen! Wie sehr sich der Seehandel und die Schiffahrt in der neueren Zeit gehoben hat, ergiebt sich daraus, daß den Sund im Jahr 1816 224, im J. 1825 schon 413, und im J. 1828 gar 531 hannöverische Schiffe passirt haben. Die große Anzahl der kleinen Krämer auf dem Lande findet hier ihren Tadel, und wird zur Beschränkung empfohlen, als dem Handel und zumal den Städten schädlich. Muß es nun auch folgewidrig erscheinen, für die Städte den Anspruch auf die sogenannten städtischen Gewerbe, als das Privilegium, wodurch sie von den übrigen Landesbewohnern und Gemeinden unterschieden werden, geltend zu machen, zu einer Zeit, da eben von den Städten aus jedes hergebrachte Vorrecht bekämpft wird, da dem Adel alle Auszeichnung genommen, und die gutherrlichen Rechte den Ansprüchen der Befreyung der Industrie geopfert werden sollen: so ist doch nicht zu leugnen, daß die Vermehrung des

Kramhandels auf dem Lande für den Landmann nachtheilig, und um so nachtheiliger wirkt, als sich die Juden in denselben drängen. Betrübende und warnende Beyspiele stellen einige Gegenden längs der Weser, besonders im preussischen Westphalen, darüber auf, wo die Juden das Land gleichsam unter sich vertheilt, Jedem unter sich einen Strich, gewisse Dörfer, angewiesen, eine arme Christenherde zur Schur überantwortet haben, wo alle Werthe allmählich in ihr Eigenthum übergehen, die Kühe des Bauers, ja sein Stubenofen dem Localjuden gehören, und ihm jährlich Miethe zollen, und das Alles in Folge der zudringlichen Betriebsamkeit und der Lockungen des Creditgebens, womit, zumal von Juden, der Detailhandel getrieben wird. Eine gewiss beachtungswerthe Rüge betrifft die Art der Beschäftigung der Karren- oder Bau-Gefangenen, welche nicht nur gewisse Kunstproducte fertigen und versilbern dürfen, sondern zu allen Handarbeiten abgegeben werden, welche den Erwerbszweig einer großen Anzahl von Familien ausmachen, so daß hiedurch nicht nur diesen ihr Nahrungsquell genommen, sondern zugleich ihre Ehre durch Gleichstellung mit Sträflingen geschmälert, und die Furcht vor solcher Bestrafung abgestumpft werde.

Nachdem der Vf. den Nachtheil für das Vaterland aus der niedrigen Handelsbilanz desselben geschildert, und wie diese dessen immer wachsende Verschuldung gegen das Ausland, zumal England, bewirken müsse, gezeigt hat, geht er zu den Vorschlägen über, um die Industrie wieder zu heben, und spricht sich dabey vorzüglich für das System aus, durch Versteuerung der fremden Erzeugnisse die inländischen Gewerbe zu fördern, ohne jedoch die Hindernisse zu verkennen, welche seiner strengen Durchführung entgegen treten. Von Handelsvereinen verspricht er dem hannöverischen Staate wenig Hülfe; besonders würde ein solcher mit Preußen zwar dem verderblichen Schmuggelhandel steuern, aber auf Unkosten mehrerer einheimischer Gewerbe. Nur dann, meint unser Vf., möchte von solchen Verbindungen Nutzen zu erwarten seyn, wenn man gemeinschaftlich durch den Eingangszoll den Gebrauch der baumwollenen Zeuge niederdrücken, und dafür den der Leinwand wieder heben würde. Unter den Mitteln zur Förderung des Ackerbaues wird ein vorzüglicher und verdienster Werth auf die Zusammenlegung der jetzt zerstreuten Grundstücke der Besitzer gelegt, doch irrig bemerkt, daß eine solche Maßregel längst im Herzogthume Braunschweig durchgeführt sey. In diesem, und zwar nur im sogenannten Wolfenbüttelschen Theile, hat freylich eine Zusammenlegung der Ackerstücke desselben Hofes in einer und derselben Ackerbreite, Wanne, nicht aber weitergehend Statt gefunden; allein zu der Höhe des Begriffs einer durchgreifenden Zusammenlegung, Verkoppelung, hatte man sich damals noch nicht erhoben; es muß also auch im Braunschweigischen, wenn man daselbst den Erfordernissen der Zeit entsprechen will, das Geschäft von Neuem begonnen, und mit der Gemeinheits-

theilung, welche dort den Anfang genommen hat, aber in der letzten Zeit ziemlich in Stillstand gerathen seyn soll, in Verbindung gebracht werden. Gleiches Gewicht wird mit Recht der Aufhebung der Behutungsrechte beygemessen, welche übrigens keinesweges, wie hier angedeutet wird, bloß den Domänen und Edelhöfen auf den Ländereyen der Bauern, sondern eben so oft und zwar gewöhnlich gegenseitig, nämlich auch dem Vieh der Bauernhöfe auf den Grundstücken der auf der Feldmark belegenen größeren Güter zustehen. Eben diese Gegenseitigkeit muß die Aufhebung dieser, jede Verbesserung hemmenden Belästigung des Landbauers erleichtern, und den Brachzwang lösen, der selbst der Cultur der Futterkräuter feindlich entgegen tritt, und also die Verbesserung der Viehzucht, Stallfütterung u. s. w. ausschließt. Eben in der theils gesetzlichen, theils hergebrachten Milderung des alten Brachzwanges liegt eine der Hauptursachen des Wohlstandes des Landmanns in vielen Gegenden des braunschweigischen Landes. Auch findet sich weder dort, noch in den mehresten Gegenden des Lüneburgischen, ein so gespanntes Verhältniß zwischen Gutsbesitzer und Bauer, daß dieses allein schon die Ablösbarkeit der gutsherrlichen Gefälle dringend erforderlich machen könnte, so wünschenswerth und nützlich für beide Theile dieses auch im Allgemeinen, so dringend es aus jener Ursache in anderen Provinzen seyn mag. Zur Verbesserung der Viehzucht und deren Benutzung empfiehlt der Vf. Schauanstalten für die in den größeren Handel zu gebende Butter, wie solche in Ostfriesland bestehen, und die Zucht der langwolligen und solcher Schafe, die nicht so empfindlich gegen die Wirkung nasser Weiden sind, wie die veredelten Thiere spanischer Art. Auch müsse die Verkohlung des Torfes und dessen Gebrauch zum Hüttenbetriebe ernstlicher befördert werden, als bisher geschehen sey. Allein diejenigen Gegenden, wo dieses Brennmaterial sich in reichem Maße findet, sind ohne Berg- und Hütten-Werke, und der Transport in die Ferne ist in demselben Verhältnisse kostbarer, als der Torf in gleichem Volumen weniger Hitze gewährt als Holz und Steinkohlen. Dann wird die Erleichterung des Handwerkers und Bauers durch verminderte Besteuerung als nöthig dargestellt, und die Erhöhung der Consumtionssteuern zur angemessenen Heranziehung der höheren Stände angepriesen; endlich aber darauf hingewiesen, daß von letzteren, zumal den höheren Staatsdienern, das Beyspiel ausgehen müsse, durch Beziehung ihres Bedarfs vorzüglich von einheimischen Gewerbreihenden den Verkehr zu fördern, und jeder Steuerdefraudation zu widerstreben. Bey dieser Gelegenheit wird mit Recht die Unzulänglichkeit des den Steuerofficianten angewiesenen Gehaltes tadelnd erwähnt, und dieselbe als Ursache der schlaffen Beobachtung der Steuergesetze herausgehoben.

Kein Hannoveraner wird diese sehr gut geschriebene Abhandlung ohne Belehrung und Dankgefühl gegen den Vf. lesen, welcher so manche Mängel

mit einer, jetzt so seltenen Bescheidenheit, Mäßigung und Billigkeit aufgedeckt hat. — Druck und Papier sind gut.

v. — w.

LEIPZIG, b. Schumann: *Vorschläge, über die Umgestaltung des Abgabewesens im Königreich Sachsen, von einem Staatsbeamten. 1831. 23 S. 8. (3 gr.)*

Am wenigsten geordnet finden wir in allen älteren deutschen Staaten, wenn sie die Zeiten in schwere Schulden stürzten, das Abgabewesen. Der Hauptfehler ist ihr Mangel an Einfachheit, und die besonders die unteren Classen drückende Belastung der übel vertheilten Steuern. Die Vorschläge des Vfs. sind: A. Sonderung der directen und indirecten Abgaben in den Einnahmen, jedoch unter Einer Direction. Die directen Abgaben müßten befallen: 1) eine allgemeine Grundsteuer, und dagegen wegfallen die Donativ- und Ritterpferds-Gelder, Schocke, Quatember, Cavallerieverpflegung, Hufengelder und andere Gefälle und Zinsen; 2) das bewegliche Vermögen, indem die Amtseinkünfte, Titel und Gewerbe besteuert und jährlich verificirt würden; mit Aufhebung der Nahrungquatember und Nutzviehaccise. Die indirecten Abgaben würden bestehen in den von verschiedenen Gewerben zu erhebenden Steuern, in Chaussee-, Fuhr- und Brücken-Geldern (nach Rec. Meinung ebenfalls directe Abgaben), Zöllen an der Grenze, Stempel und Salzsteuer. B. Vereinigung der bey einander gehörigen Abgaben. Eine Classe der Beamten müsse die allgemeine Trank- und Brennsteuer, die Mahlsteuer und die Accise vom Backen erheben; das Hauschlachten wäre allgemein frey zu lassen, und die Abgabe nur nach Stücken nach Abschaffung der Generalaccise zu entrichten. Die Kauf- und Handels-Leute könnten in drey Classen eine Gewerbesteuer, dagegen Aerzte, Advocaten, Gelehrte und Künstler eine in verschiedene Classen eingerichtete Personensteuer entrichten. — C. Alle Staatsbürger müßten sowohl in directen als indirecten Steuern gleiche Abgaben tragen. Die Tranksteuerfreyheit der Rittergüter von ausländischen Getränken, vom Bier ihrer Haushaltungen und von der Salzsteuer müßte wegfallen, und die Steuern auf unentbehrliche Lebensmittel herabgesetzt werden. Nach Rec. Meinung müssen sie ganz wegfallen; denn eines Theils ist das billig, und von der andern Seite muß man bey der leidigen Nothwendigkeit eines kostbaren Militärcrats so wenig Civilbediente als irgend möglich besolden. Eine zahlreiche Beamtenchaft macht stets eine Kaste für sich, und wer dieser zu nahe tritt, hat alle Einzelne gegen sich. Vergrößert man solche, so hat sie selbst in demokratischen Staaten und noch mehr in anderen eine Tendenz, ihre Vortheile mit Erfolg über das allgemeine Interesse zu stellen. — D. Aufhebung des Geleites, sowohl des königlichen, als des städtischen und privatrechtlichen. Der Vf. will den Privaten und den Städten dagegen eine Entschädigung

zuwenden. Die Geleite stammen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade für die Pflicht, die Straßen sicher zu halten. Diese hält der Staat (und nicht die Corporation oder Einzelne) durch weise Polizeygesetze sicher. Hätte die Geleite vor 1806 ein Reichschluß aufgehoben, so würde keiner eine Entschädigung erwartet haben; und jetzt sollte das anders seyn, wenn der souverän gewordene König mit seinem Landtage die Abschaffung beschließen sollte? Rec. weifs recht gut, das einst solche Dinge Jahrhunderte mit oder ohne landesherrliche Bestätigung bey Veränderungsfällen des Souveräns bestanden; aber ein ungerechter Mißbrauch muß ohne Entschädigung aufhören, oder wir ruiniren die Finanzen der verbesserten neuen Staaten durch das leidige System der Entschädigungen. König August der Starke verkaufte manche Privilegien, und trieb schmähligen Handel mit der Begnadigung der Stadträthe, über ihre Verwendung der Stadteinkünfte keine Rechnung abzulegen. Das er das that, war ein schreyendes Unrecht, aber es wäre ein neues, wenn man den Stadtcassen Ersatz gäbe dafür, das man gut fand, eine bessere Stadtverwaltung eintreten zu lassen. — E. Aufhebung der Eingangs- und Consumtions-Accise in Städten, so wie der Accise auf den Dörfern, vom Handel, Backen und Schlachten. Sie wird ersetzt durch einen Grenzzoll und durch die Gewerbesteuern. In einem neuen Tarif, meint der Vf., würden Lebensmittel, Obst, Gartengewächse, Gemüse und alle rohen Producte der sächsischen Fabriken ganz frey, alle halbbearbeiteten nur mäfsig, dagegen alle fertigen Fabrikate, Luxusartikel, fremde Weine, Rum, Destillationen, Colonialwaaren, ausgenommen Baumwolle und Färbstoffe, Tabak u. s. w., hoch zu besteuern seyn. — F. Abschluß eines Handelstractates mit Preußen, Baiern u. s. w., wobey sich der Vf. auf das *Ferber'sche* Werk beruft, nach welchem Sachsen im Verkehr mit Preußen $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler im Uebergewicht sey. Schade nur, das in den Grenzen eines notorischen Schleichhandels kein Sterblicher den Betrag in Zahlen angeben kann! So gewifs es ist, das, ehe das preussische Zollgesetz 1818 in Wirkung trat, das sächsische Ministerium den Friedensschluß und die Bundesverhältnisse zu einer günstigeren Fassung des Gesetzes benutzen mußte, so mißlich ist jetzt eine Milderung, wie etwa solche Baiern erwirkt hat, und gewifs unsicher, das Baiern dadurch gewann, oder Sachsen gewinnen wird. Letztes hat im Allgemeinen und im Leipziger Messhandel sehr verwickelte Verhältnisse. Wenn Sachsen nicht weit mehr als Baiern in einem Handelstractat mit Preußen erlangen kann, so wird es bey der Annahme der preussischen Zollgesetze sicher verlieren. Leipzigs Messhandel ist sehr wichtig und ein wichtiges Privilegium eines deutschen Volksstammes, so wenig auch Sachsens frühere Landesherrn oder Leipzigs Stadtrath für die feste Begründung gethan haben. Mit dem ruinirten Messhandel verliert Leipzig den Gütertransit durch Oesterreich nach der Niederdonau gänzlich, und als sächsischer Patriot würde

Rec. nie wagen, diesen Mefshandel zu schmälern, der, einmal aufgeopfert, Sachsen von Preussen ganz abhängig machen würde. Die Gewerblosigkeit Sachsens muß man durch innere weise Verwaltungseinrichtungen heben, und nicht durch einen Handelstractat, dessen Folgen kein Sterblicher übersehen, wohl aber der mächtigere Nachbar mißbrauchen kann. Es ist edler, seine Regeneration den Folgen einer weisen inneren Verwaltung, als der Gnade des Auslandes zu verdanken, zumal da man völlig überzeugt seyn darf, daß Leipzig aufhört, den deutschen Buchhandel zu leiten, sobald es seinen Mefspatz aufopfert, und daß alsdann die reichste Stadt des Landes dadurch zur Unbedeutbarkeit Erfurts herabsinken wird. Man sagt zwar, daß der freyere Handel mit 13 Millionen Preussen gewinnvoll wäre; allein er ist nur bey völliger Gleichheit der sächsischen Einfuhren in Preussen mit den preussischen möglich. Nur unter dieser Bedingung würde ein sächsischer Staatsmann anrathen können, Leipzigs Mefshandel dem allgemeinen freyen Handel Sachsens aufzuopfern. Alle partielle Erleichterung ist keine Entschädigung für das Elend eines bewaffneten Zollcordons und der Parität der preussischen Zollgesetze, die man annehmen müßte. Daraus folgte natürlich eine politische Conformität im Buchhandel, im Censurwesen u. s. w. Viele Einrichtungen Preussens, besonders die landwirthschaftlichen, sind musterhaft, und Sachsen zur Nachahmung zu empfehlen; weniger aber das Zoll- und Prefs-System.

A. H.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

- 1) WEIMAR, b. Gräbner: *Sonderbare Schicksale des Sängers Joseph Gradweg*. Ein curiöser Roman. Aus Licht gefördert von *Joseph Jeremias*. 1832. IV u. 248 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Hugo Raynald, oder das späte Glück*. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der lombardischen Kriege in den Jahren 1162 bis 1176. Von *Joseph Jeremias*. 1832. 160 S. 8. (20 gr.)

Für recht junge, unerfahrene Leser berechnet, die ohne Gefahr für ihre Sitten diese Bücher lesen können. Die *Schicksale des Sängers* werden ihnen jedoch nicht sonderlich behagen; sieht man sich in reiferem Alter doch lieber betrogen, als enttäuscht, wie viel mehr noch in den Jahren, in denen alles den süßen Reiz des Unbekannten, Geheimnißvollen trägt! Wie glänzend erscheint dem vierzehnjährigen Knaben, dem zwölfjährigen Mädchen die Bretterwelt, wie kahl, wie nüchtern liegt sie in der Wirklichkeit vor ihnen, wie sie hier ihnen vor die Augen gestellt wird!

Hugo Raynald dagegen wird sie fast durchweg befriedigen; die unbefangenen Kritiker ahnen noch nicht, daß zu den Begebenheiten auch Charaktere, die sie bedingen, gehören, und auf die jene einwir-

ken. Geschieht doch recht viel, oder besser, geht recht viel vor, Aufzüge, Turniere, Großthaten im Kriege. Daß nicht Form und Mark in der buntgleisenden Hülle steckt, merken die von Farbenprunk und Schwertergeklirr Betäubten nicht; sie haben kein Arges daran, daß Kaiser Friedrich kaum durch stärkeres Prahlen und lauterer Wortgeklapper sich vor den Uebrigen auszeichnet. Tapfere Degen, grausame tückische Wütheriche, edle Biedermänner, Vaterlandsfreunde, die gegen ihre Widersacher erschrecklich grob sind, mitunter ganze Schläge den Höfflingen in den Bart werfen, muß das nicht ein Secundanerherz erfreuen? „Ach! und die Fräulein so schön, so hübsch geputzt, so zärtlich, und die Ritter so verliebt und so treu!“ seufzt die gerührte Kostschülerin, die das Buch verschlungen hat. Der Secundaner hat obendrein das geheime Entzücken, sich im Stillen eingestehen zu dürfen, in Versen und Prosa auch Aehnliches schaffen zu können; ja er würde nicht einmal, trotz seines Respects für Massen und große Zahlen, täglich bey der dreyjährigen Belagerung von Mailand viele Hundert der Angreifer umkommen lassen, wie der Vf. gethan, der, wenn er das Facit der Gefallenen durch Multiplication herausgebracht, sicherlich über die ungeheure Summe erschrocken wäre.

Eltern, die den Roman in der Kinder Hände erblicken, mögen unbeforgt ihnen das Vergnügen gönnen; wir können versichern, daß es eine unschuldige Leserey ist.

Vir.

WIEN, b. Gerold: *Erzherzog Maximilians Brautzug*. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen, von *Deinhartstein*. Nach dem Teuerdank. 1832. 114 S. 12. (10 gr.)

Dem etwas dürrer Lehrgedicht wurde ein lebendiger Athem eingehaucht; es wurde nicht allein poetisch, sondern auch dramatisch gerecht gemacht. Der ächt deutsche, treuherzige Maximilian, in welchem der romantische Geist, das Große und Schöne des Ritterthums sich noch einmal in voller Glorie abstrahlte, gleichwie die Sonne kurz vor ihrem Niedergang größer erscheint, als in ihrem Zenith, Maximilian, der werthe Held, stellt in seinem Scheinbild sich eben so ehren- und liebenswerth dar, als in dem Bildniß von dem Griffel der Geschichte gezeichnet. Durch klaren Sinn, geschämige Jungfräulichkeit gewinnt seine Braut, die holdselige Maria, die Neigung; Kunz von der Rosen, der unter der Schellenkappe ein so gesundes Hirn, unter dem bunten Wamms ein so getreues und liebendes Herz verbirgt, erlangt hier noch größere Bedeutsamkeit, als er Maximilians Retter bey dem Versteigen auf der Martinswand wird, was die Sage einem Jäger und Engel beymißt.

Die Versicherung, daß das Stück auf mehreren Bühnen gesiel, ist gewiß keine leere; dafür birgt der innere Werth und wohl vorbereitete Theatereffekte.

Vir.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

STUTT GART und TÜBINGEN, b. Cotta: *Beschreibung der Stadt Rom*, von Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Hösttel. Mit Beyträgen von Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besonderen Urkunden- und Inschriften-Buche von E. Gerhard und Emil Sarti. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, einem grossen Stadtplan und einem geognostischen Blatte. 1830. 708 S. 8. (4 Thlr. 9 gr.)

Dieses gelehrte Werk entstand auf die Anregung, welche die Anwesenheit des einsichtigen Verlegers in Rom im Jahr 1827 einem Kreise deutscher Gelehrten daselbst gab. Viele und achtbare Kräfte vereinigten sich in ihm zu dem Zwecke, endlich in Einem umfassenden, mit kritischem Studium aus den unverdächtigsten Quellen geschöpften Werke Alles das zusammenzustellen, was dem Antiquar, dem Geschichtsforscher, dem Kunsthistoriker von der Topographie Roms zu wissen wünschenswerth seyn kann. Eine vollständige Aestygraphie Roms war das Ziel, dem die vereinigten Kräfte nachstrebten, ein Ziel, welches das Mafs jedes einzelnen Kraftaufwandes bisher stets überstiegen hat, und das auf eine befriedigende Art zu erreichen, nur einer vertheilten und kritisch wieder vereinten Arbeit zu erreichen möglich scheint. Die Vorrede (von C. Bunsen) giebt über die Art dieser Vertheilung und über das, was bey ihrer Wiedervereinigung beobachtet worden ist, ausführliche Rechenschaft, und wir müssen den Herausgebern das Zeugniß ertheilen, daß die endliche Verschmelzung der Einzelarbeiten zu einem Ganzen ihnen so gelungen ist, daß sowohl in den Aussprüchen selbst, wie in der Form der Darstellung, ein einziger, das Ganze durchdringender Geist sich kund giebt, wenn wir von gewissen Particular-Meinungen Niebuhrs ablehen, an deren Umschmelzung der Hauptredacteur sich nicht gewagt zu haben scheint, und die mit den Aufstellungen der übrigen Mitarbeiter in keinen befriedigenden Einklang zu bringen seyn möchten. Sonst begegnet uns überall ein vollständiges Einverständnis unter den vier Haupturhebern dieses Werkes, das nach seiner ganzen Anlage darauf ausgeht, ein *classisches* zu seyn, und die Ge-
J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

schichte Roms im aestygraphischen und topographischen Sinne für immer abzuschließen.

Das Verdienst eines solchen Unternehmens fällt jedem Kundigen und mit der verworrenen Literatur dieser Disziplin Vertrauten in die Augen; es fragt sich nur, ob die Unternehmer demselben gewachsen waren. Wer die einzelnen Leistungen der Vereinigten kennt, wer zum Theil, wie Rec., Zeuge ihrer Vorarbeiten, ihrer Mühen, ihres rastlosen, bedächtigen und langsam schaffenden Eifers war, wer endlich die Grundlagen dieses Werks, die tief eindringende Wissenschaft und den Scharfblick Niebuhrs für Arbeiten dieser Art, zu würdigen weifs, der kann nicht zweifeln, daß das mit dem vorliegenden Bande begonnene, lang gehegte und sorgsam geförderte Werk der Wissenschaft zur Ehre gereichen werde. Und in der That ist es für die Topographie Roms alles umfassende, ja erschöpfend, nach den Grenzen, die die Vff. sich selbst gezogen haben, und die natürlich das Gebiet der Monographie nicht berühren durften. Die Vff. haben, jeder für sich und alle vereint, den Dank der Wissenschaft verdient, welcher dem Hauptredacteur, Hn. Bunsen, für eine doppelt mühevolle Zusammenstellung des ursprünglich Getrennten noch besonders gebührt.

Nach diesem wohlverdienten Anerkenntniß könnte es nur einer völlig mißverstandenen kritischen Scrupelsucht einfallen, einzelne Anführungen und Aufstellungen aus ihrem organischen Zusammenhange herauszureißen, um daran hypothetische Zweifel und historische Bedenken zu knüpfen. Solche Zweifel können gegründet seyn, ohne darum als Anklagen gegen ein Werk gelten zu dürfen, in dem Alles und Jedes sich gegenseitig trägt und stützt. Wir achten eine solche Art von Kritik in eben dem Verhältniß gering, wie wir Bedenken gegen ganze Tendenzen, gegen Irrthümer, welche die Grundlagen historischer Darstellungen untergraben, gegen leitende Ideen, oder gegen willkürlich gewählte Zwecke höher anschlagen und würdigen. Solcher Bedenken nun stoßen uns einige auf, und wir werden ihrer im Verfolg unserer Anzeige erwähnen, weit entfernt jedoch, das große Verdienst dessen, gegen den sie besonders gerichtet sind, das historische Verdienst Niebuhrs, im Ganzen damit zweifelhaft machen zu wollen.

Zunächst sind wir über den Inhalt dieses datenreichen Werks unsere Leser zu unterrichten verpflichtet. Der Vorrede haben wir gedacht. Ihr

Y y

schließen sich die Vorinnerungen von *Bunsen* (1827) an. Hier wird vom „Was und Wie“ des Gegebenen berichtet, die Vertheilung der Arbeiten nachgewiesen, und über ihre Zusammenstellung das Nothwendige vorgelegt. Der geognostische Theil, nach *Brocchi* und *Riccioli* und mit Zuhülfenahme aller neuesten Detailschriften, ward vom Hn. Prof. *Hoffmann* übernommen; der älteste Theil der Stadtgeschichte fand sich in *Niebuhrs* zurückgelassenen Papieren bearbeitet, und diese liegen der „historischen Einleitung“ zum Grunde; alles Uebrige gehört den auf dem Titel genannten vier Herausgebern an. Diese Arbeiten vertheilen sich in vier Bücher. Erstens: Physische Einleitung: a) Geographische Bestimmungen — Lage, die Tiber, Höhen, Mäse — von *Bunsen*. b) Beschaffenheit des Bodens, von *F. Hoffmann*. c) Die Luft Roms, von *Bunsen*. Auf diesen trefflichen Aufsatz werden wir zurückkommen. — Zweytes Buch: Historische Einleitung. a) Abriss des Wachstums und Verfalls des alten Roms, von *Niebuhr* (1822). b) Tabellen zur alten Stadtgeschichte, von *Bunsen*; zur neuen von *Platner*. c) Erörterungen: 1) Zur Geschichte der alten Stadt, von *Bunsen*; a) königliches, b) republikanisches, c) kaiserliches Rom, jedes in seinen Epochen und Resten dargestellt. 2) Zur Geschichte des christlichen Roms. Zwey Einleitungen von *Höfstell* und *Bunsen*. Hauptpunkte der christlichen Stadtgeschichte, von *Platner*. 1) Zerstörung bis Carl d. Gr.; 2) Wiederherstellung und Klagestimmen, von *Bunsen*. Neuere Stadtgeschichte von Martin V bis Pius VII, von *Bunsen*. Rafael und Leo X, von *Platner*. — Drittes Buch: Kunstgeschichte. 1) Antike Bildwerke, von *Gerhard* (1826). 2) Die Steinarten an Roms Gebäuden, von *Platner*, mit Zusätzen von *Bunsen*. 3) Die Katakomben, von *Höfstell*. 4) Basiliken und Mosaik, von *Platner* und *Höfstell*. 5) Wiederhergestellte Kunst bis auf unsere Zeiten, von *Platner* (1827). — Viertes Buch: Topographische Einleitung, von *Bunsen*. Vorferrische Befestigung: 1) Beschreibung und Geschichte der ferrischen Befestigung; 2) Aurelianische Befestigung. Anhang. Erweiterung jenseits der Tiber. Neue Stadt. — Hiemit schließt der uns vorliegende Band. Wie viel andere ihm zu folgen bestimmt sind, erfahren wir nicht, und es ist uns auch nicht möglich, darüber ein gutachtendes Urtheil abzugeben, da die Vff. sich über die Grundsätze, welche die Zusammenstellung des besondern Theils leiten sollen, nicht aussprechen. Das Urkunden- und Inschriften-Buch *Gerhard's* allein, die Beschreibung der Museen u. s. f., könnte mehrere Bände füllen. Wir müssen es im Interesse der Käufer dieses Werkes tadeln, daß hierüber keine Art von Nachweisung oder Zusicherung ertheilt wird, wie sie nöthig war, wenn das Publicum der Fortsetzung des Werks mit Theilnahme entgegen sehen soll. Ein günstiges Geschick behüte uns jedoch vor einer Encyclopädie, wie sie kein Reisender mit sich führen oder der Gelehrte nicht erkaufen kann! Das Horazische „*modus in rebus*“ möge den Herausgebern stets vor-schweben!

Bevor wir jedoch solchen Beforgnissen Raum geben; mögen wir uns des „hier Gegebenen“ freuen; denn die gelieferten Aufsätze verdienen, einzeln betrachtet und in ihrem Zusammenhange, eine gleiche anerkennende Würdigung. Wir können diese hier nur in Bezug auf Einzelnes näher begründen, und müssen dem gelehrten Leser überlassen, sich selbst von der Masse des Neuen, Willenswerthen und der Berichtigung Unterworfenen zu überzeugen, welche dieß Werk enthält. Schon oben haben wir als einer vorzüglich lehrreichen Abhandlung derjenigen gedacht, welche *Bunsen* über die Luftbeschaffenheit Latiums auf den ersten Bogen liefert. Dieser Gegenstand, welcher zu so vielen Irrthümern Anlaß gegeben hat, ist hier auf monographische Art erschöpft, und zwar so, daß unter der Menge hierüber laut gewordener Aeufserungen die Meinung des Vfs. als die einzig wahre hervortritt, frey von Uebertreibung, historisch und physikalisch vollkommen begründet. Nicht die Nachlässigkeit der Regierung, wie so oft behauptet worden ist, sondern unabweisbare Localgründe unterwerfen die römische Campagna (der Vf. schreibt *Campanie*?) der fieberhaften *Aria cattiva*. Anlaß dazu ist nicht die Verödung, nicht die Feuchtigkeit an sich, nicht vernachlässigte Sümpfe u. dgl. mehr, sondern der eigenthümliche, klimatisch begründete Trocknungsproceß in einer Ebene, welcher es an freyem Luftzuge fehlt, während sie den erschlaffenden Südwinden offen liegt. Hiebey sind die Vergleichen mit verwandten Localitäten (New-York, Vera-Cruz, Athen, Manilla), die Resultate, die historischen Bezüge auf das Klima Latiums im Alterthume, die Streitigkeiten hierüber sehr anziehend, und die Meinung des Vfs., daß das Klima im Ganzen unverändert geblieben sey, erweist sich als vollkommen begründet. Die Alten mochten sich gegen die Fieber, die schädlichen Wirkungen des Schattens (welche oft einen Temperaturunterschied von 14° zeigen) nur durch Bäder und eine zweckmäßigere Bekleidung schützen; wenigstens weiß der Vf. nach, daß die Klagen von da an beginnen, als die altrömische schwere Toga von der Tunica, deren August oft vier über einander trug, verdrängt wurde. Horazens Klagen aber sind nur *relativ* zu verstehen, in Vergleich zu der Luft Campaniens nämlich oder der Berge; Rom selbst aber opferte schon in ältester Zeit der *Dea Febris* auf dem Palatin.

So anziehend, wie diese Abhandlung, erscheint auch die folgende, über Wachstum und Verfall der alten und Wiederherstellung der neuen Stadt. Einige merkwürdige und wenig bekannte Daten aus diesem Abschnitt müssen uns hier genügen. Die Gründung Roms stellt sich nach *Niebuhr* als ein chronologisch nicht zu bestimmendes Factum heraus. Man erkennt in dieser völlig fabelhaften Zeit nur die Existenz mehrerer kleiner Städte, auf dem Palatinischen, auf dem Quirinalischen und auf dem Cälicischen Hügel; die erste latinisch, die zweyte eine sabini-sche Colonie, die dritte gleichfalls latinisch, mit der gemeinschaftlichen Burg auf dem Tarpejischen Felsen, und

getrennt durch die Sümpfe zwischen den Hügeln. Wir müssen es dem Leser überlassen, was er aus dieser Idee *Niebuhr's* machen kann oder will. Die ganze königliche Zeit Roms als ein inhaltloses Märchen zu betrachten, ist eine von den leitenden Ideen, die wir nicht zu unserem Eigenthum machen können. Vor aller Untersuchung scheint uns so viel gewiss, daß die Tradition im römischen Volk, welcher Livius folgt, nicht so irren könne, wie *Niebuhr* sie beschuldigt. Ein vernünftiges Verständniß dieser Tradition wird uns daher immer mehr gelten, als eine vom Eigensinn hervorgerufene, von ihm allein gestützte, von aller Historie völlig abweichende, selbst in sich nicht besonders consequente Darstellung, welche der Geschichtsforschung Nichts, und der Phantasie noch weniger als Nichts darbietet; als ein Wolkenbild, das der Widerspruchsgeist ohne dringende Ursache allein ins Leben gerufen hat. Wir schwören damit keinesweges „in verba magistrū“; aber wir sind nur der Meinung, daß ein so achbarer Chronist, wie Livius immer bleibt, keine völlig grundlose Fabel für wirkliche Geschichte hingestellt haben werde. Das rechte Verständniß ist in allen Dingen Alles, und *Niebuhr* hat unserer innern Ueberzeugung nach Unrecht, Dionysius und Livius Erzählungen, die er richtig zu erklären sich hätte bemühen sollen, bloß darum völlig zu verwerfen, weil ihre wahre Auffassung Schwierigkeiten darbietet. So viel muß hier genügen; allein es ist nicht zu verkennen, daß die ursprüngliche, in des Vfs. Gemüthsart gegründete Polemik *Niebuhr's* gegen die altrömische Tradition dem ganzen gelehrten und höchst schätzbaren Aufsätze etwas Schielendes, Ungeordnetes und Unverständliches beymischt. — Nach der Gründung der Cloaken, fährt der Vf. fort, wurden die Sümpfe allmählich mit Gebäuden erfüllt; gewiss ist, daß noch im 3ten Jahrh. der Stadt das schwer bedrängte Landvolk mit seinem Vieh hier Aufnahme fand. Die Flammen der Gallier verzehrten diese Anlagen wieder, welche, unregelmäßig hergestellt, bis zu Neros Zeit ein Gewirr häßlicher Hütten, mit Schindeln gedeckt, ohne Gassen, von Gärten und Hainen unterbrochen, darstellten. Die erste Erweiterung des alten Umfangs veranlaßte der Hannibalsche Krieg, unter dem Aventin hin, „*extra portam Flumentanam*.“ Zu Marius Zeit lag die alte Mauer schon innerhalb der Stadt, und Trastevere war angebaut. Im 7ten Jahrh. entstand die Vorstadt in *Aemilianis* nach dem Quirinal zu; später ward der Marstempel vor dem Capenischen Thore Theil der Stadt. — Ausser der Suburra und den Carinen hatte das alte Rom keine eigentliche Straße, selbst die *Via sacra* war keine solche. Unter August zog sich die Stadt vom Ende der *Strada Giulia* mit einem Umkreis um den Circus Flaminius nach dem Quirinal hin, von hier zur Porta Capena bis nach St. Paul, von dort nach dem Aventin und dem Fluß zurück. Agrippa's große Bauten wurden auf freyen Räumen ausgeführt, und das Marsfeld war noch unangebaut. Unter den folgenden Kaisern zog sich die vornehme Welt aus Suburra

und Carinen nach der Ostseite der Stadt, Porta Colina und Calimontana, hin, wo die glänzenden Paläste, jedoch nicht in Straßen, sondern in Gärten vertheilt standen, die Villen (*Domus*) *Lateranorum, Merulana, Epaphroditii, Pollantiani, Maecenatis* u. s. w. Noch unter Trajan war das Marsfeld bis zur Brücke Sisto hin frey, und die Thermen Severs, der *Circus Agonalis* ward auf freyem Felde angelegt; dagegen lag die Stadtgrenze am Flaminischen Thore weiter hinaus, als jetzt *Porta del Popolo* (??). Die Aurelianische Mauer beweiset nichts über den Umfang der Stadt (?). Diese ward auf das Zuvertheidigende beschränkt. Von Diocletian an nahm Umfang und Bevölkerung ab; eine glänzende Stadt, in unserm Wortverstande, aber war das „goldene“ Rom nach dem Vf. niemals; zu Constantins Zeit begannen schon einzelne Theile zu veröden. Nun traten die Kirchenbauten auf Kosten der alten Denkmale hervor; am verwüstendsten unter Theodosius, wo der römische Adel sich endlich bequeme, die Religion seines Herren anzunehmen. Die alten Portiken, so ungeheuer reich an Säulen, daß einer derselben von St. Paul bis an das Thor, ein anderer von St. Peter bis an die Brücke reichte, verschwanden in Basiliken. Dann begannen die Plünderungen; zuerst Anthemius und Ricimir; unter Theodorich war die Aurelianische Mauer Stadtgrenze; Belisars Truppen säen und ernten in der eigentlichen Stadt. Die Pest und Totilas Belagerung zerstörte die Mauern, und verzehrte die Bevölkerung. Zwey Jahrhunderte ununterbrochenen Verfükens folgen. Verwüstung der Longobarden; der Mönchstand, bey Spiellose Ungewitter (so daß man sagte, Rom sey nur durch den Himmel zu zerstören), Pest und Ueberschwemmung vollendeten die Entvölkerung Roms. Dennoch bestanden noch unter Gregor I die Thermen, die Wasserleitungen, das Pallatium, das Plato im 7ten Jahrhundert hergestellt hatte, Moles Hadriani mit der Façade, Circus Maximus, das Colosseum, der Porticus am Palatin, welchen Carl der Große noch unverfehrt anstaunen konnte, und in Trastevere lebte eine deutsche Colonie. Die Chronik des Mönchs von St. Andrea, das *Itinerarium Romae* beweisen, daß die Gegend der Porta Salara (Sta. Susanna) noch stark bewohnt war. Das Forum war auch unversehrt, wie die Münze der Heinriche, auf dem Pflaster desselben 1817 gefunden, beweist; ja Heinrich I soll noch in den Sälen des Kaiserpalastes gespeist haben. Im zwölften Jahrhundert heist das Forum jedoch schon *hortus mirabilis*. In diese Zeit der Bürgerkriege fällt die verderblichste Verwüstung Roms. Aus allen Denkmalen des Alterthums wurden Burgen und Festungen, und andere, wie die Burg der Savelli, de Conti, Franjapani u. a., wurden mit dem Material derselben neu erbaut. Brancalone zerstörte 150 feste (alte) Gebäude, vielleicht auch das Colosseum (?), um den Adel zu demüthigen, und was bis zu den schwäbischen Kaisern noch aufrecht gestanden, verschwand in diesem Volkskriege. Nach glaubwürdigen Nachrichten zählte Rom im 13ten Jahrhundert nur noch 35,000 Bewohner,

die, nach *Cancellieris* Meinung, kurz vor der Rückkehr des Hofes von Avignon bis auf 17,000 (!?) zusammenzuschmolzen. Mit der Rückkunft des reichen Martin begann die Wiederherstellung, das *neue* Rom. Noch unter Sixtus IV stand der Concordientempel, die Hälfte des Porticus vom Herculestempel u. s. w. Nun begann der eigentliche Straßensbau, der Anbau des Marsfeldes, um Augusts Grabmal, wo die Schiavonia (eine Colonie Dalmacier und Albanesen) festhaft ward. Unter Julius II nahm die Stadt endlich ihr jetziges Ansehen an. Sie ward gepflastert; die Zwischenräume der Häuser verschwanden, Corso und Suburra wurden in der Richtung des alten Pflasters angelegt; die Mauern wurden vom Schutt befreit, aber das Forum tiefer bedeckt. Unter Leo X stieg die Bevölkerung wieder auf 80,000 Seelen, um 1700 betrug sie 130,000, am Schluß des Jahrhunderts 150,000, 1813 115,000, jetzt 136,000. Jedermann kennt die heutigen Einöden innerhalb Rom, aber selbst bebaute Gegenden sind von Einwohnern so verlassen, daß man das Forum Trajani abräumen konnte, ohne daß Jemand sein Haus vermißte.

Nach dieser Uebersicht beginnt die eigentliche Geschichte der Stadt: I. Zeitraum des königlichen Roms. II. Das republikanische. III. Das kaiserliche bis Constantin, welcher in drey Abschnitten die Geschichte des christlichen Roms folgt.

Der Vf. nimmt zuvörderst den Kampf gegen die pragmatischen Historiker, Dionysius, Livius, Strabo und Tacitus, eben da auf, wo ihn *Niebuhr* gelassen hat, und erweitert das Kampffeld durch die etwas gewagte Behauptung, daß wir von der ältesten Geschichte Roms, und zwar vermöge der Kritik, mehr wüßten, als jeder Einzelne dieser Pragmatiker. Der Satz mag dahin gestellt bleiben; aber selbst der Vf. muß erkennen, daß, was wir an Thatfachen wissen, von ihnen herkommt. Sind also diese Thatfachen unzuverlässig — wie fängt es unsere Kritik dann an, sie als Daten zu Schlüssen zu verarbeiten? Immer wird ihm wieder Glaube nothwendig werden, nur daß er glaubt, was er zu glauben für zweckmäßig hält. Abgesehen hievon, ist das Bild, welches von der alten Königsstadt nun entworfen wird, kühn, reizend — vielleicht auch richtig. Die Hügel mit ihren Burgen, von kleinen Seen, den beiden Velabren, dem *Lacus Curtius*, umgeben, die man auf Booten überschiffte; auf der anderen Seite *Palus Caprea* und *Stagna Terenti*. Nackte Felspitzen, Haine an den Berglehnen, die Burgen darüber vollenden dieß ländliche und malerische Bild, dessen phantasievolle und zugleich gelehrte Colorirung jeder Leser, der Rom kennt, äußerst anziehend finden muß. — Das Pomoerium (*Tac. Ann. XII, 24*) bezeichnet die älteste

Erweiterung der Urstadt des Palatin von der Höhe, wo die Tuffellen ihre natürliche Befestigung bildeten, nach der Ebene herab. Diesen Bezirk faßt der Erzähler als eine geistliche Begrenzung nach etruskischem Ritual auf. Diese Darstellung giebt Zeugniß von der Gelehrsamkeit des Vfs., ohne die schwierige Lösung der Frage, wie es mit der Erweiterung bey fernerm Anbau der Stadt gehalten wurde, herbeizuführen. Erst Sulla nahm diese Erweiterung vor; — wie aber verhielten sich die zu seiner Zeit schon längst bestehenden Stadttheile, wie selbst das Capitol zu dem geistlichen Stadtrechten Roms? Gehörten sie, gehörte die *Ara maxima* in dieser Beziehung nicht zur Stadt? Auch der Vf. muß dieß undenkbar finden, und doch steht oder fällt die ganze gelehrte Abhandlung mit dieser Annahme. — Selbst die Bedeutung des uralten Septimontischen Festes widerspricht der Vorstellung, daß die geistliche Stadtgrenze die ganze Zeit der Republik hindurch an die drey alten Thore und das Pomoerium gebunden gewesen sey. Die Bewohner der sieben Stadttheile, wie sie Festus aufführt, wurden gewiß als eine städtisch-geistliche Einheit betrachtet. Den Ursprung der Aventinischen Stadt durch den Etrusker Mastarna (Servius Tullius) hat *Niebuhr* außer Zweifel gestellt. Als dieser nun die Hegemonie von Rom erhielt, und sein Quartier zum Sitz des Regiments erhob, sollte dasselbe da nicht an den geistlichen Stadtrechten Theil genommen haben? Und wenn das ist, was wird dann aus der Bedeutung des Pomoeriums? — Der Vf. thut sein Aeußerstes; aber Licht entsteht darum nicht in dieser Dunkelheit. Desto glücklicher ist Varro mit seinem Bericht von der alten Stadteintheilung (4 Regionen und 27 Capellen der Argeer) erläutert, und auf diesem Wege erfährt *Niebuhr* auch die Berichtigungen, die seine „Thore“ erfordern. Hiernach kommt der Vf. auf das einzig sichere Denkmal aus der königlichen Epoche Roms, die Cloaken, indem die gewöhnlich genannten fünf anderen, als nicht mehr nachzuweisen, beseitigt werden. Das wirkliche Alter dieses Tarquinischen Baues wird ausführlich und mit beweisender Kraft dargethan. Die Gründe, welche dawider aus Baustil und Material hergenommen waren, sind unhaltbar und irrig; es ist wirklich altrömischer Tuf. Der Bogenschnitt aber, den Griechen bis auf Alexander praktisch unbekannt, zeigt sich hier bestimmt als eine *altitalische* Erfindung, die, wenn sie aus Griechenland stammen sollte, dort später gänzlich vergessen seyn muß, da man sich mit ganz unvollkommenen Ersatzmitteln (Vorrückung der Bausteine) dafür zu helfen suchte.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R . 1 8 3 2 .

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

STUTT GART und TÜBINGEN, b. Cotta: *Beschreibung der Stadt Rom*, von Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell. Mit Beyträgen von Niebuhr u. s. w. Erster Band. Allgemeiner Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das republikanische Rom ist mit Verweisung auf *Hirt* verhältnissmäßig kurz behandelt. Aus der ersten Periode bis zum gallischen Brande werden die Substructionen des Capitols genannt. Gewiss aber gehören die entfernteren Theile der „Königin der Strassen“ und der Wasserleitung des Anio nicht hierher, wie auch der Vf. anzuerkennen scheint. Die eigentliche Ausbildung dieses grossartigen Baustils gehört der Zeit nach dem Hannibalschen Kriege an (Cajus Gracchus). Bis Metellus und Sulla aber nach Marmorbauten, in Rom zu suchen, ist thöricht; erst Cäsar und Pompejus konnten nach Asiens Befestigung dort gefundene Prachtbauten nachzuahmen denken. Ein Theater von Stein war bis auf Pompejus unbekannt; Marmor gab erst Augustus zum Circus her u. s. w. Was uns von der Republik geblieben ist, ist wenig; selbst die Tempel von S. Nicola und der *Fortuna virilis* sind doch äusserst zweifelhaft; das Intermontium und Tabularium ist sicherer, und die drey Säulen des Jupiter Stator möchten leicht das *Sicherste* seyn. Die Verlegung des Marsfeldes auf die vaticanische Seite (*Cic. Att. XII, 33*) blieb ein merkwürdiger Gedanke Cäsars. — August veränderte die Ziegelstadt in eine Marmorstadt, nachdem die Pracht des kaiserlichen Roms von Agrippa vorbereitet worden war. Das Marsfeld verschwand unter Tempeln und Versammlungsorten, ohne jedoch von *Privatgebäuden* unterbrochen zu werden. Merkwürdig bleibt Nero's Entwurf, Rom zu einer Seestadt zu erheben, und Ostia mit dem Capitol zu verbinden; mit ihm schliesst der erste Abschnitt. Vier grosse Brände unter Nero, Vespasian, Titus und Commodus verwandelten Rom, das Martial eine *Budenstadt* nennt. Unter Severus fing das Marsfeld an, von Privatwohnungen bedeckt zu werden; Aurelian endlich gründete seine Mauer. Was wir an Resten des Alterthums in Rom besitzen, stammt eben aus dieser Zeit her, in welcher die Baulust bisweilen zu solcher Leidenschaft anwuchs, dass z. B. der strenge Agrippa in einer Aedilität nicht weniger als 700 öffentliche Brunnen und 105 Springbrunnen (*Salientes*) errichtete. J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

tete. Nach diesem Ueberblick kommen die Regionen Augusts zu näherer Erörterung. Jede derselben (*Dio LX, 8. Suet. Aug. c. 30*), deren 14 waren, enthielt 22 *Vici* (Quartiere) mit eben so vielen *Compta* (Strafencapellen?), oder etwa 3000 Wohnstellen, von denen ungefähr $\frac{2}{5}$ *Domus* (Pallast), die übrigen *Insulae* heissen, und nur aus Buden von Ziegeln bestanden. Solcher *Insulae* zählt der Vf. 44,000; allein diese Anzahl selbst scheint uns doch zu nöthigen, unter *Insula* nicht sowohl eine Häusermasse, als eine einzelne solche Wohnung, die ja oft bis sechs Stockwerke hatte, zu verstehen; denn welche ungeheuerere Einwohnermasse gäben 44,000 solcher Häuserabtheilungen? August's Polizeyverfassung war trefflich; jeder *Vicus* hatte seinen *Vicomagister*, jede *Insula* ihren *Curator insularum*; je zwey Regionen ihre Feuer-*Vigiles*, 700 Mann stark. An dieser Stelle wird die Authentizität des P. Victor und S. Rufus bestritten, von welchen das Urkundenbuch erweisen wird, dass sie in ihrer jetzigen Gestalt Machwerke des 15ten Jahrhunderts sind, die aus der *Notitia utr. imp.*, welche dem 5ten Jahrh. angehört, und die *Pancirolo* bekannt machte, von *Janus Parrhasius* und *Panvinus* geschmiedet wurden. Wir haben Ursach, auf diesen Beweis sehr neugierig zu seyn, da auf die Autorität dieser beiden Schriften allerdings vielerley Schlüsse gegründet worden sind. Die Uebersicht der Regionen selbst (nach *Emil Sarti*) geben drey Tabellen No. II. A—C, eine Arbeit, welche die gelehrte Welt zu dem grössten Dank verpflichtet. Die Vergleichung mit der Servianischen Eintheilung zeigt aufs klarste, dass August der alten Stadtverfassung treu blieb. Auf der II Tabelle finden sich Namen und Zahl der Region, die Hauptpunkte und vorzüglichsten Gebäude (nach dem „*Curiosum*“), Lage und Begrenzung, und endlich Zahl der Strassen, ihrer Aufseher, ihrer Häuserclassen und ihres Umfanges nach altem Mafs. Aus guten Gründen sind hiebey auch Victor's und Rufus Angaben mit aufgeführt. Die III Tabelle giebt die Uebersicht der ganzen Stadt, nach dem Epilog und Victor, verglichen mit dem Regionenverzeichniss. Sehr dankenswerth ist die Abhandlung über Roms Bevölkerung unter August, bey 45 $\frac{1}{2}$ Millien Umfang, 1700 Pallästen und etwa 6000 *Insulae*. *Lipfius* abentheuerliche Berechnung (8 Millionen), und die völlig unsinnige Annahme Anderer, welche gar 28 Millionen Bewohner auf Rom zu zählen sich nicht entblödeten, sind längst allgemein verworfen; allein an einer Basis für eine wahrheitsgemässere Schätzung hat es bis jetzt doch gefehlt.

Deffen ungeachtet liegt eine solche Basis vor. August sagt nämlich in dem Ancyranischen Denkmal: „In meinem zwölften Consulat (752 J. d. St.) gab ich der „*Urbana Plebs*,” 320,000 an der Zahl, jedem sechzig Denare.“ Weiber hatten an solchen Spenden nicht Theil, wohl aber nahm August die Kinder dazu. Diefs ergibt für die eigentliche Stadt, Ritter und Senatoren ausgeschlossen, 320,000 männliche Bewohner. Rechnen wir dazu eben so viele Weiber und 10,000 Ritter u. s. w. mit ihren Familien, so findet sich als geringste Einwohnerzahl 650,000 Freye. Hiezu die gleiche Anzahl Slaven, ergäbe 1,300,000 Einwohner. Indefs ist die Schätzung der Slaven offenbar zu niedrig, und wir schliesen uns daher der Meinung an, die Roms Bevölkerung unter August auf etwa zwey Millionen Seelen anschlägt. — Die folgenden Abschnitte: Nero's Brand, Vespasians Vermessung, die Wasserleitungen nach Frontin (das alte Rom unter Nero erhielt durch sie zwanzigmal so viel Wasser, als das heutige, noch immer so reich versorgte) geben dem Vf. Stoff zu eben so gelehrten, als wichtigen Untersuchungen, und sind in Lösung der Schwierigkeiten (z. B. Plinius Stadtmasse) äusserst glücklich. So wenig, wie diese, sind die folgenden Aufsätze eines Anszugs fähig. Die Schilderung des christlichen Roms beginnt mit einer Untersuchung der Glaubwürdigkeit der ältesten Lebensbeschreibungen der Päpste, deren Resultat sich dahin stellt, den „*Liber Pontificalis*“ als äusserst unvollständig und verdächtig darzustellen, und nur die Fortsetzungen von Gregor II an als kritisch zulässige Quellen anzuerkennen. — Der nächste Abschnitt beleuchtet die sieben kirchlichen und die vierzehn neuen Regionen (*Rioni*) Roms. Im 12ten Jahrhundert schied man die Stadt in drey Hauptmassen: Stadt, Insel, Trastevere; zu Colo Rienzi's Zeit in 13 Rioni, denen Sixtus V das Borgo, als 14te, hinzufügte. — Hierauf folgt die Geschichte des christlichen Roms. A. Von Constantin bis Carl d. Gr. Zerstörung durch die nordischen Völker. Alarich ward zuerst mit 5000 Pfund Gold und 30,000 Silber abgewehrt; zwey Jahre später (410) erfolgte die erste Einäscherung Roms, besonders des Salarischen Viertels. Schlimmer als die Gothen verfuhrn 455 die Vandalen, welche auch die Kirchen nicht schonten, wiewohl kein eigentlicher Brand herrschte. Noch glänzte das alte Rom unter Theodorich, wie Cassiodor berichtet; Belisars Vertheidigung kostete ihm grössere Opfer (Hadrians Grabmal); Totila schleifte ein Drittheil der Mauern, ging aber von dem Vorfatze der Zerstörung der Stadt ab. Widersinnig ist die Andichtung der Zerstörung des Colosseums durch germanische Eroberer; denn mehr als durch sie, litt Rom durch den Eifer der Christen. Eben so erdichtet ist jedoch die Zertrümmerung der alten Monumente durch Gregor d. Gr.; die Tempel waren verlassen, aber zerstört wurden sie erst durch die Kirchenbauten der späteren Zeit. Das Ansehen der Päpste war noch so beschränkt, das Bonifacius IV, z. B. zur Umwandlung des Pantheons in eine Kirche, der Er-

laubniss des Phokas bedurfte, Honorius I der des Heraclius, um die Ziegeln vom Tempel der Venus für die Peterskirche zu benutzen, und Gregor III der des Exarchen, um 6 Säulen dazu zu verbrauchen. — Sehr anziehend sind die Klagestimmen Gregors, das von *Muratori* bekannt gemachte Denkmal aus dem 12ten, und ein anderes aus dem 12ten Jahrhundert. — B. Von Carl d. Gr. bis zum Ende des grossen Schisma. Dieser Abschnitt umfaßt die inneren Fehden und ihre zerstörende Wirkung. Gewalt oder Verleihung, von der manche anziehende Urkunde gegeben wird, brachte die Barone in den Besitz der Monumente, die sie in Burgen verwandelten. So besaßen die Frangipani im 12ten Jahrh. das Colosseum, den Triumphbogen des Titus, den Janusbogen, den Circus maximus, das Septizonium des Sever, welches ihnen 1145 vom Klotter St. Gregorio pachtweis überlassen wurde, den Triumphbogen des Constantin, den Tempel Venus und Roma; die Orfini das Grabmal Hadrians und das Theater des Pompejus, die Colonna das Mausoleum August's, Constantins Thermen; die Savelli das Theater des Marcellus u. s. w. Und so sagt denn schon Petrarca, Roms Ueberreste seyen von den Römern wüthender, als von den Barbaren zerstört worden. Heinrichs IV und Rob. Guiscard's Zerstörung kamen hinzu. Das Capitol, welches den Coisi gehörte, ward 1084 durch Feuer eingenommen; eben so das Septizonium erobert; Guiscard verwüsthete besonders den Cälius und den Aventin, die seitdem unbewohnt blieben. Mit Martin V hörte diese Verwüsthung zwar auf, aber nun begann der Raub zu Neubauten bis Julius II Zeit hin. Das Forum war verschüttet, von allen Obeliskn stand nur noch einer, die Quadern und Statuen wurden zu Kalk verbrannt. Das Hauptübel geschah durch die Römer selbst, oder wie der römische Spruch sich treffend ausdrückt: „*Quod non fecere Barbari, fecerunt Barberini.*“ Der „*Sacco del Borbone*“ fand nichts mehr zu zerstören. (Beyläufig rechtfertigt der Vf. hier die deutschen Truppen, um alle Schuld auf die Spanier zu wälzen.) Mit Sixtus V beginnt das neuere Rom. Der bekannte Bericht Raphaels und Calligiones an Leo X über die Herstellung des alten Roms, hier zum ersten Male *in extenso* deutsch mitgetheilt, macht den Beschluss dieses Abschnitts.

Das dritte Buch umfaßt die Kunstgeschichte. I Abschnitt. Roms antike Bildwerke. Der Charakter der römischen Kunst wird auf sinnvolle Art festgesetzt. Wir können dem Vf. nicht weiter folgen, als bis zum Schluss dieser seiner Einleitung, die trefflich und als ein Zeugniß seines eindringenden Kunstverständnisses erscheint. Minder zu loben finden wir die Art der Darstellung, der es an Uebersichtlichkeit und Klarheit gebricht. Es fehlt an Rubriken, Abtheilungen und guter Zusammenstellung. Das Gegebene steht vereinzelt, und fügt sich der Auffassung durch das Gedächtniss nicht leicht. Das zweyte Hauptstück: „Ueber die Steinarten,“ ist gleichfalls eine dankenswerthe Monographie. Das dritte behandelt die Katakomben und deren Alterthümer. Die

ältesten gehen nicht über das vierte Jahrhundert hinaus. Viertes Hauptstück: Basiliken und Mosaiken. Hier bestreitet der Vf. das Bestehen christlicher Kirchen in Rom vor Constantin, als absonderlicher Gebäude, leugnet aber nicht die Existenz von Bethäusern in einem Raume von Privatgebäuden. Dies löst die Schwierigkeiten allerdings.

Sehr belehrend und reich an Berichtigung mancher Irrthümer ist der Aufsatz über die ursprüngliche innere Beschaffenheit und Einrichtung der ersten christlichen Kirchen. Hier kommt Vieles zur Sprache, was zur Begründung mancher Ansichten ausschlägt, um deren willen Stieglitz (Geschichte der Baukunst) Widerspruch erfahren hat. — Vorzugsweise befriedigend ist das fünfte Hauptstück: „Neuere Kunst in Rom;“ doch hier wandelt der Vf. auf gebornem Wege. Das Verhältniß zur alten Kunst ist glücklich aufgefaßt; die Nachrichten über die Künstler selbst sind eine wirkliche Bereicherung unserer Kunstgeschichte; zwischen Michel Angelo und Raffael stellt sich ein fast überall zutreffendes Urtheil fest, wenn wir gleich nicht zugeben möchten, daß dem ersten die Vielseitigkeit abgesprochen werde, welche seine Größe in fast allen Zweigen der bildenden Kunst bekrundet. Dagegen wird sein oft verkanntes Verdienst in der Färbung nach Gebühr hervorgehoben. Der Verfall der römischen Kunst vor Mengs und Winckelmann ist mit starken, aber wahren Farben ausgemalt.

Das vierte Buch beginnt die eigentliche Topographie Roms. Zuerst: Stadtbefestigung. Als Einleitung wird die vorservische Befestigung beleuchtet, bey welchem Anlaß wir mit Vergnügen auf Galls Feststellungen in Bezug auf die pseudocyclopischen Mauerwerke Rücksicht genommen sehen. Die Schilderung der servischen Befestigung ist als der Hauptpunct der ausführlichsten Behandlung unterworfen; ihre Gegenüberstellung mit Aurelians Umwallung ist äußerst befriedigend, und endet hoffentlich für immer den hierüber herrschenden Streit, zu dessen Erörterung es uns hier an Raum gebricht. — Eine Reihe von Zusätzen und Berichtigungen beschließt nebst den so schätzbaren chronologischen Tabellen diesen Theil eines Werkes, das der deutschen Gelehrsamkeit unter uns, wie im Auslande, zur Ehre gereichen muß. Es leistet, was die Vereinigung so erprobter Kräfte versprach. Hätte Rec. die Form desselben festzustellen gehabt, so würde er die Zersplitterung der Materien mehr, als geschehen, zu vermeiden gesucht, und beyspielsweise den letzten Abschnitt mit dem über „den Wachsthum Roms“ in eine unmittelbare Verbindung gebracht haben; ein Verfahren, das vielleicht manche Wiederholung hätte vermeiden lassen.

Der Druck ist äußerst correct und die Ausstattung geziemend. Möge der Verleger auf gedrungene Darstellung und auf eine rasche Folge der fortsetzenden Bände dringen, bevor etwa neue Interessen die älteren verdrängen!

W. V. L.

M A T H E M A T I K.

- 1) DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Mathematische Uebungs-Aufgaben und deren Auflösungen*, zum Gebrauch für Lehrer und Lernende. Von Johann Andr. Schubert. Erster Band: Zahlen-Rechnung. Erste Abtheilung. 1829. 148 S. Zweyte Abtheilung. 1830. 346 S. 8. (1 Thlr.)
- 2) ST. GALLEN, b. Huber: *Methodischer Leitfaden der Arithmetik*, von Johann Jakob Schneider. Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1830. 216 S. 8.
- 3) SONDRERSHAUSEN, b. Eupel: *Die Elemente des Kopf- und Tafel-Rechnens, nach einer neuen, durch die Erfahrung bewährten Methode bearbeitet*. Ein Leitfaden für Lehrer an Elementarschulen und zum Selbstunterricht, von H. Kaiser und Fr. Georgi in Langensalza. 1830. 186 S. 8. (12 gr.)

No. 1 zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erste kleinere die Fragen und Aufgaben, die zweyte größere die Antworten und Auflösungen enthält. Diese Eintheilung ist besonders für den Lehrer sehr zweckmäsig, da sie den Unterricht auf Schulen erleichtert, und ihm mehr Festigkeit ertheilt, als wenn der Vortrag in einem zusammenhängenden Raisonement fortläuft, wobey besonders die Einkleidung der vorgetragenen Lehren in zweckmäßige Fragen für den weniger Geübten mit Schwierigkeit verknüpft ist. — Allerdings würde es noch einige Erleichterung gewähren, wenn der Vf. auch die leichteren und schwierigeren Lehren, zum Behuf verschiedener Classen, mindestens durch irgend ein Zeichen von einander geschieden hätte; allein der Lehrer wird auch mit geringer Mühe aus dem Werke, so wie es vorliegt, eine zweckmäßige Auswahl treffen können, und in sofern müssen wir es an ihm loben, daß darin fast nichts, sowohl in theoretischer, wie in praktischer Hinsicht, zum Gebiete der niederen Arithmetik Gehörendes von einiger Bedeutung übergegangen wurde. Denn außer den vier Species in ganzen und gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen, den Anfangsgründen der Lehre von der Theilbarkeit und dem Auffinden der kleinsten und größten gemeinschaftlichen Factoren, der Lehre von den Decimal- und Ketten-Brüchen und den Rechnungsvortheilen, findet sich darin die vollständige Theorie der einfachen und zusammengesetzten Verhältnisse, angewandt auf Geldreductionen, die Reckische Regel, Kettenrechnung, Rabattrechnung, Reduction der Capital-Termine, Gesellschaftsrechnung und Alligationsrechnung, welches alles besonders deutlich erörtert wurde — so daß also bloß die Quadrat- und Cubik-Wurzel-Ausziehung, sowie die Rechnung mit Logarithmen, welche der Vf. wahrscheinlich einem folgenden Theile vorbehalten hat, hier übergegangen sind.

No. 2 ist zwar keine so wissenschaftliche und ausführliche, dafür aber, nach der Ansicht der Pädagogen,

vielleicht eine mehr methodische Anleitung zum Rechnen, indem ihr Vf. die einzelnen Operationen keinesweges streng von einander sondert und auf ihre Principe zurückführt, vielmehr das Verfahren beleuchtet und vervollkommenet, welches diejenigen beobachten, die keine specielle Anleitung im Rechnen erhalten haben, sondern dem natürlichen Impulse ihres calculativen Vermögens folgen. — Nach einer ganz kurzen Erörterung des Zusammen- und Abzählens mittelst unserer Ziffern und des dekadischen Zahlensystems (welches indessen noch mehr heuristisch behandelt und in seiner Gebrauchsanweisung vervollständigt werden konnte), geht der Vf. unmittelbar zur „Vergleichung der Gröſſen“ über, weil er ganz richtig das Verhältniß einer Gröſſe (Vielheit) zu ihrem Maſs (der Einheit) als die Basis der Multiplication, Division und der Proportionen-Lehre betrachtet. — Die Behandlung der Brüche ist für den *sensus communis*, oder, was damit fast gleichbedeutend ist, für die heuristische Auffassung, der großen Verwickelung der Verhältnisse und der Schwierigkeit ihrer Reduction auf eine gemeinsame Einheit wegen, mit so vielen Hindernissen verknüpft, daß selbst ein so guter Mathematiker, wie Ptolemäus war, die Addition verschiedener Brüche fast für unausführbar hielt (*Theon* S. 39 seines Commentars über den *Almagest*); dagegen kann nach den Schlüssen unserer Formal-Mathematik kaum etwas Leichteres gedacht werden. Der Vf. hat sich also wohl deshalb genöthigt gesehen, hier seine Darstellung in der Mitte beider Extreme schwebend zu halten; auch ist ihm dieses im Ganzen ziemlich gelungen. Nur bey der Multiplication und Division der Brüche, mit und durch Brüche, scheint in Hinsicht der Erklärung der Regeln noch eine Erleichterung eintreten zu können. Der Vf. schickt nämlich auch hier die Division, als im Begriffe der Vergleichung zunächst liegend, der Multiplication voraus. So würde es auch seyn, wenn man diese Rechnungen in Proportionen umsetzt, und dieselben, wie dieses auch wirklich bereits vor langer Zeit geschah, etwa mittelst des Kettenatzes in Ausführung bringt. Allein an eine deutliche Erkenntniß ist, wie die Erfahrung lehrt, bey einem solchen Mechanismus nicht zu denken; und sonach scheint bereits das intellectuelle Bedürfnis eine Zergliederung der Begriffe; worauf es hiebey ankommt, zu fodern. Dann muß man aber mit der Multiplication eines Bruchs mit einer ganzen Zahl, welche sich sogleich auf die Addition zurückführen läßt, den Anfang machen; hierauf zur Division eines Bruchs durch eine ganze Zahl übergehen, und nun zeigen, daß dieselbe, dem Begriff des Bruchs gemäß, sowohl durch Division des Zählers, wie durch Multiplication des Nenners, vollführt werden kann, wobey man dann auch natürlich die Umstände erör-

tert, unter welchen die eine oder die andere Auflösung den Vorzug verdient; endlich hat man noch die Division eines Bruchs durch einen Bruch als einen zusammengesetzten Act zu erörtern, dessen Auflösung auf die Multiplication zweyer Brüche recurriert. In Hinsicht der praktischen Rechnungsarten unterscheidet der Vf. sehr richtig die zusammengesetzten Verhältnisse, z. B. die Gesellschaftsrechnung, von denselben, in welchen sich der Charakter einer (algebraischen) Gleichung bereits deutlicher ausdrückt, z. B. bey der Reeffischen Regel; hier läßt er ganz consequent die Gleichheit des Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung an die Stelle der bisherigen Verhältniß-Exponenten treten, so daß der Lernende seinen einmal erfaßten Begriff vom Rechnen nur weiter auszubilden braucht, ohne sich, wie dieses bey vielen Darstellungen noch immer der Fall ist, in einen scheinbar heterogenen, und mithin auch mehr oder weniger unverständlichen Formalismus verſetzt zu sehen.

No. 3 ist fast in demselben Geiste, wie No. 2, bearbeitet, jedoch in Fragen und Antworten gekleidet; es scheint dabey besonders auf den ersten Unterricht für kleine Kinder abgesehen, während sich des vorangenannten Leitfadens auch Erwachsene mit Nutzen bedienen können. Deshwegen haben die Vff. auch hier überall zweckdienliche Bemerkungen beygefügt, welche sich auf den mündlichen Unterricht beziehen. — Als eigenthümlich muß an diesen Elementen genannt werden, daß ihre Vff. sogleich einer jeden Rechnungsart in ganzen Zahlen die entsprechende in Brüchen folgen lassen, ohne zuvor das Wesen der Brüche besonders erklärt zu haben. Beide wollen diesen Weg aus ihren praktischen Erfahrungen als den leichteren und kürzeren erkannt haben; und da die Erfahrung in dergleichen Dingen allerdings zunächst zu entscheiden hat, so müssen wir den Pädagogen die fernere Prüfung einer Methode überlassen, welche außerdem mit den Ansprüchen einer Wissenschaft so wenig als mit den Principien harmonirt, nach welchen sich etwa *a priori* die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Verstandes verfolgen ließe. — Zu leugnen ist übrigens nicht, daß die äußere Anschauung, auf welche die Vff. mittelst Linien, die Verhältnisse der Gröſſe zu einer imaginären Einheit reduciren, mit dem synthetischen Verfahren der Alten einigermaßen übereinstimmt; nur setzt diese Art der Auffassung unbezweifelte eine ziemlich rege und lebendige Phantasie voraus. — Uebrigens ist die Darstellung mehr auf den praktischen Bedarf in Bürger- und Land-Schulen, als auf feinere Cultivirung und Uebung des Scharfsinns, berechnet.

F. v. S.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Briefe aus Paris, zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts*, von Friedrich von Raumer. Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. Mit 8 lithographirten Tafeln. XVIII u. 496 S. Zweyter Theil. XIV u. 536 S. 1831. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Hr. von Raumer, einer der vorurtheilsfreyesten, klarsten und gründlichsten Geschichtsforscher unserer Tage, fügt seinen für die Zeitgeschichte so wichtigen Briefen aus Paris (vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 98), in denen der ungetrübte männliche Blick eben so sehr, wie das ächt vaterländische Herz, gefällt, die Ausbeute seiner literarischen Beschäftigung in Paris hinzu. Er wollte hier die großen, zum Theil noch wenig benutzten Schätze der Pariser königl. Bibliothek theils in Bezug auf seine Geschichte der Hohenstaufen, dieses vergeblich angefeindete ächt deutsche Nationalwerk, theils für Forschungen über das 16te und 17te Jahrhundert, durchwühlen. Man muß die rastlose Thätigkeit des Mannes bewundern, welcher binnen fünf Monaten, ganz der großen entwicklungsreichen Gegenwart hingegeben und Paris nach allen Seiten hin durchlebend, von einer fast tödlichen Krankheit und anderen Hindernissen abgehalten, von der Unleserlichkeit mancher Handschriften sehr verzögert und von anderen ganz getäuscht, dennoch so Vieles schaffen und geben konnte. Seine Mittheilungen, sämmtlich aus *unbekannten Handschriften* entnommen, erleichtert durch die große Gefälligkeit und unerschöpfliche Geduld der Bibliothekare, besonders des Hn. *Champollion Figeac*, werden hier meist in ihrer ursprünglichen Gestalt in die Form von Briefen an *L. Tieck* eingereicht; da der Vf. das Zerstreute und Vereinzelte weder zu einem zusammenhängenden historischen Werke verarbeiten, noch die erforderlichen Füllstücke und Erörterungen hinzufügen konnte und wollte. Sehr würde man es jedoch bedauern müssen, wenn diese rohen Massen nicht von ihm bearbeitet würden; sehr schade wäre es, wenn der ursprüngliche literarische Zweck seiner Reise (irren wir nicht, eine Geschichte Frankreichs, wovon der Vf. bereits so treffliche Proben in seinem historischen Taschenbuche, in der Geschichte Ludwigs XIII, gegeben), vielleicht aus Hinblick auf die Kürze des Lebens, welcher ihn (nach den früheren Briefen aus *J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.*

Paris, 1 Bd. S. 152 u. 176) nach überstandener Lebensgefahr zu dem Resultat des „*contrahere vela*“ brachte, von ihm aufgegeben würde; wie er denn in jenen Briefen es ausspricht, daß seine Krankheit die neuen, zu großen Plane in den Hintergrund schiebe, und er entschlossen sey, das Geschriebene nur zu höherer Vollkommenheit auszubilden, und zu neuen Ausgaben vorzubereiten; also die Hohenstaufen, die Schrift über Recht und Staat, und die von ihm zu sehr aus den Augen verlorenen Vorlesungen über alte Geschichte. — Gewiß wird aber die wieder erlangte Gesundheit dem würdigen Geschichtsforscher den Muth wieder geben, noch mehr große lebensvolle historische Darstellungen der literarischen Welt zu schenken.

Wenden wir uns zu dem Inhalte dieser Briefe, so werden wir uns die Aufgabe stellen, das Bedeutendere hervorzuheben, und anzudeuten, in wiefern durch diese Mittheilungen ein neues Licht auf die Begebenheiten fällt.

Die erste handschriftliche Mittheilung betrifft die Wiedertäufer in Münster, und beschreibt den abentheuerlichen Hofstaat Johans von Leiden, der sich mit Kammerherren, Marschällen u. s. w. umgab, die Art, wie er das Abendmahl austheilte u. s. w. Dann folgen Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Reismarschalls Carls V über die Gefangenschaft Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen, aus denen hervorgeht, daß nach dem Vertrage Carl V letztem nur die Todesstrafe und das ewige Gefängnis erlassen hatte. Der Vf. macht auf den noch fast unbenutzten Nachlaß Granvellas in 84 Folio-Bänden zu Befançon aufmerksam. Der 4te Brief giebt Auszüge aus den Berichten *Marillac's*, über die Verhältnisse Carls V zu den Ständen, das Interim, Kurfürst Moritz, und den Plan, Philipp II die Herrschaft in Deutschland zu verschaffen. Letztes betrieb besonders Granvella. Ferdinand dagegen gewann die Stände durch Geld, und berief sich standhaft auf Carls V Versprechungen. Auch einer Liebesintrigue Philipps und einer Prinzessin von Lothringen geschieht Erwähnung. Merkwürdig ist, daß man (im Jahr 1550) auf den Gedanken gekommen seyn soll, im Reiche einen Kaiser mit Cäsaren (Philipp und Maximilian) zu ernennen; doch bemerkt *Marillac*: „nie würde sich der thätige bewegliche König von Böhmen mit der Dummheit (*stupidité*) des Anderen vertragen.“ Die Heftigkeit Carls über die Erbschaftsache, in einem Gespräche mit Ferdinand, zog ihm das Fieber zu. — Der 5te Brief giebt einen in-

interessanten Bericht des Venetianers Badoer von 1558 über die Verhältnisse Deutschlands, den Volkscharakter, den er als sehr freyheitliebend bezeichnet, und den Charakter der Fürsten und des Kaisers, dessen Frömmigkeit und Geiz hervorgehoben werden.

Die Briefe 6 bis 9 enthalten nicht eben sehr bedeutende Einzelheiten über den 30jährigen Krieg. Dann folgt eine Charakteristik österreichischer Feldherren und Staatsmänner zur Zeit Ludwigs XIV, eine Beschreibung Dänemarks u. s. w. — Berichte über Philipp II führen manches Gute von diesem Tyrannen an, — und Ausführliches über seinen Hofstaat, über die Zusammenkunft der Königinnen zu Bayonne u. a. Das Bedeutendste enthält der Gesandtschaftsbericht des Venetianers Badoer über Don Carlos, wonach bestätigt wird, was sonst schon über sein solzes leidenschaftliches Gemüth bekannt ist. Neu möchte aber seyn, was hier über das Verhältniß des Enkels zu Carl V erzählt wird. Noch vor seinem Falle in Alcala gaben schon die Aerzte wenig Hoffnung für die Zukunft des ausgemergelten Prinzen, der an der Auszehrung leide. Dennoch sind selbst nach dem furchtbaren Falle, wobey man ihn sogar trepaniren wollte, die Berichte über ihn ungleich; Granvella hält ihn für bescheiden und geneigt zu Geschäften; bald aber heißt es, er sey so melancholisch, daß er an gar nichts denke, und alles glaube, was man ihm sage, selbst wenn man ihm einrede, er sey todt. Sehr günstig sind dagegen die Berichte über die Anmuth und Klugheit der Königin Isabelle und über Philipps Liebe zu ihr. Von einer Heirath zwischen Don Carlos und der Schwester der Königin war die Rede; von seiner Liebe zu ihr selbst ist keine Andeutung, wohl aber versichert er seiner Stiefmutter, an seine Muhme 200 Meilen weit zu denken. Die Spannung zwischen Vater und Sohn und die Verhaftung von diesem ist unzweifelhaft; ein französischer Gesandte spricht von dem Prinzen als von einem Wahnsinnigen, der nie zur Thronfolge fähig, ja auf dessen Befreyung nicht zu rechnen sey. Gerade aber über den Tod des Don Carlos fehlt der Bericht. Philipp selbst versichert in einem Briefe an Alba, er sey christlich gestorben. Aus manchen anderen noch angeführten Umständen und Briefen geht aber durchaus die Unwahrscheinlichkeit eines gewaltthätigen Todes des Prinzen hervor, und somit wird ja auch *Llorente's* Nachricht bestätigt. Zwar findet sich ein Bericht über Vergiftung des Don Carlos, doch ist er eben so unwahrscheinlich als der über den Tod der Königin. Dieser erfolgte nach dem glaubwürdigen Bericht an Catharina von Medici, ihre Mutter, eine Stunde nach der zu frühzeitigen Entbindung von einer Tochter, in Folge falscher Behandlung während der Schwangerschaft. Ihre Frömmigkeit im Sterben wird ausführlich erzählt.

Von den Mittheilungen über die Niederlande, Egmont, Inquisition, Bilderstürmer, Cölibat, Alba, Margaretha u. s. w., da sie weniger bedeutend sind, müssen wir uns weiterer Anführung enthalten; merkwürdig ist aber besonders ein Brief der Catharina von

Medici über die Bluthochzeit, in welchem sie meint, „Frankreich sey nach derselben mit Spanien zu demselben Glücksziele eingeschiff, die Freundschaft sey leicht herzustellen.“ Es erscheint demnach die Greuelthat in einem neuen politischen Lichte. Charakteristisch ist die Freude, welche Philipp II über die Nachricht hat, und welche größer ist, „als über alles Wohl und Glück, was ihm jemals widerfahren ist.“ Manches wird ferner beygebracht über die Verhältnisse Spaniens zu Portugal, die Gefinnungen des letzteren, über die Sitten der Spanier u. s. w. Nach dem Tode Philipps handeln die Gesandtschaftsberichte von Kleinlichkeiten; daher Hr. v. H. sparsamer in deren Mittheilung wird.

Ueber Franz I findet sich mancher interessante Zug; z. B. über den Handel mit Bisthümern, die käufliche Rechtspflege, die Kaiserwahl, an welche er 3 Millionen wenden, und nach welcher er in drey Jahren in Constantinopel seyn oder sterben wollte. Ein Gefandter meldet über ihn an Wolsey: „Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft sind unzufrieden in Frankreich, und Franz I wird so gehaßt als je ein Fürst von seinen Unterthanen.“ Auch über seine Gefangennehmung und die Zweydeutigkeit des Papstes, über die Einnahme von Rom durch Bourbon, wobey mehrere Häuser durch Pulver von den sich aus ihnen vertheidigenden Römern in die Luft gesprengt wurden, über die Verhältnisse Carls V und Franz I von 1530 — 1535, und die ernste Friedensliebe des ersten, die Verhandlungen über Mailand, über die Persönlichkeit Franz I, des Dauphins, über den Hof, Paris, Universität und Kriegswesen finden sich mehr oder weniger bedeutende Details. Heinrich II erscheint als Dauphin von einer guten Seite; doch anders als König. — Catharina von Medici wird als eine im 51 Jahre noch sehr kräftige und jugendliche, leutselige, dabey sehr fleißige, aber weder von Katholiken, noch von Protestanten, wegen Mißtrauens, geliebte Fürstin geschildert, welche bey der allgemeinen Verwirrung die wenige noch übrige königliche Majestät erhalten habe, weshalb man sie auch den König nenne. — Carl IX, Heinrich von Anjou, Margarethe von Valois werden charakterisirt. Die Blutgier des Ersten zeigt sich gegen Thiere und Menschen. „In Gegenwart des Hofes schlachtet er Schweine, und wühlet in den Eingeweiden als ein Schlächterknecht;“ liebt dabey aber die Musik und Poesie. — Die kirchlichen Würden giebt er an Soldaten, Kinder und Weiber, und verkauft für zwey Millionen geistliche Güter. Bey dem furchtbaren Zustande des Reichs wünschte man indessen ernstlich eine allgemeine Ausöhnung; Philipp II liefs dagegen Vorstellungen machen. Es finden sich Briefe von Johanna von Navarra, auch von Carl IX selbst vom Tage der Bluthochzeit. Eine teuflische Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Frevel zeigt Carl IX in diesem Briefe an seinen Gesandten in Rom. — Mit Kleinigkeiten beginnend, bahnt er sich den Weg zur Erzählung der Frevel mit einem „übrigens,“ und erzählt sie mit frecher Stirne lügenhaft. Seine Furcht,

Heucheley, und sein Bestreben, die Greuel der Bluthochzeit zu verhehlen und in ein anderes Licht zu stellen, gehen aus anderen Mittheilungen hervor.

Auch über die Zeiten der Ligue, das Haus Guise, die Barricaden, hat der Vf. in Pariser Manuscripten Manches gefunden, was zur Berichtigung der bisherigen Darstellungen dienen könnte, was er aber Anderen überlassen will. Rec. kann nur noch kurz den reichen Inhalt des ersten Theiles andeuten, um noch einigen Raum für den zweyten zu behalten. Die reichen, hier ausserdem dargebotenen Materialien betreffen vorzüglich noch: Urban VII, Gregor XIV, Innocenz IX, Clemens VIII, die Sechzehn in Paris, den Reichstag von 1595, Mayenne, Heinrich IV, Bouchers Predigten, Clevische Erbschaft, Tod Heinrichs IV, Sully, Ludwig XIII, Reichstag 1614, Streit des Adels u. s. w., Marie von Medici, Richelieu, Mazarin und die Fronde u. a.

Die *Facsimile* sind in 8 Tafeln angehängt, von Philipp II, Franz I und II, Heinrich VIII, Marie Stuart, und von einer Menge berühmter Herrscher und Personen jener Jahrhunderte.

Der zweyte Theil steht an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen aus Mscrpt. keinesweges dem ersten nach. Neue Nachrichten über den Aufstand in Neapel gegen die Spanier von 1647, und über den merkwürdigen Fischer Masaniello, der „am ersten Tage herrschte wie ein König, am zweyten umgebracht ward wie ein Verräther, und am dritten verehrt wie ein Heiliger,“ das Vorbild der Demagogen, über den Hr. v. R. seitdem eine Vorlesung in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat, eröffnen die Reihe, woran sich dann Venedigs Finanzen und Verfassung, Wolfey, Anna von Cleve, Eduard VI, eine Charakteristik der Engländer, Northumberland, Maria und Elisabeth anschliessen. Der Vf. bemühte sich, neue Aufschlüsse über Elisabeth und Maria Stuart zu finden, nicht ohne Erfolg; denn wenn auch die Berichte der französischen Gesandten in London und Edinburg und eigenhändige Briefe beider Königinnen zwar keine neuen und ganz unerhörten Thatfachen kennen lehren, so gewähren sie doch viele Berichtigungen und Zusätze. Gleich zuerst spricht der französische Gesandte de Foys von der Antwort Elisabeths auf den Heirathsantrag Carls IX. Er hatte den geheimen Auftrag, im Fall des Mislingens die Ansprüche Leicesters zu unterstützen; Elisabeth sagt von diesem: „sie habe stets seine Tugend geliebt, das Streben aber nach Ehre und Gröse in ihr könne ihn nicht als Genossen und Mann dulden.“ An einer anderen Stelle ist die Aeußerung sehr charakteristisch: „sie wolle ihrem künftigen Manne nichts von Macht abtreten, sondern sich seiner nur bedienen, um ihren Unterthanen Nachkommen zu hinterlassen.“ Der Gesandte hatte erfahren, Elisabeth habe vor Zeugen Leicester die Ehe versprochen; ein interessanter Brief desselben sagt aber nachher, daß er nicht wisse, woran er sey. — Ueber Maria Stuart und Rizios Ermordung findet sich die Mittheilung einer *chronique scandaleuse*, welche

zwar nicht eben verbürgt ist, dennoch die gegen die Königin geschäftige Verleumdung beweist. Ueber die Theilnahme Marias an Darnleys Ermordung spricht sich der Gesandte nicht bestimmt aus. Wie unglücklich Maria durch ihre Vermählung mit Bothwell wurde, zeigt eine Aeußerung, wonach sie ein Messer verlangte, um sich zu tödten. Ueber Elisabeths Gesinnung und Schlaueit giebt besonders ihre Anweisung an ihren Gesandten in Paris, in Bezug auf ihr Verhältniß zu Maria Stuart, Auskunft. In ihrer Gefangenschaft hatte diese bey ihrer nahen Verbindung mit Philipp II und Alba besonders die Absicht, daß ihr Sohn nach Spanien gebracht, ganz den Händen Philipps übergeben, Alles aber vor Frankreich geheim gehalten werde. Sie selbst dachte jenen in der Hoffnung hinzuhalten, daß sie Don Juan d'Autria heirathen wolle; während sie dem Herzog von Norfolk dies nur als Schein vorspiegelte und sich ihm versprach. Hievon habe sie bey dem Herzog von Norfolk die glaubwürdigen Briefe gefunden, meldet Elisabeth ihrem Gesandten in Paris. — Weitläufige Erörterungen befinden sich auch besonders in den Pariser Mscrpt. über den Heirathsplan Elisabeths mit dem Herzog Franz von Alençon; ein Plan, welcher unter allen am längsten und ernstlichsten betrieben worden ist.

Diese Proben werden hinreichen, zu beweisen, wie viel des Neuen und Interessanten in dieser reichhaltigen Sammlung dargeboten wird. Möge Hr. v. R. noch mehr Gebrauch von diesen Materialien machen! — Druck und Papier sind schön; wir wünschten einer weiteren Verbreitung wegen einen weniger hohen Preis.

A. Schr.

GOtha, b. Flinker: *Geschichte von Griechenland, nebst einer Schilderung des Landes und seiner jetzigen Bewohner*, von J. H. Möller, Secretär an der herzogl. Bibliothek zu Gotha. Zweyte, ganz neu bearbeitete Auflage. Erstes Bändchen: Griechisches Land und Volk. 1829. Zweytes Bändchen: Griechische Geschichte. 1830. 12. (16 gr.)

Nach einer kurzen, aber genügenden, geographisch-statistischen Uebersicht des türkischen Reichs, in welcher der Vf. das Neueste und Beste, was über diesen Staat vorhanden ist, niedergelegt hat, folgt eine geographische Beschreibung von ganz Griechenland in demselben Umfange, den es in seiner blühendsten Periode hatte, oder desjenigen Theils des Osmanischen Europa, welcher sich zwischen 36—42° 30' NB. und 37°—43° OL. ausbreitet; dazu kommt noch eine genaue Aufzählung sämmtlicher Inseln des Archipelagus und des mittelländischen Meeres, welche die türkische Oberhoheit anerkannten oder noch anerkennen. Nach dem Vorgehen anderer Geographen hat der Vf. das ganze Land in folgende grössere Abtheilungen gebracht, und sie einzeln beschrieben. Diese einzelnen Theile sind: 1) Albanien (S. 5 bis 19), das alte Epirus und Illyricum, ein

sehr rauhes Gebirgsland, das aber reich an Salz, Erdpech, Holz u. s. w. ist, und einen nicht unbedeutenden Handel treibt. Aus seinen Gebirgen stammen die molossischen Hunde. Hier herrschten Scanderbeg und in neueren Zeiten Ali Pascha, dessen Residenz Jannina die größte Stadt im Lande ist. Von merkwürdigen Bezirken des inneren Landes, von dem wir freylich nur wenig wissen, beschreibt der Vf. die Bezirke von Suli, Paramithia und Zagori, in welchem letzten die Einwohner wallachischen Ursprungs sind. — 2) *Macedonien* (S. 19 bis 25), ein gebirgiges, aber fruchtbares Land, das vorzüglich Baumwolle, Tabak u. s. w. erzeugt, und von betriebsamen Menschen bewohnt wird; merkwürdig sind hier besonders Salonichi, Seres und der Monte Santo (Athos), dessen Höhe der Vf. zu 3,353 Fufs angiebt. 3) *Theffalien* (S. 25 bis 31). Hier findet sich das schon bey den Alten berühmte Thal Tempe, das sich 5 englische Meilen von West nach Ost erstreckt, und an dessen Eingange die betriebsame, von fast 6 000 Griechen bewohnte Stadt Ampelakia liegt. Kurz, aber genügend beschreibt der Vf. (S. 30) den Engpafs der Thermopylen. 4) *Livadien* (S. 31 bis 39), aus Aetolien, Akarnanien, Achaia, Doris, Locris, Phocis, Böotien, Megara und Attika bestehend, ist besonders reich an Oliven, Trauben und edlen Früchten, und enthält viele merkwürdige Orte, von denen der Vf. vorzüglich Athen sehr gut schildert. 5) *Morea* (S. 39 bis 47). Der Tagetes erhebt sich nach *Peytier* 7,434 pariser Fufs über das Meer; das Areal beträgt nicht 350, sondern $402\frac{1}{2}$ geographische Quadratmeilen; die Topographie dieser Halbinsel ist vollständig.

Nach der Beschreibung des Festlandes folgt die der *Inseln* (S. 48 bis 81), die der Vf. in die ionischen Inseln, Inseln des Archipelagus und Inseln des Mittelmeeres theilt. Ins Einzelne einzugehen, verbietet uns hier der Raum, und wir erlauben uns nur einige Bemerkungen über verschiedene Inseln. Egribo ist 76, nicht $69\frac{1}{2}$ Quadratmeilen groß; Tine hält $4\frac{1}{2}$ Quadratm. mit 8,000 (nicht 15,000) Einwohnern; Mikone hat nur 1,000 Einwohner; Syra 6,000, Zea 600, Thermia 5,000, Hydra höchstens 20,000, Spezia 8,000, Milo 3,800 (nicht 500) Einwohner. Sehr gut beschrieben, vorzüglich nach *Sieber*, ist

die Insel Candia (S. 72 u. folg.); sowie die Insel Cypem.

Die zweyte Abtheilung des ersten Bändchens enthält die Schilderung des griechischen Volks, die dem Vf. sehr gut gelungen ist, und die Rec. mit vielem Vergnügen gelesen hat. Einzelne Ausstellungen zu machen, würde unrecht seyn, da Rec. recht wohl bekannt ist, wie schwer es hält, eine allgemeine Charakteristik der heutigen Griechen zu geben. Mit wenigen Zügen schildert sie der Vf. (S. 87): „Sie sind von der Natur reich begabt, lebhaft, empfänglich, leichtgläubig, ihr Vaterland über Alles liebend, gastfrey, genussliebend, gute Gatten und Eltern, religiös bis zum Aberglauben; auf der anderen Seite aber auch betrügerisch, ränkevoll, stolz, eitel, heuchlerisch, zögernd.“ Was über das innere und äußere Leben gelagt ist, ist zwar nicht neu, aber sehr klar und deutlich dargestellt, und man sieht, das die im Vorworte angeführten Quellen vom Vf. wirklich benutzt worden sind. Bey der Schilderung der Türken giebt der Vf. einen kurzen Abriss des Islam, welcher für den, der damit nicht bekannt ist, nicht anders als interessant seyn muß.

Das zweyte Bändchen enthält die griechische Geschichte, die der Vf. in die alte, mittlere und neuere eintheilt. Bey der Sagen- und Helden-Zeit hält er sich mit Recht wenig auf, die historische Zeit dagegen ist sehr gut dargestellt. Sehr vielen Fleiß hat er auf die mittlere Geschichte (395 bis 1453) verwendet, und eine klare und deutliche Uebersicht derselben geliefert. Verhältnißmäfsig weitläufig ist die neuere Geschichte abgehandelt; der Vf. hat mit vieler Besonnenheit die Quellen benutzt, die fast überall angezeigt sind, ein Verfahren, dem wir unseren ganzen Beyfall schenken. Dafs sich die neueste Geschichte anders gestalten würde, deutet er schon auf den letzten Seiten seines Werkes an.

Sicher werden alle Leser, für die das Buch zunächst bestimmt ist, es dem Vf. Dank wissen, das er sie auf eine so falsche und angenehme Weise mit Griechenland und seinen Bewohnern bekannt gemacht hat. Druckfehler sind uns sehr wenige aufgefallen. Für guten Druck und anständiges Aeußere hat der wackere Verleger rühmliche Sorge getragen. φ.

K L E I N E S C H R I F T E N .

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, b. Brockhaus: *Beschreibung der Erdoberfläche*. Eine Vorschule der Erdkunde, von *F. von Raumer*, Professor in Erlangen. 1831. 84 S. 8. (4 gr.)

Diese Blätter sollen ein Auszug aus der zweyten Abtheilung des größern Lehrbuchs der allgemeinen Geographie des Vfs. seyn, zu deren baldigem Erscheinen Hoffnung gemacht wird. So viel man sich nun auch von jenem Hauptwerke zu versprechen Ursache hat: so wenig, glaubt Rec., wird durch die vorliegende Beschreibung der Erdoberfläche

als solche bezweckt werden. Die Begriffe sind durchgehends zu schroff und oftmals ohne alle und jede Erläuterung aufgestellt; auch ist nicht überall ganz richtig definirt worden. So soll z. B. S. 40 die Wüste Gobi ein ungeheurer, gegen 400 Meilen langer, theils bis 100 Meilen breiter *Hessell* seyn. Wohl mehr ein Hochplateau. So sind auch mehrere Bemerkungen ganz neu; z. B. S. 72: *nordamerikanische Meer-Anden*. Um so mehr wünschen wir durch die größere Arbeit des Vfs. belehrt zu werden.

C. v. S.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

V E R M I S C H T E S C H R I F T E N.

KÖNIGSBERG, im Verlage der Gebrüder Bornträger:
*Historische und literarische Abhandlungen der
 königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg
 (in Preussen). Herausgegeben von Prof. Dr. F.
 W. Schubert, d. Z. Director der Gesellschaft.
 Erste Sammlung. 1830. 223 S. Zweyte Samm-
 lung. 1832. XVI u. 243 S. 8. (3 Thlr. 2 gr.)*

Die rege Lebensthätigkeit, welche man seit etwa 20 Jahren in den höheren und niederen Lehranstalten Preussens mit Freuden wahrnimmt, ist nun auch auf die seit 1741 zu Königsberg bestehende, früher mehr, als einmal, dem Erlöschen nahe gewesene *Deutsche Gesellschaft* übergegangen. In den Jahren 1790 — 1793 war von ihr die Monatschrift: *das Preussische Archiv* erschienen. 1801 gab sie zur hundertjährigen Krönungsfeier ihre Abhandlungen in einer Sammlung heraus. Bey der Anwesenheit des Hofes in Königsberg in den Unglücksjahren 1806 bis 1809 gelangte sie zu einem höheren Leben in sich selbst, welches auch bald sich äußerlich kund gab. Mancher treffliche, in ihren Versammlungen gehaltene Vortrag erschien nun, obwohl ohne ihre, besondere Mitwirkung, gedruckt, wie *Ferdinand Delbrücks* (3) Reden, veranlaßt durch die Ereignisse der Zeit. Königsberg. 1813, *Friedr. Aug. Gottholds* kleine Schriften über die deutsche Verknüft. Königsberg 1820 u. a. Im Jahre 1818 beförderte sie die Herausgabe von *Rudolf von Montforts Barlaam und Josaphat* durch den Prof. Fr. H. Liöpke. Bald darauf setzte sie einen Preis von 50 Ducaten auf eine *historisch grammatische Untersuchung der deutschen Beywörter*, welchen 1823 *Jacob Grimm* gewann. Die 1824 gestellte Preisaufgabe über die *Venetener und ihren etwanigen Zusammenhang mit den Wenden* wurde nicht erledigt, und die Gesellschaft beschloß, die in ihren öffentlichen und Privat-Sitzungen seit dem Januar 1827 gehaltenen Vorlesungen *historisch literarischen Inhalts* dem Drucke zu übergeben. Und so sind die beiden vorliegenden Sammlungen entstanden, die ihrem Inhalte nach von nicht geringer Bedeutung sind. Die Gesellschaft hält jährlich 2 öffentliche Sitzungen, am 18ten Januar zur Krönungsfeier, und am 3ten August, dem Geburtstage des Königs. An jedem der 10 übrigen Monate versammelt sie sich einmal. Die, beiden Sammlungen vorangehenden Uebersichten über die in den Versammlungen seit dem Januar 1827 gehaltenen Vorträge zeugen von einer vielseitigen Thätigkeit, und werden bey allen, denen

J. A. L. Z. 1832. *Dritter Band.*

das Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft am Herzen liegt, freudige Theilnahme erregen. Um den Inhalt dieser schätzbaren Sammlungen näher zu bezeichnen, stellen wir zuerst die Ueberschriften der Aufsätze nach ihren Verfassern auf.

1) Prof. Dr. Peter von Bohlen über *Handel und Schifffahrt des alten Indiens*. Samml. 1. III. S. 57 — 110. Ueber den Zusammenhang der indischen Sprache mit der lithauischen. Ebendaf. IV. S. 111 — 140. Ueber den Feldzug Alexanders nach Indien. Samml. 2. I. S. 1 — 22.

2) Prof. Dr. Ellendt über *die Bedürfnisse und Wünsche der Völker heutiger Zeit, verglichen mit den darüber laut werdenden Stimmen*. Samml. 2. VII. S. 227 — 243.

3) Faber, Geheimer Archivar, über *die Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhle unter Markgraf Albrecht*. Samml. 1. VII. S. 205 — 228.

4) Oberl. Dr. Lehrs über *die Darstellungen der Helena in der Sage und den Schriftwerken der Griechen, mit Beziehung auf Goethe's Helena*. Samml. 2. III. S. 77 — 115.

5) Consistorialr. Dr. Gottl. Mohniche in Stralsund, *Versuche, zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Reformation in Venedig einzuführen, nebst zweyen bisher noch ungedruckten, sich hierauf beziehenden Ueberresten von Johann Diodati. Zugleich ein Beytrag zur Lebensgeschichte und Charakteristik des Fra Paolo Sarpi*. Samml. 2. V. S. 165 — 203.

6) Robert Motherby, Sprachlehrer, über *den Schottischen Naturdichter Burns mit einigen Proben seiner Gedichte, nebst einleitenden Bemerkungen über den Schottischen Dialekt*. Samml. 2. II. S. 23 — 75. Ueber das Lernen und Lehren neuerer Sprachen mit untermischten Bemerkungen über Sprachen und Sprache überhaupt. Samml. 2. IV. S. 117 — 164.

7) Prof. Dr. F. W. Schubert, *Nachrichten über die königliche deutsche Gesellschaft zu Königsberg*. Samml. 1. S. 1 — 16. Fortgesetzte Nachrichten über dieselbe. Samml. 2. S. V — XVI. Ueber das Studium der vaterländischen Geschichte. Samml. 1. I. S. 17 — 41. Einleitungsrede zum Krönungsfeste 1828, enthaltend den Plan einer ausführlichen Geschichte des Hauses Hohenzollern und des Preussischen Staats. Ebendaf. II. S. 43 — 55. Darstellung der ständischen Verhältnisse und des inneren Zustandes im Lande Preussen vor 200 Jahren. Ebendaf. V. S. 141 — 156. Das überwiegende Interesse der Gegenwart in

B b b

geistiger und politischer Rückficht. Samml. 2. VI. S. 209 — 225.

8) Director Dr. *Struve über Veranlassung und Absicht von Horaz Od. III, 3.* Samml. 1. VI. S. 157 — 203.

Damit das Bild der Thätigkeit dieser Gesellschaft in ihrer jetzigen Gestalt noch bestimmter hervortrete, möge hier noch dessen Erwähnung gesehehen, was als in ihren Versammlungen vorher Vorgetragenes außerhalb ihrer Sammlungen besonders gedruckt erschienen ist.

a) *Wladimir*, episches Gedicht von *Stagnelius*, übersetzt von dem Schwedischen Consul *Berg*. Königsb. Gebr. Bornträger. 1827.

b) *Meyerbeth's Glück und Ende*, trag. Lustspiel von dem Regierungsr. Baron von *Eichendorf*. 1827. Dessen *der letzte Held von Marienburg*.

c) *Dinters Leben*. Neustadt a. d. O. 1829, woraus *Dinter* im December 1828 Bruchstücke vorgelesen hatte.

d) *Rede über Vaterlandsliebe und Weltbürgerinn*. Vom Superint. Dr. *Wald*. Königsb. 1829.

e) Consistorialr. Dr. *Kühlers Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung*. Königsb. b. d. Gebr. Bornträger. 1829.

f) Hofr. u. Prof. Dr. *Burdach über die Zeitrechnung des menschlichen Lebens*. Leipz. b. Vofs. 1829.

g) Prof. Dr. von *Bohlen* über das Theater der Indier, als Recension von *Wilson's Theater der Hindoos* abgedruckt in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Aprilheft 1830.

h) Prof. Dr. *Schubert über das erste politische Auftreten Preussens unter dem großen Kurfürsten*. Königsb. 1823. *Ueber die Erhebung Preussens zum Königreiche* in *Pölitz Jahrbüchern* für die Geschichte und Staatswissenschaft, Augustheft von 1828. *Ueber die Lehre von der Legitimität* und insbesondere, wie dieselbe durch die hohe Pforte der Osmanen in Europa erworben ist. *Derselbe über die Lehre von der politischen Intervention*, vom historischen Standpunkte aus betrachtet, und Prof. Dr. *Herbart über die Unmöglichkeit, das Vertrauen im Staate durch künstliche Formen zu ersetzen*, zusammen gedruckt unter dem Titel: *Das Krönungsfest des Preussischen Staates, gefeiert durch 3 Vorträge von F. W. Schubert und J. F. Herbart*. Königsb. b. Unzer. 1831.

i) Direct. Dr. *Struve Bruchstücke aus einem lateinischen Lustspiele aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts*, Charakterzüge des damaligen Studentenlebens enthaltend, abgedruckt in den Preuss. Provinzialblättern, Februarheft 1832.

Die Themata der ungedruckten gebliebenen Aufsätze sind fast alle so anziehend, daß man geneigt wird, zu wünschen, auch diese möchten bekannt werden. Doch wir wollen die in den beiden vorliegenden Sammlungen enthaltenen Aufsätze in der oben gewählten Ordnung zu noch etwas näherer Kenntniß bringen.

1) Hr. Prof. von *Bohlen* zeigt in seinen drey Aufsätzen sehr gründliche und umfassende Sprach-, Ge-

sichts- und Literatur-Kenntniß und einen lebhaften, anziehenden Vortrag. Wir verdanken ihnen vielfache Belehrung. In dem ersten wird in §. 1 und 2 mit viel Ausführlichkeit gezeigt, daß schon im Alterthume die Namen der nach dem Westen geführten Erzeugnisse Indiens sprachlich auf Indien deuten, wie *πῖπερι* von dem sanskritischen *Pipali*, *malobathrum* von *malapatram*, d. h. *Blatt von Male* (Malabar), *Indigo*, *ἰνδικὸν μέλαν*, in Indien *Nila* und *Kāḍā*, blau, schwarz, *κιννάβαρι* von *Chnavari* d. h. Chinakuchen, *Βόμβυξ*, persisch *Pombeh*, von der Stadt Bombay, wovon auch Bombassin u. v. a. Selbst das Homerische *κασσίτερος* heißt im Sanskrit *Kasitra*. §. 2 wird erörtert, daß sich im Lande selbst und in den schriftlichen Denkmälern der Indier vielfache Bestätigung eines von Alters her lebhaften Handels darbietet. Handel wird als das höchste Glück eines Landes betrachtet, die Kaufleute sind vor den Kriegen und Künstlern geehrt. Uebermals von Gold, durch Handel ins Land gezogen, nach uralten Schilderungen von Städten. Die religiösen Wallfahrten begünstigten den auswärtigen Verkehr. Von alten Zeiten her große Messen, Kunstfestseln. §. 4, ob die Indier jemals Seefahrer gewesen. Wahrscheinlich. Sie hatten starke Flußschiffahrt und Flußzölle. Daher Alexanders bedeutende Flotte in so kurzer Zeit. Die Lage des Landes reizte, die Flußfahrt auch auf das Meer auszudehnen. Ueberfluß an Schiffsbauholz (*Tikbaum*). Die Indier betrachten das Meer als ein reines, heiliges Element, bauen an der Küste Tempel und ihre Religion gebietet ihnen seit 17 Jahrhunderten, sich darin zu baden. Das Verbot, über den Indus zu setzen, ist neu. *Vasco de Gama* fand ein thätiges, Handel treibendes Volk. Im 13ten Jahrhunderte giebt *Marco Polo* eine eben so lebhaft Schilderung von dem Seehandel der Indier u. s. w. S. 105 und 106 wird über *Ophir* gesprochen. Der Vf. entscheidet sich für die südliche Küste von Arabien, am Eingange des persischen Golfs. In Arabien gab es indische Völker. Die Insel *Dioskurias* an der Mündung des arab. Busens heißt noch jetzt *Diu Zocotara*, und das ist das sanskritische *Dvīpa Sukhatara*, d. h. glückliche Insel. — Im 2ten Aufsätze nimmt Hr. v. B. mit *Franz Bopp* und *W. v. Humboldt* mindestens 2 der ausgedehntesten Sprachstämme an, den Semitischen und Indischen. Der Semitische zerfällt in 7 bedeutendere Mundarten, die meist nur dialektisch von einander abgehen, das Chaldäische, Syrische, Phönizische, Hebräische, Samaritanische, Arabische und Aethiopische. Die indische oder sanskritische Sprache begreift neben dem Sanskrit die persischen Sprachen, die griechische, lateinische, germanische, und zum Theil die slavischen, mithin alle neueren Sprachen des gesammten Europa. Von S. 115 — 120 werden beide Hauptsprachstämme nach ihren wesentlichen Unterschieden verglichen, und der Vf. bahnt sich dadurch den Weg zum Lithauischen mit seinen engverschwägerten Seitenlinien, dem Altpreussischen und Lettischen, betrachtet es als ein wichtiges Mittelglied der verwandten Mundarten, und meint, es könne ohne Uebertreibung das nordische Sanskrit

genannt werden. Hierauf werden die verschiedenen Meinungen angegeben, wonach das Lithauische vom Gothischen, vom Slavischen, Griechischen, Lateinischen herkommen sollte. *Ruhig* hatte Alles aufgeben *), den Ursprung des Lithauischen aus dem Griechischen nachzuweisen: doch zeigt Hr. v. B., daß da, wo das Lithauische dem Griechischen ähnele, dessen Aehnlichkeit mit dem Sanskrit noch größer sey, und schlichte geborne Lithauer solche Sanskritphrasen augenblicklich verstanden, nicht aber die griechischen, z. B. Lith. *diews mano*, Θεος μου, Sanskr. *Dewas mama*, mein Gott. — *Mes esme abagai*, ἡμεῖς ἐσμεν ἄβιοι, Sanskr. *wayam smas abhāgās*. — *Diews dawē dantis*, *diews dus ir dunōs*, Θεος δέδωκε ὄδους, Θεος δώσει καὶ ἄρτον, Sanskr. *Dewas dadau dantis*, *dewas dāsyaṭi eva dānās*, Gott hat Zähne gegeben, er wird auch Brod geben. Von S. 123 folgt ein Verzeichniß von Wörtern, zwischen welchen im Lithauischen und Sanskrit die höchste Aehnlichkeit vorhanden ist, mit dem Griechischen und Lateinischen gar keine: Lith. *Wejas*, Sanskr. *Wayus*, Wind. *Rāsa*, Thau. *Audra*, *Udra*, Fluth u. s. w. Mit eben so viel Scharfsinn, als Gelehrsamkeit, wird die Sache weiter durchgeführt; und bemerkt, daß die von Herodot 4, 59 als scythische genannten Gottheiten zum Theil indische Namen haben, Ταβίτι, Vestā, Sanskr. *talpatī*, die Erwärmende, Παπαῖος, Zeus, von dem Sanskritischen *Poptis*, die Sonne. Zuletzt wird S. 139 das bey Lucian. Alex. 52 einem Scythen gegebene Orakel Μόρφι ἐβάρουσις εἰς οὐκὴν χνέγγι κραγκ Ἀσίψει Φάος erklärt durch das Lithauische: *Wargulis*, der Arme, *isz szen* oder *isz szin*, von hier, *angsti*, früh oder dergleichen: *der arme Kranke wird von hier gehen und das Licht verlassen*. Am Schlusse die Bemerkung: „Die lithauische Sprache ist ein ungetrübes Bild des Volkes, welches sie spricht: für das Laster hat sie nicht einmal einen Namen“ u. s. w. Der Raum verbietet uns, mehr auszuhoben. Für wen der Gegenstand Interesse hat, der lese diesen lehrreichen Aufsatz selbst. Es kann jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß das Lithauische ein wahrer Zweig des Sanskrit sey. — Im 3ten Aufsatze werden zuerst *Bayer*, *Meiners*, *Voss* und *Schlosser* erwähnt, und deren Ansicht, als habe *Alexander der Gr.* durch in Indien angelegte Colonien griechische Bildung dahin gebracht, als Irrthum bezeichnet und bemerkt, daß diese Bildung schon bestanden habe, als *Alexander* nach Indien gekommen, wie sich aus den Originalschriften der Indier, aus Herodot und den Schriftstellern über *Alexander* erweisen lasse. Dann werden *Montesquieu* und *Vincent* zurückgewiesen, welche *Alexander* von Hause aus weit aussehende Plane für den ägyptischen und indischen Handel beylegten. Dagegen wird angeführt, der phönizische Handel sey damals im Sinken gewesen, und habe durch Griechen sich fast von selbst nach Alexandrien gezogen. Auch lasse sich nicht annehmen, daß *Alexander* den Land- oder See-Weg nach Indien gekannt habe. Seine geo-

graphische Unkunde trete dadurch hervor, daß er, überredet durch die Krokodile und andere Eigenthümlichkeiten der indischen Ströme, vielleicht auch durch den Namen des *Indus* selbst (*Nilāb*, blaues Wasser), hier die Quellen des Nils entdeckt zu haben, und geradeweges nach Aegypten schiffen zu können glaubte. Wohl möge er bey seiner Rückkehr und dem Eröffnen der Babylonischen Katarakten an den Handel gedacht haben: früher sey das der Fall nicht gewesen. Die Beweggründe zu seinem Zuge nach dem fernen Osten hätten bloß in seiner Individualität, in einem grenzenlosen, mit romantischer Begeisterung verbundenen Ehrgeize gelegen, und wären von seinen Begleitern unverhohlen anerkannt worden. Dieß wird S. 8 u. ff. aus einander gesetzt. Hierauf geht der Vf. dem 327 begonnenen Zuge nach Indien Schritt vor Schritt nach. Ein Auszug daraus ist kaum möglich. Um zu zeigen, wie wenig zuverlässig die Schriftsteller der Alten über *Alexander* sind, erörtert Hr. v. B. S. 14 und 15 die Menge von Schiffen, welche am *Indus* wie Charrenhäuser entstehen, und macht wahrscheinlich, daß sie wohl, wie bereits im 1sten Aufsatze angedeutet worden, den Indiern selbst angehört haben. Daraus wird S. 16 gefolgert, daß die Erzählungen der Schriftsteller *Alexanders* von dem Aufbaue so vieler Städte und den in ihnen hinterlassenen Colonien übertrieben seyen. Es wird aus *Koinos* Rede bey *Arrian. exped. Alex. 5, 27* gezeigt, daß *Alexander* dazu so viel Mannschaft gar nicht übrig hatte. Von Handelscolonien könne daher die Rede nicht seyn, sondern höchstens von kleinen Besatzungen, die bezwungenen Städte in Gehorsam zu erhalten, von Garnisonen in neu angelegten Citadellen, welche nur einfache Erdwälle gewesen, von Schmeichlern aber Städte genannt worden. Daher habe man schon im Alterthume vergebens nach diesen bald vom Regen hinweggespülten Städten gesucht. Dadurch werde es auch unmöglich, bey den alten Baudenkmalern Indiens an griechischen Ursprung aus *Alexanders* Zeit zu denken. Gegen *Heeren*, daß nur die Namen dieser Städte späterhin untergegangen, wird behauptet, daß schon vorhandene Städtenamen auf *Alexander* gedeutet worden, besonders mit *Chandra*, *Mond*, aufangende, welches in *Alexander* verwandelt wurde, daher so oft *Alexandria*. So sey *Ζανδαβατρίς* das jetzige *Skanderbad*, aus dem Sanskritischen *Chandrabatt* (die mondähnliche, schöne) entstanden, und *Alexandria* am *Paropamysus* suche man in *Bandahar*, *Chandranagara*, *Mondstadt*. Daß aber *Alexander* solche Namen auf sich bezogen, zeige die Aenderung des Flußnamens *Chandrabhāgā* in *Ahesines*, weil nach *Hesychius* *Ζανδαφαγας* (*Chandrabhāgā*, *Alexanderfresser*) zu ominös gewesen sey. Endlich wird auf die Frage, warum die Indier auch nicht eine einzige Erinnerung an *Alexander* in ihren Schriften aufbewahren, geantwortet, weil die Macedonier mit den eigentlich gebildeten Indiern in gar keine Berührung kamen. Wir würden noch hinzufügen: und weil *Alexanders* Erscheinung in Indien zu kurz vorübergehend war. Hr. v. B. hat die Bahn zu Aufhellungen des Alter-

*) Betrachtung der Lith. Sprache. Königsberg 1745.

thums sehr rühmlich betreten. Wir wünschen ihm zu ferneren glücklichen Versuchen der Art dauerhafte Gesundheit und ein langes Leben.

2) Hr. Prof. *Ellendt*, vortheilhaft bekannt als Philolog, besonders auch durch sein brauchbares Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien. Königsb. 1827, geht in seiner Rede von der großen französischen Revolution aus, schildert die seitdem hervorgetretenen beiden Partheyen, deren eine Alles neu haben will, die andere an dem Alten hängt, und sucht dann jene Meinungen im Verhältnisse des wahren Interesses der Völker zu betrachten. Seine Betrachtungen sind freymüthig, aber nicht im Sinne derer, welche Freymüthigkeit nur im schnöden Herabziehen des Heiligen und Rechten finden. Es spricht daraus ein ernster, durch die Geschichte genährter Geist. Als nothwendige Bedürfnisse der Völker in der jetzigen Zeit betrachtet er a) Ruhe und Frieden, b) Hinwegräumung der Hindernisse, welche dem Reifen der Frucht stiller Thätigkeit im Wege stehen, c) zeitgemässen Unterricht, wovon die nächste heilbringende Folge *fromme Genügsamkeit* seyn werde. Ungern verlagen wir uns, Einzelnes aus dieser lesenswerthen Rede auszuheben. Nur Eine Stelle möge hier Raum finden: „Es ist höchst lächerlich, wenn neuerdings mehrere sächsische Schriftsteller geäußert haben, es sey in Preussen keineswegs ruhig. Als Beweise werden die Aufläufe in Aachen, Elberfeld, Königsberg und Stettin angeführt. Die Veranlassungen des Tumults in Königsberg sind wenig bekannt. Er war veran-

laßt durch die tyrannische Blindheit eines angeblich Sachkundigen, der zum Hohne der Vernunft und der Menschlichkeit zum Trotz auf den rohesten Sperrmaßregeln bey dem Eindringen der Seuche bestand, ohne mit einem in Preussen unerhörten Despotismus Einreden oder selbst Bekanntmachung entgegengeetzter Ansichten zu gestatten. Hervorgerufen wurde er durch die nothwendigen moralischen und physischen Folgen jener Grundsätze, namentlich gewalthätige Beleidigung des sittlichen Gefühls und drückende Theuerung. Befördert ward er endlich durch die Unfähigkeit untergeordneter Behörden und die zaghafte Unschlüssigkeit der Militärbefehlshaber. Aber das nach der augenblicklichen Stillung dieser Unruhen sich selbst unter dem Pöbel irgendwo ein Geist blinden Widerspruchs, höhnischen Trotzes auf die Gewalt der Faust oder verbrecherischer Tadel der Regierung gezeigt hätte, davon sind jene Schriftsteller den Beweis schuldig geblieben.“

3) Der Aufsatz des Hn. *G. A. Faber* enthält vor dem, was die Aufschrift ankündigt, noch einige Bemerkungen über die Verhältnisse des Ordens zum päpstlichen Stuhle. Das Ganze wird Freunden der preussischen Geschichte um so willkommener seyn, als es aus archivalischen Quellen gelossen ist. Den Beschluss machen 2 Beylagen. I. Ueber die Ausgaben des deutschen Ordens in Rom. II. Auszug aus dem Berichte des Generalprocurators über eine Unterredung im lateranischen Concilio 1513.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Elberfeld, b. Lucas: Jubelfeier der Augsbürgischen Confession am 25 Jun. 1830, in der lutherischen (!) Kirche zu Elberfeld gefeiert (!) mit einer Vormittagspredigt vom Pfarrer und Superint. August Hülsmann und einer Nachmittagspredigt vom Pfarrer Carl August Döring.* Ein Denkmal für die jetzt lebenden und nachkommenden Mitglieder obgedachter Gemeinde. IV u. 36 S. gr. 8. (4 gr.)

Diese Predigten, welche die Zeit ihrer Erscheinung vor dem größeren Publicum nicht angeben, sind uns erst mit der Osternesse d. J. zugekommen. Sie scheinen auf besonderes Verlangen der Kirchengemeinde zu Elberfeld gedruckt worden zu seyn, und verdienen diese Auszeichnung zwar nicht durch eine glänzende Beredsamkeit, aber durch ihre Einfachheit, Herzlichkeit und Wärme für die gute Sache des Evangeliums. Die erste über *Matth. 10, 18—20* stellt die Uebergabe des *Augsburg. Bekenntnisses als eine höchst denkwürdige und wichtige Begebenheit* dar, indem sie a) das Wichtigste aus der Geschichte dieser Begebenheit erzählt, b) warum sie so wichtig und denkwürdig sey, zeigt; und c) auf die Wirkung ihres jetzigen Andenkens hinweist. Der erste Theil S. 4—11 ist durchaus geschichtlich, und hat uns durch die beygebrachten kleinen Züge aus der Geschichte dieses großen Tages, z. B. S. 9: „Die evangel. Fürsten erhoben sich, um stehend ihr Bekenntnis abzulegen, würden aber vom Kaiser selbst zum Sitzen veranlaßt.“ — Ebenfalls „Bis in die 3te Stunde währte die Vorlesung, und in dem Saale herrschte die tiefste Aufmerksamkeit und Stille.“ — sehr angesprochen. Als wichtig wird im 2 Thl. dieses Bek. erklärt a) weil es ein öffentliches Zeugniß

der Lehre unserer Kirche ist, und b) den Glaubensmuth, die Freudigkeit, die Treue und den frommen Sinn der ev. Fürsten und Stände zu Tage legt. Nach d. 3 Th. fordert dieses a) zum Gefühle des Dankes gegen Gott, und b) zu heiligen Entschliessungen und Gelübden auf. — Die zweyte Predigt erinnert in ihrem Eingange besonders an den Freytag, als den 25 Jun. 1530 und 1830: „Ein schöner bedeutender Tag! Schon seine Benennung, Freytag, hat etwas Anziehendes: die Wahrheit wird euch frey machen. Das mußte der Wahlspruch der wegen der Wahrheit hart bedrängten, und für sie kämpfenden Protestanten seyn.“ u. s. w. Text *Act. 26, 22. 23.* Thema nebst Disposition: „Laßt uns das *A. Glaubensbek.* betrachten: a) als ein göttliches, b) als ein menschliches, und c) eine Anwendung hievon machen. Göttlich ist es, a) weil es aus dem Worte Gottes geschöpft ist; b) an den göttlichen Sinn der Bekenner erinnert; c) die Wege Gottes ins Licht setzt, und d) in seinen Wirkungen. Menschlich ist die *A. G.*, a) durch ihre menschliche, d. h. unvollkommene Auffassung der h. Schrift, b) durch ihre Entstehung und Bearbeitung, c) durch die Mängel und Umstände u. s. w. Hätet euch darum vor Undank, Kälte und Gleichgültigkeit gegen das Evangelium! Seht auch hier, wie es nichts hilft, eine schlechte Sache zu vertheidigen, und eine gute Sache anzugehen! Kämpft gegen Aberglauben und Unglauben!“ — Beide Vorträge stehen zu unserer Freude im Ton und in den religiösen Ansichten einander ganz nahe, was nicht anders als vortheilhaft auf die betreffende Gemeinde wirken kann.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG, im Verlage der Gebrüder Bornträger:
*Historische und literarische Abhandlungen der
königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg
(in Preussen). Herausgegeben vom Prof. Dr. F.
W. Schubert u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. Dr. *Lehrs*, welcher durch sein *specimen quaestionum Aristarchearum* (Königsberg 1831) nicht geringe Erwartungen erregt hat, bringt auch in seinem Aufsätze über Helena eine sehr willkommene Gabe: Worte der Verehrung gegen *Goethe* eröffnen den Vortrag. An der Helena desselben wird besonders der metrische Theil gerühmt, in ihr sey die Schöpfung des Meisters der Theorie vorangeeilt. Den Uebergang auf das Thema bildet die Bemerkung, daß die alten Kritiker an ihren Dichtern immer hoch gehalten, was neuesten Ansichten kaum mit der Poesie verträglich scheine, Gelehrsamkeit. Darunter werden die Studien verstanden, wodurch der Dichter sich des Stoffes, Geistes und Sinnes seines Gegenstandes bemächtigt, wie *Schiller* und *Goethe*, dieser besonders auch in der Helena es gethan, welche reich an Anspielungen auf mythische Ueberlieferungen sey, und dadurch Füllung, Schmuck und Eigenthümlichkeit erhalte. Wünschenswerth wäre eine gründliche Ausführung, wie die griechische Helena in die deutsche Volkslage gekommen. Dieser Aufsatz solle nur die Darstellungen der Helena im Mythos und den Schriftwerken des Alterthums vorlegen, doch nicht den ganzen Mythos erschöpfend, sondern vorzüglich nur die Darstellungen und Veränderungen, sofern sie ästhetischen Gesichtspuncten angehören, wie es denn überhaupt sehr belehrend sey, den Veränderungen der Sage nachzuspüren, in wiefern sie nicht aus abweichenden Localfagen, aus veränderter Zeitanficht, sondern aus ästhetischen Gründen und den Bedürfnissen der Dichter hergestossen sey. Eine in diesem Sinne bearbeitete Mythologie der Tragiker wünschte schon *Lessing*. Dann wird von S. 85 an der Raub und die Rückkehr der Helena nach Homer erzählt und beleuchtet. Das Urtheil des Paris sey nicht Homerisch, und schon deshalb sey die Stelle *Il.* 24, 27—30 verdächtig, weil sie eine Andeutung desselben enthalte. *Il.* 4, 31—33 müßte seiner gedacht worden seyn, wenn es Homerisch wäre. Auch der Antheil *Aphrodite's* an der Entführung verrathe bey Homer (4, 406. 5, 423 u. 429) kein Versprechen. Woher
J. A. L. Z. 1832. *Dritter Band,*

aber die Vorliebe *Aphrodite's* für die Troer? Die Homerische Mythologie gebe selten Rechenschaft von den Ursachen der Parteyungen der Götter, welche sogar wider Erwarten auf diese oder jene Seite treten, wie (*Il.* 21, 441) *Phöbus* und (5, 832. 21, 413) *Ares*. Antheil der Helena an ihrer Entführung nach Homer. Zwar wird Paris als Hauptverschuldner betrachtet (*Il.* 3, 351 u. 6, 281): aber Helena ist nicht frey von Schuld. 2, 590 steht nicht entgegen. Nach 3, 386 hat sie ihre geliebteste Dienerin mitgenommen. Sie zeigt Reue 3, 172 ff. *Od.* 4, 259 ff. Daß *Aphrodite* sie bethört (*Il.* 5, 422 u. 3, 399), hebt nach Homerischer Ansicht die Schuld nicht auf: doch entschuldigen sie damit die Wohlgefinnten, wie *Priamus* (3, 162) und *Penelope* (23, 222). Und so steht sie trefflich behandelt im Homer da. Verführt von dem schönen Mann ist sie ihm freywillig gefolgt: aber bald fühlt sie Reue, sie empfindet Sehnsucht nach den Verlassenen: aber ihr bleibt nur übrig, das Ende des begonnenen Unheils abzuwarten. Immer gleich liebenswürdig steht sie als Frau in ihren Verhältnissen. Weder *Menelaus*, noch irgend ein griechischer Edler macht ihr einen Vorwurf. Nur einmal in gereizter Stimmung *Achilles* (19, 325) und *Eumäus* (14, 68). Eben so mild gegen sie denken die edleren Trojaner, besonders *Priamus* und *Hektor* (24, 762)). Mit großer Zariheit werden die ihr bisweilen gemachten Vorwürfe von Homer nur erwähnt: nie hören wir sie selbst. Zart sey auch dieß, und wahrscheinlich nicht von Homer erdichtet, daß Helena, als sie dem Paris folgte, sich ihm noch nicht in Liebe gemischt hatte, und daß Homer keine Kinder derselben erwähnt, wie sie bey Späteren vorkommen. Hierauf wird gezeigt, wie die folgenden Dichter die Entführung und das Wiedersehen darstellen, wobey wir dem Einzelnen nicht folgen können. Die vor einem Krieger mit entblößtem Schwerte fliehende Frau in *Millin's Monuments inédits II*, 306 hält der Vf. für die bey *Pausan.* V, 18 erwähnte Helena nach der von *Q. Smyrn.* 23, 356 ff. beschriebenen Scene. S. 109 wird noch *Stesichorus* Palinodie berührt und nach der Analogie mit *Pind.* *Ol.* 9, 45 und 1, 43 erklärt. Zuletzt wird noch dargelegt, wie die uralte Volksansicht sich durch muthwillige Verunglimpfungen mancher Dichter nicht habe an der Helena irre machen lassen: Umstände, woraus sich zeigt, daß Helena's Name in hoher Achtung blieb. Daß wir bey diesem Aufsätze uns etwas länger aufgehalten haben, hat seinen Grund in dem großen Vergnügen, womit wir ihn gelesen. Möchte doch der Vf. oft
C c c

noch Aehnliches bringen! Vielleicht dürfen wir von ihm bald Helenens Gebrüderpaar, die herrlichen Diolkuren, auf ähnliche Weise behandelt erwarten. Noch ist uns keine Darstellung davon bekannt, wie sie allmählich schützende Gottheiten wurden, und als solche zu den Römern kamen.

5. Der Aufsatz des Hn. Consistorialraths Dr. *Mohniche* ist für den in seiner Ueberschrift bezeichneten Gegenstand von großer Wichtigkeit. Für das, was für die Reformation während derselben in Venedig vorging, bezieht sich der Vf. auf *Dan. Gerdesius Historia Evangelii saeculo XVI renovati cum variis monumentis eo pertinentibus. IV T. Gröning. 1744—1752. 4. Italia reformata*, und auf des Schotten Dr. *Thomas McCrie* vortreffliche Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16ten Jahrhunderte, trefflich übersetzt von Dr. *G. Friederich. Lpz. 1829*, und giebt dann als Einleitung zu den beiden bis dahin ungedruckten Ueberresten einige historische Erläuterungen (S. 175—191), woraus hervorgeht, welche Richtung die in Venedig versuchte Reformation mit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts nahm. Man erfährt daraus manches Interessante über den Doge *Leonardo Donato*, den Senator *Dominico Molino*, *Paolo Sarpi*, *Fulgenzio Micanzio*, über den englischen Gesandten zu Venedig, *Heinrich Wotton*, und seinen Gesandtschaftsprediger *Wilh. Bedell*, den franz. Staatsrath *Philipp Mornay du Plessis*, *Joh. Diodati* u. A. Die beiden hier zum ersten Male gedruckten Ueberreste, welche der verstorbene Bischof *Münter* von einem Nachkommen des *Joh. Diodati* in Genf erhalten hatte, und Hn. Dr. *Mohniche* zur Bekanntmachung übergab, sind ein Schreiben *Diodati's* an *Mornay* vom 20 Apr. 1608 und ein umständlicher Bericht eben desselben über seine Reise nach Venedig in der letzten Hälfte des Jahres 1608, beide in französischer Sprache. Es wird S. 188 ff. angenommen, daß der nach dem Jesuiten *Daniel*, *Hist. de France etc. à Paris 1729. 4. T. 10. p. 394—396* (die Stelle ist zu Anfange des Aufsatzes abgedruckt), in Frankreich aufgefangene und von *Heinrich IV* nach Venedig geschickte Brief ebenfalls von *Diodati* gewesen sey, aber weder der hier zum ersten Male gedruckte Brief, noch der Reisebericht. Beide sind historisch von großer Wichtigkeit. S. 190 wird aus Allem zusammengekommen in Beziehung auf *Paul Sarpi's* Pseudoprotelantismus bestätigt, was schon *Le Courayer (Vie de P. S. vor der Hist. du Concile de Trente p. LXIV)* von ihm behauptete: *Il étoit catholique en gros et quelquefois protestant en detail*, und *Le Bret*: „*Sarpi* war wirklich ein Katholik, aber kein römischer Katholik.“

6. Hr. *Motherby* stellt in seinen beiden Aufsätzen sich als einen Mann nicht nur von sehr umfassender Sprachbildung, sondern auch als einen solchen dar, welcher in das innere Heiligthum der Sprache und der ihm bekannten Sprachen eingedrungen ist. Aus dem ersten seiner beiden Aufsätze lernen wir zuerst den schottischen Dialekt, dessen auch *Walther Scott* mitunter sich in seinen Romanen bedient hat, ken-

nen, nicht als Gälisch oder Erfsch, welches auf den Gebirgen des Hochlandes und auf den Hebriden gesprochen wird, sondern als dieselbe Sprache, welche die Engländer reden, jedoch von dieser dialektisch so verschieden, daß selbst der Engländer das eigentliche *bröad Scottish*, das ganz *Plattschottische*, kaum mehr versteht. Um zu zeigen, wie das Schottische sich für die Poesie habe ausbilden können, beschreibt Hr. *M.* das Land, deutet auf dessen reiche Sagen hin, auf die geistige Beschaffenheit und das Leben der Schotten, und kommt endlich auf die Sprache selbst. Er vergleicht sie mit dem Altdänischen, Französischen, Holländischen und Deutschen. Es zeigt sich bey dem letzten, daß im Schottischen sich bis auf den heutigen Tag mehrere Wörter dem Deutschen näher gehalten haben, als im Englischen, z. B. *birch*, Birke, *birch — kirk*, Kirche, *church — cleeding*, Kleidung, *clothing — hame*, Kamm, *comb — to neeze*, niesen, *to sneeze — starn*, Stern, *star — whilk*, welcher, *which — slippery*, schlüpfrig, *sleepy — stonern*, steinern, *stony*. Andere Wörter kommen im Englischen gar nicht mehr vor oder sind veraltet: *blate*, blöde, *to brouh*, brauchen, *to coff*, kaufen, *coupar*, Käufer, *crain*, Kram, *fremmit*, fremd; *hamsuchen*, heimsuchen, *mouduwort*, Maulwurf, von *mool* oder *mould*, Erde, und *wort* aus *warp*, werfen, daher im Plattdeutschen *Molt-* oder *Multwurm*, Erdaufwerfer, *sib*, Verwandter, Sippe, *to spain*, entwöhnen, vom altdutschen *Spunne*, die Mutterbrust, wovon *Spanferkel*, *cruizie*, Krus, Krug, *gair*, Gehre, *knag*, Knagge, *knuist*, Knust, *knubblock*, Knubbel, davon wahrscheinlich *knoblauch*, *laverock*, Lerche, altddeutsch *Lewark*, mang, mang, mank, unter, daher *mengen*, *paddok*, Frosch, Kröte, in der Mark *Padde*, daher *Schildpatt*, rung, Runge, *sirk*, Stärke, junge Kuh. *Robert Burns* war geboren am 25 Jan. 1759 in einer ärmlichen Lehmhütte bey dem Städtchen *Ayr* im südwestlichen Theile von Schottland, und starb am 21 Juli 1796, nachdem er eine kleine Pachtung und zuletzt einen kleinen Steuerposten gehabt hatte. In die Geschichte seiner einfachen Lebensumstände hat der Vf. Uebersetzungen von Gedichten desselben, welche damit in enger Verbindung stehen, eingeflochten. Die gegebenen Proben zeugen alle von ächtem Dichtergeiste, und machen es erklärlich, wie *Burns* Gedichte bey seinen Landsleuten so schnellen Beyfall erhalten und ihm die Gunst der ersten Männer in *Edinburgh* erwerben konnten. Unter den mitgetheilten Proben befinden sich auch ein Paar größere Gedichte, *Thomas von Schanter*, worin das grauenvolle Abenteuer eines Landmanns geschildert wird, der in einer schrecklichen Nacht etwas benebelt aus der Stadt nach Hause reitet, und bey der Kirche von *Alloway* einem Hexenspuk begegnet, und die *Vision*, worin sich dem Dichter die Muse Schottlands, *Coila*, zeigt, und ihn für den Sängler der Natur erklärt. Sehr originell ist in dem zweyten der Mantel der Muse beschrieben, auf welchem Schottland und dessen Merkwürdigkeiten zu sehen sind. Als Probe theilen wir hier nur ein kurzes Lied an eine *Waldlerche* mit:

Bleib, holder Sänger, stieh nicht bange
Vom zarten Zweige, der dich wiegt:
Ein liebender laucht deinem Sange,
Der Klage, die ins Herz sich schmiegt.

Noch einmal jene suslen Klänge!
O, lehr mich, wie man zärtlich klagt,
Wie ich erweich' ihr Herz voll Strenge,
Das kalt mir jede Gunst verlag.

War grausam deine kleine Schöne?
Verschlofs sie deiner Qual ihr Ohr?
Denn Liebe nur lockt solche Töne
Aus Schmerzbewegter Brust hervor.

Dein Lied, es singt von tiefem Harme,
Verzweiflungsangst, sprachlosem Schmerz:
Schweig, susles Vögelchen! erbarme
Dich mein! sonst bricht mein krankes Herz.

Der zweyte Aufsatz des Hn. *Motherby* enthält viele treffliche Bemerkungen über den beregten Gegenstand. Am besten lernt man eine fremde Sprache in dem Lande, wo sie gesprochen wird, dann von Lehrern, deren Muttersprache sie ist. Im letzten Falle müssen die Stunden möglichst vervielfältigt werden. Zum Lernen einer fremden Sprache gehört ein feines Ohr und eine leichte Zunge. Diefes ist durch treffende Bemerkungen recht fruchtbar gemacht. Besonders erforderlich ist Sprachgedachtnifs. Hiebey manches memorifisch Gute. Um sich im Briefstille fremder Sprachen zu üben, uberetzte sich der Vf. aus fremden Ländern kommende Briefe, prägte sie dem Gedachtniffe ein, und uberetzte sie nach einiger Zeit zurück. Aehnliches hat seinen Schülern auch *Fr. Aug. Wolf* dringend empfohlen für das Lateinische. *Wie lernt und lehrt man das Eindringen in den Geist einer fremden Sprache?* Man sey und mache aufmerksam auf Etymologie, und lerne die Quellen des Wortschatzes kennen: ihre Kenntnifs eröffnet uns Einblicke in den Geist, in die Gewohnheiten und Sitten des Volkes, dessen Sprache wir lernen. Hiezu lehrreiche Beyspiele aus dem Deutschen, Französischen und Englischen. Eingehen in synonyme Ausdrücke. Uebersetzen. Soll man treu und buchstäblich übersetzen, oder frey? Recht gut erörtert. Ebenso das Voruben zum Sprechen. Zuletzt ganz Angemessenes über den Wohlklang der neueren Sprachen, welcher in einen absoluten und relativen getheilt wird. „Absolut wäre der Wohlklang einer Sprache zu nennen, welche verhaltnifsmassig mehr jener Laute enthält, die man nun einmal die schöneren nennt.“ Wir würden den absoluten Wohlklang nicht so ängstlich beschränken. Es giebt Gegenden, Oerter, Plätzchen, sogar Bauerwohnungen, wo es sogleich Jedem gefällt, wo Jeder sagt oder im Stillen denkt, hier möcht' ich immer seyn. In ihnen ist etwas, das absolutes Wohlgefallen erregt. So giebt es auch Sprachen, deren Lautung auch von dem sogleich als Wohlklang empfunden wird, welcher sie nicht versteht. Und das ist eben das Wesentliche des absoluten Wohlklanges: denn dafs jede Sprache ihren Wohlklang habe für den, der sie versteht, das hat neben dem Reize der Gewohnheit hauptstachlich seinen Grund in dem Zauber des Verständnisses, woran

sich dann noch vielerley anknüpft, was diesen Zauber verstärkt. Begeistert schliesst der Vf. über die Kunst der Sprache, über Beredsamkeit und die Macht des Sprachgeistes. „Wen aber der mächtige Geist der Sprachen ergriffen und ihn eingeführt hat in ihren herrlichen und wunderbaren Tempelbau, wer eingetreten ist als ein Schender über des Tempels Schwelle, vor dessen Blick' entfalten sich Wunder und Geheimnisse, es hält ihn ein mächtiger Zauber, und auf immer macht ihn jener Geist zu seinem Geweihten.“ Ihre *liebliche* Dichtungen f. *lieblichen* im ersten Aufsatz S. 44 halten wir für einen Druckfehler, der edle Pathos für das im zweyten S. 158 für einen Fehler.

Hr. Prof. *Schubert* bringt in seinem ersten Aufsatz einen sehr wichtigen Gegenstand zur Sprache: denn wenn schon die Kenntnifs der Geschichte überhaupt sehr wichtig ist, so ist es gewifs die der Geschichte des Vaterlandes noch mehr. Und leider klagt Hr. S. nicht mit Unrecht über Mangel dieser Kenntnifs nicht blofs in Preussen, sondern auch anderwärts. Mit Recht erhebt er in dieser Beziehung die Schweiz, wo man in den Hütten der Sennhirten *Johannes von Müller* kennt, wo *Zschocke's* Schweizergeschichte von Hand zu Hand wandert, mit Recht auch Frankreich und England. In Deutschland zeichnen hier sich nur Nassau und Braunschweig etwas aus, mehr Baiern und Würtemberg. Mit Recht wird *Memmingers* noch nicht vollendete Beschreibung des Königreichs Würtemberg, von 1824—1829 sechs Hefte, als ein erfreulicher Beweis davon angesehen. In Beziehung auf Preussen wird zum Theil der Grund dieses Mangels in der allmähligen Zusammenstuckelung des preussischen Staates gefunden, dessen Gesamtleben bis jetzt noch so jung ist. Der Vf. ist der Meinung, und darin dürfte wohl Niemand ihm entgegen seyn, den Eintritt des Hauses Hohenzollern als den Punkt zu betrachten, wo ein gemeinsames Interesse alle Provinzen und Landschaften des preuss. Staates zu umschlingen beginnt. Das Glück, das dieses Haus über Preussen gebracht, leuchtet schon daraus ein, dafs in 414 Jahren (von 1415 bis 1829) nur 14 Regenten, und unter diesen nur zwey gewesen sind, an deren Namen weniger dankbare Erinnerungen haften, während in anderen Staaten in dieser Zeit mehrere, zum Theil bis 21 und 23 und unter diesen mehr als zwey Regenten gelebt haben, welche für das Wohl ihres Staates nachtheilig wirkten. Dem Vorwurfe der Eroberung wird entgegengesetzt, dafs Preussen auch Manches durch Erbschaft, durch treu geleistete Dienste, durch Kauf und freye Wahl erworben habe. Für die wenigen Flecken in der Geschichte desselben gewähre hohen Ersatz der Umstand, dafs Preussen jetzt das einzige Reich sey, welches noch keinen allgemeinen Volksaufstand, keine Verschwörung erlebt habe, ein sicheres Zeichen der Weisheit und Milde der Regierung. Um so mehr Pflicht mufs es seyn, die Kenntnifs dieser Geschichte zu einem Hauptbildungsmittel jedes jugendlichen Gemüthes, zu einer kräftigen Befestigung der patriotischen Gesinnung jedes

Bürgers im Vaterlande zu wählen. Nun kommt der Vf. auf die Vernachlässigung der vaterländischen Geschichte und der Geographie und Geschichte überhaupt zurück. Wenn aber diese den höheren Schulanstalten zum Vorwurfe gemacht und S. 35 gesagt wird, daß, da seit 16 Jahren die philologischen und mathematischen Studien ein so erfreuliches höheres Leben auf den Gymnasien gewonnen, die naturwissenschaftlichen in dieser Zeit erst ihren Eingang auf denselben finden konnten, durchaus nicht so Wünschenswerthes von dem historischen und geographischen Unterrichte im Allgemeinen gerühmt werden dürfe: so können wir dem nicht beystimmen. Der naturwissenschaftliche Unterricht ist ohne allen Zweifel bis auf höchst wenige Ausnahmen die schwache Seite unserer Gymnasien, weil es an Lehrern für dieses höchst wichtige Fach noch gänzlich fehlt: für die Geographie und Geschichte wird wirklich viel gethan und geleistet. Dem Universitätslehrer der Geschichte kann es aber leicht entgehen, theils weil er als solcher leicht zu viel fodern kann, theils weil er als Mitglied der gemischten Prüfungscommission vorzugsweise nur diejenigen näher kennen lernt, welche die Gymnasien gar nicht oder nicht gehörig zu ihrer Ausbildung benutzten, und eben deshalb die Abiturientenprüfung scheuten und umgingen. Wenn nun gleichwohl nicht immer, und das wollen wir keinesweges in Abrede stellen, das Nöthige ganz geleistet wird, so folgt daraus noch nicht nothwendig, daß die Schuld an den Gymnasien liege. Wenn die Klagen des Vfs. über Mangel an Kenntniß der Geschichte überhaupt und der vaterländischen insbesondere gerecht sind, und daran zweifeln wir nicht, so muß ja wohl diese Kenntniß im Allgemeinen, im Volke und im Leben fehlen. Dann aber kann die Jugend davon wenig oder gar nichts mit in die Schulen bringen, dann soll die Schule auch ohne Unterstützung aufser ihr Alles allein bewirken. Dann aber kann sie auch so viel nicht leisten, als sie sonst leisten würde. Gerade so ist es mit der Muttersprache. Die Schulen thun recht viel für sie: weil aber aufserhalb so wenig mitgewirkt, ja sogar viel behindert wird, so genügt den Schulen oftmals der Erfolg ihrer Bemühungen nicht. Es muß hienach wohl Alles darauf ankommen, mehr Geographie und Geschichte des Vaterlandes ins Volk und ins Leben zu bringen, dann wird es eine Freude seyn, zu sehen; was die Gymnasien leisten. Einiges werden dazu allerdings auch die wissenschaftlich Gebildeten im Leben beytragen können: doch ist dieses von allen der längere Weg, und es müssen dazu unmittelbare Anstalten und Einrichtungen getroffen werden. Wenn weiterhin gefodert wird, daß die vaterländische Geschichte der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit zum Mittelpuncte diene, so stimmen wir

dem mit derselben Ueberzeugung bey, wie wenn dasselbe von der Muttersprache in Beziehung auf andere Sprachen gefodert würde. — Im 2ten Aufsatze theilt Hr. S. seinen von Jugend auf gehegten Plan zu einer Geschichte des preussischen Staats in 19 Bänden und 11 Ergänzungsbänden mit. *Bd. I.* Geschichte des Hauses Hohenzollern, bevor es die Mark Brandenburg erlangt hat. *Ergzbd. 1.* Gesch. der Mark Brandenb. bis auf das Haus Hohenzollern. *Bd. II.* Kurf. Friedr. I u. seine Zeit. *Bd. III.* Kurf. Friedr. II u. seine Zeit. *Bd. IV.* Kurf. Albrecht Achilles und Joh. Cicerö. *Bd. V.* Joachim I und seine Zeit. *Bd. VI.* Joachim II und Markgr. Johann. *Bd. VII.* Joh. Georg und Joachim Friedr. *Bd. VIII.* Joh. Sigism. u. seine Zeit. *Ergzbd. 2.* Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensberg u. Ravenstein. *Ergzbd. 3.* Abth. 1. Das Land Preussen unter dem Orden. *Abth. 2.* Das Herzogthum Preussen unter Albrecht und Albrecht Friedr. *Bd. IX.* Kurf. Georg Wilh. u. seine Zeit. *Bd. X.* Friedrich Wilh. der Gr. bis zur Souveränität Preussens. *Ergzbd. 4.* Pommern. *Ergzbd. 5.* Magdeburg, Halberstadt, Minden. *Bd. XI.* Der preuss. Staat unter Friedr. Wilh. dem Gr. als Souverän. *Bd. XII.* Der pr. Staat unter Friedr. III, als König Friedr. I. *Bd. XIII.* Der pr. Staat unter Friedr. Wilh. I. *Bd. XIV.* Der pr. Staat unter Friedr. II bis zum Anfange des 7jährigen Kriegs. *Ergzbd. 6.* Schlesien. Ostfriesland. *Bd. XV.* Der pr. Staat unter Fr. d. Gr. während des 7jährigen Kriegs. *Bd. XVI.* Der pr. Staat bis zu Friedrichs Tode. *Ergzbd. 7.* Westpreussen vom Thorner Frieden bis zur ersten Theilung Polens. *Bd. XVII.* Der pr. Staat unter Friedr. Wilh. II. *Ergzbd. 8.* Anspach und Baireuth. *Bd. XVIII.* Der pr. Staat unter Friedr. Wilh. III bis zum Frieden von Tilfit. *Bd. XIX.* Bis zum 2ten Pariser Frieden. *Ergzbd. 9.* Posen und Neuvorpommern. *Ergzbd. 10.* Herzogth. Sachsen, Lausitz. *Ergzbd. 11.* Westphalen, Rheinprovinzen. Wer möchte dieses Werk von der Hand des Vfs. nicht vollendet wünschen? — In No. 3, einer 1829 in Gegenwart der versammelten Stände gehaltenen Rede, schildert Hr. S. die unter Georg Wilhelm durch die *querulirenden* und *protestirenden Stände* herbeygeführte traurige Lage Preussens in politischer, bürgerlicher und wissenschaftlicher Beziehung, und deutet dann kurz an, wie es von Friedrich Wilhelm d. Gr. bis auf Friedrich II immer besser geworden, unter Friedrich Wilhelm III aber dahin gekommen sey, daß in Preussen die freyeste, unbefchränkteste Entwicklung des menschlichen Geistes in jeder Beziehung waltete, und zwischen Volk und Fürst die innigste Liebe herrsche. S. 155: wir werden ewig davon eingedenk seyn, scheint davon ein Druckfehler für *dessen*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG, im Verlage der Gebrüder Bornträger:
*Historische und literarische Abhandlungen der
königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg
(in Preußen). Herausgegeben vom Prof. Dr. F.
W. Schubert u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Einleitungsrede No. 4 vom 18 Januar 1832 wird der ein Jahr früher über die *politische Intervention* gehaltenen Rede gedacht, und die Bestätigung des damals Gefagten in den seitdem gefolgten Ereignissen gefunden. Neben dieses die Gemüther bewegende allgemeine Interesse werden zwey noch grössere gestellt, *Religion* als Deckmantel für starres Halten an eigenthümlichen kirchlichen Verhältnissen, an verjährten Satzungen und Instituten, als Deckmantel für Priesterwahn und Priesterherrschaft, und *Geld*. Schilderung der Wirkungen beider. Daraus folge der überreizte, scheinbar unnatürliche Zustand der meisten Völker Europa's, dessen Anblick den Gebildeten um so mehr in Anspruch nehmen müsse, je höher jetzt die geistige und sittliche Bildung wirklich stehe. Dafs aber diese Bildung da, wo man nach ihr strebt, hoch gestiegen sey, darin stimmen auch wir aus Ueberzeugung bey trotz der frömmelnden Schreyer, welche durch Behauptung des durch die Erbsünde bewirkten Gegentheils Gott lästern.

8. Hr. Dir. *Struve* spricht, wie zu erwarten war, sehr gründlich und scharfsichtig von Veranlassung und Absicht der genannten Horazischen Ode. Er theilt nach Berührung manches ungebührlich darüber Vorgebrachten die verschiedenen Meinungen in zwey Classen, deren eine den *vir tenax propositi* für die Hauptsache der Ode ansieht, wie der Commentar des *Cruquius*, *Jani* und *Mitscherlich*, die andere aber der Juno Rede, wie *Tanaquil Faber*. Obgleich mit Recht *Jani* ehrend, weist der Vf. dennoch dessen Ansicht aus einem doppelten Grunde ab. a) Horaz bediene sich in Gelegenheitsgedichten zur Ausschmückung des kürzer hingestellten Hauptgedankens des reichen Schatzes griechischer Götter- und Helden-Sagen: wo aber ein grosser Theil eines seiner Gedichte sich auf römische Mythe und Geschichte beziehe, da sey dies immer Hauptsache. b) Horaz selbst habe am Schlusse dieser Ode bezeichnet, was in ihr ihm Hauptsache sey, *sermones deorum*, dessen seine Muse nicht gewachsen war, weshalb er deren Rede hemme, wie II, 1, wo sie die Leiden der Bürgerkriege sungen
J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

wollte. Hierauf wird *Tanaquil Faber* widerlegt, welcher, verleitet durch eine Stelle bey *Suet. Jul. Caes.* 79, 5, wo von einem Gerüchte gesprochen wird, dafs Cäsar die Absicht gehabt habe, Troja oder Alexandrien zur Hauptstadt des römischen Reichs zu machen, dies auf Augustus übertrug, und nun Horaz die Absicht beylegte, er habe durch diese Ode mittelst der Rede der Juno August davon abrathen wollen. S. 181 wird die Stelle Suetons in Beziehung auf Cäsar als Gerücht sinnreich erklärt. *Fabers* Meinung aber wird aus vier Gründen verworfen. a) Suetons Stelle läst sich auf August nicht deuten, und es steht ihr für diese Deutung kein einziges Zeugniß zur Seite; b) zu *Fabers* Annahme paßt die Ode selbst gar nicht, und die beiden ersten Verse stehen damit in geradem Widerspruch; c) die der Ode von *Faber* untergelegte Absicht paßt nicht zu den Umständen, unter denen ein solcher Plan gefasst seyn könnte. Wir finden gar keinen historischen Grund, weshalb dem August die Verlegung des Reichsitzes von Rom hätte wünschenswerth seyn können. d) Der angebliche Zweck der Ode paßt nicht zu Horazens individuellen Verhältnissen. Dazu wird Folgendes bemerkt. Horaz stand zu August und dessen Familie nicht in so nahen Verhältnissen, als Virgil. Daher fragte August, als er zweifelhaft war, ob er die Herrschaft niederlegen solle, und Agrippa und Mäcenas darüber verschiedener Meinung waren, wie *Donatus de Virgilii vita* erzählt, noch den Virgil, nicht Horaz. Hierauf wird gezeigt, dafs es in Folge der früheren Verhältnisse Horazens zu August nicht anzunehmen sey, Horaz habe als Gegner einer Absicht des August auftreten können, und dafs Horaz nie eine Ode in der Absicht geschrieben habe, dafs sie ein Vorstellen des Dichters an den Herrscher sey. Nun stellt Hr. *St.* seinen eigenen Erklärungsversuch auf. Virgil hatte seine Aeneide unvollendet hinterlassen. In ihr ist Juno von Wuth und Rach' entbrannt gegen Alles, was Trojanisch ist. Jupiter hat den Aeneaden ein grosses Loos bestimmt. Für diese mußte Juno's Haß etwas Beängstigendes haben. Es fehlte in der Aeneide die Ausöhnung. Und eben diese wollte Horaz lyrisch ergänzen und zeigen, wie Virgils Juno dem Grolle gegen die Römer als Abkömmlinge der verhassten, von ihr leidenschaftlich verfolgten Trojaner entlagt habe. Das Einzelne müssen wir der eigenen Lesung überlassen. *Voss* hat seiner Uebersetzung dieser Ode die Ueberschrift gegeben: Auf den vergötterten Augustus, den Bezwinger des Antonius, der ein oströmisches Reich zu stiften vorhatte. Um ihretwillen

zählt Hr. St. Vofs mit zu denen, die *Fabers* Meinung zugethan sind. In einem kurzen Nachtrage macht er aber die richtige Bemerkung, das Wörtchen *der* in *Voffens* Ueberchrift scheine sich auf Antonius zu beziehen, und verspricht darüber noch eine kleinere Abhandlung. Er wird dadurch die Freunde des Horaz erfreuen: denn wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir hoffen, er werde seine Ansicht auch gegen *Vofs* geltend machen, wie viel dieser sonst auch vor Anderen voraus hätte.

— 6v —

GÖTTINGEN, in der Dieterichschen Buchhandlung:
Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Wichtigkeit des Hannoverschen Harzes. Von Dr. J. Fr. L. Hausmann, königl. großbrit. hannoverschem Hofrath u. ordentl. Professor, Ritter u. f. w. Mit sechzehn Anlagen. 1832. XX u. 412 S. u. 16 Tabellen theils in 4., theils in Folio. Das Werk selbst gr. 8. (3 Thlr.)

Das Werk ist ein Product der Zeitverhältnisse. Mancherley ungünstige Conjunctionen haben in Deutschland auf den Handel mit den wichtigsten Erzeugnissen der vaterländischen Bergwerke eingewirkt. Ganz besonders wird davon der Harz betroffen. Die bedrängte Lage, in welche der dortige Bergwerkshaushalt versetzt ist, muß schleunige und kräftige Hülfe in Anspruch nehmen. „Eine Gewährung derselben in hinreichender Masse wird nur dann zu hoffen seyn, wenn diejenigen, in deren Hand sie liegt, von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß der Harz eine solche Unterstützung verdient; daß sein Haushalt nicht bloß unmittelbar einer zahlreichen Bevölkerung Unterhalt verschafft, sondern auch durch seine Productionen einen großen Einfluß auf die übrigen Provinzen ausübt, und daß daher die Erhaltung der Berg- und Hütten-Werke des Harzes im genauesten Zusammenhange mit der Wohlfahrt des ganzen Landes steht.“ In solcher Beziehung Aufklärung über den Harz zu gewähren, ist die Tendenz der vorliegenden Arbeit, deren Verfasser wegen seiner anerkannten Fach-Tüchtigkeit im Allgemeinen sowohl, als im Besonderen wegen seiner bekannten früheren und jetzigen amtlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zu dem Harzlande, als dazu völlig berufen angesehen werden kann. Daneben war es seinem Zwecke besonders förderlich, daß ihn hohe Begünstigungen in den Stand gesetzt hatten, die vorhandenen authentischen, den Harzhaushalt betreffenden Nachrichten benutzen zu können.

Der Vf. reiht an eine kurze Schilderung der Natur des Harzes, in Bezug auf geognostische, klimatische, vegetative Verhältnisse, und der Eigentümlichkeit seiner Bewohner, eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Hauptzweige des dortigen Bergwerkshaushalts, und verbindet damit die Darstellung des technischen und ökonomischen Zustandes, der Verfassung und Verwaltung jenes Haushalts, einen Ueberblick des Handels mit seinen Producten und

eine Nachweisung der hohen Wichtigkeit des Harzes für das Land! Es kann dem Rec. unmöglich gestattet seyn, in das überreiche, aber mit großer Ordnung, musterhafter Schärfe und möglichst geringem Wortaufwand aufgestellte Detail von allen Verhältnissen des Harzes einzugehen, welches uns Hr. H. hier vorlegt. Neben dem alten Wohlbekannten, das in wenigen Zügen gründlich dargelegt ist, erhalten wir so viel Neues und Ansprechendes, daß man das ganze Buch sehr gerne und mit großer Belehrung nicht bloß durchlaufen, sondern vielmehr gründlich lesen und studiren wird. Es giebt uns im eigentlichen Sinne ein treues Gemälde des interessanten Gebirgslandes. Aber nicht bloß in der engeren Beziehung auf den Harz ist das Werk von Bedeutung: es stellen sich darin auch sehr zahlreiche Verhältnisse und Berücksichtigungen in einer solchen Allgemeinheit der Anwendung heraus, daß sie, unter gehöriger Modification nach den localen Erfordernissen, zugleich vortheilhafte Winke und Andeutungen für andere deutsche Bergwerks-Revire darbieten. Recht sehr nützlich kann daher das Werk in der Hand eines jeden werden, dessen Beruf es ist, den Bergbau mit den näheren oder enfernteren Beziehungen desselben zu seinem eigenen Gedeihen und zum Nutzen seiner Umgebungen im Großen und Einzelnen zu beobachten, dabey mit Rath und That unterstützend einzuwirken, und die Administration desselben in höherem oder tieferem Standpunkte zu leiten.

Was den Harz, bey den offenbaren Vorschritten der technischen Cultur seiner Berg- und Hütten-Werke, vorzugsweise drückt, und sein Bestehen fast unmöglich macht, sind die schon erwähnten ungünstigen Handels-Conjunctionen für die Bergwaaren oder die Preisveränderungen, welche dieselben seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch politische und andere Verhältnisse erlitten haben. Hr. H. liefert S. 315 eine übersichtliche Zusammenstellung der Hauptproducte des Harzes, in welcher angegeben sind: 1) die Preise kurz vor der französischen Landes-Occupation im ersten Quartale d. J. 1803; 2) die Preise zur Zeit der Continentsperre im J. 1811; 3) die Mittelpreise in den Jahren von 1820 bis 1826, und 4) die Durchschnittspreise im J. 1830. Rec. kann sich nicht versagen, diese Zusammenstellung, als eine traurige Erinnerungstafel der auf dem deutschen Bergbau schwer lastenden Zeit, hierher zu setzen:

	1803	1811	1820-26	1830
	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
Bley	6½	10	6½	3½
Glätte	5½	9½	6¼	3½
Kupfer	33	40	28	27½
Zink	18	20	7½	4½
Schwefel	7½	18¼	5½	2½
Weißer Vitriol	8	9	6¼	3½
Grüner —	1½	2	1½	¾
Blauer —	—	8	7	6½

Sämmtliche Preise beziehen sich auf das Quantum eines Centners.

Sind wohl Ausichten vorhanden, daß in solcher Beziehung eine bessere Epoche in der nächsten Zeit für den deutschen Bergbau erwartet werden kann? Das Bley ist neben dem Eisen das wichtigste deutsche Bergwerks-Product; am Harze selbst ist die Eisenerzeugung gegen die Bleyproduction nur untergeordnet: Die seit 1822 ungeheuer gesteigerte Bley-Erzeugung in Spanien hat dem deutschen Bley- und Silber-Bergbau den großen Stoß versetzt. Hr. H. hat im J. 1829 Spanien selbst bereist, und namentlich den großen Bergbau auf Bley auf der *Sierra de Gador* im Gebirge von *Alpujarras* besucht. Nach ihm betrug die Bleygewinnung in Spanien früher nur jährlich 30,000 bis 32,000 Centner, jetzt kann man sie dagegen auf ungefähr 600,000 Centner anschlagen. Die Trostgründe, welche Hr. H. hinsichtlich dieser nachtheiligsten Concurrenz uns giebt, scheinen nicht sonderlich kräftig zu seyn; denn wenn auch die dortigen Erze nicht auf regelmäßigen, in das Feld und in die Tiefe zusammenhängend fortsetzenden Gängen oder Lagern, sondern mehr nester- oder putzenartig sich finden; wenn auch der dormalige Bergbau in seiner Unvollkommenheit das Niedergehen in bedeutende Tiefen nicht gestattet, und der ganze Betrieb höchst räuberisch betrieben wird; wenn auch selbst die spanische Regierung sich veranlaßt gesehen hat, um ein Steigen der Erzpreise zu bewirken, den Grubenbetrieb fünf Monate lang im Jahre ruhen zu lassen: so möchte in allem diesem doch nicht viel Heil für die Beseitigung der Concurrenz für Deutschland zu suchen seyn. Die spanischen Bley-Lagerstätten scheinen immer noch zu reich zu seyn, als daß der deutsche Bergbau auf ihre Ausgewinnung oder nur auf ihr Aermerwerden warten könnte; andere Theile von Spanien besitzen noch reiche Erzreviere in Menge, und die aufgewachte Bergbaulust wird sich im Lande bald weiter verbreiten, worauf auch Hr. H. selbst aufmerksam macht. Die Begünstigungen, welche die Regierung dem Bergbau vielseitig widerfahren läßt, werden ebenfalls dahin wirken, und die Cultur des technischen Betriebes wird auch zuverlässig in Spanien bald auf einen besseren Fuß kommen, um so mehr, als die Regierung es sich angelegen seyn läßt, in dieser Beziehung unterstützend auch dadurch einzuwirken, daß sie viele ihrer jüngeren ausgezeichneteren Bergwerks-Beamten ins Ausland sendet, um dort theoretische und praktische Kenntnisse sich zu sammeln. Zu diesem treten nun noch die ganz richtig von Hr. H. angedeuteten sehr großen Besorgnisse, welche durch die mit jedem Jahr in Nordamerika wachsende Bleyproduction erregt werden. Für England und den Harz ist bereits dadurch der dortige Markt gesperrt; und wenn die Bleyproduction, wie zu erwarten ist, sich noch vermehrt, so wird Nordamerika bald im Stande seyn, Bley auszuführen. — Zu diesen Haupt-Bedrohungen des Bleydebits für die Zukunft kommen noch andere von geringerer Bedeutung, welche wir hier nicht ausheben können, sondern deshalb auf unseren Vf. verweisen müssen; derselbe führt sogar sehr gut aus, daß die Lage, in

welcher der Bergwerkshaushalt des Harzes sich befindet, eine noch ungleich bedenklichere ist, als die der englischen und französischen Bleybergwerke.

Hr. H. hält dafür, daß man in der gegenwärtigen Lage des Haushalts der Hannöverschen Bley- und Silber-Bergwerke zunächst an folgende Hülfsmittel denken müsse: 1) Verminderung der mit der Gewinnung der Bergwaaren verbundenen Kosten, 2) Verbesserung des Betriebs des Bergwaaren-Handels und 3) Beförderung inländischer Fabricationen, bey welchen Bergwaaren gebraucht werden.

In Bezug auf das erste Mittel glaubt er, daß die Aussicht zu einer wesentlichen Verminderung der Productionskosten durch die Einführung des englischen Flammofenprocesses eröffnet werden könnte, worin Rec. sehr einstimmt. Ist doch dieser Flammofenprocess bereits zu Holzappel an der Lahn mit dem glücklichsten Erfolge eingeführt worden! Aehnliche Beschaffenheit der Erze und des Brennmaterials wie hier finden wir auch am Harze und noch an manchen anderen Puncten Deutschlands, wo man sich ebenfalls mit aller Macht auf diese großartige und namentlich in ökonomischer Hinsicht höchst wichtige Verbesserung des Hüttenwesens legen sollte.

In Bezug auf das zweyte Hülfsmittel bemerkt Hr. H., daß die Verhältnisse, in welchen sich die Hannöversche Berghandlung, wie jede andere ähnliche *Handels-Behörde*, befinde, von der Art seyen, daß weder sie selbst, noch die von ihr abhängigen Factoreyen, so freye Hand in ihren Unternehmungen hätten als Privathandlungen, die keiner anderen Person über die auf ihre Geschäfte sich beziehenden Mafsregeln Rechenschaft abzulegen hätten. Es ist eine anerkannte Sache, daß aus recht vielen Gründen Handelsbehörden niemals unter gleichen Verhältnissen mit dem Privathandel gleichen Schritt halten können. In dem vorliegenden Falle scheint sich dieses recht lebhaft herauszustellen. Problematisch bleibt es daher immer, ob die gut motivirten und im Detail entwickelten Vorschläge, welche Hr. H. für die Verbesserung des commerciellen Geschäfts am Harze macht, sich in der Praxis eben so bewähren werden, als sie gut durchdacht und gemeint sind. Das Haupthinderniß wird immer die Schwerfälligkeit bleiben, welche bey einer solchen Geschäftsführung durch eine *Behörde* ganz unvermeidlich ist. Die Vorschläge, welche Hr. H. zur Verbesserung der Geschäfte der Berghandlung macht, laufen, im Allgemeinen aufgefaßt, auf folgende drey Dinge hinaus: 1) Bewirkung eines möglichst raschen Umsatzes durch angemessene Preisbestimmungen; 2) Beschleunigung, Vereinfachung des Geschäftes und Erhöhung des damit verknüpften Vortheils, durch möglichst directe Betreibung des Handels; 3) Erweiterung des Handels durch Aufsuchung neuer Wege für den Absatz.

Das dritte Hülfsmittel, Beförderung industrieller Unternehmungen, bey welchen Bergwaaren verbraucht werden, ist ein solches, welches nicht bloß auf den Harz, sondern auch auf andere Bergwerks-Revieretreffliche Anwendung finden kann. Die Darstellung

desselben ist von Hn. H. mit vieler Umsicht ausgeführt worden; von staatswirthschaftlicher Seite verdient sie sehr volle Beherzigung. Der Vf. macht besonders aufmerksam auf die Anlagen zur Fabrication von Walzbley und bleyernen Röhren, von Schrot, englischer Schwefelsäure, Bleyweiß, Caffeler Gelb, Mennige, Bleyzucker, von Töpferwaaren und Dachziegeln, von Glaubersalz und Natrum u. s. w.

Von ganz besonderem Interesse, und zwar von einem allgemeinen für das ganze nördliche Deutschland, sind die von dem Vf. ausführlich mitgetheilten Versuche über die Qualität des jetzt vorzüglich mit dem inländischen im Handel concurrirenden englischen Stabeisens, wodurch dargethan wird, dafs das englische Stabeisen hinsichtlich seiner inneren Güte dem Harzer und daher gewifs auch manchem anderen norddeutschen, namentlich dem rheinischen, weit nachstehe, daher die Consumenten bey dem Ankaufe des wohlfeileren, englischen Stabeisens nur scheinbar gewinnen. Die angestellten Versuche verdienen allerdings noch mehrfache Bestätigung, besonders wenn man danach über jedes englische Stabeisen absprechen soll: indess ist es höchst verdienstlich, darauf schon in einem solchen Mafse aufmerksam gemacht zu haben, wie es der Vf. gethan hat. Er gründet darauf seinen Vorschlag einer angemessenen Impositur des ausländischen Stabeisens, um dem Hannöverschen hinreichenden Absatz zu verschaffen. Was in dieser Beziehung für Hannover gerathen wäre, würde sich auch auf manche andere norddeutsche Staaten vortheilhaft anwenden lassen.

In dem Schlufsabschnitt des Werks: *Wichtigkeit des Harzes für das Land*, welcher zwar mit besonderer Vorliebe, aber doch, wie es scheint, mit durchgreifender Wahrheit und nach vollkommener Uebersetzung ausgearbeitet ist, finden wir namentlich folgende Punkte ausführlich geschildert und erörtert:

Standpunct, von welchem der Harz hinsichtlich seines Werthes für das übrige Land zu betrachten; Wichtigkeit des Harzhaushaltes in Beziehung auf die Versorgung der Harzbewohner; Gewinn, den die Bewohner des Königreichs Hannover aus dem Harzhaushalte ziehen; Erlangung von Mitteln für verschiedenartigen Erwerb durch die Producte des Harzes, die das Material zu mannichfalligen Arbeiten darbieten; industrielle Gewerbe, die durch die Nähe des Harzes begünstigt werden; Vortheile, die der Harz industriellen Gewerben des Landes gewährt, welche zu ihm in entfernteren Verhältnissen stehen; günstiger Einflufs des Harzes auf den Absatz der Erzeugnisse des Landes; Vortheile, die der Harzhaushalt den Landbewohnern durch unmittelbare Darbietung von Arbeit und Verdienst gewährt; Einflufs des Harzhaushalts auf die Erhaltung und Vermehrung des National-Vermögens; Werth der Bergwerksproducte des Hannöverschen Harzes; Bestimmung des Werthes, der durch die Productionen des Harzes dem Nationalreichthum jährlich zugeht; Wichtigkeit der Productionen des Harzes auf die Handelsbilanz des Königreichs; Einflufs des Harzhaushalts auf die Geldcirculation im Hannöverschen; reine Ueberschüsse des Harzhaushalts; Wichtigkeit der Productionen des Harzes für die Vertheidigung des Landes; Einflufs des Harzhaushaltes auf intellektuelle Ausbildung.

Wenn das sehr nützliche Buch recht viele Leser findet, wie Rec. ihm herzlich wünscht, dann dürfte es sicher wesentlich dazu beytragen, dafs die Wahrheit des ihm vorgefetzten noch sehr wahren Motto's, zum Gewinn der Sache, immer mehr aufgehoben wird: „*Il n'est point d'objet sur lequel on rencontre communément plus d'opinions erronées que sur les mines.*“ (Héron de Villefosse.)

Druck und Papier sind lobenswerth.

K. II.

K U R Z E A N Z E I G E N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Leipzig, b. Kollmann: *Ein kleines Buchstabil- und Lese-Buch* für Anfänger, oder praktische Methode, die englische Sprache durch zweckmäßige Ausübung zu erlernen, von G. Crabb. Dritte Aufl. sehr verbessert, vermehrt und mit einer Vorrede versehen von L. 1830. VI u. 164 S. 8. (9 gr.)

Ein sehr nützliches Büchlein, nur nicht für Anfänger. Wer noch nichts von der englischen Sprache weifs, wird ungeachtet des in der Vorrede gegebenen Schlüssels niemals aus diesem Buche auch nur annäherungsweise lesen lernen. Wer aber bereits lesen kann, dem wird es Mittel darbieten, in einzelnen Fällen sich schnell der richtigen Aussprache zu erinnern. Rec. hält es für seine Pflicht, hierauf aufmerksam zu machen. — Die Ausführung des Planes ist ziemlich gelungen zu nennen. Was der Herausgeber dieser 3ten

Auflage dabey geleistet, sagt die Vorrede. Für eine künftige Auflage bemerkt Rec. noch Einiges, was der Benutzung des Buches jetzt noch im Wege steht.

S. V wird gesagt: *j* werde durch *dj* bezeichnet, und nachher ist *y* im Anfange des Wortes auch mit *dj* dargestellt. Das ist offenbar fehlerhaft. So steht auch S. 2 *ja, je, ji* und *ya, ye, yi* u. s. w., mit gleicher Aussprache versehen. Mit dem scharfen und sanften *ls* und *l* kommen auch Verwechslungen vor, als S. 17 *grease = grihs*, wohl besser: *grihl*. S. 31 findet sich *your = juhr*, dagegen *youth = djunth*, welches unbegreiflich erscheint, zumal da bisweilen auch *ge = dj* angegeben ist, z. B. S. 145. Diese und ähnliche Inconsequenzen können leicht den unübten Schüler irre machen. Uebrigens sind deren nicht viele, und die Uebungen im Ganzen zweckmäßig. Z. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

K I R C H E N G E S C H I C H T E.

HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Archiv für die Geschichte der kirchlichen Reformation in ihrem gesammten Umfange*. Herausgegeben von Carl Eduard Förstemann, Secretär der königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle, I Band, 1 Heft. *Des Kanzlers Dr. Brück Geschichte der Religionshandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530*. 1831. XXXII u. 216 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Fast dürfte man im wörtlichen, nicht bloß bildlichen Sinne sagen, daß das 16te Jahrhundert, wenigstens mit seinen glänzendsten Jahren und Tagen, immer mehr aus dem Strome der Vergangenheit wieder auftauche, und sein ungemein reiches und bewundernswürdiges Leben in dessen vielartigsten Gestaltungen, ja in dessen tiefsten Beziehungen, vor dem 19ten Jahrhundert gleichsam noch einmal in völliger Kraft entfalte. Gewiß schon jetzt, nächstkünftig aber noch weit mehr, können die gründlichen Forscher und Kenner der Geschichte alle die einzelnsten Fäden des Gewebes jener großen Ereignisse, sowie deren feinsten Verflechtungen, weit mehr und richtiger angeben, und mit einer ungleich größeren Schärfe nachweisen, als sogar die Männer, welche selbst dabey thätig oder wenigstens die nächsten Zuschauer waren, und können mehr in jenem Zeitalter zu Hause seyn, als in der Gegenwart, ja sogar in ihrem eigenen Leben. Denn auch da bleibt nur allzu Vieles für das Auge des sorgfältigsten und helllichtigsten Beobachters dunkel und räthselhaft, indem die Causal- und andere Beziehungen der Begebenheiten von dem Geräusch und Schimmer des Lebens unkenntlicher gemacht, und ihre Beurtheilung erschwert werden. Aber dort geschehen nicht selten unerwartete Entdeckungen, und der rastlose Fleiß der wackersten Geschichtsforscher, wie der thätige Antheil, den Alles an einer ausgezeichneten wichtigen Zeit nimmt, hellt Eine Dunkelheit, Eine Ungewißheit oder Einen Zweifel nach dem anderen auf. Worte, die man für längst verklungen erachtet hatte, fangen wieder an zu tönen, und das Gute, wie das Schlechte, zeigt sich immer deutlicher in seinem eigenthümlichsten Lichte.

Einen neuen höchst dankenswerthen Beytrag hierzu verspricht der Anfang der hier vorliegenden Sammlung von noch bis jetzt ungedruckten Urkunden aus der Zeit der Reformation; eine Sammlung, welche sich an ihre sehr schätzbaren Vorgängerinnen, von der J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

Kappischen bis auf die Lindnerische (vgl. Jen. A. L. Z. 1832. Ergänzbl. No. 4), würdig anreicht. Ihr erstes Heft liegt vor uns, und bietet uns sogleich eine Handschrift dar, welche man ganz füglich ein Seelengemälde nennen könnte, das wie mit einem Zauberfchlage alle geneigten Beschauer in das Jahr 1530 und 1531 versetzt, und ihnen insbesondere die Gemächer, die innersten Gemächer der evangelischen Fürsten, Stände und Gelehrten öffnet, um sie zu Zeugen ihrer geheimsten Reden, Berathungen und Entschlüsse zu machen. Wir meinen die auf dem Titel des Förstemannischen Archivs genannte *Brückische* Schrift, welche man *mémoires* nennen könnte, wenn sie mehr selbstständig, oder auf eigenem Fusse ruhend erschiene, während sie lieber polemisirend an eine unbedeutende Gegnerin sich anschließt. Sie sollte nämlich die Widerlegung eines, im Jahr 1530 zu Augsburg mit einem kaiserlichen Privilegium erschienenen Büchleins seyn, welches den Titel führte: *Pro religione Christiana res gestae in Comitibus Augustiae Vindelicorum habitis*, die Handlungen auf dem Reichstage zu Augsburg aber höchst einseitig und parteyisch erzählte, und sich sogar viele Veruntreuungen der Wahrheit erlaubt hatte. Man findet diese nicht völlig drey Bogen in Quart umfassende Flugschrift in den Beylagen zu *Cyprian's Historia der Augsb. Confession*, S. 85—102, lateinisch, sowie in *Hortleder's Ursachen des deutschen Krieges*, Bd. I. Bch. 1. S. 60, und in *Walch's Ausgabe der sämtlichen Werke Luthers*, Bd. 16. S. 2086—2105 deutsch abgedruckt. Die Berichtigung dieser Unwahrheiten, die Aufdeckung der ganzen Benehmungsweise von Seiten der Gegenpartey, hauptsächlich aber die Enthüllung der Schlaueit, womit der römische Hof den Kaiser umgarnt hielt, um ihn nicht als befugten Richter, sondern stets als Partey handeln zu lassen, war nun der Gegenstand einer Schrift, welche in dem gemeinschaftlichen sächsischen geheimen Staatsarchiv unter der Registrande E. Fol. 41 handschriftlich aufbewahrt worden ist, mit dem Aufsentitel: *Handlung der Religion zu Augsburg Anno 1530*, und der inneren (eigenlichen) Aufschrift: *Vorzeichnus der Handlung, wie sich die vß dem Reichstag zu Augspurg in der Religion sache zugezogen, Anno dominy 1. 5. 30.* 259 Blatt in Folio. Das Ganze scheint aus unbekanntem Urflachen ungedruckt geblieben zu seyn, und Joh. Joach. Müller in dem 3ten Buche seiner *Historie von der Evangelischen Stände Protestation und Appellation wieder und von dem Reichs-Abschied zu Speyer 1529* —

Wie auch ferner Dem zu Augspurg — übergebenen Glaubensbekenntniß (Jena, 1705. 4.); Sal. Cyprian in f. schon angeführten *Historia*, Beyl. S. 103 bis 105, Walch Bd. 16. S. 978 u. 2105 haben nur einen Auszug, oder gar nur kleine Bruchstücke daraus mitgetheilt. Das treffliche Werk aber verdiente vollständig mitgetheilt zu werden, und zwar nicht bloß seines Zweckes, sondern auch schon seiner lebhaften Darstellung wegen. Man kann diese Erzählung mehr Handlung als Rede nennen. Ihre Lebendigkeit hatte wahrscheinlich ihren Grund in der ärgerlichen, ja empörenden Veranlassung, welche zu einer solchen Entgegnung nöthigte, indem der Zorn als eine Leidenschaft eben sowohl geistig als körperlich aufregt. Hr. F. giebt uns dieses Werk in seinem ganzen Umfange.

Eine solche Darstellung einer ganzen Reihe von Ereignissen aus der entscheidungsreichsten Periode der Reformationsgeschichte konnte nur aus der Feder eines dabey selbstthätigen oder mithandelnden Mannes, ja einer der Hauptpersonen auf der Seite der evangelischen Stände, kommen. Veit von Seckendorf in seinem berühmten *Commentarius de Lutheranismi Lib. II. §. LXXVIII. Add.* S. 202 suchte in dem Canzler Dr. Brück den Verfasser. Andere namhafte Gelehrte stimmten ihm ohne Weiteres bey. Aber erst Hr. F. ist es gelungen, das, was immer bloß noch Vermuthung war, zur möglichsten Gewißheit zu erhöhen. Hr. F. setzt die Gründe dafür in der Einleitung zu dem vorliegenden Archive §. 3. S. XVI ff. aus einander, woraus hier die Hauptsache stehen möge: Das „Vorzeichnungs“ in dem Weimar. Archive ist nicht das Original selbst, sondern nur eine Abschrift. Glücklicher Weise aber hat sich ein in die Handschrift selbst gelegter Bogen gefunden, welcher ein Stück des Conceptes enthält, das mit den Blattzahlen 179 und 180 bey der späteren Rubricirung der Acten versehen worden ist, und welcher ohne Zweifel von der eigenen Hand des kurfürstl. sächs. Canzlers, Gregorius Heinse, genannt Brück oder Pontanus, herrührt. Das Weimar. Archiv enthält nämlich viele eigenhändige Aufsätze dieses Mannes, dessen Hand die eines rasch arbeitenden Geschäftsmannes ist, der nur in höchst flüchtigen Zügen die Concepte der kurfürstlichen Verordnungen und Befehle niederschrieb, und damit noch die Eigenthümlichkeit verband, von vielen Wörtern nichts als die Consonanten, und auch diese meist sehr undeutlich, zu schreiben. Auch war ihm die Gewohnheit eigen, über jede Seite eines Blattes das Wort „Christus“ zu setzen. Diese Merkmale finden sich nun auch auf dem bemeldeten Bogen wieder, und lassen daher über den Vf. schwerlich einen Zweifel übrig.

Wenden wir uns nunmehr zu der Art und Weise, wie Hr. F. das *Vorzeichnungs* hier mittheilt. Er thut nach S. XV sich darauf viel zu gute, dasselbe Buchstabe für Buchstabe, sogar auch mit den Fehlern, wiedergegeben zu haben. Er sagt: „Es ist ein von der Kritik nie zu entschuldigender Irrthum, die Sprache (?) jener (der Reformations-) Zeit in die

Sprache der unferen überzutragen, wollte man auch zugestehen, daß dieses Uebertragen um der Verständlichkeit willen für ein gewisses (doch wohl das größere und eigentliche) Publicum wünschenswerth sey. Es muß jenes treue Anhalten an die Sprache (!) des Originals von jedem Sachverständigen gefordert werden. Es kann auch für den, welcher der alten Schreibart (? Offenbar verwechselt Hr. F. Sprache und Schreibart oder Orthographie, und doch war die genaueste Feststellung des Unterschiedes hier am Orte) ungewohnt ist, wenn er anders ein wahres Interesse an der Sache hat, wahrlich keine Mühe von einem Belang seyn, sich die Fähigkeit zu erwerben, jene Sprache (!) lesen und verstehen zu können.“ Wir erlauben uns, Hn. F. hierüber Folgendes entgegen zu setzen.

Allerdings ist es erfreulich, eine wichtige Handschrift mit allen ihren Eigenthümlichkeiten vervielfältigt zu sehen. Dadurch wird sie ein Gemeingut Aller, die einen Wunsch danach haben, anstatt daß sie vorher bloß der — freylich desto höheren Werth habende — ausschließliche Besitz eines Herrn war. Aber zu einer solchen Ausgabe hätte mehr gehört, als Hr. F. leisten wollte und konnte. Das Manuscript hätte nämlich, anstatt gedruckt zu werden, genau in seinen besonderen Zügen lithographirt werden müssen. Denn warum sollte der *Ductus* einer Hand weniger beachtungswerth seyn, als die Aussprache und Rechtschreibung, oder überhaupt der Geschmack ihres Besitzers? Alles das gehört, mit seltenen Ausnahmen, bekanntlich dem Zeitalter eines Schriftstellers mehr an, als ihm selbst. Und unglücklicher Weise war hierin das 16te Jahrhundert ein Muster von Unnatur und Geschmacklosigkeit. Man häufte damals überflüssige Buchstaben auf Buchstaben, oder ließ nothwendige hinweg; man erfand und gebrauchte die häßlichsten Abbreviaturen, besonders in lateinischen und noch mehr in griechischen Schriften; und das Alles, um das Lesen zu erschweren, worauf dann eine desto größere Geschicklichkeit entwickelt werden konnte. So schreibt unser Manuscript *vnnndt, sagenn, predigenn*, überhaupt alle Infinitive mit *nn*; dagegen wieder *dan, suma sumarum, ir, sy, geuertlich* statt gefährlich, *vbenn* statt üben u. s. w. Gewiß die widrigste Pedanterie! Warum sie auch durch den Druck wieder ins Leben rufen, und zwar ohne Noth und Nutzen?

Ohne Nath, sagen wir. Denn, was Hr. F. uns giebt, ist nur eine Abschrift, und zwar von einem süddeutschen Copisten, der das Norddeutsch des ehrlichen Brück erst in sein schwäbisches Idiom übertrug, folglich *sliefenn, vorlege, enthegen, ane* statt *ohne, ap ff. ob* schrieb. Doch damit unsere Leser mit Einem Blicke den großen Unterschied einsehen können, der zwischen Dr. Brücks und des Copisten Schreibart Statt findet, wollen wir ihnen zwey Stellen vorlegen, von denen die erste aus dem Concepte des Canzlers, die andere aus S. 101 unseres Buches genommen ist: „Zum ändern, das *f. c. f. g.* mit *andern achten könten aus vielen und mancherlei*

umständen, das *s. c. f. g.* in die *heye Mt et-*
was heftig müssen getragen sein, wo dem also wer-
u. f. w. — „Vnnd aus dieser vnnd dergleichen
rhedenn habenn die verordenen dieses theils begunft,
weither einen whann zuschöpfenn, das die händ-
lungen nit mit liebe der grundlichenn gotlichenn
warhait, sondern auf vorlist von dem andern theil
vnnd dohin musten gemeinht werden“ u. f. w.

Aber, möchte die Verwechslung der Schreibart
immer seyn, wenn nur die erwählte oder gebrachte
das Lesen und Verbreiten einer merkwürdigen Schrift
begünstigte! Leider aber wird bey der hier in Rede
stehenden Reinschrift oder Copie das Gegentheil ein-
treten. Es kostet wirklich Anstrengung, Geduld und
Ueberwindung vieles Ekels, sich so viele Bogen voll
Ungeschmack hindurch zu arbeiten. Ja, Rec. meint
sogar, das der wackere *Brück* selber dem Abdruck
eine andere Gestalt, wenigstens eine Uebertragung in
die sächsische Orthographie, gewünscht haben würde,
ungefähr wie *Walch* Bd. 16. S. 978 und 2105 ge-
than hat.

Indess, da die Abschrift nun einmal mit unend-
licher Mühe und Sorgfalt abgedruckt worden ist,
wollen wir nur Einiges über diese ihre Wiedergabe
selbst bemerken.

Der Druck ist äußerst genau und correct; selbst
die Schreibfehler des Copisten sind beybehalten. Wir
haben nur zwey Druckfehler entdecken können, und
diese befinden sich S. 2. Z. 10, wo *mit* statt *nit* steht.
S. *Cyprian* l. c. Ferner S. 116. Z. 11 von unten
geuerall st. *general*. Außerdem sind wir wohl noch
auf Fehler gestoßen, welche aber die Schuld des al-
ten Copisten, nicht des Setzers, zu seyn scheinen. So
S. 21. Z. 14 ist entweder *nit* überflüssig, oder *möglich*
muss *vnnmöglich* heißen. Auch sind, was wir sehr
loben, die Blätterzahlen der Handschrift durchgehends
beygefügt. Hie und da findet man Anmerkungen,
welche mannmahl auch Spracherläuterungen (z. B.
S. 20 *zienn*, d. i. *zinnerne*), Berichtigungen des Da-
tums, Nachweisungen, wo eine Stelle früher schon
gebraucht oder abgedruckt worden sey, und dergl.
mehr enthalten. Wir hätten der Worterklärungen
gleich im Anfange mehrere gewünscht, was die
schnellere Bekannschaft mit der Handschrift den et-
was in alten Schriften ungeübten Lesern sehr er-
leichtert haben würde. So verstehen wir das *gelen-*
det, S. 12. Z. 1 (vielleicht *gelenket*), das *wegerste*,
S. 19. Z. 8, und beynahe die obere ganze Hälfte der
13ten Seite nicht ganz. Was ist S. 45. Z. 14 das
rindert? Auch an dem *zuuilmilten* S. 2. Z. 13, vgl.
S. 56, stoßen wir an, was *Walch* in zu viel mildem
verwandelt.

Noch glauben wir unseren Lesern einige charak-
teristische Stellen aus dem Werke als Probe des Gan-
zen mittheilen zu müssen. Wir geben sie aber nach
unserer Rechtschreibung. S. 18: „Ganz gern hätte
auch der Geschichtschreiber (der Vf. der *rerum ge-*
fiarum u. f. w.) der christlichen Fürsten Predigern da-
mit Unglimpf und Unsug zugemessen, als sollien sie
ihre Lehre hin und wieder ausgebreitet, den Leuten

angeboten, und sich umgethan haben. — Wollte
Gott, das nur indeme (darin) nicht zu wenig von
den christlichen Ständen und ihren Predigern gesche-
hen wäre!“ Gewiss seltene Worte aus dem Munde
eines Ministers! — S. 116: „Es sind die Händel in
allen Ausschüssen auf die Wege gerichtet gewesen,
wie man sagt, das ein Wende und (ein) Deutscher
etwo (?) mit einander gewaidenwerket (gejagt), und
ein Hale und eine Eule sollden gefangen haben, und
da es zur Beute (Theilung) kam, lolet der Wende
also, das sich der Deutsche (die) Eule nehmen sollte,
wollt er Hafs (den Hasen) nehmen, oder mit umge-
kehrten Worten, wollt er sich (den) Hafs (Hasen)
nehmen, und Deutscher sollte Eull (die Eule) neh-
men. Denn aus aller Handlung der Ausschüsse wür-
de niemand befinden mögen, das in einem einigen
derselben Artikel ist gehandelt worden, das die öf-
fentlichen misbräulichen Artikel auf ihrem (dem
römisch-katholischen) Theile geändert sollden oder
wollten werden; sondern es sind ihre Vorschläge alle
dahin gegangen, das ihre Gebräuche recht seyenn und
bleiben.“

Indem wir eben in Begriff waren, dieser An-
zeige nur noch unsere Chiffre unterzusetzen, kommt
uns das jüngste Programm der Jenaischen Universität
aus Hrn. Dr. *Eichstädt's* Feder, überschrieben: *De*
poësi culinaria IV, zu Händen, und Rec. kann sich
nicht versagen, das folgende Urtheil über den Her-
ausgeber des vorliegenden Archivs hier anzuschließen,
in der Ueberzeugung, das hiedurch sein Wunsch,
das *Förstemann'sche Archiv* bestens zu empfehlen,
am gewissten erreicht werde: „*Contracta interim*
(seit den im Jahr 1831 erschienenen Dissertationen
über denselben Gegenstand) *cum viro litteratissimo,*
Car. Eduardo Foerstemanno, Phil. D. Bibliothecae
academicae Halensi utilissimam operam navante,
notitia et mihi et suscepto negotio multum profuit.
Quem virum quum audissem in historia illorum
temporum, quibus sacra Christiana emendata sunt,
sic habitare, ut minutissima et reconditissima quae-
que in numerato haberet, ob eamque rem a vene-
rabili Bretschneidero adscitum esse socium ederidis
epistolis Melanchthonianis, quarum nova jam et
amplissima collectio Halensia prela exercet: detuli
ad virum eruditissimum, quae dubia mihi vel ob-
scura in carmine itinerario viderentur, et de quibus
frustra percontatus essem alios. Ille vero, qua est
humanitate, non tantum quaestionibus, quas pro-
posueram, tam docte accurateque satisfacit, ut ger-
manum disciplinae Gesenianae alumnum facile agno-
scerem, verum etiam alia me docuit, quae et car-
mini majorem lucem ac dignitatem conciliare, et
omnino ad originem Epistolarum (obscuror. viror.),
quarum scriptores latebram obscuritatis quaesive-
runt, investigandam auctoritatemque augendam plu-
rimum valere videantur.“ Möge Hr. Dr. *Förste-*
mann auf der so rühmlich betretenen Bahn mit Ei-
fer und dem glücklichsten Erfolge fortwandeln!

S C H Ö N E K Ü N S T E.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Cornelia*. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1833. Herausgegeben von *Aloys Schreiber*. 18ter Jahrgang. Neue Folge, 10ter Jahrgang, mit 8 Kupfern. VI u. 320 S. 12.

Wie die Kupfer, deren vier zu Rhein- und Neckar-Sagen, drey zu den Erzählungen gehören, und das Titeltupfer das Bildniß der Prinzessin von Kent ist, so halten auch die Erzählungen immer sich auf mittlerer Höhe, die, wenn sie nur einen beschränkten Gesichtskreis beherrscht, dagegen keinen gefährlichen Sturz zuläßt, und auch gegen Nebeln und Schwebeln schützt. Sonst ist der Inhalt der *Cornelia*, wie gewöhnlich, unterhaltend, und das Aeußere geschmackvoll.

Georg Döring gab zwey Erzählungen. Die erste, *der Sackpfeifer*, eine schottische Geschichte voller Abentheuer, in welcher der ehrliche alte Sackpfeifer, als ein hülfreicher wohlwollender Dämon (Gnommen mag man ihn nicht nennen, da er eben so thätig auf schwindelnden Bergspitzen, als in dumpfigen Höhlen ist), vermittelnd eintritt, und Freunde und Gönner, unter denen ein Liebespaar unsere Theilnahme gewinnt, aus dringenden Gefahren rettet. Nur König Karl des Ersten dunkles Geschick kann er nicht wandeln; fast unter seinen Augen wird dieser gefangen, trotz der verzweifelnden Gegenwehr seiner treuen Anhänger. — *Ueber jede Neigung Liebe*, vereitelt die Pläne überlegender Verwandten, indem die Söhne und Töchter sich gegen den Willen ihrer Respectpersonen übers Kreuz verlieben, und diesmal nicht das Gleiche von dem Gleichen angezogen wird. Dabey giebt alchimistische Betrüger und Betrogene, gewandt mit den Liebesgeschichten vereint, so das dadurch beide bekannte Komödien- und Romanen-Stoffe zu etwas Neuem werden. — *Der Jehuist*, historische Novelle von *Adalbert v. Schonen*; Saenen aus den Vendeckriegen, merkwürdig, spannend durch die wohlgeschilderten Begebenheiten, noch mehr durch die pragmatische Darstellung der psychologischen Abnormität Laurents, in welchem Jehuisten-Häuptling die zwey Seelen, welche nach Einigen jedem Menschen inwohnen sollen, in ihrer Grundverschiedenheit hervortreten, so das wir dies Phänomen durch klare Motivierung als ein gewisses mögliches betrachten, wenn auch anflaunen. — *Schatten auf Bergen*, von *Wilhelm Blumenhagen*, leitet auf die Hypothese, das entweder gewisse Ereignisse und Zustände sich wiederholen, oder das, wir die Fabel von *Skillers* Geisterseher, nicht an einem süddeutschen Hofe, sondern an dem Hannöverschen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu

suchen haben, versteht sich mit den bedingten Dichterfreyheiten. Wahrscheinlich ist in der Geschichte aus dem Hannöverischen Fürstenthause mehr Wahrheit als Dichtung; diese, durch des geheimnißvollen Armeniers magisches Licht uns blendend, wird der Erzählung zur gefährlichen Erinnerung, die den Eindruck abschwächt, und uns gleichgültig läßt, weil sie nicht das erfüllt, was wir mit Unbilligkeit begehren.

n.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer: *Schriften von H. E. R. Belani*. 16ter Band: *Der Calabrese*, 1ster Theil. 288 S. 12. 17ter Band: *Der Calabrese*, 2ter Theil. 1831. 348 S. 12. 18ter Band: *Der Marodeur. Laura*. Zwey Novellen. 1832. 240 S. 8. (4 Thlr. 4 gr.)

[Vergl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1831. No. 36.]

Einer jener kühnen, großmüthigen, lebenswürdigen Männer, die bald aus eigener Liebhaberey, bald der des Autors, Helden und Räuber werden; tritt uns *der Calabrese entgegen*, ausbündig an Kraft, Grobheit der Gesinnung, Zartgefühl und Verliebtheit. Mit Hintanzetzung des Lebens steht er der Dame seiner Gedanken hülfreich bey, rettet sie aus einem brennenden Schiff und anderen Drangsalen, bloß um einen dankbaren, freundschaftlichen Blick zu erhalten, denn sie ist vermählt, und beide sind erstaunlich tugendhaft. Nachdem er, zur Zeit der ersten Besitznahme Neapels von den Franzosen, die loyalsten Grundsätze an den Tag gelegt, erbarmt sich der Vf. dieses jungen Ritters ohne Furcht und Tadel, macht ihn zu einem natürlichen Sohne König Ferdinands von Neapel, die Geliebte zur Wittwe; den Ausgang kann ein jeder sich selbst denken.

Eine verirrte Natur, in deren Seele sich Engel und Teufel streiten, und letzter nur zu oft die Oberhand gewinnt, stellt sich im *Marodeur* dar, welcher geföhnt mit sich und dem Schicksal, durch seine ehemaligen Kameraden gerichtet, stirbt, und wunderbarer Weise durch seinen Tod Mittel wird, eine kalte gleichgültige Ehe in eine herzliche umzuschaffen. Für einen Verirrten, wie der *Marodeur*, gab es keine andere Sühnung als den Tod; anders mit *Laura*, die bloß gestrauchelt hatte, und sich von dem leichten Fall erheben, durch fruchtbringende aufrichtige Reue, redliches Thun und Schaffen die Entzweyung in sich ausgleichen, und durch ein wirksames Leben Seelenfrieden und wohlthätigen Einfluß auf Andere erlangen kann. Die Gegensätze, auf keine schroffe Weise ausgeführt, die obendrein Wahrscheinlichkeit für sich haben, bilden angenehme Novellen, die der Erfindungsgabe und dem Urtheile des Verfassers Ehre bringen.

Vir.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2 .

P H I L O S O P H I E .

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Der Mysticismus, nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe*; für alle höher Gebildeten zuerst wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von Dr. Georg Christian Rudolph Matthäi. 1832. XII u. 195 S. 8. (18 gr.)
- 2) ZERBST, b. Kummer: *Friedrich Wilhelm Dietrichs Betrachtungen über die alten und neuen Pietisten*, veranlaßt durch „die Pietisten als Revolutionäre, eine Hypothese des Justizcommissarius Dr. Weidemann.“ Zum Besten des Halle'schen Waisenhauses. 1831. 53 S. 8. (4 gr.)

Wie in der körperlichen Natur auf trockene, dürre Zeit zuletzt schwüle, gewitterhafte Tage folgen, und man sich sehnet nach milder Erquickung: so führt in dem Gebiete des Geistes die dürre Scholastik die Mystik herbey, es erwacht die Sehnsucht nach einer erquicklicheren Geistes- und Herzens-Nahrung, und wie so oft — so berühren sich auch hier zwey Entgegengesetzte. Wie im Mittelalter auf dem philosophischen — so war es im siebenzehnten Jahrhundert auf dem religiösen Gebiete, und so ist es wieder in unsern Tagen. Ihrer Natur nach, und darum zu allen Zeiten, wecket die dogmatische und skeptische Speculation das vernachlässigte praktische Bedürfnis des Herzens, und wie man ausschweifte in einseitiger Verstandesrichtung, so nun wieder in Phantasie und Gefühl. Wie man das Göttliche und Ewige in Begriffen zu erfassen strebte, so will man dasselbe nun fühlen, und die Phantasie, die zwischen dem Endlichen und Unendlichen schwebt, muß hülffreie Hand leisten, um das Ueberfinnliche in Bildern des Sinnlichen zu schauen und wahrzunehmen: die Mystik wird Bedürfnis des Herzens, und der Gang ist nun folgender. Anfänglich zeigt sich ein tief empfundenes wahres, gottinniges Gefühl der Frömmigkeit. Um aber das lange vernachlässigte Gefühl in sein volles Recht einzusetzen, folgt asketische Ausschweifung. Viele, denen das wahre religiöse Gefühl mangelt, äffen es nach, und es entsteht eine mystische Pietisterei aus Nachahmung, als Ton der Zeit. Das anfänglich aus praktischem Bedürfnis stammende, nach und nach schwelgende Gefühl geht allmählich in Faselerei und Spielerei über, wird zuletzt der Spott der Satire; es erwacht wieder das Bedürfnis des zurechtweisenden Verstandes, der Kreislauf beginnt von Neuem, und alle mystischen Zeiten sind nur ein Durchgangspunct. — J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

Der Mysticismus, der philosophische, wie der religiöse, ist aber der Wahn, das Ueberfinnliche und Göttliche sinnlich wahrnehmen, anschauen und erfahren zu können; und so stolz auch der Mysticismus sich brüstet, und im Anschauen himmlischer Dinge zu wandeln vorgiebt, so ist er doch in seinem Wesen und in seinen letzten Gründen Sensualismus, Empirismus. Insbesondere giebt der dogmatische Supernaturalismus — die durch den Glauben an unmittelbare göttliche Offenbarung modificirte Speculation — dem menschlichen Geiste eine verkehrte Richtung auf das Uebernatürliche und Mystische, so wie denn der Mysticismus den Glauben an Offenbarung und Inspiration involvirt, wo man übernatürliche Einwirkungen der Gottheit zu erfahren wähnt, welche Einwirkungen auf den Verstand inneres Licht, — die auf das Gefühl seliger Genus Gottes, Vereinigung mit Gott, — und die auf den Willen eine durch die Gnade bewirkte Wiedergeburt — genannt werden. Der Mysticismus aber stehet mit sich selbst in seinem innersten Wesen in Widerspruch, indem er behauptet, vom Ueberfinnlichen eine sinnliche Wahrnehmung und Erkenntnis zu haben. Um nun die Kluft zwischen dem Sinnlichen und Ueberfinnlichen auszufüllen und eine Brücke zu schlagen, wird die Einbildungskraft und die schaffende Phantasie zu Hülfe gerufen. Diese vereint sinnliche, analoge Bilder, Symbole mit der Idee des Ueberfinnlichen. Das Ueberfinnliche scheint gleichsam herein in das Sinnliche, und daher die üppige Bildersprache der Mystiker. Man verwechselt nun das Bild mit der Sache, die symbolische Anschauungsweise mit intellectueller Anschauung, die bildlich-symbolische Erkenntnisweise mit realer Erkenntnis, und so vollendet sich der Wahn, daß man das Göttliche und Ueberfinnliche sinnlich anschaut; die Mystik, eine Verirrung und Täuschung des Gefühls, wo das Sinnliche und Ueberfinnliche vermischt und verwechselt wird, ist fertig.

Um nun aber den Begriff und den Ursprung der mystischen Geistes- und Gefühls-Verirrung wissenschaftlich darzustellen, schlägt der Vf. von No. 1 einen anderen Weg ein als den philosophischen, nämlich den *historischen*, weshalb ihm auch der Mysticismus etwas durchaus Heidnisches ist, da doch die mystische Geistesverirrung etwas durchaus Menschliches, in der menschlichen Natur Nachweisbares ist, und darum unter den gegebenen Veranlassungen in allen Jahrhunderten wiederkehret. Hr. Dr. Matthäi entlehnt seinen Begriff von Mysticismus von den heidnischen Mythen, Eingeweihten, und nennt Mysticismus

die frühere und spätere (sich also immer wieder erneuernde) Denkart, welche wesentlich verwandt ist mit der Denkart der heidnischen Mythen. Diese Denkart enthält nach dem Vf. vier Elemente. Das erste Grundelement ist ein phantastisches Gefühl, durch die sinnliche Vorstellung vom Uebersinnlichen, z. B. durch scenische Darstellung in den Mythen der Alten, erregt. (Wir bemerken hier sogleich, was der Vf. in seiner Theorie überfah, daß nicht das sinnliche Vorstellen des Uebersinnlichen allein den Mythen macht, — denn es giebt ja ein ganz unschuldiges, versinnlichendes, symbolisches Vorstellen des Uebersinnlichen, wie fast jede Religionswahrheit dergleichen enthält; — sondern der damit verbundene Wahn, daß man im Sinnlichen das Uebersinnliche wahrhaft anschauet, empfindet, erkennt.) Als zweytes Element giebt der Vf. an das Beschränken der tieferen Erkenntniß Gottes und der innigeren Gemeinschaft mit ihm auf einzelne — durch Ceremonie und heiliges Leben vor allen — Geweihte. Als drittes Element das Ueberschätzen einzelner Lehren, z. B. des Abfalls von Gott, der Entführung u. s. w. auf Kosten anderer. (Hier wäre wohl eine feinere und genauere Bestimmung nöthig gewesen, denn sonst könnte man auch die christlichen Theologen in der Lehre von den Fundamentalartikeln unter die Mystiker rechnen.) Viertes Element: die Richtung auf Geheimlehren. Die vier Elemente zusammenfassend erklärt nun der Vf. den Mysticismus als den aus einem phantastischen Gefühl hervorgehenden und von ihm geleiteten — Glauben an eine offenbarungsreiche Gemeinschaft einzelner Geweihter mit Gott, welcher zugleich gewisse Lehren als höchst wesentliche betrachtet, und auf Geheimlehren sich richtet. Zu geschweigen, daß der Vf. seinen Begriff von Mysticismus zu sehr verengert, indem er denselben auf einzelne Geweihte beschränkt; zu geschweigen, daß das vierte Element mit dem zweyten zusammenfällt, daß alle übrigen aus dem ersten sich ableiten lassen, weshalb der Vf. das erste mit Recht das Grundelement nennt; zu geschweigen, daß das, was der Vf. Element nennt, Merkmal, Kennzeichen heißen sollte: so ist der Vf. die Auseinandersetzung schuldig geblieben, warum der Mysticismus, der philosophische, theosophische, wie der pietistisch-asketische, nur auf dem Gebiete der Religion herrsche. Er würde dann gefunden haben, wie die Mystik der Religion so nahe liege, indem wir das Uebersinnliche und Göttliche nicht an sich und absolut, sondern nur analogisch, bildlich, symbolisch erkennen und uns verdeutlichen können, und wie es so leicht, und bey einer lebhaften Phantasie und warmem Gefühl, so natürlich sey, die symbolische Erkenntniß mit der realen zu verwechseln. Er hätte sich dann leicht die Frage beantworten können, ob nicht die, welche sich einer absoluten Erkenntniß des Wahren und Ewigen rühmen, im eigentlichen Sinne Mythen seyen. — Der Vf. würde da in das Bedürfnis des Symbols und die Grenzen seiner Geltung aus einander gesetzt, und so mehr Licht und Klarheit in seine Darstellung gebracht haben. Von selbst würde sich ihm dann die Idee aufgedrungen haben, daß der

Offenbarungsglaube, wie im alten Indien, so in unseren Tagen, mythisch sey, und daß unmittelbare göttliche Offenbarung und Mysticismus einander voraussetzen und in Wechselwirkung stehen. Mit Recht aber erinnert der Vf. zu wiederholten Malen, daß der Mysticismus überall entstehe, wo das Gefühl das Erste und der Gedanke das Zweyte ist, wo demnach ein Phantasiebild die Stelle des Gedankens vertreten und das Gefühl phantastisch werden muß.

Der Vf. entwickelt nun ferner die verschiedenen gröberen und feineren, stärkeren und schwächeren, allgemeineren und bestimmteren Potenzen (Grade) der vier Elemente in den verschiedenen Religionsarten, wo derselbe eine ungemene und interessante Belesenheit und historische Beobachtung offenbaret. Aber wie viel gründlicher und aus der Natur des menschlichen Geistes entwickelt würde manches, z. B. die Lehre von dem Fetischismus, ausgefallen seyn, wenn der Vf. die Lehre von der Symbolik vorausgeschickt und gezeigt hätte, wie auf der untersten Stufe der Erkenntniß nicht ein geistiges Bild, sondern eine körperliche, der Anschauung vorliegende, Sache zum Symbol des Göttlichen erhoben und mit dem Göttlichen identificirt wird; man müßte denn annehmen, daß der Fetischdiener eine dunkle, verworrene, im Gefühl schwebende Idee des Pantheismus habe, wo er im einzelnen Theile das Ganze zu schauen wähne. — Bey den stärkeren und schwächeren Potenzen entwickelt der Vf. das schwärmerische, das schwärmerisch-fanatistische, und das schwärmerisch-wahnsinnige Gefühl, und belegt es mit Beyspielen. In der Lehre von den allgemeineren und bestimmteren Potenzen der vier Elemente, die immer einzeln durch Potenzen durchgegangen werden, zählt der Vf. die Arten des Mysticismus auf, und theilt denselben in den theoretischen und praktischen. Der theoretische hat zwey Unterarten, der theoretische schlechthin, und der theoretisch-theosophische, welcher letzte von dem ersten sich dadurch unterscheiden soll, daß derselbe auf Untrüglichkeit Ansprüche macht. Der praktische zerfällt ebenfalls in zwey Unterarten, in den asketischen und theurgischen, wunderthätigen. (Fürst Alexander von Hohenlohe.) Den asketischen theilt der Vf. wieder ein a) in den nihilistischen, der die menschliche Kraft vernichten, — b) in den quietistischen, der sie ruhen lassen, — c) in den pietistischen, der sie frömmelnd von allen irdischen Dingen ablenken will. Interessant und belehrend sind die Beyspiele aus der Geschichte, aus allen Jahrhunderten, allen Völkern und Religionen. Ob aber durch diese Theilungen die Sache sonderlich aufgehellt werde, lassen wir dahin gestellt seyn, zumal da die Natur versinet und verschmelzt, was wir künstlich in Begriffen scheiden.

In dem zweyten Hauptabschnitte des Buches handelt der Vf. von dem Ursprunge des Mysticismus, und zwar zuerst vom geschichtlichen der vier Elemente und ihrer Potenzen, wie z. B. die theoretische und asketische Potenz bey den Juden, die theoretische und theurgische bey den Parsen vorherrschte, und welche Potenzen vorzüglich in der heidnischen und christlichen Ur-

welt angegriffen werden. Bey dem *psychischen* Ursprung unterscheidet der Vf. die Quelle, den Grund und den Anlaß. Als Hauptquelle giebt er an die sinnliche, selbstsüchtige, nur ihr Selbst suchende Seele; als Grund die vermeintliche Selbstbefriedigung der Seele im Mysticismus; die Anlässe findet er in der Natur und in der Menschenwelt. Rec. bedauert, erklären zu müssen, daß ihm diese Lehre vom psychischen Ursprunge des Mysticismus als der schwächste Theil des Buches erschien. Da ist nicht die Rede von dem ehrwürdigen Ursprunge des Mysticismus, wie er aus dem moralisch-religiösen Bedürfnis hervorgehet, und in dem übersinnlichen Charakter des Menschen seinen Grund und Ursprung hat; nicht die Rede von der unkritischen Verwechslung der sinnlichen Anschauung mit einer vermeinten übersinnlichen, von der Verwechslung des Bildes mit der Idee und mit der Sache; nicht die Rede davon, wie die dürren Zeiten der Speculation naturgemäß ein Sehnen nach Befriedigung der Bedürfnisse des Herzens herbeyführen, und wie in dem herrschenden Glauben an Offenbarung die ganze mystische Tendenz gesetzt sey. Wie lehrreich hätte der Vf. werden können, wenn er bey der Untersuchung über den Ursprung des Mysticismus diese Momente berücksichtigt hätte; wie anschaulich hätte er dann die Art und die Gestalt des modernen Mysticismus darlegen können! — Der dritte Abschnitt des Buches handelt von dem *Unwerthe* des Mysticismus, der Elemente desselben und ihrer Potenzen, wo höchst interessante Betrachtungen, philosophisch und geschichtlich, angestellt werden, z. B. über den Werth der Gefühle in der Religion im Geiste und nach den Worten Christi. Der Vf. spricht dem Mysticismus allen Werth ab, und eifert sehr dagegen, daß man öfters von einem *edlen M.* spreche. „Einen *mehr* oder *weniger* edlen Mysticismus giebt es; einen edlen aber eben so wenig, als es einen edlen Irrthum, oder eine edle Sünde giebt.“ — Im *Anhange* werden Mittel gegen den Mysticismus angegeben, und zwar Mittel der Verhütung und der Heilung, welche Mittel lehre aber schon darum nicht durchaus befriedigend seyn kann, da, wie gezeigt worden, der Ursprung des M. unvollständig beschrieben wurde.

Des Vfs. Schreibart in diesem Buche ist klar, in kurzen Sätzen, selten in verschlungenen Perioden. Doch kommen sonderbare Lieblingsausdrücke vor, wie z. B. *seelische Eindrücke*, *glorvoll u. s. w.* Viel zu bemerken gäbe es, wenn wir auf einzelne Behauptungen eingehen könnten, z. B. wenn das *glossais lalein* (so schreibt immer der Vf. griechische Worte) durch das *rabulistische*, mit starkem Zungenschlage vollzogene, dumpfe Schmachbeten der Juden erklärt, — oder von *Galls* Schädellehre behauptet wird, daß sie die quietistische und nihilistische Potenz des Mysticismus befördere.

Uebrigens würde es vortheilhafter für die Untersuchung gewesen seyn, wenn der Vf. von dem historischen Begriff zu dem philosophischen des Mysticismus übergegangen wäre, diesen in seine Elemente zerlegt, diese

in der Geschichte nachgewiesen und gezeigt hätte, wie und warum der Mysticismus im Heidenthum, Christenthum, Muhamedismus sich also und nicht anders gestalte. Auch der Umstand, daß des Vfs. Untersuchung zeitgemäß ist, wird derselben die Aufmerksamkeit des Publicums zuwenden.

In eine ganz andere Sphäre von Betrachtungen versetzt den Rec. No. 2 und nur ein Theil des Inhalts verschafft dieser Schrift die Ehre, neben No. 1 genannt zu werden. Der dem Rec. gänzlich unbekanntem Verfasser, eben so unbekannt wie Dr. *Weidemann*, schickt einiges über die Pietisten, und namentlich über den für alle Zeiten ehrwürdigen *Franke*, den Gründer des Halle'schen Waisenhauses, „Zusammengelesene“ voraus, um eine Gelegenheit zu haben, dem Justizcommissarius Dr. *Weidemann* etwas anzuhängen. Herr *Dietrich*, kein Gelehrter von Fach, hat eben darum (?) auch keine Vorurtheile für oder wider eine Geistesrichtung in der Theologie oder sonst worin, will nur unparteyisch die jetzigen Pietisten, in sofern sie im Wesentlichen geistige Nachkommen *Franke's* sind, als Ehrenmann vertheidigen, „wenn er auch selbst nie so'n Pietist wird.“ Er setzt voraus, daß die heutigen Pietisten eben so redlich fromme Männer und Frauen seyen, wie *Franke* war, und scheint daher wenig Kenntniß der Menschen, sowie des Pietismus, seiner Abarten und Nachäffung, zu haben. Er hat sich nicht vor dem Atheismus gefürchtet, (der Vf. spricht häufig soldatisch,) ist, wie ein irrender Ritter, an ihn herangetreten, und hat zu glauben versucht: es giebt gar keinen Gott, und mit dem Tode ist's aus. Er nahm dann den Deismus vor, und dabey befand er sich wohl. S. 35. Jetzt ist er nahe daran, ein Christ = ein Pietist zu werden, S. 36 aber von den Gründen, warum er den einen Herrn verlasse und dem anderen anhege, vernimmt man nichts. „In Pommern mögen sich die Pietisten gar nicht zu den „rationalistischen Predigern“ halten, (was sind das für Leute?) und die rationalistischen Gutsherrn nehmen lieber Pietisten ins Tagelohn. Ja in Pasewalk sind im Regimente Königin - Dragoner Eskadronchefs, mehrere Lieutenants und viele Gemeine pietistisch, und das Regiment soll gar nicht schlecht seyn.“ S. 24. Hieraus wird klar, auf welche Seite der unparteyische Vf. sich hinneige, und „dem weise thunden (*sic!*) Herrn *Bretschneider*“ (S. 28) wird das auch kein Geheimniß seyn. Dieses alles aber ist geschrieben, um die *chronique scandaleuse*, die der Vf. vom Herrn Justizcommissarius Dr. *Weidemann* in einem Gasthose zu Halle an der öffentlichen Tafel hörte, an den Mann und in's Publicum zu bringen. S. 43. Billig überlassen wir Herrn Dr. *Weidemann* seine Selbstvertheidigung; aber bergen können wir nicht, daß die, die nahe daran sind, Pietisten zu werden, dem ehrwürdigen seligen *Franke* wenig gleichen, und von seiner Feuer der christlichen Liebe auch nicht einen Funken haben. Der vom Spinozismus zum Deismus, und von diesem zum Christenthum übergehende Vf. kennt das Christenthum offenbar in der Gestalt des Pietismus, also nur von einer Seite, mithin einseitig. Was mö-

gen daher andere Christen, die in Demuth ihrem Herrn nachwandeln, denken, wenn sie hören müssen, daß die Pietisten allein wahre Christen seyen? Doch fasset Muth, ihr anderen! Von denen, die in ihrer Secte oder in ihren Conventikeln sagen: siehe hier allein ist Christus! spricht der Meister selbst: glaubet es nicht! Matth. 24, 23. Cm.

HALLE, in d. Gebauer'schen Buchhandl.: *Ueber Mysticismus und Pietismus*, Zwey Vorlesungen von Dr. Carl Friedrich August Fritzsche, ord. Prof. der Theologie und zeitigem Decan der theolog. Facultät zu Rostock. 1832. IV u. 95 S. gr. 8. (9 gr.)

Dem Rec. war es vorzüglich erfreulich, daß der Vf., der sonst nicht immer die Grenzen der Mäßigkeit und Unbefangtheit zu halten vermag, doch hier über einen Gegenstand, der schon so manches bittere und leidenschaftliche Wort hervorrief, mit einer Ruhe und Besonnenheit sich ausdrückt, welche diesen Vorlesungen, auch außer dem Kreise seiner Zuhörer, denen sie zunächst auf Veranlassung der „religiösen Richtungen in jetziger Zeit,“ sowie örtlicher Verhältnisse, bestimmt waren, Einfluß und Werth verleihen werden. Alles zu erschöpfen, was über Pietismus und Mysticismus gesagt werden kann, war natürlich sein Endzweck nicht. Er sucht zuvörderst die Begriffe festzustellen, und erklärt S. 12 den Mysticismus für „das auf einen hohen Grad der Liebe zu Gott gegründete, auf die Voraussetzung der Möglichkeit einer unmittelbaren Vereinigung des Menschen mit Gott gestützte und zum Mittelpuncte des ganzen religiösen Lebens erhobene leidenschaftliche Ringen und Streben, sich mit dem göttlichen Wesen unmittelbar zu vereinigen.“ Der Pietismus dagegen ist ihm „die durch das Vorurtheil, als sey die menschliche Natur an sich zur Ausübung des Guten total unfähig, grundschlecht und durchaus nichtswürdig, bestimmte, krankhafte religiöse Gefühlsrichtung, welche bey dem lebhaften Bewusstseyn der größten religiösen und moralischen Ohnmacht die Verworfenheit der menschlichen Natur bejammert, und das etwanige Löblichē und Gute, das doch noch in der Menschenwelt geschieht, für ein außerordentliches Gnadengeschenk Gottes ausgiebt, woran der Menschen eigene Kraft und Wille auch nicht den mindesten Antheil habe.“ Wollen wir auch in einer Definition, wie sie der Vf. an diesem Orte zu geben zweckmäsig finden konnte, weniger Anspruch machen auf logische Präcision, so sind doch

die hier gegebenen nicht allein zu überfüllt mit unnöthigen Merkmalen (z. B. das — auf die Voraussetzung einer unmittelbaren Vereinigung des Menschen mit Gott gestützte — Ringen und Streben, sich mit dem göttlichen Wesen unmittelbar zu vereinigen — erstes versteht sich von selbst, wenn letztes wesentlich ist; ferner: total unfähig, grundschlecht und durchaus nichtswürdig, statt: zur wahren Erkenntniß Gottes und Ausübung des Guten gänzlich unfähig), sondern sie schliessen einander fast gänzlich aus, was doch der Wirklichkeit nach nicht der Fall seyn dürfte. Christlicher Mysticismus und Pietismus beruhen immer auf dem Grunde der Lehre von der Erbsünde und der Gnade, und lassen sich daher weder im Begriff noch im Leben so streng scheiden, als der Vf. hier und im Folgenden gethan hat. — Sehr richtig zeigt dann der Vf. in der ersten Vorlesung, daß der Mysticismus eine gefährliche religiöse Richtung schon deshalb sey, weil er sich der Oberherrlichkeit der Vernunft entzieht, und sich von der Phantasie leiten läßt — weil er ferner unter dem mächtigen Einflusse der Phantasie die Sinnlichkeit nährt und die Leidenschaft entzündet, damit sie mit dem Heiligsten ihr (ekelhaft) lüsterne Spiel treibe — weil er endlich gar nicht auf sittlich religiösen Grundsätzen ruhet, und sich in seiner weiteren Entwicklung gar leicht entweder dem sittlich thätigen Leben entfremdet, oder wohl gar mit antimoralischen philosophischen Systemen befreundet. Daß dies jedoch nicht immer von den Personen überhaupt, sondern mehr von der Sache gelte, hat der Vf. hier und da zu bemerken nicht vergessen. — Die zweyte Vorlesung beschäftigt sich in gleicher Art mit dem Pietismus; der Vf. zeigt, daß er auf unwürdigen Vorstellungen von Gott beruhe, der Schriftlehre entgegen, dem Fortschreiten im sittlich religiösen Leben, in der Ausbildung der theologischen Wissenschaft, sowie dem Cultus und der bürgerlichen Ordnung, hinderlich sey. Das Verfahren, welches er S. 92 gegen das Conventikelwesen vorschlägt (dieses zu ignoriren, so lange sie sich ruhig verhalten), ist das einzig richtige und christliche; und eben so unbefangen erkennt er am Schlusse den Nutzen an, den diese Geistesrichtungen auf Theologie und kirchliches Leben immer gehabt haben, und auch jetzt haben werden. Möge der seitherige starre und frostige Rationalismus sich dasjenige mystische Element aneignen, ohne auf sein Princip zu verzichten, was aller Religiosität ihr wahres befehlendes Leben verleihet!

N. N.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Wolbrecht: *Constant*, oder *Jesuitenführung und Schicksalslaunen*, von E. Waller. 1tes Bdchn. 232 S. 2tes Bdchn. 246 S. 1832. 12. (2 Thlr.)

Um den Ränken solcher Jesuiten zu entgehen, wie sie diese Geschichte schildert, bedarf es kaum so viel Scharfsinn, als der ehrliche verdutzte elsassische Bauernknabe Constant hat, der die plumpen Fallstricke der ehrwürdigen Väter in Straßburg, und die auch nicht sein angelegten Ver-

führungskünste des Sanspareil in Paris, eines atheïstischen Wüßlings, glücklich zerreißt, worauf er nach mancherley Irrfahrten und Nöthen in den Hasen häuslicher Zufriedenheit einläuft. Hatte der Jesuitenorden viele so morsehe Stützen, wie die hier beschriebenen, so darf sich niemand wundern, daß er zerfiel, auch wenn keine fremde Hand an dessen Untergrabung mit arbeitete.

Vir.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

N A T U R G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation.* Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Vom Baron von Cuvier, Grossofficier der Ehrenlegion u. s. w. Nach der zweyten, vermehrten Ausgabe überfetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt, Hofrath, ord. Professor zu Jena u. s. w. Erster Band, die Säugthiere und Vögel enthaltend. 1831. XL u. 961 S. 8. (4 Thlr.)

Dieses Werk hilft einem längst gefühlten Bedürfnisse ab, da uns ein gleich vollständiges, dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Wissenschaft entsprechendes, seither mangelte. Obgleich das kürzlich erschienene „*Thierreich*“ des genialen Wilbrand zu Gießen den Weg, wie man die Zoologie als Einleitung in die vergleichende Anatomie zu behandeln habe, am klarsten gezeigt, und eine Eintheilung der Thiere, die sich auf die zoonomische Physiologie gründet, zu Grunde gelegt hat, so ist dennoch dieses classische Werk nicht vollständig, sondern hebt nur das Vorzüglichste aus. Dagegen erfreut sich vorliegendes, für die Naturinterpretation äußerst wichtige Werk einer seltenen Vollständigkeit, und es wäre sehr zu wünschen, daß bald die nachfolgenden Bände erscheinen möchten.

In der Vorrede des Herausgebers werden die Gründe angegeben, warum er es wagte, an die Uebersetzung und Herausgabe dieses Werkes zu gehen. Hr. Voigt hatte schon sehr frühe den Wunsch, ein Werk, wie jenes *Linné'sche* Natursystem, schreiben zu können, welches Ideal ihm aber verschwand, als er in Paris gewahrte, was zu einem solchen Unternehmen gehöre; indessen half ihm der dortige Aufenthalt und die Güte Cuvier's selbst die Möglichkeit einer vermehrten Herausgabe dieses Werkes erleichtern. Hierauf geht Hr. V. über auf seine Benutzung von Kunstwerken, Abbildungen, Museen, Privatfammlungen u. s. w., und bemerkt, daß er nach diesen Hülfsmitteln erweitert oder abgekürzt, und manche Bestimmungen genauer gegeben habe. Oft hatte er da, wo er in seinen Zusätzen den Originalwerken Anderer folgte, die er durch die Güte angesehener Personen alle benutzen konnte, große Mühe, gleich bestimmt, und bey Aushebung des Wesentlichen gleich kurz, wie Cuvier, zu seyn. J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

Indess ist Cuvier's Schrift durch diese Voigt'sche Ausgabe nicht verändert worden; denn die Zusätze hat Hr. Voigt am Schlusse gehörigen Ortes eingeschaltet. Seine Anmerkungen sind sehr zahlreich und oft sehr interessant.

In der Vorrede zur ersten Ausgabe erklärt sich Cuvier selbst über sein System. Von früher Jugend an war die Naturgeschichte sein Lieblingsstudium; und da er nach und nach die Zusammenstellungen Anderer, selbst des großen Linné, der aber von einem ungeschickten Herausgeber entstellt worden war, nicht ganz genügend fand, so sehr er sie auch ehrte, so entschloß er sich, eine Thiergeschichte nach der Organisation der Thiere zu entwerfen, was ihm aber erst nach mühsamen Vorarbeiten in der vergleichenden Anatomie möglich wurde. Die mühsamen Versuche, gewisse Thiere in die geeigneten *genera* und *species* zu bringen, mißlangen so lange, bis sie nach vergleichenden anatomischen Daten geordnet wurden. Alles, was Cuvier vorfand, war verworren, und er mußte durchaus von jedem *genus* wenigstens eine *species* anatomiren, um nach der Thierorganisation seine Anordnung treffen zu können. Jedoch hat das Werk nicht die Absicht, die Thiere gradatim, wie die Classen über einander stehen, ordnen zu wollen, sondern nur das seiner Organisation nach Gleichartige zusammenzustellen. So entstand dieses Thierreich, welches aus der vergleichenden Anatomie entsprungen ist, und daher derselben zur besten Einleitung dient.

Die *Einleitung* dieses ersten Bandes enthält in neun Absätzen das Allgemeine von Naturgeschichte überhaupt, und von den lebendigen Körpern und Organisationen insbesondere; dann die Eintheilung der organischen Körper in *Thiere* und *Pflanzen*; ferner das Allgemeine von den Formen, chemischen Bestandtheilen und Kräften, insbesondere noch von den intellectuellen, und endlich die allgemeinste Eintheilung des Thierreichs in vier große Abtheilungen. — Der erste Absatz des allgemeinsten Theiles: „*Von der Naturgeschichte und ihren Methoden überhaupt*“, giebt den richtigen Begriff von Naturgeschichte, und eine Abgrenzung von ihren benachbarten Wissenschaften; daher Feststellung der Begriffe *Natur*, *Physik* oder *Naturwissenschaft*, *allgemeine* und *besondere*. — Im zweyten Absatz: „*Von den lebendigen Körpern und der Organisation überhaupt*“, nimmt der Vf. an, daß man das *Wesen des Lebens* am richtigsten an den ganz einfachen Kör-

pern (Thieren) sehen könne, wo seine Wirkungen am einfachsten sind, und daß dieses Wesen im Besiehn einer gewissen Zeit und unter einer bestimmten Form gedacht werden müsse, indem das Leben unaufhörlich Theile von der Umgebung in sich hineinzieht, und von seiner Substanz in die Elemente zurückgiebt. — Wir glauben jedoch nicht, daß dieses das *Wesen* des Lebens sey, sondern nur geoffenbartes Phänomen, und nur Eines, das der Assimilation und Secretion. Das Wesen des Lebens hat noch niemand erschaut, folglich auch nicht begriffen; überhaupt das Wesen einer jeden Erscheinung erklären zu wollen, ist etwas Bedenkliches, und in allen Wissenschaften sollte dieses Wort behutsamer gebraucht werden. Die Idee der Organisation führte unseren Vf. natürlich auf die organisirten Körper, auf Organe und deren Begriff, auf Zeugung, Reproduction u. s. w. — Sehr instructiv ist besonders der vierte Absatz der Einleitung, wo der Vf. in gedrängter Kürze vom *Zellgewebe*, von den *Muskelasern*, von der *Marksubstanz*, als den ursprünglichen Gewebformen, handelt. *Cuvier* betrachtet das Zellgewebe als eine Menge von Blättchen, die kleine Zellchen bilden, welche alle mit einander communiciren. Wir theilen diese Ansicht nicht, sondern stimmen der *Mechel'schen*, oder vielmehr der *Wolf'schen* bey, die auch, nach *Beclard* zu urtheilen, bey den Franzosen nicht unbeachtet geblieben ist. — Alle Häute und Gefäßcanäle, ja selbst die Knochen, sind vom Vf. als verdichtetes Zellgewebe erklärt. Die Marksubstanz des thierischen Körpers hat, was derselbe bescheiden bemerkt, noch nicht auf ihre organischen Urtheilchen zurückgeführt werden können. Die Muskeln sind hier als die *unmittelbaren* Organe der freyen Bewegung angesehen. Wir möchten sie dagegen die *mittelbaren*, d. h. die durch Nervenverzweigung angeregten, Bewegungsorgane nennen; denn der Nerve ist der primäre, der Muskel der secundäre Bewegiger, oder der Muskel ist das Mittel, wodurch der Nerve bewegt wird, also der mittelbare Bewegiger, was auch mit dem, was der Vf. selbst S. 20 gründlich bewiesen hat, übereinstimmt. Die letzten Urtheilchen der Muskelsubstanz sind nicht weiter verfolgt worden, als bis zu Fleischbündeln und Fasern, und demnach sind die mikroskopisch-anatomischen Resultate Anderer unbenuzt geblieben. Von der ernährenden Flüssigkeit, d. h. vom Blute, nimmt der Vf. an, daß es sich nicht ganz in die allgemeinen Elemente, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, auflöse, sondern schon fast fertige Fibrine enthalte, und so geneigt sey, sich zusammenzuziehen, und die Gestalten der Häute oder Fasern anzunehmen. Allerdings läßt sich das Blut nicht rein in obige Elemente auflösen; aber ob es in den häutigen Canälen schon Fibrine enthalte, und ob diese sich nicht erst später aus dem Zellgewebe zu den verschiedenen Geweben der Organe herausbilde, ist eine zu beherzigende Frage. Man darf sich durch die Resultate des Blutes, welches außerhalb des leben-

den Körpers ist, nicht zu voreiligen und einseitigen Schlüssen auf das lebenbegabte Blut verleiten lassen. Auch hier sind die Urtheilchen des Blutes als Blutkugeln, bestehend aus einer Hülle und einem Kerne, und das Wasser, in welchem sich die Kugeln fortbewegen, nicht näher betrachtet, aber die weiteren chemischen Bestandtheile des Blutes sind im Allgemeinen angedeutet.

Die Ueberschrift: „*Von den Kräften, welche im thierischen Körper thätig sind*,“ löst nicht ganz ihre Aufgabe; denn hier wird immer wieder von Erscheinungen, statt von Kräften, gesprochen. Kräfte sind Ursachen der Erscheinungen, und von ihnen gilt so ziemlich, was wir oben vom Begriffe *Wesen* gesagt haben. Hier finden wir nur die Aeußerungsweise der Contraction, der Sensation, der Reaction der Sinne kurz angedeutet, und von dieser kurzen Andeutung verspricht sich der Vf., daß sie ausreiche, um sich von allen Erscheinungen des physischen Lebens Rechenschaft zu geben. Wir sind aber etwas engherziger, und glauben, daß die ganze gelehrte Republik schwerlich so weit kommen dürfte, sich eine solche Rechenschaft über alle physischen Erscheinungen geben zu können, man müßte denn mit dem *Goethe'schen* „*Was man so erkennen heißt*“ — sich begnügen. — Die Functionen des thierischen Körpers theilt der Vf. in zwey Classen: erstens nämlich in die *animalischen*, oder die den Thieren eigenen Functionen, die der Sensibilität oder der willkürlichen Bewegung. Zweytens in die *vitalen* oder *vegetativen*, welche Thiere und Pflanzen mit einander gemein haben, als Ernährung und Fortpflanzung. Die diesen beiden Lebensverrichtungen entsprechenden Organe und Functionen werden dann weiter verfolgt. Bey der Erörterung der animalischen Functionen ist die Lehre von den Sinnen und ihren Verrichtungen, der Nervenausbreitung und Vertheilung, und den dadurch erhaltenen Eindrücken aus einander gesetzt. Wir finden hier einen *Geschlechtsinn* als den sechsten Sinn. Sobald die Eindrücke erlangt sind, wirkt der thätige Wille vermittelt eben der Nerven auf die Muskeln, und so wird die Bewegung, deren ganzer Apparat vollständig nachgewiesen wurde, vermittelt. Dieser, dem Willen unterworfenen Muskelbewegung steht die *unwillkürliche* gegenüber, die den vegetativen Functionen vorsteht. Die verschiedenen Organe dieser Function sind, sowie die Functionen selbst, aus zoonomischen Resultaten erläutert worden. — Was die *intellectuellen Functionen der Thiere* betrifft, so ist dies, Capitel eine Zugabe neuerer Zeit zur Naturgeschichte, worauf *Wilbründ* so nachdrücklich dringt, der in seiner neuerlichen Schrift über das Thierreich dieses geistige Element der Thiere nicht nur in der Einleitung, wo er eine Naturgeschichte ohne diese Berücksichtigung mit einer Leichenkammer vergleicht, sondern auch im Verlaufe seines ganzen Werkes nie aus dem Auge verlor, wogegen hier fast nur in der Einleitung davon Erwähnung geschieht.

Das ganze Thierreich zerfällt nach *Cuvier's* Organisationslehre in folgende vier Abtheilungen. Bey der ersten ist das Gehirn und der Stamm des Nervensystems in eine Knochenhülle eingeschlossen — *Wirbelthiere, Animalia vertebrata*; diese haben sämtlich ein rothes Blut und ein Muskelherz. Bey der folgenden Abtheilung fehlt ein Skelet, die Muskeln sind nur an die Haut geheftet, die eine weiche und nach verschiedenen Richtungen hin contractile Membran bildet, in welcher sich bey den meisten knochenartige Platten, Muschel- oder Schnecken-Häuser genannt, eingeschoben zeigen, deren Lage und Erzeugung der des Schleimgewebes entspricht. Die Thiere dieser zweyten Gestalt nennt *Cuvier Mollusken, Animalia mollusca*. Die 3te Formation ist die, welche man bey den Insecten, Würmern u. s. w. bemerkt. Ihr Nervensystem besteht in zwey langen Strängen, die längs der Bauchseite liegen; und in regelmäßigen Entfernungen zu Knoten oder Ganglien angechwollen sind. Dieser Thierformation gab *C.* den Namen *gliederte Thiere, Animalia articulata*. Die 4te Form, welche die unter dem Namen *Zoophyten* bekannten Thiere begreift, kann auch den Namen *Strahlthiere, Animalia radiata*, erhalten. Diese Abtheilung läßt keine Symmetrie in zwey Körperhälften, keinen vorderen und hinteren Theil, bemerken, sondern alle diese Thiere nähern sich mehr oder weniger der Homogeneität der Pflanzen. Man unterscheidet in dieser Abtheilung weder deutlich wahrnehmbare Nerven, noch besonders unterschiedene Sinnesorgane; kaum wird man bey einigen eine Spur von Circulation gewahr.

Von dieser allgemeinsten Uebersicht des Thierreichs geht der Vf. auf das Allgemeine der Wirbelthiere, von denen dieser Band die zwey ersten Classen behandelt, über, zeigt deren Habitus, Knochengerüste, concentrirtes Nervensystem, und die sichtbare Unterscheidung in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen, und erwähnt kurz deren Systeme, Organe und organischen Functionen. Die Wirbelthiere selbst werden wieder in vier Classen eingetheilt: in *Säugethiere, Vögel, Amphibien* und *Fische*, deren wesentliche Differenz durch die Art oder Kraft ihrer Bewegung, die von der Respiration und Circulation abhängt, gegeben ist. Der Vf. geht so immer vom allgemeineren Theile zum mehr speciellen über, indem er von dem Allgemeinen der Wirbelthiere zu dem Allgemeinen der Classen und Ordnungen fortschreitet. Die wesentlichen Charaktere, welche die Ordnungen der Säugethiere bestimmen, werden theils vom *Gefühlsinne* entlehnt, von dem ihre mehr oder mindere Geschicklichkeit oder Gewandtheit abhängt, theils von den *Organen des Kauens*. Die Vollkommenheit des *Tastsinnes* wird nach der Zahl und Beweglichkeit der Finger geschätzt. Die Nahrungsweise läßt sich nach den Backenzähnen beurtheilen. Diese und noch andere dieser Classe eigenthümliche Merkmale hat *C.* scharfsinnig aus einander gesetzt, und darauf die Ordnungen gegründet: I. *Bimana (Homo)*, II. *Quadrumana*, III. *Ferae*,

IV. *Marsupialia*, V. *Rosores*, VI. *Edentata*, VII. *Pachydermata*, VIII. *Ruminantia*, IX. *Cetacea*. — In der ersten Ordnung sieht bloß der *Mensch (Homo)*, dessen Verschiedenheit von den übrigen Säugethiern sehr scharfsinnig, schon bloß in Beziehung auf seine physischen Eigenthümlichkeiten, bezeichnet wird. *Cuvier* zeigt, daß der Mensch wirklich ein Zweyhänder sey, indem seine Füße nicht gleich Händen zum Greifen eingerichtet seyen, und daß der aufrechte Gang nur dem Menschen eigenthümlich angehöre; denn ohne dessen aufrechte Stellung würden nicht nur viele Organe eine Störung in ihrer Function erleiden, sondern der Gesichtssinn u. s. w. würde ganz deplacirt werden. Nach Angabe des allgemeinen Gattungscharakters des Menschengeschlechtes geht der Vf. auf dessen physische und moralische Eigenschaften über, und giebt dann die Haupttrassen, gegründet auf physische und psychische Differenzen, mit einer Gelehrsamkeit und Sachkenntnis an, wie wir diese Materie sonst nirgend behandelt sehen. Haupttrassen sind drey angenommen: die *kauhafte, mongolische* und *äthiopische*. Am Schlusse dieser Ordnung bringt der Herausgeber uns noch eine sehr gelungene, auf wesentliche physische und ethische Eigenschaften gegründete Unterabtheilung dieser drey Haupttrassen, die uns aufs angenehmste überraschte. — Bey den übrigen acht Ordnungen dieser Classe wurde immer zuvor das Generelle gegeben, einzelne Gruppen, die sich wieder in einer Ordnung durch gemeinsame Merkmale bildeten, eigens bezeichnet, und wieder das Allgemeine davon angegeben, und so fortgefahren bis zu den einzelnen *Genera* und *Species*. Ein weiterer Auszug ist hier nicht möglich.

Die 2te Classe der Wirbelthiere sind die *Vögel*; sie sind *eyerlegende Wirbelthiere*, zum Fluge ganz organisiert. Der Vf. gedenkt der Respiration und Circulation, die rascher als bey den Säugethiern ist; daher auch die Muskeln einer rascheren Bewegung fähig sind. Bey der Auseinanderetzung des Körperhabitus und Baues der Vögel, die ganz zum Fluge eingerichtet sind, bemüht sich der Vf. zu zeigen, wie die Theile wirken, um den Mechanismus des Fluges zu Stande zu bringen. Knochen, deren Stärke und Gestaltung tragen nicht minder, als die Federn, zum Fluge bey. Das Ohr der Vögel besitzt nur ein Knöchelchen; das Geruchsorgan ist in der Basis des Schnabels verborgen, besteht aus drey Knorpeldütschen, und ist sehr empfindlich, obgleich es keine sichtbare Communication mit dem Hirne unterhält. Die muskelarme Zunge wird von einem Knochen getragen; der Tastsinn ist, da das Horngewebe so vorherrscht, sehr schwach; dagegen ist das Auge desto schärfer, und so gebaut, daß es nahe und entfernte Gegenstände gleich gut unterscheiden kann. Die übrigen Classen-Charaktere geben Andeutungen über Federn, Gehirnbau, Luftröhre, Organe der Chylopoese mit der Differenz der Fleisch- und Körner-Fresser, Cloake, Organe und Art der Begattung, und über industriellen Instinct. — Bey der Eintheilung der Vögel will *C.* bemerken,

dafs unter allen Classen des Thierreichs die der Vögel die am besten charakterisirte sey, deren Species sich am meisten gleichen, und die von allen anderen durch die grösste Kluft getrennt sey. Jedoch seyen die Unterabtheilungen dieser Classe am schwierigsten zu begrenzen. Auch hier, wie bey den Säugthieren, gründen sich die Ordnungen auf die *Organe des Kauens*, oder den Schnabel, und die des *Fassens*, d. h. abermals des Schnabels und zumal der Füsse, die anders bey den *Schwimm-*, anders bey den *Sumpf-*, anders bey den *Raub- und sperlingsartigen Vögeln*, und wieder anders bey den *Fletterern* sind. Die Ordnungen der Vögel sind also gestellt: I. *Accipitres*, II. *Passeres*, III. *Scansores*, IV. *Gallinae*, V. *Grallae*, VI. *Palmipedes*. — Auch hier wird, wie bey den Säugthieren, sorgfältig von den Ordnungen und ihren allgemeinen Charakteren zu den weiteren Unterabtheilungen und Gattungen fortgeschritten. Mehrere *Genera* bilden wieder eigens bezifferte Gruppen. — Der Herausgeber macht am Schlusse seiner Zusätze die Bemerkung, dafs man die Charakteristik der zahlreichen Unterabtheilungen bey den Vögeln in den Verhandlungen der *Linnéischen* Gesellschaft und dem *zoological Journal* und im Texte und den Notizen vom Herausgeber finde, dafs man sich aber nicht eher auf die Nomenclatur des *C.* werde stützen können, als bis eine gänzliche Revision zu einer neuen Ornithologie zu Stande komme, gegründet auf anatomische Einzelheiten. Dieser Schlufsbemerkung stimmen wir gerne bey; denn gerade dieser Theil der Naturgeschichte bedarf einer gänzlich neuen Durcharbeitung.

Das grofse Verdienst, welches Hr. *Voigt* sich dadurch erwirbt, dafs er die Thiergeschichte *Cuvier's* auf deutschen Boden verpflanzte, wird die gelehrte Welt gewifs anerkennen, und die Zeit wird die Frucht davon zeigen. Nur mit tiefem Bedauern kann man daran denken, dafs *Cuvier* nicht mehr lebt. Wie viel würde ein solches Genie bey längerem Leben, besonders in Beziehung auf die Geschichte des Erdkörpers, noch geleistet haben!

H.

M E D I C I N.

LANDAU, b. Georges: *Medicinische Statistik der Stadt und Bundesfestung Landau in Rheinbaiern*. Von Dr. *Friedrich Pauli*. 1831. 224 S. 8. Mit einem Kärtchen. (20 gr.)

Möchten wir doch bald mehrere medicinische Ortsbeschreibungen, von dem Gehalte der vorliegenden, erhalten! Nicht blofs für die Bewohner der Oerter, deren Statistik geliefert wird, sondern auch

für künftige Aerzte und selbst für die Regierungen würden sie von grossem Nutzen und vielseitigem Interesse seyn. Der Vf. ging wohl vorbereitet ans Werk. Schon sein Vater hatte während einer dreissigjährigen Praxis in Landau nicht nur reichliche Materialien zu einer solchen Ortsbeschreibung gesammelt, sondern der Vf. selbst verbindet Nachdenken mit Erfahrung, und zeigt sich als einen eben so besonnenen und prüfenden, als vielfach belehnten Arzt. Er schildert in hellem, anziehendem Vortrage die Lage und Umgebung, sowie die Geschichte und klimatische Beschaffenheit der Stadt, zählt die Naturerzeugnisse auf, giebt Nachricht von den Einwohnern, der Bevölkerung, den Nahrungsmitteln, den öffentlichen Anstalten, und überhaupt von dem dortigen Medicinalwesen und dem Krankheitszustande der Einwohner. So vieles Interessante in allen diesen Abschnitten vorkommt: so sind sie doch eines genügenden Auszuges nicht wohl fähig; wenigstens würde ein solcher für unsere Blätter nicht geeignet seyn. Wir wollen daher nur der Meinung begegnen, als habe diese Topographie nur ein Localinteresse; vielmehr können wir versichern, dafs überall so viele, allgemein nutzbare Bemerkungen, Warnungen und Erfahrungen angeknüpft oder eingewebt sind, dafs Aerzte und Nichtärzte lernen können. Auch der, dem ersten Anscheine nach auffallende Abschnitt von der medicinischen Volkssprache (S. 187—197) ist nichts weniger als zwecklos. Denn ohne Kenntnifs derselben kann der Arzt sich mit seinem Kranken nicht so leicht verständigen und das Zutrauen desselben gewinnen, und der Vf. benutzt diese Kenntnifs überdies zu dem löblichen Zwecke, die mit jener Sprache oft verknüpften Vorurtheile zu bekämpfen, und dem Laien nebenbey eine bessere Anleitung zur Erhaltung seiner Gesundheit zu geben. Selbst manche lehrreiche psychologische und grammatische Wahrnehmung würde sich an diese, grösstentheils provinziellen, aber sehr altherthümlichen Ausdrücke und Bezeichnungen anreihen lassen, wenn sie aus mehreren Gegenden gesammelt würden. Noch machen wir endlich dem Literator auf einen Anhang dieser Schrift aufmerksam, in welchem unter Anderem auch von berühmten, in Landau geborenen Gelehrten (z. B. dem berühmten Staatsrechtslehrer *Joh. Jac. Schmaufs*, dem Botaniker *Joh. Christoph Wendland*, dem Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, *Joh. von Birnbaum* u. A.) lesenswerthe Notizen mitgetheilt werden.

Kein Leser wird die auch in einem anständigen Aeufseren erschienene Schrift unbefriedigt aus der Hand legen.

Edf.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

• E R D K U N D E.

MÜNCHEN: *Pneumatisch-portativer Erdglobus*, nach der Erfindung von *Pocock*, verbessert und herausgegeben von *Ph. Cella*. 1831. (15 Thlr.)

Im Jahr 1830 erschien in England *Pocock's portable Globe*, ein auf Papier oder Seidenzeug gedruckter, vier Fufs im Durchmesser haltender Erdglobus, welcher sich zusammenlegen und so in einem engen Raum aufbewahren läßt, zum Gebrauch aber mit Luft gefüllt wird. Unstreitig ist die Ausführung eines solchen Globus — eine schon früher mehrfach angeregte Idee — für die Geographie von großem Interesse. Nachdem der Lehrer beym ersten Unterricht in der Erdkunde das Kind durch die Betrachtung der es unmittelbar umgebenden Natur für die Auffassung geographischer Verhältnisse vorbereitet hat, sollte aller geographische Unterricht nur am Globus gegeben werden, indem nur dadurch das Einprägen unrichtiger Bilder vermieden, und die Auffassung der Erscheinungen in ihrem ganzen Zusammenhange erreicht werden kann. Sowohl für diesen Zweck, als auch für den Gebrauch des schon gebildeten Freundes der Erdkunde, bietet nun ein Globus, nach der Einrichtung des *Pocock'schen*, bedeutende Vortheile dar, die hauptsächlich in der Wohlfeilheit und der Bequemlichkeit der Behandlung bestehen. Ein Globus von vier Fufs Durchmesser, aus fester Masse, würde für die meisten Privatpersonen unbrauchbar seyn, weil sie keinen Raum finden würden, denselben aufzubewahren, ja weil er durch keine gewöhnliche Thüre gebracht werden könnte, und außerdem würde sein Preis für die Meisten unerschwinglich seyn. Diese Schwierigkeiten fallen bey dem pneumatisch-portativen Erdglobus gänzlich hinweg. Auf jeden Fall wird ein solcher Globus, wenn er auf eine brauchbare Weise ausgeführt wird, einen wissenschaftlichen Apparat bilden, welcher für den geographischen Unterricht Epoche machen, und das Studium der Erdkunde wesentlich erleichtern kann.

Ehe noch *Pocock* mit seinem *portable globe* ans Licht getreten war, wurden in Paris einem Freunde des Rec. Segmente eines *Lapieschen* Globus, auf Leder gedruckt, mitgetheilt; doch kam daselbst die Bearbeitung eines solchen pneumatischen Globus nicht zu Stande. In Deutschland sind nun seit dem vorigen Jahre zwey verschiedene Bearbeitungen desselben Gegenstandes unternommen worden: die eine in *München*, die andere in *Berlin*. Den Berliner Globus. *J. A. L. Z.* 1832. *Dritter Band.*

bus, welcher sich eben seiner Vollendung zu nähern scheint, kennt Rec. nur aus den der geographischen Gesellschaft zu Berlin von dem Herausgeber bereits vor einigen Monaten vorgelegten sieben Segmenten, nach denen man von dem ganzen Werke auf jeden Fall eine Arbeit von wahren wissenschaftlichem Werthe erwarten darf; der Münchner befindet sich schon seit mehreren Monaten in den Händen des Publicums, und Rec. hat denselben vor sich.

Dieser im Verlage des Herrn *Cella* in München erschienene pneumatisch-portative Erdglobus ist von einem Hn. Lieutenant *Klein* bearbeitet. Für das Auge zeichnet er sich vor dem *Pocock'schen* aus; doch ist er eben so weit davon entfernt, „ein Prachtwerk“ zu seyn, wie ihn der Vf. ankündigt, als er weit davon entfernt ist, auf wissenschaftlichen Werth die geringsten Ansprüche machen zu können. Für denjenigen, welcher ein Urtheil über dergleichen Dinge hat, kann er höchstens als ein Spielwerk gelten, allenfalls brauchbar, den Effect einer Weihnachtsstube zu erhöhen. Die geographische Welt wird es also dem Hn. Lieut. *Klein* nicht sehr Dank wissen, daß er sich die Mühe gegeben hat, den *Pocock'schen* Globus „als ein auffallendes und beym ersten Anblick zum Erstaunen hinreißendes Literatur- und Kunst-Product,“ dessen Werth in seiner geographischen Richtigkeit, Deutlichkeit und Ausstattung gesucht werden muß, auf den heimathlichen Boden zu verpflanzen; denn er hätte, wenn er sich verdient machen wollte, seine Arbeit auf eine ganz andere Weise ausführen müssen. — Der Werth oder Unwerth graphischer Darstellungen der Erdoberfläche muß nach mancherley Rücksichten zugleich beurtheilt werden. Da ist vor allem in Betracht zu ziehen die Richtigkeit der astronomischen Ortsbestimmungen und die Uebereinstimmung des orographischen Bildes mit der Natur; dann — neben der Richtigkeit der Verzzeichnung aller übrigen darzustellenden Terraintheile und Gegenstände — hauptsächlich die Kritik in der Hervorhebung des Wichtigeren und Unterdrückung des Unwichtigeren; anderer Rücksichten nicht zu gedenken, welche von untergeordneter Bedeutung sind. Gegen alle diese Anforderungen ist auf dem von Hn. *Klein* bearbeiteten Globus unverzeihlich gefündigt. Wollte man das Werk nach diesen einzelnen Rücksichten analytisch prüfen, so würde man kaum noch von einzelnen Fehlern sprechen dürfen, sondern es würde sich uns als ein in allen seinen Theilen haltloses Gewebe von Unrichtigkeiten darstellen. Aber einer solchen Prüfung bedarf es gar nicht, da einige

H h h

beliebig herausgegriffene Thatfachen hinreichend sind, die wissenschaftliche Nichtigkeit dieses Productes darzutun.

Zuerst haben wir einen Blick auf die Materialien zu werfen, deren sich Hr. *H.* bedient hat, und die er seine „Quellen“ nennt. „Zur Bearbeitung dieses Globus,“ heisst es in einer Ankündigung desselben (Ober-Postamis-Zeit. Juni 1831, Beyl. 176), „werden folgende Quellen benutzt: der Handatlas von *Stieler* und der *Atlas universel* von *Brué*, der Schulatlas von *Rühl v. Lilienstern* für die Terraindarstellung, Afrika von *Berghaus*, Asien von *Fremin*, Südamerika von *Spix* und *Martius*, für Ost- und West-Indien die Charten von *Arrowsmith*, und für die noch weiteren Berichtigungen (!) der Atlas von *Irusenstern*.“ Man sieht aus dieser, für die wissenschaftliche Ungeschicklichkeit, mit welcher die Arbeit ausgeführt wurde, charakteristischen Stelle, dass dem *H.* der Unterschied zwischen Compilation und Bearbeitung aus den Quellen gänzlich unbekannt ist. Dass eine mit Verstand compilirte Zeichnung eine recht brauchbare Charte geben kann, sieht man aus den eben erwähnten und rühmlichst bekannten Atlanten *Stieler*s und *Brué*'s, in denen Fleiß und Sorgfalt ihrer Verfasser nicht zu verkennen ist, indem sie, ohne dass bey ihnen von einer eigentlichen kritischen Originalbearbeitung die Rede seyn kann, überall, wo schon gut durchgearbeitete Materialien vorlagen, dieselben verständig benutzt, und dabey sich nur den Fehler haben zu Schulden kommen lassen, dass ihnen eine orographische Charakteristik der einzelnen Erdlocalitäten fremd ist, wodurch in ihrer Darstellung alles ins Gleichförmige, Charakterlose verfließt. Aber was diesen Atlanten demnach an orographischer Charakteristik abgeht, hätten recht gut *H. v. Lilienstern*'s treffliche Arbeiten über die Oberflächenbildung der Erde, denen nur der Mangel der Heraushebung orographischer fester Punkte in einzelnen Bergen und Pässen vorzuwerfen ist, ergänzen können. Hätte nur Hr. *H.* verstanden, wenigstens solche Materialien zu benutzen, d. h. sie ohne Verflümmelung zu copiren, so wäre sein Globus zwar immer nur eine Compilation von Compilationen, aber doch brauchbar geworden. So unglücklich er jedoch in der Copie an sich brauchbarer Materialien gewesen ist, eben so unglücklich hat er für einige Gegenden die Wahl seiner Materialien getroffen, wovon wir weiter unten Beyspiele angeben werden. Ferner ist von der Eintragung neuer Bestimmungen und Beobachtungen nirgends die Rede. So hätte man wohl nicht für Afrika *Berghaus*'s treffliche Charte, die vor sieben Jahren allerdings allen Anforderungen entsprach, welche man damals machen konnte, zu Grunde legen können, wenn man die neueren Bestimmungen der Westküste, von *Capt. Owen*, nach denen Cap Negro um 2° westlicher fällt (wie man aber auch noch leichter von *Brué*'s Charte hätte copiren können), die neueren Reisen von *Caille*, *Clapperton* und *Lander* (nämlich dessen erste; die zweyte, jetzt eben erst erschienene, konnte man noch nicht benutzen), berücksichtigt hätte.

Statt hier die neu hinzugekommenen nachzutragen, hat man im Gegentheil noch *Berghaus*'s Charte so verunstaltet, dass man dieselbe theils gar nicht wieder erkennt, theils das, was auf ihr charakteristische Darstellung ist, in der Copie auf dem Globus als wahre Caricatur erscheint. Man betrachte z. B. nur die Darstellung des Hochlandes von Sudan, von dem man nach dem Eindrucke, welchen die Zeichnung auf dem Globus hervorbringt, denken sollte, es sey der höchste Punct auf unserer Erdkugel.

Doch, um nun mehr auf die Details zu kommen, wollen wir der Reihe nach einen nur flüchtigen Blick auf die einzelnen Theile der Erdoberfläche werfen, und da wir gerade Afrika's erwähnten, mit diesem Erdtheile beginnen. *Afrika*. *Caille*, *Clapperton*, *Lander*, *Owen* sind, wie schon gesagt, nicht benutzt. Keine Spur sieht man von den Ergebnissen der Forschungen der *Hornemann*, *Bruce*, *Burkhardt*, *Ehrenberg* u. A. Timbuktu, weifs jeder Schüler, liegt am Niger. Auf dem Globus geht dieser Strom 46 Meilen von der Stadt im Süden vorüber. Die Charte zu *Landers* zweyter Reise konnte Hr. *H.* allerdings noch nicht benutzen; doch hätte er wohl noch zur rechten Zeit lesen können, dass *Lander* durch diese seine zweyte Reise die so lange streitige Frage über die Mündung des Niger entschieden und bewiesen hat, dass dieser Strom als Quorra durch die unter dem Namen Calabar bekannte Mündung ins Meer gelaugt. — Während das Plateau von Sudan so unmäßig hervorgehoben ist, fehlt das Plateau von Barca u. s. w.

Asien. In diesem Meere von Unrichtigkeiten weifs man kaum einen festen Punct zu finden, von dem man für die Vergleichung ausgehen könnte. Der Herausgeber des Globus berichtet in der Ankündigung, dass er für Asien die Charte *Fremin*'s benutzt habe. Meint er damit die alte, so muss man sich über die Urtheilslosigkeit verwundern, welche sich in der Wahl eines so obskuren Materials ausdrückt; meint er die von *Klaproth* und *Berthe* umgestaltete neue Ausgabe derselben, welche allerdings das Beste ist, was man in diesem Augenblick über Asien hat, so erstaunt man, wie es möglich war, von diesem Material einen so ungeschickten Gebrauch zu machen. Die Küste von China scheint von dieser Charte copirt zu seyn; aber diese Küste ist gerade das Schlechteste auf derselben. Im Uebrigen bemerkt man in diesem ganzen Welttheile, wo man nur hinsieht, das Fehlen wichtiger und die Angabe unwichtiger Orte; falsche Namen u. s. w. So sucht man vergebens Kaschmir mit seinem schönen Thale; der unwichtige Punct Draas (besser Draus, Dirias?) ist dagegen zu sehen. Was künmert sich Hr. *H.* um die alten Jesuitenväter *Gaubit*, *Georgi*, *Gerbillon* u. dgl., um *Klaproth* oder *Abel Remusat*? Er legt Jarkiang in den Süden statt Südosten von Kaschghar, Khotan in den Osten statt Südosten von Jarkiang; Uschi ganz nahe an Kaschghar, statt dass es etwa 15 Meilen von Aksu und 52 Meilen von Kaschghar gelegen ist. Terfan legt er ziemlich an die Stelle der Stadt Karaschar im Norden des

Lopnoor, und doch weiß man, daß es 37 geograph. Meilen ostnordöstlich von derselben liegt. Karaschar liegt im Norden des Boston-noor, welcher größter ist, als der Lop-See, auf dem Globus aber umsonst gesucht wird. — Die Dsungari sind bekanntlich von dem chinesischen Kaiser Kienlong völlig ausgerottet; auf dem Globus sieht man groß geschrieben das Wort: „*Songarei*“, als herrsche das genannte Volk über ganz Hochasien. Dagegen weiß Hr. K. nichts von den so trefflich von Sultan Baber und anderen beschriebenen Staaten Ferghana, Bochara, Badakschan u. s. w. Die tibetanischen Provinzen erscheinen wie Spielkarten unter einander geworfen. Die Provinzen U oder Wei (in welcher Lassa liegt), Kiang im Norden, und Dakbo und Congbo im Süden derselben sind nicht genannt. Tschulumbu (nicht Tifu lumbu) ist der Mittelpunkt der Provinz Tfang; Hr. K. verlegt diese Provinz in den Westen von Tschulumbu; die Provinz Hor in den Nordosten von Tfang und N'gari in den Norden, und doch weiß man seit 200 Jahren durch Pater *Georgi*, und findet es neuerdings durch *Klaproth* bestätigt, daß Tfang im Westen von Wei, N'gari im Westen von Tfang und Hor im Norden von Tfang und N'gari liegt. Die Oelöth oder Katmücken sieht man auf dem Globus weit über dem Lop-See hinaus nach Süden schweifen; doch ist bekannt, daß sie jetzt auf den Norden des Thian-schau oder Bogda-orta beschränkt sind. In früheren Zeiten gab es einmal ein Tangutisches Reich im Westen von China. Hr. K., der etwas davon gehört zu haben scheint, macht sogleich eine Provinz daraus, auf Kosten Kanfu, die jetzt bis über Umrutzi herausgeschoben ist. Die frühere Provinz Schensi ist jetzt in zwey Provinzen getheilt, wovon die östliche Schensi, die westliche Kanfu heißt. Der Vf. scheint dies auch gewusst zu haben, läßt aber beiden Provinzen den Namen Schensi, und nennt die östliche Si-ngan (wohl nach der Hauptstadt Si-ngan-fu). Wo auf dem Globus das Reich Kaschete zu sehen ist, kennt Rec. gegenwärtig nur die Gebiete Koko-nooro und die Provinz Kanfu. Die Grenzen zwischen den Provinzen Sot-schuen und Yün-nan (letzte ist gar nicht beschrieben) sind ganz unrichtig. Wei-ning, Jungpe und Dschao-tung, Städte erster Ordnung, liegen jetzt in Yünnan, nicht Sot-schuen. Arabien hat man wunderbarer Weise von *Berghaus* Charte von Afrika copirt (!!), und weil diese Charte für dieses Land, das sie natürlich — als ein Nebenland — nur unvollständig darstellt, keine Gebirge anzeigt, hält sich der Zeichner des Globus auch der Mühe überhoben. Die Berge auf dem Westabfalle des Hochlandes von Arabien sind auf der einen Platte ganz vergessen worden.

Europa. Wir wollen hier nur Fehler der gemeinsten Art herausheben. Düsseldorf liegt bekanntlich auf dem rechten Rheinufer, Wesel auf der rechten Seite der Lippemündung. Auf dem Globus sieht man beide auf der linken Seite der genannten Flüsse. Die holländische Grenze liegt im Westen der Ems; auf dem Globus bildet dieser Fluß die Grenze. Die Lahn fällt zwey Stunden oberhalb der Mosel in den

Rhein; auf dem Globus mündet sie zwischen Coblenz und Mainz, zwey Städte, deren Zeichen auf dem Globus fehlen, wie die vieler anderen, obgleich die Namen zu lesen sind (z. B. Grenoble, Chambery u. a.). Durch diese Zeichnung der Lahn verliert das Taunusgebirge natürlich ganz seine Form. Das höchste norddeutsche Gebirge — das Riesengebirge und mit ihm der Harz sind auf dem Globus gar nicht bezeichnet; dagegen sieht man auf ihm die lombardische Ebene, das Po-Thal, das Ebro-Thal, die Ebenen beider Castilien mit Bergen überfüet, während Wales und Cornwall ohne Höhen sind. Lächerlich ist es, die Donau, die Städte Linz, Wien, Ofen, Pest u. s. w. doppelt erscheinen zu lassen. Unbedeutende Oerter, wie Gieslen, Sedan, Bielitz, Neudorf, findet man groß bezeichnet, während Neufchatel, Belgrad u. a. fehlen. Ja von der ganzen Insel Seeland ist keine Spur zu sehen, so daß Kopenhagen mitten in der Ostsee liegt.

Amerika. In Nordamerika fällt es sogleich auf, daß in der Orographie und in der Gestalt der Küste im nördlichen Theile des Meerbusens von Kalifornien die Ergebnisse der Reise des Lieut. *Hardy* nicht benutzt worden sind. — Die Gebirge der vereinigten Staaten sind in der Natur nicht ein Hochrücken, sondern ein Verein von niederen Parallelzügen, wie auf *Stieler's* Charte, die von dem Bearbeiter des Globus benutzt seyn soll, recht gut zu sehen ist. Die ganze Insel Neufundland ist durchaus gebirgig; auf dem Globus ist auf ihr keine Andeutung von Bergen zu sehen. In Südamerika hat Hr. K. die Charte von *Spix* und *Martius* benutzt, welche, wenigstens für das sonst spanische Südamerika, ganz schwach ist. Die neueren Ortsbestimmungen, z. B. die wichtigen von Pentland, in Oberperu, hat Hr. K. ignorirt. Die seit 1830 bestehende Republik Uruguay ist ihm noch nicht bekannt geworden, und dieser ganzo junge Freystaat erscheint auf dem Globus als brasilische Provinz, und doch wieder nicht unter dem Namen, den sie als solche führte. (Zu Brasilien gehörte der Landstrich, welchen die Spanier Montevideo nannten, und welcher einen Theil der *Banda oriental* ausmachte, unter dem Namen der *Provincia Cisplatina*.) In Peru, wo auf dem Globus überhaupt nicht viel zu sehen ist, sucht man vergebens die wichtigen Städte Chucuito, Puno, Cochabamba (oder Onopesa) und die sehr bekannte Bergwerksstadt Guanacavelica, deren Gruben zu einer Zeit alles im ganzen spanischen Amerika zur Amalgamation verbrauchte Quecksilber lieferten. Dagegen sind die Namen ganz obscurer Orte zu lesen. Potosi erscheint, nach der Schrift zu urtheilen, als Hauptstadt von Bolivia, während die wirkliche Hauptstadt Chuquiaca (dieser ihr indischer Name ist jetzt der allein gebräuchliche) als ein unbedeutender Ort angegeben, und ihr spanischer Name La Plata zum Namen eines ziemlich von ihr entfernten zweyten kleinen Ortes gemacht worden ist. Die Namensverfälschungen sind zahllos, und die politische Eintheilung von Peru und Bolivia, welche durch einige von den Namen der

Departemente doch angedeutet seyn soll, zeigt, wie Hr. K. gänzlich in der neueren politischen Geographie Südamerikas unwissend ist.

Australien. Dem Admiral *Krusenstern* verdankt man eine treffliche Zusammenstellung der Südsee-Inseln in Gruppen. Hr. K. will dessen Atlas benutzt haben; ist dieses wahr, so ist es diesem Atlasse dabey ergangen, wie dem des *R. v. Lilienstern*. Isolierte Inseln, 100 Meilen von einer Gruppe gelegen, werden auf dem Globus zu dieser Gruppe gezogen, so das dadurch in diesem so klaren Gegenstande auf dem Globus die höchste Verwirrung entsteht. Die um 170 Meilen abliegenden Inseln *Oparo* und *los Coronados* sieht man mit Verwunderung zu den Gesellschaftsinseln gezählt, die 165 Meilen nordwärts abliegenden *Pennrhyn*-Inseln zum *Cooks*-Archipel u. s. w. Die *Sandwichs*-Inseln sind um einen vollen Grad gegen Westen verrückt. Die *Michel*-Gruppe fehlt, die *Independence*-Insel ist fälschlich *Michel*-Insel genannt u. s. w.

Zum Schlusse müssen wir noch wenige Worte über ein Schriftchen des Hn. Lieutenant *Lilein* hinzufügen, welches dem Globus beygegeben ist, und „*Erläuterungen*“ zu demselben enthalten soll. Im Eingang verleiht sich der Vf. in eine erbauliche Betrachtung über die absolute Vollkommenheit des Menschen, zu deren Erreichung er durch seinen Globus „mit schwachen Kräften“ (ja wohl! ja wohl!) beyzutragen gedenkt. Was dann S. 2 über Terraindarstellung gesagt wird, zeigt recht, wie wenig der Vf. seiner Arbeit gewachsen war. Die hydrographischen Becken richten sich keinesweges immer, sondern im Gegentheil selten, nach den Gebirgsrücken. Diese Wahrheit der Terrainlehre sieht schon lange fest, und sollte einem Officiere, besonders wenn er auch noch Geograph seyn will, nicht unbekannt seyn.

Wir glauben, das das verständige Publicum, auch ohne unseren Rath, sich hüten wird, für einen solchen Globus 15 Thaler auszugeben, und sich lieber noch etwas geduldet, bis der Berliner Globus erscheint, über dessen Werth oder Unwerth wir eben so streng und unparteyisch uns zu seiner Zeit aussprechen werden.

H. v. M.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, in der Druckerey der kön. Akademie der Wissenschaften: *Recueil de planches de pétrifications remarquables*, par *Léopold de Buch*. Premier cahier. 1831. 20 S. Fol. und 8 Tafeln.

Enthält die Bilder und kurze Erklärungen derselben von meist ganz neuen oder sehr wenig bekannten Versteinerungen, auch einige Abbildungen von interessanten Erscheinungen zur Erläuterung der eigenthümlichen Verkieselungen von Conchilien, worüber der Vf. schon anderweit sich näher ausgesprochen hat. Die Tafeln sind ganz vortrefflich, und die einzelnen Zeichnungen von einer Treue, die nichts zu wünschen übrig läßt. Das Unternehmen hat, wie Alles, was der Vf. leistet, wahrhaftes wissenschaftliches Verdienst. Man kann es daher auch nur bedauern, das das in jeder Beziehung prachttvolle Werk nicht in den Buchhandel gekommen ist, und nur in den Besitz derjenigen gelangt, welche sich der allerdings sehr großen Freygebigkeit des Vfs. zu erfreuen haben.

Das vorliegende Heft enthält die Abbildungen von *Ammonites depressus Bosc.*, *Ammonites canaliculatus v. Münst.*, *Ammonites Comensis v. Buch*, *Ammonites fonticola Menke*, Verkieselung der Conchilien, *Cassidaria depressa v. Buch*, *C. cancellata v. Buch*, *Leptaena lata v. Buch* (eine höchst merkwürdige Versteinerung aus dem schwedischen Uebergangskalk), *Turitella echinata v. Buch*, *Delthyris (Spirifer) verrucosa v. B.*, *Murex rostellariiformis v. B.*, *Ammonites alternans v. B.*, *Terrebratula rimosa v. B.*, *Ammonites scutatus v. B.*, *A. fimbriatus Sow.*, und *A. flexuosus v. Münst.*

Also eine Reihe von neuen Arten, welche aber für die Wissenschaft mehr noch durch die vortreffliche Charakteristik des Vfs., als durch ihre Neuheit, Werth erlangen. *L. von Buch* fördert allseitig die Geognosie; die große Bedeutung der Petrefacten in derselben ist ihm bald klar geworden, und eben so bald war auch er bereit, von seinem hell leuchtenden, scharf sehenden Blick geleitet, tüchtige eigene Hülfe ihr zuzuwenden.

Agricola.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Aachen* u. *Leipzig*, b. Mayer: *Das Specialgericht*, oder *Frankreich im Jahre 1815*. Ein Roman von Freyherrn *L. F. v. Bilderbek*. 1832. 1ster Theil. 282 S. 2ter Theil. 288 S. 12. (3 Thr.)

Ein Roman tragikomischen Inhalts; doch ist Erstes vorherrschend, indem der Vf. den Geist, das Bestreben,

Irren, Vollbringen der verschiedenen Parteyen beleuchtet, ohne Haß und merkliche Vorliebe, im leichten Unterhaltungston manche nützliche Lehre spendet, und den mit den Vorfällen jener Tage Unbekannten, oder sie schnell Vergessenden, eine flüchtige Uebersicht verschafft.

Vir.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LÜBECK, in Commiff. der von Roden'schen Buchh.:
Die Herrlichkeit Jesu Christi (.) in sieben Predigten, einer Advents- und sechs Epiphantias (?) Predigten, dargestellt von *H. F. B. Hasselmann*. 1831. 143 S. 8. (12 gr.)

Der Druck dieser Predigten wurde, wie auch noch auf dem Titel bemerkt ist, um eines wohlthätigen Zweckes willen veranstaltet. Der Vf. (Prediger zu Sarau in Holstein) wußte nämlich für die Erhaltung eines jungen Menschen auf dem Schullehrerseminar nicht weiter und auf keine andere Weise Rath zu schaffen.

Die erste Predigt ist am 4 Adventssonntage gehalten, der damals geradezu auf den Tag vor dem Weihnachtsfeste fiel. Da, meinte der Vf., habe man keine Zeit mehr, keine Lust zur Vorbereitung auf das Fest. „Nein,“ sagt er, „das Fest selber hat uns schon ergriffen; unsere Herzen sind schon voll feiernder Festgedanken; ich kann keine Vorbereitungspredigt mehr halten, ihr sie nicht hören.“ Weihnachten will er feiern; das Adventsevangelium kann ihm nicht genügen, er nimmt ein Weihnachtsevangelium; und um jedem das Seine zu lassen, das früher dem dritten Weihnachtstage bestimmte, Joh. 1. 1—14, mit der Erinnerung, es sey gar nicht gut, daß diese Schriftstelle sich nicht mehr unter den Evangelien befinde, die alljährlich der Gemeinde vorgehalten werden; denn sie enthalte „das Höchste und Herrlichste, und zugleich dasjenige, was unserer Zeit vor allen Dingen Noth thue.“ Denn „zu einem bloßen Menschen will man uns J. Chr. machen. Ein bloßer Mensch soll er seyn und weiter Nichts, ein Mensch wie wir und gar nichts weiter. Dafür wird er jetzt von Vielen gehalten, von vielen Vornehmen und vielen Geringen, von vielen Gelehrten und vielen Ungelehrten, vielleicht auch von Manchem unter uns. O wahrlich! ihnen wäre es besser, der Herr wäre gar nicht Mensch geworden, als daß sie ihn nun einen bloßen Menschen seyn lassen!“ Ob diese Harmlose Art zu polemischen auf der Kanzel zu Sarau am rechten Orte sey, mögen wir nicht untersuchen; vielleicht ist sie es auf keiner Kanzel. — „Aber es ist ein so schweres Evangelium! Wie könnte es leicht seyn, da es von dem Höchsten redet, von dem, was höher ist als aller Himmel, von dem ewigen Gottessohn. Gewiß, den tiefen Sinn dieser Worte hat noch kein Weiser ganz erforscht; aber wer mit einfältigem und gläubigen

J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

gem Gemüthe die Worte ernstlich erwägt und dabey brünstig bittet um die Erleuchtung des Geistes, der auch die Albernheiten weise macht, wahrlich, dem werden die Worte nicht unverständlich bleiben, der wird auch das Höchste in immer hellerer Erkenntniß erfassen.“ Eigentlich handelt der Vf. nicht folgerecht, wenn er nun doch das Ev. erklärt, dem folgend er redet „1) von dem ewigen Seyn des Sohnes Gottes, 2) von seiner Menschwerdung in der Zeit, 3) von unserer Verherrlichung durch den Glauben an ihn.“ Wir übergehen die Dogmatik der beiden ersten Theile, und führen nur aus dem dritten an: „Wir sollen nur glauben an seinen Namen, dann giebt er uns, wer wir auch seyn mögen, die Macht, Gottes Kinder zu werden. Willst du aber wissen, was das heißt: an seinen Namen glauben? und wie wir ihn aufnehmen? so höre die Antwort: wenn wir allē Hoffahrt und alles Vertrauen auf uns selber aus dem Herzen hinwegthun, also daß wir gar Nichts mehr sind in unserem Sinn, und nun zu ihm, zu seinem Verdienst, seiner Weisheit, seiner Kraft uns wenden, als der uns allein gerecht, heilig, weise und selig machen könne; wenn wir ihn, der uns erst so überschwenglich geliebet hat, wieder lieb haben, und unser Herz die Welt mit ihren armfeligen Gütern fahren läßt und nur an ihm hanget, nach ihm sich sehnet, der da kann reich machen in Gott.“ Ist das wirklich eine hinlänglich klare und dem Mißverstände vorbeuhende Hinweisung auf das, was wir nach Jesu eigener Forderung zu thun haben? Die 2 Predigt hat Luc. 2. 41—52 zum Texte, und soll zeigen, „wie in dem Knaben Jesus die göttliche Herrlichkeit sich offenbaret habe, nämlich: 1) nach menschlichem Denken nicht, vielmehr 2) also, daß dem menschlichen Verstande mancher Anstoß gegeben ist, dann 3) in menschlicher Hülle, aber 4) doch deutlich genug, und 5) gerade in demjenigen am meisten, was sich am wenigsten für den Sohn Gottes zu schicken scheint.“ S. 23 sagt der Vf., Johannes der Täufer habe die Erinnerung an das, was vorher geschehen war (nämlich, was Luc. 2. 8—21 und Matth. 2. 1—12 erzählt), wieder erweckt; wo findet man eine Spur davon? Und zeigt sich in dem ganzen späteren Benehmen der Mutter Jesu irgend etwas, das auf jene Begebenheiten hinweist? S. 35 heißt es: Jesus „wußte, daß alle Weisheit jener Lehrer im Tempel nicht reichte an die Weisheit, die er von dem Vater empfangen hatte, und dennoch erhob er sich nicht über sie;“ — und wenige Zeilen darauf lesen wir: „Als er zunahm an

Weisheit, als sein Verhältniß zu dem Vater ihm immer deutlicher wurde, seine Bestimmung zum Heilande der Welt ihm immer klarer vor die Seele trat“ n. s. w. Ist das nicht offener Widerspruch? Aber es ist nicht der einzige, in den sich der Vf. hier verwickelt. Dennoch ist er so kühn, denen, die nicht durch seine Predigt für seine Ansicht gewonnen seyn möchten, zuzurufen: „Es liegt an euch, daran liegt's, daß der Sinn für das Göttliche euch fehlet, daß eure Augen erblindet sind für das, was göttlich ist.“ — Die 3 Predigt über Joh. 2. 1 — 11 betrachtet „die Wunder als Offenbarungen der göttlichen Herrlichkeit;“ die Theile sind: 1) „zwar die Wunder für sich allein beweisen Nichts, aber 2) in Begleitung einer heiligen Lehre und eines heiligen Lebens sind sie Beweise der göttlichen Sendung, und 3) in der Art und Weise, wie sie geschehen, liegt das Merkmal des Göttlichen.“ Der 1ste Th. ist im Ganzen nicht übel ausgeführt; in den andern möchte der Prüfende doch manche Lücke finden. — Die 4 Predigt über Matth. 8. 1—13 handelt den Satz ab: „Darin, daß Jesus der Heiland aller Menschen seyn wollte, offenbarte sich seine Herrlichkeit, nämlich: 1) darin, daß er diesen Gedanken faßte, 2) in den Mitteln, die er zur Ausführung dieses Gedankens wählte, und 3) in der Zuversicht, mit welcher er die Ausführung dieses Gedankens erwartete.“ Der Gedanke, von dem die Rede ist, beweiset allerdings die Größe Jesu, aber etwas Uebermenschliches können wir darin nicht finden, so wenig, als wir ihn mit dem Vf. einen „ungeheuren“ Gedanken nennen möchten. Ein Mensch soll aus sich selber denselben nicht fassen können; dazu habe er „nicht Liebe genug, und zu viel Verstand, um nicht sogleich über die Thorheit seines Wunsches zu lächeln, um nicht sogleich wieder diesen seinen Gedanken als unausführbar zu verwerfen.“ Wer über die Bestimmung des Menschen und die wahre Gottesverehrung dachte, wie Jesus, und Versauren auf die Kraft der Wahrheit und auf Gott hatte, konnte, scheint es uns, unter den damals gegebenen und von der Vorsehung herbeygeführten Umständen, auch ohne mehr als Mensch zu seyn, den Entschluß gar wohl fassen, den Jesus faßte, dem man nur nicht alles beymessen muß, was die spätere Dogmatik hinzugehan hat. Und wenn die Mittel, die Jesus anwandte, nach menschlicher, d. i. der oberflächlich urtheilenden Menschen, Ansicht thöricht schienen, so wird genauere Kenntniß der damaligen Umstände und vorurtheilfreyes Erwägen in dem Benehmen Jesu tiefere Einsicht und Weisheit erkennen, welche Bewunderung erregt, aber doch das nicht erweiset, was der Vf. daraus schliesset. — Die folgende Predigt über Matth. 8. 23—27 hat zum Thema: „Jesus fodert Glauben, darin offenbart sich seine Herrlichkeit 1) in der Art, wie er Glauben fodert, 2) darin, daß er gerade Glauben fodert, und 3) in der Beschaffenheit des Glaubens, welchen er fodert.“ Ohne allen Grund ist die Behauptung, daß Jesus in dem Evangelium den Jüngern den Mangel des Vertrauens auf ihn vorwerfe, und daß er

für sich den Glauben verlange, er sey der Herr der ganzen Natur, und alle angehäuften Stellen aus Jesu Reden beweisen das nicht. Besser ist der 2 Th., sofern der Vf. darzuthun sucht, daß die Werke ohne den inneren Grund, den er Glauben nennt, keinen Werth haben; allein er entstellt dabey den Sinn derer, welche die Seligkeit von dem Thun abhängig vorstellen, und läßt die wahre Natur des Glaubens bey allem Gerede darüber im Dunkeln, und am Ende kommt es darauf hinaus, daß der Mensch nichts weiter thun könne, als um den rechten Glauben bitten. — Ueber Matth. 13. 24—30 beweiset Hr. H. die Herrlichkeit Jesu daraus, daß er seine Kirche nach dem Grundsatz regieret: Lasset Beides (Weizen und Unkraut) mit einander wachsen. — Die letzte Predigt handelt von der Verklärung Jesu auf Tabor: 1) wie sie geschah, 2) warum sie geschah, 3) wie wir zu dem Glauben kommen, daß sie also wirklich geschehen sey. Der Vf. meint, die Verklärung sey ein äußerliches Hervortreten der inneren Herrlichkeit Jesu, der Fülle der Gottheit gewesen, sie habe insonderheit dienen sollen, ihm auch seiner menschlichen Natur nach einen Vorschmack der unaussprechlichen Herrlichkeit zu geben, die nach dem Siege in dem bevorstehenden Kampfe ihm zu Theil werden würde, damit die Schwachheit seines Fleisches unter des namenlosen Leidens ungeheurer Last nicht erliegen möchte. Die ganze Erzählung nach dem Buchstaben geschichtlich zu nehmen und zu glauben, das wird, nach dem Vf., dem nicht schwer, der die innere Herrlichkeit Jesu erkennt.

Mit der Dogmatik des Hn. H., die ihn bey der Auslegung der Schrift durch gefärbte Gläser sehen läßt, und mit dem Mangel an Gründlichkeit, wo man ein tiefes Eingehen erwarten sollte, können wir uns nicht befreunden; seine ewigen Ausfälle auf Andersdenkende, die alle ihm Ungläubige, Feinde Christi, sind, dünken uns unzumächtig, unweise, ungerecht. Oft wiederholt er sich zu viel, wird geschwätzig und salbadert beynahe. Dies alles aber hindert uns nicht, sein nicht gemeines rednerisches Talent, seine Herzlichkeit und seine Begeisterung für das, was ihm Wahrheit ist, anzuerkennen. Eindruck machen seine Predigten gewiß bey den Zuhörern; ob diese dadurch sehr in christlicher Einsicht und in sittlicher Vollkommenheit gefördert werden, darüber gestehen wir einigen Zweifel zu haben.

HJKL.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Summarien oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen über die heil. Schrift des neuen Testaments, zum Gebrauche bey kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freye, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser. Erster Theil, erste und zweyte Abtheilung vom Anfange des Lebens Jesu bis zur letzten Pfingstfeyer.* Von Friedrich Augustin

Philipp Gutbier, Superint. in Ohrdruff. 1831.
XVIII u. 261 S. gr. 8. (18 gr.)

Manchen unserer jüngeren Geistlichen dürften die in vielen evangelischen Kirchen früher eingeführt gewesenen Bücher zum Gebrauche vor und nach den ehemals gewöhnlichen Vorlesungen biblischer Abschnitte oder Capitel nicht zu Gesichte gekommen seyn, welche *Summarien* genannt wurden, und deren Einrichtung die hier vorliegende Schrift sich zum Vorbild genommen hat. Wir müssen daher vor allen Dingen von der Form jener älteren asketischen Werke sprechen, wenn eine gerechte Burtheilung dieser neuen Erscheinung angestellt werden soll. Geleitet von der höchst richtigen Ueberzeugung, daß das theilweise Vorlesen der biblischen Bücher eins der wesentlichsten Erfordernisse bey dem sonntäglichen Gottesdienste wie in den wöchentlichen Beständen sey, machte die evangelische Kirche bald nach ihrer Entstehung diese fromme Sitte zu einem integrirenden Theile der öffentlichen Erbauung. Vor jeder Predigt hörte die christliche Versammlung erst ein Capitel aus der h. Schrift, und zwar nach der Ordnung der biblischen Bücher, und da, wo die Predigt wegfiel, vor dem Gebete andächtig an. Hiezu achtete man bald eine kurze Erklärung des Vorgelesenen für nöthig, deren Bearbeitung sich denn auch die angesehensten Theologen, oft in schönem Verein, unterzogen. So entstanden nun Vorlesebücher in den Kirchen, welche zu jedem hiezu geeigneten Capitel 1) den kurzen Inhalt desselben, z. B. mit den Worten: „Ew. u. f. w. wolle mit gebührender Andacht verlesen hören das ... Cap. aus dem Evang. Matthäi. Es hat dasselbige ... Theile. In dem ersten ist die Geschichte u. f. w. enthalten; in dem zweyten“ u. f. w.; 2) eine Darstellung der Lehren, Vermahnungen und Trostgründe daraus lieferten: „Aus dieses verlesenen Cap. erstem Theile behalten wir erstlich die Lehre“ u. f. w. Nach diesen Summarien hat Hr. G. ziemlich genau sein hier anzuzeigendes Werk eingerichtet.

Ob er daran wohlgethan habe? Loben müssen wir es allerdings, wenn bey Gegenständen, woran nicht bloß einzelne Menschen, sondern das ganze Volk Antheil nimmt, welches bekanntlich Form und Wesen oder Geist gar selten oder niemals zu unterscheiden pflegt, von der ersten nicht ohne die dringendste Noth abgegangen wird, zumal in der Kirche, deren Gebräuche und Einrichtungen gleichsam mit einem Heiligenscheine für dasselbe umgeben sind. Auch hatte die angedeutete Form den Vorzug der möglichsten Einfachheit und Kürze. Aber immer bleibt die Form doch nur das Auserwesentlichere, und sie kann allmählich geändert werden, ohne dadurch den geringsten Anstoß zu geben. Ja wir möchten behaupten, sie müsse geändert werden, wenn sich ein ganz anderer Geist und Geschmack in derselben bewegen soll. Da nun dieses Letzte wirklich der Fall ist, wie wir nachher zeigen werden, so hätten wir für eine geschmackvollere Einrichtung gestimmt, welche sich be-

sonders durch eine größere Mannichfaltigkeit von der älteren unterscheiden mußte. Indess Einiges hat Hr. G. wirklich geändert. Er hat nämlich nicht ganze Capitel, und diese nach der Reihe eines Buches, sondern nur kleine Abschnitte aus einem Cap., und nicht nach der äußeren Reihenfolge, sondern nach ihrem inneren Zusammenhange, z. B. nach *Paulus exeget. Handbuch über die 3 ersten Evangelien* synoptisch und chronologisch bearbeitet; er hat auch eine oft ziemlich weilläufige Erklärung, oder eigentliche Wiederholung des Vorgelesenen, zwischen der *Inhaltsanzeige* und der *Anwendung* eingeschaltet. Das Erste billigen wir sehr; das Letzte aber will unser Gefühl minder gut heißen. Uns mißfällt es schon, wenn in Predigten der s. g. *transitus* nichts Anderes als eine Wiederholung des meist geschichtlichen Textes ist, der sich ohnedieß leicht merkt; und doch geschieht dieses in einem freyen Vortrage mit etwas mehr Eindringlichkeit. Hier aber kommt zu dem Lesen abermals Lesen, was der Aufmerksamkeit oder Andacht Abbruch thun muß. Nur eine kleine Probe von dieser Erklärung: Matth. 12. 22 — 37. „Es wurde Jesu ein Dämonischer, der sich von bösen Geistern besessen hielt, zugeführt, der blind und stumm war. Jesus trieb den Dämon aus, curirte (!) ihn, daß er Beides, sehen und hören, konnte. Erstaunt fragte das Volk: Soll das nicht Davids Sohn, der Messias, seyn? Etliche aber unter ihnen, Phariseer und Schriftgelehrte, beschuldigten ihn: er hat den Beelzebub. Beelzebub war ein heidnischer Gott, der vor Heuschrecken und anderen Insecten schützen sollte, den man hernach für einen bösen Geist hielt; er steht mit dem Teufel in Verbindung“ u. f. w.

Ogleich nun Hr. G. sich mit Strenge an die äußere Form der älteren Summarien hielt, so mußte er in Hinsicht des Geistes seines Buches, wir meinen die religiösen Ansichten in der Erklärung biblischer Geschichten und Worte, eben so weit von ihnen abgehen, als unsere Zeit, trotz der Bemühungen eines *Brandt*, *Hengstenberg*, *Stier* u. a., von dem 17 Jahrhundert in der theoretischen und praktischen Behandlung der Bibel abweicht. Wenn dort Verdammungsworte Davids, über seine Feinde ausgesprochen, noch *gottselige Flüche* genannt wurden, um der göttlichen Inspiration der h. Schrift nicht zu nahe zu treten, so war Hr. G. von den Fesseln einer Schuldogmatik frey, welche ihre Entstehung in einer für einfache Wahrheit höchst ungünstigen Zeit fand; und unser Vf. hat auch die freyen Schwingen mit Kraft und Glück bewegt. Er selber drückt sich S. X. also aus: „Bey der Erklärung der heil. Schrift bin ich einer gemäßigten freyen Ansicht gefolgt, die weder die alte Vorstellungart geradezu verwirft, noch auch in den Schutz nimmt, sondern, so viel es sich thun läßt, eine Mittelstraße inne hält, die auf beiden Seiten gegen Mißdeutung verwahrt, und so wenig dem Aberglauben als dem Unglauben das Wort führt.“ Hiernach sucht man in dem Vf. einen Mann „in der gerechten Mitte;“ aber genauer betrachtet neigt er sich mehr zu den Ultra's

der rationalistischen Seite. Wir ehren seine theologische Denkart, ja wir theilen sie mit ihm: Hr. G. huldigt der reinen evangelischen Wahrheit und dem Princip der Exegetik, in allen Erzählungen, Bildern und Darstellungsweisen des h. Codex nur das Geistige festzuhalten und zu betrachten. Aber dennoch sind wir der Meinung, daß, da Hr. G. vor Zuhörern zu reden hatte, deren größter Theil der Natur der Sache nach noch an den älteren kirchlichen Lehrsätzen, oder vielmehr an gewissen frommen Worten hängt, er hie und da noch etwas zurückhaltender gegen gewisse Meinungen hätte seyn sollen. Wenigstens sind wir über Aeusserungen der Art bedenklich: S. 12. „Nach Zacharias Meinung sollte Johannes die Bahn dazu brechen. Eine solche Hoffnung ist aber weder in Jesu noch im Johannes erfüllt worden. Ein wirklicher Engel würde eine andere Beschreibung von ihm haben machen müssen.“ — S. 60: „Die erste Versuchung nach Matth. 4 war: Jesus wurde hungrig. Leicht konnte er auf den Gedanken kommen: du sollst ja der Messias seyn, so mußt dir auch Gott Kräfte gegeben haben, Brod zu schaffen, wo keins ist u. s. w.“ Möchte hier der gesunde Menschenverstand eines Kirchengängers sich wohl des Schlusses erwehren können: also war Jesus sein eigener Teufel? — S. 168. Nach Luc. 7. 11—17. „Jesus äußerte sich nicht darüber, ob er ihn für wirklich todt gehalten oder nur als in Ohnmacht liegend angenommen habe. Weniger wohlthätig würde man seine Wiederbelebung für den Jüngling selbst halten können, wenn er wirklich die Angst und Schmerzen des Todes überwunden hatte, aber nun wieder die Leiden dieses Lebens empfinden mußte.“ — Wahr und schön! Aber was ist nun dem Volke die ganze Erzählung?

Soviel über Geist und Einrichtung dieser neuen Summarien, von welchen wir wünschen, daß Hr. G. sie zur Beförderung der näheren Kenntniß der Bibel und zur Erbauung bald fortsetzen möge. Nur

bitten wir ihn, in Hinsicht der Sprache es etwas genauer zu nehmen. Hier verräth er meist eine gar zu große Eile. Man höre nur die ersten Worte der *Einleitung* S. 1: „Die Evangelisten, welche darum so genannt werden, weil sie das Ev. von Jesu, d. i. die erfreuliche und seligmachende Religionslehre Jesu von Gottes Liebe und Gnade gegen alle, auch sündige Menschen, nach welcher er sie durch Gehorsam gegen seine Gebote, Tugend und sittliche Besserung selig machen will, eigentlich eine erfreuliche Verkündigung, z. B. eines erhaltenen Sieges über die Feinde oder der Geburt eines Prinzen, geschrieben haben, haben uns die Geschichte des Lebens, der Lehren, der Thaten, und Schicksale Jesu aufgezeichnet, und somit uns die Lehren selbst aufbewahrt, welche sie von ihm selbst, oder von den ersten Aposteln und Bekannten Jesu erhalten haben.“ Ausser den unleidlichen Kaphophonien in dieser Periode, wie verschoben und dadurch unklar erscheint sie! Aber auch schon der Titel verdient gerechten Tadel: „*Kurzer Inhalt, Erklärungen u. s. w.* über die h. Schrift u. s. w.“ Nach „*Inhalt*“ sollte ein Genitiv folgen, statt dessen muß man die Präposition *über* hieher ziehen: *Inhalt über die h. Schrift des u. s. w.* Warum ferner nicht gleich: *über das neue Testament*? Wie widrig die folgenden *Vor* in *Vorlesungen, Vorbereitung, Vorträge* über *Vorlesungen* in zwey Zeilen klingen, brauchen wir nicht zu erwähnen. Auch die Adjectiva *frey, erklärend, erbaulich, fleißig* sind auf dem Titel nicht an ihrem rechten Orte.

Bey der Fortsetzung möchten wir wünschen, daß ein kurzes Register über die erklärten Bibelstellen zur leichteren Auffuchung der Texte für Prediger und Schullehrer beygegeben, und oben über jede einzelne Seite der auf derselben behandelte biblische Abschnitt (z. B. S. 151—160 Matth. 7. Luk. 6. 37—49) angezeigt würde.

J. H.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Glogau, b. Günter: *Die allgemeine Sparcasse und öffentliche Leihanstalt*, zwey für alle Staatsbürger wohlthätige und segensreiche Anstalten, besonders aber für die ärmere Volksklasse, in Kürze dargestellt von Carl Renner, ehemal. Feldwebel, jetzigem Rathskanzlisten in Groß-Glogau, Inhaber des eisernen Kreuzes 2 Classe und Erbberechtigten des kaiserl. russischen St. Georgen-Ordens 5 Classe. 1832. 80 S. 8. (8 gr.)

Solche Bücher verdienen den Dank des Publicums. Der bescheidene Vf. hat einen klarern Stil, und sein praktischer Sinn ließ ihn zwey Gegenstände bearbeiten, welche noch lange nicht genug beleuchtet worden sind. Schwerlich wird ein Anderer die vorgelegte Untersuchung so voll-

ständig als er auf wenigen Seiten ausführen. Schon hat der preussische Staat 33 Sparcassen, deren Geschichte und segensreiche Folgen hier entwickelt werden. — Das erste Leihhaus in Deutschland wurde 1493 in Nürnberg angelegt. Jedes gut angelegte Leihhaus vermindert die Bente der Wucherer. — Freylich giebt es noch manche Staaten, welche weder Sparbänke noch Leihhäuser besitzen; beide sollte man aber in jeder größeren Gemeinde antreffen. Seitdem durch die noch immer mehr wachsenden als abnehmenden Staatsschulden die Ungleichheit des Vermögens gewachsen ist, sind beide Anstalten unentbehrlicher geworden.

X.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

M E C H A N I K.

PRAG, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*. Von Franz Joseph Ritter v. Gerstner, k. k. Gubernialrath u. s. f., aufgesetzt und mit Beyträgen von neueren englischen Constructionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton Ritter v. Gerstner. 1831. 663 S. gr. 4. mit 40 Kupfern. (Subscriptionspreis 24 Thlr. Ladenpreis 30 Thlr.)

Der Vater des Herausgebers, Hr. Franz Joseph Ritter v. Gerstner, Director des technischen Instituts in Prag, hat, wie in der Vorrede bemerkt wird, seit 1806 in diesem Institut die Mechanik vorgetragen, wobey sein vorzüglichstes Bemühen dahin ging, das auch diejenigen Fortschritte in der Mechanik, die man der höheren Analysis verdankt, den Schülern des Instituts, bey welchen nur Kenntniß der Elementar-Mathematik vorausgesetzt werden konnte, gehörig deutlich gemacht, und dieselben dahin gebracht werden, das sie alle Maschinen, sie mögen durch was immer für Kräfte der Thiere, des Wassers, Windes oder der Dämpfe in Bewegung gesetzt werden, gehörig zu würdigen, und für jede mechanische Unternehmung bestimmte Anschläge zu fertigen verstünden. Der Herausgeber, welchem alle bisher über denselben Gegenstand erschienenen Schriften, so vortrefflich sie auch an und für sich seyn mögen, noch vieles zu wünschen übrig ließen (er rechnet dahin vorzüglich bestimmte Grundsätze, welche für ihren Erfolg vollkommene Bürgschaft leisten), entschloß sich deshalb einem schon längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, und die mündlichen Vorträge seines Vaters schriftlich herauszugeben; wozu dem letzten wegen seiner vielen Dienstgeschäfte keine Zeit übrig blieb. — Das Werk zerfällt in drey Bände. Der erste, wovon hier einzig die Rede ist, behandelt die Mechanik fester Körper. Der zweyte und dritte werden eine umständliche Beschreibung mehrerer einzelner Maschinen, sowie die Hydrostatik und Hydraulik, enthalten.

Aus dem, was so eben angeführt worden, erfieht man, das das Werk vorzüglich aus gedruckten Collegien-Heften besteht. Ist es aber schon schwer, seinen eigenen Worten, wenn man sie drucken läßt, die Deutlichkeit, Klarheit und den Zusammenhang wiederzugeben, die ihnen früher die Lebendigkeit des mündlichen Vortrags gab, so ist dieses in Beziehung auf die von einem Anderen gesprochenen Worte vollends unmöglich. So günstig daher auch das Vor-

J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

urtheil war, welches der Name des Hn. Director's Gerstner bey Rec. erweckte, so erregte das so eben Gesagte bey ihm doch einigen Zweifel; und er muß offenherzig gestehen, das er bey näherer Untersuchung der Schrift diesen Zweifel nicht ungegründet gefunden hat. Der Vf. erklärt in diesem Werk außer der technischen Anwendung der Mechanik auch die Grundsätze der letzten Wissenschaft selbst. Man braucht sich indessen nur wenig mit dem Unterricht der Jugend beschäftigt zu haben, um zu wissen, das diese Methode für den Anfänger äußerst mühsam und beschwerlich ist. Da der Faden des Vortrags immer unterbrochen wird; da der Vortragende selbst mehr mit den Anwendungen der Grundsätze als mit diesen selbst beschäftigt ist: so bildet sich das stückweise Gelernte in dem Geist des Schülers nie zu einem Ganzen; und der innere Zusammenhang und die Verkettung der verschiedenen Theile der Wissenschaft bleibt ihm immer unbekannt. Jeder, welcher sich der vorliegenden Schrift entweder zum Lernen oder zum Lehren bedienen will, wird darin einen neuen Beweis von der Richtigkeit des so eben Gesagten finden. Besonders muß es auffallen, wie wenig Sorgfalt der Vf., einzig mit dem Praktischen beschäftigt, auf das Theoretische seines Gegenstandes verwendet hat. Die Schrift ist in dieser Hinsicht, obschon sie über manche praktische Gegenstände gute Belehrungen und Bemerkungen enthält, selbst unter dem Mittelmäßigen geblieben.

Dieser erste Band enthält, außer der Einleitung, sieben Capitel. Schon die in der Einleitung §. 1 gegebene Definition der technischen Mechanik ist unrichtig. „Die technische Mechanik (*mécanique industrielle ou mécanique appliquée aux arts*)“ heißt es dort, „hat die Vollführung aller derjenigen Arbeiten zum Gegenstande, wodurch die Producte des Gewer- und Kunst-Fleißes erzeugt und nach Maßgabe der zu befriedigenden Lebensbedürfnisse dargestellt werden.“ Offenbar ist aber hierin nicht allein die technische Mechanik, sondern auch die technische Chemie, kurz die ganze Technologie, begriffen. §. 6 wird die ganze technische Mechanik in die Kraftlehre (Dynamik) und in die Lehre vom Widerstand, und diese letzte wieder in die Statik und Mechanik eingetheilt, eine offenbar ungenügende, einen fehlerhaften Kreis einschließende Eintheilung. Uebrigens werden in der Einleitung nur einige wenige Erklärungen und Grundsätze aus der Mechanik angeführt. Von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, von der Trägheit insbesondere findet man

K k k

gar Nichts, kaum geschieht noch der Schwere Erwähnung. Bey dieser Dürftigkeit der Einleitung ist es dann kein Wunder, wenn auch die darauf gegründeten Lehren, — Rec. rechnet dahin insbesondere das (Cap. 6, S. 533 — 534) von dem freyen Fall der Körper Gesagte — nur ungenügend vorgetragen werden können.

Das erste Capitel handelt von den *thierischen Kräften und den allgemeinen Regeln über ihre Verwendung bey Arbeiten aus freyer Hand*. Der Vf. sucht in demselben das Gesetz darzustellen, wie die Kraft des Menschen mit der Geschwindigkeit desselben zu- und abnimmt. Um den Gegenstand dieser Untersuchung dem Anfänger wenigstens auf irgend eine Weise verständlich zu machen, mußte der Begriff von absoluten und relativen Kräften durchaus vorher erläutert werden, welches aber nicht geschehen ist. Doch wir wollen einstweilen annehmen, daß das Werk, obschon aus Collegienheften entstanden, doch für eigentliche Anfänger nicht bestimmt sey. Der Vf. führt die Erfahrung an, die schon in den gedruckten Briefen von *Bernoulli an Leibnitz* vorkommt, daß Menschen von mittlerer Stärke 30 Pfund Last mit einer Geschwindigkeit von 2 Fufs, und 20 Pfund mit einer Geschwindigkeit von 3 Fufs mit gleicher Kraftanstrengung tragen können. Er bemerkt hiebey sehr richtig, daß man daraus nicht folgern dürfe, das Product aus der angewendeten Kraft in die Geschwindigkeit bleibe sich gleich. Er nimmt statt dessen die Regel an, welche man auch bey *Langsdorf* und bey mehreren anderen Praktikern findet, daß, wenn die Geschwindigkeit in arithmetischer Reihe zunimmt, die Kraft in einer eben solchen Reihe abnimmt. Der einzige theoretische Beweis indessen, den sie dafür geben, ist, daß sie nicht gerade auf etwas der Erfahrung Widersprechendes führt.

Bey diesem Mangel an theoretischen Beweisen wäre es um so nöthiger, dieselbe durch viele und mannichfaltig abgeänderte Erfahrungen aufser Zweifel zu setzen. Von einem Manne, der so viele praktische Arbeiten geleitet, wie der Vf. dieses Werkes, hätte man in dieser Hinsicht etwas recht Gutes und Genügendes erwarten dürfen. Allein aufser einigen Beobachtungen und Berechnungen über die Leistungen des Militärs, die hier offenbar nicht passend sind, ist in dieser Schrift über diesen Gegenstand nicht viel zu finden. Ueberhaupt ist der Vf. in den ihm freylich mit Vielen gemeinschaftlichen Fehler verfallen, daß er bey der Bestimmung der Größe der thierischen Kräfte, z. B. der Kräfte eines Menschen, keine Rücksicht darauf nimmt, wie derselbe seine Kraft ausübt, ob er z. B. eine Last auf der Schulter oder in den Händen trägt, ob er überhaupt trägt oder eine Kurbel umdreht u. s. f.; und doch ist es allgemein bekannt, wie viel davon abhängt, so daß man fast unglaubliche Lasten tragen kann, wenn man sie nur über den Körper gehörig vertheilt. — Der Vf. bemerkt noch mit Recht, daß die Größe des mechanischen Effects, den ein Mensch oder irgend ein an-

deres lebendiges Wesen durch seine Kraft hervorbringt, auch von der Dauer der Arbeitszeit (der Zahl der täglichen Arbeitsstunden) abhängt. Er fügt deshalb seiner für diesen mechanischen Effect gegebenen Formel noch einen Factor bey. Für die Richtigkeit dieser Verbesserung giebt er aber wieder keinen anderen Beweis, als daß die so entstehende Formel nicht auf einen auffallenden Unsinn führt. Der Vf. handelt endlich noch insbesondere von den Kräften der Pferde; von welchen er annimmt, sie seyen eine eben solche Function der Geschwindigkeit, wie die der Menschen, jedoch, wie sich von selbst versteht, mit Ausnahme der unveränderlichen Größen, die darin vorkommen.

Das 2te Capitel handelt von der *Statik der einfachen Maschinen, und der vortheilhaftesten Anwendung der thierischen Kräfte bey denselben*. Dieser Gegenstand, vorzüglich der theoretische Theil desselben, ist äußerst leicht und mangelhaft behandelt. Die Lehre vom Hebel wird auf die vom Schwerpunkt gegründet, und die Eigenschaften des letzten werden nicht erwiesen, sondern (§. 74) gleichsam postulirt. Da kein Grund gedenkbar ist, sagt der Vf., warum ein prismatischer Stab, wenn er in der Mitte unterstützt ist, nicht im Gleichgewicht bleiben sollte, und da in diesem Fall das Ganze nur von einer in dem Unterstützungspunct angebrachten Kraft aufrecht erhalten wird, so können wir uns in diesem das ganze Gewicht des Körpers vereinigt denken. In der beygefügten Figur ist überdies der Unterstützungspunct nur in der Mitte der Länge angenommen, so daß man sich das Gewicht des Körpers nicht in demselben vereinigt denken kann. Nun springt der Vf. (§. 74), um das Veräumte nachzuholen, ganz unverhoffter Weise zur Erklärung der Trägheit über. Wenn, sagt er, eine Scheibe sich um ihren Mittelpunct dreht, so folgt aus den Eigenschaften des Schwerpunkts, daß diese Umdrehung nicht vom Körper selbst hervorgebracht worden sey. Sie muß daher, wenn nicht andere Kräfte einwirken, *unendlich fort dauern*. Nachdem der Vf. nun ferner die bekannten Lehren vom Hebel, die Methoden, den Schwerpunkt für viele Körper zu finden u. s. f., vortragen, fügt er als Anwendung noch die Bestimmung der Schiebkarrenfracht bey. Er sieht die Schiebkarren als einen Hebel an, der mit einem Gewicht belastet ist, welches der Arbeiter tragen muß, wo er dann die im vorigen Abschnitt für die thierischen Kräfte gegebenen Regeln anwendet, und dem gemäß die wohlfeilste Art, eine bestimmte Last einen bestimmten Weg durch Schiebkarren fortbringen zu lassen, finden lehrt. Aufser dem, was oben in Hinsicht der thierischen Kräfte erinnert worden, will Rec. hier nur noch bemerken, daß in sehr vielen Fällen bey einem Schiebkarren das Gewicht der Last an und für sich fast gar nicht in Betrachtung kommt, und durch die Art des Ladens, wie bey einem zweyräderigen Fuhrwerke, fast willkürlich vermindert werden kann. Dann bleibt also (auf horizontalem Boden) nur die Reibung am Bolzen des Rades und

der Widerstand des Bodens übrig. Aber gerade hierauf nimmt der Vf. hier keine Rücksicht. Er theilt in diesem Capitel noch die Berechnung über die vortheilhafteste Einrichtung mehrerer anderer Maschinen, der Winde, der Flaschenzüge, des Pferdewägelchens u. s. f., mit, aber ohne auf die Reibung und die Steifigkeit der Seile Rücksicht zu nehmen, so daß alles dieses im 5ten Capitel noch einmal vorgenommen werden muß. Rec. glaubt, hieraus allein müßte es jedem einleuchten, wie fehlerhaft es sey, die Theorie der Mechanik mit der Anwendung derselben zugleich vorzutragen. §. 113—121 handelt der Vf. von der Zusammenfassung und Zerlegung der Kräfte, und macht mehrere Anwendungen davon. Die erste giebt er (§. 113) nach dem von *Häfsner* erfundenen Beweis. Bey der Zusammenfassung von mehr als zwey Kräften verfährt er noch nach der alten schwerfälligen Methode, immer eine neue Kraft zu den schon zusammengesetzten hinzuzunehmen, ohne des in den neueren französischen Lehrbüchern gelehrtten Verfahrens, alle Kräfte auf drey Achsen zu beziehen, auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Warum, möchte man fast fragen, sollen die Menschen Eicheln essen, da die Feldfrüchte erfunden sind? Der Vf. fährt nun in diesem Capitel in Erklärung der einfachen Maschinen fort, und macht vielfache Anwendungen davon. §. 131—135 handelt er von dem Effect sowohl der verticalen als schief liegenden Treträder. Er hält mit Recht die schief liegenden für die zweckmäßigsten, indem er theils auf die geringere Gefahr für den Arbeiter, theils darauf, daß derselbe nach Willkühr seinen Hebelarm verändern kann, aufmerksam macht. — §. 136 erklärt er die Schraube. Man wäre wohl berechtigt, von einem Praktiker eine vorzüglich deutliche Erklärung von der Entstehung der körperlichen Schraube zu erwarten. Allein unser Vf. sagt (§. 136), die Schraube sey ein Cylinder, um welchen nach der Richtung einer schiefen Fläche verlängerte Ringe gewickelt sind (!). Gleich darauf sagt er, sie entstehe, wenn sich um einen Cylinder, worauf eine Schraubenlinie verzeichnet ist, parallel mit dieser ein Dreyeck oder Viereck herumbewegt!! — §. 138 wird von den Schrauben mit mehrfachen Gewinden, als etwas diesen Eigenthümliches, angeführt, daß sie bey Einer Umdrehung höher als die einfachen, nämlich um 2, 3 oder mehr Gewinde steigen. Dieses ist aber durchaus unrichtig, wenn es sich nämlich auf Gewinde derselben Schraubenlinie beziehen soll. Jede Schraube ohne Ausnahme steigt bey Einer Umdrehung um die Höhe eines Schraubenganges. Wenn indessen eine Schraube bey Einer Umdrehung stark ansteigen soll, und man daher die Höhe eines Ganges groß nimmt, so bleibt zwischen den nach einander folgenden Gewinden ein großer Zwischenraum, so daß man Platz erhält, um noch Ein oder auch mehrere Gewinde von anderen Schrauben dazwischen anzubringen, wie dieses z. B. bey den Schrauben in den Prägeböcken der Münzen der Fall ist. Die Schraube erhält dadurch einen festeren und bestimmteren Gang.

Deshalb und nicht, um sie höher ansteigen zu machen, bringt man auf derselben Spindel mehrere parallel laufende Gewinde an. — §. 153—163 handelt der Vf. von den Hebeladen (der deutschen, schwedischen und französischen), sowie auch von den Vorrichtungen zum Ausreißen der Baumstöcke. Die Beschreibung von zwey sinnreich erfundenen französischen Hebeladen, die der Vf. §. 158, 159 aus dem *Memoir. de l'Acad. a. 1617* mittheilt, wird gewiß jedem Leser angenehm seyn. §. 164—213 handelt der Vf. von der Wage und den verschiedenen Arten von Wagen. Die Theorie dieses wichtigen Werkzeugs ist ebenfalls durchaus mangelhaft und zum Theil unrichtig vorgetragen. Nicht einmal von dem, unserem Vf. mit fast allen anderen Schriftstellern gemeinschaftlichen Fehler zu reden, daß sie die Wage als einen Hebel behandeln, da sie doch eigentlich ein Rad an der Welle ist; so werden (§. 164) als nothwendige Eigenschaften einer guten Wage Gleichheit der Gewichte, horizontaler Stand (sollte eigentlich horizontaler Stand bey Gleichheit der Gewichte heißen), Empfindlichkeit und Trägheit (!) aufgezählt. Unter letzter Eigenschaft kann man nicht wohl etwas Anderes verstehen, als daß die Wage nicht gleich bey dem geringsten Uebergewicht umschlägt, sondern, wie man sagt, einen Ausschlag giebt. Der Vf. versteht darunter (§. 165) die mit der vorigen nahe verwandte Eigenschaft, daß der Wagebalken eine bestimmte Lage annimmt, zu welcher er nach einigen Schwingungen wieder zurückkehrt. Aber §. 172 sagt er, die Wage soll nicht träge seyn; die Trägheit entstehe meistens aus der Reibung. — §. 169 setzt er hinzu: damit der Wagebalken sich bey gleichen Gewichten horizontal stelle, müssen die Aufhängepunkte der Gewichte tiefer als der Umdrehungspunct des Balkens liegen. Von der Lage des Schwerpunkts des Balkens spricht er hier gar nicht. Es ist aber offenbar, daß bey dem Verfahren des Vfs. die Lage des Wagebalkens, wenn er unbelastet ist, durchaus unbestimmt bleibt. Ueberhaupt ist es bekannt, daß die Aufhängepunkte der Schalen mit dem Umdrehungspuncte so nahe als möglich in eine gerade Linie zu bringen suchen, und die Empfindlichkeit der Wage durch die Lage des Schwerpunkts des Balkens reguliren. Der Vf. hat auf die verschiedenen Wirkungen, die theils durch das Verrücken der Aufhängepunkte der Schalen oder der Gewichte, theils durch das Verrücken des Schwerpunkts des Balkens hervorgerufen werden, nicht gehörig aufmerksam gemacht. Er spricht von dem Schwerpunct der Gewichte und dem Steigen und Sinken desselben. Aber diese Gewichte, da sie nicht fest mit einander verbunden sind, und sich um ihre Aufhängepunkte frey drehen können, haben eigentlich gar keinen (fest bestimmten) Schwerpunct. Hier kann man freylich die Sache so ansehen, als ob sie einen hätten. Aber solche kleine Unrichtigkeiten verwirren den Leser. §. 170 lehrt der Vf. das Verfahren, die Größe des Ausschlags zu finden, wobey er allerdings auch auf den Schwerpunct des Balkens Rücksicht nimmt. Al-

lein die Aufgabe ist zu beschränkt aufgefaßt, indem er dabey die Arme seines Winkelhebels — ein solcher scheint ihm jede gute Wage nothwendig seyn zu müssen — gleich lang und gleich stark gegen den Horizont geneigt annimmt. Zu dem gefundenen Resultat fügt er §. 171 gleichsam als eine praktische Bemerkung hinzu, daß bey gleichem Uebergewicht der Ausschlag *gewöhnlich* um so stärker sey, je kleiner das Gewicht des abzuwägenden Körpers ist. Hätte der Vf. die von ihm selbst für die Größe dieses Ausschlags gefundene Formel etwas aufmerklicher betrachtet, so würde er eingesehen haben, wie es sich mit diesem „gewöhnlich“ verhält. Nämlich, wenn die Aufhängungspunkte der Gewichte mit dem Umdrehungspunct in gerader Linie liegen, oder wenn die Wage ein geradliniger Hebel ist, so giebt die Wage, sie sey mehr oder minder stark belastet, bey gleichem Uebergewicht denselben Ausschlag. Ist dieselbe aber ein Winkelhebel, so nimmt der Ausschlag mit der Belastung der Wage ab; welches ein wichtiger (freylich fast in keinem Lehrbuche angeführter) Grund ist, die Wage als geradlinigen Hebel darzustellen. — Der Vf. handelt nun noch von den verschiedenen Arten von Wagen, von der Wage mit einem Zeiger und der Garnwage; von der Schnellwage und deren Einrichtung im Großen; eben so von den Wagen, die aus einem zusammengesetzten Hebel bestehen, wie die in England übliche Mauth- und Straßens-Wage, und die von *Rolle* und *Schwilgue* in Straßburg verbesserte tragbare Brückenwage, welche letzte sich durch die Erfahrung in der Schweiz und zum Theil auch in Deutschland und Frankreich als sehr brauchbar bewährt hat. Alle diese Werkzeuge werden in diesem Abschnitte umständlich beschrieben und durch zweckmäßige Zeichnungen erläutert. Endlich handelt der Vf. auch noch von den Federwagen, insbesondere von der, welche *Regnier* erfunden hat, dem sogenannten Kraftmesser (Dynamometer).

Das 3te Capitel, welches von der *Festigkeit der Körper* handelt, ist eines der am besten gelungenen dieser Schrift, und wird gewiß von den meisten Lesern nicht ohne Nutzen gelesen werden. Zwar ist auch hier in Hinsicht der Theorie, sowie besonders in Hinsicht der Richtigkeit der Ausdrücke, Manches zu bemerken (so verwechselt der Vf. §. 235 Federkraft mit Elasticität, welches jetzt, da es so oft gerügt worden, doch endlich ein Ende nehmen sollte); allein man findet hier außer der Theorie eine große Menge schätzbare Versuche, die theils von Anderen schon angestellt, theils aber dem Vf. eigen sind. Die letzten (§. 257—270 und §. 315—333) beziehen sich sowohl auf das Dehnen, als auf das Biegen der festen Körper durch angehängte Gewichte. Er bediente

sich bey diesen Untersuchungen eines ungleicharmigen Hebels, dessen längerer Arm die geringste Vergrößerung in sehr vergrößertem Maßstab zeigte. Ueber die Ausdehnung fand er einige zwar nicht ganz unbekannt, aber doch merkwürdige Resultate, z. B. daß, wenn die spannenden Kräfte nur gering sind, die Ausdehnung den Kräften proportional ist, daß in eben diesem Fall der Körper nach aufgehobener Kraft zu seinen vorigen Dimensionen zurückkehrt, daß aber bey zu großen Spannkräften auch nach aufgehobener Kraft ein Theil der Ausdehnung zurückbleibt, daß, wenn man einen Körper nach einander mit zwey ungleichen Kräften spannt, und bey jedem Versuch die spannende Kraft wieder bis zu derselben Größe vermindert, die durch diese letzte Kraft in dem einen Versuch hervorgebrachte Ausdehnung von der im anderen gerade um eben so viel verschieden ist, als die nach dem gänzlichen Aufhören der Kraft in dem einen Versuch zurückbleibende Ausdehnung von der im anderen Versuch zurückbleibenden, daß endlich ein einmal bis zu einer gewissen Grenze gespannter Draht durch dieselbe spannende Kraft allezeit dieselbe Ausdehnung erhält, wenn er nur nicht über die erste Grenze gespannt wird. Die Versuche sind zwar nur mit eisernen Drähten und zwar mit Clavierdrähten angestellt worden; man kann indessen doch der Analogie nach auch auf die übrigen Körper schließen. Der Vf. hat noch aus den Differenzen der Ausdehnungen bey verschiedenen Spannkräften Formeln hergeleitet, um für jede Spannung die Ausdehnung des Drahtes zu berechnen, deren Resultate mit der Erfahrung gut übereinstimmen. Noch findet man in diesem Capitel eine sehr vollständige Zusammenstellung von Versuchen, welche verschiedene Experimentatoren, deutsche, französische und englische, über die absolute Festigkeit der Körper, besonders über die des Eisens, angestellt haben. Leider aber findet sich in den Resultaten derselben nicht die gehoffte Uebereinstimmung, wie dieses sich auch, wenn man die chemische Beschaffenheit des Eisens sowohl, als die Verschiedenheit in der Behandlung und Bearbeitung derselben, kennt, nicht wohl anders erwarten ließe. Das Einzige, was sich aus allen Versuchen mit einiger Sicherheit herausstellt, ist, daß die absolute Festigkeit des Stahls beynahe doppelt so groß, als die des Eisens angenommen werden kann. Doch kommt unter den von *Soufflot* und *Rondelet* angestellten Versuchen (S. 255. No. 10) ein ganz saferiges Eisen vor, dessen Festigkeit beynahe so groß war, als die des besten Stahls. Bey dem Baue der Kettenbrücken und anderen ähnlichen Unternehmungen wird man daher wohl thun, das Eisen jedesmal vorher zu probiren.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2 .

M E C H A N I K .

PRAG, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*, von Franz Joseph Ritter von Gerstner u. s. w., herausgegeben von Franz Anton Ritter v. Gerstner u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Lehre von der relativen Festigkeit trägt der Vf. (§. 282—288) nach eigenen Ansichten vor. Bey dem Brechen eines Körpers, sagt er, werden auf der Bruchfläche einige Fasern gespannt, andere zusammengedrückt. Fürs Erste nimmt er (§. 282—286) auf die Zusammendrückung keine Rücksicht. Er glaubt, in diesem Fall müsse bey Hölzern von gleicher Art die am meisten gespannte Faser im Augenblick des Brechens allezeit gleich stark gespannt seyn. Unter dieser Voraussetzung bringt er für die relative Festigkeit die gewöhnliche Regel (dafs sie im geraden Verhältnifs der Breite und des Quadrats der Höhe steht) heraus. Dasselbe Resultat findet er auch (§. 287) mit Rücksicht auf die Zusammendrückung, wobey er sich indessen einige willkührliche Voraussetzungen erlaubt. Rec. kann überhaupt den Ansichten des Hn. v. G. über diesen Gegenstand nicht beystimmen; es würde aber zu weitläufig seyn, hier in eine nähere Erörterung und Widerlegung derselben einzugehen. — Daher nur noch die Bemerkung, dafs der Leser in diesem Capitel, aufer einer umständlichen Erörterung aller einzelnen Fälle, die in Beziehung auf die relative Festigkeit vorkommen können, noch viele eigene Versuche über das Biegen des Holzes, Gufs- und Schmiedeeisens, sowie die Lehre von der rückwirkenden Festigkeit und die von dem Widerstande, den die Körper dem Drehen oder Wenden entgegensetzen, kurz eine vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet.

Das 4te Capitel ist: *statische Baukunst* überschrieben. Dasselbe handelt von der Statik der Gewölbe und der gewöhnlichen Holzverbindungen. In dem theoretischen Theil herrscht hin und wieder dieselbe Ungenauigkeit und Unbestimmtheit, die Rec. schon früher an dem Werke überhaupt gerügt hat. Der praktische Theil ist dagegen desto anziehender und lehrreicher. Die Art, wie der Vf. die Statik der Holzverbindungen behandelt, ist die gewöhnliche, die man aus den Schriften *Eytelwein's* u. A. kennt, nur dafs der Vortrag des Hn. v. G. etwas weitläufiger, als nöthig, ist. Allein in dem, was er über die Statik der Gewölbe sagt, kann Rec. ihm nicht ganz beypflichten. „Man mufs, heifst es (§. 370. S. 406), den Lehnbo-

gen (soll wohl heißen: die innere Gewöblinie), auf welchem die Gewöblsteine gewöhnlich senkrecht aufgestellt werden, von der *Stützlinie*, nach welcher die Gewöblsteine auf einander wirken, und sich eben so einander im Gleichgewicht halten, wie etwa die Balken bey einem gebrochenen Dach, wohl unterscheiden. . . . Erhält sich das Gewölbe (ohne Verbindung durch Mörtel u. s. f.) in seiner Lage, so liegt die Stützlinie innerhalb der Masse des Gewölbes, und die Gewöblsteine sind nur als an dieser hängend anzusehen.“ — Der Vf. betrachtet die Gewöblsteine, wie mehrere schief über einander stehende Balken, und er versteht unter Stützlinie, wie sich aus dem so eben Angeführten errathen läfst, die gebrochene Linie, nach welcher diese Balken (ihrer Länge nach gerechnet) aufgestellt werden müssen, um sich im Gleichgewicht zu halten. Allein es ist ein großer Unterschied zwischen solchen Balken und Gewöblsteinen. Nämlich die Balken sind gewöhnlich in einander gezapft; daher wird der untere Balken von dem auf ihm stehenden nothwendig nach derselben Richtung gedrückt, nach welcher der obere selbst drückt. Wäre dieses nicht der Fall, und die Balken ständen ohne weitere Verbindung auf einander, so müfste man den Berührungsfächen (der Vf. nennt sie §. 368. S. 404 Schnittlinien) eine solche Lage geben, dafs sie senkrecht auf der Richtung des von dem oberen Balken herrührenden Drucks ständen, und Hr. v. Gerstner selbst lehrt (§. 368) ihre Lage dem gemäfs bestimmen. Bey Balken kann man den Schnittflächen diese Lage, ohne welche die für das Gleichgewicht gefundenen Bedingungen nicht mehr gelten, allezeit geben. Allein bey Gewöblsteinen, deren Fugen allenthalben nach dem Mittelpunkt der Krümmung hingERICHTET seyn müssen, ist dieses nicht der Fall. Der Vf. hätte daher in jeder Hinsicht besser gethan, diese Materie nach derselben Art, wie etwa *Eytelwein* in seiner Statik, zu behandeln, ob schon auch selbst dessen Behandlungsart nicht von allen Mängeln frey zu seyn scheint, worauf Rec. kurz aufmerksam machen will. Das ganze Gewicht eines jeden Körpers, also auch der Gewöblsteine, kann man sich im Schwerpunkt vereinigt denken. Nach dem (in den besseren Lehrbüchern) gewöhnlichen Vortrag denkt man sich die auf den Schwerpunkt eines Gewöblsteins wirkende Kraft in zwey andere zerlegt, wovon jede auf einer der Fugen des Gewöblsteins senkrecht steht. Dieses geschieht nun für den nächst folgenden oder nächst vorhergehenden ebenfalls. Allein dabey nimmt man an, dafs die Richtungen der von zwey auf einander folgenden Gewöblsteinen

ausgehenden und auf ihrer Bindungsfläche senkrechten Kräfte in *Eine* gerade Linie fallen. Dieses trifft aber nicht nothwendig immer ein. Bey einer kreisförmigen Wölbung z. B. muß bekanntlich das Gewicht der Gewölbsteine vom Schlussstein (*clef*) nach dem ersten Wölbstein (*coussinet*) hin beständig zunehmen. Wenn nun diese Gewichtszunahme nicht durch Vermehrung des specifischen Gewichts der folgenden Gewölbsteine, sondern durch Vermehrung ihres Volumens (in der Ausübung ihrer Höhe) hervorgebracht wird, so können die Richtungen der eben genannten Kräfte nicht in Eine gerade Linie fallen, wenn man nicht die folgenden Gewölbsteine sowohl an der inneren als äußeren Gewölblinie über die vorhergehenden vorspringen läßt, welches in der Ausübung durchaus nicht angeht. Man müßte daher, um völlig richtig zu verfahren, die Richtung aller resultirenden, auf den vorhergehenden Stein wirkenden Kräfte verlängern, bis sie die durch den Schwerpunct des folgenden gezogene Verticallinie schneidet, und in diesem Durchschnittspunct sich alle auf den folgenden wirkenden Kräfte (nämlich die eben genannte resultirende und das Gewicht dieses folgenden Steins selbst) vereinigt denken. Die Resultate würden dann etwas anders als die jetzt bekannten ausfallen. Hr. v. G. indessen hat in diesem Punct die wahre Ansicht weit und noch mehr als die Besseren seiner Vorgänger verfehlt. „Man kann, sagt er §. 374, die Festigkeit eines Gewölbes dadurch herstellen, indem innerhalb der Gewölbsteine diejenigen Stützlinien aufgesucht werden, denen die Eigenschaft der vollkommenen Unterstüzung zukommt, und an welchen die Gewölbsteine sodann nur als angehängt anzusehen sind. Es wird nunmehr darauf ankommen, *dass die Zahl dieser Stützlinien innerhalb der Masse des Gewölbes so groß als möglich ist.*“ Nach der Ansicht des Vfs. kommt es nur darauf an, dass es möglich ist, innerhalb der Masse des Gewölbes recht viele krumme oder vielmehr gebrochene Linien der Art zu ziehen, dass, wenn die Gewölbsteine in den Eckpuncten derselben aufgehängt würden, sie sich im Gleichgewicht hielten. Allein nur in den Schwerpuncten der Steine darf man sich ihr Gewicht vereinigt denken; nicht einmal davon zu reden, dass dabey auf die Lage der Fugen keine Rücksicht genommen worden ist. — Der Vf. handelt nun noch insbesondere von der Statik der kettenförmigen, kreisförmigen, elliptischen und Kuppel-Gewölbe, sowie auch von der Art, die Lehnbogen dazu einzurichten, wozu außer dem schon Gesagten nichts zu erinnern ist. Am Schluss ist noch die Theorie der Kettenbrücken beygefügt, welcher eine kurze historische Uebersicht und eine umständliche Beschreibung mehrerer wirklich ausgeführter Kettenbrücken vorangeht. Dieses letzte macht den bey Weitem besseren Theil dieses Capitels aus. Man merkt, dass der Vf. hier nicht bloß die Berichte Anderer abschreibt, sondern sich seine Kenntniss durch eigene Anschauung an Ort und Stelle erworben hat. Er macht mit der im Jahr 1827 vollendeten Kettenbrücke zu Hammerfsmith (zwey

deutsche Meilen oberhalb London) den Anfang, welche er, wie es scheint mit Recht, für das Vollendetste erklärt, was der menschliche Kunstfleiß bis jetzt in diesem Fach hervorgebracht. Die Länge der ganzen Brücke beträgt zwischen den Vorderflächen der beiden Landpfeiler 822 englische Fufs; die Spannung des größten Bogens ist 400 engl. Fufs. Die Construction dieser Brücke unterscheidet sich von den früher erbauten dadurch, dass die Hängeketten nicht durchaus über der Fahrbahn, sondern zum Theil auch unter dieser liegen, sowie auch dadurch, dass die Hängeketten der verschiedenen Bogen nur eine einzige zusammenhängende Kette bilden, die über gußeiserne Rollen, welche in den mittleren (im Flußbette erbauten) Pfeilern angebracht sind, geleitet ist. Durch das Erste wird es möglich, die Pfeiler niedriger zu machen; und durch das zweyte wird von den Pfeilern jeder nach horizontaler Richtung wirkende Stofs, der durch die Erschütterung der Brücke hervorgebracht werden könnte, abgehalten. Der Leser findet hier von allen einzelnen Theilen dieses merkwürdigen Bauwerks eine sehr deutliche und umständliche Beschreibung, die durch sehr gute Kupfer erläutert ist. Der Vf. theilt nun noch die Beschreibung von der merkwürdigen Menai-Brücke, sowie von mehreren anderen (zum Theil auch verunglückten) Kettenbrücken, mit, und schließt mit einer Theorie derselben. — Aus allen von dem Vf. angeführten Beyspielen stellt sich als Resultat heraus, dass die Verankerung der Ketten nur in einem außerordentlich fest und stark gegründeten Bau (am besten, wie bey der Menai-Brücke, in Felsgrund) mit der gehörigen Sicherheit angeht. Aus Mangel einer solchen Gründung sind schon mehrere Kettenbrücken theils gleich anfangs, theils späterhin verunglückt. Rec., obgleich selbst kein Praktiker, möchte hiebey den Vorschlag machen, ob es nicht zuträglich sey, wenn der Grundbau auf einem Pfahlrost steht, die Ketten unmittelbar mit dem letzten unter dem Mauerwerk auf eine schickliche Art zu verbinden.

Das 5te Capitel handelt *von der Reibung, dem Widerstand der Seile und deren Einfluss auf den Effect der Maschinen.* Der Gegenstand ist auf die gewöhnliche Weise, doch gründlich und deutlich, vorzüglich nach den bekannten Versuchen und Ansichten von *Coulomb* erklärt, und dabey die Wirkung der Reibung fast bey allen einfachen und einigen zusammengesetzten Maschinen berechnet. Vermisst haben wir, bey der sonstigen Vollständigkeit, die Untersuchung über die Reibung der Zähne in einander greifender Räder. Ueber die Reibung und den Widerstand der Seile bey Flaschenzügen findet man (§. 462, 463) eine Reihe nicht unmerkwürdiger Versuche, die im technischen Institut zu Prag angestellt worden sind. Der Vf. schließt daraus (§. 464. S. 516), dass der Reibungs-Coefficient bey zusammengesetzten Maschinen sich nicht mit derselben Genauigkeit wie bey einfachen bestimmen läßt, und dass derselbe bey den ersten beträchtlich größer ist, als *Coulomb* ihn bey den lezten gefunden hat. Allein bey diesen Verfu-

chen verwickeln sich die Widerstände der Reibung und der Steifigkeit der Seile auf eine so mannichfaltige Weise, daß, besonders bey der Unsicherheit der GröÙe des letzten, der aus einem solchen Versuch hergeleitete Werth des Reibungscoefficienten kein besonderes Zutrauen verdient. Vielmehr ist es der guten Methode gemäß, bey Bestimmung der GröÙe der Reibung die Umstände so einfach als möglich zu wählen, und aus den so gefundenen Resultaten auf die zusammengesetzten Fälle zu schließen. Rec. wenigstens kann sich keinen möglichen Grund denken, warum die Reibung *an und für sich* bey zusammengesetzten Maschinen gröÙer seyn sollte, als bey einfachen. Wie leicht ist es nicht bey einem Flaschenzug möglich, daß die Ebenen, worin die Rollen sich drehen, nicht parallel sind, und daß dadurch ein Klemmen und eine bedeutende Vergrößerung der Reibung entsteht? Die angeführten Versuche bleiben indessen allezeit beachtungswerth. — Noch als etwas ganz Besonderes muß Rec. anführen, daß es mit des Vfs. Ansichten von der Einrichtung und den Anwendungen der Schraube nicht so ganz im Reinen zu seyn scheint. Schon oben ist die unrichtige Meinung desselben, die er wahrscheinlich von den gewöhnlichen Arbeitern ohne nähere Untersuchung angenommen hat, gerügt worden, als ob nämlich Schrauben mit mehreren Gewinden, eben wegen dieser gröÙeren Menge von Gewinden, stärker als andere ansteigen. In diesem Cap. heißt es nun (§. 473. S. 523): „Von einigen Schrauben wird gefodert, daß sie von selbst aufgehen, z. B. bey Papierpressen, bey Münzstöcken u. s. f. Werden diese Schrauben angezogen, so verrichten sie ihren Druck; so wie aber die Kraft nachläÙt, gehen sie von selbst wieder zurück oder auf. . . . Wenn eine Schraube so beschaffen ist, daß ihr Reibungs-Winkel kleiner als ihr Neigungswinkel ist, so muß sie, nachdem sie *aufgedreht* worden, von selbst oder durch ihren eigenen Druck (soll heißen: durch ihr eigenes Gewicht) wieder *zugehn*.“ — Das letzte widerpricht also geradezu dem ersten; denn zuerst sagt der Vf., die Schraube gehe von selbst *auf*, und hier sagt er, sie gehe von selbst wieder *zu*. Das letzte ist indessen das Richtige, wovon man sich in jeder Münzstätte überzeugen kann. „Solche Schrauben, sagt der Vf. ferner, haben gewöhnlich 2, 3, auch 4 neben einander gehende Gewinde, und werden in allen Fällen angewendet, wo es darauf ankommt, daß das Auf- und Zudrehen schnell vor sich gehn soll.“ — Es ist ganz unmöglich, daß der Anfänger hieraus irgend eine Belehrung erhalte. Die wahre Ansicht ist vielmehr folgende: Wenn die Kurbel einer Schraube nur um einen kleinen Winkel umgedreht werden, und die Schraube dabey doch nach der Richtung der Achse der Spindel merklich fortschreiten soll (wie dieses bey den Balanciers der Münzstöcke der Fall ist, die bekanntlich geschleudert oder geworfen werden), so muß man die Weite der Schraubengänge gegen den Umfang der Spindel sehr groß nehmen. Die Schraube stellt also alsdann eine sehr geneigte schiefe Ebene dar, und geht durch ihr eigenes Gewicht ab-

wärts. Eben wegen dieser großen Weite der Schraubengänge erhält man nun auch Raum, auf der Spindel mehrere Gewinde neben einander anzubringen, welches man der Festigkeit und Sicherheit des Ganges wegen auch nie unterläÙt. — Wenn solche Schrauben von selbst wieder aufgehen, so geschieht dieses, weil bey dem durch einen Stoß oder Wurf hervorgerufenen Zudrehen eine Feder zusammengeedrückt wird, die, nachdem die Kraft des StoÙes aufgehört, die Schraube wieder zurückdreht, oder wenigstens der Kraft, die dieses bewirkt, zu Hülfe kommt. Hr. v. Gerstner hat dieses vielleicht einmal an dem Prägestock einer Münze gesehen, und verwechselt nun Alles mit einander.

Das 6te Capitel ist: *Von der ungleichförmigen Bewegung* überschrieben. Alles, was dieses Werk von der eigentlichen Mechanik enthält, ist in diesem Capitel zusammengedrängt. Hieraus allein kann man schon entnehmen, wie dürftig dieser Gegenstand behandelt ist, und wie wenig das ganze Werk den Titel: Handbuch der Mechanik verdient. Dasselbe ist eigentlich nur ein Handbuch der Statik, in welches an dieser Stelle ein Paar der leichtesten Capitel aus der Mechanik eingeschoben sind. Auch findet man von den eigentlichen Grundsätzen, worauf die Mechanik gebaut werden muß, von dem Maf der Kräfte, dem für die Maschinenlehre besonders wichtigen Unterschied zwischen absoluten und relativen Kräften u. s. f. darin fast gar nichts. Als Beweis des Galiläischen Gesetzes führt der Vf. an: da die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers von Null an in arithmetischer Reihe wachse, so könne man den Raum dadurch berechnen, daß man das Mittel zwischen der letzten und Anfangs-Geschwindigkeit als diejenige Geschwindigkeit annehme, womit der Körper sich die ganze Zeit hindurch bewegt habe. Der Vf. handelt nun noch von dem unmittelbar aus dem Galiläischen Gesetz folgenden Lehren, von der Bewegung der vertical sowohl, als unter einem schiefen Winkel geworfenen Körper (für den letzten Fall wird nicht einmal bewiesen, daß die durchlaufene Bahn eine Parabel ist), von der Bewegung der schweren Körper auf einer schiefen Ebene (wo §. 517. S. 555 in Beziehung auf die Schraube der schon oben gerügte Fehler wieder vorkommt), und endlich (§. 513—524) auch von der sogenannten Theorie der Ueberwucht. Da der Vf. die Bewegung der Pendel und die Umdrehungsbewegung überhaupt mit keiner Sylbe erwähnt hat, so konnte er die Lehre von der Ueberwucht nicht anders als auf eine höchst ungenügende Art vortragen, wie es auch wirklich der Fall geworden ist. Die Gleichung (§. 520), woraus die Bewegung der Gewichte hergeleitet wird, beruht auf gar keinem erweislichen Grunde. Das hinzuzufügende Gewicht x , welches nach der Annahme des Vfs. bloß bewegen soll, müÙte sich doch wenigstens auch selbst bewegen. Kurz der ganze Gegenstand ist unverständlich vorgetragen. Noch unverständlicher und ungründlicher ist das, was der Vf. §. 522 über die Bewegung der Schwungräder sagt, wo er nicht ein-

mal darauf Rücksicht nimmt, daß die verschiedenen Massentheilen des Schwungrades auch an verschiedenen Hebelarmen angebracht sind. Der Vf. handelt zum Schluß noch umständlich von der Wirkung des Krummzapfens, in sofern er durch menschliche Kräfte umgedreht wird. Bekanntlich läßt sich die Theorie des Krummzapfens, ohne die Infinitesimal-Rechnung oder wenigstens das unendlich Kleine zu Hülfe zu nehmen, nicht genügend erläutern. Der Vf., der den Gebrauch dieser Rechnungen im Text vermeidet, sah sich genöthigt, in einer Note seine Zuflucht zu denselben zu nehmen. Allein Rec. muß bemerken, daß ihm, die Sache praktisch betrachtet, so viel Gelehrsamkeit hier am unrechten Orte zu seyn scheint. Die Regeln, wie die menschliche Kraft mit der Geschwindigkeit abnimmt, sind noch so unsicher, daß man bey einem Haspel, statt sich in solche weilläufige Rechnungen einzulassen, weit besser thut, den vortheilhaftesten Effect durch ein Paar Versuche zu bestimmen.

Das 7te und letzte Capitel handelt von den Frachtwagen, Straßen- und Eisen-Bahnen. Der

Vf. untersucht in demselben sehr umständlich die Vortheile und Nachtheile, welche durch den verschiedenen Bau der Fuhrwerke und ihrer einzelnen Theile hervorgebracht werden, sowie auch die verschiedenen Arten von Widerstand, welche dieselben bey ihrer Bewegung auf den Straßen erleiden. Er macht dabey auch auf die leichtere Beweglichkeit der breiten Felgen vor den schmalen aufmerksam, und beruft sich in dieser Hinsicht auf die Versuche, welche der Graf von Rumford mit einem Kraftmesser angestellt hat. Der Vf. giebt als Resultat aller Untersuchungen und Erfahrungen an (dem auch Rec. unbedingt beystimmt), daß die Beweglichkeit unseres Fuhrwerks durch die Verbesserung seines Baues wohl noch ein Wenig vermehrt werden könne; daß aber große Verbesserungen hierin nur durch Verbesserung der Straßen zu erreichen sind. So sind die breiten Felgen gewiß weit mehr wegen der besseren Erhaltung der Straßen, als wegen der leichteren Beweglichkeit, zu empfehlen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Rudolstadt*, in der privilegirten Hofbuchhandlung: *Einige Meinungen, Ansichten und Maximen über das menschliche Leben, in Beziehung auf die vier Jahreszeiten.* Ein Beytrag zur Erweckung und Beförderung eines moralischen Wandels von *Johann Philipp Heintze*, einem unstudirten Landmann. 1832. X u. 154 S. 8. (12 gr.)

Vorliegendes Büchlein ist schon seines Vfs. wegen einer Beachtung werth. Wenn man von dem romantischen Schwarzburg an das Thal an den Ufern der Schwarzza hinauf weiter verfolgt, gelangt man nach einigen Stunden zu einem kleinen Dörfchen an der Straße nach Katzhütte, welches den poetischen Namen *Blumenau* führt. Wer von Hunger oder Durst gequält hier in dem Gasthof einkehrte, der fand nicht nur, wonach sein Magen verlangte, einen guten Imbiss und ein treffliches Glas Bier, sondern auch einen gar freundlichen, wohlunterrichteten Wirth, der bey einer etwas näheren Bekanntschaft sich als einen Mann, der viel gelesen, nachgedacht und selbst erfahren hatte, darstellte. Rec. denkt noch mit Vergnügen daran, wie er dessen Bekanntschaft machte, und manches Interessante über die Lage der Thüringer Waldbewohner von ihm erfuhr. Dieser Mann, der seine ganze Bildung, den ersten Schulunterricht abgerechnet, nur seinem eigenen Nachdenken und dem Lesen guter Bücher verdankt, übergiebt nun, selbst im Herbst seines Lebens, einige Meinungen, Ansichten und Maximen über das menschliche Leben zur Beförderung eines moralischen Wandels, als die Frucht seiner vieljährigen Erfahrung und seiner Geistesentwicklung, dem Publicum. Diese Meinungen und Ansichten enthalten recht viel Gutes und Schönes, und ihre ganze Tendenz ist nur lobenswerth; aber die Sprache ist zu geziert, zu gesucht und mit Bildern überladen, manchmal sehr schwülstig. Der Vf. gefiel sich in diesen laub- und blumenreichen Sprachwindungen, und konnte vieler Reminiscenzen aus den gelesenen Büchern nicht los werden. Wir führen, daß der Leser selbst urtheile, eine kurze Stelle an; S. 19

heißt es: „Gleich einem kleinen Bache, wo von der Welt nichts wissend die blauen Augen der Vergißmeinnicht sich in dem Wasserpiegel besehen, und mit Frühlingslächeln noch so manche andere Kinder der Natur an beiden Ufern sich gegenfeitig küßend berühren — gehen unter Spiel und Scherz unsere ersten und frohesten Stunden des Lebens dahin. Aber mit dem Eintritt in die Schule schwindet allmählich das Zauberland des Glücks“ u. s. w. Auch vermißt Rec. in dem Abschnitt: „Des Lebens schöne Sommerzeit“ jede Hinweisung oder Andeutung auf das, was der Mann als Staatsbürger, als Glied der großen gesellschaftlichen Kette, für eine Stellung behaupten soll: ein Thema, das der Vf. um so weniger hätte übergehen sollen, da es ihm weder an gefunden Ansichten darüber, noch an mancherley gesammelten Erfahrungen fehlt. Wir wünschen, dem gut gedruckten und schön ausgerüsteten Büchlein viele Leser.

H. v. M.

Ulm: Ueber die Bildung eines Vereines für die kirchliche Aufhebung des Cölibatsgesetzes. Von einem katholischen Geistlichen in Württemberg. 1831. 39 S. kl. 8.

Ueber den Verein katholischer Geistlichen in Württemberg, zur Aufhebung des Cölibats, haben sich unsere Leser ohne Zweifel aus anderen Blättern bereits genauer unterrichtet. Vorliegendes, ziemlich gut, klar und gründlich verfaßtes Schriftchen hatte sich nach der Absicht jenes Vereines zum Zweck gesetzt, seine Gedanken über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Cölibats und über die an jenem Vereine zu hoffenden Früchte für die Emancipirung katholischer Geistlichen ernst, männlich und freymüthig anzusprechen, um der Entstellung und Schmähung jenes Vereines wo möglich zuvorzukommen. Da der Vf. selbst Mitglied desselben und ein sehr gebildeter Mann ist, so können wir auch seine Schrift katholischen Laien, für die sie zunächst bestimmt ist, mit Recht empfehlen. Möchte nur der genannte edle Bund sein schönes Ziel auch erreicht haben!

Sch. r.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

M E C H A N I K.

PRAG, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*, von Franz Joseph Ritter von Gerstner u. s. w., herausgegeben von Franz Anton Ritter von Gerstner u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das größte Interesse indessen erhält dieses Cap. durch die genaue Beschreibung der Eisenbahnen und aller dazu gehörigen Apparate, welche noch durch sehr deutliche und gute Kupfer erläutert ist. Nach einer kurzen Erzählung der Geschichte der Eisenbahnen (§. 552) bemerkt Hr. G. (§. 553), man könne alle Eisenbahnen in drey Gattungen theilen. Bey der ersten Gattung (*railroads*), welcher man in England jetzt durchaus den Vorzug giebt, hat jedes Rad, um nicht von der Bahn abzugleiten, an der inneren Seite einen hervorstehenden Rand. Bey der zweyten Gattung (*tramroads*) hat zu dem nämlichen Zweck jede Schiene der Eisenbahn selbst an der äußeren Seite einen hervorstehenden Rand. Das Formen der Schienen wird dadurch beschwerlicher; allein die Räder sind auch auf jeder gewöhnlichen Bahn brauchbar. Als dritte Gattung von Eisenbahnen unterscheidet der Vf. den von Palmer erfundenen Schienenweg. Bey demselben gehen auf einer erhöhten eisernen Stange oder Schiene zwey zusammenverbundene Räder hinter einander, und zwey Wagen oder Kasten hängen (etwa wie bey dem künstlichen Balanceur) zu beiden Seiten herab, so dass der gemeinschaftliche Schwerpunkt unter die Eisenbahn fällt. Diese letzte Art ist noch wenig ausgeführt, und hat nach Hn. G's. Angabe in England wenig Beyfall gefunden, obschon sich das Fuhrwerk auf derselben am leichtesten bewegt. Was nun noch die Beschreibung der einzelnen Theile betrifft, so muss Rec. durchaus auf das Werk selbst verweisen, da er, wenn auch der Raum es hier erlaubte, sich doch ohne Kupfer nicht deutlich machen könnte. Er bemerkt also hier nur im Allgemeinen, dass die von dem Vf. gegebene Beschreibung von selbst den Beweis liefert, dass er nicht nachschreibt, sondern Alles an Ort und Stelle mit eigenen Augen gesehen und untersucht hat. Darum hat sowohl seine Beschreibung, als die Zeichnungen, womit er sie begleitet, den höchsten Grad von Deutlichkeit. Rec. muss dieses noch insbesondere von der Art, wie der Vf. die Verbindung der Hauptbahn mit den Nebenbahnen an den Ausweicheplätzen darstellt, rühmen. Auch die verschiedenen Verfah-

rungsarten, wenn Eisenbahnen über Höhen geleitet werden müssen, erklärt der Vf. umständlich, wobey er noch (S. 622) den von dem Schiffsbaumeister Morton in Edinburg erfundenen Apparat zum Herausziehen der Seeschiffe näher beschreibt. Bey der außerordentlichen Genauigkeit und Vollständigkeit, womit der Vf. den Bau der auf den Eisenbahnen gebräuchlichen Frachtwagen beschreibt, ist es zu bedauern, dass er die Beschreibung der durch Dampf getriebenen Schnellwagen übergangen hat. (Von den zum Transport von Kohlen bestimmten Wagen, die durch Dampf getrieben werden, findet sich in diesem Capitel sowohl die Beschreibung, als Zeichnung.) Bekannt waren ihm jene gewiss; denn er führt S. 10 an, dass während seiner Anwesenheit in England der schnellste Dampfwagen auf der Bahn zwischen Liverpool und Manchester bey einer Weltfahrt 45,23 österr. Fufs in der Secunde abgemacht habe. Doch vielleicht holt er dieses im zweyten Theile nach. Ausser der Beschreibung der Eisenbahnen theilt der Vf. noch umständliche Nachrichten von den Kosten des Baues und der Fracht auf denselben mit, welche für diejenigen, die ähnliche Werke in unserem deutschen Vaterlande zu unternehmen beabsichtigen, gewiss nicht ohne Interesse seyn werden. — Er bemerkt S. 644, dass die Eisenbahnen dadurch, dass die Schienen derselben nicht mehr von Gufseisen, sondern von gewalztem Eisen verfertigt, und weit besser verbunden und richtiger gelegt werden, sowie durch Härtung der Achsen und der Randkränze der Frachtwagen, in England selbst noch in den allerneuesten Zeiten ganz ausnehmende Verbesserungen erhalten haben, so dass ein Pferd bey dieser besseren Einrichtung fast das Doppelte von dem zieht, was es noch vor 10 Jahren zu ziehen vermochte. Auf einer horizontalen Bahn soll ein Pferd unbedenklich ein Gewicht von 160 bis 180 österr. Centner zu ziehen im Stande seyn. Die Richtigkeit dieser Angabe erhellt auch daraus, dass an Stellen, wo die Eisenbahn um $\frac{1}{25}$ der Länge Fall hat, die Wagen von selbst herabgehen, so dass man die Pferde ausspannt, und sie in einem flachen und niedrigen, an den eigentlichen Wagen angehängten Fuhrwerke nebst den Wagen herabfahren lässt. Der Widerstand beträgt also nur $\frac{1}{25}$ des aufgeladenen Gewichtes, so dass ein Pferd, um eine Ladung von 160 — 180 Centner auf horizontaler Bahn fortzuschaffen, nur eine Zugkraft von einem oder einem und einem Achttheil Centner auszuüben braucht, wozu es ohne Zweifel fähig ist.

M m m

Rec. will zum Schlusse noch eines in diesem Capitel (S. 645) angeführten Versuches, der von einem Hn. Roberts in Manchester herrührt, erwähnen, da er für Physiker vielleicht nicht ohne Interesse ist. Bekanntlich ist schon lange die Frage aufgestellt worden, ob die Grösse der Reibung mit der Geschwindigkeit zunehme. Die Frage ist, wie man weiß, durch *Coulombs* Versuche (wenigstens in Beziehung auf Holz und Metall) verneinend entschieden worden. Allein der von ihm gewählte Apparat scheint, besonders der kurzen Dauer der Versuche wegen, kein unbedingtes Zutrauen einzuflöslen. Roberts stellte einen kleinen Eisenbahnwagen mit seinen Rädern auf die Peripherie eines grossen verticalen eisernen Rades. An den ersten befestigte er ein horizontales Seil, und verband dasselbe mit einem Kraftmesser. Als er nun das grosse Rad umdrehte, so zeigte der Kraftmesser bey jeder Geschwindigkeit des Rades dieselbe Zahl von Graden.

C. a. N.

BERLIN, b. Rücker: *Theorie des Neubaues, der Herstellung und Unterhaltung der Kunststrassen*; von Franz Anton Umpfenbach, königl. preuss. Regierungs- und Bau-Rathe und commissarischem Obergeometer des rheinisch-westphälischen Katasters u. s. w. Mit einem Atlas von 12 Kupfertafeln. 1830. XVII und 376 S. 8. (4 Thlr.)

Der Vf., ein geborener Rheinländer, aber in der alten polytechnischen Schule zu Paris gebildet, fungirte noch vor einigen Jahren als Inspector des Wegebauwes im Regierungsbezirk Coblenz (jetzt ist er Regierungs- und Bau-Rath in Düsseldorf); die meisten Strassen jenes Regierungsbezirks haben unter seiner Leitung ihre Anlage oder doch wesentliche Verbesserungen erhalten. Wer diesen Regierungsbezirk bereist hat, weiß, wie gerade in demselben sich der Strassenbau ganz besonders auszeichnet; und obgleich ein Theil dieser Vortrefflichkeit auf Rechnung der ganz vorzüglichen Materialien zu setzen ist, welche diese Gegend in grosser Fülle und Mannichfaltigkeit darbietet, so machen solche doch für sich keine zweckmässig angelegten und guten Strassen, und das Verdienst des Baumeisters bleibt dabey nicht minder anzuerkennen. Rec. schickt dieses nur voraus, um darzuthun, das das vorliegende Werk von einem recht bewährten Praktiker herrührt, der darin seine vielseitigen Erfahrungen gesammelt, und geleitet und unterstützt von recht tüchtigen theoretischen Kenntnissen und Grundsätzen, niedergelegt hat.

Der Umstand, das die Lehre vom Auffuchen der Strassenlinien zu den Entwürfen der Neubauten in den Werken über Strassenbau nicht in solcher Ausdehnung und Bestimmtheit vorgetragen ist, damit ein Baumeister sich aus ihnen so weit unterrichten kann, um auf einem etwas schwierigen Terrain die

zweckmässigste Linie aufzufinden: — dieser Umstand sey es, so sagt der Vf. in dem Vorworte, welcher ihm die Veranlassung gegeben habe, sich seit geraumer Zeit damit zu beschäftigen, diesem Theile des Strassenbaues eine geognostische Grundlage zu verschaffen, aus welcher die Lösung dieser Aufgabe in einzelnen Fällen hervorgehe. Diese, sowie die Ausarbeitung der Entwürfe, bilde nun den Hauptgegenstand des Werkes. Sein Stoff habe sich aber während der Bearbeitung mehr ausgedehnt, als er erwartet habe, und so sey diese zu einer vollständigen Theorie des Strassenbaues angewachsen, in welcher er dasjenige vorgetragen, was er durch seine Erfahrungen in den verschiedenen Theilen des Strassenbaues als das Zweckmässigere erkannt habe. In vielen Grundsätzen der Strassenunterhaltung stimmt der Vf. — wie er selbst gesteht — mit denjenigen überein, welche Arnd in seinem bekannten Buche aufgestellt hat.

Das Werk des Hn. Umpfenbach ist mit ungemeinem Fleisse, vieler Gelehrsamkeit und daneben doch wieder so praktisch klar ausgearbeitet, das Rec. es nicht allein als einen reellen Gewinn für die Literatur des Faches betrachten möchte, sondern kühn behaupten kann, das es bey Weitem alles übertrifft, was in ähnlicher Art früher geleistet war. Der Wegebaumeister wird sich über unzählige Dinge daraus des trefflichsten Rathes erholen können, den er vergebens in älteren Werken suchen würde. Ueberall trifft man darin auf neue Gesichtspuncte, die aber immer so natürlich und einleuchtend sind, das man sich in der That wundern möchte, warum solche nicht längst in gleicher Weise aufgefasst und dargestellt seyen. Viele derselben wurden auch theilweise wohl von manchen Praktikern, ihnen aber selbst meist nicht völlig klar bewußt, berücksichtigt, und freuen werden sich dieselben daher gewiss, wenn sie neben dem allgemein Bekannten noch viel Anderes hier mit Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen und angeeignet geordnet in einem übersichtlichen System aufgestellt finden werden, welches früher vielleicht nur dunkel in ihrem Sinne angedeutet gelegen haben mochte. Jedem Cameralbeamten, welcher berufen ist, die Zweckmässigkeit von Wegeanlagen aus dem höheren Standpuncte zu prüfen, wird das Werk nicht minder in vielen Fällen höchst dienlich werden, um die in Betracht kommenden Verhältnisse, deren Abwiegung und Werthschätzung gegen einander oft so ungemeyn schwierig erscheint, mit erforderlicher Klarheit übersehen zu können. Wollte Rec. in das Einzelne der trefflichen Arbeit eingehen und das Neue in derselben besonders herausheben, so müßte er bey Weitem die Grenzen des Raumes überschreiten, welcher ihm zu solchem Zwecke hier gestattet seyn kann. Er beschränkt sich daher um so lieber darauf, nur eine Uebersicht der Haupttribunen zu geben, als er überzeugt ist, das jeder Fachverwandte, der das Buch einmal kennen gelernt hat, sich desselben als eines unumgänglich

nöthigen Hülfsmittels fortwährend bedienen, und ihm einen festen Platz neben den Logarithmen-Tafeln und anderen gar nicht zu entbehrenden Büchern unmittelbar bey seinem Arbeitstische einräumen wird.

Das Werk handelt: *Erster Abschnitt*: Bestimmung der Straßenlinien im Allgemeinen. I *Capitel*: Geognostische Vorkenntnisse, welche eine unmittelbare Beziehung auf den Straßenbau haben. II *Capitel*: Ueber Fuhrwerke. III *Capitel*: Ueber Straßengefälle. *Zweyter Abschnitt*. Entwerfung der Straßensysteme. I *Capitel*: Bestimmung der allgemeinen Richtung der Straßen. II *Capitel*: Bestimmung der einzelnen Straßensystemen. III *Capitel*: Querprofile der Straßen. IV *Capitel*: Von versteinerten Fahrbahnen. V *Capitel*: Von Pflasterungen. VI *Capitel*: Von Brücken und Canälen. VII *Capitel*: Anfertigung des Projects des Straßensystems. *Dritter Abschnitt*. Ausführung der Neubauten und der Herstellung und Unterhaltung der Straßen. I *Capitel*: Ausführung der Erdarbeiten der Neubauten. II *Capitel*: Ausführung der Versteinerungen und Pflasterungen. III *Capitel*: Ausführung des Mauerwerks. IV *Capitel*: Vorrichtungen zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Reisenden. V *Capitel*: Herstellung verdorbener Straßen. VI *Capitel*: Unterhaltung der Straßen. VII *Capitel*: Anfertigung von Kostenanschlägen. VIII *Capitel*: Ausführung der Straßenarbeiten. — *Anhang*: Ueber die Zugkraft der Fuhrwerke auf geneigten Ebenen; Querprofil der Straßen; über Kreisbogen, welche die Richtung gerader Straßen verbinden; genaue Berechnung des Cubikinhalts des Auf- und Abtrags; Vergleichung der Resultate, wenn man die Auf- und Abträge nach der genauen Formel und nach der Annäherungs-Formel berechnet; über die Form der Serpentinien. *Beylagen*: Preistabelle; Anschlag eines Neubaus; Anschlag der Pflasterreparaturen; Anschlag einer Materialienlieferung zur Straßunterhaltung; Anschlag über verschiedene Reparaturen; allgemeine Versteigerungs-Bedingungen; Bedingungen für Erd- und Felsen-Arbeiten und für die Materialienlieferung zu einem Neubau; Bedingungen für die Lieferung der Materialien zur Reparatur des Pflasters; Bedingungen für die Lieferung der Materialien zur Unterhaltung der Straßen. — Diese schematisirten, ungemein genau ausgeführten und besonders den königl. preussischen Verwaltungs-Grundsätzen angepaßten Beylagen erhöhen sehr die praktische Brauchbarkeit des Buches, welches sich dadurch noch besonders mit nützlich macht für die untergeordneten Beamten in der Wegebau-Partie.

Der dem Werke beygefügte Atlas von 12 Folio-Kupfertafeln ist zwar im Aeußeren nicht sehr luxuriös ausgestattet, aber die Bilder sind hinreichend klar und deutlich; sie erfüllen ihren Zweck vollkommen. Das Buch selbst ist auf weißem Papier gut gedruckt.

H. II.

NATURGESCHICHTE.

DRESDEN und LEIPZIG, b. Arnold: *XIX Tabulae anatomiam Entozoorum illustrantes, congestae, necnon explicatione praeditae ab Eduardo Schmalz, Dr. philosophiae, medicinae et chirurgiae, Medico practico etc. 1831. VI u. 60 S. 4. (2 Thlr. 12 gr.)*

Der Vf., welcher dieses Feld der Zoologie mit besonderer Neigung bearbeitet, und schon vorthellhaft durch seine kleine Schrift: *de Entozoorum systemate nervoso*, bekannt ist, hatte den Vorsatz, alles über die Anatomie und Physiologie der Entozoen hier und da zerstreute in ein eigenes Werk zu vereinigen, und es auf diese Weise namentlich den Anfängern (leider auch wohl dem Manne vom Fach!) zugänglicher zu machen, da so Wenigen die Möglichkeit gegeben ist, einen großen literarischen Apparat anzuschaffen, und aus den Quellen zu studiren. Eine Reise hinderte die Ausführung, und es erschien nur jenes Werkchen über das Nervensystem, welches lebhaft bedauern läßt, daß dem Vf. die Muse fehlte — und noch fehlt, um das Ganze zu geben, von dem wir hier abermals nur einen Theil — die Tafeln mit den Abbildungen und kurzer Erklärung, erhalten. Unterstützt haben dabey den Vf. *Nitzsch, Sam. Thom. von Sömmering* und *Fischer* (Verfasser der Zoologie) in Wien. Nach der Vorrede folgt ein Index der Werke, aus welchen die Abbildungen entlehnt sind.

Indessen enthalten die Tafeln auch mehreres, nach Originalzeichnungen Abgebildete, und auch der Text, obgleich eigentlich nur kurze Erklärung, bringt doch manches Neue, besonders in eingestrenten Notizen. Von dem Stich der Tafeln ist es genug gesagt, wenn wir Hn. *Schröter* in Leipzig als den Verfertiger nennen; seine Manier und Genauigkeit ist bekannt. Aber die Abdrücke sind nicht immer zu loben; der Drucker scheint die Behandlung nicht recht verstanden zu haben, was auch der Duft auf den Abdrücken beweist; er hat wahrscheinlich kalt gedruckt, wodurch Manches nicht recht gekommen ist; er hat deshalb noch einmal durchlaufen lassen, und so sind Verrückungen entstanden, matte Stellen, die lediglich der Drucker zu verantworten hat.

Um den Werth des Werkes zu zeigen, wollen wir eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben.

Tab. I. Cystica. fig. 1—6 Echinococcus hominis. — fig. 7 E. veterinorum. — fig. 8—13 Coenurus cerebralis. fig. 14—17 Cysticercus pileatus. — Tab. II. Cystica. fig. 1—7 Cysticercus cellulosa. fig. 8—9 C. fasciolaris. fig. 10 C. tenuicollis. fig. 11—12 C. longicollis. fig. 13—14 Anthocephalus macrourus. — Tab. III. Cestoidaea. fig. 1—15 nach Originalzeichnungen von Nitzsch. fig. 1—6 Taenia villosa, aus den Eingö-

weiden von *Otis tarda*. fig. 7—11 *T. Himantopodis melanopteri*. fig. 12—15 *T. Lari ridibundi*. fig. 16 Glieder von *T. sinuosa*. — Tab. IV. *Cestioidea*. fig. 1—5 Köpfe verschiedener Tänien nach *Creplin*. fig. 6—14 Köpfe und Glieder verschiedener Arten *Botriocephalus*, nach *Leuchart*. fig. 15 pars *Ligulae sparfae*. fig. 16—17 Glieder von *Botr. punctatus*. fig. 18—26 Eyer verschiedener Tänien. — Tab. V. *Cestioidea*. fig. 1—8 *Botriocephalus latus*. fig. 9—17 *Taenia Solium*. — Tab. VI. *Trematoda*. fig. 1—6 nach Originalzeichnungen von *Wilhelm Sömmering*, mitgetheilt von dessen Vater. fig. 7—9 nach Originalzeichnungen *Zehners*, unter *Bremser's* Augen nach dem Leben gefertigt, von *Fischer* mitgetheilt. — fig. 1—9 *Monostoma faba*, *Bremser*. Aus Tuberkeln an den Schenkeln von *Parus major*, einer Caffeebohne ähnlich, zuerst gelöst, dann noch bey *Sylvia sibilatrix*, *Motacilla boarula* gefunden. Ganz eigenthümlich ist es, daß der Wurm seinen ganzen Darmcanal aus dem Leibe treten läßt, und auch wieder einzieht, auch daß immer zwey Würmer mit den platten Seiten an einander in einem Tuberkel liegen. Weitläufiger beschrieben, wobey ein Auszug eines Briefes von *Bremser* an *Sömmering*, über dessen traulichen Stil man sich freuen muß. — fig. 10—12 *M. tenuicolle*. — Tab. VII. *Trematoda*. fig. 1—10 *Distoma hepaticum*. fig. 11—13 *D. lanceolatum*. fig. 14—18 Eyer verschiedener Arten von *Distoma*. — Tab. VIII. *Trematoda*. fig. 1—3 *Distoma Lucii*. fig. 4—10 *Amphistoma subtriquetrum*. fig. 11—16 *Holostomum serpens*. — Tab. IX. *Acanthocephala*. — *Echinorhynchus Gigas*. — Tab. X. *Acanthocephala*. fig. 23—32 *Ech. Gigas*. fig. 33—34 *Ech. major*. fig. 35—36 *Ech. caudatus*. — Tab. XI. *Acanthocephala*. fig. 1—6 *Ech. Proteus*. fig. 7. a. b. *Ech. macrocanthus*. fig. 7.

c. *Ech. polymorphus*. fig. 8. a. *Ech. compressus*. fig. 8. b. *Ech. nodulosus*. fig. 9 *Ech. moniliformis*. fig. 10 *Ech. caudatus*. fig. 11 *Ech. plagicephalus*. fig. 12 *Ech. pyriformis*. fig. 13 *Ech. sphaerocephalus*. fig. 14 *Ech. hystrix*. — Tab. XII. *Acanthocephala*. *Echinorhynchus porrigens*. — Tab. XIII. *Nematoidea*. — *Ascaris lumbricoides*. — Tab. XIV. *Nematoidea*. *Asc. lumbricoides*. — Tab. XV. *Nematoidea*. *Ascaris lumbricoides*. Sämtliche Abbildungen nach *Cloquet*. — Tab. XVI. *Nematoidea*. fig. 37—47 *Ascaris lumbricoides*, nach *Bojanus* (in der *Isis* von *Oken*). fig. 48 *Asc. acus*. — Tab. XVII. *Nematoidea*. fig. 1—4 *Ascaris vermicularis*. fig. 5—7 *Asc. (Hedruris) androphora*. fig. 8—9 *Asc. oxyura*. fig. 10—12 *Asc. tetraptera*. fig. 13—16 *Asc. semiteres*. — Tab. XVIII. *Nematoidea*. fig. 1—6 *Ascaris reflexa*. fig. 7—9 *Trichocephalus dispar*. fig. 10—15 *Strongylus armatus*. fig. 16 Eyer von *Strongylus elegans*. — Tab. XIX. *Nematoidea*. *Strongylas Gigas* nach *Rudolphi* und *Otto*.

Wenn nach dieser Aufzählung man auch hie und da noch Lücken bemerkt, die ohne große Schwierigkeit zu ergänzen gewesen wären, so ist doch das Ganze eine höchst dankenswerthe, Vielen gewiß sehr willkommene Arbeit, und man muß nur wünschen, daß dem Vf. Muse werde, nicht allein jene Lücken auszufüllen, sondern noch mehr den ausführlicheren Text ans Licht treten zu lassen.

Druck und Papier sind sehr zu loben, wie man beides von der Verlagshandlung — was ihr sehr zum Ruhme gereicht — nicht anders gewohnt ist. Der Preis ist bey den vollen Tafeln nicht zu hoch, zumal wenn man die wenigen Abnehmer bedenkt.

— 2 —

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Berlin, b. Hirschwald: *Chr. Wilhelm Hufeland*. Ein Rückblick auf sein siebenzigjähriges Leben und Wirken, bey dem 12 August 1832. Von Dr. Joh. Jac. Sachs. Zum Besten des Hufeland'schen Vereins für hilfsbenöthigte Aerzte. 1832. 54 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. hat dem hochverdienten Manne, der in dieser, an seinem 72sten Geburtstage erschienenen Schrift gefeiert wird, kein unwürdiges Denkmal errichtet. Wenn man auch hie und da eine größere Enthaltfamkeit von den zu gehäuften Superlativen i. dem Lobe des Ge-

feierten und seiner Verwandten, und überhaupt der allzu pretiösen Schreibart mehr Einfachheit und Würde wünschen möchte: so ist es doch sehr interessant, des vielseitigen und langjährigen Wirkfamkeit *Hufeland's*, seiner Schriften und Lehren, in chronologischer Folge, mittelst dieser lehrreichen Relation sich zu erinnern. Möchte dem Freunde und ehemaligen Collegen *Hufeland's*, dem verewigten *Loder*, bald ein ähnliches Denkmal gewidmet werden!

N. v. G.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

INDISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Dümmler: *Brahma - Vaivarta - Purani Specimen*, edidit, interpretationem latinam adjecit et commentationem mythologicam et criticam praemittit A. F. Stenzler. 1829. 54 S. (16 gr.)

Diesem Versuche über zwey Capitel aus dem angegebenen Puranen geht eine kurze Einleitung voraus, in welcher zuvörderst das bereits in Europa schon im Sanskrit Erschienene gepriesen, den Puranen aber ein untergeordneter Werth beygelegt wird. Die zwey hier in Uebersetzung und Anmerkungen gegebenen Capitel enthalten den Ursprung der sieben Oceane und die Ursache, warum *Krischna* mit *Hadhā* auf die Erde herabstieg. Ueber diesen Puranen kann der Vf., nach seiner eigenen Angabe, nicht viel sagen, weil in Berlin nur die 4te Section desselben vorhanden ist, und sonst kein Codex ihm zu Gebote stand. Dieser ganze Purane wurde von *Suta* erzählt, welcher ihn von *Vjāsa* selbst gehört haben will. Demnach müßte er sehr alt seyn, wenn *Suta* ihm nämlich zugleich auch abgefaßt hätte. Uebrigens ist er dem Stile nach wohl nicht in jenes Alter hinaufzurücken, aber dennoch älter, als die späteren, philosophisch reflectirenden, Werke, welche sich so angehäufte Zusammenstellungen bedienen. — Der Vf. führt ferner an, daß im ersten Capitel der 4ten Section *Naradus* den *Narajana* also anrede: „*Jam antea narrata est sectio de Brahmane; tum ipse a te audiui sectionem de Natura, et Ganēso. Nunc vero narrare velis praestantissimam illam sectionem de Natālibus Krischni*“ etc. — Wir bedauern mit dem Vf., daß ihm die drey vorausgehenden Sectionen fehlten, und er so seinen Wunsch, diesen ganzen Puranen herauszugeben, nicht erfüllen konnte. Besonders wäre es wichtig, die 2te Section, *von der Natur*, näher zu kennen. Ueberhaupt ist zu beklagen, daß die sanskritischen Naturwissenschaften, und was damit mehr oder minder in Beziehung steht, wie z. B. die Medicin, nirgends aus ächten Quellen bearbeitet wird, eine Sphäre, die gewiß beträchtliche Ausbeute in der Sanskritliteratur gäbe; und für die Geschichte der Natur höchst wichtig wäre. Und in diesem Betrachte wäre gewiß, schon dieser 2ten Section dieses Puranen wegen, wünschenswerther gewesen, der Vf. hätte alles vollständig mittheilen können, als bloß die puranischen Mythologien, die nicht sonderlich poetisch sind. Ja, wäre diese puranische Naturansicht selbst mythisch, so wäre sie

J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

doch geschichtlich von großem Werthe. — Die zwey vom Vf. ausgehobenen Capitel wären aber, so aus allem Zusammenhange herausgerissen, ganz unverständlich geblieben, wenn derselbe nicht in eben dieser Einleitung das Vorausgehende nachgeholt hätte. Mit Recht findet er, daß das Gesetz des *Sloka - Metrums* noch nicht vollständig aufgestellt werden konnte, führt aber dennoch Stellen dieses Puranen an, deren Metrum ihm von dem antikerem Sloke abzuweichen scheint. Was den Originaltext des Berliner Manuscripts selbst betrifft, so ist es schon unangenehm, bengalische Charaktere vor sich zu haben; dazu kommt noch, daß jenes Manuscript sehr nachlässig geschrieben ist, so daß der Vf. oft auf Schwierigkeiten bey der Kritik und Uebersetzung stoßen mußte. — Die kritischen Anmerkungen des letzten beurkunden viel philologisches Talent überhaupt, und besonders Sprachfertigkeit, um so mehr, da er es mit einem so verdorbenen Codex zu thun hatte, wo bald ein *Anusvara*, bald ein *Vjārga*, bald ganze Sylben fehlten oder fehlerhaft geschrieben wären, vieler anderer Hindernisse nicht zu gedenken. Man muß die Schwierigkeiten, die verdorbene Manuscripte überhaupt in allen Sprachen darbieten, kennen, um das Verdienst des Vfs. gehörig zu würdigen.

Cap. I. Sl. 1. b. *Vidhāja* mit *jan jan* ist hier leicht zu construiren, wenn man den rechten Sinn dieser Stelle kennt. Dieses doppelte Relativ bezieht sich nämlich auf *Svālayan*. *Svālaya* ist *proprium domicilium*, d. h. die dem *Krischna* eigene Wohnung, d. h. sein incarnirter Körper. Er selbst ist aber Macher und Eingeher in seinen incarnirten Körper. Wörtlich: „*Welche Verkörperung der Göttliche geschaffen, und (in) welche er eingewandert ist.*“ Daß das Relativ zweymal steht, zeigt seine Abhängigkeit von *Vidhāja* und *Dschagāma* zugleich an; denn dieser Accusativ *Svālayan* mit seinem Relativ wird sowohl von dem indeclinablen Particip *Vidhāja*, als von dem Präteritum remotum *Dschagāma* regiert, eine im Sanskrit nicht so seltene Art zu construiren. Und was die *Participia praeterita indeclinabilia* betrifft, die immer auf *tvā* oder *ja* ausgehen, so haben sie immer active Bedeutung, regieren den *Casus*, den ihr *verbum finitum activum* regiert, und sind nirgends Gerundien, nirgends Supinen, nirgends passiv zu fassen, oder was für eine Proteusgestalt man ihnen sonst noch angefonnen hat. Nach dieser Constructionsweise ist dann das folgende *Sarvan* leicht zu verstehen; wiewohl es sich auf mehrere Dinge bezieht, so kann es doch, dem lateinischen Sprachge-

brauche entgegen, im Neutrum des Singulars stehen. Sl. 5. b. Die vom Vf. vorgeschlagene Leseart *Sāpāt tasjā* ist scharfsinnig, und wir würden kein Bedenken getragen haben, solche in den Text aufzunehmen, denn *tasja*, auf *kalahas* oder auf *Dāmā* bezogen, will mit *babhūva* keinen erspriesslichen Sinn geben. — Sl. 9. a. Die Leseart *Īschanae manjae* ist der Conjectur des Professors Bopp vorzuziehen, weshalb sie auch der Vf. beybehalten zu haben scheint, denn: „in einem Augenblicke denke ich mir eine hundert-zeitalterige Zeit“ ist etwas Anderes, als: „augenblicklich (in einem Augenblicke) ist eine solche Zeit.“ Den natürlichsten Sinn gäbe der Accusativ als *Īschanan*, so daß der folgende Accusativ als Apposition erschiene, nämlich: „einen Augenblick halte ich (kommt mir vor wie) für eine hundertzeitalterige Zeit.“ Cap. II. Sl. 35. b. *tan tuschto babhūva*, wörtlich: *er wurde über sie erfreut*. Der Accusativ kann hier ungezwungen von *tuschto* regiert seyn, in der Art, wie wenn man sagt: *Pitaran Kama*, die Liebe zu dem Vater. Ein Zeitwort, welches die eifernteste Beziehung einer Handlung oder Leidenschaft auf einen anderen Gegenstand hat, kann im Sanskrit den Accusativ regieren. — Oft hat der Vf. mit einer kleinen, aber scharfsinnigen Veränderung des nachlässig geschriebenen Textes den Sinn herzustellen gewußt, z. B. Cap. I. Sl. 7. b. Cap. II. Sl. 21. a. 34. b. u. a. m. Zuweilen sind aber auch kritische Bemerkungen gemacht worden, die gerade nicht nöthig gewesen wären, z. B. Cap. I. Sl. 12 a., wo eben so gut *asti* u. f. w., als *nivartatae* darunter verstanden werden kann. Eben so ist es nicht nöthig, *Isvara* bey einem Infinitiv mit dem lateinischen *par*, *idoneum* oder *valere* zu übersetzen; denn man kann auch in der deutschen Sprache sagen: „Wer ist Herr, dich zu tadeln?“ statt: „Wer kann dich tadeln?“

Die Uebersetzung selbst verdient alles Lob. Sie ist mit wenigen Ausnahmen, die wegen Incorrectheit des Textes unvermeidlich waren, so ziemlich dem Indischen nachgebildet, und durchaus in klarem Latein gegeben. Nach Bopp möchten wir dem Vf. die größte Fähigkeit zugesprechen, Sanskrit-Gedichte im Latein wieder zu geben. Wir könnten zum Beweise unserer Behauptung viele Stellen ausheben, wählen jedoch, der Raum-Ersparung wegen, nur Eine: Cap. I. Sl. 9. b. *tvajā vinā Katham ahan dharischjāmi Svadschivanam — Īschanae manjae satojugam Īālam nātha tvajā vinā.* Lateinisch: *Quomodo sine te vitam sustentabo? Sine te, Domine, vel momento, quasi centum aeva tempus videtur.* Der Stil des Originals wird durch einfaches und verständliches Latein möglichst erreicht, so daß Nichtkenner des Sanskrit nicht nur etwas vom altindischen Sprachbaue ahnen, sondern auch den Sinn des Originals in der Uebersetzung erkennen können. — Was die Art der Trennung der Sanskritwörter betrifft, so sind wir mit dieser neuen Willkühr nicht zufrieden, wissen aber wohl, daß eine höhere Sanskrit-Auctorität diese Art zu trennen autokratisch geboten hat, so daß die Sanskrit-Unterthanen sich willig fügen mußten.

Der Sanskritsprache sind dadurch fremde Zeichen aufgedrungen; und wenn solche Willkürlichkeiten künftig noch weiter gehen, so möchte der seither geduldige *Ganāsa* doch endlich seinen Rüssel abwenden, und das *Daevanagari* für *Mletschanagari* erklären.

Dieser kurze Versuch, der uns von des Vfs. kritischem und hermenentischem Sprachtalente hinlängliche Bürgschaft giebt, läßt wünschen, daß derselbe uns fortgesetzte Arbeiten der Art mittheilen möge.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig; besonders rein sind die lateinischen Typen. H.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) CARLSRUHE, b. Groos: *Lehrgang des Lautierunterrichtes in Verbindung mit dem Schreiben nach geistbildenden Grundsätzen*; nebst einem Lautierwörterbuch und einer Anleitung zu den ersten Stimm- und Reihen-Uebungen. Bearbeitet von Professor *W. Stern*, Lehrer am evangelischen Schullehrerseminar zu Karlsruhe. 1832. XIX u. 32 S. 8. (12 gr.)
- 2) Ebendaf.: *Freye Sprech- und Aufschreib-Uebungen*, als Vorbereitung zur Entwicklung des Redevermögens und der Aufsatzbildung. Bearbeitet von Prof. *W. Stern* u. f. w. 1832. XX und 96 S. 8. (10 gr.)
- 3) Ebendaf.: *Begründung, Unterscheidung und Uebung der ersten und wesentlichen Sprachbegriffe*, als Vorschule zur deutschen Sprachformenlehre, bearbeitet von Prof. *W. Stern* u. f. w. 1832. XXIII u. 72 S. 8. (8 gr.)

Der Verfasser hatte schon vor vier Jahren gemeinschaftlich mit seinem sel. Freunde *Joseph Gersbach* einen *Lehrgang des deutschen Sprachunterrichtes* für Volksschulen herausgegeben, und läßt zum Gedeihen dieses Unterrichts-Zweiges jetzt die vorliegenden drey kleinen Lehrbücher erscheinen (s. Vorrede zu No. 2). Er hatte aus seinen Erfahrungen die Ansicht gewonnen, man müsse sich zwar an die Hauptlehrfächer unmittelbar halten, ihnen aber eine mehr auf die *Entwickelung des ganzen Menschen* berechnete Unterlage und Anlage geben. Diese Hauptlehrfächer sind: Sprachunterricht (wozu das Lautieren und der Lesunterricht gehört) in Verbindung mit dem Schreiben, Zeichenunterricht (wo es die Schulzeit erlaubt), mit der Formenlehre (dem Anfange der Raumlehre), Zahl-, Gesang-, Natur-Unterricht (wo es die Zeit erlaubt, Naturgeschichte, Naturlehre und Heimatskunde umfassend), sittlich-religiöse Bildung (erst später als selbstständiger Unterricht hervortretend, einfließen durch erweckende und belehrende Gespräche, Erzählungen, Lieder und Gesänge vorbereitet). Durch seinen Sprachunterricht und *Lautierlehrgang* sollen die Schüler dahin gebracht werden, daß sie jedes vorgesprochene, ihnen bekannte deutsche Wort nach den gewöhnlichen Rechtschreibungsgrundsätzen aufzuschreiben, und auch schon die Wörter zum Theil nach den Wortgattungen oder Redetheilen, Hauptwörter,

Beywörter, Zeitwörter zu unterscheiden vermögen. Seine *Sprech- und Aufschreib-Uebungen* stützen sich auf die durch den *Lautierlehrgang* erworbenen Fertigkeiten, und schreiten bis zu strengeren Geistesbeschäftigungen fort. „Denn (sagt der Vf. in der Vorr. zu No. 3. S. VIII) unsere menschenfreundliche, *lieblichende* Zeit hat irriger Weise geglaubt, das der Sinn des neuen Bildungswesens nur darauf gerichtet sey, den Weg des gangbaren Unterrichtes zu ebnen, und leichter und gefälliger zu machen, gleichsam spielend und unbewußt, mit weniger Seufzern und Zähren und Schwierigkeiten, die Kindlein in die Vorhallen der Wissenschaften und Künste zu führen, und das Alles ohne große geistige Spannung und in sehr kurzer Zeit; so ist es aber nicht gemeint, und so leichtes Spieles wird die Wiedergeburt eines neuen Geschlechtes und das Wiedererwachen eines besseren Geistes nicht zu Stand gebracht.“ Diefs sind ungefähr des Vfs. eigene Worte über Plan und Absicht dieser seiner Schriften. Wir wollen sie nur in der Kürze durchgehen; denn man weiß, was hier gewöhnlich zu behandeln ist. Sie sind alle mit Anweisungen für den Lehrer und zum praktischen Gebrauch für die Schüler eingerichtet. No. 1 enthält allgemeine Betrachtungen der Lautverhältnisse und eine Anweisung für den Lehrer über die Betreibung des Lautier- und ersten Schreib- und Lese-Unterrichts. Die Lautier- und Lese Uebungen sind im 6ten Abschnitte ertheilt. 1) Die 4 Hellklänge einzeln in Verbindung mit sämmtlichen Mitlautern; 2) die 4 Nebenklänge mit denselben; 3) die zwey paar Doppelklänge mit ihnen; 4) verschiedene Lautzeichen; 5) Wörter mit mehrfachem An- und Auslaut; 6) einfache, mehrsylbige und zusammengesetzte Wörter. Unter den vier *Hellklängen* werden die Vocale a, e, o, u verstanden, die *getrübten Klänge* (Neben-vocale) sind ä, i, ö und ü. *Dumpflänge* heißen die Consonanten: m, l, n, r, w, ng; die übrigen werden als Flüsterlaute, Hauche und Verschlüsse bezeichnet. — Es ist auch hier zu bemerken, das der Vf. jene Klänge den Lehrer nicht etwa bloß vorsprechen, sondern in langgehaltenen Tönen vorsingen, und die Schüler sie nachsingen läßt. Auf eine sinureiche Art werden zugleich die Buchstabenzeichen gelehrt, und die Kinder in den Anfangsgründen des Schreibens unterwiesen; doch über die Zeitfolge der verschiedenen Uebungen erklärt sich der Vf. S. 8 dahin, es sey besser anfangs den Lautierunterricht allein zu betreiben.

Ohne in alles Einzelne einzugehen, können wir doch versichern, das hier Vieles mit Sorgfalt zweckmäßig geleistet ist, die Schuljugend mit den Bestandtheilen unserer Sprache und selbst mit den verschiedenen Wortbildungen, soviel der Elementarunterricht erlaubt, bekannt zu machen. Der *Anhang* (S. 84 — 98) enthält „Sprachvermögen- und Rimm- und gehörbildende freye Sprechübungen, die dem Lautierunterrichte theils voraus, theils zur Seite gehen, nebst den ersten freyen Gehör- und Stimm-Uebungen, als Vorbereitung zum Gesangunterricht.“ Auch hier, sowie in dem angehängten kleinen Lautierwörterbuch, ist viel Fleiß und Einsicht nicht zu verkennen.

Nicht minder planmäßig und lehrreich ist No. 2 ausgearbeitet, wie sich schon aus der Angabe des Hauptinhalts vermuthen läßt. I. Geordnete Zusammenstellung der Namen der Dinge, II. ihrer Beschaffenheiten und Eigenschaften. III. Angabe von Thätigkeiten und Zuständen der Personen, Thiere, Pflanzen u. s. w. IV. Bestimmung des Orts, wo Etwas ist oder gethan wird; Bestimmung der Zeit, wann, und der Beschaffenheit (Art), wie Etwas geschieht. V. Angabe der Absicht und der Beweggründe, Etwas zu thun; der Bestimmung der Dinge, des Zweckes, der Mittel, Werkzeuge, Ursache und Wirkung. Unter diesen Fächern lernt der Schüler die verschiedenen Wörterclassen in einer Menge aus der Natur und dem Leben geschöpfter Beyspiele ohne Schwierigkeit kennen und anwenden.

Auf ähnliche Weise hat sich der Vf. in No. 3 die Begründung, Unterscheidung und Uebung der wichtigsten Sprachbegriffe, wie sie in besonderen Formen ausgeprägt sind, zum Gegenstande gemacht. So lernen die Schüler an den mannichfaltigsten Beyspielen die Gesetze und Eigenthümlichkeiten der Sprache in Absicht auf das Geschlecht, die Zahl, die Abhängigkeitsverhältnisse und Beziehungen der Dinge, und auf alle bekannten Theile der Grammatik kennen, indem sie überall dabey selbst in Aufmerksamkeit gesetzt und in Uebung erhalten werden.

Nachdem wir so das Verdienst des Vfs. mit Beyfall anerkannt haben, bleibt uns nur über einige Eigenheiten desselben in seiner Art, zu schreiben und sich auszudrücken, eine kleine Erinnerung übrig. Er gebraucht, vielleicht ohne Noth, manche neue oder seltsame Ausdrücke, z. B. *Unursprüngliches*, *Tiefgesetzliches*, das *Inhaltliche* (sagte nicht der *Inhalt* dasselbe?), *geistfreundlich*, *bildungsfreundlich*, *sonderthümlich* (für *sonderbar*?), *Wirkstand*, *Leidstand*, *Beschulung*, *Lautverhalt*, *Benamfung*, *rechtfertigbare Weiterfereitungen*. Der Vf. trennt auch wider die Gewohnheit gern die Präpositionen oder andere Partikeln von ihren Verben, so wie er gleichfalls ohne Noth *der selbe* und dgl. schreibt (dann müßte man folgerecht auch *jeder mann*, *derjenige* und dgl. schreiben). Er schreibt also: *an zu geben*, *aus zu drücken*, *dar zu stellen*, *aus zu heben* u. s. f., ohne sich doch darin ganz gleich zu bleiben; denn man findet: *ausführen*, *aufgefodert*, *ausprechen*, *abgewinnen*. Jene Trennung aber ist der Aussprache, und bisweilen selbst dem Sinne zuwider. Wir sind gewohnt und geneigt, die so getrennte Präposition oder Partikel zum Vorhergehenden zu ziehen, z. B. *von diesem Punkte aus gehen*, von einem anderen *aus fahren*; diess ist etwas Anderes, als von diesem Punkte *ausgehen*; *Alles zusammen nehmen* — ist etwas Anderes, als: *Alles zusammennehmen*, *ausfahren* vom Seitenwege. Auch liegt der Ton auf der zum Verbum gehörenden Präposition; sie wird aber kürzer gesprochen, wenn sie sich auf das Vorhergehende oder doch nicht unmittelbar auf das Verbum bezieht; z. B. wie er nun da *steht*, anstatt sich zu *setzen*! anders: *seht*, wie stolz er *dasteht*! Unnötigerweise treffen

wir auch hier, wie seit Kurzem oft, das Elisionszeichen an, z. B. *in's*, *auf's*, *an's*; und doch schreibt man nirgends *vo'm*, *i'm*, *a'm*, *zu'm*. — „Im *benöthigten* Fall“ ist kein guter Ausdruck; besser: *im Nothfall*, oder *nöthigenfalls*. — Druck und Papier sind vorzüglich. C. F. M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

COBURG u. LEIPZIG, b. Sinner: *Katechismus der Sittenlehre*, von Dr. *Johann Georg Schloffer*, vormal. Bad. Geh. Rathe. Vornehmlich für den Bürger und Landmann. Die *vierte verbess. Ausgabe* mit einer *Haustafel für das christl. Landvolk*, und *einem Anhang zur Kindererziehung* von Dr. *Johann Heincr. Mart. Ernesti*. 1831. 274 S. 8. (16 gr.)

Die Erscheinung des *Schloffer'schen Katechismus*, welche schon im J. 1771 erfolgt ist, liegt hinsichtlich einer kritischen Anzeige weit über das Zeitgebiet unserer Blätter hinaus, und ist überdies einer großen Anzahl von Volkslehrern schon begegnet. Nur den jüngeren unserer Leser möchten wir zurufen, daß sie ja nicht verläumen. sollten, dieses Büchlein in ihre Bücherammlung einzureihen, und noch weniger, es den Schulanstalten ihres Ortes zu empfehlen. Man kann dasselbe mit Recht eine Goldgrube nennen, und noch dazu fügen, sie gebe gleich gediegenes Gold, ohne Schlacken. So weit es aus *Sch's* Feder ist, wird man mit äußerst seltenen Ausnahmen an einen gewissen bestimmten Zeitraum erinnert werden; es ist für *alle* Zeiten, und also auch für die unserige. Wir zeichnen als den schlagendsten Beweis zu dieser letzten Behauptung nur eine einzige Stelle aus, welche in dieser 4ten Ausgabe S. 17 steht: „Alles, was den Menschen in seinen (sittlichen und gesellschaftlichen) Verhältnissen schädelt, darf nie von einer wahren Politik unterstützt werden. Nie darf die gesetzgebende Gewalt Ueppigkeit, Gewaltthätigkeit, Treulosigkeit, Unkeuschheit, Gleichgültigkeit in der Religion begünstigen. Die schädlichen Folgen, die diese Laster auf denjenigen haben, der sich ihnen zum Slaven gemacht hat, fließen immer auf den Staat wieder zurück.“

Wir haben es jedoch hier bloß mit den Zusätzen zu thun, welche dieser neuen Ausgabe beygegeben, und zum Theil schon auf dem Titel bezeichnet worden sind. Der *Anhang zur Kindererziehung* S. 247 ff. ist nicht, wie man nach der Stellung dieser Worte auf dem Titel erwarten sollte, von dem Herausgeber gearbeitet, sondern lediglich aus *Hufe-lands gutem Rath an Mütter* u. s. w. ausgeschrieben, und enthält deshalb nicht mehr, als einige der nothwendigsten Regeln zur physischen Erziehung in dem ersten Lebensjahre der Kinder. Wir wurden ungewiß, ob die *Haustafel* S. 171 ff. nicht auch ein solches *crispinisches Kunstkückchen* seyn möchte. Aber wir fanden gleich im Anfange derselben solche Stellen, welche uns aller Zweifel enthoben. Man höre selbst: „Glaubet nicht,“ redet der Verfertiger der H. T.

die lieben Landleute an, „glaubet nicht, wie zuweilen verlautet, daß ihr von den Vornehmen und Großen verachtet werdet. Zu jeder Zeit hat der Weise euere Verdienste“ u. s. f. Es sind wohl von keinem anderen Lehrer der Moral aufser Hn. E. die Benennungen: *Vornehme*, *Große* (d. i. Minister und Fürsten) und *Weise* als Synonyma gebraucht worden. Auch war uns bey der Durchlesung der *Haustafel* zu Muthe, als wenn wir aus dem Sommer auf einmal in den Winter versetzt würden. In dem *Katechismus* herrscht Geist; hier das *Triviale* nebst *Kalendergeschichtchen* u. s. f. X^{pp}.

BERLIN, b. Amelang: *Vollständigstes Küchen-Zettelbuch auf alle Tage des Jahres für Mittag und Abend* (,) mit Berücksichtigung der Jahreszeiten. Herausgegeben von *Sophie Wilhelmine Scheibler*, geb. *Koblank*, Verfasserin des allgemeinen deutschen Kochbuchs u. s. w. 1832. 397 S. 8. (12 gr.)

Die *Vfin.*, mit der Herausgeberin eine Person, meint in einer ganz kurzen, der Kehrseite des Titels aufgedruckten Vorerinnerung, daß zwar eine Hausfrau oft viele Vorräthe haben könne, aber doch manchmal in Verlegenheit seyn werde über die aus denselben zu bereitenden Speisen. Um solchen Verlegenen zu helfen, dürfte ein Büchlein wie vorliegendes, wenn auch keine unentbehrliche, doch eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Schließlich wird dabey bemerkt, daß die Vorschriften zur Bereitung der hier *nur genannten* Speisen sich in der *Vfin.* Kochbuch befinden. Sonach ist dies Werkchen gleichsam nur ein dritter Theil, ein Anhang zu diesem, ein nach Jahreszeiten oder vielmehr Monaten und Tagen eingetheiltes Register. Dieses scheint uns denn ziemlich vollständig; die *Tafel* ist hier reichlich und auch ziemlich abwechselnd besetzt. Denn daß nicht noch mehr Abwechslung hinzubringen gewesen wäre, wird uns die *Vfin.* nicht ableugnen. Bekanntlich werden in anständigen Küchen Saucischen immer frisch gemacht, verderben also wohl nicht; hier erscheinen dieselben aber ziemlich oft, am 1sten, 2ten, 3ten Sonntag im Januar, auch folgen zwey Tage hinter einander Affeitten mit Spikgans; es erscheinen Hering und Sardellen an Einer Mahlzeit u. s. w. Und obgleich die *Vfin.* sorgfältig die Wochentage bezeichnet hat, so giebt sie doch Sonntags nicht mehr, als in der Woche. Gut ist es aber in dieser Beziehung, daß wir eben im Jahr 1832 ein Schaltjahr haben, denn sonst würde hier, — da die Woche mit Sonntag den 1sten Januar anfängt, ein anderes Mal eine Lücke entstehen; so rückt aber der Kalender von selbst fort, wenn auch die Wochentage nicht mehr passen. Zu tadeln ist, daß, da doch einmal auf das Kochbuch verwiesen wird, die *Vfin.* sich nicht die Mühe nahm, bey jedem Gerichte die Seitenzahl jenes Hauptwerkes beyzusetzen; jetzt nimmt das doppelte Nachschlagen viel Zeit weg. Doch läßt der Druck soviel Raum, daß man diese Lücke selbst füllen kann. Druck und Papier sind sehr gut. — o —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEMGO, in der Meyerschen Hof-Buchhandlung:
Die Mineralquellen und Schwefelschlambäder zu Meinberg, nebst Beyträgen zur Kenntniß der Vegetation und der klimatischen und mineralogisch-geognostischen Beschaffenheit des Fürstenthums Lippe-Detmold, von *Rudolf Brandes*, der Medicin u. s. w. Doctor, Hofrath und Medicinalrath u. s. w. 1832. 452 S. kl. 8.

Dieses Werk ist eines der ausgezeichnetesten seiner Art und der Aufmerksamkeit nicht allein der Aerzte und derjenigen wissenschaftlich gebildeten Personen, welche sich der Heilquellen zu Meinberg bedienen wollen, sondern jedes Naturforschers und Geschichtsfreundes in hohem Grade würdig. Es enthält nämlich, aufser allgemeinen Bemerkungen über das Lippische Land, — jenes glückliche deutsche Fürstenthum, in welchem man nichts von demagogischen Umtrieben und Unzufriedenheit, aber auch nichts von Willkühr und drückenden Abgaben weiß, in welchem (fast unglücklich) Accise, Stempel- und ähnliche Steuern unbekannt sind, — genaue, auf die sorgfältigsten Beobachtungen gegründete Nachrichten über die klimatische Beschaffenheit dieser interessanten Gegend Westphalens, also über deren Temperatur, den Druck und die Elasticität der Luft, die Beschaffenheit der Witterung, die Winde und Gewitter (*Cap. 1 u. 2*), sodann, und dieses mit erschöpfender Gründlichkeit, eine ausführliche Darstellung der mineralogisch-geognostischen Verhältnisse des Landes und der Umgegend. (*Cap. 3*.) Dieser Theil des Werkes läßt, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft, in der That nichts zu wünschen übrig, es müßte denn vielleicht seyn, daß Manchem wohl angenehm gewesen wäre, eine noch genauere Aufzählung und Beschreibung der mannichfachen Versteinerungen und Reste der Vorwelt, welche die Lippischen Gebirge darbieten, in einer systematischen Zusammenstellung, und Mittheilungen über den (jetzt wohl eingestellten) Oerlinghauser Kohlen-Bergbau zu finden.

Das vierte Capitel enthält ein Verzeichniß der im Fürstenthum Lippe wildwachsenden und allgemein angebauet werdenden Pflanzen, welches von dem Schullehrer Hn. *Nichterling* zu Augustdorf im Lippischen abgefaßt worden.

Das fünfte Capitel beschäftigt sich mit der Geschichte Meinbergs. Das Dorf dieses Namens kommt zuerst im Jahre 1344 in Urkunden vor; die Gegend
J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

gehörte einst zu dem *Pago Huuetigo (Weltego)*, wo Carl der Große 784 Weihnachten hielt. — Andreas Cunäus, Lippischer Leibarzt, empfahl schon 1676 den Gebrauch des Meinberger Brunnens. Von dieser Zeit an stieg immer mehr sein Ruhm, und so wurde Graf *Simon August* bewogen, mit den gegenwärtig sehr vervollkommenen Brunnenanlagen im Jahre 1767 den Anfang zu machen. Dem bekannten Landphysicus Dr. *Trampel* wurde die Aufsicht über das Ganze ertheilt, und dankbar muß anerkannt werden, daß er sich um die Begründung der Meinberger Mineral-Quellen sehr wesentliche Verdienste erworben hat. — Der entdeckte Wasserschatz bestand damals aus sechs Quellen, von denen drey zum Trinken und drey zum Baden eingerichtet werden sollten. *Trampel* fand, daß das Bassin des Trinkbrunnens keine eigentliche Quelle enthalte. Durch Nachgrabungen gelang es, die wahre Quelle aufzufinden. Bald begann nun der große Flor der Anstalt; die ausgezeichnetesten Kuren hatten Statt, so daß *Züchert* den Ausspruch that (der noch jetzt auf das vollgültigste sich bewährt), daß das Meinberger Mineral-Wasser zu den kräftigsten und wirksamsten in ganz Deutschland gehöre. In chemischer Hinsicht kannte man, nach dem damaligen Standpunkte der Chemie, das Wasser wenig. Erst die Untersuchungen *Westrumb's* verbreiteten (1784) Licht hierüber. Unter der Regierung des Fürsten *Leopold* blühte Meinberg vorzüglich. Logierhäuser wurden erbauet, schöne Anlagen begründet. Die unsterbliche Fürstin *Pauline* wirkte, nach des Fürsten Tode, auf das thätigste, und der verdiente Hofrath Dr. *Scherf* ließ es an keiner Sorgfalt fehlen, die schöne und wohlthätige Anstalt immer höher zu heben. — Die außerordentliche Zunahme der Frequenz führte nun dahin, daß man, um die Wassermenge zu vermehren, Bohrversuche anstellte. — Die im Anfange zweifelhaften, ja anscheinend nachtheiligen Erfolge dieser Unternehmungen sind im Werke ausführlich dargestellt. Rec. muß darauf verweisen, und bemerkt nur, daß die Entstehung des *Neuen Brunnens* das Resultat der Bohrversuche ist, und daß eben dieser jetzt als der kräftigste Quell Meinbergs erscheint. Einen neuen Abschnitt in der Geschichte Meinbergs eröffnet die Anlage der *Schwefel-Schlambäder*.

Das sechste Capitel beschreibt die Lage Meinbergs, den Brunnenplatz, seine Gebäude und Anlagen. Hier kann Rec. aus eigener Ansicht und Erfahrung bezeugen, daß es wohl wenige Badeorte in Deutschland geben mag, wo alles so vollkommen befriedigend ist, als zu Meinberg.

Siebentes Capitel, die Umgebungen Meinbergs.
Es wird hinlänglich seyn, zu bemerken, daß Meinberg unweit dem Teutoburger Walde, den Externsteinen, der Grotenburg (Teutoburg), dem Wienfelde und mit einem Worte in der Gegend liegt, von welcher *Ferd. von Fürstenberg* in den *Monumentis Paterbornensibus* sagt:

*En ubi Romanae cladis monumenta supersunt,
Varus et Arminio stratus ab hoste jacet,
Et campo in medio notum victoria nomen
Servat, adhuc nostris inclita temporibus.*

Was wollen die Umgebungen anderer Bäder gegen Umgebungen dieser Art sagen! Hier ist der wahrhaft classische Boden Germaniens, wofelbst vor fast zweytausend Jahren seine Selbstständigkeit begründet wurde.

*Auspiciis rapuit pubes Germana secundis
Imperii geminas, nobile pignus aves.*

Und, als wenn dieser Boden vom Schicksale ganz besonders ausgezeichnet sey, nirgend lebt deutsche Freyheit noch jetzt mehr als in diesen Gegenden, und zwar unter Fürsten, deren Vorfahren höchst wahrscheinlich schon damals hier Grundeigenthümer grosser Besitzungen waren, und die also so recht eigentlich dem biedereren Volke angeflammt sind. Mögen diesem doch stets die Stürme und Umtriebe der neuen Zeit fremd bleiben!

Achtes Capitel. Chemische Untersuchungen der Meinberger Heilsschätze. Auf das Genaueste und Ausführlichste berichtet hier der Vf. das Verfahren, welches er bey den chemischen Analysen der Wasser der verschiedenen Quellen beobachtet hat. Es würde zu weit führen, von allem diesem ausführlich Bericht zu erstatten; Rec. muß also auf das Werk selbst am so mehr verweisen, da Gelehrte vom Fach, welche Meinberg ganz kennen lernen wollen, hier dieses nicht entbehren können. Nur folgende Resultate mögen hier stehen. *Der Neubrunnen*, wie schon bemerkt, ist jetzt die Haupt-Quelle, und enthält an *gasförmigen Bestandtheilen* in 100 Kubik-Zollen:

	Kubikzolle.
Kohlenfaures Gas	90,00.
Stickgas	109.
Sauerstoffgas	016.

91,25.

An festen Bestandtheilen:

	wasserleer: Gran.	wasserhaltig: Gran.
Chlormagnium	0,6943	1,3692.
Jodmagnium	Spuren.	Spuren.
Schwefelsaure Bittererde	1,6916	3,3962.
Schwefelsaures Natron	1,6435	3,6999.
Schwefelsaures Kali	0,0181	0,0181.
Schwefelsaures Lithion	Spuren.	Spuren.
Schwefelnatrium	0,0159	0,0159.
Kohlenfaures Eisenoxidul	0,1461	0,1461.
Kohlenfaures Maganoxidul	0,0040	0,0040.
Phosphorsaures Kalk	0,0060	0,0060.
Basische phosphor. Alaunerde	0,0010	0,0010.
Kohlenfaures Kalk	3,5745	3,5745.

	wasserleer: Gran.	wasserhaltig: Gran.
Kohlenfaure Bittererde	0,1500.	0,2549.
Schwefelsauren Kalk	2,3989.	3,0289.
Schwefelsauren Strontian	0,0100.	0,0100.
Schwefelsauren Baryt	Spuren.	Spuren.
Kieselerde	0,2200.	0,2200.
Alaunerdenfilicat	Spuren.	Spuren.
Organische extractive Materie 0,2000.	0,2000.	0,2000.
Azotisirte Materie	Spuren.	Spuren.
Erdharz	Spuren.	Spuren.
	10,7829.	15,9447.

Hinsichtlich der außerordentlich starken *Kohlenfauren Gasausströmungen* zu Meinberg, der Analyse der Wasser der Schwefelquelle, des Schwefelschlammis, der muriatischen Quelle zu Schieder und des Säuerlings am Bellerberge, muß Rec., um die ihm gesetzten Grenzen nicht zu überschreiten, auf das Werk selbst verweisen. Nicht sehr zu verwundern ist es, daß durch die Verbindung einer solchen Masse von Heilsschätzen ganz ausgezeichnete Heilwirkungen hervorgebracht werden, von denen das *neunte Capitel* Bericht erstattet. Zwey hier mitgetheilte Abhandlungen rühren von den Hun. Medicinal-Rath D. *Foche* zu Lemgo und Physicus Dr. *Kemper* zu Horn her. In Beziehung auf Gicht, Lähmung und unterdrückte Menstruation bewirkten die Meinberger Quellen Kuren, die den auffallendsten und merkwürdigsten dieser Art an die Seite gesetzt werden können.

Im *zehnten Capitel* theilt der Vf. seine Vermuthungen über die Entlehung der Mineral-Quellen, sowohl im Allgemeinen als insbesondere der Meinerbörgischen, mit, begründet auf den jetzigen wissenschaftlichen Standpunct der Chemie und Geognosie. „Das Resultat unserer Untersuchungen (sagt er schliesslich) hat uns zu der Ansicht geführt, daß auch für unsere Mineralquellen die Wirkksamkeit plutonischer Kräfte in Betracht zu ziehen sey. Sey es von einem gemeinschaftlichen Ursprunge oder von mehreren einzelnen Gegenden: es dringt das kohlenfaure Gas durch die Spalten der einzelnen Formationen, hier und da weniger, an vielen Orten aber mit einer erstaunungswürdigen Mächtigkeit vor, vorzüglich in den älteren Formationen aus dem bunten Sandstein und dem Muschelkalk. In einem hohen Grade treffen wir sie bey Meinberg in der Keuperformation wieder, aber wahrscheinlich nicht in dieser, sondern ebenfalls in einer älteren Formation entstanden. — Die Wasser dringen in die Tiefen, beladen sich mit der ihnen entgegnetretenden Kohlenfaure. Das mit der Kohlenfaure imprägnirte Wasser wirkt auf die Gebirgslager und löst auf, was ihm an auflöslichen Substanzen in den Weg kommt, mit Veränderung, Zersetzung und Verbindung der aufgenommenen Bestandtheile, und so als Mineralwasser zu Tage kommend. Betrachten wir nun die Bestandtheile der verschiedenen Quellen, welche im Laufe unserer Untersuchungen vorkamen, so werden sie von selbst uns die Ueberzeugung gewähren, daß der Charakter der Formationen,

denen sie entstammen, auch in ihrer Mischung sich wiederfindet. — In den älteren und tieferen Formationen sehen wir die reicheren kohlen-sauren Eisenwässer von Pyrmont und Driburg, die muriatische Quelle von Schieder, in den jüngeren die an Natriumsalzen schwächeren Quellen von Meinberg. Alle diese an Kohlen-säure reichen Wasser dürften als Producte plutonischer und hydrochemischer Prozesse erscheinen. Die Säuerlinge am Bellenberge treffen wir, wie bey Pyrmont, an den höher liegenden Orten. Als ein Product fast rein hydrochemischer Prozesse dürften aber die gypsreichen Wasser der Quelle im Stern, sowie das im Stollen, die einen kaum merklichen Gehalt von Kohlen-säure führen, das Wasser der Schwefelquelle und des Schwefelschlammes erscheinen. — Möge es einer späteren Zeit gelingen, das, was uns noch dunkel blieb, zu entschleiern, und über denjenigen Theil unserer Forschungen, worüber wir nur Ansichten und Vermuthungen aufstellen konnten, das helle Licht der Wahrheit zu verbreiten!

Rec. gesteht, daß, so scharfsinnig alles dieses erscheint, er doch in einem eigenthümlichen, seiner Natur nach gewiß nie zu ergründenden Lebensproceß des Planeten die Entstehung der Mineral-Quellen eben so begründet glaubt, wie dieser ehemals aus seinem Schooße die Geschlechter der Thiere hervorgehen ließ, und selbst noch jetzt minder vollkommene Thiere und Pflanzen ohne Zeugung und Samen in das Leben ruft. Wenn der Planet noch zu unserer Zeit unterirdische Gewitter hervorbrachte, die ihre Wirkungen in Grönland, Lissabon und Kleinasien zu gleicher Stunde zeigten, wer mag dann zweifeln, daß ein Lebensproceß in dem Ganzen walte, der eben so gut Eisen, Kalk und Schwefel in einem Quell, als in dem Ey eines Huhnes, oder phosphor-sauren Kalk, Kupfer und Eisen in den Gebeinen eines Menschen erzeugen kann?

F. K. v. St.

RÖMISCHE LITERATUR.

KOPENHAGEN: Jo. Nic. Madvigii, Prof. Lit. Lat. Ext., *disputatio de aliquot lacunis codicum Lucretii*. 1832. 20 S. 4.

Von Wakefields Ausgabe des Lucretius hat Eichstädt in seiner Ausgabe des Dichters das Urtheil gefällt, es wäre durch selbige bewirkt worden, *ut nunc demum, quem librorum stupor atque editorum audacia nobis pene eripuissent, Lucretium in Lucretio agnosceremus*. Wider dieses Urtheil erhebt sich Prof. Madvig in vorliegender Gelegenheitschrift, behauptend, daß Wakefield, als Herausgeber des Lucretius, den beiden Herausgebern desselben, Lambin und Creech, sowohl in kritischer als auch in hermeneutischer Rücksicht, weit nachstehe. Um dies zu beweisen, hebt er insonderheit zwey Stellen aus, wo der Herausgeber gefaselt habe, weil er der großen Lücken, die darin seyn sollen, nicht inne geworden sey.

Die eine Stelle ist I, 1011: *Aut etiam, alterum nisi terminet alterum eorum, Simplicem naturam*

ut pateat tamen immoderatum: Nec mare, nec tellus etc. Wakefield, der Wiederhersteller des Distichons, erklärt es folgendermaßen: *Hoc si neget, nec natura hoc modo, finibus scilicet alternis vacui ac corporis, ita simpliciter res omnes terminet, neque hac conditione terminet, ut vacui vel corporis perpetua sit extensio, et spatium undique sine limite alius cujuslibet generis propagetur; hoc, inquam, nisi fiat, nec mare, nec tellus etc.* Demnach setzt Lucrez das Gegentheil dessen, was er kurz zuvor behauptete: *corpus inani, Et quod inane autem est, finiri corpore cogit (natura), Ut sic alternis infinita omnia reddat*. Man sollte glauben, daß die Herstellung des *ut* die Stelle aus dem Verdachte der Verstümmelung gebracht hätte. Nichts weniger. Hr. M. erneuert den Verdacht, und erlaubt sich zu sagen: *Ex hoc exemplo intelligi potest, qualis sit illa restitutio integritatis Lucretii carminis, ad quam nec cognitionem rerum a Lucretio tractatarum nec curam sententiae nec verborum ipsorum diligentem et subtilem interpretationem valde pertinere Wakefieldius putasse videtur*. Diese harten Vorwürfe hat sich der britische Aristarch besonders durch seine Umschreibung der Wörter, *simplicem naturam*, zugezogen. Sein Tadler meint, er habe nicht gesehen, *omissa esse (in textu Lucretii) ea, quae pertinent ad inane finitum corpore infinito terminatum*, und stimmt in sofern mit Meinecke überein, welcher sich die lateinischen Verse so erklärt: *nisi alterutrum — alterum eorum*, wenn nicht Körper und Leeres wechselweis Körper und Leeres begrenzte, *et — pateat immoderatum, h. e. τὸ πᾶν, simplicem naturam, h. e. simplex, nullo interveniente corpore, pateat, s. sit*. Allein Meinecke tappte im Finstern, da er sich mit einem verdorbenen Texte behelfen mußte. Wir befinden uns im Lichte. Wakefield hat es angezündet. Wer seine Verbesserung nach Verdienst zu würdigen versteht, dem wird es nie einfallen, die Wörter, *simplicem naturam*, anderswohin zu deuten, als auf diejenige Einfachheit, welche zum Wesen der Atomen gehört. Denn so beschreibt sie Lucrez selbst I, 603: *Sunt igitur solida primordia simplicitate; Quae minimis stipata cohaerent partibus arte. Non ex ullorum conventu conciliata, Sed magis aeterna potentia simplicitate: Unde neque avelli quidquam, neque deminui jam Concedit natura reservans semina rebus*.

Die andere Stelle ist II, 164: *Nam neque consilio debent tardata morari, Nec perfectari primordia singula quaeque, Ut videant, qua quidque geratur cum ratione*. Hiebey läßt sich Hr. M. also vernehmen: *Haec causarum (quamobrem atomi citius ferantur quam solis lumina) mentio quam est absurda! Non tardantur consilio. Quis id aut in atomis suspicatus est aut suspicari potuit aut in ulla re simili, cujus cum celeritate illarum cursus compararetur? an solis radii consilio tardabantur? Deinde non coguntur perfectari primordia singula quaeque, id est, semetipsa (ex wollte sagen semetipsa), ut videant, qua ratione res gerantur. Quae est tandem haec insania, ideo atomos celerius*

ferri dicere, quod id non faciant, quod non magis aut solis lumina aut ulla alia res faciat, et quod vix ridendi causa cuiquam aut Epicurco aut alii in mentem venire possit ut atomis tribuat curam videnti, quid mundo fiat. Haec si quis attendit, tam sunt absurda, ut vix in tali causa mentione dignum esse videatur, ea, quae sequuntur, perinepte (er wollte sagen ineptissime) subjici etc. Hieraus zieht er den Schluss, daß die Stelle lückenhaft sey, und daß ein *nescio quis*, um die Lücke zu büßen, den elenden Vers (*misellum illum versum*) geschmiedet habe: *Nam neque consilio debent tardata morari.* Aber was Hr. M. abgeschmackt und albern nennt, das ist eben gescheit, und zeugt von des alten Verfassers feinem Geschmacke. „Kein Plan,“ sagt Lucrez, „verweilt den Lauf der Atomen,“ wie den der Sonne in den Sommermonaten. Manilius II, 201: *Nec mirere moras, cum sol adversa per astra Aestivum tardis attollat mensibus annum.* Ueberdies ist der Sonnenlauf langsamer als der Mondenlauf. Den Grund zu dieser Erscheinung giebt Lucrez V, 617. Ferner sagt er von den Atomen: „Auch erforschen sie nicht erst einzelne Oerter zur Einsicht dessen, was da geschieht, und seiner Ursache und Wirkung.“ Das thut hingegen die Sonne, als welche allsehend ist. *Homer. Od. A, 108: Ἡελίου, ὃς πάντ' ἔφορα καὶ πάντ' ἐπακούει.* *Virgil. Aen. IV, 607: Sol, qui terrarum flammis opera omnia lustras.* Wem nur diese zwey Stellen erinnerlich sind (denn es giebt hundert ähnliche), der kann unmöglich hier die rechte Verbindung zwischen dem Vorhergehenden und dem Folgenden vermiffen. Wie schön ist der Uebergang von der Sonne, als dem Weltauge, zu der göttlichen Vorsicht, welche Lucrez gleich darauf bestreitet!

Eben so gut, wie bey den vorerwähnten Stellen, hat *Wakefield* den Text behandelt bey III, 830: *Quod si forte ideo magis immortalis habenda est (anima), Quod vitalibus ab rebus munita tenetur etc.* *Lambin* verwandelte eigenmächtig *vitalibus* in *letalibus*. Hr. M. zieht das letzte vor; erstes dünkt ihm unlateinisch. Es wird aber *vitalibus ab rebus munita* gesagt, wie bey *Cicero ab omni re paratus, a doctrina instructus, ab equitatu firmus*, und was dergleichen mehr ist. Man sehe detswegen *Voss. de Construct. c. 47, Sanct. Minerv. III, 4. IV, 6. p. 684* und daselbst *Perizon., Horte zu Sallust. Jug. c. 48, u. A.*

Aber *Wakefields* Kritik soll nicht allein den schwierigen Stellen keine Hülfe geleistet, sondern auch die heilen und leichten Stellen verhunzt haben. Zum Beweise führt Hr. M. an II, 286: *Quare in seminibus quoque idem fateare necesse est, Esse aliam praeter plagas et pondera causam Motibus, unde haec est ollis innata potestas etc.* Statt *ollis* lesen Andere *nobis*. Hr. M. nimmt dieses in Schutz, und sucht jenes zu verrufen mittelst der possierlicheu Deutung: *habere atomos debere liberam potestatem se*

movendi, ex qua illis ea potestas orta sit. Allein er verfehlt das Ziel. Denn es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der Fähigkeit, sich zu bewegen, und der Bewegung selbst. Daher hat *Forbiger*, der dem *Wakefield* folgt, eben so wenig Ursache, sich seines Führers zu schämen, als *Eichstädt* Ursache hat, sein oben angeführtes Urtheil zurückzunehmen, welches, von allen Humanisten anerkannt, kein *Bentley*, geschweige denn ein solcher Widersacher, umstossen kann.

T. Baden.

DRESDEN (b. Arnold): *Virgils Aeneis.* Taschenbuch. Uebersetzer: C. F. Rosenzweig, königl. sächs. Legationsrath. 1832. 318 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Beym ersten Aufschlagen dieses Buches fiel uns zu fälliger Weise folgende Stelle (S. 309) in die Augen:

Sprach's; und jählings sprang er vom Wagen herab auf
das Feld; er

Stürzt durch des Feindes Geschosse; verläßt die trauernde
Schwester,

Und durchbricht in schnellem Laufe die Mitte der Heere.
Wie von des Berges Gipfel, losgerissen durch Windstoß,

Abgespült durch Regengüsse, oder vom Alter
Untergaben, ein Fellen unaufgehalten hinfällt, sich

Wälzt in unbändigen Sätzen; Wälder und Heerden und
Menschen

Reißt er mit sich hinab; so stürzt durch entweichende
Schaaren

Turnus den Mauern der Stadt zu, wo im vergossenen
Blut der

Boden schwimmt, die Lüfte zwischen vom Flug' der
Geschosse:

Mit der Hand bedeutend hub er laut an zu reden:
„Laßt ab, Rutuler; Lateiner, thut Einhalt den Geschossen:

Mich geht an der Ausschlag; billiger ist's, daß für alle
Ich allein dem Gelübde genuthu', daß mein Schwert
entscheide.“

Aus einander wichen alle, und räumten den Kampfplatz.

Da die Stelle in der Form von Versen abgesetzt ist,

so fragten wir uns, welches Versmaße der Uebersetzer

gewählt, oder ob er vielleicht nur rhythmische Prosa

habe geben wollen. Wir blickten nach einer Vor-

rede; aber es fand sich keine. Wir singen jetzt un-

sere Lectüre von vorn an. Der erste Vers:

Den Mann will ich besingen, die Waffenthaten des
Helden,

schien einen verunglückten Jambus zu verrathen.

Bey weiterem Lesen ergab sich nun freylich, daß

Hr. v. R. wirklich eine Uebersetzung im Versmaße

des Originals beabsichtigt habe. Aber welche Hexa-

meter! und jetzt noch, nach so trefflichen Vorgängern!

Wem soll mit dieser Uebersetzung gedient seyn? Der

Beysatz auf dem Titel: *Taschenbuch*, und das ge-

schmackvolle Aeufsern kann nicht zur Empfehlung

hinreichen. Wir achten den Fleiß des Hn. v. Ro-

senzweig und seine Beschäftigung mit den alten

Dichtern; aber nützliche Privatstudien sollten doch

nicht sofort ins Publicum kommen.

L. M.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

S E P T E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Neuer Verlag von *C. W. Leske*
in Darmstadt und Leipzig, welcher durch alle
Buchhandlungen zu haben ist:

- Beck, F. K. H.* (großh. heff. Ober-Forstfrath),
das heffische Staatsrecht. 1s Buch 2s Heft.
Urkundenammlung. gr. 8. geh. 1 Thlr.
18 gr. od. 3 fl. (wird fortgesetzt.)
- Beiträge zur Lehre von Geisteskrankheiten*,
herausgegeben von *Dr. Fr. Amelung* und
Dr. Fr. Bird. 1r Band. 8. geh. 1 Thlr.
14 gr. od. 2 fl. 42 kr.
- Beobachter*, der, in Hessen bey Rhein. Jahr-
gang 1832, in wöchentlicher Lieferung. 1s
und 2s Quartal. April bis Octob. Folio.
16 gr. od. 1 fl. 12 kr.
- Bischoff, Dr. L. W. T.*, *Nervi accessorii Willi-*
sii anatomia et physiologia. Accedunt Ta-
bulae 6 lithographicae. gr. 4. 1 Thlr. 18 gr.
od. 3 fl.
- Bopp, P.*, Mittheilungen aus den Materialien
der Gesetzgebung und Rechtspflege des Groß-
herzogthums Hessen in einzelnen Ausarbei-
tungen und mit besonderer Beachtung merk-
würdiger Rechtsfälle. 6s und letztes Bänd-
chen. 8. 1 Thlr. 3 gr. od. 2 fl.
- Creuzer, Friedr.*, (großh. bad. Geh. Rath u.
Prof.) ein alt-Athenisches Gefäß mit Ma-
lerey und Inschrift, bekannt gemacht und
erklärt, nebst Bemerkungen über diese Va-
sengattung. Mit 1 colorirten Kupferstich
und 2 Vignetten, ebenfalls unedirte Gefäße
darstellend. gr. 8. geh. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.
- Geist aus Luthers Schriften*, od. Concordanz
der Ansichten und Urtheile des großen Re-
formators über die wichtigsten Gegenstände
des Glaubens, der Wissenschaft und des Le-
bens. Herausgegeben von *F. W. Lommler*,
H. F. Lucius, *J. Rust*, *L. Sackreuter* und
Eraft Zimmermann. IV. 2 Abth. gr. 8.
Subscriptionpreis gewöhnl. Ausg. 18 gr. od.

1 fl. 30 kr. in der Ausgabe auf Velinpapier
1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 15 kr.

(Dieser Subscriptionspreis besteht noch auf
unbestimmte Zeit fort. Das ganze Werk ko-
stet auf Druckpap. 6 Thlr. od. 10 fl. 30 kr.,
auf Velinpap. 10 Thlr. 8 gr. od. 18 fl.)

Geschichte, allgemeine, der Kriege der Fran-
zosen und ihrer Allirten. Vom Anfange
der Revolution bis zu Napoleons Ende, für
Leser aller Stände. Aus dem Franzöf.
Mit Schlachtplanen. 25s Bändchen. 16.
Subscr. Preis für die Abnehmer des ganzen
Werks 6 gr. od. 27 kr. Einzelne Feldzüge
pr. Band 9 gr. od. 40 kr. (wird fortgesetzt.)

Harfenklänge, Polens Erinnerungen und sei-
nen Heimathlosen geweiht. Gesammelt aus
Druckschriften und Zeitblättern, und mit
Hinzufügung mehrerer bis jetzt noch unge-
druckter Gedichte von *Philipp Bopp*, *Karl*
Buchner, *Gustav Pfizer*, *Philipp Schlinck*
u. A., sowie einer musikal. Composition von
Gottfried Weber. 8. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Hefs, J., (großh. heff. Oberfinanzrath und Di-
rector des botanischen Gartens zu Darmstadt,) Ueber-
sicht der natürlichen Familien der phan-
erogamischen Pflanzen, mit einer kurzen
Charakteristik der einzelnen Familien. Für
angehende Botaniker. 8. geh. 18 gr. od.
1 fl. 20 kr.

Charte des Großherzogthums Hessen mit der
inneren Eintheilung. Nach den besten Quel-
len bearbeitet und gravirt von *C. Glaser*.
Landcharten-Format. 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Harzgebirge mit geognostischer Be-
ziehung. Nach *Lafius*, *Villefosse*, *Julius*,
Berghaus und *Hoffmann*, mit eigenen Be-
richtigungen. Landcharten-Format. 1 Thlr.
od. 1 fl. 48 kr.

Kirchenzeitung, allgemeine. Ein Archiv für
die neueste Geschichte und Statistik der
christlichen Kirche u. s. w. Herausgegeben
von *Dr. E. Zimmermann*. 11r Jahrg. 1832.
gr. 4. Preis halbjährlich mit dem Literatur-

- blatt 5 Thlr. od. 8 fl. 45 kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr. od. 5 fl. (wird fortgesetzt.)
- Lanz, K. F. W.**, (Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt) lateinisches Lesebuch für die mittleren Classen der Gymnasien. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.
- (Bey Einführung in Schulen werden auf 25 Exmpl. 3, auf 50 Ex. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Ex. 25 Freyexemplare gegeben.)
- Literaturblatt**, theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. 8r Jahrgang. 1832. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 gr. od. 4 fl. 30 kr. (wird fortgesetzt.)
- Militärzeitung**, allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Officiere und Militärbeamten. 7r Jahrg. 1832. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl. (wird fortgesetzt.)
- Moller, Dr. G.**, (gr. hess. Hofbaudirector) das neue Theater zu Mainz. Mit 6 Kupfern. Royal-Folio. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.
- Mortonval**, Geschichte des Feldzugs in Russland im Jahr 1812. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen. 1—3s Bändchen. 16. geh. 1 Thlr. 3 gr. od. 2 fl.
- Müller, Dr. F. H.**, (großh. hess. Gallerie-Director) Beyträge zur deutschen Kunst- und Geschichts-Kunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters in vierteljähr. Heften, mit theilweise colorirten Steindrücken. 1s u. 2tes Heft. gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 gr. od. 2 fl. (wird fortgesetzt.)
- Pabst, H. W.**, (gr. hess. Oekonomierath und beständ. Secretär der landwirthsch. Vereine im Großh. Hessen) Lehrbuch der Landwirthschaft. Erster Band. 1ste Abthl. Allgemeiner Pflanzenbau. Auch unter dem Titel: Allgemeine Grundätze des Ackerbaues. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. (wird fortgesetzt.)
- Paulus, Dr. H. E. G.** (gr. bad. Geh. Kirchenrath), Votum gegen zudrängliches Einführen von Kirchengebetsvorschriften, unter dem unrichtigen Namen von Agenden. gr. 8. geh. 4 gr. od. 18 kr.
- Pistor, Dr. E. T.** (Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt), kurze Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. 8. 4 gr. od. 18 kr.
- (Bey Einführung in Schulen werden auf 25 Ex. 3, auf 50 Ex. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Ex. 25 Freyexemplare gegeben.)
- Schulatlas**, vollständiger, der neuesten Erdbeschreibung mit vorzüglicher Berücksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte. In 27 colorirten Blättern. Neue wohlfeilere Ausgabe. Royal 4to. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Schulatlas, kleiner, der neuesten Erdbeschreibung. In 9 colorirten Blättern. Royal 4to. 12 gr. od. 54 kr.

(Bey Einführung dieser Atlanten in Schulen werden durch jede Buchhandlung noch besondere Vortheile zugefanden.)

Schulzeitung, allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaften des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichts-Wesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen u. s. w. Herausgegeben von Dr. E. Zimmermann. 1te Abtheilung für das allgemeine und Volks-Schulwesen. 2te Abtheilung für Berufs- und Gelehrten-Bildung. 9r Jahrg. 1832. gr. 4. Preis eines Semesters 4 Thlr. 8 gr. od. 7 fl. 30 kr.

(Jede Abtheilung wird auch besonders gegeben. Die 1te kostet halbjährlich 2 Thlr. 4 gr. od. 3 fl. 45 kr., die 2te halbjährlich 2 Thlr. 18 gr. od. 4 fl. 45 kr.)

Succow, Dr. Gust., (Professor an der Universität zu Jena) die chemischen Wirkungen des Lichtes, dargestellt und erläutert. gr. 8. geh. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Tarif zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangs-Zölle im Großherzogthum Hessen für die Jahre 1832, 1833 und 1834. gr. 8. 3 gr. od. 12 kr.

Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Pabst (großherzogl. hess. Oekonomierath und beständigem Secretär dieser Vereine). Jahrgang 1832. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 40 kr. (wird fortgesetzt.)

Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen und der freyen Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. J. E. G. Bönner jun., Ph. Bopp, Dr. Jäger. 1r Bd. 1s Heft. gr. 8. Der Band von 6 Heften. 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

Die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache, in einem Grundrisse für mündliche Vorträge dargestellt von Prof. J. R. Wilhelm Beck, öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an der Universität zu Leipzig. Leipzig, b. Hinrichs. 1832. gr. 8. (8 B.) 10 gr.

Der erste Abschnitt enthält die materiellen (Idiotismen oder) Eigenthümlichkeiten der Sprache, Laute, Buchstaben und Endungen. Hierauf folgt eine Bestimmung der Quantität der Sylben nach bewährten französischen Sprachlehrern, zuletzt ein Versuch, die Existenz der alten zwey- drey und vierfylbigen Versfüße in der französischen Sprache nachzuweisen. Der

2te Abschnitt, der von den formellen Idiotismen handelt, zeigt das Eigenthümliche im Gebrauche des Apokropha, des Artikels in der Bezeichnung der sogenannten Casus, und in der Formenlehre. Es folgt ein Vorschlag zu einer (neuen) einfacheren Benennung der *temps* und zu einer Sonderung der unregelmäßigen Zeitwörter von den bloß in der Endform abweichenden, nach einem festen Eintheilungsgrunde; hierauf das Wesentliche über Wortfügung, Wortstellung, die Flexion des Particips (die auf zwey Hauptregeln gebracht wird); über die sogenannten Partikeln, dann ein Verzeichniß der reinen Pronominalverba und derjenigen *verbs*, welche zugleich active und intransitive Bedeutung haben. — Der 3te lexikologische Theil enthält ein Verzeichniß von etwa 2000 Wörtern (Substantiven, Adjectiven und Verben), die sich durch eine eigenthümliche Bedeutung, oder durch Bezeichnung gewisser Nebenbegriffe, von den sinnverwandten Wörtern anderer Sprachen unterscheiden. Es kann also diese kleine, aber ungemein reichhaltige, Schrift als *Ergänzung* mancher grösseren Sprachlehre dem Lehrer und Schüler dienen.

Oken's Naturgeschichte.

In allen soliden Buchhandlungen ist eine ausführliche Anzeige der bey Unterzeichnetem von Ende dieses Jahres an erscheinenden

Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände

von
H o f r a t h O k e n
in München.
Sechs Bände,

in 36 Lieferungen à Fünf Groschen für jede Lieferung zu haben, auf welche der Verleger alle Freunde dieser Wissenschaft, Geistliche und Lehrer, Familienväter, Orts- und Schulvorsteher, sowie die gesammte studirende Jugend, aufmerksam zu machen sich erlaubt. Das Werk wird ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erscheinenden: *Allgemeinen Weltgeschichte* von Hofrath Carl von Rotteck seyn.

Carl Hoffmann
in Stuttgart.

In meinem Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blancardi, Steph.; *Lexicon medicum*, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque

exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Car. Gottl. Kühn, Med. et Chir. D. Physiol. et Pathol. in literar. univerf. Lipsiensis Prof. publ. etc. Vol. II. M—Z. 8 maj. 3 Thlr. 15 gr.

Das Werk ist nun complet, mit neuer Schrift auf schönes, weißes Papier gedruckt, 110 $\frac{1}{2}$ Bogen stark, und kostet 7 Thlr. 12 gr. auf Druckpapier und 10 Thlr. 3 gr. auf Schreibpapier; von letztem sind jedoch nur wenige Exemplare vorräthig. Ueber Vol. I sind bereits schon sehr günstige Recensionen, z. B. in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1832. 33^s Stück, im Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur 1832. 4^s Stück, in der Leipziger Literatur-Zeitung 1832. Februarheft, und in der Hallischen Literatur-Zeitung 1832. Juni-Heft, erschienen.

Leipzig, im Aug. 1822.

E. B. Schwickert.

Handbuch der Geschichte der

Abendländischen Literaturen und Sprachen,

insbesondere der italiänischen, spanischen, portugiesischen, französischen, englischen, holländischen, dänischen und schwedischen.

Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke.

Im Vereine mit literarischen Freunden bearbeitet und herausgegeben

von
Dr. F. W. Genthe.
1^{ster} Band.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Geschichte der italiänischen *Literatur, prosaischer Theil.*

Magdeburg, Verlag von F. Rubach.
Preis 2 Thlr.

Mit dem angekündigten Werke, dessen erster, die Geschichte der italiänischen Literatur und die italiänischen Prosaiker enthaltender, Theil die Presse verlassen hat, beabsichtigt der Herausgeber dem Publicum ein Handbuch der Geschichte aller Abendländischen Sprachen und Literaturen in die Hand zu geben. Von jeder einzelnen wird zuerst eine pragmatische Geschichte geliefert, und alsdann erfolgen die von den Bearbeitern des Werks neu übersetzten Musterstücke aus den Classikern als Documente dieser Geschichte, welche jedesmal von biographischen, kritischen und bibliographischen Umrissen und Bemerkungen über diese Schriftsteller eingeleitet sind. Jede einzelne Literatur wird nach ihrem Erscheinen

als ein besonderes Werk verkauft. Die Präsaiker und Dichter sind in abgeforderten Abtheilungen behandelt.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahn, Dr. G., hypfometrifche Tafeln, oder Hülftafeln für die Berechnung barometrifcher Höhenmessungen, nebst Reductionstabellen für Barometerbeobachtungen. Zugleich als Anhang zu den logarithmifchen Tafeln von *M. v. Praffe*. 16. geh. 12 gr.

Früher erfchien bey demfelben Verleger; *Praffe, M. v.*, logarithmifche Tafeln für die Zahlen Sinus und Tangenten, revidirt und vermehrt von Prof. *K. B. Mollweide*. Neue Aufl. 1825. 16. geh. 12 gr.
(Partiepreis für 25 Exemplare 8 Thlr. fächl. netto.)

Ferner hat derfelbe aus dem Verlage der *Univerfitätsbuchhandlung* in Königsberg an fich gekant:

Westphal, logarithmifche Tafeln. 4. 1821. geh. 1 Thlr.

Bey *Starke* in Chemnitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwarz, J. W., kurze *Nachricht* von der *Entstehung*, und *Feier* der *chrislichen Sonn- und Feft-Tage*. Dritte verm. und verb. Aufl. 8. 5 gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Gefchichtliche der kirchlichen Sonn- und Feft-Tage näher fich zu unterrichten wünfchen, um fo mehr willkommen feyn, da fie fich bey verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Bey mir ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beckii, Dr. Chr. D., commentationes criticae quinque de glossematis in veteribus libris. 4. 12 gr.

Diefer wichtige Gegenstand der kritifchen Forschung ist bisher weder in eigenen Schriften besonders, noch in allgemeinen Anweisungen hinlänglich behandelt worden. In gegenwärtigen fünf Abhandlungen werden nicht nur die verfchiedenen Gründe und Arten der Eintheilung erklärender Zufätze und einzelner Wörter in den griechifchen und lateinifchen

Schriften des Alterthums, den alten Rechtsquellen und den biblifchen Büchern, vornehmlich des N. T., angegeben, sondern auch die Grundfätze und Regeln der Auffindung, Prüfung und Verwerfung folcher Interpolationen aufgestellt und mit Beyfpielen belegt, um eben sowohl der blinden Anhänglichkeit an dem Hergebrachten als der Schonungslofen Willkühr zu begegnen.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Knobloch.

Im Verlage der *Krüll'schen Univerfitäts-Buchhandlung* zu Landshut ist fo eben erschienen:

Andral, G., Beobachtungen über die Krankheiten der Bruft. Nach der zweyten, durchgesehenen, verbesserten und vermehrten Ausgabe bearbeitet von Dr. *Fr. A. Balling*. gr. 8. 4 fl. 48 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Anselm von Feuerbachs

kleine Schriften vermischten Inhalts,
2 Bändchen in gr. 8.

erscheinen zur Mich. Messe in meinem Verlage.

Joh. Ad. Stein in Nürnberg.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Dr. Böckels Uebersetzung des N. Testaments.

Im Verlage von *J. F. Hammerich* in Altona ist eben erschienen, und in ganz Deutschland und der Schweiz zu haben:

Das Neue Testament,
übersetzt, mit kurzen Erläuterungen und einem historischen Register,

von

E. G. A. Böckel,

Dr. d. Theol., Hauptpastor und Scholarchen
in Hamburg.

Groß 8. 27 Bogen stark.

Preis eines Exemplars auf Druckpapier 1 Thlr.

18 gr.

- - - - - Schreibpap. 2 Thlr.

- - - - - Velinpapier 2 Thlr.

12 gr.

Ueber den Werth dieser Arbeit des *hochverdienten Mannes* etwas hinzuzufügen, würde unpaffend erscheinen, und schon diese kurze Anzeige wird hinreichen, die Aufmerksamkeit des Publicums überhaupt, und namentlich der *Theologen*, auf dieselbe zu lenken.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

Oeffentliche Lehranstalten.

*Chronik des Gymnasiums zu Görlitz von
Oftern 1830 bis 1832.*

Am 25 Juni 1830, Nachmittags von 4 bis 6 Uhr, in den Stunden, in welchen am 25 Juni 1530 die Vorlesung des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses Statt gefunden hat, feierte die Schule das dritte hundertjährige Jubelfest der Uebergabe desselben vor zahlreich versammelten Zuhörern. Kurz vorher hatte sie den zweyten Collegen, Hn. *Karl Friedrich Heinrich*, verloren, der am 18 April 1830 das Subdiakonat an der hiesigen Peters- und Pauls-Kirche antrat, aber schon am 24 Jan. 1832, noch nicht 32 Jahre alt, von dieser Erde abgerufen wurde. Seine Stelle an unserer Schule erhielt am 19 April 1830 Hr. *Karl Friedrich Immanuel Bergmann*, welcher jedoch vom 4 Oct. 1830 bis zum 3 Oct. 1831 eine Reise nach Venedig, Florenz, Rom und Neapel machte. Während dieser Zeit verfaß sein Amt der Schulamts Candidat, Hr. *Johann Gottlieb Haym*, der zugleich sein Probejahr abhielt, und seit seinem Abgange von unserer Schule einer der oberen Lehrer am Gymnasium zu Lauban ist. Durch den Tod verlor unser Gymnasium den Hn. Bürgermeister und Polizeydirector, *Samuel Traugott Neumann*, seinen bisherigen Schulinspector im 72sten, und den Zeichenlehrer, Hn. *Johann August Ferdinand Hortschansky*, im 61sten Lebensjahre, jenen am 13 Juli und diesen am 15 Dec. 1831. Höheren Orts wurde verordnet, daß der Zeichenunterricht und der Unterricht in der französischen Sprache als allgemeines Bildungsmittel betrachtet und in die öffentlichen Lehrstunden aufgenommen, auch der mündliche Vortrag in deutscher Sprache geübt werden solle. Auch wurde unter dem 20 April 1831 ein Reglement für die Prüfungen der Gymnasiallehrer erlassen. Sie sind die Prüfung *pro facultate docendi, pro loco, pro*

ascensione und das *colloquium pro rectoratu*. Uebrigens erfreute sich die Schule einiger Vermächtnisse von ehemaligen Zöglingen derselben. Hr. M. *Christian Gottlob Jahn*, gestorben zu Pforta, als in Ruhestand verletzter, geistlicher Inspector und Professor, am 15 Dec. 1829, vermachte ihr 500 Thlr. mit der Bestimmung, daß 200 Thlr. der Schulbibliothek zufallen, und die Zinsen von 300 Thlr., so weit sie reichen, monatlich an arme Schüler ausgeheilt werden sollen, und Hr. Landesältester *Karl Wilhelm Otto August v. Schindel* und *Dromsdorf*, gestorben zu Schönbrunn am 21 Nov. 1830, bestimmte 3000 Thlr. zu 2 Stipendien für bedürftige Studirende von Adel aus der Oberlausitz auf dem Gymnasium zu Görlitz, sowie 3000 Thlr. auf gleiche Weise für solche, die das Gymnasium in Budissin oder Zittau besuchen. An die Stelle der beiden Adelichen können drey Bürgerliche treten. Ferner stiftete er für die Söhne armer Prediger in der preuss. Oberlausitz; die in Görlitz studiren, zwey Stipendien, jedes jährlich zu 50 Thlr. Die höchste Anzahl der Schüler betrug im Jahre 1830 in Prima 87, in Secunda 43, in Tertia 72, in Quarta 81, in Quinta 43, zusammen 326; im Jahre 1831 in Prima 94, in Secunda 48, in Tertia 75, in Quarta 70, in Quinta 52, zusammen 339. Aufgenommen wurden in beiden Jahren 175, im Jahre 1830 80, im Jahre 1831 95. Abgegangen sind 162, in jedem Jahre 81. Auf die Hochschule gingen 41; im Jahre 1830 24; im Jahre 1831 17. Die Schulschriften waren folgende:

- 1) Zur Feier der Vollendung des dritten Jahrhunderts seit der Uebergabe des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses, und zur Sylvestrianischen Gedächtnisfeier den 25 Juni 1830, von *K. G. Anton*, Prof. und Rector. (20 S. 4. Enthält einen Abriss der Geschichte von der Uebergabe des genannten Glaubensbekenntnisses.)
- 2) Versuch einer Geschichte des Görlitzischen Gymnasiums, 5te Fortsetzung, von *Ch. F.*

- Stolz; 3tem Collegen, zur von Gersdorffischen Gedächtnisfeier am 27 Sept. 1830. (12 S.) 4.
- 3) *De Luciani aetate et vita specimen II, auctore E. Ae. Struve*; zum Karl Gehlerischen Gedächtnisactus den 15 Dec. 1830. (4 S.) Fol.
- 4) Wir erlangen durch Christum um des Glaubens willen aus Gnaden Vergebung der Sünden, eine Rede bey dem dritten Jubelfeste der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, gehalten von K. G. Anton, Prof. und Rector, herausgegeben zum Lob- und Dank-Actus nach dem Jahreschlusse am 10 Jan. 1831. (20 S.) 4.
- 5) Materialien zu einer Geschichte des Görlicher Gymnasiums im 19ten Jahrhunderte, 31ster Beytrag zur öffentlichen Prüfung vom 23 bis 28 März 1831, von K. G. Anton. (24 S.) 4.
- 6) Materialien u. s. w. 32ster Beytrag zum Lob- und Dank-Actus den 9 Jan. 1832, von Demselben. (18 S.) 4. (Enthält ein Verzeichniß der Lehrer am Gymnasium im dritten Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts und der von

- ihnen in dieser Zeit herausgegebenen Schulschriften, nebst einer Uebersicht des Schulbuchs in den ersten 3 Jahrzehenden.)
- 7) Materialien u. s. w. 33ster Beytrag zur öffentlichen Prüfung vom 11 bis 16 April 1832 von Demselben, (31 S.) 4.
- 8) *Orationes Sylvestrianas die XVIII Maji 1831 habendas indicit C. Th. Anton. Praemittitur comparationis librorum sacrorum V. E. et scriptorum profanorum graecorum latinorumque eum in finem institutae, ut similitudo, quae inter utrosque deprehenditur, clarius appareat, Pars X.* (15 S.) 4.
- 9) *De origine vocabuli Baccalaurei*, zur Gersdorffischen Gedächtnisfeier von K. A. Mauermann, Subrektor. (13 S.) 4.
- 10) Einige Bemerkungen über Disciplin auf Schulen, zur Feier des Karl Gehlerischen Gedächtnis-Actus den 21 Dec. 1831, von E. E. Struve, Conrector, (10 S.) 4.
- 11) *Orationes Sylvestrianas die VIII Jun. 1832 habendas indicit C. Th. Anton. Praemittitur conversio loci 1^o Cor. XI, 3 — 15, et vocabuli ἐξουσία nova interpretatio* (10 S.) 4.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Unterzeichnetem ist neuerdings erschienen, und an die Buchhandlungen versendet worden:

Handbuch für den geregelten mündlichen Vortrag geistlicher Reden; mit einer erläuternden Beyspielsammlung, von Dr. H. A. Kerndörffer.

Die Ansprüche, welche durch die fortschrittliche Cultur in Wissenschaften und Künsten in neuerer Zeit auch besonders an Kanzelredner, sowohl in Ansehung der Abfassung von Kanzelreden, als auch vorzüglich in Hinsicht des vollkommenen mündlichen Vortrages, gemacht werden, sind von so großer Bedeutung und Wichtigkeit, daß die in obigem Buche gelieferte Entwicklung dieser gesteigerten Ansprüche, und die Anleitung zu deren Befriedigung, nach dem Zeugnisse ehrwürdiger und fachverständiger Beurtheiler, eine dankbare Anerkennung verdienen. Besonders nimmt auch hiebey die mit eben so viel Geschmack als Umsichtigkeit geordnete und erläuterte vielzählige Beyspielsammlung von Musterreden rühmlich bekannter Kanzelredner, zu deren Benutzung die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch. Von diesen anerkannt ausgezeichneten geistlichen Rednern sind hier unter anderen folgende zu erwähnen: Dr. v. Ammon; Dr. Bretschneider; Dr. Emmerich; Dr.

Goldhorn; Dr. Reinhard; Dr. Röhr; Dr. Rüdell; Dr. Schleiermacher; M. Siegel; Dr. Tzschirner; Dr. de Wette, Zollikofer u. A.

Um dieses Werk von 30½ Bogen desto gemeinnütziger zu machen, habe ich den Ladenpreis desselben nur auf 2 Thlr. bestimmt.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Cnobloch.

Bey Starke in Chemnitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Funke (königl. sächs. Hof- und Justiz-Rath), *Beyträge zur Erörterung praktischer Rechtsmaterien*. 8. : Thlr.

— *die Lehre von den Pertinenzen*, aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte, mit Rücksicht auf das heutige Maschinenwesen, entwickelt. 8. 18 gr.

Forbiger, Dr. Alb., *Aufgaben zur Bildung des lateinischen Stils für mittlere Classen in Gymnasien, aus den besten neueren Latinisten entlehnt, durch fortlaufende Anmerkungen erläutert und mit steten Hinweisungen auf die Grammatiken von Zumpt und Ramshorn*. gr. 8. (14½ B.) 1832. Leipzig, b. Hinrichs. weiß Druckpapier. 16 gr.

Bey einem Ueberflus an Uebungsbüchern für die ersten Anfänger und einigen sehr brauchbaren für die oberen Classen, ist doch für die mittleren nur wenig geforgt; besonders für die mittleren nur wenig geforgt; besonders seit *Zumpt's* treffliches Buch durch die Verfündigung eines unberufenen Herausgebers der Original-Aufsätze an Brauchbarkeit verlor. In 4 Abtheilungen giebt der Hr. Verf. Briefe, historische, rhetorische und vermischte Aufsätze, ein vollständiges Register, und in der Vorrede die Anleitung zum Gebrauche dieses bereits von tüchtigen Schulmännern als *sehr nützlich* empfohlenen Buchs.

Bey *Rubach* in Magdeburg erschien folgende:

Vorsichts- und Verhaltens-Massregeln
beym

Baden, Gewitter, bey plötzlichen Unglücksfällen und ansteckenden Krankheiten.

Nach

den besten Quellen und bewährtesten Erfahrungen bearbeitet

von

J. M. Scholand.

Preis 10 Sgr. oder 8 gr. Cour.

Inhalt: Verhalten bey ansteckenden Krankheiten. — Nutzen des Badens. — Was dabey zu beobachten. — Regeln bey dem Gebrauche der kalten, kühlen, lauen, warmen, heißen, mineralischen, russischen Bäder. — Dufnbäder. — Fußbäder. — Seifenbäder. — Träubelbäder. — Behandlung der Betrunknenen. — Biss eines tollen Hundes. — Blitz, Vorsichtsmassregeln dabey. — Behandlung der vom Blitz Getroffenen. — Mittel gegen Brandblasen. — Blutbrechen. — Bluthusten. — Heftige Blutungen. — Brechdurchfall. — Catarrh. — Cholera. — Cholera. — Koliken. — Durchfall. — Epileptische; Behandlung derselben. — Erbrechen. — Behandlung erdrückter Kinder. — Erfrieren. — Behandlung der Erfrorenen. — Mittel gegen erfrorene Glieder. — Behandlung der Erhängten, Erstickten, Ertrunkenen, Erwürgten. — Schwerer Fall. — Fallstüchtige. — Verhalten bey dem Fieber. — Faulfieber. — Vorsichtsmassregeln bey dem Gebrauch des Flußbades. — Mittel gegen Frostbeulen. — Fußbad. — Behandlung gefallener Personen. — Gelbes Fieber. — Vorsichtsmassregeln bey dem Gewitter; a) im Hause; b) außser dem Hause; c) im Felde; d) in der Kirche; e) auf der Straßse; f) im Walde; g) auf dem Schiffe. — Mittel gegen erfrorene, verrenkte, zerbrochene Glieder. — Husten. — Insectenfische. — Behandlung erstickter Kinder. — Verschluckte Kirschensteine. — Verhalten bey dem Kopfschmerz. — Körper, im Schlunde stecken geblieben. —

Verhalten bey Krämpfen. — Ansteckende Krankheiten. — Schutzmittel dagegen. — Krätze. — Lebensgefahren. — Lufteinblasen, wie es bey Verunglückten geschehen soll. — Milzbrand. — Verbrannter Mund. — Nasenbluten. — Ohnmächtige. — Pest. — Räuchern. — Rettungsmittel bey Verunglückten aller Art. — Verhütung des Rheumatismus. — Scheintodte. — Schlagfluß. — Behandlung vom Schläge Getroffener. — Mittel gegen das Schluckfen. — Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten. — Gegen das Erfrieren. — Steinbeschwerden. — Mittel gegen Stockschnupfen. — Schwarzer Tod. — Kennzeichen des tollen Hundes. — Trinken des Mineralbrunnens. — Plötzliche Unglücksfälle. — Verbrennungen. — Verletzungen. — Vergiftete. — Verrenkungen. — Verschlucken fremder Körper. — Verstauchungen. — Verstopfungen. — Verwundungen. — Das Waschen des Körpers.

Höchst wichtige Schrift für Jedermann.

Bemerkungen und Gedanken
über

Leben und Tod des Menschen.

Herausgegeben

von

J. M. Scholand.

Preis 10 Sgr. od. 8 gr. Cour.

Magdeburg, bey *Rubach*.

Wer möchte sich nicht gern über so wichtige Dinge, wie der Titel pennt, belehren wollen? Wir erlauben uns hier nur kurz zu bemerken, was der achtbare Verfasser in seinen Cyklus aufgenommen hat.

Im ersten Abschnitte lehrt er uns die Merkwürdigkeiten aus dem Menschenleben kennen; im zweyten handelt er vom Tode; im dritten folgen Gedanken zur Besiegung der Todesfurcht; der vierte ist der Behandlung der Sterbenden und Todten gewidmet, woran sich im fünften Belehrungen über Unsterblichkeit und Wiedersehen anknüpfen. Den Schluss des Ganzen bilden einige Betrachtungen und Gedichte über Menschenleben und Tod. Genug! wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen, glauben jedoch, das es Keiner ohne reichen Gewinn an Einsicht und Kenntniß aus der Hand legen werde.

Neue Verlagswerke von *Ludwig Oehmigke*
in Berlin. 1832.

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von *F. Guimpel*. Text von *F. L. v. Schlechtendal*. 2r Band. 5 bis 8s Hest. gr. 4. mit 24 illum. Kupfern. geh. Pränum. Preis 2 Thlr.

Jahrbuch, Berlinisches, für die Pharmacie.
Herausgegeben von Dr. *Lucae*. 32r Band
3s Heft.

Willdenow, Dr. C. L., Anleitung zum Selbst-
studium der Botanik, ein Handbuch zu öf-
fentlichen Vorlesungen. 4te vermehrte Auf-
lage, mit Kupfern. Nach der vom Geh.
Rath Link besorgten 3 Auflage herausgege-
ben von Dr. *A. Dietrich*. 1832. gr. 8.
Preis 2 Thlr.

Die Brauchbarkeit des vorstehenden Werks,
bereits durch drey Auflagen außer Zweifel ge-
setzt, ist in der vierten dadurch noch um Vie-
les erhöht worden, daß der Herausgeber auf
das natürliche Pflanzenlystem gebührende Rück-
sicht genommen, die Charaktere der Gattun-
gen und Kennzeichen der Arten berichtigt, und
alles, für die Jugend Anstößige daraus entfernt
hat. Ueberdies muß erwähnt werden, daß
die Zahl der, in der jetzigen Auflage beschrie-
benen, Species fast um das Doppelte vermehrt
worden ist, so daß man kaum eine Pflanze von
irgend einem Interesse darin vermissen wird.

Interessante zeitgemäße Flugschriften.

In der *W. Zirges'schen* Buchhandlung in
Leipzig sind erschienen, und in allen Buch-
handlungen zu haben:

Ueber die, nächstkommenden Landtag von
den Ständen Sachsens vorzunehmenden Ver-
handlungen, mit Berücksichtigung der vom
Bundestage bekannt gemachten *Sechs Arti-
kel* und der darüber gegebenen beruhigen-
den Erklärung der sächsischen Regierung,
von *E. G. L.* *****.

Motto.

Nur die offene freye Rede
Ist des freyen Mannes Zeichen,
Wer da slavisch wägt, muß schweigen,
Wenn ein Kühn'rer beut die Fehde.

Preis 4 gr.

Gedanken über die neuesten Frankfurter Bun-
desbeschlüsse, eine Flugschrift von *E. Ort-
lepp*.

Motto.

Blicke Genius des Vaterlandes
Auf die Hohen und das Volk herab.
Seums.

Preis 8 gr.

Saalfeld, b. Herausgeber; Rudolstadt in Com-
mission d. fürstl. Hofbuchhandlung: Jo-

*hannis Henrici Vossii commentarii Vir-
giliani.* In Latinum sermonem convertit
Dr. *Theod. Frid. Godofr. Reinhardt*.
Pars I five Eclogae I—V cum commen-
tario.

Da die hierüber vor zehn Jahren bereits
erschienene Probeschrift mit vielem Beyfalle
aufgenommen wurde, so hat der Bearbeiter
keine Mühe gescheut, um den erregten Erwar-
tungen zu entsprechen, und selbst die Kosten
des Druckes übernommen, als kein Verleger
den Muth hatte, sich zu diesem Zwecke mit
ihm zu verbinden. Das Werk wird bey Hn.
Hirschfeld in Leipzig mit so vielem Anstande
gedruckt, daß wahrscheinlich auch das sprö-
deste Auge durch seine äußere Ausstattung
wird befriedigt werden, und, obgleich haupt-
sächlich für das Ausland bestimmt, wird es
durch den auf seine Ausführung verwendeten
Fleiß und durch die Nachweisung der Quel-
len, welche es in vielen Stellen vor dem Ori-
ginale voraus hat, auch im deutlichen Vater-
lande vielleicht Freunde und Käufer finden.
Auf die Kosten eines Verlagsunternehmens je-
doch nicht gefast, hat der Herausgeber sich
vor der Hand mit der Bekanntmachung des
ersten Theiles begnügen müssen, nach dessen
Vollendung sofort das Manuscr. zum zweyten
Theile der Officin wird übersendet werden.
Der Ladenpreis des ersten Theiles wird unge-
fähr ein Thaler seyn, und Schulmänner wür-
den ihren Collegen sehr verpflichtet, wenn
sie sein Werk prüfen, und bey größeren Be-
stellungen sich unmittelbar an den Heraus-
geber adressiren wollten.

Sollten Einige gefonnen seyn, auf beide
Theile in frankirten Briefen im Voraus zu
subscribiren, so würden sich dieselben um die
Beförderung des Unternehmens wesentlich ver-
dient machen, und durch einen ermäßigten
Preis dafür entschädigt werden.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

So eben ist bey mir fertig geworden, und
an alle Buchhandlungen versandt:

Plutos, ein Lustspiel des Aristophanes, metrisch
übersetzt und mit erläuternden Anmerkun-
gen versehen von *Em. Lindemann*, mit ei-
ner Vorrede für Freunde des griechischen
Drama von Dr. *Chr. Fr. Segelbach*. gr. 8.
16 gr.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Cnobloch.

INTELLIGENZBLATT

DER

J E N A I S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 3 2.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Allgemeines Handbuch
der

Realkenntnisse 3ter Theil.

Auch unter dem Titel:

Vollständige theoretisch-praktische

A n w e i s u n g

zur Anfertigung kleiner schriftlicher Aufsätze
zunächst

für Lehrer,

welche die Stilübungen in Land- und Bürger-
Schulen, sowie in den unteren Classen der
Gymnasien zu leiten haben.

Von

H. F. F. Sichel,

Director des königl. Schullehrer-Seminars
in Erfurt.

Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.
1832.

Preis: 1 Thlr. 7½ Sgr. od. 1 Thlr. 6 gr. Cour.

(Recension in *Gräfe's Archiv für's prakt. Volksschulwesen*. XI Bd. 1s Heft 1832. pag. 161.)

Diese Anleitung ist hauptsächlich auf Volksschullehrer berechnet, und lehrt diese, den Unterricht in schriftlichen Aufsätzen zweckmäßig zu ertheilen. Vollständigkeit, Deutlichkeit, Genauigkeit und Reichhaltigkeit sind die hervorstechenden Eigenschaften derselben, und es wird keinen Lehrer gereuen, sich dieselben angeschafft zu haben. In der Einleitung wird der Nutzen der Stilübungen in Bezug auf die Volksschule dargelegt; dann folgen im ersten Abschnitte Vorübungen, die sehr zweckmäßig genannt werden können. Dann kommen im zweyten Abschnitte Hauptübungen, und der dritte enthält die Anweisung zu Geschäftsaufsätzen. Die Andeutungen für den Lehrer sind praktisch, die Aufgaben mannichfaltig und dem Kreise der Volksschulen angemessen, und

die Ansichten des Verfassers über den Sprachunterricht überhaupt und über einzelne Theile desselben beyfallswerth.

Bey mir ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Themistii Orationes ex codice Mediolanensi emendatae a Guilielmo Dindorfio. gr. 8.
4 Thlr. 8 gr.

Die Werke des Redners *Themistius* erscheinen in dieser Ausgabe zum ersten Male in würdiger Gestalt, an unzähligen Stellen aus der trefflichen Mailänder Handschrift berichtigt, und mit der von Angelo Mai aus derselben zuerst herausgegebenen Rede vermehrt. Beygegeben sind die gehaltreichen Anmerkungen von *Petau* und *Harduin* und ein neu ausgearbeitetes griechisches Wortregister.

Leipzig, im Aug. 1832.

Carl Knobloch.

Fr. Platneri, Antecessoris quondam Lipfensis, pro linguae Latinae utilitate in republica literaria defensio, quam X excurs. hist. litt. qu. tum Klotzii et Ernestii opusculis instructam et variis cum Platneri ipf. tum Klotzii et Ernestii opusculis huc spectant. adauctam ed. Dr. E. F. Vogel. 8 maj. (11 B.) 1832. Lipsiae, *Hinrichs.* 18 gr.

Man findet hier zunächst die, durch fortlaufende literarische Noten des Herausgebers erläuterte *Platnersche* Abhandlung selbst. Cap. I. *De linguae alicujus inter eruditos comm. necessit.*, II. *de linguar. populor. hodiern. indole, necessaria idiomatis comm. inter eruditos. adhibendi requisita neutiquam praeferente.* III. *De salutaribus ling. Lat., idiomatis inter eruditos comm. loco adhibitae, effect.* Dann folgen im Interesse der Gegenwart

zehn literarisch-historische *Excursus* des Herausgebers, z. B. *de accurata exeget. fontium juris pertractatione, hodie imprimis enixe desideranda; de primitiva error. a Scholasticis commissorum origine, longeque patente ipsorum sequentia quoque tempora valore; de genuinis quibusd. mysticismi philosophici atque theologici, fere ubique hodiernum conspicui causis et effect.* Endlich schliessen sich hieran acht mit der Hauptabhandlung näher verwandte *Addimenta* mit Anmerkungen V's. aus den Schriften von *Klotz, Ernesti* und *Plather*.

So eben erscheint in unserem Verlage:

Schlankenkunde

von Dr. H. O. Lenz.

Mit 29 illum. Abbildungen. 4 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Dieses ausgezeichnete Werk, dessen Hauptinhalt über die in Deutschland lebenden Schlangen auf zahlreiche eigene Beobachtungen des im Erforschen der Natur unermüdeten Verfassers sich gründet, ist nicht nur für diesen anziehenden, noch mancher Aufhellung bedürftenden, Theil der Naturgeschichte, sondern auch für die Heilkunde, in Ansehung der Wirkungen des Schlangengiftes und der Mittel dagegen, von der grössten Wichtigkeit. Alle Buchhandlungen liefern dieses wichtige Werk mit naturgetreuen Abbildungen, auf Verlangen, zur Ansicht.

Gotha, den 15 Aug. 1832.

Beckersche Buchhandlung.

Neue beachtungswerthe Schriften und Musikalien.

In der W. Zirges'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben, Abenteuer, Liebchaften und andere Curiosa des fahrenden Candidaten der Rechte G. F. Ehwald, von ihm selbst zu Nutz und Frommen seiner Zeitgenossen ans Licht befördert. Preis 8 gr.

Liederkranz von G. F. Ehwald, Cand. juris et Notarius. (Gedichte 2r Theil). Preis 8 gr.

Porträt von G. F. Ehwald, Cand. juris et Notarius. Preis 4 gr.

Anweisung zum Zeichnen der Civil- und Militär-Kleidungsstücke. Zum Gebrauch für Mannskleidermacher. Bearbeitet von H. C. Grosse, Kleidermacher in Düben. Mit 32 Kupfern und Tabellen. Preis 20 gr.

Pleisenrode wie es ist. Ein poet. Schwank in zwanglosen Reimen von Richard Glafs, Preis 4 gr.

Unterhaltung, kleine, nach dem A. B. C. mit illum. naturhistorischen Abbildungen. Preis 4 gr.

Claviertabelle, in Royal-Folio. Preis 4 gr.

Zwey Gefänge zum Geburtsfeste der Eltern, mit leichter Pianofortebegleitung. Preis 4 gr. von F. Engelmann.

Kupfch, 2 neue Tänze für's Pianoforte. Nactigall Galoppe und Leipziger Abkühlungs-Walzer. Preis 4 gr.

Kupfch, grosse Jubel-Polónaise fürs Pianoforte. Preis 8 gr.

Engelmann, das Unentbehrlichste bey dem Rechnen. Preis 1 gr.

— — Religions- und Sitten-Lehre. Preis 1 $\frac{1}{2}$ gr.

Goethes Porträt. 4. Preis 4 gr.

Gustav Adolph der Grosse, König von Schweden. Ein Heldengedicht zur zweyten Säcularfeier der Schlacht bey Lützen am 6 November 1832, von Karl Spahn.

Bey uns ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Verbreitungsweise der epidemischen Cholera, mit besonderer Beziehung auf den Streit über die Contagiosität derselben, historisch und kritisch bearbeitet von H. W. Buck, Med. u. Chir. Dr. u. s. w. gr. 8. brosch. Preis 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Auch bey der übergrossen Menge von Schriften über die Cholera wird diese — wenigstens von Aerzten, denen die Wissenschaft etwas gilt — nicht übersehen werden können; und selbst die, welche in manchen Stücken anderer Meinung sind, als der Verfasser, werden ihm hoffentlich das Zeugniß geben, daß er mit redlichem Eifer und mit seltener Gründlichkeit seinen Gegenstand behandelt hat.

Rengersche Verlags-Buchhandlung in Halle.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zinkeisen, J. W., Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. 1r Theil, das Alterthum und die mittleren Zeiten bis zu dem Heerzuge König Rogers von Sicilien nach Griechenland. gr. 8. 4 Thlr.

Dieser Band enthält ausser einer gedrängten, aber aus den Quellen selbst geschöpften, Uebersicht der älteren Geschichte eine Menge der interessantesten Aufschlüsse über die spätere römische und die byzantinische Zeit, mit

durchgängig genauer Anführung der Quellen. Der 2te Theil, welcher die Geschichte bis auf die neueste Zeit herabführen soll, wird vornehmlich über die fränkische Periode neues Licht verbreiten, und der geschichtlichen Entwicklung der Sprache, Literatur und Cultur der *Neugriechen* eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Er erscheint im folgenden Jahre.

Bey *Ed. Anton* in Halle ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hoche, Dr. E., Lehrbuch der Geographie, für Gymnasien und andere höhere Unterrichtsanstalten. 8. 32 Bogen auf weißem Druckpapier. 18 gr.

Der gute Druck und das hübsche Papier würden dieses Buch bey seiner Wohlfeilheit allein schon empfehlen. Die sorgfältige Bearbeitung aber, verbunden mit zweckmäßiger Einrichtung des Ganzen und bedachtamer Auswahl des Gegebenen, machen dieses Werk zu einem sehr empfehlenswerthen Lehrbuche der Geographie, das auch bey'm Privatgebrauch mit Vortheil benutzt werden kann.

Scholz, C. G. Rector, Aufgaben zum Kopfrechnen. 1s Heft. 8. 7 Bogen. 4 gr.
— *Beantwortungen dieser Aufgaben.* 8. 3 gr.

Endlich war es dem Hn. Verfasser möglich, dies längst gewünschte Heft herauszugeben. Es sind nun die Kopfrechnen-Aufgaben und Beantwortungen, zusammen 6 Hefte, pr. 20 gr. *complet* vorhanden, so wie auch der ganze Rechen-Cursus dadurch abgeschlossen ist.

Die Anweisung, 3 Theile, kostet 1 Thlr. 8 gr., und die Aufgaben zum Zifferrechnen mit Auflösungen, 6 Hefte, 20 gr.; mit den Kopfrechnen-Aufgaben und Auflösungen zusammen also gerade 3 Thlr. Doch sind alle Theile und Hefte einzeln zu haben.

Scholz, C. G., Anweisung zum Kopf- und Ziffer-Rechnen. 2r Theil. 8. Dritte Auflage. 8 gr.

Wachsmann,

Geometrie für Handwerker.

Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht, besonders aber als Leitfaden bey'm Unterricht in Gewerbeschulen. Mit 11 *Kupfertafeln*. Magdeburg, bey *Rubach*. Preis 25 Sgr. oder 20 gr. Cour.

Da der Verfasser dieses Werks selbst Lehrer an einer Gewerbeschule ist, aus der seit mehreren Jahren Schüler in das Gewerbsleben übergangen, die noch jetzt der Anstalt für ihre

darin erworbenen Kenntnisse Dank wissen: so hat sich derselbe besonders bemüht, diese fast jedem Gewerbsmann jetzt unentbehrliche Wissenschaft in das bürgerliche Leben überzutragen, und sie so falsch als leicht darzustellen. Was dem Handwerker jeglichen Fachs, besonders dem Bauhandwerker, in der Ausbildung seines Gewerbes durch diese Wissenschaft höchst nothwendig ist, glaubt er genügend in diesem Werke aufgestellt zu haben.

Anzeige

für alle Besitzer *griechischer Wörterbücher.*

Hannover, im Verlage der *Hahnschen Hofbuchhandlung* ist so eben erschienen:

Griechisch-deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beygefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge, für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem griech. Wörterbuche. Von *G. Ch. Crusius*, Subrektor am Lyceum zu Hannover. gr. 8. Lex. Format. 1832. 1 Thlr. 12 gr.

Für gebildete Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg ist so eben folgendes beachtenswerthe, zeitgemäße Werk erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. A. L. Richter's

Handbuch der populären Astronomie, für die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser. 2 Theile.

Mit 1 Atlas Abbildungen und 3 Tabellen.

8. Preis 6 Thlr. 20 gr.

Die Astronomie ist die Krone der Naturwissenschaften; sie enthält das geistige Element in einem solchen Grade, daß sie darin fast alle anderen Wissenschaften übertrifft, und unmittelbar dahin wirkt, die höchsten Ideen des Wahren, Schönen und Guten in der Seele hervorzurufen. Darum spricht sie denn auch Jeden an, dessen inneres Selbst noch nicht ganz verkrüppelt ist; ja, das bloße Anschauen des gestirnten Himmels erweckt schon in der Seele, auch des Ununterrichtetsten, eine Menge von Vorstellungen und Empfindungen, die ihn erheben und läutern und ihn mit Ahnungen des Unsichtbaren erfüllen. Ist es doch, als ob eine geheime Zaubermacht den Menschen zu jenen glänzenden Gestirnen hinzöge, wenn er sie in ruhigem Schweigen ihre Bahn dahin wandeln sieht, als ob nicht hier, sondern dort

die wahre Heimath seines Geistes wäre, als ob er Flügel bekommen müßte, um sich aufzuschwingen, wo Orion sich gürtet und der Schwan seine Silberfittige entfaltet. Daher wird denn Kenntniß der Sternwissenschaft auch im großen Publicum als ein allgemeines Bedürfnis gefühlt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, auch den Laien in der Mathematik dahin zu bringen, daß er die Hauptlehren der Astronomie nicht nur historisch erfasse, sondern sie auch nach ihren Gründen verstehe, und ihn in den Stand zu setzen, daß er mit Ueberzeugung einsehe, wie es dem Denker möglich sey, in die Tiefen des Himmels einzudringen. Zu dem Ende hat der Verfasser bey seinem Vortrage zuvörderst bloß auf Elementarmathematik Rücksicht genommen, ohne den höheren Kalkül zu Hülfe zu nehmen.

Wir dürfen dieses Werk, das den Namen eines als Gelehrten und Schriftsteller allgemein geachteten Mannes an der Stirn trägt, nicht noch besonders lobend empfehlen wollen.

Von der *Universitäts-Buchhandlung* in Königsberg haben wir mit Verlagsrecht an uns gekauft:

Besseldt, K., erklärende Einleitung zu Homers Odysee für Anfänger. 8. 1816. 14 gr. od. $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Hahn, Prof. Dr. Aug., das Evangelium Marcions in seiner ursprünglichen Gestalt u. s. w. gr. 8. 1823. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

— — *Antitheses Marcionis comment.* 8 maj. 1823. 6 gr. od. $7\frac{1}{2}$ gr.

Hamanns, J. M., kleine Schulfchriften. Nebst Denkschrift von *L. von Bacsko*. 8. 1814. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

La Roche Aymon, Graf von, über den Dienst der leichten Truppen. 8. 1808. 14 gr. od. $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Conz, K. P., Schicksale der Seelenwanderungshypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. 8. Schreibp. 12 gr. od. 15 Sgr.

Vauquelin, Handbuch der Probirkunst. A. d. Franz. von *Fr. Wolff*, mit Anmerkungen von *M. H. Klapproth*. 8. 1800. Schreibp. 12 gr. od. 15 Sgr.

Voigt, J., Geschichte des Lombarden-Bundes und seines Kampfes mit Kaiser Friedrich I. Aus Quellen darg. gr. 8. 1818. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Zeller, C. A., Beyträge zur Beförderung der preuss. Nationalerziehung. 5 Hefte. 8. 1810

— 17. compl. jetzt $2\frac{2}{3}$ Thlr.
— — II, Elemente der menschlichen Sprachzeichenlehre. 8. 16 gr. od. 20 Sgr.

Zeller, C. A., III. Elemente der deutschen Sprachzeichenlehre. 8. 16 gr. od. 20 Sgr.

— — IV. Elemente der Musik. 8. 1 Thlr. 8 gr. od. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — V. die Schulmeisterlehre. Mit 1 Kpfr. 3te verb. Aufl. 8. 1817. 9 gr. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Leipzig, den 10 Aug. 1832.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Vollständige Ausgabe von *Phaedri Fabulae*.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Phaedri Aug. Lib., Fabulae Aesopiae, accedunt Caesaris Germanici Aratea edit. J. C. Orellius; editio altera, aucta Phaedri fabulis novis ab A. Majo redintegratis. 8 maj. Turici. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 Gl.

Bey *L. Oehmigke* in Berlin ist so eben erschienen:

Goethe's Ankunft im Elysium. Eine Gedächtnisfeier von *L. v. B.* gr. 8. geh. (8 gr.)

Unser Verkehr. Eine Posse in einem Aufzuge. Nach der Handschrift des Verfassers. Sechste Original-Ausgabe. 8. geh. (12 gr.)

Ueber die Gemeinheitstheilungs-Methode des Landes-Oekonomie-Raths *Podlasly*, wobey eine Versteigerung auf Land erfolgt. Auf Veranlassung aus den Verhandlungen des landwirthschaftlichen Vereins zu Elbing herausgegeben von dem Director desselben, Landrath *Abrahamsky*. 8. geh. (8 gr.)

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Für Freunde unterhaltender Lectüre und Lesezirkel überhaupt.

Bey *G. Basse* ist so eben erschienen:

Reisen durch das südliche Frankreich.

Von *Vayffe de Villiers*. Aus dem Französischen. Auf Velinpap. 8. Geheftet.

Preis 1 Thlr. 12 gr.

Wer verzetzt sich wohl nicht gern, und wenn auch nur im Geiste, unter den schönen Himmel des miltäglichen Frankreichs? Nehmen wir also das Buch des Hrn. *Vayffe de Villiers* zur Hand, und durchwandern wir mit ihm jenes heitere Land, wovon uns hier ein in jeder Hinsicht sehr anschauliches Bild gegeben und so manches historische Detail erzählt wird. — Binnen Kurzem folgt ein zweytes Band.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen:

Universalhistorische Uebersicht
der

Geschichte der alten Welt
und ihrer Cultur.

Von

Friedrich Christoph Schloffer,
Geh. Hofrath u. Prof. in Heidelberg.
Dritten Bandes Dritte Abtheilung.

Inhalt.

Achtes und neuntes Capitel. Von Diocletian bis auf Odoaker. — Einfluß des Christenthums auf die allgemeine Bildung, oder Gang der christlichen Literatur bis Ambrosius und Augustinus. — Das Christenthum im Orient und Occident von der Zeit der Schlacht bey Adrianopel bis auf Odoaker. — Leben und Staat dieses Zeitraums.

gr. 8. Preis auf Druckpapier 1 Thlr. 22 gr.
od. 3 fl. 30 kr. Rhein.
- - Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr.
od. 4 fl. 30 kr. Rhein.
- - Postpapier 3 Thlr. 18 gr.
od. 6 fl. 45 kr. Rhein.

Der Verfasser hoffte die alte Geschichte mit diesem Theile schliessen zu können; allein theils der Wunsch, ein vollständiges Register beizufügen, theils die Nothwendigkeit, die *ostgothische Zeit* zu behandeln, welche offenbar mehr der alten Zeit als dem Mittelalter angehört, hat ihn geneigt gemacht, noch ein Bändchen beizufügen, welches seine Leser in kürzester Zeit noch zu erwarten haben. Dieser Schlußband wird auch noch das hier fehlende Capitel über *Literatur und Bildung* enthalten, sowie ein ähnliches über *Cultur und Literatur der ostgothischen Zeit*; der Uebergang zum Mittelalter wird erst dadurch vollständig angedeutet seyn.

Die früher erschienenen 3 Bände in sieben Abtheilungen kosten im Ladenpreise:
ordin. Druckpap. 14 Thlr. 14 gr. od. 26 fl.
15 kr. Rhein.
Schreibpap. 19 Thlr. 12 gr. od. 35 fl. -
Vel. Postpap. 29 Thlr. 4 gr. od. 52 fl. 30 kr.
Rhein.

Von demselben Verfasser erschienen bey dem unterzeichneten Verleger noch folgende Werke:

Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs mit einer Uebersicht der Geschichte der früheren Regenten desselben. gr. 8. 1812. 3 Thlr. 12 gr. od 6 fl. 18 kr.

Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 1r Bd. Alte Geschichte. 2r Bd. 1r Thl. bis auf Conrad I. 2r Bd. 2r Thl. bis auf den Tod Gregors VII. 3r Bd. 1r u. 2r Thl. Allgemeine Geschichte der Kreuzzüge. gr. 8. 1815—1824. auf Druckp. 15 Thlr. 10 gr. od. 27 fl. 32 kr.
auf weifs Druckp. 20 Thlr. 12 gr. od. 36 fl. 56 kr.

Frankfurt a. M., im Aug. 1852.

Franz Varrentrapp.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. 1s und 6s Heft. gr. 8. brosch.
1 Thlr. 15 gr.

Das ganze Werk enthält nun:

1s Heft. *Actenmäßiger Bericht über den geheimen deutschen Bund und das Turnwesen*, nebst einleit. Bemerk. über die früheren geh. Verbind. von *J. D. F. Mannsdorf.* 1 Thlr. 3 gr.

2s Heft. *Die Ergebnisse der Untersuchung in*
(33)

Bezug auf den Bund der Unbedingten oder Schwarzen u. s. w. 9 gr.

- 3^s Heft. *Die Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit des Bundestags-Beschlusses vom 20 Sept. 1819; von Rudolph Hug.* 12 gr.
- 4^s Heft. *Actenmäßige Darstellung der Versuche, Deutschland in Revolutions-Zustand zu bringen, herausgegeben von C. Follenberg.* 9 gr.
- 5^s Heft. *Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen.* 18 gr.
- 6^s Heft. *Die demagogischen Umtriebe auf den deutschen Universitäten.* Aus den Acten der Mainzer Untersuchungs-Commission. 12 gr.

Empfehlungswerthe Werke für angehende Juristen, besonders für solche, die sich zum Examen vorbereiten.

Bey G. Basse in Quedlinburg sind so eben erschienen:

Examinatorium de hodierno

Jure Romano privato ex fontibus atque probatissimis libris haustum. In usum tironum elaboravit E. C. A. de Goertz. (37 Bogen.) 8. Preis 2 Thlr.

Examinatorium in elementa

Juris civilis, quo jus canonicum et germanicum sicut passim jus saxonicum respiciuntur. Scripsit E. C. A. de Goertz. (13 Bogen.) 8. Preis 1 Thlr. 4 gr.

Beide Werke dürfen als die neuesten und besten Repetitorien des juristischen Studiums, und als treffliche Hülfsmittel bey der Vorbereitung zum Examen mit Recht empfohlen werden.

Bey Rubach in Magdeburg ist erschienen:

A. B. Decker,

(Rector an der Volksschule in der Neustadt Magdeburg)

Tabellarisch-arithmetische Handfibel,

in fort schreitender Stufenfolge von den leichteren Aufgaben der 4 Species gleichbenannter Zahlen durch alle Grundrechnungsarten bis zu den schwereren Aufgaben der Regel de Tri in Brüchen, für Bürger- und Volksschulen, nebst Facitbuch und Anweisung über den Gebrauch derselben.

Die Fibel in Querduodezformat, obgleich

nur 36 Seiten stark, ist durch die bis jetzt noch neue und einzige Darstellung so gemein reichhaltig an Übungsaufgaben, die in der genauesten Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, das ein Lehrer auch der zahlreichsten Classe, wenn die Kinder dieses Büchlein als Eigenthum besitzen, alle seine Schülerabtheilungen augenblicklich zu beschäftigen und den Privatfleiß der Kinder mit Leichtigkeit zu befördern im Stande ist. Die Kinder bilden sich nach der gegebenen Anweisung die Exempel selbst, und lernen sie als Beyspiele aus dem gemeinen Leben darstellen, wodurch der Vorwurf, das mehr mechanische Uebung befördert und weniger der Verstand geschärft werde, gewiß wegfallen wird. Auch Eltern und Privatlehrern, welche ihre Kinder und Zöglinge lehrreich beschäftigen und ihren Privatfleiß anregen wollen, ist diese Fibel vorzugsweise zu empfehlen. Der Preis eines Exemplars der Fibel ohne Facitbuch und Anweisung ist brochirt 2½ Sgr., in Partien von mindestens 25 Exemplaren aber 2 Sgr. Das Facitbuch mit Anweisung kosten zusammen 25 Sgr.

Bey Carl Cnobloch in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tittmann's, Dr. L. A., Geschichte der deutschen Strafgesetze. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Bey Abfassung dieser Geschichte sind die alten deutschen Gesetze, die Landrechte, Statuten und Urkunden genau benutzt, auch alles so viel wie möglich kürzlich und überhaupt verständlich dargestellt worden.

Von demselben Verfasser ist früher bey mir erschienen:

Vorträge und Urtheile über merkwürdige Straffälle aus Acten. gr. 8. 1 Thlr.

Bey Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Hengstenberg, E. W., Dr. u. Prof., Christologie des alten Testaments u. s. w. 1r 2r Theil. gr. 8. 5 Thlr.

Der dritte Theil erscheint im künftigen Jahre, und schließt dieses schätzbare für jeden Theologen höchst wichtige Werk.

Desselben Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament. 1r Bd. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah.

Hengstenberg, E. W., *de rebus Tyriorum commentatio academica.* gr. 8. Preis 12 gr.

Eingehende Untersuchungen über die Geschichte der Stadt Tyrus, in soweit sie zur heiligen Schrift in Beziehung steht. Besonders Vertheidigung der genauen Erfüllung der diese Stadt betreffenden Weissagungen des Jesaias und des Ezechiel gegen die Angriffe des Hn. Dr. Gesenius.

Typke, J. W., zwey Abschiedspredigten und Amtsjubelpredigt, nebst Nachricht von den Lebensumständen des am 26 Dec. 1830 zu Dobrilugk in der Lausitz verstorbenen Superintendenten, H. A. Typke; nach dessen Tode herausgegeben von seinem Sohne. gr. 8. geh. 4 gr.

Stier, R., (Pfarrer in Frankleben) Luthers Katechismus, als Grundlage des Confirmanden-Unterrichts, im Zusammenhange erklärt. 8. 5 gr.

Für Gymnasien.

In allen Buchhandlungen zu finden:

C. Crispi Salusti, Orationes et Epistolae ex Historiarum libris deperditis ad fidem cod. Vatic. recens. atque in schol. ulum ed. J. C. Orellius. 8 maj. Turici. 9 gr. oder 36 kr.

Bey J. G. Schmitz in Cöln ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theorie des lateinischen Stils, nebst einem lateinischen Antibarbarus, von Dr. C. J. Gryfar. gr. 8. XIV u. 684 Seiten. 2 Thlr. 6 gr.

Der Verfasser suchte in dieser Schrift einem, bey den lateinischen Stilübungen längst gefühlten, und von Schulmännern sehr oft ausgesprochenen Bedürfnisse abzuhelfen. Das Ganze ist dem größeren Theile nach lexikalischer Art, und zerfällt in drey Abtheilungen. In der ersten, welche als Haupttheil des Buches zu betrachten ist, sind die einzelnen Wörtern in Beziehung auf Bedeutung und Gebrauch der Reihe nach durchgegangen, und zwar so, daß die Pronomina, Numeralia, Präpositionen und Partikeln sämmtlich, die Substantiva, Adjectiva, Verben nach einer gehörigen Auswahl behandelt worden. Ueber letzte drey Wörtern gattungen nämlich sind allgemeine Grundätze aufgestellt, und denselben ist als Anhang ein Antibarbarus beygefügt, in dem die nothwendigsten Artikel aus der lateinischen Synonymik, und die brauchbarsten observationes antibarbarae aus den hieher gehörigen Schriften des Vavassor, Vossius, Cellarius, Scioppius, Heusinger und Noltens zusammengestellt sind. In der zweyten Abtheilung

folgen die nothwendigsten Regeln über lateinische Satzbildung, und in der dritten sind Vorschriften über Wort- und Satz-Stellung enthalten. Dem Ganzen ist zum leichteren Nachschlagen ein lateinisches Wörterverzeichnis beygefügt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dräfske's, Bischof's u. s. w., erste am 1 Juli 1832 im Dom zu Magdeburg in Gegenwart Sr. Majestät des Königs u. s. w. gehalten Predigt. gr. 8. Magdeburg, bey Heinrichshofen. geh. 4 gr.

— — zwey Nachträge zu seiner Antrittspredigt im Dome zu Magdeburg u. s. w. gr. 8. geh. Ebendaf. 6 gr.

Magdeburg bey Rubach erschien so eben:

Funfzig leichte

Choral-Korspiele

aus

Dur und Moltonarten

über

die bekanntesten Choräle für Orgel mit und ohne Pedal.

Eingerichtet und componirt von

Friedrich Baldamus,
Cantor und Organist zu Genthin.
Erstes Heft.

Preis 20 Sgr. od. 16 gr. Courant.
(Auszug aus der Vorrede.)

Es giebt zwar schon eine bedeutende Menge Vorspiele, Nachspiele, Choralvorspiele für die Orgel, und sie werden leider von den meisten Organisten und Dorfschullehrern unberücksichtigt gelassen, weil sie einmal ihnen zu schwer sind oder vorkommen, oder weil sie lieber ihre eigenen Gedanken vortragen wollen. Von welcher Art die Gedanken sind, und wie sie sehr oft auf das Gehör des Kenners und auch wohl auf das des Laien wirken, beweiset wohl, daß so manche große Componisten sich bemüht haben, für schwächere Organisten Vorspiele zu schreiben, um dieser Gelegenheit zu geben, etwas Verständliches vor dem Choral vorzutragen. Diese Absicht liegt auch meinen Choral-Vorspielen zum Theil zum Grunde, und ich habe mich nur bemühet, dieselben mit einer noch leichteren Spielart zu componiren, als die, welche mir bekannt sind. Völlig in Accorten modulirende Vorspiele zu setzen, die freylich noch leichter sind, scheint mir den Zweck, den sie auf das Gemüth des Zuhörers haben sollen, nicht zu erreichen; darum habe ich diese Art nicht ge-

wählt, sondern meinen Vorspielen eine dem Charakter des Liedes passende Melodie eingelegt, und es würde mir belohnend genug seyn, wenn meine Sorgfalt ihren Zweck erreichte, und dieser mühevollen Arbeit neben den vielen noch ein Plätzchen vergönnt würde.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahn, Dr. G., hypsometrische Tafeln, oder Hülftafeln für die Berechnung barometrischer Höhenmessungen, nebst Reductionstabellen für Barometerbeobachtungen. Zugleich als Anhang zu den logarithmischen Tafeln von *M. v. Prasse*. 16. geh. 12 gr.

Früher erschien bey demselben Verleger:

Prasse, M. v., logarithmische Tafeln für die Zahlen Sinus und Tangenten, revidirt und vermehrt von Prof. *K. B. Mollweide*. Neue Aufl. 1825. 16. geh. 12 gr.
(Partiepreis für 25 Exemplare 8 Thlr. fächl. netto.)

Ferner hat derselbe aus dem Verlage der *Universitätsbuchhandlung* in Königsberg an sich gekauft:

Westphal, logarithmische Tafeln. 4. 1821. geh. 1 Thlr.

In der *Mylius'schen* Buchhandlung, Brüderstraße No. 4, ist so eben erschienen:

Friedrich von Matthiffons literarischer Nachlass nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. 4 Bände. gr. 12. Druckpap. 2 Thlr. 20 Sgr. Postpap. 3 Thlr. 10 Sgr. Velinpap. 4 Thlr.

Inhalt: 1r Bd. Mittheilungen aus *Matthiffons* Tagebuch als Fortsetzung seiner Erinnerungen. I. Reiseskizzen und tägliche Erlebnisse. II. Gedichte. III. Sphinx. IV. Polydora; Fremdes und Eigenes. *Matthiffons* Selbstbiographie. 2r Bd. Briefe von L. Ch. Sander, Fr. Brun, geb. Münter, J. G. Freyherr von Salis-Sewis, Fr. Haug, A. von Rode. 3r Bd. Briefe von K. L. von Knebel, K. E. K. Schmidt, J. K. L. Gleim, W. Graf von Wolkenstein, A. Mahlmann, G. W. Ch. Starke, J. F. Freyherr von Retzer, Fr. von Schiller, Ch. M. Wieland, K. L. Fernow, M. A. von Thümmel, H. A. O. Reichard, A. von

Maltitz, Dr. Adrian, Fr. Meißner, Dr. Ebel, H. Zschokke, Graf von Kueffstein, L. Neuffer. 4r Bd. Briefe von Buhle, A. Hirt, Böttiger, A. von Imhof, Jacobi, Fr. Hartmann, A. G. Eberhard, Sömmering, Meyer, K. L. Wurtemberg, W. Müller, Fouqué, A. von Stolterfoth, G. C. Lichtenberg, G. F. Hoffmann, Eschenburg, Seume, L. L. Hafchke, A. M. Sprinkmann, Göckingh, F. J. Bertuch, K. F. Kramer, A. G. Meißner, J. K. F. Manfo, V. W. Neubeck, K. Mächler, J. D. Gries, Fr. Rochlitz, G. L. Spalding, K. W. Justi, Weiser, K. von Efs, Reinbeck, von Beerenhorst, d'Alton, Pestalozzi, J. G. Müller, A. J. Penzel, Pölitz, Blumenbach, Fr. Weinbrenner, Füssli, Ewald, Wagenfeil, E. von der Recke, Th. Huber, J. R. Wyfs, Fr. Kind, W. Hauff, Fr. Mofengeil, Schorn, A. Schumacher, K. Pichler, G. Schilling.

Hannover, im Verlage der *Hahn'schen* Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Lateinisch-deutsches Wörterbuch zum Auswendiglernen für die drey untersten Classen gelehrter Schulen. Herausgegeben von Dr. *J. Billerbeck*. 11 $\frac{3}{4}$ Bogen compresse Druck in gr. 8. 1832. 8 gr.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Lehrbuch der Geologie.

Ein Versuch, die früheren Veränderungen der Erdoberfläche durch noch jetzt wirksame Ursachen zu erklären. Von *C. Lyell*. Aus dem Englischen überetzt und mit Anmerkungen von Dr. *C. Hartmann*. I Bandes 1stes Heft.

Nebst 2 lithographischen Tafeln. gr. 8.
Preis 1 Thlr. 4 gr.

Die strengsten englischen Recensenten *Conybeare*, *Sedgwick*, *Hibbert* u. A. urtheilen von diesem Werke, daß es die erste vollständige, dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften angemessene Sammlung der bekannten geologischen Thatfachen sey. Ganz vorzüglich ist es aber darauf berechnet, zum Selbststudium für die vielen Liebhaber und Freunde der Geologie zu dienen. Die schöne Diction und die vielen trefflich gewählten Beyspiele machen das Werk zu einer höchst interessanten Lectüre. — Das Ganze wird 4 Hefte (= 2 Bände) stark.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

S E P T E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Das Thierreich.

Nach *A. F. Schweigger's* Systeme.

Als Leitfaden

beym Unterrichte in der Naturbeschreibung der Thiere, zunächst für die Magdeburger höhere Gewerb- und Handlungs-Schule.

Von

H. Kote.

Magdeburg, bey *Rubach.*

Preis 7½ Sgr. oder 6 gr. Courant.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß nur ein systematischer Unterricht in der Naturkunde der sicherste Führer ist. Langjährige Erfahrung überzeugte den Verfasser obigen Thierreichs, daß eine gedrängte Uebersicht des Systems in den Händen des Schülers den besten Anhalt beym Vortrage gewährt, und diesen nicht, wie die umfaffenden Werke über Zoologie, zu einer reinen Paraphrase macht, oder die Unterrichtszeit zu einer Leseübung umgestaltet. Der Verleger hofft durch Billigkeit des Preises das Büchelchen gemeinnütziger zu machen, und somit einerm zu lebhaft gefühlten Bedürfnisse wenigstens von seiner Seite abgeholfen zu haben.

Bey *G. Basse* in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Kurze Darstellung der

G e o m e t r i e

in populären Vorlesungen. Zum Gebrauch für gebildete Leser entworfen von *Jul. G. B. Flügel.* 2 Bändchen, die ebene und körperliche Geometrie enthaltend. Mit 7 Figuren-Tafeln. 8. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Diese Schrift ist nicht nur für Dilettanten und zum Selbststudium bestimmt, sondern auch Lehrer der Mathematik erhalten darin ein

treffliches Unterrichtsmittel, wofür der Name des als mathematischer Schriftsteller schon rühmlichst bekannten Verfassers eine hinlängliche Bürgschaft ist.

Bey *J. E. Schaub* in Duffeldorf ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der

Hydrostatik, Aero- und Hydraulik.

Von *J. P. Brewer,*

Prof. der Mathematik und Physik in Duffeldorf.

437 Seiten in gr. 8. mit 6 Steindrucktafeln.

Preis 2 Thlr. 22 gr.

(Auch unter dem Titel: *Lehrbuch der Mechanik.* 3r und letzter Theil.)

Die vollständige Mechanik, 3 Bände, kostet 6 Thlr.

Rottecks Weltgeschichte in 4 Bänden.

So eben ist erschienen:

Allgemeine Weltgeschichte
für alle Stände,

von Hofrath Dr. *Carl von Rotteck.*

Zweyter Band. (Mittelalter.)

Enthaltend: Lieferung 7—13 des ganzen Werkes.

Pränumerations-Preis für jede Lieferung 5 gr.
Preis des ganzen Werkes 4 Thlr. 4 gr.

Der Verleger hat noch vor der versprochenen Frist, in regelmäßigen Terminen, den ersten und zweyten Band dieses *anerkannt classischen Werkes*, welches den literarischen Ruhm des verehrten Verfassers von Neuem bewährt, zu einem so wohlfeilen Preise und in einer so schönen Ausstattung geliefert, daß auch seinem Bestreben eine erfreuliche Würdigung zu Theil wurde. Die Fortsetzung wird, wie bisher, regelmäßig erscheinen, und das

Ganze in 4 Bänden Ende dieses Jahres in den Händen der Subscribenten seyn.

Die Vorzüge des Werkes sind bekannt; den größten Werth erhält es dadurch, daß es dem Leser auch die Geschichte der neuesten Zeit (bis zum Jahr 1831) bietet, wogegen sogar die *größere Weltgeschichte* des Verfassers (9 Bände, 8te Auflage, Freiburg bey Herder) nur bis zum Jahre 1816. gehet.

Bestellungen nehmen, noch zum Pränumerations-Preis, alle soliden Buchhandlungen an; das Werk ist auch *bandweise* (zur Portoersparnis) für gleichen Preis zu beziehen.

Stuttgart, den 1 Aug. 1832.

Carl Hoffmann.

F. v. Didron

die Grundlehren der Gleichungen, Reihen und Logarithmen. Ein Handbuch für Militärschulen, für die mittleren Classen der Gymnasien und zum Selbstunterricht.

Magdeburg, bey F. Rubach.

1832. Preis 1 Thlr. 16 gr.

Ein mathematisches Werk, welches die Elemente dieser wichtigen Theorie speciell umfaßt, dem Leser das Nothwendigste und Interessanteste derselben klar und für das Selbststudium geeignet vorlegt, dürfte ein wünschenswerther Gegenstand für Alle seyn, welche sich sowohl aus Neigung als auch zum Behuf künftiger Examina mit dieser Wissenschaft beschäftigen wollen.

In der H. W. Ritter'schen Buchhandlung in Wiesbaden ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktische Anleitung

zum

Uebersetzen

aus dem

Deutschen in's Französische.

Eine vollständige Sammlung

von

Uebungsfücken über alle Regeln einer jeden Sprachlehre, mit besonderer Rücksicht auf die Paragraphen der Sprachlehre

von Sanguin,

nebst einer

Anweisung zur Pronominal-Construction und einer vollständigen Abhandlung über die Participien,

von

H. Barbieux.

(Lector der franz. Sprachlehre.)

Dieses Werkchen erscheint als eine Zugabe zu Sanguin's theoretischer Grammatik.

Der Verfasser, in der billigen Anerkennung der Vorzüge der genannten Sprachlehre, hat sich die Aufgabe gestellt, die aus Meidingers Zeit herrührenden Aufgaben durch eine Sammlung von (200) zweckmäßigeren, meist aus dem Bereiche der Wissenschaften und der Moral geschöpften systematisch geordneten Uebungsfücken zu ersetzen, um dadurch jener Sprachlehre leichteren Eingang in Gelehrten Schulen zu verschaffen. Einige theoretische Theile, die in den bisherigen Sprachlehren entweder zu weitläufig oder unzureichend sind, dürften in diesem Werkchen eine willkommene Erfcheinung seyn.

Bey A. Baumann in Marienwerder ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Koch, C. F., (königl. Ober-Landesgerichts-Assessor und Gerichts-Director) *Anleitung zum Referiren* und zum Absetzen der Erkenntnisse bey preussischen Gerichtshöfen, nebst Bemerkungen über die unterscheidenden Merkmale der in Processen vorkommenden verschiedenen richterlichen Befehle und über die Publication der Urtheile; mit 8 Muster- und Probe-Relationen, einem Muster zu Classificationserkenntnissen, und einem Muster-Erkenntnisse aus einem Pachtproceß über mehrere Punkte und Gegenforderungen und einem danach zu bestimmenden Saldo. gr. 8. 1832. Ladenpreis 1 Thlr.

Pannowitz, Jul. v., (Oberforstmeister) *Anleitung zum Anbau der Sandflächen im Binnenlande und auf den Strand-Dünen*, für Landwirthe, Waldbesitzer und Forstbeamte. Nebst 3 lithogr. Abbildungen und 2 Beylagen. gr. 8. 1832. *Eleg. broch.* Preis 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 gr.)

Pudor, C. H., über *Goethe's Iphigenia*. Ein ästhetisch-literarischer Versuch, als Beytrag zu Vorstudien über *Goethe*. 8. 1832. *Elegant cartonnirt.* Preis 1 Thlr.

Bey E. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca sacra patrum ecclesiae Graecorum. Pars III. Tom. 3. Contin. Clementis Alexandr. opera omnia. *Recognov. R. Klotz.* Vol. 3. 8. broch. 21 gr.

Vol. 1 kostet auch 21 gr. und Vol. 2 1 Thlr. Mit Vol. 4, welches noch in diesem Jahre erscheinen wird, sind Clementis opera geschlossen.

Pars I der Bibliotheca sacra etc. enthält; Jo-

sephi opera omnia, in 6 Vol., und diese kosten 5 Thlr. 6 gr.
 Pars II der Bibliotheca sacra etc. enthält: Philonis opera omnia, in 8 Vol., und diese kosten 6 Thlr. 8 gr.

Von sämmtlichen Volum. sind auch noch Exemplare auf Schreibpapier zu haben.

Leipzig, im Sept. 1832.

So eben ist bey uns erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der *geschwinde Rechenmeister*, oder Anweisung, alle Rechnungsarten von Regel der Tri an bis zur *Kubischen* Berechnung in kurzer Zeit *ohne die geringste Beyhülfe* zu erlernen. Mit Taufenden von Beyspielen und Tabellen. Zum Gebrauch für Lehrer, Schulen, Geschäftsmänner, Cassenbau- und Forst-Beamte, Professionisten und Landleute, von *F. Fischer*. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 23 Aug. 1832.

W. Zirges'sche Buchhandlung.

Israelitische Glaubens- und Pflichten-Lehre für Schule und Haus,

von

S. Herxheimer,
 Land-Rabbiner zu Bernburg.
 Magdeburg.

In Commission bey *F. Rubach*.
 Preis 6 gr.

Bey *Aug. Hirschwald* in Berlin, so wie in allen übrigen Buchhandlungen Deutschlands, wird unentgeltlich ein Verzeichniß von 280 deutschen, französischen und englischen Zeitschriften ausgegeben, welche im Jahre 1832 erscheinen, und 4 bis 5 Monate nach ihrem Erscheinen für die Hälfte des Ladenpreises käuflich abgelassen werden sollen. Da diese einem literarischen Institute gehörenden Journale nur in einfachen Exemplaren vorhanden sind, so werden die etwanigen Bestellungen, welche in allen Buchhandlungen angenommen werden, baldigst erbeten.

Subscription nur noch 14 Tage offen!

Kern classischer Compositionen.

An gute Buch- und Musik-Handlungen wurde versandt:

Neue Bibliothek für Pianofortespieler.
 (Hefte 1—9 mit Porträts und Biographien.)

Zur besten Empfehlung dieses viel besprochenen Unternehmens mag dienen, daß es trotz der vielen Widerfacher gediehen, mehr als die Verleger erwarteten. Der gediegene Inhalt in einer correcten, schönen und beispieldlos wohlfeilen Ausgabe wurde überall in öffentlichen Blättern, Lehrern, wie Schülern, nachdrücklich empfohlen. Das Heft aus 3 Bogen (mit Porträt und Biographie) kostet nur 4 gr., was im gewöhnlichen Notendruck nicht für den vierfachen Preis herzustellen ist. Sammlern auf 5 Exempl. das 6te frey. Der 1ste Jahrgang 26 Hefte ist noch für 5½ Thlr. zu haben.

Schubert und Niemeyer
 in Hamburg und Itzehoe.

Bey *C. F. Suefs* in Weissenfels ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die 221; nicht die Deputirten Frankreichs, sondern 221 Räthsel-Aufgaben aller Gattungen in einen Kranz zur Unterhaltung gefelliger Kreise geflochten von *H. W. Lehmann*. Preis 10 gr.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rabelais, Gargantua und Pantagruel, a. d. Französischen verdeutscht mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des 2ten Buchs von 1533, auch einem noch unbekanntem Gargantua, herausgegeben von *G. Regis*. 1r Theil. Text. Mit des Autors Bildniß. gr. 8. cart. 5 Thlr. 6 gr.

Füllt das Alberne die Welt, wie *Goethe* sagt, und giebt es gleichwohl nothwendiger und glücklicher Weise überlegene Geister, die es in den Spiegel der Erkenntniß, oder auch der heiteren Darstellung fallen lassen, so darf auch wohl dieser Gargantua und Pantagruel in einer neuen Verdeutschung sich einiger Theilnahme getrösten. Lebt ja doch und blüht in unseren Compendien der Literatur wenigstens auch der fast dreyhundertjährige, von unserm Fischart gepflegte Absenker dieses Werks, eben so wohl als es selbst, im Gebiete des Humors und Scherzes sich des Rufes der Clafficität erfreuend; und bleiben doch beide für den tieferen wie für den oberflächlicheren Beobachter die Spiegelschrift ihrer Zeit und Urheber. Denn treuer, derber und mährchenhaft launischer liefs sich wohl die prunkende und stelzende Abentheuerlichkeit, die thierische

Dumpfheit und Verfallenheit an die rohe Sinnlichkeit nach Inhalt und Form, und immer mit einem selbst die Sprache gewaltig beherrschenden Geiste, nicht wiedergeben, als beide Schriftsteller wetteifernd gethan. Hilft nun aber die vorliegende Verdeutschung des Rabelais durch Treue und Fleiß, durch eine Einleitung und Anmerkungen dem Bedürfnis ab, uns manches in der Zeit Entrückte und Abgeblichene näher zu rücken und aufzufrischen, so darf sie sich vielleicht desto größerer Theilnahme versehen. Immer aber wird es Beweis wachsender Bildung seyn, sich in einen kräftigen, selbstständigen Geist hineinzuleben, seine eigenthümliche Weltansicht nicht nur aufzufassen und uns anzueignen, sondern auch zu erweitern, reiner auszubilden und so zum Glied und Theil einer anderen zu machen. Darum laden wir das Publicum auf dieses, wenn auch scheinbar feltame Mahl, und dürfen einem weisen Genusse, der ja überall zu fodern oder zu empfehlen steht, auch eine gedeihliche Wirkung auf wahre Bildung unbedenklich versprechen.

Bey *Fleischmann* in München ist erschienen, und an alle Buchhandlungen verlan- det worden:

T. Livius römische Geschichte, übersetzt

und erläutert von Professor *Oertel*. 9te Band. gr. 12. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Diese musterhafte Uebersetzung, nach allgemeinem Urtheile die „gelungenste“ des großen römischen Geschichtschreibers, wird mit dem 10ten Bande noch in diesem Jahre vollendet seyn; der Preis des ganzen bogenreichen, mit Anmerkungen versehenen Werks von 10 Bänden aber dennoch nur zwischen 9 und 10 Thlr. betragen, so daß die Anschaffung des ausgezeichneten Classikers Jedermann leicht gemacht ist.

III. Bücher-Auctionen.

Den 19 November d. J. und folgende Tage wird in Wittenberg die von dem verewigten Generalsuperintendent Dr. *C. L. Nitzsch* hinterlassene Bibliothek öffentlich versteigert werden. Die Kataloge sind verlan- det und durch alle Buchhandlungen, in Berlin durch *Asher*, in Dresden durch *Jansen*, in Halle durch *Schwetschke* und *Sohn* und in Leipzig durch *Zesewitz* zu beziehen. Nach Verlangen liefert die *Zimmermannsche* Buchhandlung, welche auch zur Uebernahme von Commissionen erbötig ist, noch mehr Exemplare.

Wittenberg, den 8 Sept. 1852.

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage im September-Hefte der *J. A. L. Z.* und in den Ergänzungsblättern von No. 65 — 72 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

- | | | |
|---|---|--|
| Akademie der Wissenschaften in Berlin 174. | Gerold in Wien 164. | Laupp in Tübingen 162. |
| Amelang in Berlin 179. | Gräbner in Weimar 164 (2). | Lucas in Elberfeld 168. |
| Arnold in Dresden u. Leipzig 166. 178. 180. | Groos in Carlsruhe 179 (3). | Luckhardt in Kassel 161. |
| Aruz u. Comp. in Düsseldorf E. B. 67. | Günther in Glogau 175. | Mayer in Aachen u. Leipzig 174. |
| Barth in Leipzig E. B. 70. | Hallberger in Stuttgart E. B. 79. | Meyer in Braunschweig 171. |
| Baumgärtner in Leipzig E. B. 65. | Hahn in Hannover 164. E. B. 65. 72. | Meyersche Hofbuchh. in Lemgo 180. |
| Brockhaus in Leipzig 167 (2). 173. | Hallerische Buchdr. in Aseherleben E. B. 70. | Nauck in Leipzig 163. |
| Dannheimer in Kempten E. B. 68. 69 (2). | Hartknoch in Leipzig E. B. 65. | v. Rodensche Buchh. in Lübeck 175. |
| Dieterichsche Buchh. in Göttingen 470. | Hartmann in Leipzig E. B. 71. | Rücker in Berlin 178. |
| Dümmler in Berlin 179. | Haubenfricker in Nürnberg 161. | Schulz in Hamm 151. |
| Duncker u. Humblot in Berlin E. B. 70. | Hendels in Cöslin E. B. 70. | Schumann in Leipzig 164. |
| Engelmann in Heidelberg 171. | Hennings in Neisse 161. | Schwetschke u. Sohn in Halle 171. |
| Enslin in Berlin 163. | Heyer in Gießen E. B. 65. | Sinner in Coburg u. Leipzig 179. |
| Ernst-Selbstverlag in Coburg 162. | Hinrichsche Buchh. in Leipzig E. B. 70. | Spurny in Prag 176 — 178. |
| Enpel in Sondershausen 166. | Hirschwald in Berlin 178. | Vandenhöek u. Ruprecht in Göttingen 172. |
| Fleckstein in Helmstädt 162. | Hofbuchhandl. in Rudolstadt 177. | Verlags-Comptoir in Braunschweig E. B. 69. |
| Flinzer in Gotha 167. | Huber in St. Gallen 166. | Wagner in Innsbruck E. B. 72. |
| Gebauer in Halle 172. | Kesselringische Hofbuchh. in Hildburghausen E. B. 66. 67. | Wienbrack in Leipzig 175. E. B. 71. 72. |
| Georges in Landau 173. | Kollmann in Leipzig 170. | Wohlens in Ulm E. B. 72. |
| | Kummer in Zerbit 172. | Wolbrecht in Leipzig 172. |
| | Langewiesche in Iferlohe E. B. 68. 69. | |

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

JURISPRUDENZ.

1) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts*, von D. Karl Gottlieb Weber u. f. w. Zweyter Theil. 2te u. 3te Abtheilung u. f. w.

2) HANNOVER, b. Hahn: *Ueber das Beichtgeheimnis und das Recht der Obrigkeit, dessen Revelation zu fodern*. Eine Monographie, von G. C. Breiger u. f. w.

3) GIESSEN, b. Heyer: *Das Beichtgeld in der protestantischen Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung*. Ein Versuch von Ferd. Friedrich Fertsch u. f. w.

4) LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Gedanken, die Parität der Rechte zwischen den katholischen und nicht katholischen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten betreffend*. Von Wilhelm Grafen v. Hohenthal u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

III. *Von den Rechtsverhältnissen des Schulwesens.* Fürst und Stände haben in dem edelsten Einklange dafür gesorgt, daß es weder an Elementarschulen für die Volksgugend im Allgemeinen, noch an wissenschaftlichen Bildungsanstalten mangelt, und an der zeitgemäßen Verbesserung derselben wird mit täglich regerem Eifer gearbeitet. Für gelehrte Ausbildung dienen a) die beiden *Land- und Fürsten-Schulen* zu Meißen und Grünma, welche den seltenen Vorzug haben, nicht bloß Lehr-, sondern auch Erziehungs-Anstalten zu seyn, und von welchen jede 120 Frey- und Kost-Stellen besitzt, die nur an Knaben von 13—15 Jahren verliehen werden dürfen, und zu deren Genuß eine durch vorgängige Prüfung erprobte Tauglichkeit zum Studiren, ingleichen — bis jetzt wenigstens — die evangelisch-lutherische Confession Bedingungen ausmachen, von deren letzter es in einem sächl. Kirchenrechte des folgenden Jahrhunderts aller Wahrscheinlichkeit nach gelten dürfte, was der Vf. (S. 1030) von der aus einer alten Landesordnung aufgestellten Verfügung (daß der dritte Theil der zu Freystellen zu designirenden jungen Leute von Adel seyn soll) bemerkt: es sey längst außer Uebung gekommen. b) Die Lyceen und sogenannten *lateinischen Stadtschulen*; schon im 16ten Jahrhundert so zahlreich, daß jede Mittelstadt ihr Gymnasium hatte, deren Zöglingen die unmittelbare Beziehung der Univerfität nach vollendetem Lehrkursus unbenommen war. Es wurde noch überdies Inhalts der Schulordnung vom J. 1580 als vortheilhaft und wünschenswerth angesehen, daß sogar auch *auf den Dörfern* (!) lateinische Schulen eingerichtet werden könnten. Durch weise Regierungs-Maßregeln neuerer Zeit ist eine bedeutende Anzahl dieser Unterrichtsanstalten in *deutsche* Stadt- oder Bürger-Schulen umgewandelt worden, so daß jetzt im gesammten Königreiche nur noch 12 dergleichen gelehrte Schulen vorhanden sind (S. 1026). Für den Elementarunterricht in *Volksschulen* ist in allen Städten und in allen Kirchdörfern gesorgt. Noch im J. 1805 wurde von den Landständen ausdrücklich der Grundsatz aufgestellt: „daß das *Schul- und Erziehungs-Wesen* nicht bloß als eine Sache derer, die Kinder haben, sondern als allgemeine *Staatsangelegenheit* zu betrachten sey; daher sie sich auch gedungen fühlten, die Schulanstalten aus den Landessteuer-Cassen werththätig zu unterstützen“ (S. 1031). Als Lehrgegenstände des öffentlichen Unterrichts, an welchem die gesammte Volksgugend Theil nehmen soll, und welcher nicht mehr, wie früher, zum Theil für die Privatstunden, die nur von einigen Kindern benutzt wurden, vorbehalten bleiben darf, sind ausdrücklich vorgeschrieben, vor allem das Christenthum, sodann deutsches Lesen, Schreiben (mit deutscher Sprachlehre und Orthographie) — Rechnen — Singen und das Nöthigste und Willenswürdigste aus der — Erdbeschreibung — der Geschichte, besonders des Vaterlandes — der Naturlehre und — Naturgeschichte — der Oekonomie und — Technologie — der vaterländischen Gesetzkunde u. f. w. (S. 1050), zu denen, nothentlich recht bald, Kenntniß der neuen, nach den Forderungen der Zeit, zu berichtenden Mäße und Gewichte hinzukommen wird. Winkelschulen, d. h. solche, die nicht mit ausdrücklicher Bewilligung der Bezirks- und Local-Behörden bestehen, werden nicht geduldet (S. 1034). Alle Eltern' und Vormünder, für deren Kinder und Pflegebefohlene nicht auf anderem Wege gesorgt ist, sind verpflichtet, dieselben vom 6ten Lebensjahre bis zu Erfüllung des 14ten die öffentliche Schule ihres Wohnorts unter Entrichtung des Schulgeldes an die dafelbst besonders bestellten Einnehmer derselben ununterbrochen fleißig besuchen zu lassen. Jede

R

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

dieser Schulen ist in zwey Classen getheilt, in denen sämmtliche Lehrgegenstände nach einem feltgeleiteten Lectionsplane mit zweckmäßiger Abwechslung vorgetragen werden. Zur Beförderung des eigenen Fortschreitens in Erlernung nützlicher Kenntnisse sind an einigen Orten eigene Schulbibliotheken gestiftet, an anderen werden sie fehnlich erwartet. Am Schlusse eines jeden Halbjahres sind öffentliche Prüfungen, wobey die im Laufe desselben gelehrten Materien mit sämmtlichen Kindern wiederholt werden sollen, und Censurtabellen über den Fleiß und die Fortschritte eines jeden einzelnen Schulkindes nach einem vorgeschriebenen Schema ertheilt werden. Eine jährlich an zwey verschiedenen Sonn- oder Fest-Tagen zu haltende Schulpredigt giebt den Geistlichen Gelegenheit, sich in ihrem Beruf auf eine ausgezeichnete Art nützlich zu beweisen. Eine vollständige Instruction für Volksschullehrer wurde bis jetzt vergeblich gewünscht. „Man hat neuerlich, heisst es S. 1080, Anweisungen für Forstbediente wegen der *Holzucht* gefertigt und öffentlich bekannt gemacht. Sollte die Kinderzucht, sammt dem, was ihr anhängig ist, weniger specielle Sorgfalt für die Sicherung und Beförderung der diessfälligen gesetzlichen Einrichtungen verdienen? Die an einigen Orten bestehenden Schulconferenzen zwischen den Pfarrern und Schullehrern benachbarter Parochien können bey weiterer Verbreitung und zweckmäßiger Einrichtung manche Vorarbeit dazu liefern. Die in Gemälsheit der Schulordnung und der besonderen Localverhältnisse jeder einzelnen Schule abgefassten *Gesetze für die Schulkinder* werden gedruckt oder mit Fracturschrift geschrieben in der Schulstube aufgehängt. Ueber *Mädchenschulen* findet sich S. 1054 eine für die Wichtigkeit des Gegenstandes viel zu summarische Nachricht. — IV. *Von den kirchenrechtlichen Verhältnissen der Ehe*. Schon Th. 1. §. 55 hatte der Vf. gezeigt, daß der kirchliche Charakter dieses an sich weltlichen Geschäfts als ein Erbstück der päpstlichen Hierarchie den Grundfätzen unserer ersten Reformatoren offenbar widerspreche, und durch Begünstigungen von Seiten der Staatsgewalt sich in mehreren protestantischen Ländern fortdauernd erhalten habe. Die dadurch entstehenden Schwierigkeiten in der Auffassung und dem Vortrage dieser Verhältnisse sind seinem Scharfblicke nicht entgangen. „Nicht zu verkennen ist es, heisst es (S. 1096), daß die vierfache Behandlung der Lehre von den Rechtsverhältnissen der Ehe im römischen, im kanonischen, im deutschen und in dem Particular-Rechte (nicht auch im jüdischen?) den angehenden Juristen die Uebersicht und richtige Auffassung derselben im Ganzen ungemein erschwert, auch an sich wegen der Spaltung der verschiedenartigen, dahin einschlagenden, Materien keinesweges vortheilhaft ist.“ Was nach diesen verschiedenen Quellen als geltendes Eherecht angesehen werden kann, hat der Vf. mit Beschränkung auf kirchliche Verhältnisse nach der Ordnung der ausgezeichnetsten Lehrbücher sorgfältig zusammengestellt. In zweifelhaften Fällen wird auf den Gerichtsgebrauch und auf den ausführlichen *Entwurf einer neuen Eheordnung* verwiesen, welcher seit dem

J. 1824 durch vereinte Thätigkeit der oberen Landescollegien abgefaßt und dem Oberconsistorium zu nochmaliger Begutachtung zugefertigt wurde (S. 1098), und vielleicht nur noch die — bey einem Entwurfe dieser Art doppelt wünschenswürdige — Bekanntmachung auf dem Wege höherer Publicität erwartet, um zu einem vollendeten Landesgesetze erhoben zu werden. Bestimmungen, wie die S. 1314 aus demselben mitgetheilte, daß eine beständige Scheidung vom Tisch und Bette alle bürgerlichen Wirkungen einer gänzlichen Ehescheidung haben soll — dürften manchen Mißgriff der bisherigen Gesetzgebung ausföhnen; ob auch das unbedingte Verbot einer Ehe mit einer Person, die nicht der christlichen Religion zugethan ist (S. 1148), dürfte von der Vorfrage abhängen, ob hier eine unduldsame Praxis oder das Ansehen des Apostels Paulus vorherrschen soll. — Angehängt von S. 1369 — 1380 findet sich eine Reihe nachträglicher Bemerkungen zu allen fünf Abtheilungen des vorliegenden Werks, das mit einem allgemeinen Register beschloffen wird. — Den — hier benutzten — Beyträgen zu dem letzten, welche wir am Schlusse unserer Anzeige der beiden ersten Abtheilungen bezeichneten, können wir jetzt noch folgende, zufällig bemerkte, hinzufügen. *J. H. Böhrer* I, 1, 77. 118. (Auch der Sohn desselben, *G. Ludwig B.*, über dessen allgemein geschätztes Lehrbuch eine lange Reihe von Jahren hindurch kirchenrechtliche Vorlesungen zu Leipzig u. s. w. gehalten wurden, hätte hier eine Stelle verdient.) *Gemeinde-Rechte* II, 2, 388. 467. *J. S. Göbel*, I, 1, 128. *Gleichstellung* f. christl. Religionen. *Kirchenpatronatrecht*. Dessen Verjährung II, 2, 298. *Normalquantum* des Dienstehaltens. (Minimum) II, 2, 552. *Prüfungen in den Volksschulen* 1034. 1077. 1084. *K. Heinr. v. Römer* I, 1, 128. *Schullehrer-Prüfungen*, setze hinzu: II, 2, 389. *Verneinende Stimme* der Gemeinden bey der Wahl ihrer Seelforger und Schullehrer II, 2, 388. 392. *Chr. Glo. Wabst* I, 1, 128.

So wäre demnach dieses durch Vollständigkeit, durch mühevoll gründliche Forschung, durch Reichtum an literarischen Kenntnissen, durch besonnene Kritik und durch den Geist ächtchristlicher Humanität ausgezeichnete Werk glücklich zu seinem Ende gediehen. Wir bezeugen dem, so viel wir wissen, seitdem zu einer Stelle in dem höchsten Landesgerichte beförderten Vf. in unfereim und im Namen des ganzen deutschen — gewiß damit einstimmigen — Vaterlandes von ganzem Herzen die lebhafteste Erkenntlichkeit für diese Bereicherung der vaterländischen Literatur, und blicken zugleich mit Dank auf die Staatsregierung und die höchsten Landes-Collegien hin, ohne deren Unterstützung ein Werk von diesem Umfange das Ziel der Vollendung nicht erreicht haben würde. Wenn wir bey der Anzeige des ersten Bandes (1823. N. 223. S. 340) mit Sicherheit vorherzusehen glaubten, die Zeit werde ihre Rechte behaupten, und früher oder später mit einer durchweg consequenten Gesetzgebung den vollständigsten Einklang des Staats und der Kirche herbeiführen, so haben die neuesten Ereignisse in diesem

Königreiche die Realisirung dieser Aussicht gar sehr beschleunigt. Mehrere wohlthätige Verfügungen in Kirchenfachen sind bereits ins Leben getreten, und eine totale Revision aller und jeder Zweige des Bestehenden ist durch eine in vielfacher Hinsicht ausgezeichnete *Verfassungs-Urkunde* möglich geworden. Welch ein Reichthum von Materialien bietet sich auch hier der Bearbeitung eines nach Folgerichtigkeit strebenden Gesetzgebers dar! Wie bald dürfte, bey zweckmäßigen Wahlen zu diesem wichtigsten aller Geschäfte, die noch im ersten vorliegenden Bande (Th. II. Abth. 2. S. 692) erhobene Klage verstummen, „dafs in hiesigen Landen seit der Kirchenordnung vom J. 1580 so häufig nur über einzelne specielle Gegenstände des Kirchenrechts *abgesondert* gesetzlich entschieden worden sey, ohne mehrere wesentlich zusammenhängende und auf denselben Gründen und Verhältnissen beruhende Gegenstände zusammen zu fassen.“ Noch erlauben wir uns rückfichtlich der Form einer neuen Ausgabe den doppelten Wunsch, die Bände des Ganzen nicht nach Theilen und *Abtheilungen*, sondern schlechtweg nach Theilen, von 1—5, zu bezeichnen, und den Columnentitel: *Zweytes Buch. Privatkirchenrecht im engeren Sinne*, welcher in den drey letzten Bänden ohne Beysatz und Veränderung fortläuft, mit einem angemesseneren zu vertauschen.

No. 2 ist eine, wie der Vf. selbst bemerkt, „etwas schnell“ bearbeitete Gelegenheitschrift, die mehr für eine vorübergehende Unterhaltung als für den Zweck einer gründlichen und erschöpfenden Belehrung berechnet zu seyn scheint. Betrachtungen über Beichte, deren Geschichte und möglichst nützliche Einrichtung gehen denen über das sogenannte Beichtiegel in einer nicht ganz lichtvollen Ordnung und in einer, zuweilen an Homilie grenzenden Sprache zur Seite. Die Mißbräuche dieses Instituts in der katholischen Kirche werden gezeigt, und die Mittel dagegen angedeutet. Die Privatbeichte wird mit Lebhaftigkeit vertheidigt, und, in Ermangelung derselben, die zutrauliche Mittheilung im Hause des Predigers unter gleichmäßiger Verschwiegenheits-Pflicht wie bey der ersten empfohlen. (Die Bemerkung, dafs die Apologie der Augsbürgischen Confession die Vorstellung von einem Sacrament der Beichte gleich anfangs verworfen und bestritten habe (S. 24), wird durch den Augenschein widerlegt. *Vera sunt sacramenta*, heifst es dafelbst (C. VII. S. 269 der Pfaffischen Ausgabe), *baptismus, coena domini, absolutio quae est sacramentum poenitentiae*. Auch in Luthers größerm Katechismus wird dieses Institut als eine Rückkehr zur Taufe unter der, an sich nichts entscheidenden, Benennung eines Sacraments angeführt. (Bey Pfaff a. a. O. S. 646.) Noch in seinem Sterbejahre (1546) schrieb Luther: „dafs die *Busse*, sammt der Gewalt der Abolution oder Lösefchlüssel, ein *Sacrament* sey, bekennen wir gern. Denn sie hat die Verheifsung und giebt Vergebung der Sünden um Christi willen“ (T. VIII. Jenens. f. 382 a). Nur in zwey Fällen wird der weltlichen Obrigkeit das Recht eingeräumt, nach einem Beicht- oder Amts-Geheimnisse zu fragen, wenn

nämlich 1) Verbrechen in der Beichte bekannt würden, deren Wirksamkeit zum Schaden eines oder mehrerer noch *fortdauerte*, und durch den Thäter sehr gut aufgehoben werden könnte, und 2) bey dem Bekenntniß von Verbrechen, die jemand erst *begehen will*. Hier würde, wie S. 68 bemerkt wird, das behauptete Beichtgeheimniß eine Entweihung des Predigtamts seyn. Auch im Kreife seiner Familie soll dem Geistlichen das Amtsiegel heilig seyn. Predigerfrauen, welche ihr Verhältniß mißbrauchen, um ihren Ehegatten Amtsgeheimnisse zu entlocken, werden S. 52 und 53 ihre Zurechtweisung finden. Lächeln mußten wir, wenn es ebendafelbst heifst: „man möchte nicht in Abrede seyn, dafs der katholische Geistliche als Einzelnr mehr Zutrauen bey Einzelnen finde, die ihm etwas zu offenbaren haben, weil er allein steht und keiner ihm so nahe ist, dafs man eine Eröffnung an diesen fürchten dürfe.“ Hat denn der katholische Geistliche keine geistlichen Schwestern?

Die Schrift No. 3 spricht abermals gegen die Erhebung des Beichtgeldes, eine trotz der vielfach mißbilligenden Aeußerungen der achtbarsten Männer und der vereinten Wünsche eines großen Theils der Geistlichen bis zu unsern Zeiten in den meisten Ländern evangelisch-lutherischer Confession beybehaltene Abgabe. Der Vf. hatte die Absicht, diesen Gegenstand als einen durchaus unanständigen, höchst nachtheiligen und folglich verwerflichen Befoldungstheil der Geistlichen aufs Neue zur Sprache zu bringen, und wir zweifeln nicht, dafs seine Schrift wesentlich dazu beitragen werde. Nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über den Ursprung dieser Abgabe und den Zusammenhang derselben mit der, selbst von Katholiken laut getadelten, *Ablafskrämerey*, welche die nächste Veranlassung der gelegneten Kirchenverbesserung wurde, stellt der Vf. die Ansichten mehrerer Juristen und Theologen, besonders aus den beiden letzten Jahrhunderten, darüber zusammen, und entwickelt sodann ausführlich die daraus entstehenden Nachtheile nicht nur für den Geber und den Empfänger, sondern auch für das kirchliche Leben und die Sittlichkeit überhaupt. Mit großer Wahrheit wird namentlich S. 20—22 der widerliche Eindruck geschildert, welchen dieser Andacht störende Tribut auf die Seele des erleuchteten Christen hervorbringen muß. Auch die Unangemessenheit dieser Abgabe für den Geistlichen selbst wird mit lebhaften Farben geschildert. Der Vf. gesteht (S. 36), dafs er während einer 20jährigen Amtsführung noch niemals ohne innere Beschämung das Beichtgeld empfangen habe; das Unschickliche und durchaus Anstößige, das in der Verknüpfung einer ernst religiösen Handlung mit einer so kleinlichen, leicht zu mißdeutenden und durch ihren Ursprung verdächtigen Abgabe enthalten sey, habe ihn mit peinlichen Empfindungen erfüllt. Selbst die Fortdauer des mit dem Ideale der evangelischen Freyheit streitenden *Beichtzwanges*, nach welchem jedes Mitglied einer evangelischen Gemeinde hinsichtlich der Beichte und des Abendmahls an seinen bestimmten Geistlichen gewiesen ist, hängt nach S. 29

besonders in größeren Städten mit diesem *Sündengelde* (wie wir es nennen möchten) zusammen. Die in einzelnen Gemeinden (auch der Vf. von No. 2 bemerkt S. 39, daß es ihm vor mehreren Jahren schon gelungen sey, das Beichtgeld in seiner *damaligen* Gemeinde gegen eine anderweitige Vergütung abzuschaffen), wie in einzelnen Ländern, angewandten Bemühungen, diesen Befolgungstheil durch einen angemesseneren zu verdrängen, werden angedeutet und namentlich das Herz. *Nassauische* Edict vom 24 Jan. 1818 erwähnt, nach welchem diese Abgabe aufgehoben und den betreffenden Pfarrem — zu ihrer und der Zufriedenheit ihrer Parochianen — die volle Entschädigung dafür aus dem Localkirchenfonds und, bey dessen Unzulänglichkeit, durch Erhebung von *Kirchensteuern* geleistet wird. Ob Steuern dieser Art sich überall mit gleicher Leichtigkeit einführen lassen, dürfte zweifelhaft seyn. Unserer Ueberzeugung nach beruht das ganze Geheimniß einer allgemeinen Abschaffung dieses Uebelstandes im ganzen Umfange des deutschen Bundes auf folgenden beiden gleich wesentlichen Bedingungen. *Die erste*: Entschlossener Wille der Staatsregierung, demselben, als einem die Sittlichkeit und das Ansehen eines zur Beförderung derselben unentbehrlichen Standes gefährdenden Mißgriffe, abzuhelfen. *Die zweyte*: Anwendung des §. 35 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25ten Febr. 1803, nach welchem alle Güter der fundirten Stifter, Abteyen und Klöster, *in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen*, denen in diesem Hauptchlusse selbst nicht eine besondere Bestimmung gegeben wurde, der freyen und vollen Disposition der respectiven Landesherren, sowohl zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterricht und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen, überlassen werden. — Eine aus dieser reichhaltigen Quelle abzuleitende Befolgungszulage zur verhältnißmäßigen Entschädigung für das fragliche Sündengeld — unter dem Rathe und der verfassungsmäßigen Mitwirkung getreuer Stände — würde mit wenigen Federzügen alle Schwierigkeiten beseitigen, und gewiß größere Ansprüche auf den Dank des Landes begründen, als die ungeheuren Schenkungen an einzelne Lieblinge, die derselben nicht bedürfen, und die Verwendung auf einen Luxus, der alle Schranken durchbricht. — Wegen einiger zum Theil auch hieher gehöriger Bemerkungen über *Accidentalbefolgungen* im Allgemeinen beziehen wir uns auf die gleich folgende Schrift, und bemerken nur noch, daß der Vf. der vorliegenden Schrift auf *Vollständigkeit* um so weniger Anspruch mache, als er selbst (Vorr. S. 5) gesteht, mehrere dahin einschlagende Schriften von *Grellmann*, *Flügge* u. a. sich (in der Nähe von Frankfurt a. M.) nicht haben verschaffen zu können.

Die Schrift No. 4 enthält Bemerkungen und Wün-

sche — größtentheils mit den Worten anderer freysinniger Schriftsteller ausgesprochen — über die noch immer sehr unvollkommene Vollziehung des 16ten Artikels der deutschen Bundesacte in mehreren Bundesstaaten, namentlich in den österreichischen Staaten und im Königreiche Sachsen. Die in diesen Ländern der katholischen Kirche beygelegten Begünstigungen hält der Vf. für unverträglich mit der in diesem Artikel den verschiedenen christlichen Religionsparteyen zugestandenen Gleichheit der Rechte. So bemerkt er z. B. mit den Worten eines zu seiner Zeit in diesen Blättern (1828. No. 126) mit Auszeichnung angezeigten Werkchens des seitdem verstorbenen K. S. Appellationsraths *Fleck*, im Königreiche Sachsen werden *alle* zum Dienst der *katholischen* Kirchen, Schulen und Stiftungen angestellten *Diener aus den Landes-Einkünften* oder doch wenigstens aus den Landes-Ueberflüssen besoldet; auch werde überhaupt der gesammte Aufwand des katholischen Cultus aus eben dieser Quelle bezogen; die *protestantischen* Geistlichen hingegen seyen, wenn sie auch hin und wieder einige Befolgung aus dem Kirchenvermögen genießen, oder die Naturalnutzung der der Kirche zugehörigen Güter zu beziehen hätten, hauptsächlich und an vielen Orten ausschließlichs auf das sogenannte *Accidentialeinkommen* und die Stolgebühren gewiesen; ihre Subsistenz sey daher größtentheils von den Glaubensgenossen ihrer Diöces abhängig, während der katholische Geistliche seine Subsistenz *vom Staate* gesichert wille; ihre Parochien entrichten für Taufe, Beichte, Auspendung des Abendmahls u. s. w. theils freywillige, theils durch Obervanz oder Gesetz bestimmte Beyträge, der *katholische* Glaubensgenosse habe alle diese geistlichen Verrichtungen *frey*. Die *protestantischen* Unterthanen seyen verbunden, ihren Glöckner, Küster und Jugendlehrer zu unterhalten, und ihnen Wohnung, Heizung u. s. w. zu verschaffen; sie müssen ein gesetzlich bestimmtes Schulgeld entrichten, wenn sie auch ihre Kinder nicht in die Schule schicken, so weit sie nicht das Gesetz hievon dispensire; die *katholischen* Glaubensgenossen kennen auch diese und ähnliche Lasten nicht, der *Staat* trage diese Lasten für sie u. s. w. (S. 29. 30). Wir hoffen, daß die Zeit und der edle Wille der Regierungen nach und nach die beste Art der Ausgleichung herbeyführen wird. — Als ein *kirchenrechtliches Curiosum* theilt der Vf. von S. 42—52 in italienischer und deutscher Sprache das am 27 Nov. 1712 von dem damaligen Kurprinzen Friedrich August II zu Bologna in seinem 16ten Jahre knieend in die Hände des Jesuiten Salarni abgelegte Glaubensbekenntniß mit, von welchem er in dem Nachlasse eines in Italien viel gereisten Verwandten eine Abschrift fand, nebst den Censuren, welche diesem Fürstensohn zur Strafe für seine angebliche Ketzerey aufgelegt wurden.

R. S. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR
J E N A I S C H E N
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

HILDBURGHAUSEN, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Praktische Predigerzeitung*. Als Beyblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Lomler*, Dr. der Theologie, Superintendent, Hofprediger und Oberpfarrer zu Saalfeld. 1ster Jahrgang. 1829. Julius bis December. 2ter Jahrgang. 1830. Januar bis December. 3ter Jahrgang. 1831. Januar bis December. 4. (Der Jahrgang 4 Rthlr.)

„*Beyblatt zur allgemeinen Kirchen-Zeitung*.“ Solche Aushängeschilder sind selten günstig; sie erregen nur zu leicht den Verdacht, das unter fremder Firma eine Waare, die sich nicht selbst empfiehlt, Käufer anlocken soll. Im vorliegenden Falle steht das Beyblatt mit dem Hauptblatte in keiner besonderen Verbindung; beide ziehen eigene Bahnen unter eigenen Führern. Der nun verstorbene Redacteur der *Allgemeinen Kirchen-Zeitung* hat an der *Praktischen Prediger-Zeitung* nicht mehr Antheil, als jeder andere Mitarbeiter; der Mann saß ohnehin am Steuerruder zweyer gewaltiger Fahrzeuge, deren jedes einen ganzen Mann in Anspruch nimmt; es wäre seiner Gefälligkeit viel zugemuthet gewesen, wenn er auch noch dieses schwerfällige Schiff mit dem vielen Ballast am Schlepptau hätte nachziehen sollen. Doch war diesmal die vorgebliche Anschließung der neuen an eine ältere, vielgelesene Zeitschrift gut berechnet; die *Praktische Prediger-Zeitung* hat, wie es scheint, schnell ein großes Publicum gewonnen, um so leichter, als sie fast Jedem, der Luft hat, sich öffentlich auszusprechen, die Pforte öffnet. Da nun viele ihre Gedanken und Worte gern gedruckt sehen, so ist die Zeitung, die ihnen diese Freude macht, überall gern gesehen, und fehlt dann wohl nicht leicht in einem geistlichen Lesezirkel.

Wenn solcher Erfolg eines Unternehmens hinreichend beweisen kann, das selbiges einem vorhandenen Bedürfnis entspricht, so ist das vorliegende gerechtfertigt. Auch haben wir gegen dessen Idee, die, richtig aufgefasset und tüchtig durchgeführt, dem Predigtamt sehr förderlich seyn könnte, nichts einzuwenden; wohl aber Manches gegen den Plan und die Ausführung. Der Herausgeber hat für die aufzunehmenden Beyträge angeblich fünf, aber eigentlich sieben Rubriken gestellt: 1) für den unmittelbaren (?) Gebrauch in der Kirche

berechnete Bibelerklärung; 2) Predigtentwürfe über alle älteren und neueren Jahrgänge von Texten, jedesmal wenigstens 4 Wochen vor den betreffenden Sonn- und Festtagen; 3) Tauf-, Beicht-, Trauungs- und Grabreden; 4) Beyträge zur Liturgie; 5) Materialien zu Katechesen; 6) Vorarbeiten zu allen übrigen Geschäften des Geistlichen; 7) Vorschläge zu Verbesserungen des Cultus u. s. w. — Die erste Abtheilung: Praktische Bibelerklärung, wäre die wichtigste; aber gerade in dieser ist am wenigsten geleistet worden; sie eröffnet die Zeitung in etwas gar zu umständlicher Weise, geht aber hernach meist leer aus. Dagegen füllen die Predigtentwürfe den meisten Raum; ihrer ist eine unzählbare Menge, und doch haben wir der Repertorien und anderer Sammlungen, die mit solchen Vorarbeiten ideenarme oder bequeme Pfarrer unterstützen, bereits eine übergroße Menge, so das in dieser Hinsicht die *Praktische Prediger-Zeitung* völlig überflüssig ist. Es stände in der That auch sehr schlimm um unsere Kirche, wenn es den Pfarrern Noth wäre, auf die Zeitung zu warten, das sie ihnen regelmäsig 4 Wochen vor dem Termin mittheile, was sie predigen sollen! Setzen wir lieber voraus, das sie solchen Trostes nicht bedürfen! — Noch dazu finden wir hier eigentlich nur eine nicht ausgewählte, sondern wie zufällig zusammengewürfelte Sammlung von Dispositionen, deren viele besser im verschwiegenen Pulte geblieben wären. Die übrigen Rubriken bieten wenigstens Raum zu zweckmäßigen Mittheilungen dar.

Die Eröffnung eines solchen Uebungsplatzes scheint nicht ganz unbedenklich zu seyn. Wer sonst an seinem stillen, segensreichen Wirken sich genügen lassen, nie sich versucht gefühlt hätte, als Schriftsteller aufzutreten, wird, wenn er die Menge unbedeutender Beyträge, die hier vorliegen, überchaut, von Eitelkeit, oder von dem Bewußtseyn, das er leicht Besseres leisten könne, gereizt, auch etwas einzufenden; ja Mancher möchte ehrenhalber nicht zurückbleiben, sondern schleunigst auch eine Arbeit zur Schau stellen. Manchen scheint das zur Gewohnheit und zum Bedürfnis zu werden; wir finden mehrere oft wiederkehrende Namen, die für ihren Ruhm besser gesorgt hätten, wenn sie in der Mittheilung ihrer für den nächsten Kreis vielleicht hinreichend geeigneten und brauchbaren Reden größerer Sparsamkeit sich besäßen hätten. So empfängt aber die amtliche Wirksamkeit mehr, als nützlich ist, eine Richtung auf Veröffentlichung; man faßt bey der

Ausarbeitung seiner Amtsreden zu wenig die nächste Umgebung, das Bedürfnis der Gemeinde, zu viel das größere Publicum ins Auge, und freut sich im Voraus, die schönen Worte gedruckt zu sehen, da man sich doch mehr freuen sollte, sie tief in die Herzen der Hörer zu schreiben. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Einige durch die Aussicht auf den Abdruck ihrer Reden in der *Praktischen Prediger-Zeitung* angetrieben werden, um so besser zu arbeiten; aber es ist nicht gut, wenn man eines *solchen* Antriebes bedarf, wenn die Begeisterung für den Lehrerberuf nicht stark genug ist, alle Kräfte in Bewegung zu setzen, und zu der möglichst besten Leistung zu ermuntern. Dazu kommt, daß Andere durch die leichte Möglichkeit, was sie schreiben, auch drucken zu lassen, sich werden, eitel und selbstgefällig, darum träger zur Selbsterkenntnis und zur kräftigen Fortbildung. Es setzt schon viel Eitelkeit voraus, wenn man jede Amtsrede für würdig hält, aus dem engen Amtskreise auszugehen in die Welt. Dieser Ehre sollte nur Ausgezeichnetes theilhaft werden; sieht man aber die Menge sehr mittelmäßiger, ja schwacher Productionen, die gleichwohl für werth geachtet worden sind, sie öffentlich auszustellen, so erhellt, daß Viele einen sehr geringen Maßstab an ihre Arbeiten legen. Doch hat dieser Sprechsaal das Gute, daß hier Jedem Gelegenheit dargeboten ist, vor einem weit größeren Publicum, als gewöhnlich besondere Abdrücke von Amtsreden finden, sich auszusprechen, daß daher weniger einzelne Reden und ganze Sammlungen unter dem Vorwande, man wolle die Stimme der größeren Gemeinde, einsichtsvoller Richter vernehmen, erscheinen können. Erwägt man, daß viele Prediger nie ein gründliches Urtheil über ihre Vorträge vernehmen, darum selbst bey redlichem Eifer und Fleiß, leicht sich verwöhnen, einseitig werden, in eine ungünstige Manier verfallen: so mag es erwünscht scheinen, daß hier ein Sprechsaal aufgethan ist, der auch eine Rennbahn für Wettkämpfer werden könnte. Aber wo sind die Kampfrichter? — Nicht bloß die allgemein-wissenschaftlichen, auch die auf besondere Fächer berechneten kritischen Institute können unmöglich dieser Zeitung Schritt vor Schritt, Blatt vor Blatt folgen, und alles Einzelne gehörig würdigen. Wir wollen keinen anderen Rath als *den*, daß der Herausgeber der Zeitung eine kritische Anstalt stifte, in der ein Mitarbeiter den anderen recensire, und jeder statt des Honorars für seine Arbeit eine Kritik derselben, doch ja nicht eine gedruckte, erhalte.

Der allgemeine Eindruck, den diese Zeitung auf den Beurtheiler macht, ist sehr gemischt. Man bemerkt vielen guten Willen, redliche Amtstreue, Einsicht und Erfahrung, dazu praktischen Tact, Darstellungsgabe und Sprachgewandheit, und man mag nach Durchsicht dieser drey Jahrgänge sich wohl freuen, daß in der evangelischen Kirche so viele Geistliche den es mit ihrem heiligen Berufe ein heiliger Beruf ist. Auf der anderen Seite aber kann man sich nicht bergen, daß der gute Wille zum Theil unergiebig ist, daß man an sich selbst Ansprüche macht, sich gar zu leicht an

schönen, leeren Worten genügen läßt. Wie viel Oberflächliches, ja Fades hat man abdrucken lassen, wie viele Schalen ohne Kern, wie selten goldene Aepfel in silbernen Schalen, wie viele Schlacken unter feinpulvertem Neusilber! Wir wollen hoffen, daß im Allgemeinen besser gelehrt und gepredigt wird, als aus dieser Zeitung zu erhellen scheint; gewiß, es ist mehr Kraft, Wärme, Leben in den mündlichen Vorträgen unserer Pfarrer! Da hier aus allen Gegenden Deutschlands sich Stimmen vernehmen lassen, so könnte man versucht seyn, ein Gesamturtheil über die theologische Bildung unserer Zeit daraus zu abstrahiren. Man würde aber darin sehr irren; denn es ist doch nur die Minorität, die sich hier vernehmen läßt, und wir dürfen getroßt voraussetzen, daß die weniger laute Majorität, die ihr Wirken auf die mündliche Rede beschränkt, eine bedeutende Zahl wackerer Arbeiter im Weimberge des Herrn umfaßt. Von theologischen Notabilitäten und *public Charactrs* finden wir nur sehr wenige unter den Mitarbeitern; das gereicht jedoch der Zeitung nicht zum Vorwurf. Einiges ist mitgetheilt, was die berühmtesten Sprecher nicht besser geben könnten, und gerade *das*, was einige namhafte Männer beygesteuert haben, zeichnet sich nicht besonders aus.

Soll ein aufrichtiges Urtheil über die ganze Sammlung, wie sie in drey Jahrgängen vor uns liegt, abgegeben werden, so kann man nicht bergen, daß, abgesehen von dem ganz Gehaltlosen und Unbedeutenden, das viele Blätter ausfüllt, des Mittelmäßigen gar zu viel, des Vorzüglichen gar zu wenig ist. Wir suchen in solchen Zeitschriften gerade nicht Gelehrsamkeit, obwohl diese besonders in der Rubrik: *Praktische Bibel-erklärung*, sich trefflich bewähren könnte; aber auch achtwissenschaftlichen Geist, gründliche philosophische, philologische und theologische Durchbildung finden wir nur sparsam, und können um so weniger die *Prakt. Pred. Zeit.* als Maßstab für den Umfang und die Tiefe der wissenschaftlichen Cultur unserer Geistlichen gelten lassen. Das Lehrsystem der meisten Mitarbeiter (so fern ein solches sich wahrnehmen läßt,) ist rationalistisch, hält sich aber bey Vielen lediglich auf dem Standpunkte eines flachen Negativismus, wie derselbe dem Positivismus (wenn anders diesem Wortungeheuer in die deutsche Sprache sich einzubürgern vergönnt ist,) entgegen steht. Was außer der alltäglichen Moral zu predigen, was von den Thatfachen des Christenthums zu halten, wie die Kirchenlehre zu behandeln, was von dem alten Volksglauben noch niederzureißen oder zu bewahren, was mit den unferen kirchlichen Gebräuchen zu Grund liegenden Dogmen anzufangen sey, darüber scheinen viele nicht klar und mit sich einig werden zu können. Daher entbehrt ihre Lehre eben so sehr der Tiefe und Haltung, wie der überzeugenden und belebenden Kraft. Von Busse, Glauben und Selbsterneuerung ist selten, desto öfter von Besserung und Tugend die Rede; aber die Besserung ermangelt des rechten Lebensquells und des kräftigen Anfangspunctes, die Tugend des durchgreifenden Principals. Das zeigt sich besonders in zahlreichen Beichtreden, in denen von der Busse kaum die Rede ist, und nur

leise angedeutet, oder wenn einmal etwas nachdrücklicher, doch möglichst höflich den Beichtenden zu verlei- hen gegeben wird, daß sie, obwohl übrigens vor- treffliche Leute, doch eigentlich Sünder sind, aber eben nur, wie es andere Menschen auch sind, damit Keiner denke, es gehe speciell auf ihn. Ja eigentlich sind es doch nur einige Mängel und fehlerhafte Ge- wohnheiten, kleine Schwachheiten, verzeihliche Ueber- eilungen, deren die guten Leute sich anzuklagen ha- ben; ihnen ins Angesicht zu sagen, daß sie mit Sünde und Schuld belastet sind, das wäre nach dieser moder- nen Pastoralklugheit gar zu hart. Darum wird denn auch die Lehre von der Sündenvergebung fast nirgend scharf urgirt, die rechte Bedeutung und Grundbedin- gung derselben nicht hervorgehoben, die Menge der Vorurtheile und irrigen Meinungen, welche in dieser Hinsicht unter dem Volke herrschen, nicht berichtigt. Ja diese Beichtreden sind zum Theil nur kürzere, nicht disponirte Predigten, die in höchst vager Allgemeinheit sich herumtreiben, und weder zur eigentlichen Beicht- handlung, noch zum heiligen Abendmal in einer eigen- thümlichen Beziehung stehen. Fast noch oberfläch- licher und bedeutungsloser, ja ohne wesentliche Bezie- hung zu dem Wesen der heiligen Handlung sind viele *Taufreden*, zwar meist recht eigentlich casuell, die theilhaftigen Personen und ihre häuslichen Verhältnisse berücksichtigend, aber zum Theil auch darauf sich be- schränkend, und *das*, was doch immer nur Nebensache ist, so zur Hauptsache machend, daß Wesen und Be- deutung der Taufe selbst ganz in den Hintergrund tritt, und daß man schlüsslich höchstens erfährt, sie sey eine Einweihung zum Christenthume, oder etwa das Sym- bol der Läuterung, von der man aus diesem niederen Standpunkte kaum begreift, warum sie bey dem neuge- bornen unschuldigen Kindlein nöthig sey. Hier Wasser genug, aber nicht der Geist dabey! In der That beweisen gerade diese Casualreden auf eine beklagenswür- dige Weise, wie wenig nicht wenige Geistliche, die ganz dreist und selbstgefällig solche leichte Waare in die Welt hinaus senden, das Wesen der heiligen Hand- lungen begriffen haben, noch dieselben wahrhaft er- baulich und fruchtbar zu machen wissen. In dem allerengsten Ideenkreise sich bewegend, wiederholen sie immer nur mit anderen Worten und mit gelegent- licher Benutzung einiger Localverhältnisse dieselben beschränkten Ansichten und Empfindungen. Wir dür- fen dies um so unbedenklicher aussprechen, als damit den wirklich guten, nach Gehalt und Form gediege- nen Beyträgen nicht zu nahe getreten, und Nieman- den gewehrt wird, dazu auch die feinen zu rechnen.

Der Herausgeber versichert bey Eröffnung der *Prak- tischen Prediger-Zeitung*, sie werde keine anderen, als „wahrhafte und früher nicht gedruckte Musterpredigten unserer ersten Kanzelredner vollständig aufnehmen,“ außerdem aber nur längere und kürzere Entwürfe lie- fern; — ein Compliment für Hn. Dr. *Zimmermann*, mit dessen Predigt: „*Die Feinde Christi im Schooße seiner eigenen Kirche*,“ die Zeitung beginnt, und für die wenigen Anderen, denen dieselbe Ehre widerfuhr,

gewiß nicht ganz ohne Verdienst. Eine der merkwür- digsten Predigten im ersten Jahrgange ist die vom Super- intendent *König* in Dransdorf, über das Evangelium am 2 Weihnachtstage (Joh. 1, 1—18): „*Die Vereini- gung des menschengebornen Heilands mit Gott*.“ In un- sere Tagen wird ein solches Thema wohl selten auf die Kanzel gebracht; hier ist es auf eine sinnreiche, und wenn nicht durchaus befriedigende, doch anziehende und zu weiterer Betrachtung anregende Weise gesche- hen, was billig anerkannt werden muß, obwohl In- halt und Form dieser Predigt, die wir lieber ganz, als im Auszuge gelesen hätten, manche Ausstellungen zu- lassen.

Der Predigtentwurf ist eine so unübersehbare Schaar, daß wir auf dieselben unmöglich eingehen können, wie wir uns überhaupt enthalten müssen, die einzelnen Beyträge zu würdigen, und nur Einiges an- deuten dürfen. Im Allgemeinen können wir bemerken, daß unter den Entwürfen, wie sich von selbst versteht, mehrere gute, auch sehr gute, aber viel mehr mittel- mäßige sich finden, auch ganz verwerfliche, die der Herausgeber wohl hätte ausscheiden sollen, wenn er an denselben nicht etwa anschaulich machen wollte, wie man nicht disponiren soll. Wir wissen, daß er Einsicht genug hat, anzuerkennen, daß so, wie die mitgetheilten Predigten keinesweges alle „wahrhafte Musterpredigten“ sind, und daß er also in dieser Hin- sicht sein Versprechen nicht ganz gelöst hat, auch viele und sehr viele der Entwürfe den Abdruck nicht ver- dienen. Vor Unwahrheiten, wie die S. 26 des ersten Jahrganges: „Man glaube ja nicht, daß sie (*die Fein- desliebe*) von einer anderen Religion (als der christli- chen) gelehrt werde,“ sollte man sich hüten. Bekannt- lich dringt unter anderen die bramanische Religion sehr nachdrücklich auf Feindesliebe; allerdings aber hat Chri- stus allein die höchsten Antriebe und Beweggründe aufge- stellt. — Der wunderliche Entwurf auf derselben Seite: „*Was ist von dem Bekehrungsseifer unserer Zeit zu halten?*“ a) er ist unbiblisch; b) unsittlich; c) nach aller Erfahrung sehr schädlich; — scheint einen Beweis liefern zu wollen, wie eine so gefaltete Predigt jene- dreß Prädicate vollständig verdiene, und eben so sehr ge- gen die christliche Liebe, wie gegen die *prudencia pa- storialis*, sündigen kann. Dagegen enthält der bald dar- auf folgende Auszug aus einer Bußtagspredigt von *Greiling*: „*Der Bußtag für uns alle ein Erinnerer an unsere Sünden*,“ sehr viel Gutes, sollte aber den Chri- stentrost, der allein Kraft zur Selbsterneuerung gewährt, mehr ans Herz legen.

Die „*Mittheilungen aus meinem Ideenmagazin*,“ haben einen wunderlichen Anstrich von Genialität, ma- chen aber seltsame Gebärden. Daß Christus seiner Mutter zu ihrem Trost nicht am Kreuz noch seine be- vorstehende Auferstehung versprach, *das* soll ein Be- weis seyn, daß Er selbst von seiner Wiederber- nicht so fest überzeugt war, als man gewöhnlich nimmt!! — In wenigen Worten viel abspr. Unverstand! — Derselbe Vf. sagt: „*Wie sehr die- len, welche in dem Mensch. den das Gefühl sei- lichen Unwürdigkeit vor Gott erwecken will.*“

einen Vers aus *Schillers* Göttern Griechenlands zu beweisen versucht. — Und solche Abgeschmacktheit läßt die *Praktische Prediger - Zeitung* unbedenklich sich aussprechen!

Rügen müssen wir auch den Unfug, daß bey Mittheilung von Amtserfahrungen die Namen solcher Gemeindeglieder, welche als Kirchen- und Abendmals-Verächter, oder durch unchristlichen Lebenswandel Anstoß geben, hier öffentlich genannt werden; das sollte doch jeder Pfarrer wissen, daß er dazu kein Recht hat, daß er wegen solcher Rücksichtslosigkeit und Anmaßung von den Betheiligten oder deren Verwandten gerichtlich belangt werden könnte, und daß in jedem Fall das Vertrauen und die Aufrichtigkeit der Gemeindeglieder gefährdet ist, wenn diese belorgen müssen, daß ihr Seelorger die Geheimnisse ihres persönlichen und häuslichen Lebens an den Pranger der Publicität stellen möchte. Das ist freylich nur armen und geringen Leuten geschehen, welche die *Prakt. Pred. Zeit.* schwerlich lesen; aber sie haben doch in dieser Hinsicht ganz gleiche Rechte mit den Vornehmsten, und wohl Mancher, der solche indiscrete Schau-stellung wahrnimmt, wird die plauderhaften Geistlichen lieber fern von sich halten. Zur Belehrung jüngerer Pfarrer und zur Förderung der Seelenheilkunde bedarf es auch keinesweges der Namen, sondern nur einer treuen Darstellung der Thatfache und des versuchten Heilverfahrens. — Wir wollen gleich hier auf die in Nr. 102 Jahrg. 1830 vorgelegte Frage: „Ob es wohlgethan sey, unkirchliche Gemeindeglieder auf dem Lande, welche ungeachtet aller Ermahnungen vom Gottesdienst und Abendmal sich anschließen, bey Gelegenheit, in Predigten *namentlich* zu bezeichnen, oder sie bey der oberen Behörde zu verklagen,“ kürzlich erwiedern: Erstes wäre nicht minder unklug, als unzweckmäßig, und würde dem unbefonnenen Eiferer leicht einen Injurienproceß zuziehen; letztes kann in manchen Fällen Pflicht seyn, wird aber immer nur mit Vorsicht und Schonung, und wenn alle anderen Mittel erschöpft sind, verflucht werden dürfen.

Der Jahrgang 1830 beginnt mit sehr oberflächlichen Entwürfen; gleich der erste, obwohl einem ausgezeichneten Kanzelredner angehörend, ist völlig auf Sand gebaut, und hat nirgend Halt. — In demselben Jahrgang wird auch die schon längst von *Nebe* sehr weitläufig verhandelte „*Gefahr sich auszupredigen*“ wieder zur Sprache gebracht, wohl zum Trost für schwache oder faule Arbeiter im Weinberge. Für den, welcher je vom Geist des Evangeliums durchdrungen und von heiliger Begeisterung für das Predigtamt befeuert worden ist, — ein Anderer sollte überhaupt nicht predigen wollen! — sind jene Andeutungen mehr ärgerlich, als lehrreich und erbaulich. Doch können allerdings auch wackere Geistliche gerade in den ersten Amtsjahren von der Furcht, es möchte ihnen endlich der Stoff fehlen, um immer *neu* zu seyn, ergriffen werden, weil sie vielleicht so allgemeine und allumfassende Themata wählen, daß sie schnell ihre Dogma-

tik und Moral erschöpfen. In sofern ist wohl eine weise Oekonomie zu empfehlen, aber zugleich der gewisse Trost zu gewähren, daß, wenn sie nur redlich das Ihre thun, fleißig fortstudiren und forschen, ihnen zur rechten Stunde nie fehlen wird, *was* und *wie* sie predigen sollen. — Die in No. 14 angeregte *Erörterung der Zweckmäßigkeit der noch üblichen Circularpredigten*, verdient weiter entwickelt zu werden. — „*Die Freuden und Leiden am Schreibtisch des auf seine Predigt Studirenden*“, von *Gundobert*, geben ein sehr anschauliches Bild, das nur zu viel Schatten hat; es sollte die Lichtseite mehr herausgehoben seyn. — Derselbe achtbare Verfasser hat in No. 26: „*Vorbereitung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers*“, einen der ausgezeichnetsten Beyträge geliefert, der ganz vorzüglich zur sorgfältigsten Beachtung zu empfehlen ist, — als ein Zeugniß ächter Pastoralweisheit, tief eindringend, anziehend, sehr lehrreich. — Wenn es ein fast mühseliges Geschäft ist, durch 3 Jahrgänge dieser *Praktischen Prediger - Zeitung* sich durchzuarbeiten, um eine gewissenhafte Anzeige zu liefern, so gewährt dieser Aufsatz Erholung und Entschädigung. Dank dafür dem würdigen, übrigens uns ganz unbekanntem Verfasser! — Unter den mit Δ unterzeichneten Beyträgen zur Pastorallehre ist manches Beachtenswerthe. — Wir zeichnen ferner eine beredte Abschiedspredigt von *Kröger* aus, in der nur der Mittelpunkt des evangelischen Predigtamts mehr herausgehoben, Christo mehr die Ehre gegeben seyn sollte. — Zweckmäßig ist der Abdruck der im Jahr 1730 am Jubelfest der Augsburger Confession von *Mosheim* gehaltenen Predigt, — ein treffliches Zeugniß der Wahrheit im würdigsten Gewande, wohl geeignet, die Dürftigkeit anderer Beyträge recht anschaulich zu machen, aber auch die Freude, „daß wir es denn zuletzt so trefflich weit gebracht“, etwas zu mäßigen. Durch die beygefügten Anmerkungen, die zum Theil sehr abgeschmackt sind, gewinnt der Leser nichts. — Der Aufsatz: „*Wie und wodurch können wir uns unser Predigtamt sehr erleichtern?*“ enthält zwar nur Allbekanntes; es mag aber wohl Noth thun, wieder daran zu erinnern. Dies ist mit Ernst und Einsicht geschehen, und fruchtet gewiß mehr, als einige Dutzend von den Predigtentwürfen, mit denen auch dieser Jahrgang überladen ist. Wir bemerken in vielen derselben eine sehr künstliche Heuristik, nämlich die feine Kunst, aus einem gegebenen Text alles Mögliche zu machen, in ihn alles Mögliche hineinzutragen, wobey es mit den Sünden gegen die Hermeneutik nicht so ganz genau genommen wird. Besonders bey den Festperikopen ist häufig viel Scharffinn aufgeboten, den wesentlichen Gegenstand des Festes zu umgehen, von der Hauptsache nichts zu sagen, und an deren Stelle irgend ein beliebiges moralisches Thema zu setzen. Zu den besseren Entwürfen gehören die aus dem Nachlaß des sel. Super. *Fritsch* in Quedlinburg; der Verstorbene hätte aber schwerlich alles selbst abdrucken lassen, und die Mangelhaftigkeit mehrerer anerkannt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

HILDBURGHAUSEN, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Praktische Prediger-Zeitung* u. s. w. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Lomler* u. s. w. 1fter — 3ter Jahrgang.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus der Fluth von Gelegenheitsreden taucht eine Confirmationsrede vom Pf. *Seifert* in Mangelheim bemerkenswerth hervor, auch eine Taufrede von Dr. *Schwabe* (No. 74). Ein paar durch gute Gedanken und eigenthümliche Behandlung sich empfehlende Reden von den allzufreygebigen Mitarbeitern, *Lampert* und *Sünderhoff*, eine Rede von *Bulle* in Pösneck bey Einführung eines Schullehrers, bey der wir nur die Weihe des Gebets und Bibelworts vermissen, die Beichtrede vor der Militärcommunion in Borna vom Diac. *Klemm*, welcher in diesem wie in anderen Beyträgen das wackere Streben und die gediegene Bildung eines jungen Geistlichen bewährt, mit seiner einfachen, aber warmen Beredsamkeit zu schönen Hoffnungen berechtigt, und hoffentlich nicht ablassen wird, in das Verständniß des Evangeliums tiefer einzudringen, von den Banden einseitiger und beschränkter Zeitanfichten sich freyer zu machen, — sind auszuzeichnen. Diefs gilt auch von *Eichenbergs* Predigt „bey Auflösung einer liebevollen collegialischen Verbindung“. Aber die „Schulpredigt von der rechten Kinderzucht“ hat ein gar zu weit-schichtiges Thema, und fehlt schon damit gegen die Grundregeln einer guten Homiletik. Noch dazu ist die Hauptfache: Erziehung zu einem christlich-religiösen Leben fast übergangen, obwohl von Anempfehlung der Religion, und fleißigem Anhalten zum Schul- und Gottes-Hause, nebenbey und sehr matt und oberflächlich geredet wird. — Als eine homiletische Verirrung müssen wir rügen, daß in einer Trauredede (No. 61) aus *Schillers* Lied an die Freude die Worte: „Brüder! über'm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen,“ recitirt sind. Stand denn dem Verfasser, der auch sonst an solchen Wunderlichkeiten Gefallen zu haben scheint, kein kräftigeres und bestimmteres Bibelwort, das keine störenden Reminiscenzen hatte, zu Gebote? Die Rede ist auch ungebührlich lang, obwohl der Redner versichert, den Verlobten „nur kurz den rechten Weg ge-
Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

zeigt zu haben!“ — Ihm hat auch beliebt, das Braut-paar nur im Namen Gottes des Vaters zusammenzusprechen. Ist ihm die kirchliche Formel anstößig, so sollte er wenigstens nicht durch willkührliche Aenderung Anderen Anstoß geben. — Tadeln müssen wir auch, daß er und andere Mitarbeiter von der alten löblichen Sitte, Einfegnungen durch Gebet und Bibelworte zu krönen, abgewichen sind.

Die „Ideen für die Feyer des 300jährigen Jubiläums der Augsburger Confession“ (Nro. 46—49) sind, wie andere Beyträge desselben Vfs., Beweise von Scharfsinn und löblichem Eifer, aber auch von großer Befangenheit. Wir bitten den talentvollen Mann, (Einen von denen, die im blinden Eifer für ihren Protestantismus das Evangelium selbst zur Kirche hinaus protestiren könnten,) für die Presse etwas sparsamer zu arbeiten, und desto fleißiger mit Geschichte und Philosophie sich zu beschäftigen. — In Nro. 54 protestirt ein Geistlicher gegen die Abschaffung der Accidenzien und Verwandlung derselben in ein Fixum, weil dadurch die Pfarreinkünfte im Fall der Vermehrung der Gemeinde vermindert würden. Allerdings hat auch diese Sache zwey Seiten; gering besoldete Pfarrer können bey vermehrten Ansprüchen und Bedürfnissen von den herkömmlichen Einkünften nicht füglich etwas entbehren; gleichwohl darf man nicht ablassen, auf Abstellung eines alten Mißbrauchs zu dringen. — Die *Bemerkungen über Betstunden und Kinderlehre* von L. in M. E. bezeugen den redlichen Berufseifer des Verfassers, erregen aber um so mehr das Bedauern, daß die Erkenntniß des Einen, was Noth ist, ihm noch etwas fern zu liegen scheint. — Die vom Diac. *Käferstein* in Jena angeregte Frage: „Was und wie der Prediger am Grabe überberücktigter Verstorbenen zu reden habe?“ möge zur Belehrung, besonders jüngerer Geistlichen, gründlich beantwortet werden. Die beygefügte Proberede ist, wenn nicht eine Musterrede, doch sehr zweckmässig und durchaus der Pastoralklugheit entsprechend. — „Ueber die Theilnahme der Schullehrer an der Confirmationsfeyer,“ ein beachtenswerther Beytrag; nicht minder, nur etwas zu gedeht, „die Gedanken über den Aufsatz des Hn. Adjunct *Ritter* gegen *Dräseke's* Ansicht von „Jesu Thränen am Grabe des Lazarus;“ — eben so die „Bedenken über persönliche Theilnahme des Geistlichen an häuslichen Festen seiner Kirchkinder,“ nicht erschöpfend, aber verständig

T

und sinnreich. — Der lange Aufsatz von Dr. *Wohlfarth*: „*Was liegt der Kirche ob, um den Geist des Aufruhrs zu dämpfen?*“ ist nicht bloß gut gemeint, sondern auch gut gedacht, ein schätzbares Repertorium biblischer Zeugnisse in Beziehung auf den Gegenstand. Die eingewebten kräftigen Worte Luthers konnten dem Verfasser als Beyspiel dienen, wie man mit wenigen Worten viel sagen kann. — Ueber denselben Gegenstand hat viel kürzer, freylich nicht ganz genügend, aber doch belehrend, Dr. *Schwabe* sich vernehmen lassen, und zwey zweckmäßige Predigtwürfe beygefügt. — Ausnahmsweise giebt No. 89 eine unständige Anzeige von Dr. *Zimmermanns* 3 Predigten bey dem Regierungswechsel, und spendet dem Protector der *Praktischen Prediger-Zeitung* Weibrauch in größerer Fülle, als ihm selbst lieb seyn mochte. — Zweckmäßiger ist der Versuch von *Exter* über „*einige der Hauptursachen der Verbreitung der Unzucht*“ (nämlich der Hang zur Ehelosigkeit, die Geringachtung des ehelichen Lebens, und die vielen Hindernisse des Eintritts in dasselbe). — Die *Amtserfahrungen eines Predigers*, No. 83. 92. 95. 96 fortgesetzt im Jahrgang 1831, sind der Aufmerksamkeit jüngerer Geistlichen sehr zu empfehlen. — Die Ehrenrettung der Stelle 1 Joh. 5, 7. 8 ist sehr dürftig, und enthält auch nicht Ein entscheidendes Moment. — Von der zweyfachen Beantwortung der Frage: „*Ist die künftige Seligkeit Geschenk oder Belohnung?*“ (No. 97 und 98) scheint der ersten der Vorzug zu gebühren, obwohl die zweyte tiefer einzugehen versucht. Eine dritte Beantwortung steht in No. 46 vom Jahr 1831.

Die Bemerkungen „*über die Bestimmung des öffentlichen Gottesdienstes für Alle ohne Unterschied*“, haben Ueberzeugungskraft, eben so, obwohl nur das Bekannte wiederholend: „*Ueber den Einfluss des moralischen Verhaltens des Religionslehrers auf sein Amt*.“ Unter der Aufschrift: „*Seltene Fälle*“, hat ein denkender und gewissenhafter Geistlicher zwey eben so beachtenswerthe als seltene Beyspiele von Angefochtenen mitgetheilt. Der Einsender ist im letzten Falle allerdings mit sich selbst in Widerspruch gerathen, da er die Kranke, die einen Selbstmord versuchte, erst überreden wollte, daß gar keine Zurechnung, keine Sünde dabey Statt gefunden, dann aber ihr, als einer groben Sünderin, eine erschütternde Strafpredigt hielt, noch mehr aber, da er die untröstliche und verzagende Kranke auf das Verdienst Christi, als auf den alleinigen Trost, an den er aber selbst nicht glaubt, verwies. So gewiß das Eingehen auf die fixen Ideen einer Angefochtenen zur Seelenheilkunst gehört, und an sich durchaus nicht unmoralisch ist, so möchten wir doch immer die falsche Accommodation, welche, um zu trösten, einen Irrthum, eine Behauptung, die man selbst nicht billigen kann, unterschiebt, uns erlauben. In vorliegendem Falle täufchte der Seelforger in guter Meinung; aber das bleibt doch immer eine Täufchung, und — doch täufchte er in der That nicht. Eine Imputation fand allerdings bey dem im Schmerz der Krankheit, doch nicht ohne Bewußtseyn, ja recht gefühlvoll

intendirten Selbstmorde Statt; die Gerettete klagte also mit Grund sich als Sünderin an, und der Seelforger hätte nicht versuchen sollen, ihr alle Schuld hinweg zu demonstrieren. Da aber dieser falsche Trost nicht anschlag, was konnte er als christlicher, evangelischer Prediger Anderes thun, als die Geängstete auf den verführenden Tod Jesu verweisen? Die aber, welche an eine Rechtfertigung des bußfertigen Sünders durch Jesus Christus selbst nicht glauben, haben kein Recht, sich dieses Trostes zu bedienen, der für sie, eben weil sie nicht daran glauben, eine Täufchung, eine Lüge ist. Wir können daher den ehrenwerthen Einsender nur bitten, mit dem tiefen und reinen Sinn dieses nicht bloß zum Trost der verzagenden Sünder, sondern auch zur Belebung kräftiger Sittlichkeit hochwichtigen Artikels sich zu befreunden. — Was in No. 162 „*über die Pflicht des Geistlichen, auch bey ansteckenden Krankheiten den Leidenden Trost zu bringen*“, gelagt wird, das, sollte man meinen, verstehe sich von selbst; es mag aber wohl nöthig seyn, diese Pflicht einzuschärfen, und das ist hier zweckmäßig geschehen. Um so mehr befremdet es, daß im Jahrgang 1831 eine Stimme gegen diese Pflicht sich erhebt, und sie nicht nur in Zweifel stellt, sondern sophistisch hinwegdemonstrirt. Wir bemerken zu diesem Jahrgange nur noch, daß die sparsam mitgetheilten geistlichen Lieder wenig poetischen Werth, und zum Theil viele Mängel und Härten in der Form haben. Eine Ausnahme macht ein Osterlied von *Wenderoth*.

Der Jahrgang 1831 beginnt mit einem in schwerfälliger Breite durch 10 Blätter sich hindehrenden Aufsatz von D. *W.* „*über den Mysticismus*.“ Der Vf. hat sich gegen dieses Ungethüm gewaltig ereifert, aber gerade den faulen Fleck desselben nicht berührt, sondern an dem oberflächlichen Gerede von Phantafenspiel und Gefühlschwärmerey sich genügen lassen. Wunderlicher Weise richtet sich sein Kampf vornehmlich gegen die Fundamentaldogmen der evangelischen Kirche, und so mangelhaft ist die philosophische und historische Erkenntniß des Gegenstandes, daß er jeden Mystiker für einen Orthodoxen, und jeden Orthodoxen für einen Mystiker zu halten scheint. Es verdient eine ernste Rüge, daß mit solcher dilettantenartiger Oberflächlichkeit eine Frage behandelt wird, welche ein tieferes Studium und eine geistigere Unbefangenheit, als dem Vf. eigen zu seyn scheint, in Anspruch nimmt. Die Krankheit, die er bekämpft, erfordert ein rationelleres Heilverfahren. Den gutgemeinten Eifer des rüstigen Streiters wollen wir nicht verkennen; es ist aber doch gar zu abgeschmackt, wenn in die Rede über eine so wichtige Angelegenheit elende Persönlichkeiten, z. B. daß ein antimystischer Superintendent von einem mystischen Gastwirth mit schlechtem Wein betrogen worden sey u. s. w., eingemischt, und den Mystikern alle möglichen Dummheiten und Schlechtigkeiten nachgesagt werden! — Beachtenswerther ist der Aufsatz: „*über Charakter und Einrichtung unserer kirchlichen Gebäude*.“ — Dagegen sind die „*frommen Sprüche bey Einsegnung der Confirmanden*“, von *L.*, doch gar

zu dürftige gereimte Prosa. Was läßt man doch Alles drucken! — So muß man nur zu oft ausrufen, auch bey der Menge flacher und haltloser Predigentwürfe, mit denen dieser Jahrgang, wie die früheren, überschwehmt ist; nicht minder bey mehreren der Beyträge zur Pastorallehre, unter denen auch breite Superintendenturprotocolle sich finden, — bey den exegetischen Fragmenten und Uebersetzungen von einem *Pastor emeritus*, dessen Theologie billig in Ruhestand veretzt werden sollte. Eine ehrenwerthe Ausnahme machen die „*freymüthigen Geständnisse eines Landpfarrers nach 14jähriger Amtsführung*“ (aus Kurhellen) — Männer dieser Art wirken gewiß in Segen, ob auch die Früchte so treuen Strebens und Mühens nicht alsbald in die Augen fallen! So auch Mehreres, aber nicht Alles aus dem (nur gar zu umständlichen) „*Tagebuche eines Stadtpfarrers*“, der als ein sehr gewissenhafter Seelforger anzuerkennen ist. — Die Beyträge „*zur richtigen Beurtheilung des Dogma von der Erbsünde*“ zeigen von Fleiß und Nachdenken, aber nicht von unbefangener und tiefeingehender Forschung. — Zwar mit der ihm eigenen Breite, doch auch mit Sachkenntniß hat D. *Wohlfarth* „*Bemerkungen über die Abfassung von Lebensläufen der Verstorbenen*“ mitgetheilt. Wir möchten aber die von ihm verworfenen Leichenpredigten, die, recht behandelt, sehr fruchtbar werden können, in Schutz nehmen. — Jüngeren Predigern sind desselben Verfassers sehr richtige Bemerkungen „*über die Anreden an die Gemeinde in Predigten*“ zu empfehlen. — Der Aufsatz: „*über das Gebet bey dem Katechumenunterricht*“, macht auf einen wichtigen Gegenstand aufmerksam, mit Wärme und Einsicht; die beygefügte Gebete sind nicht mißlungen, aber zu wenig kindlich. — Mehrere wackere Mitarbeiter haben „*über den Confirmandenunterricht*“ Aufsätze mitgetheilt, welche beweisen, wie lebendig die hohe Wichtigkeit dieses Unterrichts anerkannt, und wie eifrig er in der evangelischen Kirche behandelt wird. — Die lange Abhandlung *über den Confirmandenunterricht* (in No. 62—65) bringt manches Gute bey, aber mehr redselig als erschöpfend. Der Vf. irrt, wenn er einen 6—8wöchentlichen Unterricht für hinreichend hält; selbst wenn in der Schule ein guter Grund gelegt ward, gehört mehr Zeit dazu, daß der Seelforger mit den Kindern, diese mit ihm sich befreundeten. In den Confirmanden erzieht er sich eine empfängliche, heilbegierige Gemeinde. Als Beweis, daß der Unterricht rationalistisch seyn müsse, nicht bloß dürfe, ist viel Flaches gesagt, und ein großes Stück abgeschrieben. — Zu dem Aufsatz: „*über Eidespredigten*“, drängt sich die Bemerkung auf, daß die Anordnung zweyer jährlichen Eidespredigten, und zwar am 2 Weihnachtsfeiertage Vormittags und am 2 Osterfeiertage Nachmittags, nicht zweckmäsig erscheint. Nicht nur nehmen beide Festtage eine andere Feier in Anspruch, sondern man kann auch die Leute, und gerade die, denen man den fraglichen Gegenstand aufs dringendste ans Herz legen möchte, nicht sicherer von der Kirche entfernt halten, als wenn man sie vorher

wissen läßt: heut hat der Pfarrer ein Thema, das schon oft da gewesen ist. — „*Philosophie und Religion im innigen Bunde mit einander*“, von Thiel in Gotha, bringt ein von vielen Geistlichen verläumtes Studium verständig in Erinnerung. — „*Der Brief Pauli an die Epheßer*, von einem *Rationalisten* übersetzt,“ — ein seines Aushängeschild! Die Uebersetzung selbst ist gut, als Probe, wie man die Bibel nicht übersetzen soll. Was würden Kenner dazu sagen, wenn Jemand auf den wunderlichen Einfall käme, einen alten Claffiker so zu übersetzen! — Die „*heroische Arzeney in gefährlicher Krankheit*“, ward wohl von einem redlichen Seelenarzt angewendet; wir möchten sie aber nur für sehr seltene Fälle empfehlen. — *Hagens* „*Parabel am Schlusse einer Erntepredigt*“, ist eigentlich keine Parabel, sonst aber nach Inhalt und Form lobenswerth. — Das „*metrische Gebet eines kranken Geistlichen kurz vor seinem Tode*“ ist, tief aus dem Herzen gequollen, eins der besten Lieder dieser Zeitung. — In No. 66 finden wir die Frage: „*warum man bey der Einfegung des heil. Abendmahls da, wo das Vater Unser gesungen wird, die Doxologie wegläßt?*“ — Diese Gewohnheit scheint keinen anderen Grund zu haben, als die Ueberlieferung. Da Luther die „*deutsche Messe*“, nach welcher die ganze Abendmahlshandlung in unserer Kirche eingerichtet ist, herausgab, behielt er die alte Form nach Luc. 11, 4, wo das Vater Unser mit der siebenten Bitte schließt, bey, weil er besonnener, minder rasch reformirte, als die Weißen unserer Zeit. — Dem wackeren Einsender der „*Predigtrecapitulationen*“ und vieler Reden empfehlen wir größere Sparsamkeit sowohl in der öffentlichen Mittheilung seiner Amtsarbeiten, als in der Anwendung von Liederverfen bey denselben. Die jugendliche Neigung bedarf weiser Beschränkung. — In einem zweckmäßigen Auszuge aus einer trefflichen psychologischen Erörterung *Heinroths* hat irgend Wer (in No. 70) zu dessen tief bedeutamen Worten: „*Die erste Einwilligung des Kindes in die erste Sünde und der erste Stoß des Mannes mit dem Degen hängen zusammen*“, u. l. w. — die fade Anmerkung gemacht: „*dann müßten alle Menschen Mörder werden!*“ — das heißt doch recht ohne Noth aberwitzig werden! — „*Ueber die seelenärztliche Behandlung der Cholera*“ haben die Herren *Schwabe* und *Wohlfarth* sehr ausführlich, aber verständig sich vernehmen lassen. Letzter hat sich ein besonderes Verdienst erworben durch die Auswahl und Anzeige einer reichen Menge von Bibelsprüchen zum Gebrauch bey geistlichen Amtshandlungen in der Zeit der Seuche. — In No. 80 dringt ein kühner Reformator auf Abschaffung der vorgeschriebenen Kirchengebete, und auf Ermächtigung der Geistlichen, solche Gebete nach dem jedesmaligen Bedürfniß, mit Rücksicht auf die Perikopen und den Predigtinhalt, selbst auszuarbeiten. Der Vorschlag, wie er hier sehr weitläufig erörtert wird, hat Manches für sich, aber mindestens eben so viel wider sich. Die Gebete, welche viele, selbst gute Predigten begleiten, beweisen zur Genüge, wie Wenige die Kunst verstehen,

öffentlich vor und mit der Gemeinde zu beten; wie würde, wenn jener Vorschlag durchginge, gar oft nur der Predigtinhalt Gott vordemonstrirt werden! Schwerlich möchten solche Gebete erbaulicher und fruchtbarer seyn, als die vorgeschriebenen allgemeinen Kirchengebete, welche, ungeachtet ihrer öfteren Wiederkehr, dem rechten Kirchgänger doch immer wieder Ermunterung zum Gebet sind. Seltsam ist's, daß derselbe Reformator, — möcht' er seinen Vorschlägen mehr Zeit zum Reifen vergönnen! — nachdem er den vorgeschriebenen Gebeten den Krieg erklärt hat, gleichwohl Probegebete verspricht, die wahrscheinlich alles bisher Vorhandene der Art übertreffen sollen! — „*Ueber die Entwicklung des Predigtvortrags auf den verschiedenen Bildungsstufen des Predigers*,“ theilt ein Hr. *Sünderhoff* verständige Bemerkungen mit. Wir möchten aber Vorträge nach einem bloßen, wenn auch etwas ausgeführten Entwurf *nur für Nothfälle* gelten lassen; in der Regel sollte *jede* Predigt sorgfältig ausgearbeitet, wenn auch nicht wörtlich memorirt werden. Die „*merkwürdige Amtserfahrung*“ von *Exter* bezieht sich auf einen nicht so gar seltenen Fall. Der Seelforger hat dabey redlich das Seine gethan, und es scheint ihn durchaus kein gegründeter Vorwurf zu treffen. In der Kranken aber mochte Selbstgerechtigkeit und geistlicher Stolz bis zum Wahnsinn sich gesteigert haben. — Eine *Abendmahlsfeier*, wie die von *Lampert* (No. 103), möchte mehr zerstreuen, als erbauen. Nehme der Einsender an der könnigen Einfacht unserer alten Agenden sich ein Beyspiel! — Die *Schulpredigt* (No. 104) ist reichhaltig, aber auch mit Stoff überladen. — Aus den „*Amtserfahrungen eines Landgeistlichen*“ heben wir nachträglich noch die sehr

beherzigenswerthen „Wahrnehmungen und Bemerkungen bey Eideserklärungen“ hervor, wobey man nicht umhin kann, zu beklagen, daß diese in manchen Ländern fast ganz außer Brauch gekommen sind, und daß die Geistlichen bey Eidesleistungen fast gar nicht mehr zugezogen werden. Uebrigens möchten wir auch, wie der Einsender, die Unterredung und Ermahnung im Hause des Seelforgers der öffentlichen im Gerichtszimmer weit vorziehen. — Zu den besseren Beyträgen gehören zwey *Grabgebete* von *Popitz* in Oranienbaum. — Unter der Menge von Reden zeichnen wir in diesem Jahrgange aus eine von *Rösler* in Merseburg, bey der Taufe eines Juden, eine von *Hagen*, bey der sehr bedenklichen, aber gut behandelten Confirmation eines (nicht unterrichteten) Taubstummen; eine von *Schmidt* in Ilmenau No. 71, von *Fischer* (No. 72), nur jene zu wortgekünstelt, diese zu breit; auch sollte der trefflichen Braut an heiliger Stätte nicht mit „engelgleicher Güte“ u. s. w. geschmeichelt, der Trauact selbst aber nicht als ein Anhängsel nach dem Amen der Rede in Schatten gestellt werden, — eine Confirmationsrede von *Küchler* in Auma, einfältig, zum Herzen sprechend; — zum goldenen Hochzeitsfeste *Wedekinds* von Dr. *E. Zimmermann*, in kraftvoller Kürze wahrhaft beredt und sinnig, nur zu wenig christlich.

Rec. meint sowohl die Aufmerksamkeit, welche er den drey Jahrgängen der *Praktischen Prediger-Zeitung* gewidmet, und die Unbefangenheit, mit welcher er sie betrachtet hat, als auch die Ausbeute, welche die ganze Sammlung darbietet, hinreichend bewiesen zu haben, und schließt mit dem Wunsche, daß sie immer reicher werden möge an guten Früchten.

K. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

MINERALOGIE. *Düsseldorf*, in der lithographischen Anstalt von *Arnz und Comp.*: *Carta geognostica de los principales distritos minerales del Estado de Mexico formada sobre observaciones astronomicas, barometricas y mineralogicas, hechas por Frederico de Gerolt y Carlos de Berghes. Geognostische Karte der vorzüglichsten Bergwerks-Districte des Staates von Mexico nach astronomischen, barometrischen und mineralogischen Beobachtungen*, bearbeitet von *Friedrich von Gerolt und Carl de Berghes*. Bestehend aus der Karte in zwey Blättern und vier Blättern Profile. 1827. 16 S. 4.

Die Karte mit ihren Profilen ist ein interessanter Beitrag zur geognostischen Länderkunde. Bey der Situationszeichnung sind die bekannten, von *A. von Humboldt* gegebenen Materialien zu Grunde gelegt. Die genaueren geognostischen Ermittlungen rühren aber von den Verfassern, beide noch in Mexico lebende Rheinländer, her. Die Karte selbst deutet durch ihre Illumination nur die Hauptformationen an; die Profile, nach den Erhöhungen in 15mal größerem

Maßstabe gegen den der Karte aufgestellt, gehen aber in ein größeres geognostisches Detail ein; sie geben die einzelnen Glieder der Formationen, die erzführenden Lagerstätten, Krater u. s. w. an.

Der deutsche kurze Text, wovon aber auch eine französische Uebersetzung erschienen ist, enthält nur einen allgemeinen Ueberblick der geognostischen Constitution des Staates von Mexico, d. i. derjenigen Provinz des Landes, worin die Hauptstadt liegt. Etwas mehr Ausführung wäre hier gar nicht schädlich gewesen.

Es wäre zu wünschen, daß die vielen zu geognostischen Ermittlungen und Mittheilungen fähigen Deutschen, welche noch in dem Lande sind, wozu, außer den Verfassern, *Burkart, Stein, Noeggerath* u. A. gehören, mehr Beobachtungen nach Europa zur Publicität befördern möchten, als bisher geschehen ist.

K. II.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

M A T H E M A T I K.

- 1) KEMPTEN, b. Dannheimer: *Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht*, von Johann V. G. Bundschue, Dr. der Philosophie und Professor der Mathematik an der königl. bayerischen Lycealclasse zu Kempten u. s. w. 1ter Theil. 3te Auflage. 1825. 295 S. 2ter Theil. 3te Auflage. 1823. 317 S. 3ter Theil. 3te Auflage. 1824. 286 S. 4ter Theil. 2te Auflage. 1823. 380 S. 8. (3 Rthlr.)
- 2) Ebendasselbst: *Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterrichte*, von Joh. V. G. Bundschue u. s. w. Zweyte Auflage. Erster Theil. 1826. 262 S. 8. Mit 9 Tafeln. Zweyter Theil. 1832. 356 S. Mit 7 Tafeln. (2 Rthl. 4 gr.)

Wir besitzen über die mathematischen Anfangsgründe eine solche Menge zum Theil recht guter Lehrbücher, daß Jemand, der sich entschließt, die Zahl der schon vorhandenen noch um Eins zu vermehren, wohl bedenken sollte, ob es ihm möglich sey, das schon hundertmal besagte auf eine deutlichere, gründlichere oder, wenigstens in Beziehung auf seine Schüler, zweckmäßigere Weise vorzutragen, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Findet er sich bey genauerer Erwägung dazu nicht fähig, so sollte er seine Zeit auf nützlichere Gegenstände verwenden, als auf die Abfassung mathematischer Anfangsgründe. Rec. glaubt, daß dieses letzte sich mit dem vollsten Recht auch von dem vorliegenden Lehrbuch sagen läßt. Die Lehren der Arithmetik werden in demselben mit einer unerträglichen Weitläufigkeit, und unter einer zahllosen Menge von Wiederholungen vorgetragen, so daß die Schrift, obschon sie außer den Regeln der gewöhnlichen Rechenkunst nur die ersten Anfangsgründe der Buchstabenrechnung enthält, doch bis zu 4 Theilen angeschwollen ist. Ungeachtet dieser Weitläufigkeit sind die Beweise doch oft unvollständig und mangelhaft; die Definitionen unrichtig und selbst die Vorschriften hin und wieder dunkel und unbestimmt.

Der erste Theil enthält auf nicht weniger als 295 Seiten weiter nichts als die 4 Species in ganzen (unbenannten und benannten) Zahlen. Die Regeln für das *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.*

Numeriren nehmen allein 23 Seiten ein. S. 19 Anmerk. sagt der Vf.: „das Decimalsystem war fast bey allen Nationen von jeher üblich, und ist wegen der Anzahl der Finger das anschaulichste und natürlichste.“ Allein er unterscheidet hiebey nicht deutlich genug die Art zu zählen von der Art, die Zahlen zu schreiben. In dieser letzten Hinsicht ist das Decimalsystem spät genug eingeführt worden. Bey den Regeln für die Addition ist ganz unnöthiger Weise eine Menge von Fällen, ob zwey oder mehrere Summanden, dann wieder, ob jeder aus einer, zwey oder mehreren Ziffern besteht, unterschieden, so daß auch hiemit 38 Seiten gefüllt werden. Dasselbe gilt von der Subtraction, Multiplication und Division. Ungeachtet der großen Weitläufigkeit ist bey der Multiplication der Satz, daß durch die umgekehrte Ordnung der Factoren das Product sich nicht ändert, nur für zwey Factoren bewiesen. Eben so fehlt der Beweis für den Satz, daß man aus mehreren einzelnen Factoren Partialproducte bilden, und durch die Multiplication derselben das Hauptproduct finden kann. Der Rechnung mit benannten Zahlen sind (S. 122 — 152) Erklärungen und Tabellen über die Eintheilung und Größe der in verschiedenen Ländern üblichen Maße und Gewichte beygefügt. Auch im zweyten und dritten Theil hat der Vf. den Leser durch solche Tabellen über die Maße verschiedener Völker erfreut. Was die Mittheilung derselben, bey der Rechnung mit benannten Zahlen, ehe die Lehre von den Brüchen und Proportionen erläutert ist, sonderlich nützen könne, ist nicht einzusehen. Ueberhaupt aber sollten solche Tabellen in Rechenbüchern, wo auf die Correctur selten die größte Sorgfalt verwendet werden kann, äußerst sparsam, und nur in so weit es nöthig ist, um Beispiele daraus zu entnehmen, mitgetheilt werden. — Nach der Rechnung mit benannten Zahlen kommen im ersten Theil S. 194 — 258 Vorschriften über das Kopfrechnen vor. Der Vf. beginnt dieses ebenfalls unerträglich weitläufige Hauptstück mit einer Anrede an die Schüler, wie sie etwa ein Elementarlehrer an die ersten Anfänger halten könnte. Zum Schluß dieses Theils kommt dann noch eine Tabelle über die württembergischen und badischen Maße, nebst einer Sammlung von Beyspielen (S. 272 — 295) über die vier Species in benannten und unbenannten Zahlen. Mit Beyspielen ist das Buch zum Uebermaß versehen; nur unterscheiden sie sich meistens weiter nicht, als daß 2

U

Hufaren und 3 Hufaren 5 Hufaren, und 2 Gulden und 3 Gulden 5 Gulden ausmachen.

Der zweyte Theil enthält die Lehre von den gemeinen Brüchen, nebst der einfachen und zusammengesetzten Regel de tri. Als Zugabe ist eine Tabelle über die in einigen Kantons der Schweiz üblichen Mafse, nebst einer Sammlung unauflöster Beyspiele beygefügt. In der Lehre von den Brüchen (S. 1—92) ist S. 7. §. 5 der Beweis für den wichtigen Lehrsatz, daß jeder Bruch auch als Quotient, den Nenner als Divisor und den Zähler als Dividendus betrachtet, angesehen werden kann, dunkel und nicht logisch schließend. Bey Gelegenheit der Verkleinerung der Brüche (der Methode, die Brüche durch kleinere Zahlen auszudrücken) kommt auch Einiges von Primzahlen, von dem größten gemeinen (sollte heißen: gemeinschaftlichen) Mafse von zwey Zahlen ohne Beweis vor. S. 37 trägt der Vf. eine Aufgabe: Brüche durch Annäherung zu verkleinern, vor. Die Erklärung, die er von dem Zweck dieser Aufgabe, welche in die Lehre von den Kettenbrüchen gehört, giebt, ist dunkel und unrichtig. Der Beweis für die Richtigkeit der Auflösung fehlt natürlicher Weise. Uebrigens ist die Lehre von den Brüchen ebenfalls mit der gewohnten Weitläufigkeit des Vfs. — sie nimmt 92 Seiten ein — behandelt. Nach der Lehre von den gewöhnlichen Brüchen sollte man, der natürlichen Ordnung gemäß, die von den Decimalbrüchen erwarten. Allein der Vf. trägt diese letzte erst nach der Lehre von den Proportionen im Anfang des dritten Theils auf 40 Seiten vor. Am Schlufs desselben Theils folgt dann noch die Lehre von den Sexagesimalbrüchen. Dann werden nach den Brüchen die gewöhnlichen kaufmännischen Proportionsrechnungen, die einfache und zusammengesetzte Regel de tri, die Kettenregel, die Rabat- und Alligations-Rechnung u. s. f. erklärt; nur die Arbitragerrechnung kommt nicht vor. Bey der unerträglichsten Weitläufigkeit ist hier dennoch Manches dunkel und unrichtig vorgetragen. S. 112 ist bey der Erklärung des geraden Verhältnisses nicht bemerkt, daß die Größe des einen Dings *in dem nämlichen Verhältniss* zu- oder abnehmen muß, wie die Größe des anderen. Aber was soll man zu Folgendem sagen? S. 113: „Stehen zwey Größen zusammen im geraden Verhältniss, so sind jede zwey beliebige Theile der ersten Größe mit den beiden entsprechenden — correspondirenden Theilen der anderen Größe *gerade proportionirt*. Unter dem Ausdruck: *gerade proportionirt*, versteht man jene Ordnung der Glieder, *kraft* welcher in der Proposition dem ersten Glied das dritte, und dem zweyten Glied das vierte entspricht, wo also das erste Glied das dritte und das zweyte das vierte bestimmt.“ Eben so unpassend, dunkel und verworren ist, was §. 65 von dem *Reefischen* Ansatz gesagt wird. Was es heißen: die Größe eines Dings steht im zusammengesetzten Verhältniss mit der mehrerer anderer Dinge, wird gar nicht erklärt. Statt dessen kommen S. 138, 139, 140 einige dunkle und weitläufige Erklärungen vor, worauf die Vorschriften für die zusammengesetzte Regel de tri ge-

gründet werden. Ueberhaupt sind in diesem Abschnitt, sowie in der ganzen Schrift, die vorzüglicheren Sätze nicht genug hervorgehoben, welches bey der großen Weitsehigkeit auch kaum möglich war. Dabey wird, obchon für jeden von den übrigen noch so wenig verschiedenen Fall eine besondere Vorschrift vorkommt, auf die eigentlichen Schwierigkeiten und Anstöße, die dem Anfänger vorkommen, nicht genug aufmerksam gemacht. Rec. hat schon oft Gelegenheit gehabt, Schülern von sehr verschiedenem Alter und sehr verschiedenen Fähigkeiten die Lehre von dem zusammengesetzten Verhältniss und der zusammengesetzten Regel de tri zu erklären. Er hat dabey die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Anfänger bey einem zusammengesetzten Verhältniss die Dinge, welche im geraden, und die, welche im umgekehrten Verhältniss stehen, einzeln herausfuchen sollten, sie sehr häufig dadurch zu Irrthümern verleitet wurden, daß sie nicht das als abhängig gedachte Ding mit jedem derjenigen, wovon es abhing, sondern diese abhängigen Dinge unter einander verglichen. Er hat es daher nöthig gefunden, bey seinem Vortrag seine Zuhörer vor diesem Irrthum ausdrücklich zu warnen. Allein Bemerkungen dieser Art, die gewiß dem Anfänger weit nützlicher wären, als jene Mafse von Beyspielen, die dabey meistens an die 5 Hufaren und 5 Gulden erinnern, findet man in dem vorliegenden Buch gar nicht. In diesem Abschnitt sind überdiß die Beweise für die Richtigkeit der Sätze und Aufgaben nicht beygefügt. Um diese Lücke auszufüllen, wird im vierten Theil (S. 112—144) und vorzüglich S. 263—365 derselbe, hier schon breit genug behandelte Gegenstand nochmals vorgenommen, und Alles mit den gehörigen Beweisen bewaffnet. Wie weitläufig Alles vorgetragen ist, ergibt sich schon aus der Seitenzahl. Dabey laufen noch Unrichtigkeiten in Menge unter. Um nur noch Eine zu erwähnen, so sagt der Vf. Th. II. S. 111: „Zwey Dinge stehen in einem mathematischen Verhältniss, wenn sie so von einander abhängen, daß durch Vergleichung die Größe des einen Dinges aus der des anderen bestimmt werden kann.“ Allein jeder weiß, daß nur zwischen gleichartigen Dingen ein mathematisches Verhältniss (z. B. das arithmetische oder geometrische) Statt findet, daß daher Preis und Waare, Zeit und Raum u. s. f. durchaus in keinem mathematischen Verhältniss stehen können: so daß man, wenn man sagt, Preis und Waare stehen im geraden Verhältniss, nur eine Abhängigkeit der Größe des einen von der Menge der anderen und nicht ein eigentliches mathematisches Verhältniss ausdrücken will.

Der 1ste Abschnitt des *dritten* Theils enthält, wie schon erinnert worden, die Lehre von den Decimalbrüchen. Der zweyte handelt (S. 41—90) von der Ausziehung der Quadrat- und Kubik-Würfel und zwar ohne allen Beweis und selbst ohne Erklärung der einzelnen Theile, woraus das Quadrat und der Kubus besteht. Das Ganze ist also weiter Nichts als eine Uebung in den vier Species. Zur Ausfüllung dieser Lücke kommt der Gegenstand im vierten Theil (S. 1—36)

nochmals an die Reihe, wo dann mit Anwendung der Buchstabenrechnung die Beweise und zwar auf eine sehr weitläufige und schwerfällige Weise nachgetragen werden. Im zweyten Hauptstück des dritten Theils S. 90—192 werden vorzüglich die vier Species der Buchstabenrechnung erklärt. Es ist unglaublich, welchen Hang der Vf. hat, zusammengehörige Dinge zu trennen, und Eintheilungen und Unterabtheilungen zu häufen. So werden z. B. S. 115—134 die Regeln für die Multiplication und Division sowohl der complexen als incomplexen Gröſen weitläufig erklärt, dabey wird aber die Regel für die Exponenten (dafs z. B. $a^2 + a^2 = a^4$) gar nicht erwähnt. Diese kommt erst später in einem andern Abschnitt S. 165—179 vor, nachdem S. 134—144 ein besonderer, hieher gar nicht gehörender und sehr dürftig behandelter Abschnitt über die Theilbarkeit ganzer Zahlen, und S. 144—155 noch ein (durchaus überflüssiger) über die vier Species mit Brüchen in der Buchstabenrechnung eingeschoben worden. S. 155—192 wird nun noch von den Rechnungsarten mit Potenzen, dabey auch von den gebrochenen und negativen Exponenten gehandelt. Die bessere Methode, den Gebrauch der letzten zu rechtfertigen, scheint dem Vf. unbekannt zu seyn. Seiner Gewohnheit, Alles zu trennen, getreu trägt er im achten Abschnitt S. 192—202 Einiges von der arithmetischen und geometrischen Reihe ohne Beweis vor. Darum muß im vierten Theil S. 90—112 und S. 144—178 der alte Teig noch einmal geknetet und dort erst gewürzt werden. Der Vf. beabsichtigte vielleicht, den Anfänger mit einigen Gegenständen erst vorläufig bekannt zu machen, und dann späterhin Alles umständlicher auszuführen. Obschon dieses zuweilen recht zweckmäſsig ist, so muß es doch, wenn es von Nutzen seyn soll, auf eine ganz andere Weise geschehen, als es in diesem Buch der Fall ist. Die Schreibart des Vfs. ist viel zu weitläufig, Haupt- und Neben-Sätze sind bey ihm viel zu wenig von einander getrennt, und Alles zu sehr in einem bunten Gemisch durch einander geworfen. Besonders soll man behutſam seyn, mathematische Sätze ohne allen Beweis mitzutheilen. Nur wenn sie etwa durch ihre Analogie mit andern bekannten und erwiesenen Sätzen für den Anfänger ein besonderes Interesse darbieten, sollte man sich dieses erlauben. Allein welches Interesse kann für einen Anfänger die Kenntniß der Regeln, die Summe einer arithmetischen oder geometrischen Reihe zu finden, haben, wenn nicht zugleich der Beweis für die Richtigkeit dieser Regeln mitgetheilt wird? Weit eher ist es zu rechtfertigen, dafs der Vf. in der Lehre von den Gleichungen S. 203—217 sich vorläufig auf die Auflösung — er nennt sie Ausarbeitung! — der einfachen Gleichungen mit einer unbekanntem Gröſſe beschränkt, und erst im vierten Theil die Auflösung der Gleichungen mit mehreren unbekanntem, sowie auch der quadratischen Gleichungen, vorträgt. Doch selbst hiebey ist zu bedenken, dafs, wenn der Schüler sein Handbuch ganz durchgegangen hat, es ihm beym Wiederholen und noch mehr beym späteren Nachlesen sehr an-

genehm ist, alle zu demselben Gegenstand gehörigen Sätze zusammen übersehen zu können. Es möchte daher mehr geeignet seyn, solche einzelne Lehrsätze und Methoden, die zur Vorbereitung des Anfängers dienen, demselben bey der mündlichen Erklärung mitzutheilen, als sie in die Lehrbücher selbst aufzunehmen.

Der vierte Theil enthält außerdem noch die Lehre von den Logarithmen, den binomischen Lehrsatz, und die Lehre von den Permutationen und Combinationen. Die erste ist mit der Weitläufigkeit, die man schon an dem Vf. kennt, und doch unvollständig und in einem schlecht gewählten Zusammenhang vorgetragen. Diese ganze Lehre fängt S. 179 so an: „Unter einem Logarithmus einer Zahl versteht man den Exponenten jener Würde, worauf eine Zahl — (welche Zahl?) — erhoben wird, um eine andere hervorzubringen.“ Nun kommen die bekannten vier Regeln über den Gebrauch der Logarithmen, und dann erst wird im folgenden Abschnitt die Art, wie für alle Zahlen in jedem System der Logarithmus (durch gebrochene und negative Zahlen) dargestellt werden kann, erläutert. Die Einrichtung der Tafeln ist gar nicht erklärt. Der Vf. verweist in dieser Hinsicht (S. 194, §. 64) auf die den Tafeln selbst jedesmal vorangeschickte Einleitung. Die wichtige Verbesserung, statt durchaus negativer Logarithmen solche mit negativer Charakteristik zu gebrauchen, wird S. 207 in einer Anmerkung kaum erwähnt. Der binomische Lehrsatz (S. 220—251) ist für ganze, positive Exponenten nicht, wie es sich gehört, aus der Combinationslehre hergeleitet, sondern auf die sogenannte $(m + 1)$ Methode gegründet. Dabey ist der für gebrochene und negative Exponenten gegebene Beweis ist eine bloſſe Induction. — Die Lehre von den Combinationen und Permutationen ist äußerst dürftig und unvollständig behandelt.

Was No. 2, das Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie, betrifft, so ist dasselbe zwar nicht in dem nämlichen Grade mit Fehlern beladen, als No. 1: dennoch muß Rec. auch dieses leider zu der Classe derjenigen rechnen, deren wir eine Unzahl besitzen, und wodurch weder die Wissenschaft selbst, noch ihre Lehrmethode im Mindesten gefördert wird. Der Vortrag des Vfs. ist darin zwar nicht so unerträglich weitläufig wie in dem Lehrbuch der Arithmetik. Aber dennoch ist er nichts weniger als kurz. Dabey ist er unbestimmt, schleppend und hin und wieder dunkel. Die Hauptsätze sind nirgends recht hervorgehoben, und müssen aus einer zu großen Menge von Zusätzen mühsam herausgefunden werden. Diese Zusätze sind dabey sehr häufig nicht (was sie eigentlich seyn sollten) unmittelbare Folgen aus dem Hauptsatz, woran sie sich anschließen, sondern bloſſe Anmerkungen oder Sätze, zu deren Beweis eine neue eben so weitläufige Construction und Deduction als für den Hauptsatz selbst nöthig ist. Ueberdies fehlt mehreren Beweisen die nöthige Schärfe; die Ordnung der Sätze und der Zusammenhang ist übel gewählt. Sowie in dem Lehrbuch der Arithmetik, ist auch hier fast jeder Gegenstand zerstückelt, und die dahin gehörigen Lehren kommen in mehreren

Abchnitten zerstreut vor. So werden z. B. die Lehrsätze, welche sich auf den Kreis beziehen, in nicht weniger als fünf von einander abgeforderten Abschnitten vortragen, wodurch dem Anfänger die Uebersicht und das Wiederholen unendlich erschwert wird.

Der *erste Theil* der Schrift enthält die Longimetrie und Planimetrie; der *zweyte* die Stereometrie, Trigonometrie und die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf das Feldmessen. Man sieht hieraus, und der Vf. bemerkt es auch ausdrücklich (S. 7), daß er die Eintheilung der Geometrie in Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie annimmt. Wie indessen bey dieser Eintheilung die Lehre von der Lage der Ebenen gegen einander in den ersten Theil (S. 241—262) gekommen ist, möchte schwer einzusehen seyn.

Gleich auf der ersten Seite des ersten Theils kommen ein paar sonderbare Verirrungen vor. Der Vf. erklärt nämlich als Gegenstand der reinen Geometrie die *Ausdehnung der Zeit und des Raums* (!). — Auf derselben ersten Seite heisst es: „Die Wissenschaft von den stetigen ausgedehnten Gröfßen heisst Geometrie“; unmittelbar darauf folgt *als Zusatz*: „Ausgedehnte Gröfßen, die einander vollkommen decken, oder genau in einander passen, sind congruent; weil dann alle ihre Theile der Ordnung nach einerley Gröfße und Lage und deshalb die nämliche Quantität und Qualität haben.“ Was will aber dieser Zusatz anders sagen als: *Figuren oder Körper, die vollkommen in einander passen, heissen congruent?* — Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten dieser Art findet man fast auf jeder Seite. So S. 6. §. 4: „Eine Fläche heisst krumm, wenn nicht immerhin (!) nach zwey ihrer Punkte eine gerade Linie so gelegt werden kann, daß sie ganz auf der Fläche aufliegt.“ Diesem gemäß wäre die Oberfläche eines jeden eckigen Körpers eine krumme Fläche.

Ferner liest man S. 7 (§. 6): „Wenn für gewisse Stücke in jeder beliebig angenommenen Lage nicht mehr als eine ausgedehnte Gröfße von gewisser Art möglich ist, so sagt man, daß die Gröfße und alle übrigen Stücke derselben durch die angenommenen Stücke gegeben oder vollkommen bestimmt sind“, durchaus dunkel und unrichtig: denn es giebt z. B. unendlich viele (freylich gleiche) Dreyecke, die in zwey Seiten und dem eingeschlossenen Winkel übereinstimmen. Doch in dieser Hinsicht drücken sich die meisten Lehrbücher der Geometrie nicht ganz richtig aus. Um so mehr muß man es also unserm Vf., der es hiemit nichts weniger als genau nimmt, zu gute halten. — Das erste der drey Merkmale für die Congruenz der Dreyecke lautet bey ihm so: „Wenn in zwey Dreyecken zwey Seiten nebst dem eingeschlossenen Winkel gleich sind, so u. s. f.“ Er denkt nicht daran, daß der Anfänger darunter auch die Gleichheit von zwey in demselben Dreyeck befindlichen Seiten als die Bedingung, wovon der Satz spricht, verstehen könnte. Der Vf. verdient um so größeren Tadel, weil alle besseren Lehrbücher ihn hierauf hätten aufmerksam machen können. S. 93 (§. 52) wird eine große Menge von Zusätzen zusammengehäuft, welche als Vorbereitung dienen sollen, um den Beweis des Satzes über die Summe der Winkel einer jeden vieleckigen Figur auch auf Figuren mit erhabenen Winkeln auszudehnen. Der Hauptgrund, worauf der Vf. sich hiebey stützt: „jede Figur mit erhabenen Winkeln könne durch Diagonalen, die von den erhabenen Winkeln ausgehen, in mehrere Theile zerlegt werden, die lauter hohle Winkel enthalten“, ist Zuf. 3 ohne weiteren Beweis hingestellt. Allein dieses dürfte noch nicht so ganz ausgemacht seyn, und ist dem Anfänger nichts weniger als einleuchtend.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Iferloke*, b. Langewiesche: *Der kranke Mai*. Ein Märchen von Cornelius Hölterhoff. 1832. 36 S. 16. (5 gr.)

Deutet der vollendete Stil auf reifere Jahre des Autors, so athmet dagegen ein so inniges Jugendgefühl, ein Leben und Weben in der Natur daraus, daß wir auf Frühlingalter des Vfs. rathen möchten, solches auch wünschten: wie viel Schönes und Herrliches dürfte in diesem Fall die Literatur von ihm erwarten, noch dazu in einer in unseren Tagen ganz vernachlässigten Gattung; der elegischen Dichtung! Gedicht ist die sinnige Allegorie, wenn sie auch keine Sylben zählt. Welche Anklänge läßt sie tönen in dem fühlenden Herzen, dem denkenden Geist! — Wie

der alte Naturforscher durch den kranken Mai, den er vor seinen Augen sterben, und wieder lebendig werden sieht, an seine Jugend erinnert wird, an alles, „wo er gefehlt, und wo er recht gethan“, so auch der Leser, welcher höher hält Unschuld und Tiefe des liebevollen Gemüths, das Ahnen der gläubigen Seele, als die Klugheit des überlegenden Verstandes. Ein solcher wird den Vorwurf der Schwärmerey nicht ungern über sich ergehen lassen, und gewiß gleich dem Rec. wünschen, daß bald ein größeres Werk von den schönen Naturgaben, der edlen Ausbildung des uns unbekanntem Vfs. ein rühmliches Zeugniß ablege.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

M A T H E M A T I K.

- 1) KEMPTEN, b. Dannheimer: *Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht*, von J. V. G. Bundschue u. l. w. 1ster — 4ter Theil.
- 2) Ebendasselbst: *Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterrichte*, von J. V. G. Bundschue u. l. w. 1ster und 2ter Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem dritten Hauptstück S. 130, worin von der Aehnlichkeit der Figuren gehandelt wird, vermisst man die Erklärung des Begriffs der Aehnlichkeit gänzlich. Der Vf. beruft sich in dieser Hinsicht nur zuweilen beyläufig (z. B. in dem Beweis von §. 90. S. 140) auf sein Lehrbuch der Arithmetik. Hier findet sich aber an der besagten Stelle (Th. I. S. 3) nur Folgendes: „Dinge von einerley Quantität heißen gleich (*entia aequalia*), von einerley Qualität ähnlich“. Qualität wird ferner S. 2 so erklärt: „Die Bestimmung des Mannichfaltigen in einem Dinge und der Art, wie die Verknüpfung desselben in ihm gedacht wird, heisst seine Beschaffenheit oder Qualität“. Diese Erklärung ist, wie man sieht, aus den Grübeln der Metaphysik hergeleitet, und ermangelt ganz der Klarheit einer mathematischen Definition. Die gewöhnliche: Aehnliche Figuren sind solche, welche in der Lage und im Verhältniß der Seiten übereinstimmen, scheint allein allen Forderungen völlig zu entsprechen. Das zweyte Merkmal für die Aehnlichkeit der Dreyecke drückt der Vf. S. 144 so aus: „Wenn in zwey Dreyecken ein Winkel gleich ist, und die beiden einschließenden Seiten *proportionirt* sind, so u. s. f.“ Einige der vorigen Bemerkungen treffen nur die Ausdrücke, obschon auch hierauf in einem Lehrbuch die größte Sorgfalt verwendet werden soll. Ueberhaupt ist die Sprache des Vfs., selbst in Beziehung auf die technischen Ausdrücke, durchaus uncorrect. Er schreibt gleichschenkligh u. s. f. Folgendes geht die Sache selbst näher an. Statt die Rectification des Kreifes auf den jedem Anfänger einleuchtenden Satz zu gründen, daß der Umfang eines inneren Vielecks allezeit kleiner und der eines äußeren allezeit größer als der Umfang des Kreifes ist, daß daher, in soweit der Umfang eines äußeren, in Theilen des Halbmessers ausgedrückt, mit dem

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

Umfang eines inneren übereinstimmt, auch beide mit dem Umfang des Kreifes übereinstimmen müssen, beweist der Vf. (S. 192), daß sehr kleine Sehnen von ihrem Bogen sehr wenig verschieden sind. Hieraus schließt er, daß der Unterschied zwischen unendlich vielen Sehnen und den dahin gehörigen Bogen oder zwischen der Peripherie ebenfalls unendlich klein ist. Er scheint nicht einzusehen, daß der denkende Anfänger ihm logleich den Einwurf machen könne, daß zwar die Größe des begangenen Fehlers, wenn man die Sehne dem Bogen gleich setzt, mit der Verkleinerung des Bogens abnehme, daß aber eben dadurch die Menge der begangenen Fehler (wenn man nämlich die Summe aller Bogen der Summe aller Sehnen gleich setzt) zunehme, daß also der Fehler im Ganzen allerdings beträchtlich seyn könne. Der Vf. bezieht sich zwar auf die Proportion:

$$\begin{aligned} \text{Periph. : Perimet} &= \infty \text{ arc. : } \infty \text{ chörd.} \\ &= \text{arc. : chord.} \end{aligned}$$

Allein in dem S. 192 gegebenen Beweis ist der Umstand lange nicht genug hervorgehoben, daß das Verhältniß des unendlich kleinen Bogens zu der zugehörigen Sehne dem Verhältniß 1 : 1 unendlich nahe kommt. Der Anfänger erkennt daraus nur, daß der absolute Unterschied zwischen einem kleinen Bogen und der zugehörigen Sehne gegen irgend ein unveränderliches Maß (den Halbmesser z. B.) unendlich klein ist, so wie der Vf. selbst S. 193 nur hierauf aufmerksam macht. Ueberhaupt zieht der Fehler, den der Vf. beging, da er die richtige Methode, den Kreis zwischen die Peripherie des inneren und äußeren Vielecks einzuschließen, verließ, nothwendig andere Unrichtigkeiten und Unvollkommenheiten nach sich. So z. B. sagt der Vf. S. 195, wo er von der numerischen Berechnung des Umfangs handelt: „Der Perimeter des in den Kreis beschriebenen 768Ecks ist (den Halbmesser = 1 gesetzt) = 6,2830. Dieser kommt aber der Kreislinie *sehr* nahe.“ Allein wie nahe? Darauf weist er nicht zu antworten. Ueberhaupt scheint derselbe von dem unendlich Großen und Kleinen ganz unrichtige Begriffe zu haben. Im zweyten Theil S. 85 erklärt er sich darüber auf folgende Weise: „Wir können uns eine unendlich kleine Größe nur als solche denken, die sehr klein *oder* gänzlich verschwunden, also keine Größe mehr ist u. s. f.“ — Mit diesen unrichtigen Begriffen scheint es auch zusammenzuhängen, wenn der Vf. S. 225 Zuf. es als einen mathematisch erwiesenen Satz aufstellt, daß der Kreis

ſich nicht quadriren läßt. Derſelbe verwechſelt hier offenbar das feiner Natur nach Unmögliche mit dem, was es uns nach dem jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft iſt.

Rec. hat ſchon im Eingang bemerkt, daſs in dieſem Lehrbuch faſt Alles zerſtückelt und aus dem richtigen Zuſammenhang geriffen iſt. So wird denn auch von der Berechnung des Flächeninhalts erſt S. 221, nach der Lehre von der Rectification des Kreiſes, gehandelt. Der wichtigſte Satz dieſes Abſchnitts, daſs die Flächen eines Quadrats und Rechtecks ſich wie die Producte der Grundlinie in die Höhe verhalten, iſt nur für den beſchränkten Fall, wo die Seitenlinie des Quadrats ein Maß von der Grundlinie und Höhe des Rechtecks iſt, bewieſen. Ungeachtet der groſsen Weitläufigkeit des Vfs., ſowie der vielen Beyſpiele, die er zuſammenhäuft, wird der Anfänger doch nirgends darauf aufmerkſam gemacht, daſs die Unterabtheilungen des Längenmaſſes von denjenigen des Quadratmaſſes, ſowie das Verhältniß der Quadratmaſſe von zwey verſchiedenen Ländern von dem der zugehörigen Längenmaſſe, verſchieden iſt, ein Punct, wobey die Anfänger, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, nur gar zu leicht fehlen. Der Vf. hätte beſſer gethan, die vielen Tabellen über die Längenmaſſe, die er ſeinem Lehrbuche der Arithmetik eingefchaltet hat, hier mitzutheilen, und mit den nöthigen Bemerkungen über den Gebrauch derſelben bey dem Quadrat- und Kubik-Maß zu begleiten. Das letzte Hauptſtück dieſes Theils handelt (S. 241—262) von der Lage der Linien gegen Ebenen und der Ebenen gegen einander. In dieſem Hauptſtück, welches, wie Rec. ſchon bemerkt hat, nach der von dem Vf. gewählten Eintheilung der Geometrie zu dem zweyten Theil dieſer Schrift gehörte, vermißt man wieder das nöthige Hervorheben der Hauptſätze. Der wichtige Satz, daſs zwey Linien, die mit der nämlichen dritten parallel ſind, es auch unter ſich ſind, kommt S. 247 als Zufatz vor; und dennoch wird zu dem Beweis deſſelben eine eben ſo umſtändliche Conſtruction als für den Hauptſatz ſelbſt gebraucht. — Die Merkmale für den Parallelismus von zwey Ebenen ſind nicht vollſtändig aufgeführt, ſo wie denn auch die Auflöſung der merkwürdigen Aufgabe, die kürzeſte Entfernung von zwey Linien, die nicht in einer Ebene liegen, zu finden, vermißt wird.

In der Stereometrie, womit der zweyte Theil anfängt, iſt die Ordnung eben ſo unglücklich gewählt. Der Vf. beginnt die Stereometrie mit der Lehre von den körperlichen Ecken, welche er S. 1 ſo erklärt: „Wenn drey oder mehrere geradlinige Winkel in verſchiedenen Ebenen ſo liegen, daſs ſie alle Einen Scheitel und jede zwey nächſten einen Schenkel gemein haben, ſo heiſst die Neigung aller dieſer Ebenen zu einander ein körperlicher Winkel, oder ein körperliches Eck“. Zu dieſer Erklärung fügt er (S. 2) als Zufatz ohne den mindeſten Beweis hinzu, daſs alle Seitenflächen eines ſolchen Ecks zuſammengenommen kleiner als 4 R. ſind. Unmittelbar nach den erſten Erklärungen und noch vor der Lehre von den Prismen kommt die von den regulären Körpern. Dann folgen die Erklärungen der in

den Elementen gewöhnlich behandelten Körper neſt mehreren ſich darauf beziehenden Lehrſätzen, und nun wird in den folgenden Capiteln Alles noch einmal im Einzelnen durchgenommen. Den wichtigen Lehrſatz, daſs Prismen (ſenkrechte und ſchiefe) ſich wie ihre Grundflächen verhalten, beweiſt der Vf. (S. 25) dadurch, daſs er ſie beide in unendlich viele Prismen von gleicher Höhe getheilt denkt. Nun, ſagt er, verhalten ſich die ganzen Prismen offenbar, wie die unendlich kleinen Prismen, worin das eine und andere getheilt wird. Allein ein Prisma, deſſen Höhe unendlich klein wird, verwandelt ſich in ſeiner Grundfläche. Daher u. ſ. f. Hieraus mag man auf die Behandlungsart im Ganzen ſchließen. Bey dem Vortrag der Trigonometrie iſt der Vf. vorzugsweiſe in ſeinen gewöhnlichen Fehler einer unerträglichen Weitläufigkeit gefallen. So wie in der Geometrie die Hauptſätze nicht genug hervorgehoben und von den Zufätzen getrennt ſind, ſo finden ſich in der Trigonometrie im Gegentheil mehrere Sätze, die unmittelbar analytiſch aus den vorhergehenden flieſſen, als beſondere Lehrſätze aufgeſtellt. Von dieſer Art ſind alle Sätze von S. 126—134. Der Fehler iſt um ſo größer, als der Anfänger durch die Trigonometrie vorzugsweiſe an die analytiſche Methode gewöhnt werden ſoll.

Rec. meint hiedurch den Leſer gehörig in Stand geſetzt zu haben, um über den Werth dieſer Schrift zu entſcheiden. Er glaubt nur noch erinnern zu müſſen, daſs der Vf., gerade ſo wie es in allen dem Rec. bekannten Schriften geſchieht, dem Perpendikel, welches von dem Endpunct eines Halbmeyſers auf den anderen gefällt wird, (wenn nämlich jeder einen Schenkel des betrachteten Winkels bildet) den Namen: Sinus giebt, da eigentlich doch das Perpendikel, nur wenn es in Theilen des Halbmeyſers ausgedrückt iſt, Sinus genannt werden muß, ſo daſs der Sinus eigentlich keine Linie, ſondern eine Zahl iſt, welche das Verhältniß von zwey Linien angiebt. — Den Schluß dieſer Schrift macht die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf die Feldmeſskunſt (S. 294—356). Man findet indeſſen hier durchaus nicht, was man in einem Lehrbuch der Feldmeſskunſt erwarten könnte. Von der Einrichtung und dem Gebrauch der Werkzeuge, von dem Nonius z. B., ebenſo über die Theorie der Fehler wird gar nicht geredet; ſondern das Ganze beſchränkt ſich auf ganz allgemeine Vorſchriften, unzugängliche Weiten und Höhen zu meſſen.

Ar.

STUTTGART, in d. Hallbergerſchen Verlagshandlung:
Algebra oder die Elemente der mathematiſchen Analysis, von Fr. Ed. Desberger, Prof. der Mathematik an der Univerſität und an der polytechniſchen Centralſchule in München. 1831. 263 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Während die Richtung unſerer Zeit ſonſt immer mehr auf das Praktiſche, wenigſtens Zeit und Anſtrengung Erſparende geht, ſcheinen die Lehrer der Mathematik den entgegengeſetzten Weg einzuschlagen. Ueberſetzungen und Bearbeitungen halb verſtellter Schriften

aus dem Alterthum werden herausgegeben, und dem Publicum zum Gebrauche empfohlen. Der alte Euklides soll — so verheissen wenigstens zahlreiche Schulprogramme — in der Ursprache gelesen werden, weil auch unserm Zeitalter die Zurechtweifung gelte: „dafs es keinen Königspfad zur Geometrie gebe.“ Die Analytisten fassen ihre Gegenstände immer abstracter auf, und man will ein Rechnen mit Zahlen kaum noch einer wissenschaftlichen Behandlung für fähig halten. So hat auch Hr. Prof. *Desberger* uns ein Lehrbuch der niederen Analysis vorgelegt, das hinter dem Schild jener Euklidischen Worte die individuelle und concrete Behandlung der Mathematik möglichst weit von sich wegwirft. Wir sehen es gerne, wenn die Wissenschaft oft Bearbeiter findet, die sie in möglichster Strenge darzustellen suchen, aber wir müssen es beklagen, wenn diese wissenschaftlichen Kunststücke der Jugend, wenn auch der akademischen, als Lehrbücher aufgedrungen werden sollen. Die Erfahrungen der meisten Lehrer werden sich darin vereinigen, dafs, einzeln Auserwählte abgerechnet, der allzu systematische Unterricht in der Mathematik wenig Eingang findet, und dafs man demselben durch mancherley Beziehungen auf Gegenstände der Künste, Gewerbe und andere Wissenschaften erst Bahn brechen muß. Deshalb kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, wenn er behauptet, der Unterricht, wo er auch immer gegeben werde, möge ohne beschränkende Rücksichten (das heifst doch wohl Rücksichten auf Alter, Beruf, Vorkenntnisse u. s. w.) gegeben werden.

Es ist schon im Allgemeinen schwierig, die Analysis an den Unterricht in der niederen Arithmetik anzuschliessen. Was soll vorausgesetzt werden, wenn ich zeige, dafs $a + a = 2a$? Etwa die bloße Addition $1 + 1 = 2$? Das wäre freylich materiell genügend. Allein das reicht nicht für den Zusammenhang aus, der nur von dem Gereiften erfaßt werden kann. Gut! so lege man also demjenigen die Buchstaben-Addition vor, welcher schon seine Schule in der Arithmetik gemacht hat. Dann aber ist die letzte blofs eine Fertigkeit für ihn, aber keine wissenschaftliche Grundlage. Es kann aus ihr nicht das Mindeste bewiesen werden, weil sie selbst keine Evidenz, als das Zutreffen der Resultate hat. Wie aber? Womit beweisen wir nun, dafs $a + a = 2a$, dafs $16a : 2 = 8a$ u. s. w.? Wir müssen in der That mit dem Eins und Eins und Einmal Eins beginnen und ihre Richtigkeit darthun. Rec. ist weit entfernt, mit solchen Einwürfen die Gewifsheit analytischer Sätze angreifen zu wollen; aber es dünkt ihm schwer, einen bestimmten Anfangspunct für die Buchstabenrechnung zu finden, und er glaubt in ihr mit desto mehr Recht die Grammatik der Arithmetik zu finden, die dann freylich nicht zu spät hinausgehoben werden darf. Insbesondere hat er sich mit der weiten Zurücksetzung der Gleichungen in diesem wie in anderen Büchern nicht befreunden können.

Gleichungen sind nicht, wie Hr. D. sagt, Aggregate, deren Werth Null ist, denn dann müßten alle nicht auf Null gebrachten Gleichungen diesen Namen nicht verdienen; sondern Gleichungen sind Werth-Bestimmun-

gen überhaupt, sobald Werth die Bedeutung von kürzestem Zahlausdruck haben soll. Und in der That, was ist unser Rechnen Anderes, als ein Näher-Rücken des Vieltheiligen und Verchlungenen vor unser Erkenntnisvermögen und eine möglichste Verkürzung der Sprach- und Schrift-Zeichen für Zahlvorstellungen? Addiren heifst eine gleichgeltende Benennung für mehrere Theilvorstellungen von Zahlen finden. Wo aber diefs Finden so leicht ist, dafs wir die geistige Operation nicht mehr gewahr werden, da hören wir auf, es Rechnen zu nennen. Sehen wir zwey Personen vor uns, so denkt Niemand daran, dafs wir addiren, indem wir urtheilen, es seyen ihrer zwey; und dennoch haben wir das Nämliche gethan, wie der Rechnungsführer, welcher Folioseiten voll Zahlen addirt. Eine Gleichung ist das Urtheil, dafs zwey Zahlvorstellungen einander gleich seyen, mögen nun diese Zahlvorstellungen eintheilig oder vieltheilig seyn, aus bekannten oder unbekanten (doch vorläufig als bekannt angenommenen) Gröfsen bestehen. Die eine Seite der Gleichung ist das Subject, die andere das Prädicat, die Gleichheits-Striche sind die Copula. Aber $a > b$ ist ein negatives Urtheil, denn das Prädicat kann unendlich viele Werthe haben. Allein dem Zweck nach sind die Gleichungen wesentlich verschieden: entweder *intuitiv* oder *ratiocinativ*. Die ersten veranschaulichen nur dieselbe Gröfse von einer anderen Seite oder in einem anderen Gewand zu einem gewissen Gebrauch, z. B. $aa = a^2$; die anderen aber wollen etwas zwar Bestimmtes, aber wegen der Verwicklung noch nicht in die Augen Springendes bekannt machen, und sind entweder *synthetische*, z. B. $a + b = x$, oder *analytische*, z. B. $a + x = b$. Jene Gattung umfaßt die ganze gemeine Arithmetik, wird aber selten vollständig darge stellt, weil das x als Werth aller bekannten Gröfsen und als Ziel der ganzen Operation ohnehin nicht aus den Augen verloren werden kann. Die andere aber, weil ihre Anordnung von der natürlichen Gedankenfolge abweicht, und weil gewisse vorbereitende Operationen nöthig sind, um sie auf die synthetische Gleichung zurückzuführen, gehört der Wissenschaft mehr als dem Leben an. Indessen kann der Lehrer sehr gut auf die Anweisung zur synthetischen Rechnungsart jedesmal die zur analytischen folgen lassen; dann werden sich die Jünglinge nicht so sehr vor derselben sträuben, als wenn sie in ein ganz neues Feld, aus dem sie keinen Ausgang erblicken, geführt werden. Und so sollte denn in den Lehrbüchern der Analysis die Lehre von den Gleichungen nicht den Schlussstein des Ganzen, sondern den Kitt zwischen den einzelnen Theilen bilden. Auch ist es ja Hr. *Desberger*, wie allen seinen Vorgängern, unmöglich gewesen, die Gleichungen nebst den ihnen nothwendigen Veränderungen von den früheren Capiteln ganz auszuschliessen. Die Consequenz, und ganz besonders die Euklidische, besteht ja nicht darin, dafs unter einem generellen Namen (wie im vorliegenden Falle: *Gleichung*) alles hierauf Bezügliche zusammengestellt und abgehandelt wird, sondern dafs nichts vorausgeht, was erst sein Licht und seinen Beweis aus dem Folgenden erhalten muß.

Uebrigens kann dem Vf. das Lob einer strengen Consequenz nicht verlaget werden, und wir wünscheten nur, daß diese Euklidische Tugend sich auch mit dessen Nettigkeit und mit einer mehr als Euklidischen Kürze und Vollständigkeit vereinigt hätte. Was den ersten Punct anlangt, so ist es unangenehm, aufser einem kurzen Inhaltsverzeichnisse gar keinen Wegweiser und Meilenzeiger, durch das Buch zu haben, zumal bey einem quadratförmigen Format. Die Eintheilung des alten Geometers in Bücher, in Lehrlätze, Aufgaben, Auflösungen, Beweise, Zusätze mag mitunter steif aussehen; gleichwohl ist Rec. der Ueberzeugung, daß sie eine der vorzüglichsten Empfehlungen der Elemente ausgemacht hat. Der Reisende wird nur halb so müde und orientirt sich doppelt so leicht, welcher durch Uhr und Meilenzeiger weiß, was er hinter sich und vor sich hat.

Wenn wir dem Buche mehr Kürze wünschten, so geschah dies mit Rücksicht auf die umständliche Darstellung der Lehre von den Complementen, die doch weiter Nichts sind, als ein, und zwar unbedeutender, Rechenvortheil. Doch sind diesem Gegenstand 12 Quartseiten gewidmet. Nicht minder weilläufig finden wir die Darstellung der Logarithmen, nicht darum, weil die Auffuchung des Moduls vollständig ausgeführt ist, sondern weil die Logarithmen von 231, von 11; 7; 3; 2 mit einer ermüdenden Vollständigkeit berechnet sind. Es genügte doch wohl, das Verfahren an zwey Primzahlen und ihrem Producte zu zeigen, es war aber noch viel mehr genügend, den Werth der Divisionen und Multiplicationen mit Wurzeln und Modul anzugeben, ohne diese mechanischen Rechnungen selbst auf vielen Blättern darzustellen. Wie kurz ist dagegen die Lehre von den Reihen abgefertigt! Die Reihen des höheren Rangs werden gar nicht erwähnt. Wir sind der Meinung, ein Lehrbuch, welches einmal die

Elemente der Analysis mittheilen wollte, und welches in formeller Hinsicht so große Anforderungen macht, durfte nicht wohl mit den Gleichungen des zweyten Grades abbrechen, durfte nicht die Lehren von den Primzahlen, von den Kettenbrüchen, von den Wurzelausziehungen der höheren Grade, von den Reihen des höheren Rangs, von den Combinationen, Permutationen und Variationen und anderen Gegenständen, die man gewöhnlich in diesen Kreis versammelt, absehen. Für den bloßen Dilettanten ist die Form zu abstract, für den Mathematiker das Feld zu klein. Auch wüßte Rec. kein Buch, das als die Fortsetzung des vorliegenden angesehen werden dürfte, und so dem nach Höherem Verlangenden Befriedigung böte. Denn wer z. B. *Lacroix* als Führer für die hier weggelassenen Lehren erwählen wollte, der würde doch wohl auch den früheren Weg an dieser Hand zurücklegen, damit er an steilen Stellen einen bekannten Wegweiser hätte.

Wir haben bereits so viel getadelt, daß es den Schein gewinnt, als erkannten wir die Verdienste dieser Elemente nicht an. Wir müssen aber versichern, daß wir dies im hohen Grade thun, und daß wir an mehr als Einer Stelle mit wahrer Freude die scharfe Darstellung des Vfs. bewundert haben. Wir würden uns auch nicht verlaget, durch Aushebung einiger Stellen dieses Urtheil zu bestätigen, wenn nicht die Einrichtung unserer Literatur-Zeitung eine weitere Ausdehnung dieser Recension verböte. Inzwischen empfehlen wir das Buch jedem Freunde der systematischen Mathematik als eine lesenswerthe Erscheinung. Druck und Papier werden ihm keine Störung verursachen, und die Druckfehler sind am Ende mit Genauigkeit verzeichnet.

Ns.

K L E I N E S C H R I F T E N .

SCHÖNE KÜNSTE. Braunschweig, im Verlags-Comptoir: *Der Renegat auf Morea.* Trauerspiel in drey Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers *Georg Laffanis*, ehemals Officier der heiligen Schaar und Adjutant des verstorbenen Fürsten Alexander Ypsilanti. Von *Harro Harring*. 1831. VIII u. 104 S. 8. (16 gr.)

Anziehend durch den Stoff, dramatisch dadurch, daß die tragische Novelle dialogisirt ist, und poetisch durch die metrische Sprache.

Vir.

Iferlohe, b. Langewiesche: *Jedem das Seine!* Original-Lustspiel in Verlen und drey Aufzügen. Von *C. Karoli*. 1832. 94 S. 16. (9 gr.)

Das Seine erhält nun wohl ein Jedes in diesem Stückchen; der verdrießliche Hagestolz hält nach wie vor dem Keifen der herrlichen Haushälterin still; das alternde Fräulein wird die Gattin des Mannes, der ihr 20 Jahre treu geblieben; die eifrige Schülerin der Mozinschen Grammatik verlobt sich mit dem angehenden Studenten; vielleicht ist er zu jung für sie, um die schon der Hagestolz freite. Nur der Zuschauer geht leer aus, er findet nicht die Art von Liebenden, die ihm genehm sind, was wahrscheinlich dem Lustspielchen, das artig geschrieben, aber nicht von Witt und Leben spricht, auch in Einfällen und Situationen nicht neu ist, nur einen mäßigen Beyfall verheißt.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: *Antigone, Trauerspiel von Sophokles*, übersetzt von Dr. K. F. S. Liskovius. Mit dem griechischen Text zur Seite. 1829. XIV u. 148 S. 8. (16 gr.)

Der Uebersetzer ist nach dem Vorworte ein Arzt, welcher seit geraumer Zeit die Tragödien des Sophokles zur Lieblingsunterhaltung in solchen Stunden erhoben hat, die er von ärztlichen Geschäften und ärztlichen Studien erübrigen konnte. Diesen Umstand darf man bey Beurtheilung seiner Arbeit nicht unberücksichtigt lassen, weil man dem *Dilettanten* manche Schwäche wird nachsehen können, welche bey dem Philologen vom Fach strengere Rüge verdiente. Wiewohl aber Rec. deshalb weit billigere Forderungen an die Uebersetzung des Hn. Liskovius macht: so vereinigt sie doch zu viele Mängel in sich, als das man sie nicht für größtentheils mißlungen erklären müßte; und da der Vf. selbst den Glauben zu hegen scheint, als ob er durch seine Verdeutschung etwas Vorzüglicheres geleistet habe, als seine besseren Vorgänger, unter welchen wir namentlich *Solger* und *Thudichum* verstehen: so wollen wir eine der weniger mißrathenen Stellen (V. 631 — 652) aus seiner Uebersetzung ausheben, und diese, mit beständiger Rücksicht auf die beiden genannten Uebersetzer, kritisch beleuchten. Die Stelle steht S. 61 fgg.:

So, Kind, geziemt es in der Brust gefinnt zu seyn,
Dafs väterlichem Rath hintan man alles stellt.
Deswegen wünschen ja die Menschen Kinder, die
Gehorchen, als Erzeuger zu besitzen heim,
Dafs sie am Feinde rächen die Beleidigung,
Und das den Freund sie ehren mit dem Vater gleich.
Wer aber undienstfert'ge Kinder auferzieht,
Was meinst du, was er anders, als sich selber Noth
Und für die Feinde viel Gelächter, hat erzeugt?
Nun denn, o Sohn, verliere nie um Minneluft,
Um eines Weibes willen, den Verstand, und sey
Gewiß, das frostiges Umarmen dieses wird,
Daheim ein böses Weib als Bettgenoss! Denn welch
Geschwüre wär wohl grösser, als ein schlechter Freund?
Darum verabscheu' als wie deine Feindin sie,
Und laß die Dirne da im Hades einen freyn!
Denn nun, nachdem ich offenkundig sie ergriff,
Von allem Volk die einz'ge Widerspenstige,
Will ich dem Volk als Lügner nicht mich zeigen, nein,
Sie töden (*sic*)! Dazu preise sie den Zews (*sic*), den Hort
Der Blutsverwandtschaft! Laß ich diese leiblichen
Verwandten ohne Zucht, die Fremden dann gewiß!
Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

V. 631 entspricht das Wort *Kind* dem griechischen $\delta \kappa \alpha \iota$ nicht ganz; es ist dies nichts Anderes, als *mein Sohn* oder *lieber Sohn*. Auch *Solger* hat hier durch die Uebersetzung *Söhnlein* gefehlt. V. 632 erfüllt in Rücksicht der *Cäsur* die Anforderungen nicht, welche man in unsern Tagen mit Recht an einen Uebersetzer macht. Es ist bekannt, das der sogenannte tragische Trimeter vorzugsweise die beiden unter dem Namen Pentemimeres und Hephthemimeres bekannten Cäsuren liebt. Selten bedienen sich die Tragiker anderer Hauptschnitte, namentlich aus ganz begreiflichen Ursachen (schon weil sie gegen die Forderungen der Abwechslung und Mannichfaltigkeit verstößt) der sogenannten Hexemimeres:

$$\bar{v} - \bar{v} - \bar{v} - \bar{v} \quad || \quad \bar{v} - \bar{v} - \bar{v} - \bar{v}$$

welche daher auch Sophokles zwar zuweilen — und dann wohl mit allem Fleisse — aber doch gegen den anderen Cäsuren nur selten anwendet. Hr. L. dagegen scheint diese Cäsur zu einer seiner Lieblingscäsuren erhoben zu haben; wie sie sich denn nicht bloß hier, sondern auch anderwärts außerordentlich häufig findet; z. B. S. 7. V. 37:

So steht es nun für dich || und zeigen wirst du bald;
V. 39: Ach Aermste, was kann *ich* || in solchem Fall noch
thun?

Ferner S. 9:

V. 43: Ob du sammt dieser Hand || dem Todten helfen
willst;

V. 44: Denkst du begraben ihn || was unerlaubt der Stadt?

V. 47: Unsel'ge, wenn Kreon || es nun verboten hat?

V. 54: Am aufgeknüpften Strang || das Leben von sich
wirft;

V. 56: Durch Wechselford den Tod || das unglücksel'ge
Paar;

V. 57: Gemeinlich sich ertheilt || von gegenseit'ger Hand;

V. 61: Bedenken müssen wir's || das wir als Frauen sind.

Eben so S. 11 in den Versen 65. 69. 71. 82 u. s. f. An allen diesen Stellen hat das Original diese Cäsur nicht. V. 633 betont Hr. L. *Deswegen* statt *Deswegen*; in denselben Fehler einer falschen Betonung verfällt er V. 66 *Nachsticht* statt *Nächsticht*; V. 86 *laut aus* statt *laut aus* u. s. w. Auch den Eigennamen dringt er oft eine Betonung auf, die sie bey uns nicht adoptirt haben; z. B. immer *Kreon* statt *Kreón* u. a. V. 21. 31; V. 47 u. a. v. a. O. In demselben Verse (633) bricht er mitten im Sinne ab, was im Original

Y

nicht der Fall ist. Hierin fehlt er ebenfalls ungemein oft, vergl. z. B. S. 7. V. 25 fgg.:

— — doch den jammervoll
Entseelten Leichnam des Polynikes, sagt man, hat
Den Bürgern er befohlen, in dem Grabe nicht
Zu bergen, noch zu trauern jemand, unbeklagt
Vielmehr zu lassen — —

Solger und *Thudichum* vermeiden hier diesen Fehler, indem jener:

Deshalb ja beten Männer stets, Nachkommen sich
Folgsamer Sinnart ihren Häusern aufzuziehn,

und dieser:

Denn darum beten Männer wohl, dafs ein Geschlecht
Folgsamer Söhne sie umblüh' im Vaterhaus,

übersetzt. — V. 634 scheint der Gebrauch des Wortes *heim* für *daheim* undeutsch; doch möchten wir dieses Wort noch eher gelten lassen, als so manche, in dieser Uebersetzung vorkommende, unseres Bedünkens von Hn. L. selbst gebildete Wörter, wie z. B. V. 937 in dem *erzbandigen Schlofs*; V. 944 *Meeresbraus* u. s. f. V. 636, der ganz mit der *Thudichum*'schen Uebersetzung übereinstimmt, ist doppelstimmig und deshalb nicht zu billigen. Man weiß nicht, ob die Kinder die Freunde eben so hoch, als den Vater, oder ob sie die Freunde eben so ehren sollen, wie der Vater dieselben ehrt. *Solger* viel deutlicher:

Jedoch den Freund hoch ehren, gleich dem Vater selbst.

Die *undienstfertigen Kinder* (V. 637) entsprechen dem griechischen ἀνοφίλητα τέκνα nicht. Richtiger hat *Solger* *undankbare* und *Thudichum* *nutzlos*. Auch V. 640 wird das griechische μή μιν παρ', ὃ παῖ, nicht erschöpfend durch *Nun denn nie* gegeben. Zugleich möchte Rec. bezweifeln, dafs daselbst μή τὰς φρένας ἐκβάλλης richtig durch *Verliere den Verstand nie* übersetzt sey, indem die griechische Redensart mehr ein gewaltsames Vonsichstossen verständiger Ueberlegung und Einsicht, als das, in der von Hn. L. gewählten deutschen Phrase liegende, mehr passive Verlieren des Verstandes in sich schließt. *Bettgenofs* (V. 643) von einem *Weibe* möchte eben so schwer zu rechtfertigen seyn. *Solger*:

„Der schlechten Hausfrau beygefellt.“

Thudichum:

— — erkennend wohl,
Dafs kaltes Liebumfangen, das dir werden wird
Ein arges Weib in Bett und Haus. —

Die Verse 645 und 646 sind noch profaischer, als die übrigen, und stechen sehr zu ihrem Nachtheile gegen das Original ab. *Solger* giebt diese Verse so:

Drum laß mit Abscheu solche widerwärtige
Jugfrau zum Hades, eines Andern Weib zu seyn;

bey *Thudichum* lauten sie:

Nein, mit Verachtung lasse von der Feindin ab,
Und in dem Hades suche sie den Gatten sich.

An beiden Uebersetzungen tadeln wir, dafs sie das, von Hn. L. richtig wiedergegebene, in den Worten τῆν παῖδα τῆνδε liegende Verächtliche nicht gehörig ausgedrückt

haben; aber sie sind doch im Ganzen dichterischer ausgefallen. — Bey allen diesen Mängeln der Uebersetzung gebührt dem Hn. L. das Zeugniß, dafs er im Ganzen den Sinn des Originals nicht unrichtig gefaßt hat.

Die Verlagshandlung hat das Werkchen vorzüglich gut ausgestattet.

Weit vorzüglicher, als die angezeigte Uebersetzung, obgleich noch sehr von wahrer Vollendung entfernt, ist eine uns so eben zugekommene Probe, welche Hr. Dr. *Friedrich Carl Wex*, Director des Gymnasiums zu Alchtersleben, folgendem Schulprogramm:

ASCHERSLEBEN, in d. Haller'schen Buchdruckerey:
Jahresbericht über das Gymnasium zu Alchtersleben. 1832. 32 S. 4.

vorausgeschickt hat. Sie enthält die *erste Hälfte* der *Antigone*. Der bescheidene Vf. gesteht selbst, dafs die Uebersetzung ihm für den Druck noch nicht reif genug und den Ansprüchen, welche er an eine, ein antikes Kunstwerk in vaterländischen Tönen wieder gebende Reproduktion mache, nicht genügend erscheine. Sie empfiehlt sich durch eine edle, würdige Diction, durch sorgfältigen Versbau, und, wie sich bey einem Philologen, der schon durch eine sehr lobenswerthe Ausgabe dieser Tragödie, sowie durch eine gelehrte *Epistola critica ad G. Gezenium* seine Sprachkunde und namentlich seine vertraute Bekanntschaft mit Sophokles, bewährt hat, von selbst versteht, durch richtige Darstellung des Sinnes. Richtig aber nennen wir dieselbe nur in sofern, als überhaupt die Hauptgedanken des Dichters richtig aufgefaßt und wieder gegeben sind. Denn da die Uebersetzung sonst sich sehr frey bewegt, so ist freylich manche Schattirung des Originals verloren gegangen; mancher Nebengedanke ist eingetragen, mancher Zusatz gemacht worden, und was Sophokles oft in wenige Worte kräftig zusammengefaßt hatte, findet man hier erweitert und zu neuen Gedanken verarbeitet. Wir wollen, um dieses Urtheil zu bestätigen, gleich den Anfang der Tragödie mittheilen.

Antigone.

Weißt du, Ismene, Schwester, blutsverwandtes Haupt,
Der Leiden, der von Oedipus ererbt, eins,
Nur eins, das Zeus bey unfrem Leben nicht vollzog?
Giebt's einen Schmerz, giebt's eine Schmach noch,

einen Schimpf,
Der nicht, dem Wehe unfres Fluches zugefellt,
Nicht unter deiner, meiner Leiden Zahl sich fänd'?

Und welchen Machtspruch, sagt man, hat nun wieder
der heut

Der Herrscher allem Volke eben kund gethan?
Weißt du davon? vernahmt du's? doch kaum ahnt
du wohl,

Dafs jetzt der Feinde Unglück unfren Freunden droht.

Ismene.

Mir kam von unfren Freunden keine Kunde zu,
Antigone, nicht frohe, nicht betrübende,
Seit jenem Tage, wo der Brüder Wechself mord
Uns beiden, den Verwaisten, beide Brüder nahm.
Und jetzt, da fortgezogen der Argiver Heer,

Seit dieser Nacht, wüßst' ich nichts weiteres,
Nicht das beglückter, noch das mehr bedrängt ich
bin.

Antigone.

Das wüßst' ich wohl, und liesß drum aus des Hauses
Flur
Heraus dich rufen, das du einsam es vernahmst.

Ismene.

Was hast du? Finstres, seh' ich, brütest du im
Sinn'.

Wenn gleich in dem 1 Verse das *blutsverwandte Haupt* den griechischen Ausdruck *αὐτάδελφοι κάρα* überbietet: so ist auch im 2ten mit dem Worte *ererbten* eine Nebenidee beygemischt, die wir in dem einfachen *τῶν ἀπ' Οἰδῖπου κακῶν* nicht finden. *Eins, nur eins*, ist wieder viel stärker, als das griechische *τι*, und woher das pathetische: *dem Wehe unfres Bluches zugesellt*, das hier nicht einmal einen richtigen Sinn giebt, ist kaum begreiflich, wenn man das griechische *ὄτ' ἄτιμοι* vergleicht. Die darauf folgenden Verse dagegen schreiben in richtigem Ebenmala der Gedanken sowohl als des Ausdrucks mit den griechischen fort. Aber wie kam Hr. W. dazu, das er V. 13 das Original: *ἐξ ὅτου Δυεῖν ἀδελφοῖν ἐστερηθῆμεν δύο, Μία θανόντων ἡμέρα διπλῆ χρεῖ,* fast bis zum *φορτικῶν* steigerte: *der Brüder Wechselmord nahm beide Brüder?* — Antigone hatte ihre Schwester aus des Hauses Flur herausgerufen, damit sie *allein* (*μόνη*), entfernt von Anderen, die neue traurige Kunde vernähme. *Einsam* giebt einen anderen Sinn, und ward dem Uebersetzer wohl nur von dem leidigen Sylbenmase zugeschoben. Auch V. 20 scheint uns das *καλχαινοῦς ἔπος* zu frey überfetzt.

So könnten wir Mehreres ausheben, wobey wir angefochten sind: wie z. B. V. 26 *des beklagt gesunknen* (*ἀθλίως θανόντα*) *Polynikes Leib*; oder wenn der Uebersetzer aus dem edeln Tone zuweilen in die gemeine Sprache fällt, wie V. 34 *Auch nimmt die Sache er nicht leicht*, und V. 36 *So sieht's, und bald nun zeigt sich u. s. w.* — Das übrigens Hr. W. immer den besseren Lesarten gefolgt sey, haben wir mit Vergnügen wahrgenommen.

Wir fügen noch ein Wort über den Wohlklang der Verse bey, der im Ganzen zwar Lob verdient, aber oft gestört wird durch eine nachlässige Anhäufung ein-sylbiger Wörter, welche in unserer Sprache, wo sie so leicht entsteht, selbst in einer wohlgeordneten Prosa zu vermeiden ist. Eine so holpernde Eintönigkeit, wie z. B. V. 69: *Nicht ford' ich mehr dich auf, und wenn du selbst dich jetzt* — würde kein griechisches Ohr ertragen haben.

Aller dieser Bemerkungen ungeachtet, ist es unser aufrichtiger Wunsch, das Hr. W. sein Versprechen erfüllen, und uns eine Uebersetzung des ganzen Stücks, mit beygefügter Erläuterung der Tragödie vom dramaturgischen und ästhetischen Standpuncte aus, als Probe einer deutschen Bearbeitung der sämtlichen Tragödien des Sophokles, liefern möge. Für das Dramaturgische ist jetzt nur durch Etwas gefordert, das vielleicht Manchen unbedeutend bedünken möchte, wir aber

allen Uebersetzern griechischer Schauspiele zur Nachahmung empfehlen möchten. Wir meinen die Angabe der Zeit und des Platzes, wo die Personen spielen, und die scenische Charakterisirung der Personen selbst, vor jeder Scene, ganz auf dieselbe Art, wie solches in neueren Schauspielen, zum Nutzen der Acteurs sowohl als der Leser, zu geschehen pflegt.

— β — st.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Die Bildung der deutschen Beredsamkeit.* In Briefen an einen Staatsmann. Von D. Theodor Heinius, ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster, Ehrenmitgliede der deutschen Gesellschaft u. s. w. zu Leipzig. 1831. IV u. 90 S. gr. 8. (12 gr.)

In unserer redelustigen Zeit war es zu erwarten, das auch auf die Bildung zur Beredsamkeit bald würde das pädagogische Augenmerk gerichtet werden. Hr. Heinius hat auch die Gelegenheit ergriffen, um seine vielen *Opera* noch durch vorliegende sogenannten *Briefe* (Rec. weiß aber nicht, worin die Briefform derselben anders als in der Anrede, *mein Herr*, besteht, und wie sie motivirt ist) zu vermehren. Da nun jetzt einmal Alles auf den Staat Bezug haben muß, so glaubte Hr. H. auch seine Briefe durch die Bezeichnung: an einen Staatsmann in Curs zu bringen. Rec. hat aber auch von einem Staatsmann und von dem Staate gar nichts in den Briefen merken können; der Vf. hätte dem Inhalte nach eben so gut jede andere beliebige Person zum Statisten, an den er seine breite Rede richtet, wählen können. Fünf Sechstel des Buches sind gefüllt mit allerhand Gerede über Beredsamkeit, mit Auszügen aus Cicero, Quintilian und aus den Neueren, Lessing, Herder, Kant u. A. m., wobey allerley artige Dinge zum Preise der Beredsamkeit vorgebracht werden, die aber sich jeder Gebildete selbst sagen und überall finden kann, der seinen Cicero und Lessing zu lesen versteht; ein Staatsmann aber, der das nicht kann, wird auch durch Hn. H. nicht viel klüger werden. An eigentliche Begriffsentwicklung, an wissenschaftliche Auffassung des Gegenstandes ist nicht zu denken. Freylich kommen auch manche gute praktische Bemerkungen vor, z. B. das die Knaben erst die Kunst zu hören und zu schweigen lernen müssen (gewiß die Berlinischen am meisten), das die Schwatzhaftigkeit (in den vollen Classen?) die Quelle vieler bösen Neigungen sey, und die Knaben ihre Organe dadurch in eine schlaffe Thätigkeit setzen und alle Willenskraft verlieren u. s. w. Der Vf. ruft aus (gewiß über die zungenfertige Berliner Jugend mit Recht in Verzeihung): „*Wer giebt uns den Lycurgus, der unsere Knaben Schweigsamkeit lehre?*“ Die Herrn Professoren und Directoren könnten selbst die Lycurge werden, wenn sie nicht gar zu zart, human und zu fein und milde wären, als das sie es wagen sollten, ihrer Jugend mit den Mitteln des Lycurgus (d. h. mit der Geißel) entgegen zu treten,

sondern sich lieber von ihnen verhöhnen und ihre Worte nicht vor dem dumpfen Saufen der schwatzhaften Jungen vernehmen lassen. Der Vf. will die Jugend zur Selbstkritik in ihren schriftlichen Aufsätzen und Arbeiten führen, meint aber, es fehle unserer Jugend schon eben so an Zeit und Geduld, wie unseren Männern, die das *nonum prematur in annum* nur aus ihrem Horaz kennen. Rec. befragt, das die Jugend bey des Vfs. Anleitung derselben zur Selbstkritik auch Hn. H. auf den alten Horatius verweisen werde. Der eigentliche Zweck des ganzen Büchleins wird nun auf den letzten 4 Blättern angegeben. Der an Selbstkritik gewöhnte schon reifere Jüngling soll einen *freyen Vortrag seiner eigenen Arbeiten halten*. Darunter versteht der Vf. die in der Classe vom Katheder herab gegebene memorirte Mittheilung einer selbst ausgearbeiteten didaktisch oratorischen Abhandlung über irgend einen Begriff oder Lehrsatz, der ein fruchtbarer Gegenstand für Discussion werden kann. Wenn aber der Vf. weiter nichts wollte, so erinnert er wieder an das *quid tanto dignum feret promissor hiatus*. Wo ist eine gute Schule, in der des Vfs. Vorschläge nicht schon längst ausgeführt sind? Rec. hofft zur Ehre des Vfs., das auch er diese Uebung längst vorgenommen habe. Damit aber auch in der Schule ja die Berlinische Conversation schon gepflegt und geübt werde, soll bey solchen Discussionen zwischen den Opponenten und Respondenten der Primaner der Nutzen auch besonders eine treffliche Vorübung für den *guten Stil der Gesellschaft seyn (sic!)*. (Rec. dankt aber für die *langstiligen* Gesellschaften solcher von den Professoren der Beredsamkeit zugestutzten jungen Schön-Redner; in der That, wenn auf die Berlinischen Thees die Schule Rücksicht nehmen soll, dann muß Hr. H. in seinen Conversationen und Discussionen auch noch das Berlinische Complimentirbuch einstudiren lassen!) — Nach Angabe seines reformatorischen ganz *neuen* Weges zur Umgestaltung der Jugend — (ein Brief handelt davon, an welchem also

der genug gehabt hätte, dem des Vfs. Vorschläge noch unbekannt waren) — kommt der Vf. auf die *Theorie* zu sprechen; doch ist diese bald abgethan und soll der Universität überlassen werden, welche denn wieder Stoff zu der gemächlichen, sich selbst gar gerne hörenden Schönrednerey des Vfs. giebt. Auf der Universität soll der erste Versuch zu *extemporirten Vorträgen* gemacht, die jungen Theologen auch darin examinirt werden. (Schwerlich werden darin viele bestehen!) Mit dem frommen Wunsch, das sich auf Universitäten *oratorische Vereine* bilden mögen, schließt der Vf. — (Die Studenten werden aber gewiß bald ermüden, sich selbst viel vorzapredigen!)

Rec. hat sich bey Durchlesung dieser sonst wohl gemeinten Schrift des Lächelns nicht enthalten können. — Die Schule, die Theorie soll Redner erzeugen; das kann nur das Leben! Gebt erst Gelegenheit zur Beredsamkeit durch die Staatsverfassung, das Männer in großartiger Oeffentlichkeit auf das Volk wirken können; es wird an Rednern auch in Deutschland nicht fehlen. — Baden und Baiern beweisen es. Canning und Pitt wurden in ihren Gymnasien und auf ihren Universitäten keine Redner. Durch alle moderne Künstlichkeit wird man keine exotische Pflanze auf einem Boden fortbringen können, der nicht fähig ist, sie zu nähren. Wenn die Beamteten statt *schreiben, reden* müssen, dann werden auch ohne Hn. H.'s Schul-Rednerey Redner sich bilden. Die Zeit wird auch einmal statt eines papiernen ein redendes Zeitalter in Deutschland herbeyführen, der Anfang ist schon da. Einstweilen helfen alle Citate aus Quintilian und Cicero und alle Briefe an Staatsmänner nicht viel; Berlinische Conversationsschwätzerey wird keine Redekunst werden, wie sie die Alten wollen, und bey dem *Abrichten* dazu kann leicht das Schönste verloren gehen, das besser ist als alle Redeübung, die *nicht* des Jünglings!

Sch —

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Hinrichs: *Das Haus der Grafen Ominski*. Erzählung von A. V. T. Süd. 1832. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine recht gut vorgetragene Geschichte, voll Liebe und Leiden und kriegerischer Abenteuer, tragischer Natur, wie das nicht anders seyn kann, wenn der Schauplatz zur Zeit des letzten Kriegs in diesem unglücklichen Lande ist. Vielleicht ist Oertlichkeit und Sitte nicht immer aufs Strengste beachtet; dagegen kann man die ruhige Darstellungsweise eine unparteylich und sicherlich wahre nennen. Es geht daraus hervor, das der Meinungsstreit zur blinden Wuth fortweist, das die Gewalt nur zu oft in die Hände Unwürdiger, des Pöbels, und der Ueberpannten fällt, und das es die heillofeste Verblendung ist, an der nicht selten die redlichsten Menschen Theil nehmen, als heilige der Zweck die Mittel.

F. k.

Cöslin, b. Hendels: *Novellen*, von J. E. Benno, Verf. des Wächterhorns u. a. m. Der Jahrmarkt in Zanow. Georg Podiebrad und sein Barbier. Der Küster zu Giltenbach. Der Mutter Angsttraum. Herzog Svantepolk. 2tes Bändchen. 1831. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 123.]

So lange es Leute giebt, denen nicht mit Scheffeln, nur mit Löffeln beyzukommen ist, werden auch Bücher, die gar bequemlich Bruchstücke aus der Geschichte darbieten, in leicht zu verschluckende Säftchen abgezogen, ihr Publicum finden, das noch obendrein den Glauben haben kann, etwas zu besitzen, das mit dem Annehmlichen einigen wahren Gehalt verbindet.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Natur, Thier, Mensch, Engel, Gott*. Philosophisch betrachtet von C. Fr. Chr. Schüler. Auch unter dem Titel: *Humanismus*. Eine vorläufige Schrift. 1829. XXIV und 184 S. gr. 8. (18 ggr.)

Da Philosophie und Theologie von jeher auf gar vielfache Weise — bald fördernd, bald hemmend — auf einander eingewirkt haben: so kann es nicht auffallend seyn, wenn auch der Vf. es versucht hat, mit einer Art philosophischem Systeme, welches er in der Vorrede natürliche *Philosophie* des natürlichen Menschen nennt, zur Aufhellung verschiedener Hauptpunkte der Theologie und zugleich der Anthropologie im weiteren Sinne mitzuwirken. In der vorausgeschickten *Einleitung* oder 2ten Vorrede (S. XIII — XXIV) verwahrt er sich zwar dagegen, daß dieses Buch für etwas mehr als eine vorläufige Schrift gehalten werde, und bezieht sich besonders auf die S. 104 bis zu Ende folgenden, nachher hinzugekommenen Entwicklungen. Indessen möge doch — mit Uebergehung einer schon hier vorkommenden theils unverständlichen, theils nicht ganz geziemenden Bestreitung der Speculation, als des Strebens nach einem Standpunkte, den der Mensch doch in Ewigkeit nicht erreiche, über den Inhalt des vorliegenden Werkes selbst Folgendes berichtet werden.

Im ersten Theile der Hauptabhandlung spricht der Vf. über die *Seelenfähigkeiten der Thiere*, mit Rücksicht auf den Menschen, und schreibt jenen nicht nur eine *Seele* überhaupt, sondern auch, als Bestandtheile derselben, einen Verstand und eine Seele im engeren Sinne zu. Auch nimmt er, wie andere Lehrer der Naturwissenschaft, besondere Aeußerungen der Seelenthätigkeit an, welche theils in Trieben und Affecten, theils in gewissen Manieren und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Thiergeschlechter bestehen, glaubt aber, daß die ganze Seelenthätigkeit der Thiere nur in einer vollkommenen *Abhängigkeit, Sinnlichkeit*, bestehe. Der Mensch sey vorzüglich durch den *Geist* (Gemüth, Vernunft) von den Thieren unterschieden, und dieser erscheine als die *Selbstentwicklung* einer ursprünglichen Thätigkeit, und entwickle die Gefühle oder Anerkennnisse von Sünde und Tugend, Schuld und Strafe. Sehr ausführlich zeigt der Vf. zugleich S. 10

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

— 16, daß auch durch das Sprachvermögen der Mensch sich vor den Thieren auszeichne, zieht dann S. 19 ein Resultat der bisherigen Darstellung, und erörtert in einem Anhange noch das Verhältniß und die Verbindung des Geistes, der Seele und des Körpers. Aber, erst in den späteren Entwicklungen S. 102 u. ff., wo er damit beginnt, daß die *Wissenschaft* vom Menschen ausgehe, sofern sie menschlich sey und sich selbst erzeuge und entwickle, bedingt durch die *Aesthetik*, und daß dieselbe sich nach der doppelten Beschaffenheit des Menschen in die zwey Reiche theile, die *Sophia* und die *Mathesis*, wird das Wesen des Geistes und der Seele weiter erörtert. I. „Der Geist — sagt der Vf. S. 113, — weiß, der Außenwelt entgegengestellt, zuerst sein Selbst; und darin liegt die Wahrheitnehmung, d. h. die Wirklichkeit in und durch die Nothwendigkeit und umgekehrt.“ — Was er aber hierunter versteht, ist nicht leicht zu sagen. — Eben so, wenn er fortfährt: Das *Selbst* sey also das Fühlen, Willen von der Wirklichkeit eines Nichtweltlichen in der Welt, es sey das reine Ich. Unter den Einzelgefühlen — warum nicht Geisteskräften? — sey zuerst die *Vernunft* zu nennen; darin sey die Persönlichkeit, und in dem Bewusstseyn dieser der Rechtsanspruch begründet. Dann heißt es S. 117: Neben Vernunft stellen wir das *Gemüth* im Geiste; jener fehlt die Ewigkeitsvermuthung, in welcher Hinsicht S. 119 der Schluß gezogen wird, daß im Gemüthe der Unsterblichkeitsglaube begründet sey. Nachdem der Vf. dann auch einige Bestimmungen über das Gedächtniß und die Erinnerungskraft gegeben hat, wovon jenes nur eine Einzelentwicklung der Seele seyn soll, sagt er S. 124 recht schön: „Man gehe einmal in der gestirnten Nacht unter den stillen Himmel, und schaue recht lange und mit Glauben an die Ewigkeit in seinen weiten Schoos (besser Raum), kehre plötzlich den Geistesblick in den inneren Himmel, und versuche, ob man die Ewigkeit des Geistes nicht glauben kann.“ II. Ueber die *Seele* stellt der Vf., indem er das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt berücksichtigt — gleichfalls eine eigene Theorie auf. Dieselbe sey nach seiner Ansicht die sinnliche Substanz, die Leidenlichkeit, Empfänglichkeit des Menschen, in der zwey Grundempfangnisvermögen enthalten, das Begreifende, der *Verstand*, und das Fühlende, das *Gefühl*. Sie sey Erregbarkeit für die *Außenwelt* als Ausdehnung, wie der Geist Erkenntniß besitze für deren Schönheit.

S. 130 wird dann das Verhältniß des Geistes zu *Gott* und zur Seele noch näher bestimmt, und unter andern behauptet, es liege im Geiste eine schöpferische Kraft der *Ideale*, d. h. er nehme wahr das Ideelle an der Außenwelt. Angeborne, d. h. vollkommene *Ideen* aber habe der Mensch nicht. Dergleichen stehen nur *Gott* zu. Darum seyen unsere Ideen nur Ideale. Schließlich kommt der Vf. S. 134 auf die Triebe und Leidenschaften und auf die Gefinnungen gegen *Gott*, wo er gleichfalls eine neue Ansicht darstellt.

Was nun diese ganze Theorie vom Geist und der Seele des Menschen betrifft, so ist dieselbe zwar der bisherigen Psychologie in sofern nicht gemäß, als diese bekanntlich das Wesen der Seele in einem weit größern Umfange versteht, nämlich als den Inbegriff aller Kräfte und Anlagen des Menschen, die nicht zum Körper gehören: indessen dient dieselbe sehr passend, um das, was den Menschen vor dem Thiere auszeichnet, besser hervorzuheben, ist allein einer trichotomischen Eintheilung des Menschenwesens entsprechend, und wird auch durch einige Stellen des Neuen Testaments, wo ψυχή und πνεῦμα, freylich mit Hinsicht auf das πνεῦμα τοῦ θεοῦ, unterschieden wird; unterstützt. Doch sollte stets das Wort „Seele“, nach Rec. Dafürhalten, mehr mit Gemüth gleichbedeutend, d. h. so verstanden werden, daß es den Willen und das Empfindungsvermögen in sich begreift; unter Gemüth aber mit dem Vf. bloß das Vermögen des Unsterblichkeitsglaubens zu verstehen, ist dem Sprachgebrauche völlig zuwider. Dieses Vermögen gehört vielmehr der Vernunft, als dem Vermögen der Ideen oder des Idealen, an, sowie der höhere Verstand und die Urtheilskraft ebenfalls dem menschlichen Geiste beyzuzählen sind. Immer aber wird es mehr auf Beachtung des inneren *Lebens* des Menschen, als auf wissenschaftliche Bestimmung der verschiedenen Zweige des niemals ganz erkennbaren inwendigen Menschenwesens, ankommen.

Im zweyten Haupttheil des ganzen Werks beginnt sodann der Vf. S. 31 und S. 139 (der weiteren Entwicklungen) seine Ansichten über *Religion*, *Religiosität*, *Kosmotheismus* u. s. w. vorzutragen. Hier eifert er besonders gegen die Lehre von der Entstellung des göttlichen Ebenbildes durch den Sündenfall der ersten Menschen, und behauptet unter andern, daß die an einer solchen Lehre Hangenden von der Rechtmäßigkeit irgend einer ihrer Erkenntnisse oder Handlungen nicht reden, oder wohl gar auf eine Geistesstauung Anspruch machen könnten u. s. w. In der wahren Menschenehre liege mit seiner ewigen Wahrheit und ewigen Bedeutung das Wort: μετανοείτε, ἤγγικε γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν. Im Menschen liege das Himmelreich, ein ewiger unerschöpflicher Schatz u. s. w. Allein, abgesehen von der dogmatischen Begründung jener Lehre selbst, so sind die angeführten Worte des Neuen Testaments offenbar anders zu verstehen, als sie hier der Vf. versteht. Es giebt zwar ein inneres Himmelreich des Menschen; aber dieses, sowie das Theilhaben an dem christlichen Himmelreiche überhaupt, setzt nach Evang. Johannis Cap. 3. V. 5 eine völlige Sinnesänderung, eine Wiedergeburt aus dem Wasser und aus dem Geiste vor-

aus. Ist aber diese erfolgt, so gelangt der Mensch wieder zur Erkenntniß der Wahrheit und Uebung des Guten. Wenn ferner der Vf. S. 38 äußert: „Wie kann der Mensch das höchste Selbst *erkennen*, ohne selbst es schon geworden zu seyn? Τὰ τοῦ θεοῦ οὐδεὶς οἶδεν, εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ“: so zeugt diese Stelle gerade gegen seine Ansicht, indem sie beweist, daß ohne göttliche Offenbarung und ohne Stimmung des Geistes und Herzens zum Glauben an diese Offenbarung eine Erkenntniß des göttlichen Wesens nicht möglich ist. Das Folgende, namentlich, was S. 41 u. ff. über die zwey Verhältnisse der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit gesagt ist, enthält allerdings viel Wahres, wenn gleich auch Ungeziemendes, wie S. 48 eine *argumentatio ab absurdo*. Aber das S. 51 daraus gezogene Resultat: „Religion ist das durch den Glauben an die Zweckmäßigkeit (Zureichenheit, Göttlichkeit, Größe u. s. w.) unserer Natur gewirkte Leben. Wir nennen sie das Menschengefühl. Denn hiedurch allein glaubt und verehrt der natürliche Mensch *Gott*, ζωὴ αἰώνιος,“ ist nicht begründet. Vielmehr ist unter *Religion*, — im subjectiven Sinne — wenn die Bestimmung sowohl der heiligen Schrift, als der Vernunft gemäß seyn soll — das Bewußtseyn des Menschen von Gottes Wesen, Wirken und Willen, in vorzüglicher Hinsicht auf den Menschen, zu verstehen; und dieses ist nicht sowohl Menschengefühl, als vielmehr *Gottesbewußtseyn* (Röm. I, 19, 20) zu nennen. So ist denn das ganze System des Vfs. — nämlich das des *Humanismus*, als solches einseitig und mangelhaft, und kann leicht den Stolz auf Menschenweisheit und Tugend befördern, da doch Demuth vor *Gott* und den Menschen die erste Gefinnung des besseren Menschen ist. — Indessen enthalten seine ferneren Bemerkungen über das Gesagte, über *Freyheit* und *Gott*, manches Gute und Wohlbegründete, und söhnen den theologischen Leser wieder mit ihm aus. So S. 61: „Aber dieser *Gottesglaube* (des Geistes) ist dem Menschen ein unabweisbares Bedürfnis: der Mensch muß *Gott* glauben, weil *Gott* es will. Υἱὸς πατρός.“ Weiterhin fällt der Vf. zwar wieder etwas aus der Klarheit heraus, indem er sagt: „Diese ewige ... Harmonie des Menschen giebt dem Menschen, was des Menschen ist und seyn soll, *Zufriedenheit*, und *Gott*, was Gottes ist, *Vollkommenheit*, und einigt beides in der Wechselbedingung der Menschenanerkennung und des Menschendankes gegen *Gott*, χάρις ἀντὶ χάριτος, in der *Religion*, und das ist *Christus*.“ In der Vorrede hat er inzwischen seine Behauptungen von *Christus* in einer eigenen Schrift, welche er jetzt bearbeitet, zu rechtfertigen versprochen, was man daher billig erwarten darf. Mit Recht bezeugt auch er (S. 71), daß *Gott* und Mensch stets wesentlich verschieden sind φῶς οὐκ ἔστιν ἀπόσπαστον; und hierin liege, — was man wieder nicht recht einseht — die ungeheure Bedeutung des kirchlichen Systems von der Dreyeinigkeit. „Ist aber *Gott* das Selbst mit der ewigen Urkraft — heißt es dann weiter — so ist absolut Nichts aufser ihm, was durch seine Kraft nicht vollkommen und in Ewigkeit getragen würde. Κεῖνος αἰώνιος.“ Dann aber kommt der Vf. wieder auf jene Definition der Religion des

natürlichen Menschen und endlich auf das Verhältniß zwischen Gottglauben und Menschenliebe — und schließt damit: „Der Herzensgott ist ewig kein lebendiger Gott. So wollte es *Christus*, d. h. er war der Mensch, d. h. der Sohn Gottes, ἡ ἡκουσα παρὰ πατρὸς, ταῦτα λέγω εἰς τὸν κόσμον.“

Im 3ten Haupttheil der ersten Abhandlung wird vom Vf. noch über *Offenbarung* und *Offenbarungsschrift* gesprochen, mit Hinsicht auf die Kirche und gegen die speculativen Dogmatiker, die etwas natürlich darstellen wollen, was in diese Sphäre nicht gehören könne. — Hier kommen gleich anfangs Aeußerungen vor, wie folgende: „Wer Christum nicht liebt, kennt ihn nicht; und Christum nennt für wahr Jeder seinen Herrn im heiligen Geiste.“ *Engel* sollen aber des Vfs. Neumenchen seyn (?). In Bezug 1) auf die *Offenbarung selbst* erfordert er, daß dieselbe durch sich selbst für das Subject gewis seyn müsse. *Neue Offenbarung* aber sey einzig die von Gott, gleichviel auf welche Weise, gewirkte Erhöhung des Menschen nach seinem Wesen, eine Vervollkommnung der menschlichen Natur — worauf aber S. 85 wieder einige übereilte Aeußerungen folgen. In Bezug 2) auf die *Offenbarungsschrift* fodert der Vf., wie andere Dogmatiker, a) Verständlichkeit, b) Kürze u. s. w., und glaubt, daß diese Affectionen die Bibel im höchsten Grade besitze. Der Bibel- und Kirchen-Geist der protestantischen Kirche sey aber auf Gottes Menschengeist gegründet. Dieser werde wohl bleiben bis ans Ende der Tage. Zum Schluss noch mehrere Stellen des Neuen Testaments und ganz zuletzt: „Εἰς Θεὸς, εἰς καὶ μετῆς etc.“ Also im Ganzen hier alles — wenn gleich in ein philosophisches Gewand gekleidet, — biblisch, und dem kirchlichen Glaubenssysteme nicht zu widerlaufend.

In den *Entwickelungen* handelt der Vf von S. 138 bis Ende bestimmter 1) über *Religiosität*, Kosmotheismus u. s. w., welche erste er aber wieder nicht richtig und zu abstract definiert. Alle *Religionstheorien* lassen sich aber in 3 Hauptclassen vereinigen a) *Kosmotheismus*, b) *Anthropotheismus*, wohin der Vf. offenbar irrig neben der ästhetisch griechischen Religion auch den jüdischen Jehovahtheismus im Allgemeinen rechnet, da doch dieser als wahre monotheistische Religion mehr zu der 3ten Theorie, nämlich c) dem *Pneumatheismus* gehört, welcher insbesondere die prophetische und die christliche Religion in sich begreift. 2) Ueber *Gottglauben*, wo zu Anfange, wie an anderen Stellen, sehr kräftig gegen den Pantheismus gesprochen wird, S. 157 aber wieder etwas unverständliche Aeußerungen vorkommen. S. 163 heist es in gleicher Hinsicht gegen den speculativen Aber- und Unglauben: „Warum soll durch den Menschen alles vereinerleyet werden, da es Gott ewig und für Ewigkeiten geschieden hat“ u. s. w. So auch S. 171 eine schöne Stelle, daß der Mensch auf Erden im Glauben verklärt werde u. s. w. „Und nun — fährt der Vf. fort — fragst Du noch, was *Erlösung* sey, und ob sie *Christus* gebracht und den Menschen verheissen habe. Das wird Dir der heilige Geist sagen, der aber nicht Menschenworte redet“ u. s. w. Endlich

wendet er sich zu der protestantischen Kirche, indem er bezeugt, daß dieselbe ihre heiligen Rechte nicht nur gegen ihre Erbfeindin Mutter, sondern eben so sehr gegen die inneren Verunstaltungen zu behaupten habe. Mit Recht sagt er: „Der Glaube an die freye Gnade Gottes in Christo ist der ewige, welcher allein die Menschen retten und vor Unwahrheit im Denken und Handeln schützen kann.“ So auch habe unsere Kirche den Glauben an den *heiligen Geist* bewahrt, dessen Manche unwürdig wären. Alle aber, die es redlich meinen, mahnet er schließlich zur Besonnenheit; dieses ist, wenn er auch selbst etwas zu sehr eifert, ein sehr beachtungswerthes Wort zu seiner Zeit.

Demnach enthält das vorliegende Werk, dessen Verhältniß zu den neuesten Systemen der Philosophie hier nicht näher geprüft werden konnte, aller bemerkten Mängel ungeachtet, manches Schätzbare, und ist als ein nicht zu verachtender Beytrag sowohl zur Förderung der Theologie, als der Philosophie anzusehen, welcher durch die Anführung der Worte des Neuen Testaments nicht wenig an Nutzbarkeit gewonnen hat, und in einer zu hoffenden folgenden Auflage durch ein besseres System und weitere Erörterung der Lehre von der Welt (Natur) noch mehr gewinnen dürfte.

H. F. B.

P Ä D A G Ö G I K.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementar-Pädagogik*, herausgegeben von Ad. Ant. Rob. Gutbier, Dr. der Philos. und erstem Lehrer an der Friedrich-August-Schule zu Dresden. 1 Band. Auch unter dem Titel: *Nouveau Systeme de Lecture comparative française-allemande; ou: Vergleichendes französisch-deutsches Lese- und Sprech-Buch* (mit der Vorrede oder Einleitung). 152 S. Der zweyte Band, auch unter dem Titel: *Vergleichende französisch-deutsche Lesemethode nach Krug'scher und Stephani'scher Lehrart*. VIII und 96 S. nebst mehreren Tabellen oder Lesetafeln. 1830. gr. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Dieses didaktisch pädagogische Werk hat, wie theils schon aus dem Titel und der Vorrede, theils aus dem Inhalte selbst hervorgeht, einen zwiefachen besonderen Zweck, wodurch es sich von den meisten anderen Lehrbüchern zum Elementarunterricht unterscheidet: 1) zu zeigen, wie Kinder zur fast gleichzeitigen Erlernung der deutschen und der französischen Sprache zu bilden seyen, und 2) bey dem Lesenlehren die Lautirmethode, verbunden mit der Buchstabirmethode, jedoch mit eigenthümlicher Benennung der Buchstaben, anzuwenden. Warum aber der Vf. das Ganze — mit dem Inhalte nicht ganz übereinstimmend — „*Bibliothek der Elementar-Pädagogik*“ genannt hat, davon giebt er S. 23 der Vorrede zum ersten Bande den Grund an, daß er mehrere Schulbücher zu liefern gedenke, durch welche der Elementarunterricht möglichst zu einem organischen Ganzen erhoben würde, während bisher sowohl Eltern, als Schulvorsteher und

Schulvorsteherinnen in Absicht der Wahl der Lehr- und Lese-Bücher, und in wiefern die Unterrichtszweige in einander greifen oder auf einander folgen müssen, sich oft nicht zu rathen, noch zu helfen wußten.

In dem *ersten Bande* wird nun zuerst vom Zeichen- und Sylben-Lesen, dann im 2 Abschnitte vom Lesen ungetheilter Wörter und Sätze, und im 3 Abschnitte vom Lesen zusammenhängender Sätze gehandelt. Um aber jenen ersten besonderen Zweck zu erreichen, glaubte der Vf. mit einem parallelisirenden Leseunterrichte beginnen zu müssen, wozu man ein zweckmäßiges, mit einem guten deutschen Lesebuche in Parallele stehendes französisches bedürfe. Dieses wird hier geliefert, statt eines neuen deutschen Lesebuchs aber „der kleine *LeseSchüler*, oder das *hochdeutsche Syllabir- und Lese-Buch* von *Krug*.“ Director der Friedrich-August-Schule zu Dresden, daneben zu gebrauchen empfohlen, in welcher Hinsicht bey jeder Uebung angegeben wird, wo im LeseSchüler die Parallele fürs Deutsche sich findet. Nur in Absicht der Ordnung der Leseübungen weicht der Vf. von Letztem ab. — So viel Fleiß und Scharffinn der Vf. schon in der ersten Abtheilung im Einzelnen bewiesen hat, so waren doch einzelne Mängel in Bestimmung der französischen Buchstaben und Sylben (jene unter der Rubrik: *signes pour les voyelles, pour les consonnes etc.*) nicht ganz zu vermeiden. Indessen dürften solche in der Hand eines geschickten Lehrers nur von geringem Nachtheile seyn, sowie auch das von dem Vf. in Hinsicht auf das Deutsche zum Grunde gelegte Buch: *Der kleine LeseSchüler* u. s. w. von *Krug*, nach der *Recens.* in diesen Blättern von 1823. No. 119, für ein sehr zweckmäßiges Schulbuch zu halten ist.

In der *2 Abtheilung*, welche das Lesen ganzer Wörter und Sätze betrifft, kommt dann auch ein Verzeichniß von französischen Wörtern vor, welche auswendig gelernt werden müssen, um desto eher richtig sprechen und schreiben zu lernen, nach den verschiedenen Arten der Töne, wie Verschlüsse, Nasentonlaute, Mündungstonlaute u. s. w., geordnet.

In der *3ten Abtheilung*, oder den französischen und deutschen Gesprächen, sollte der Lehrer das Wichtigste aus der Physik, Geographie, Botanik, Naturgeschichte u. s. w. als Lesestoff zu Denk- und Sprachübungen vorfinden. Allein, so viel Gutes auch für den ersten Anfänger darin enthalten seyn mag, so scheinen dieselben doch für den weiter fortgeschrittenen Schüler nicht reichhaltig genug zu seyn, wiewohl für den Religionsunterricht durch die in einem Anhange zusammengestellten sechs- bis siebenzig theils größeren, theils kleineren biblischen Stellen, in deut-

licher sowohl als französischer Sprache, sehr befriedigend geforgt worden ist. (Auch sind *Krugs* Denküebungen, vor wenigen Jahren erschienen und gleichfalls in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1827. No. 16) beurtheilt, daneben zu benutzen.)

In der *Einleitung zum zweyten Bande*, oder der *vergleichenden französisch-deutschen Lesemethode* (welche der Lehrer schon bey dem Gebrauche der zwey ersten Abtheilungen des ersten Bandes mit zu benutzen hat), geht der Vf. von dem *allgemeinen Zweck der Erziehung* aus, welcher nach *Denzel* darin bestehen soll: „Durch Anwendung der naturgemäsesten Mittel alle Anlagen und Kräfte des Kindes in ihrer harmonischen Entfaltung so zu leiten, daß daraus die möglichst vollendete Blüthe der Humanität hervorgehe,“ oder — wie *Krug* richtiger sagt — „die allseitige Weckung und Stärkung der im Kinde sich regenden Menschenkraft (und Anlagen) zu einer vernünftigen, d. i. zweck- und regelmässigen Thätigkeit.“ Er beschreibt und prüft hierauf die drey vornehmsten *Leselehrarten*, nämlich 1) die Buchstabirmethode, welche er in dem Gange, wie sie gewöhnlich betrieben wird, für ganz naturwidrig erklärt; 2) die Syllabirmethode, welche er gleichfalls verwirft, und 3) die Lautirmethode, welche, besonders von *D. Stephani* empfohlen, in der neuesten Zeit an vielen Orten Eingang gefunden hat. — Auch der Vf. versichert, dieselbe geraume Zeit lang angewandt zu haben, aber sodann durch Erfahrung überzeugt worden zu seyn, daß die *Krug'sche* Leselehrart (s. dessen in der Vorrede angeführte Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht sprechen, lesen und schreiben zu lehren, Leipzig 1808) im Allgemeinen den Vorzug verdiene, weil die danach unterrichteten Kinder an ihrer ganzen geistigen Bildung mehr gewonnen hätten, als die bloß nach der *Stephanischen* Methode unterrichteten. — Nachdem der Vf. sodann auch die von dem Pädagogen *Balbier* (Director zu Kaiserslautern) empfohlne Methode beschrieben und geprüft hat, kommt er §. 6 auf die *Krug'sche* Lehrart selbst, und zeigt, wie in dieser sowohl das Buchstabiren, als auch das Lautiren oder Elementiren, jenes jedoch auf eine eigene Weise, angewandt werde, indem er bemerkt, daß letztes sich zunächst auf die vernehmbare Aufeinanderfolge der Buchstaben beym *Sprechen*, dieses sich auf die räumliche Aufeinanderfolge beym *Schreiben* bezieht. Zuletzt schildert der Vf. den Gang dieser Methode noch weiter, sowohl in der Bildung der Vocale, als Consonanten, und bemerkt, wie dadurch die Aufmerksamkeit der Kinder bey jedem Worte fixirt und ihr Sprachwerkzeug, auch für andere Sprachen, möglichst beweglich werde.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementar-Pädagogik*, herausgegeben von Ad. Ant. Rob. Gutbier u. s. w. 1fter u. 2ter Band.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf geht der Vf. zu den *Vorübungen* über, welche der wirkliche Unterricht im Lesen voraussetzt. Diese sollen zur Erweckung der Aufmerksamkeit auf das Thun und Reden des Lehrers, im richtigen Zusammenprechen, sowie zur Bekanntmachung der Sprachwerkzeuge, dienen. Es gehört dahin zuerst, daß die Kinder auf das Wort des Lehrers: „Rechte Hand in die Höhe!“ und einen nachherigen Wink desselben die rechte Hand in die Höhe halten u. s. w. Es sollen ferner die Schüler mit der Unterlippe, der Mundhöhle, den Ober- und Unterzähnen, der Zunge u. s. w. bekannt gemacht werden. Rec. hegt nur die Besorgniß, daß schon durch diese vorläufigen Uebungen die kindliche Einfalt und Freyheit im Gebrauch der Glieder zu sehr gestört, und so der allseitigen Ausbildung des zarten Menschenwesens mehr geschadet, als genützt wird.

Im *ersten Haupttheile* und zwar im *1sten Abschnitt* wird nun in mehreren Uebungen *von der Bildung der Mundstellungen des Kehl- und Ton-Hauches und der Grund-, Neben- und zusammengezogenen Töne nach Länge und Kürze* gehandelt. Auch hier kommen gar mannichfaltige Commando's, z. B.: Mund weit! Festgehalten! u. s. w. vor, so daß man sich bey Lesung dieser Anweisung für den Lehrer in eine *Bell- oder Lancastersche* Schule versetzt zu seyn glaubt. Es gilt gegen alle diese Uebungen dieselbe Erinnerung, welche vorhin gegen die Vorübungen gemacht wurde. Schwerlich kann man solches für eine möglichst naturgemäße Anregung der Kräfte des Kindes halten, wenn auch allerdings das Lesenlernen dadurch befördert werden sollte. — Im *2ten Abschnitt* handelt der Vf. *von der Articulationsbildung oder Bildung der Conjonanten*, welche er sämmtlich in vier Gattungen eintheilt: 1) Verschlüsse, 2) reine Laute, 3) Tonlaute und 4) Hauche, und zu deren Erlernung er fernere fünf Uebungen

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

gen mit mehreren dem Buche beygefüigten, gleichfalls zu künstlichen Lesetafeln bestimmt hat. Eine nähere Prüfung kann Rec. hier nicht unternehmen. — Mit Recht nimmt der Vf. hierauf, zu Anfange des 3 *Abschnitts*, welcher den *Lesunterricht* betrifft, mit allen tüchtigen Schulmännern an, daß man zuerst ein mechanisch richtiges Lesen ins Auge fassen muß, ehe an ein logisch ästhetisches Lesen gedacht werden kann, giebt sodann eine eigene Anleitung zur Buchstabenkenntniß, sowohl der Vocale als der Consonanten, und bestimmt zum Lesen selbst vier Uebungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die französische Aussprache und eingewebten sehr guten praktischen Bemerkungen, wobey er auch an mehreren Stellen auf *Krugs* Leseschüler zurückkommt.

Der *2te Theil* oder die *vergleichende Lesemethode nach Stephanischen Grundätzen* zerfällt gleichfalls in mehrere Uebungen, hier Lesestufen genannt, namentlich das Buchstabenlesen, selbstthätiges Lesen einfacher Sylben, Lesen der Töne (Vocale), Sylbenlesen, Lesen getrennter Wörter u. s. w., wo der Vf. gleichfalls große Gewandtheit in der Methode zeigt, wenn er auch nicht alles so genau zu bestimmen für nöthig hielt. — Den Beschluß des Ganzen macht ein *Anhang*, enthaltend eine kurze, zweck- und naturgemäße Anweisung, Kinder im Sprechen der französischen oder deutschen Sprache zu unterrichten, ohne vorhergegangenen grammatikalischen Unterricht.

So enthält allerdings dieses, hauptsächlich zum Gebrauch der Lehrer geeignete Schulbuch manches Eigenthümliche, Nutzbare und Zweckmäßige; und wenn gleich die zu künstliche Lesemethode Manches gegen sich hat, so kann doch durch dieselbe das Lesenlernen und selbst die Rechtschreibung sowohl des Französischen, als Deutschen, dessen richtige Stellung oder Aufeinanderfolge im Jugendunterrichte, um die Kinder zu tüchtigen Mitgliedern des Staats und der Kirche vorzubilden, der Vf. wohl berücksichtigt hat, sehr befördert, und auch zur leichteren Erlernung anderer Elementarkenntnisse der Weg gebahnt werden.

Mit Verlangen sieht Rec. dem Erscheinen der angekündigten ferneren Bände dieser kleinen Bibliothek

A a

der Elementarpädagogik entgegen, welche eine bildliche Darstellung der wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und Kunst, die Zahlenlehre nach *Pestalozzischen* Grundsätzen, Linearübungen u. dgl. mehr enthalten sollen.

K. F. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ULM, b. Wohlers: *Die Uebersiedlungs- und Gewerbe-Freyheit zunächst in Württemberg*, von *Christoph Leonhard Wolbach*, Oberbürgermeister in Ulm. 1831. VIII u. 86 S. 8.

Diese, in einem weise geordneten Staat sehr wichtige Lehre, damit keine *adscriptio glebae* an die Geburtsgemeinde die ärmeren Mitbürger drücken kann, wird in dieser Schrift geistvoll, menschenfreundlich und mit vieler Sachkenntnis behandelt. Solche Werke sollten großen Bibliotheken niemals fehlen, und doch besitzen diese sie fast nie. Ehre dem Stadthaupt, welches so nützliche Grundsätze ins Leben einzuführen versteht! Jedes Land, das viele solche Oberbürgermeister und Minister besitzt, mag sich glücklich schätzen. In der jüngsten Württemberg Verfassung vom 25 Sept. 1819 hing die Aufnahme oder Nichtaufnahme so gut wie ganz von dem Willen und dem Herkommen jeder Gemeinde ab. Das Gesetz über das Gemeinde-, Bürger- und Beytitz-Recht vom 15 Apr. 1828 bestätigte dies §. 15, und behielt auch den Bürgerausschüssen und den Gutsherren die Vernehmung darüber vor. Die Aufnahme kann verweigert werden wegen schlechten Prädicats (Art. 19) des Bewerbers um Aufnahme, und wenn der Suchende in den größeren Gemeinden nicht 800, in kleineren 600 bis 400 Gulden Vermögen besitzt. Diese Summen müssen wenigstens alle Verlobte, die in eine Gemeinde einziehen, zusammen besitzen, und für jedes Kind steigt die Vermögensdocumentirung um 10 Procent. Durch eine Verordnung vom 22 Apr. 1828 wurden 13 Gewerbe zunftfrey, und blieben 44 andere zunftig. Die Zunftfreyen brauchen nicht Meister zu werden. Wer ein Württembergisches Heimathrecht hat, kann in jeder Gemeinde sein Gewerbe treiben, ohne das Bürger- oder Beytitz-Recht erlangen zu müssen. Der Meister wurde nicht beschränkt in der Zahl seiner Lehrlingen und in den Bestimmungen der Lehrzeit. Allen Frauenspersonen wurde die Verfertigung weiblicher Kleidungsstücke vorbehalten. Nur ein Theil von Neuwürttemberg hat geschlossene Landstellen, der übrige Theil läßt jede Theilung des Bodens zu, woselbst daher der Wein- und Kartoffel-Bau sehr allgemein ist. Hier ist der Landbau nicht so vollkommen, als da, wo es geschlossene Landstellen gibt. Der Landmann in den Gegenden, wo die Theilung der Grundstücke bis ins Unendliche erlaubt ist, ist häufig arm, weil es ihm an Capital fehlt, den Boden, sein Vieh und das Ackergeschirr zu verbessern, und muß auswandern. Dagegen hat es keinen Zweifel, daß man nicht ver-

hindern darf, daß zu große Landstellen besonders mit entfernten Ländereyen der Zerstückung fähig seyn müssen. — Das alte Württembergische Recht, welches nur eine gewisse Anzahl Gewerbetreiber in einer Gemeinde zuließ, war im Ganzen gerechter als das neue Recht, welches die Zahl der Treiber eines gegebenen Fachs, mit Ausnahme der Apotheker, Gastwirth und Krämer, nicht beschränkt; wodurch aber in manchen Gewerben Armuth entsteht, weil zu viele solche treiben.

Im Allgemeinen sieht man jetzt in Württemberg Städte und Land verarmen, nicht durch Luxus der unteren Stände, sondern weil der Wochen- und Monatslohn der Tagelöhner abnahm. Doch ist es eine unleugbare Folge der Civilisation, daß, je höher die unteren Stände an Geistes- und Gemüths-Bildung steigen, auch eine Neigung für Bedürfnisse entsteht, die zwar edler, aber allenfalls materiell entbehrlich sind. Der rohe Mensch verwendet das Meiste, was er erwirbt, auf Speisen und Getränke, der mehr Gebildete auf eine heitere Wohnung, reinliche Kleidung u. s. w. Die Waare muß nur wohlfeil werden, weil solche viele kaufen. Durch die zu große Vermehrung der örtlichen Gewerbe wird nicht immer eine größere Wohlfeilheit der Waare erreicht. Die besseren Arbeiter wenden sich stets dahin, wo sie hohen Lohn erlangen können; und da die wohlhabenderen ihre Stoffe zur rechten Zeit wohlfeiler einkaufen und bessere Werkzeuge anwenden, so ziehen sie die meisten Kunden an sich. Die örtlichen bürgerlichen Gewerbe sind in Württemberg am meisten überfetzt, und eine große Uebersiedlungsfreyheit treibt immer mehr Personen zu diesen Gewerben. Wer sein Gewerbe verliert, oder mit kleinerem Verdienst betreiben muß, der wird fast überall am Ende ein Bettler. Daher erregte in den größeren Städten die Uebersiedlungsfreyheit mehr Unmuth als etwa erhöhte Steuern. Denn selten zieht der Gewerbsmann in kleinere Gemeinden, sondern fast immer in größere.

Der Staat schützt mit Recht das geringste Eigenthum des Bürgers, aber er thut Unrecht, wenn er das Gewerbsrecht ganzer Innungen und volkreicher Städte durch übertriebene Gewerbsfreyheit der Zerstückung Preis giebt. Sehr vorsichtig sollte man die alten Verwaltengesetze unerschüttert lassen, bis man durchaus überzeugt ist, daß sie dem Gemeinwohl schaden. Die Wohlhabenheit mancher Gemeinden stützt sich besonders darauf, daß man nicht zu viele Personen in jeder Gemeinde das nämliche Gewerbe treiben läßt.

Ein Anderes ist es mit Gewerben, welche für das Ausland hauptsächlich arbeiten, aber auch dort findet jetzt häufig Uebersetztheit Statt, weil man sich mit Hülfe der Maschinen in der Wohlfeilheit überbietet. Dadurch geht in den kleineren deutschen Staaten fast jede größere Fabricatur unter. Sehr vortheilhaft, ja nöthig ist diesen Fabriken, um zu gedeihen, die Handelsfreyheit im ganzen inneren Deutschland. — Rec.

glaubt indess, daß viele deutsche Regierungen die Hauptquelle des Landesreichthums, einen geschickt betriebenen und durch weise Gesetze geleiteten Landbau, noch lange nicht genug berücksichtigen. Nicht im Zweykammernsystem, nicht in der Trennung der Justiz und Verwaltung, nicht in den Handels- und Industrie-Gesetzen liegt so viel Bedürfnis, als in einer aufs Höchste getriebenen Landwirthschaft, die alle Naturhindernisse möglichst besiegt, und den Boden immer ertragreicher macht. Das ist die Hauptkunst der Belgier, und darum glaubt auch Rec., daß sie getrennt von Holland und in einem Staate für sich besser als unter ihrem früheren Landesherrn sich befinden werden, wenn die neue belgische Regierung vor allem streben wird, sich darin als Muster zu zeigen. In der schlechten und verkehrten Bodenbenutzung, entfernt von den Wohnungen der Bebauung, und in der Thorheit, daß der Besitzer kleiner Oberflächen eine ähnliche Bodenbenutzung und Rotation als der größere Besitzer anwendet, liegt viele Ursache der Armuth auf dem Lande und indirect in den Städten. Nichts ist überall und auch in Würtemberg nöthiger als Musterwirthschaften, die in jeder gegebenen Oertlichkeit mit Fleiß, Verstand und Ausdauer jede Oertlichkeit weise zum Unterhalt und zum Produciren zum Verkauf zu benutzen wissen. Das Schickal der Fabrikarbeiter ist wegen der großen Maschinenhülfe und der Vermehrung der Fabricanten, die für das Ausland arbeiten, so abhängig vom Wohlstande und der Armuth der entferntesten Völker, daß die Sorge der Regierungen für die Erhaltung der hinlänglichen Nahrung der Menschen immer lauter wird, und möglichst wenig auf fernem Absatz berechnet werden muß. Wir haben weise die Slavery und Leibeigenschaft aufgehoben, aber eine neue Leibeigenschaft elender Menschen entsteht durch die Industrie der Fabricatur für das Ausland in fremden Stoffen und durch die mit gar keinem Lande und ohne Haltung einer Kuh organisirten Tagelöhnerwohnungen der größeren Landbesitzer. Viele bis dahin selbstständige Familien wurden durch die Maschinen von unabhängigen sehr abhängige Menschen. Der vielen so wünschenswürdige Wohlstand beschränkt sich auf wenige Sterbliche. Alles Schrankenlose in jedem Fache der Freyheit und Abhängigkeit führt zum Elend. Eine große neue Völkerwanderung steht uns bevor, damit civilisirte Menschen da Brod finden, wo es an Menschen, aber nicht an Land fehlt. Da jedoch bisher nur Besitzer einigen Vermögens und keine ganz Armen auswandern, so vermehren die Auswanderungen die allgemeine Volksnoth und das Umlaufcapital.

Manche Gemeinden Würtembergs haben vieles Gemeindevermögen; an diesem gebührt dem Staate keine Disposition, und desswegen muß kein Staat den Gemeinden Ueberflüß aufdringen. — Ein Staat, der sehr viele selbstständige und mittelmä-

ßig Wohlhabende Bürger zählt, ist frey, ruhig-glücklich und stark. Derjenige, der wenige Reiche und viele Bettler hat, wie Irland mit seinen 8,200,000 Einwohnern, muß nothwendig eine große Revolution erwarten, wenn nicht künftig die Kunst entdeckt wird, weit größere Massen als bisher und weit wohlfeiler auf kanadischen Balkenschiffen nach anderen Welttheilen zu schaffen. Vielleicht gelangen diese großen Fahrzeuge *sicherer* nach Portsmouth, das bald einen tiefen Kanal nach der Themse erhält, als sie bisher durch den engen Kanal nach der Mündung der Themse gelangten.

X.

INNSBRUCK, b. Wagner: *Armenpflege der Provinzialhauptstadt Innsbruck*. 1831. 126 S. 8. (14 gr.)

Diese Schrift enthält die definitiven höchst lehrreichen Statuten der Innsbrucker Armenpflege. Im Mittelalter bewegte sich alles bürgerliche und städtische Leben in Corporationen und Bruderschaften. Zwey derselben in Innsbruck gaben ihre Fonds 1350 dem Stadtpital. Innsbruck, jetzt mit 12,000 Einwohnern, hatte, so lange es Residenz eines Hofes und des Adels aus dem Gebirge und endlich Sitz der Centralregierung eines beträchtlichen Staats und dabey klein und schwach bevölkert war, mit Hülfe der Klöster eine leichte Versorgung seiner Armen, zumal da man mit dem Bürger- und Beyßitz-Recht gegen die nicht in der Stadt Gebornen sehr sparsam war. Die alten Fürsten Tyrols gründeten für alte Bürger und Hofdiener manche Stiftung. Unter eine gemeinschaftliche Aufsicht kam alles Armenwesen der Stadt in Folge der Noth und Theuerung im J. 1772. Damals errichtete man einen eigenen Armenfonds aus freywilligen Beyträgen der Bürger. Im J. 1774 unterstützte das Allmosenamt 600 Arme. Im J. 1779 gründete Graf Bucquoy in Böhmen ein Armeninstitut, dessen Einführung in der ganzen Monarchie Kaiser Joseph II empfahl. Die Innsbrucker Einrichtung hatte aber schon so viel Aufsehen erregt, daß der edle Graf bereits vor des Kaisers Befehl davon Kenntniß genommen, und dasselbe mit örtlichen Abweichungen bereits in Böhmen eingeführt hatte. Der Vf. legt als ein Verehrer Tyrols auf zwey Dinge einen hohen Werth, erstens daß vom Tyroler Sonnenfels die erste amtliche Stimme zur Abschaffung der Tortur ausging, sowie zweytens aus Tyrols Hauptstadt die erste nach den geläuterten Begriffen der neueren Nationalökonomie gebildete Armenverforgungsanstalt. Die fortgehende Verbesserung der Armenverforgung und Verhütung des Armwerdens S. 9 u. f. w. ist sehr lehrreich. Im J. 1821 wurde alle Straßensbetteley abgeschafft. Man hörte auf, den Armen eine Spende des Müßiggangs zu reichen, und gab ihnen dafür Gelegenheit zur Arbeit. Im Dec. 1830 wurden alle Innsbrucker Wohlthätigkeitsanstalten mit Ausnahme des Spitals unter einer Commission vereinigt. Der Zweck der neuen Statuten ist, daß jeder wahrhafte Arme aus

dem Armenfonds theilhaftig, der noch theilweise Arbeitsfähige beschäftigt und die Strafsenbetteley mit dem arbeitslosen Herumlaufen abgeschafft wurde. Die vier Bezirkscommissionen suchen die einer Unterstützung bedürftigen Armen auf, erforschen ihre Verhältnisse, und treten mit solchen in unmittelbaren Verkehr. Die Bestimmung des Allmofens geht von der gesammten Armendirection aus. Die gemachte etwaige Auslage muß stets von der Armencommission genehmigt werden. Nützlich bewährte sich die Suppenanstalt, welche wohlfeil mit einfacher kräftiger Nahrung solche Arme versorgt, die fast sich lieber betrinken, als satt essen würden, oder wegen ihrer Beschäftigung sich nicht immer selbst mit warmer Speise versorgen können. Mehrere einzelne Kaufleute lassen Arme in ihren Fabriken gegen ein bedungenes Tagelohn arbeiten. — Die

unbestimmten Bezüge des Innsbrucker Armenwesens sind: Subscription der Einwohner, und Sammlung bey denen, welche nicht subscribirten, die Erträge der Theatervorstellungen, der Redoute und der Musikakademien, der Entschuldigungskarten zum neuen Jahre, der Opferstöcke und Klingelbeutel in den Kirchen, der Allmosenbüchsen in den Gasthäusern, die außerordentlichen Beyträge von Wohlthätern, die Abgabe bey freywilligen Versteigerungen, Geldstrafen, welche die Gesetze dem Armenfonds zusichern, Gebühren bey außerordentlichen öffentlichen Lustbarkeiten und Kunstvorstellungen. — Das vollständige tägliche Allmosen ist 12 Kreuzer R. W., also 2½ Kreuzer Conv. Geld für die Person.

R.

KURZE ANZEIGEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia dialogus ad T. Pomponium Atticum*. Zum Gebrauch für Schulen neu besorgt und mit deutschen Wort- und Sach-Erklärungen versehen, von H. Ludwig Billerbeck, Doctor der Philosophie. 1826. 8. (6 gr.)

Plan und Erklärungsweise ist dieselbe, wie bey der in Jen. A. L. Z. 1832. No. 120 von uns angezeigten Ausgabe des *Cato major*. Es bedarf daher nur einer kurzen Anzeige.

Cap. 1. p. 5 ist über *itaque* bemerkt, daß es bey Cicero vorangestellt werde, was bloß mit Einschränkung behauptet werden kann. S. *Webers* Uebungsschule für den lateinischen Stil S. 7. No. 54. Zumpt §. 67. S. 290. Dagegen wird recht gut die Bedeutung und der Ursprung der Präposition *coram* aus einander gesetzt. Cap. 1. p. 7. Weniger richtig ist die Behauptung, daß in diesem Zusammenhange *prae* eine Verächtlichkeit in sich schliesse, wozu Cic. *Orat.* II, 54, 217, und *Gernhard* citirt ist. Vergl. Zumpt S. 251 und 257. *Grotendorf* S. 174. Cap. 1. p. 8 ist der Ablativ *quo nemo fere senior* dürrig erklärt, und selbst eine unpassende Regel aus *Grotendorf* angeführt, nämlich §. 219, 1. (S. 335 muß S. 317 heißen, da im Gegentheil §. 270 Anmerkung 3 hieher passte.) *Bröder* Gr. §. 541. — Die Bemerkung Cap. 2 über *modo*, daß es wie *nuper* von einer kürzeren oder längeren Vergangenheit gebraucht werde, ist ganz richtig, wie auch *Gronov* und *Erneſti* schon gezeigt haben. Zur eigentlichen genauen Darstellung der Bedeutung hätte Cic. *Verr.* IV, 3 citirt werden können: *Nuper? imo modo etc.* P. 10 scheint das Pronomen *quodam* in der Stelle *sed uterque alio quodam modo* nicht ganz richtig aufgefaßt zu seyn. Vergl. *Görenz zu de fin. bonn. et mall. l. 1. c. 19. p. 87*; derselbe zu *Academ. c. 7. p. 35 etc.*, und zu vielen anderen Stellen. Außerdem Zumpt S. 487 und *Dölecke* S. 180 — 186. — Cap. 2. No. 6 zu Ende will Hr. B. die Worte *esse sapien-* *tem* tilgen, weil dieselben ekelhaft wiederholt, und mit *neminem* einen widrigen Gleichklang durch dieselben Sylben veranlaßten. Cap. 4. No. 15 sagt er, *Sallust* habe die Freundschaft eben so definiert, wie *Cicero*, indem er de

b. *Cat. c. 20* sagt: *idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est*, da doch *Sallust's* Erklärung auch auf Verschwörungen, Verrath angewendet werden kann, was bey *Cicero's* Defin. des Zusammenhanges wegen (vergl. c. 6) nicht möglich ist. — Cap. 5. No. 19. *Agamus igitur pingui Minerva, ut ajunt*. „Der in pinguis liegende Trope, heißt es, scheint vom ungeschickten, plumpen Auftragen der Farben entlehnt zu seyn.“ *Quod non*. Hr. B. hat gewiß nicht an den Ruf der Böttier gedacht, noch auch an die Sprichwörter *ingenium boeoticum, boeotica sus, crassum ingenium; crassa Minerva*; oder an *Aristophan. nub. v. 842* γῶραι δὲ σαυτῶν ἄς ἀμαθὴς εἰ καὶ παχύς. C. 6 *belluarum hoc quidem extremum est*. Hier entlehnt ein Zweifel, ob *extremum* heißen soll das Letzte oder das Höchste. *Büchling* stimmt bekanntlich für „das Höchste“, *extremum bonum*; sinnliche Vergnügen machen das höchste Gut der Thiere aus. Hr. B. aber meint, es müsse heißen das letzte, d. i. das letzt genannte. So auffallend auch an und für sich es ist, daß *hoc* gesetzt ist, und nicht *haec*, auf *voluptates* bezogen: so ist doch *Büchling's* Meinung wohl die richtige. *Hoc* nämlich würde entweder durch das darauf folgende *extremum* bestimmt; Sinn: den Thieren geht nichts über das sinnliche Vergnügen; oder der *Vf.* nahm aus *voluptates* das Verbum. Uebrigens über *hic, haec, hoc* f. Zumpt. S. 485. *Grotendorf* §. 137. — Cap. IX. No. 31 will Hr. B. in dem Satze: (*Ut enim benefici liberalesque sumus, non ut exigamus gratiam — neque enim beneficium sueneramur — sed quod natura propensi ad liberalitatem sumus*) *sed quod natura propensi* noch von *ut* abhängig machen, und übersetzt: sondern sowie wir u. f. w. In demselben Capitel No. 32 *ab iis, qui pecudum ritu etc.* ist *Wetzels* Lesart *ab his* auf eine wunderliche Weise vertheidigt. — Endlich sind auch bisweilen die Anmerkungen anderer Gelehrten benutzt, ohne sie zu nennen, wie Cap. 11 zu Anfange, was nicht ganz gebilligt werden kann.

Uebrigens wird der billige Preis, sowie der, wenige Druckfehler ausgenommen, gute Druck, dem Buche manichfachen Eingang verschaffen, was *Rec.* auch von Herzen wünscht.

D.....g.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

HALLE, b. Anton: *Die christliche Religion nach ihrer vereinten ursprünglichen und gegenwärtigen Gestalt*, dargestellt von Dr. Christian Friedrich Böhme, Consistorialrathe und Inspector zu Lukau bey Altenburg. Dritter Theil. Die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit. 1832. XVI und 240 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit, nach ihrer Vereinbarkeit mit der Religion Christi und seiner Apostel in ihrer Einheit u. s. w.*

Bekanntlich ist es das eigenthümliche Verdienst des scharfsinnigen Vfs., daß er das reine Christenthum, die Religion, wie sie in der Idee und Gesinnung Christi lebte, vollständig und wissenschaftlich scheidet von der judaisirenden Fassung derselben von Seiten der Apostel unseres Herrn, weshalb er auch die vorzüglich bey den Evangelisten zu findende Religion Jesu das *authentische* Christenthum, die Art hingegen, wie die Apostel dasselbe faßten, mit Nationalideen vermischten und darstellten, den *Apostolismus* nennt. Die drey Bücher des Vfs., nämlich: *die Religion Jesu Christi*, (A. L. Z. 1825. E. B. 62) *die Religion der Apostel*, und das gegenwärtige: *die Religion der christl. Kirche unserer Zeit*, machen ein zusammenhängendes Ganzes aus, ob sie gleich nicht ursprünglich aus der Idee eines Ganzen hervorgingen. Denn das erste Buch, die Religion Jesu, erschien zuerst im J. 1825, und führte seinen Gegensatz, die Religion der Apostel, herbey, 1829. Von beiden verschieden, wiewohl mit dem Apostolismus am übereinstimmendsten, ist die symbolische Kirchenlehre der verschiedenen Confessionen unserer Zeit; und da der Vf. gezeigt hatte, wie der Apostolismus mit dem reinen Christianismus sich vereinigen lasse, so mußte nun auch die Vereinbarkeit des Symbolismus mit der authentischen und apostolischen Religion in ihrer Einheit — nachgewiesen werden. So führte eine Idee die andere, und ein Buch das andere herbey, und die drey Darstellungen, die durch Eine Idee zusammengehalten werden, sind nicht in einem Momente empfangene und geborne Drillinge, sondern verhalten sich ihrer Entstehung nach wie Vater, Sohn und Enkel. Bey dieser Entstehungsweise waren Wiederholungen unvermeidlich, die deshalb dem Vf. auch nicht sehr zur Last zu legen sind. Die Tendenz dieses Werkes im Ganzen ist aber rein reformato-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

rifisch, theils um die Glaubensreinigung des 16 Jahrhunderts, die sich vorzüglich dem Apostolismus angeschlossen und den Augustinismus stehen liefs, zu vollenden, theils das Christenthum unserer Zeit, das weder rein christlich noch apostolisch ist, zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Es ist daher zu erwarten und zu wünschen, daß dieses Werk des Hn. Dr. Böhme tiefer in die theologische Denkart und Behandlung der Dogmatik eingreife, als es einem anderen, nicht minder verdienstlichen und an Forschungen reichhaltigen Werke gelungen zu seyn scheint, wir meinen die *christliche Philosophie*, oder: Philosophie, Geschichte und Bibel, nach ihren wahren Beziehungen zu einander dargestellt von E. J. Rückert. Leipzig, bey Hartmann, 1825.

Um die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit in ihrer Vereinbarkeit mit dem authentischen und apostolischen Christenthume, beide in ihrer Einheit gefaßt, darzustellen, konnte der Vf. sich nicht mit jeder einzelnen Kirchengemeinschaft einzeln beschäftigen, sondern mußte sich an das Gemeinsame der in Partheyen zerfallenen christlichen Kirche halten, welches Gemeinsame aus dem Symbol einer jeden Parthey zu ersehen ist. In der *Einleitung* stellt daher der Vf. den Begriff der Lehrgemeinschaft fest, und schließt von dieser Lehrgemeinschaft aus den servilen *Hierarchismus*, wo die ihm Zugehörigen nicht unter Gott und Christo, und dem beiden gemeinschaftlichen Geiste, sondern unter den Befehlen eines individuellen menschlichen Kirchenoberhauptes stehen; ferner den servilen *Supernaturalismus*, der den Menschen aller Freyheit beraubt, und den *Pantheismus*, wo consequenterweise von einer moralischen Natur und Bestimmung des Menschen nicht die Rede seyn kann. Bey den übrigen kirchlichen Gemeinschaften kommt nun nicht das Besondere und Eigenthümliche in Betracht, wodurch eine Parthey von der anderen sich unterscheidet, sondern das christlich Gemeinsame. Das gemeinsame Band aller aber ist die *Bibel*, A. und N. Testaments, so verschieden auch der Mosaismus von dem Christianismus ist, da ohne Uebereinstimmung mit der Bibel keine Lehre auf biblisches Christenthum Ansprüche machen kann.

In drey Hauptabtheilungen trägt nun die *Abhandlung* das Ganze vor. A. Die gemeinsame Religionslehre der christl. Kirche unserer Zeit. B. Die Religion Jesu Christi und die seiner Apostel in ihrer Einheit. C. Die Vereinbarkeit des A. mit B., um uns kurz auszudrücken. Bemerkenswerth ist in Ansehung der architektonischen Anlage dieses Werkes die durch-

A

gängige Triplicität der Eintheilung, wo jede dreytheilige Division ihre dreytheilige Subdivision, und diese wieder ihre dreyfachen Unterabtheilungen hat. Ob sich dadurch der Vf. nicht selbst eine sich und die Sache beengende Fessel anlegte?

Wir geben nun, um factisch den Werth dieses Buches darzulegen, die Hauptideen und den Gang desselben. A. legt die gemeinsame Religionslehre unserer Zeit, das gemeinsame christl. Bewußtseyn dar, und zwar in folgender Ordnung: I. *Grundlage des Christenheils*. 1) Jesus Christus ist der einzige göttliche Mittler zwischen Gott und den Menschen, um diese zu heiligen und zu beseligen. 2) Die Bibel A. und N. Testaments ist wunderhafte göttliche Offenbarung über die durch J. Chr. gestiftete Vermittelung. 3) Der Christ ist durch seine christl. Mitgliedschaft vorzugsweise zur Theilnahme an dieser Vermittelung berufen und befähigt. Ausser der Kirche kein Heil. Die Katholiken aber beziehen dieses nur auf ihre Parthey, die Akatholiken nur auf die Heiden. Mit seiner erfreulichen Inconsequenz aber taufen die Katholiken die zu ihrer Parthey Ueergehenden nicht um, und erkennen mithin die christl. Mitgliedschaft an. II. *Ordnung des Christenheils*, oder Heilsordnung. Bey allen sonstigen Verschiedenheiten stimmen doch alle darin überein: 1. der Mensch ist von Natur Sünder, und deshalb strafwürdig vor Gott. Die Heilsordnung ist daher die Ordnung eines Heil- und Gesundwerdens. Die strengste Fassung menschlicher Verdorbenheit ist enthalten in der Lehre von der Erbsünde, nach Augustinischem Lehrbegriff. 2. Der Christ erlangt durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden und Gnade bey Gott. Die Bewirkung des Heils nennen alle Partheyen „Erlösung, Veröhnung,“ obgleich mit verschiedenen Ansichten. 3. Der Christ kann zwar durch verschuldeten Rückfall in die Sünde der göttlichen Gnade in Christo verlustig werden, aber dieselbe durch rechte Bekehrung wieder gewinnen. III. *Inhalt des Christenheils*. 1) Der Christ besitzt schon im gegenwärtigen Leben Güter und Freuden, die kein Nichtchrist mit ihm gemein haben kann. 2) Alle Uebel dieses Lebens können des Christen Glückseligkeit kaum stören, geschweige rauben. 3) Des Christen volle Glückseligkeit = Seligkeit ist in dem ewigen Leben aufbewahrt. — In einer *Anmerkung*, dergleichen jedem Abschnitte mehrere beygefügt sind, zeigt der Vf., wie die Charakterzüge der kirchlichen Lehre *Particularismus*, Vorzug der Christen vor den Nichtchristen, und *Eudämonismus* sind. Wo aber diese herrschen, da kann es an einem *Mythismus*, der beiden eine historische Gestalt giebt, und an *Miraculismus* oder Supernaturalismus nicht fehlen. Das kirchliche Bekenntniß ist im Ganzen mehr Apostolismus, als Christianismus.

B. *Die Religion J. Christi und die seiner Apostel in ihrer Einheit*. Das innere Band, die Eine Seele beider ist das religiöse subjective Princip der Moralität, unter dem Namen des heiligen Geistes, wo aber das authentische Christenthum moralisch begründet, das apostolische hingegen nur moralisch bedingt

ist. Das äußere Band ist die gemeinsame Darstellung des Religionsganzen in dem Begriffe des göttlichen Reiches J. Christi. I. *Es giebt ein göttl. Reich Christi, in welchem dieser als „der Herr, der der Geist ist,“ herrschet*. Hiebey aber thut sich der Unterschied hervor, wodurch das authentische und apostolische Christenthum zweyerley Religionen (?) werden, das die Apostel ihrer Lehre von (de) Christo alle anderen Religionswahrheiten unterordnen, nämlich der Einen: Jesus ist der Christus, und so Christum zum Unterregenten und Stellvertreter Gottes machen; Christus selber aber gedachten Satz nicht als *Bestandtheil der Religionslehre*, sondern nur als Vehikel der Einführung der religiösen Wahrheit gebraucht, Gesetzgeber, Regent und Richter seiner Kirche ist, aber nicht als *Individuum*, denn dieses opferte er auf, sondern als *Ideal*, als verlebendigte Idee der rel. Wahrheit. Vereinigt werden beide Ansichten durch die gemeinschaftliche Idee, das Christi Herrschaft eine durch den heiligen Geist (durch religiösen Sinn) bestehende und ausgeübte sey. II. *J. Christus ist „der Sohn Gottes“* in eigenthümlicher, höchster Bedeutung des Wortes. Die verschiedene Fassung dieses Begriffes in beiderley Christenthum, um mit dem Vf. zu reden, sowie die Vereinigung der verschiedenen Ansichten, muß im Buche nachgesehen werden. Wir bemerken nur, das der Christus den Aposteln ein Individuum, Jesu selber aber eine ideale Person, und das der Zusammenhang Christi mit Gott den Aposteln ein hyperphysischer, Jesu selber aber ein moralischer ist. III. *Der Mensch, als Unterthan des Reiches Christi, wird nur durch Heiligung selig*. Die Vereinigung der apostolischen Lehre mit der authentischen kam dem Rec. weitschweifig, fast gezwungen vor, als ob es dem Vf. schwer geworden sey, die Vereinigung in klaren Begriffen und Thatfachen zu bewerkstelligen.

C. *Vereinbarkeit der gemeinsamen Religionslehre der christl. Kirche unserer Zeit mit der Religion J. Christi und der seiner Apostel in ihrer Einheit*. Hier erst kommt der Vf. zu seinem auf dem Titel angegebenen Hauptzwecke. Keiner wird wohl behaupten, das die Dogmatik seiner Parthey in jedem Lehrstücke mit dem ursprünglichen Christenthum übereinstimme. Bey der Vereinbarkeit des kirchlichen Systems mit der Religion J. Christi muß überdies bemerkt werden, das das Christenthum unserer Zeit mit dem judaisirenden apostolischen in näherer Verwandtschaft stehe, als mit dem ursprünglichen des Meisters, indem der Meister von den Jüngern nicht ganz erreicht, sein Evangelium nicht völlig verstanden, seine Anstalt nicht gänzlich auf die rechte Weise ausgeführt worden ist. Bis zum Gegensatz mit der Idee Christi ist der Apostolismus getrieben im Papstthume. Dieser Abschnitt stellt nun die gemeinsame Religionslehre der christl. Kirche unter folgende drey Hauptbegriffe und Rubriken, *Welt, Mensch, Christ*. I. *Welt*. Glaube an Gott, — den Vater, hiebey von moralischer Weltordnung, Vorsehung, Vergebung der Sünden. II. *Mensch*. In ihm wohnet und wirket der heilige Geist Gottes. (Religiöse

Bezeichnung der moralischen Natur des Menschen.) Durch diesen in ihm wohnenden heiligen Geist hat der Mensch 1) Würde der Person; 2) ist aller wahren Güter fähig; der religiösen Erkenntniß, Gesinnung, Gefühle. 3) Der heilige Geist ist die Sicherung der Unsterblichkeit. Die Gesamtanmerkung zu diesem Abschnitt muß, Rec. für höchst wichtig erklären, wo der Vf. sein Lieblingsthema, die Wichtigkeit der Lehre vom heiligen Geiste, oder die christlichreligiöse Lehre von dem Menschen, als moralischem Weltwesen, vorträgt, welche Lehre auch darum so wichtig ist, weil ohne sie die sittliche Freyheit des Menschen mit seiner Abhängigkeit von Gott, oder das Moralische im Menschen mit dem Physischen ohne Widerspruch nicht vereinigt werden kann. III. *Christi*: Wenn I. und II. dieses Abschnittes von der Religion überhaupt handelten, so handelt nun dieser von der Christlichkeit, von der Religion in christlicher Gestalt und Verkirchlichung derselben; 1) vom falschen Glauben an Christum, wo derselbe als Individualwesen angesehen — seine Person über alles Menschenmögliche hinausgestellt, — und ihm eine physisch-moralische Wirksamkeit beygelegt wird. 2) Der wahre Glaube an Christum, als Idealwesen, als verpersönlichte religiöse Wahrheit in ihrer gesetzgebenden, belohnenden und strafenden Kraft. Fünf Anmerkungen suchen diesen Glauben zu rechtfertigen. 3) Wie der falsche Glaube an Christum immer mehr dem wahren genähert werden könne.

Rec. wußte auf dieses gedankenreiche Werk nicht anders aufmerksam zu machen, als durch eine kurze Darlegung des Inhalts, die ihrer Natur nach nur dürftig ausfallen konnte. Da Rec. mit dem Vf. im Ganzen übereinstimmt, und nur in Einzelheiten von ihm abweicht, so ist eine Beurtheilung des Ganzen überflüssig, zumal da Rec. von demselben rationalen Princip ausgehen würde, wie der Vf. Eben so überflüssig scheint es uns, zu bemerken, wie dieses Werk zahllose treffliche, philosophische und exegetische Bemerkungen, fruchtbare Winke für Theologen und praktische Religionsteher enthalte. Da aber gegenwärtiger dritter Theil eines Ganzen, obgleich auch ein für sich bestehendes Ganzes, gleich dem ersten Theile wiederholte Auflagen erleben wird, so hält Rec. es für Pflicht, den von ihm geschätzten Vf. auf Einiges aufmerksam zu machen, was er vermißte.

Zu der christlichen, apostolischen und kirchlichen Lehre gehört doch unstreitig die Idee und die Lehre von der Erlösung, als eine dem Christenthume eigenthümliche. Rec. hat sich daher gewundert, daß dieser wichtigen Lehre *sub C.* nicht die verdiente Aufmerksamkeit und kritische Beleuchtung ward, die sie verdient. Bey recht genauer grammatischer und philosophischer Exegese möchte sich aber wohl ergeben, daß das sogenannte authentische Christenthum über diesen Punct anders lehre, als das apostolische, und daß das authentische eine sittlich-freye, durch des Menschen Mitthätigkeit, und durch des Menschen sittliche Umkehr zu bewirkende Erlösungslehre, das

apostolische hingegen eine absolute, allein durch Gottes Gnade und Allmacht bewirkte, wo Christi Leben und Tod als die alleinige Ursache der Erlösung angesehen, und man verflucht wird, zu glauben, daß diese Erlösung vollbracht war, so wie Jesus am Kreuze seinen Geist in die Hände Gottes befohl; wo zu nun noch der Hebräerbrief kommt mit der Opfertheorie, welcher die große herrliche Idee der durch Christum geschehenen Erlösung vollends verjudaisirt. Hier war nun Gelegenheit, zu zeigen, wie der Mangel der Idee der sittlichen Freyheit in diese Lehre so viel absolute Willkühr und vernunftwidrige Behauptungen gebracht habe. Aber auch bey falschen Prämissen kann man consequent verfahren; und wenn des Menschen Sündhaftigkeit von Adam verschuldet und auf uns herabgekommen ist, also nicht unsere sittliche That, sondern ein Unglück: so ist es consequent, daß auf der anderen Seite eine unbedingte und absolute, nicht durch unsere sittliche Thätigkeit und durch das thätige Ergreifen der in Christo dargebotenen Hülfsmittel vermittelte Erlösung gelehrt wird, sondern eine solche, die eine *χαρις*, eine *δωρεα*, eine *δικαιοσυνη* ohne unser Verdienst ist. Dort unbedingte und unverschuldete Fehlerhaftigkeit, hier unbedingte und unverdiente Erlösung.

Vermißt hat Rec. bey dem Apostolismus die notwendige Untersuchung und Unterscheidung, wie Johannes, Jacobus in wichtigen Lehrstücken anders lehren, als Paulus, der den gelehrten Pharisäer bisweilen gar nicht verleugnen kann. Es hätte daher öfters bey unserem Vf. von einem Paulinismus insbesondere die Rede seyn müssen, wo von dem Apostolismus überhaupt gesprochen wird. — Erwartet hat Rec. ferner von dem gelehrten, scharfsichtigen und philosophischen Vf., daß er exegetisch nachweisen würde, wie insbesondere bey Paulus die jüdische gewohnte Ansicht öfter über die neue christliche Idee die Oberhand gewinnt, und daß der Vf. namentlich die Art, wie Paulus in dem Römerbriefe *philosophirt*, die Dialektik desselben im Polemischen, dessen Art zu schliessen und die Consequenz seiner Schlüsse nach *logischen* Regeln beleuchten würde, wodurch der Apostolismus und Paulinismus im Gegensatz des himmelreinen, Wahrheit nur offenbarenden Christianismus um so auffällender hervorgetreten wäre. Dieses hätte dann den Vf. um so mehr dahin geleitet, daß jedem Apostel Eigenthümliche neben dem Gemeinsamen hervorzuheben.

Wundern mußte sich Rec., wie der freysinnige und freymüthige Vf. sich es verbitten konnte, seinen Glauben an den Idealchristus (III. 2) rationalistisch oder supernaturalistisch zu nennen. Rational, aber nicht rationalistisch soll sein Glaube heißen. Wir bedauern es, daß der Vf. hier mit den Pseudorationalisten, über welchen er doch so hoch steht, einerley Meinung von dem Rationalismus äußert, als ob dieser nur ein seichter oder auch philosophischer Naturalismus und theoretisirende Verstandigkeit sey. Allein der ächte Rationalismus ist über den Naturalismus eben so erhaben, wie die das Absolute anstre-

bende Vernunft über den im Endlichen befangenen Verstand. Wer in der Religion nach der Maxime, nach dem leitenden Princip handelt, das die praktisch gesetzgebende Vernunft und die in ihr enthaltene ursprüngliche, primitive Offenbarung Gottes der Prüfstein und Ausleger jeder gegebenen historischen Offenbarung sey, der ist ein Rationalist. Hat aber der Vf. diese Maxime nicht befolgt? Ist sein Idealchristus etwas Anderes, als *Kant's* personifizierte Idee des guten Princip? Des Vf. rationaler Rationalismus ist ein Pleonasmus, hervorgegangen aus einer irrigen Ansicht. Der besonnene Rationalist weiß ferner, das nicht nur einige, sondern im Grunde alle Religionslehren geheimnißvoll sind, und weiß den Grund davon, und wie es für den Verstand ein unerklärtes Unerklärbares gebe, dessen versuchte Erklärungen gerade-veges zum Fatalismus und Pantheismus führen. Darum aber ist der Rationalismus nicht *mystisch*, da er ja die religiöse Wahrheit im Glauben, nicht in übersinnlicher und wunderhafter Anschauung und Erfahrung ergreifen will. Rec. nennt daher des Vfs. Suchen der religiösen Wahrheit nach dem Princip einer moralischen Religion — rationalistisch, im guten ehrenvollen Sinne des Wortes, unbekümmert darum, wie die Super- und Sub-Rationalisten den Logos und das Pneuma im Menschen verschreyen mögen.

Gewinnen würden des Vfs. gehaltvolle Werke, wenn seine stilistische Darstellung leichter, gefälliger wäre, da hingegen manche fast seitenlange Perioden eine Einschachtelung von Parenthesen sind, wo die eine wieder andere in sich begreift.

Der Druck ist correct, und Rec. ist nur auf sehr wenige Druckfehler gestossen, z. B. S. 84, Z. 10 v. u., wo *den* Sinn statt *der* Sinn zu lesen ist.

O. m.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Vollständige Sammlung aller älteren und neueren Concordate*, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer Schicksale, von Dr. Ernst Münch, früher Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der Universität Lüttich, dormalen Hof- und Staats-Bibliothekar Sr. Majestät des Königs der Niederlande im Haag. II Bd. 1831. XII u. 772 S. gr. 8. (3 Thlr. 18 gr.)

[Vergl. Jen. J. A. L. Z. 1830. Nr. 177.]

Der Vf. hat sich durch den zweyten Band seiner Concordaten-Sammlung den Dank seiner Leser vorzüglich dadurch verdient, daß er nicht nur die eigentlichen Actenstücke, welche den Text der Concordate enthalten, sondern auch diejenigen, welche auf die Geschichte ihres Entstehens, die geheimen und öffentlichen Unterhandlungen, sowie auf die aus ihnen entsprungenen Folgen, sich beziehen, möglichst reichlich mittheilt, und besonders den geschichtlichen

Einleitungen zu den Concordaten eine größere Ausführlichkeit widmete, als dieses bey dergleichen Einleitungen im ersten Bande der Fall war. Besonderer Aufmerksamkeit hatte sich das Schweizerische Concordat zu erfreuen, zu welchem ein „geistreicher und durch Schicksale und Verdienste gleich verehrungswerther Publicist“ eine documentirte und aus Quellen bearbeitete Geschichte nebst historischen Rückblicken auf die vorangegangenen Verhältnisse Helvetiens zum heil. Stuhle in älterer und neuerer Zeit lieferte. Aber auch die Einleitungen zum bayerischen Concordate und zu den Concordaten der Franzosen sind ziemlich umfassend, mit sehr vieler Sachkenntniß und pragmatischer Umsicht geschrieben.

Wir erhalten hier die Concordate der Franzosen nebst 14 erläuternden Actenstücken, die Concordate der verschiedenen deutschen Staaten, als Baiern, Preussen, Hannover und der in der Oberrheinischen Kirchenprovinz begriffenen Länder und Städte nebst Actenstücken, das Niederländische Concordat, die Concordate der kathol. Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, die italiänischen Concordate und endlich die Urkunden über die neuesten Kirchenverhältnisse im römisch-katholischen Polen.

In einem Supplementbande sollen noch wichtige Materialien, Actenstücke und Denkwürdigkeiten mancherley Art, welche mit den Concordaten und deren Geschichte in genauester Verbindung stehen, ferner die Unterhandlungen und Conventionen mit den Hussiten, sodann eine Darstellung der österreichischen und italiänischen Kirchenverhältnisse, der Unterhandlungen der spanischen Cortes für ein Concordat im J. 1822, eine Schilderung der Negotiationen verschiedener süd-amerikanischer Republiken mit dem heil. Stuhl für ähnlichen Zweck, sodann auch eine Geschichte der Nuntiaturen, zumal in Deutschland, beygefügt werden. Nicht minder wird ein kritisch literarisch-historisches Verzeichniß aller wichtigeren Schriften aus älterer und neuerer Zeit, welche auf Concordate und Concordatsverhandlungen sich beziehen, und somit eine vollständige Uebersicht der Quellen für Bearbeiter des kirchenrechtlichen Faches, dem genannten Supplementbande angereicht werden.

Möchte es dem talentvollen Vf. gefallen, am Schlusse seines ganzen Werkes noch eine pragmatische Uebersicht des Ganges der Concordatenverhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle und der Folgen dieser Verhandlungen für die Freyheit der Kirche und das Ansehen der Staaten, sey es auch nur in Grundlinien, durchzuführen! Dies würde gleichsam den Eckstein zu jenen interessanten Einleitungen bilden, welche es gewöhnlich jeder einzelnen Verhandlung voraus sendet hat, und gewiß vorläufig, in sofern die bereits vorliegenden Actenstücke benutzt würden, für den Mangel einer ausführlichen pragmatischen Geschichte der Concordate entschädigen.

Sch.....r.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2 .

J U R I S P R U D E N Z .

STUTTGART, b. Steinkopf: *Die Usucapio und Praescriptio des römischen Rechts*, von Dr. Carl Friedrich Reinhardt, Königl. Württemberg. Ober-Tribunal-Rathe. 1832. XVI u. 202 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Seit *Unterholzners* gründlichen Untersuchungen sind zwar eine ganze Reihe einzelner Abhandlungen über verschiedene Partien der Verjährungslehre erschienen, welche die Arbeit jenes Gelehrten theils weiter ausführen, theils ergänzen; eine Schrift aber, welche das Ganze dieser Lehre von Neuem prüfte und sichtete, war bis jetzt noch nicht aufgetreten. Ein Werk, das diese Lehre wirklich dem endlichen Ziele näher bringen wollte, mußte natürlich von dem Standpunkte der neuesten Zeit ausgehend entweder weiter vorwärts schreiten, oder von der Höhe dieses Standpunktes die einzelnen noch unzusammenhängend liegenden Punkte unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte auffassend, diese schon bekannten Einzelheiten zu einem neuen Ganzen verbinden. Wenn daher unser Vf. in dem vorliegenden Werke einen großen Werth darauf gelegt zu haben scheint, ganz selbstständig aufzutreten, und Alles einzig aus den Quellen selbst, ganz ohne Hülfe seiner Vorgänger bey demselben Stoffe, zu erforschen, so kann man keineswegs diesen Voratz *a priori* als lobens- oder tadelnswerth preisen oder verwerfen. Man muß vor Allem darauf sehen, ob der Vf. jenen ersten oder diesen letzten Zweck sich zu erreichen vorgenommen hat. Sind die gefundenen Sätze neu, originell und gründlich aus den Quellen entwickelt, so wird man es loben, daß er sein Urtheil sich frey und unbefangen erhielt, im entgegengesetzten Falle aber die unfägliche Mühe ganz von vorne wieder angefangen zu haben, ihm nicht einmal danken. Sehen wir nun, zu welcher Seite sich unser Vf. neigt.

Er führt in der Vorrede seines Buches an, daß er bey näherer Betrachtung der Lehre von den beiden Arten der Verjährung, der erwerbenden und erlöschenden, gefunden habe, daß diese noch sehr dunkel und verworren wäre und von der Art, daß man nur „an der Hand der Geschichte“ in sie einzudringen vermöge. Während nun der Vf. zu diesem Zwecke (anfängs nur zu eigenem Gebrauche) mittelst geschichtlicher Forschungen zu gelangen suchte, wurde ihm das früher Dunkle klar, und er fühlte sich bewogen, das Resultat dieser Forschungen dem Publicum vorzulegen.
J. A. L. Z. 1832. Dritter Band.

(S. III. IV.) So weit müssen wir nun allerdings dem Vf. Recht geben, daß dieses die rechte Art ist, Forschungen anzustellen; ob aber jede derselben, ob auch die schon von Anderen gefundenen Resultate solcher Forschungen nochmals dem Publicum vorzulegen seyn möchten, ist eine andere und zwar zu verneinende Frage. Und, wie uns scheint, möchte hierin gerade Hr. R. bisweilen gefehlt, oder wenigstens den Schein dieses Fehlers sich dadurch zugezogen haben, daß er eine große Anzahl von bekannten Resultaten mit bekannten Gründen uns wieder von Neuem vorgeführt hat, ohne nur diejenigen mit einem Worte zu nennen, denen wir dieselben schon lange vor des Vf. Forschungen zu danken haben. So muß man sich höchlich verwundern, weder *Unterholzners* gelehrte Schriften über diesen Gegenstand, noch irgend eine andere (*Möllenthal* über den guten Glauben angenommen) der zahlreichen kleineren Abhandlungen über *usucapio* und *praescriptio* angeführt zu finden, als ob alles bis auf das neueste Werk unseres Verfassers nutz- und spurlos entstanden und verschwunden wäre. Hiebey sind nur zwey Fälle denkbar. Entweder hat der Vf. es nicht der Mühe Werth gefunden, sie zu erwähnen, oder er hat seine Untersuchungen völlig frey von deren Einflusse (— was wir bey einer Bekanntheit mit denselben für vollkommen unmöglich halten —) ganz von vorn angefangen und ohne deren Hülfe auch beendigt. Das Publicum will aber die Resultate der Mühe, nicht die Mühe und die Arbeit selbst sehen und mit tragen helfen.

Bevor wir jedoch die einzelnen in dieser Schrift enthaltenen neuen Behauptungen näher durchgehen und genauer prüfen, müssen wir vorher Einiges berühren, was den allgemeinen Charakter dieser Schrift und die Form der Behandlung betrifft. Die gewis richtige Ansicht des Vf., daß die Lehre von der *usucapio* und *praescriptio* nur durch eine historische Behandlung die nöthige Aufklärung erhalten könne (S. IV), hat natürlich auf den ganzen Gang der Untersuchungen den wesentlichsten Einfluß gehabt. Wenn aber der Vf. S. IV behauptet, daß diese so fruchtbare Behandlungsart dieser Lehre sich einer solchen (geschichtlichen) Auffassung noch nicht zu erfreuen gehabt hätte, so können wir hierin unmöglich mit ihm übereinstimmen. Denn nicht leicht möchte sich eine andere Lehre im römischen Rechte finden, welche häufiger geschichtlich behandelt worden wäre, als gerade diese. Denn von *livini diff. de usucap. statu secund. ordin. chronolog.* und *Gros Geschichte*

der Verjährung nach römischem Rechte (Göttingen, 1795) bis auf *Thibauts* und *Unterholzners* Bearbeitungen dieser Lehre findet sich eine ziemliche Anzahl von Schriften, in denen gerade der historische Standpunct der bey Weitem überwiegende ist. Dieser literarhistorische Irrthum hat offenbar den nachtheiligen Einfluß gehabt, daß sich Mehreres, ohne daß durch dessen Weglassung dem Zusammenhange Eintrag geschehen wäre, wiederholt findet, was durch die gründlichen Forschungen der eben genannten Gelehrten für abgethan gehalten werden kann.

Auch die *äußere* Form der Behandlung ist nicht vortheilhaft, da der Vf. das, was man gewöhnlich, um den Zusammenhang in der Entwicklung der Lehren nicht zu unterbrechen, in Anmerkungen unterzubringen sucht, ohne alle Auswahl in den Text hinaufgezogen hat. Wichtige und minder wichtige Stellen, kleine beyläufige Bemerkungen, mitten in den Text der Stellen eingeschoben (z. B. S. 2. 20. 81. 135. 188), Conjecturen (z. B. S. 5. 25. 63. 162. 169. 186) und dergl., was als untergeordnet und zufällig in den Noten seinen Platz finden konnte, unterbricht dadurch, daß es sich im Texte so breit macht, die Aufmerksamkeit und den Zusammenhang der Gedanken des Lesers auf das unangenehme; und zwar um so unangenehmer deshalb, weil an und für sich die innere Anordnung des Stoffes selbst als sehr natürlich und anschaulich nur gelobt werden kann. — Nicht minder hinderlich ist in eben dieser Beziehung der Abdruck von zu viel Gesetzstellen, so daß man fast eben so viel Beweisstellen als Text zu lesen hat. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß gar keine Gesetzstellen abzudrucken gewesen wären, sondern es soll hiebey nur an den *modus in rebus* erinnert werden. Bey einigen derselben hat der Verf. die Einrichtung getroffen, daß sie in gespalteten Columnen sich *neben einander* abgedruckt finden (z. B. S. 3. 7. 9. 11. 14. 15 u. s. w.), was für den ersten Anblick als sehr passend erscheint, bey näherer Betrachtung aber dennoch für den Leser nicht bequemer, ja bisweilen sogar unbequemer ist, als wenn beide Stellen, eine hinter der anderen, abgedruckt wären. In den Werken, wo ganze Bücher mit einander parallelisirt werden sollen, z. B. die Institutionen Justinians mit denen von Gajus, oder wo neben dem Texte die Uebersetzung abgedruckt ist und dgl., da ist ein solches Nebeneinandersetzen der betreffenden Stellen für den Nachschlagenden außerordentlich bequem, indem er auf diese Weise, ohne weiter umher suchen zu müssen, alles vereinigt vorfindet. Bey solchen einzelnen Stellen aber kann es von gar keinem Vortheil seyn, da jeder sie doch immer nur *successive* lesen wird, und die Schwierigkeit und die Mühe des Nachsuchens, die bey größeren Werken auf diese Art gehoben wurde, sich nicht vorfindet.

Unser Vf. holt bey seinen Untersuchungen etwas weit aus, indem er mit dem Begriffe des Eigenthums und den verschiedenen Arten des Erwerbes desselben beginnt. Erst nachdem er die bekannten Hauptsätze dieser Lehre historisch durchgegangen hat, kommt er

§. 26 endlich auf die Lehre von der *usucapio* nach den Bestimmungen der zwölf Tafeln. Ein großer Theil der nun folgenden Untersuchungen beruht auf einigen in dieser Einleitung aufgestellten Sätzen, die theils Bekanntes wiederholen, theils aber auch ganz Neues aufstellen und anderes schon früher Behauptetes mit neuen Gründen vertheidigen. Während wir nun das erste übergehen, soll das, was uns unter den letzten beiden eine nochmalige Prüfung zu erfordern scheint, etwas genauer betrachtet werden.

Die Einleitung zerfällt in zwey große Hauptabschnitte, indem von §. 3—5 (in §. 1 und 2 sind die allgemeinsten Sätze über den Begriff und das Object des Eigenthums ganz kurz vorausgeschickt) zuerst von der Erwerbung früher *herrenloser* Sachen und dann von der Erwerbung früher *nicht herrenloser* Sachen, d. h. der Eigenthumsübertragung; gehandelt wird. Der Vf. beginnt hier mit dem Unterschiede des quiritarischen Eigenthums und des *in bonis*, und betrachtet von diesem Standpuncte aus die verschiedenen Erwerbungsarten des Eigenthums. Die erste in der Reihe dieser Betrachtungen betrifft die in §. 3 besprochene *occupatio*. Unser Vf. leitet das Wort selbst von *ob* und *cubare* her, indem er nach Analogie der bekannten Ableitung des Wortes *possessio* unter *obcubatio* das sinnbildliche *Liegen auf der Sache* darge stellt findet. Wenn sich nun grammatisch nichts gegen diese Ableitung einwenden läßt, so widerstrebt doch der eigentliche Sinn des Wortes zu sehr dieser Ableitung, als daß wir sie billigen könnten. *Possessio* nämlich bedeutet immer, welche von den verschiedenen Etymologien dieses Wortes man auch wählen mag, doch nach jeder nichts weiter, als ein bestimmtes *Verhältniß* einer Person zu einer Sache, während *occupatio*, gleichgültig, ob man es von *aucupare* oder von *ob capere* herleitet, immer eine bestimmte *Handlung* andeutet, wodurch erst eine Person in ein gewisses Verhältniß zu einer Sache (Eigenthum) kommt, d. h. eine *Handlung*, durch welche Eigenthum erworben wird, nicht aber das *Verhältniß* als Eigenthümer. Dieses scheint auch der Vf. selbst gefühlt zu haben, aber ohne darin einen Anstoß gegen seine Etymologie zu finden, wenn er zu Ende von §. 3 sagt: „mit der *occupatio* oder dem *Ergreifen* der Sache begann erst die *possessio*.“

Hieran schließt sich nun ganz kurze Bemerkungen über die verschiedenen Arten, mittelst welcher im älteren römischen Rechte Eigenthum übertragen wurde, über *mancipatio*, *traditio*, *in jure cessio*, deren Form und dgl. Bey Gelegenheit der Aufzählung von den Gegenständen, welche *in jure* cedirt werden konnten, erwähnt Hr. R. (§. 15) der *in jure cessio* der *libertas*, indem er nach der gewöhnlichen Lesart bey *Ulpian*. XIX. §. 11, statt mit *Hugo* zu lesen: *tutela legitima libertae*, liest: „*tutela legitima et libertas*.“ Diese letzte Lesart erklärt sich nun unser Vf., leider ohne Gründe anzugeben, auf folgende Art. Hierunter soll nämlich der Fall zu verstehen seyn, wenn sich jemand und zwar ein *major viginti annis ad pretium participandum venundari passus esset*, was

man *in jure cessio libertatis* genannt hätte. Obgleich nun allerdings nicht zu leugnen ist, daß diejenigen, welche sich um des Gewinnes willen veräußern ließen, schon in sehr früher Zeit ihre Freyheit einbüßten und zwar wegen dieser Veräußerung, so können wir uns doch nicht überzeugen, daß dieses eine *in jure cessio libertatis* von Ulpian hätte genannt werden können, und zwar aus folgenden Gründen. Die ganze *in jure cessio* war, wie bekannt, nichts Anderes, als ein fingirter Vindicationsproceß, so daß also die Sache selbst, welche veräußert werden sollte, scheinbar vindicirt werden mußte. Da nun Ulpian in unserer Stelle die einzelnen *Objecte* anführt, welche *in jure cedunt* werden konnten, so mußten auch diese auf dieselbe Weise, welche *Gaj. II. §. 24* beschreibt, vindicirt werden. Hätte also die *libertas* das *Object* der Vindication seyn sollen, so hätte der neue Erwerber (also hier z. B. der Käufer) dieselbe vindiciren müssen. Sollte aber ein solcher sich des Gewinnes halber Veräußernder wirklich die Freyheit verlieren, so war es nach *Fr. 7 §. 2. Fr. 33 D. de liber. causs. (XL. 12)* und vorzüglich nach *Fr. 4 in med. D. quibus ad libert. proclam. (XL. 13)* wesentliches Erforderniß, daß der neue Erwerber (der Käufer) nicht wußte, daß der Veräußerte ein Freyer war, oder er durfte, mit anderen Worten, dessen *libertas* nicht kennen, konnte also auch seine Scheinvindication nicht auf diese ihm unbekannt *libertas* als *Object* richten, sondern nur auf den Sklaven selbst mit der gewöhnlichen Formel: *Hunc ego hominem (also nicht libertatem) ex jure Quiritium meum esse ajo.* Es war also dies keine *in jure cessio libertatis*, sondern nur eine ganz gewöhnliche *in jure cessio* einer *res corporalis*, welche an und für sich eigentlich nichtig, hier doch aus besondern Gründen Wirksamkeit haben sollte.

Wunderbar muß es scheinen, wenn der Verf. (*S. 20*) aus der bekannten Stelle des *Gaj. II. 31*, wo es heißt, daß *Servituten pactis et stipulationibus* constituirt werden könnten, also gerade aus der Stelle, aus welcher in der Regel hauptsächlich der Satz hergeleitet wird, daß *Servituten* schon durch bloßen Vertrag entständen, das Gegentheil, ohne weitere Belege anzuführen, behauptet. Denn wenn sich der Vf. hier auf einen in einem früheren Paragraphen ausgesprochenen Satz beruft, daß Urvölker, was und wo sich nur irgend etwas vernünftlichen ließe, dies auch vernünftig hätten, so möchte dieser Grund wohl schwerlich ausreichend seyn.

Unser Vf. kommt in den folgenden Paragraphen natürlich auch auf den Unterschied der *res mancipi* und *res nec mancipi* zu sprechen, und macht hier einen Unterschied zwischen *res nec mancipi* im engeren und weiteren Sinne. Unter den letzteren versteht er diejenigen Sachen, welche weder mancipirt noch tradirt, sondern *bloß in jure cedunt* werden konnten, dagegen unter *res nec mancipi* im engeren Sinne diejenigen, bey welchen das *jus Quiritium* schon durch bloße *traditio* erworben werden konnte (*S. 27 — 32*). Hr. B. behauptet nun, daß diese letzten *res nec mancipi* (im engeren Sinne des Wortes) nach Belieben

auch hätten mancipirt werden können (*S. 28. 29*). Dieser Unterschied, der freylich nicht hinreichend nachgewiesen werden kann, soll auch selbst äußerlich dadurch ausgedrückt worden seyn, daß die *res nec mancipi* im engeren Sinne richtiger *res non mancipi* in den *Fragm. Vatic. §. 45* genannt worden seyen, (*S. 32*) eine Vermuthung, die sich durch die folgenden Gegengründe gegen diese ganze Behauptung zugleich mit widerlegen wird. Wollten wir nämlich auch diesen Unterschied zwischen diesen beiden Arten der *res nec mancipi* als einen passenden Sinn gebend anerkennen, so möchte doch aus den von dem Vf. angeführten Gründen diese Behauptung nichts weniger als bewiesen erscheinen. Offenbar soll nach allen Andeutungen bey *Gajus, Ulpian u. s. w.* die Eintheilung in *res mancipi* und *nec mancipi* eine allgemeine, auf alle *res in commercio* anwendbare seyn (*Ulp. XIX. 1*). Die Zahl der *res mancipi* ist aber eine fest bestimmte, sie selbst aus gewissen Merkmalen zu erkennen, so daß also *res nec mancipi* nur die reine Negation, der logische Gegensatz der *res mancipi* sind, wie auch unter Vf. selbst schon *S. 26* behauptet. Hierin ändert auch die von unserem Vf. vorgeschlagene Subdivision der *res nec mancipi* nicht das Geringste. Die einzige Frage hiebey ist also nur die, worin dieser Gegensatz liegen soll, und der Weg, denselben aufzufinden, kann mithin nur der seyn, daß man die Negation des wesentlichen Merkmales der *res mancipi* richtig aufstellt, um so den Begriff der *res nec mancipi* zu erhalten. Hiezu bemerkt *Gaj. II. §. 22*: „*Mancipi vero res sunt, quae per mancipationem ad alium transferuntur; unde. . . . mancipi res sunt dictae.*“ Das einzige charakteristische Merkmal derselben ist folglich, daß sie mancipirt werden können, also müssen *res nec mancipi* diejenigen Sachen seyn, welche *nicht* mancipirt werden können. Sollte dagegen, wie unser Vf. mit mehreren anderen Juristen (*S. 29*) meint, durch diesen Gegensatz nur das angedeutet werden, daß bey *rebus nec mancipi* schon durch *Tradition* das *jus Quiritium* erworben werde, aber *res nec mancipi* eben so gut, wie *res mancipi*, hätten mancipirt werden können, so hätte *Gaj. l. c.* bey seiner Definition der *res mancipi* das Allerunwesentlichste hervorgehoben, was sich denken ließe. Wenn deshalb der Vf., um seine Ansicht (*S. 29*) zu vertheidigen, behauptet, daß es für die entgegengesetzte keine bestimmten Belege gäbe, so mußte wohl nach unserer Deduction der Vf. den Gegenbeweis führen, wenn auch die Stelle bey *Cic. Topic. c. X*, mit der Bemerkung des *Boethius*, als nichts beweisend verworfen werden sollte. Noch weniger haltbar möchte der zweyte Gegengrund seyn, daß es in der Natur der Sache liege, daß derjenige, welcher statt der einfacheren *traditio* die mühevollere *mancipatio* hätte vorziehen wollen, dieses wohl hätte thun können. Auch das dritte aus der Erklärung der Worte hergenommene Argument, daß *res nec mancipi* so viel sey, als *res mancipi et non mancipi*, d. h. Sachen, welche nach Belieben mancipirt und tradirt werden konnten, ist leicht zu widerlegen, da sich das

„*nec*“ in der alterthümlichen Sprache so häufig ganz gleichbedeutend mit „*non*“ findet. Denn wer würde z. B. bey *furtum nec manifestum* sagen wollen, daß dieses ein *furtum* sey, das sowohl *manifestum*, als *non manifestum* seyn könne? Der vierte und letzte Grund, welcher die Behauptung des Vf. geradezu beweisen soll, ist das bekannte Cap. 35 im 9ten Buche von *Plin. hist. natur.*, wo es von Perlen heißt: *in mancipatum venit*; welche Stelle schon von so vielen Seiten her als nichts beweisend angefochten worden ist, daß hierüber mehr zu erwähnen nicht nothwendig scheint.

Hr. R. kommt dann auf das *nudum jus Quiritium* zu sprechen und das *s. g. dominium bonitarium*, und beschließt mit der Justinianischen Constitution, durch welche dieser ganze Unterschied aufgehoben wurde, diesen einleitenden Theil.

Im zweyten Abschnitte geht unser Verf. zu seinem eigentlichen Thema über, und behandelt zuerst die Lehre von der *usucapio* nach den zwölf Tafeln, welche er für die ursprüngliche und gewiß nicht unwahrscheinlich für die älteste hält, obgleich sich der Beweis hiefür wohl schwerlich stringent führen lassen möchte. Er meint, sie sey anfangs nur eingeführt gewesen, um die mangelnde Form der *mancipatio* oder *in jure cessio* (wo diese nothwendig war) zu ergänzen. Der Vf., der die wahrhaft rechtsverändernde *usucapio* für neuerer Entstehung hält, hat beide in zwey verschiedenen Abschnitten behandelt und zu diesem Zwecke die Stelle bey *Gaj. II. §. 41—44* getheilt, und §. 41 und 42 dem zweyten, dagegen §. 43 und 44 dem dritten Abschnitte an die Spitze gestellt. In diesem zweyten Abschnitte kommt der Vf. S. 43 auf die Erklärung der „*usus auctoritas*“, welche ziemlich mit der von *Ballhorn-Rosen* aufgestellten übereinstimmt, nur daß unser Vf. das „*usus*“ als Genitiv nimmt, während *Ballhorn-Rosen* es als Nominativ auffaßt. Hr. R. behauptet hiebey, *usus* allein ohne *usus auctoritas* habe noch keine *usucapio* herbeygeführt, sondern dieser *usus* habe nothwendig von jemand überlassen gewesen seyn müssen, es hätte der Gebrauchende sein *jus utendi* von einem *auctor* ableiten müssen; nach vollendeter *usucapio* sey er sein eigener *auctor* geworden. *Auctoritas* ist dem Vf. das *jus Quiritium*, so lange als es nur dieses *dominium* gab; als dagegen auch später das *in bonis* ankam, sey es das *nudum jus Quiritium* gewesen. Ohne

uns weitläufiger über diese so viel besprochene Schwierigkeit auszusprechen, wollen wir nur auf eins aufmerksam machen, was gegen des Vfs. Ansicht zu streiten scheint. Es ist dieses die Annahme des Vfs., daß das „*usus*“ ein Genitiv sey, eine Erklärung, die unmöglich im Sinne der alten Juristen seyn kann, da durch *Cic. orat. pro Caec. c. 19* wohl so viel fest steht, daß dieses *usus auctoritas* so viel ist als *usus et auctoritas*. Jede Erklärung also, die hiegegen ankämpft, wird immer die Präsumtion gegen sich haben.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit derjenigen Seite der *usucapio*, welche Hr. R. als auf der Doctrin beruhend annimmt. Sollte auch diese Trennung schon wegen *Ulp. XIX. §. 8*, wo der Begriff der *usucapio* geradezu auf beide Fälle der *usucapio* angewendet wird, nicht sicher sich beweisen lassen, so ist sie doch für die Klarheit der Darstellung unzulänglich von großem Vortheil; wenn auch der Grund, welchen Hr. R. hiefür aus den bey *Gaj. II. §. 44* gebrauchten Worten: *ideo receptum videtur*, uns nicht hinlänglich beweisend scheint, um unsere Zweifel auszufliessen. Am Ende des §. 44 (S. 65), welcher sich mit der *lex Scribonia* beschäftigt, wird mit Rücksicht auf die angeführte Meinung der Satz aufgestellt, daß lange vorher, ehe diese *lex Scribonia* erschienen sey, der Satz durch die Doctrin eingeführt worden wäre: daß die neuere *Usucapion* (also im Sinne des Vf. die *Eigenthum* u. dergl. *gebende*) bey *Servituten* nicht Platz greifen könne. Daß aber vor der *lex Scribonia* das Gegentheil allerdings der Fall gewesen sey, scheint uns aus der Stelle des *Paulus (Fr. 4. §. 29 D. de usurp. et usuc. (XLI. 3))*, welche den Hauptinhalt dieser *lex* referirt, deutlich hervorzugehen. Wenn *Paulus* sagt: *eam usucapionem sustulit Lex Scribonia, quae servitutem constituebat*, so folgt hieraus 1) daß die Bestimmung dieser *Lex* nicht auf die bloß *ergänzende* *Usucapion* gehen kann, ein Satz, der aus dem Worte „*constituebat*“ sich ergibt, wodurch eine materielle Rechtsveränderung und keine bloß formelle angedeutet wird. Daß aber auch 2) diese erworbene *Verjährung* vor der *lex Scribonia* wirklich in Anwendung gewesen seyn muß, beweist das „*sustulit*“, aus welchem mit Sicherheit auf einen früher entgegengesetzten Zustand geschlossen werden kann.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Merseburg*, b. Weidemann: *Die Maurin*. Romantische Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert. von *Johannes Krüger*. 1ster Thl. 254 S. 2ter Thl. 274 S. 1832. 8.

Treue Liebe trotz den Verführungen des Lebens, des Todes Gefahr, so könnte das Motto dieser Erzählung heißen; denn nichts vermag den ritterlichen *Henrico de Lara* von seiner reizenden *Maurin*, bey der Taufe *Maria* genannt, abzuwenden. Vergebens lockt ein buhlerisches Weib, und rächt sich durch Verleumdungen bey dem König, dem *Henrico* der loyalste Lehnsmann war; vergebens droht der

engherzige, von Gewissensbissen gefoltete *Vater*, vergebens spürt dessen bühlicher Gesell *Ränke*, er bleibt unerschütterlich, und die Kränze der Liebe, der Ehre, des Glücks, lohnen ihm am Ziel. Ausser den Liebenden, die durch jugendliche Anmuth und Frische gefallen, sind der in sich zerrissene *Vater*, der tückische Diener, die milde Königin gut gezeichnet, die *Scenercy* hält sich innerhalb der angemessenen Grenzen recht wohl; kurz es findet sich weit mehr zu loben, als zu rügen, sobald man die Forderungen an eine Unterhaltungsschrift nicht zu hoch spannt.

Vir.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

J U R I S P R U D E N Z.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Die Usucapio und Praescriptio des römischen Rechts*, von Dr. Carl Friedrich Reinhardt u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der vierte Abschnitt giebt die näheren Bestimmungen, so wie sie vor Justinians durchgreifenden Veränderungen sich durch die Doctrin ausgebildet haben, und zwar in Beziehung auf die wahre erwerbende Verjährung. Es sind hier die bekannten Sätze über die Fragen: wer usucapiren kann, und welche Sachen usucapirt werden können, ziemlich ausführlich und klar aufgezählt. Der Vf. kommt bey dieser Gelegenheit auch auf die Lehre von der *reversio der res furtivae in potestatem domini* und in die *potestas* des Stellvertreters, unter anderem auch des Depositars. Das bekannte *Fr. 4. §. 10. D. de usurp. et usuc.* (XLI. 3) wird hiebey S. 87 erläutert. Die Hauptschwierigkeit in dieser Stelle machen die scheinbar der allgemeinen Regel entgegenstehenden Worte: *sive ignorante sive sciente domino*, welche Hr. R. auf eine, unseres Wissens, neue Art erklärt. Er behauptet mit mehreren anderen Schriftstellern, dass hier eine Ausnahme gemacht werde, indem er sagt, hier genüge es, wenn nur überhaupt die Sache in die Hände des Depositars zurückgekehrt sey, und macht dabey nur folgende zwey Bestimmungen: 1) dass der Depositar die Sache selbst in gewinnfüchtiger Absicht veräußert habe, und 2) die Sache aus Neue wieder an sich gebracht haben und fortan als bey ihm deponirte Sache in Verwahrung behalten müsse. In dieser Stelle selbst aber findet sich nicht die geringste Andeutung, dass darin etwas gegen die allgemeine Regel Gehendes aufgestellt sey. Es mag deshalb wohl die auch jetzt von *Unterholzner* (Verjährungslehre Bd. I. S. 232) angenommene, von einem Recensenten in den Heidelberger Jahrbüchern vorgeschlagene Erklärung dieser Stelle, durch welche auch in dieser Stelle die allgemeine Regel sich bestätigt findet, als die einzig richtige angenommen werden müssen. Besonders dann, wenn man das von unserm Vf. nicht angeführte *Fr. 4. §. 8. D. de usurp. et usuc.* (XLI. 3) hinzunimmt. Ganz mit Recht vertheidigt Hr. R. das von *Götschen* bey *Gaj. IV. §. 48* in den Text gerückte „*sed*“ bey den Worten: *aestimata re etc.* Er vertheidigt es S. 87 sehr gut dadurch, dass er aus dem inneren Zusammenhange der Stelle nachweist, dass in ihr auf einen Gegensatz hingedeutet werden solle. Der Vf. hätte hiefür auch

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

mehrere äußere Gründe auffinden können, so, um nur Einen anzuführen, die Stelle des *Gaj. IV. §. 16*, wo gesagt wird, dass der Prätor *interim aliquem possessorem constituebat*, eine Bestimmung, die sich mit einer *pecuniaria condemnatio*, wobey also natürlich der Besitz der Sache nicht wechselte, durchaus nicht vereinigen lässt (*Danz, de litis contestatione, quae fuit tempore legis actionum.* p. 49—54). Im §. 56 und folg. wird die Lehre von der *bona fides* abgehandelt, und dabey ganz im Sinne des römischen Rechtes zwischen *bona fides* im engeren und weiteren Sinne unterschieden; nur das können wir hiebey nicht billigen, wenn der Vf. behauptet, *justus titulus* und guter Glaube, im weiteren Sinne des Wortes, zusammengenommen könne *bona fides* genannt werden. Richtiger und schärfer wäre wohl dieser Satz so aufgestellt worden: *bona fides*, so weit sie bloß *subjective* Ueberzeugung ist, ist immer dieselbe; soll aber diese *subjective* Ueberzeugung zur *Usucapion* befähigen, so muß sie in der Regel auch eine *objective* Grundlage, den *justus titulus*, haben. Bey Aufzählung der einzelnen *Usucapionstitel* ist der *titulus ex transacto* (§. 60), der doch so manche Schwierigkeit darbietet, gar zu kurz mit 5 Zeilen abgefertigt; die schwierige Frage, in wiefern ein *Verzicht* ein *titulus* seyn könne, ist, wie gewöhnlich, auch hier nicht berührt. Auch die Streitfrage, bey welcher noch die neuesten Lehrbücher des Pandektenrechtes (z. B. *Wening-Ingenheim*, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. München 1831. Buch II. §. 46 am Ende und *Puchta* System des gemeinen Civilrechts. München 1832. Buch IV §. 17. No. 4) ganz entgegengesetzter Meinung sind, nämlich wie es sich bey Stellvertretern mit der *bona fides* verhält, in wessen Person, zu welcher Zeit u. s. w. sie sich vorfinden müsse, ist ganz übergangen.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der *usu-capio* ohne Erfoderniß des guten Glaubens, oder im Sinne des Verfassers mit der Lehre von der *lucrativa pro herede usucapio*. Wenn nun die *usu receptio* einen besonderen Abschnitt einnimmt, den sechsten, so ist das gewiß nicht zu billigen, da sie, wie auch Hr. R. in §. 71 selbst anerkannt hat, offenbar nur eine Unterabtheilung des Abschnittes ausmacht, welcher die Ueberschrift führt: von der *Usucapion* ohne Erfoderniß des guten Glaubens, d. h. des fünften. Bey der Entwicklung des eigentlichen Wesens der *usu receptio* hat sich der Vf. S. 155 mit Recht gegen die *Engelbachische* Meinung erklärt, dass durch dieselbe (die *usu receptio*) nur die mangelnde Form

C

der *mancipatio* oder *in jure cessio* ergänzt worden sey, wenn die Sache dem Mancipirenden oder *in jure* Cedirenden nicht remancipirt oder *in jure* recedit worden wäre. Dagegen liesse sich auch noch außer den Gründen unseres Vf. das anführen, daß *Gaj. III. §. 201* (S. 153 steht fälschlich §. 231) sagt: *sine furto possidere et usucapere potest (is) qui — fiduciam, quam — mancipaverit, detinet.* Dieser Zusatz „*sine furto — potest*“ wäre, wenn die Engelbachische Meinung richtig wäre, so überflüssig und zwecklos, als nur möglich. Wenn die *usu receptio* nichts weiter gewesen wäre, als eine ergänzende *usucapio* bey der *remancipatio* etc., so könnte man mit eben dem Rechte von einem sogen. bonitarischen Eigenthümer sagen: *potest rem sine furto possidere et usucapere.* Auch wäre dann die Beschränkung bey *Gaj. II. §. 59* für den Fall, daß der Schuldner, ohne gezahlt zu haben, *usu* recipiren sollte, ganz sinnlos, und müßte auf jeden Fall anders gestellt seyn, indem dann der supponirte Fall des Gajus, daß der *debitor* die Sache vom *creditor* nur gemiethet oder *precario* empfangen haben müßte, bey Weitem nicht vollständig oder nur einigermaßen hinreichend angegeben wäre. Hr. R. erklärt sich die *usu receptio* als einen Verlust durch *non usus*, indem hier das durch die *mancipatio* oder *in jure cessio* erworbene Recht — das *nexum* — aufgelöst werden sollte, aus welchem Grunde auch bey *rebus soli* (als zu den *ce-terae res* gehörig, *Gaj. II. §. 54*) die *usu receptio* nur *annua* gewesea sey. Der Umstand, daß bey der *usu receptio* keine *bona fides* nothwendig gewesen, soll darin seinen Grund haben, weil man durch dieselbe nur das zurück erhielt, was man früher schon hatte (S. 156). Eine Ansicht, die freylich noch manchem Zweifel Raum giebt. Da bey dem Mangel an Quellen über diesen Gegenstand das Meiste immer nur auf Hypothesen beruhen kann, und jeder derselben sich wieder eine neue gegenüber stellen läßt, so mag es hier genügen, die Ansicht des Vfs. über diesen Gegenstand wenigstens kurz angedeutet zu haben.

Der siebente, achte und neunte Abschnitt umfassen die Lehre von dem Anfange, Laufe und Ende der *Usucapionsfrist*, der *accessio temporis* und der *usurpatio*, ohne etwas Neues darüber auszusprechen.

Eben so enthalten die drey Abschnitte, die von der *longi temporis praescriptio* und der *Klagenverjährung* handeln, wenig Neues, das Bekannte aber klar, anschaulich und kurz dargestellt, bisweilen freylich etwas dürftig, und zu häufig sind gewisse zweifelhafte Sätze dadurch abgefertigt, daß der Vf., ohne Gründe seiner Meinung anzugeben, nur seine subjective Ueberzeugung ausspricht, daß sich die Sache so oder so verhalten habe, z. B. S. 198. §. 90. S. 199. §. 90. S. 243. Z. 12 von oben, S. 267. Z. 11 von unten, S. 272. Z. 5 von unten, S. 274 in der Mitte u. l. w. Einiges ist natürlich auch in diesen Abschnitten neu; so die Ansicht, daß die *annalis exceptio Italici contractus* nichts Anderes sey, als die frühere *usu receptio*, ohne daß freylich für diese Meinung

ein anderer Grund angegeben wird, als die feste Ueberzeugung des Vf. (S. 226). Die S. 236 ausgesprochene Ansicht, daß mit dem *edictum perpetuum* (wahrscheinlich dem bekannten unter Hadrian) der Prätor die *potestatem edicendi* verloren habe, und daß von diesem Zeitpunkte an die prätorischen Klagen von selbst *actiones perpetuae* geworden seyen, beruht auf einer offenbar ganz irrigen Vorstellung (*Hugo* Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts. Berlin, 1832. S. 795 u. folg.). Die so viel bestrittene Frage, wie es möglich sey, daß die *actio hypothecaria*, obgleich nur eine Klage aus dem *accessorium* der Hauptforderung, zehn Jahre länger dauere, als die Klage aus der Hauptforderung selbst, wird als reine Willkührlichkeit Justinians von dem Vf. angegeben (S. 256), indem er dem Gläubiger, was er ihm mit einer Hand genommen, mit der anderen wiedergegeben habe. Dadurch wird gar nichts erklärt, am wenigsten aber, wie es überhaupt möglich ist, daß die *accessorische Klage* noch nach Untergang des Hauptrechtes fort dauere. In eben diesem zwölften Abschnitte beschäftigt sich der Vf. von S. 268 — 273 mit der Verjährung der *actio familiae heriscundae*; ohne uns auf eine nähere Beleuchtung der dort aufgestellten, meist bekannten Sätze einzulassen, müssen wir doch gegen die S. 271 gegebene Interpretation des *fr. 13. D. de except.* (XLIV, 1) auftreten. Wir müssen zu diesem Zwecke die kurze Stelle selbst anführen: *Si post litem de hereditate contestatam res singulae petantur, placet non ob stare exceptionem, quod praesudicium hereditati non fiat: futuri enim judicii, non facti nomine hujusmodi exceptiones comparatae sunt.* Bey der Erklärung dieser Stelle nimmt Hr. R. das „*facti nomine*“ so, als ob Julian hier die Ansicht aufstellen wolle, daß diese Einrede nicht das *factum*, d. h. (nach Hr. R.) das Factische der Klage, sondern ein *futurum judicium* betreffe. Daß aber in dieser Stelle nicht dieses als Gegensatz herausgehoben werden solle, sondern der ganze Gegensatz in: *futurum* und *factum* (was hier wohl unstreitig so viel ist, als was in anderen Stellen durch *acceptum* bezeichnet wird) *judicium* liege, bedarf kaum eines Beweises. Man braucht nur den in der Stelle selbst angeführten Fall und den durch das „*post litem contestatam*“ hinlänglich bezeichneten Gegensatz gegen das *futurum judicium*, d. h. *si ante litem contestatam* etc., ins Auge zu fassen, um den in dieser Beziehung ganz einfachen Sinn der Stelle herauszufinden.

Daß in den sämtlichen Abschnitten über die *Klagenverjährung* von der *Wirkung* derselben so viel als gar nichts erwähnt ist, obgleich diese Frage doch unbestreitbar mit in den Kreis der Untersuchungen unseres Vf. gehörte, ist uns unerklärlich.

Wir beschließen hiemit die Beurtheilung dieses Werkes. Sollen wir jetzt die zu Anfange dieser Recension aufgeworfene Frage beantworten, so müssen wir zugeben, daß, so lange sich der Vf. auf historischem Boden befindet, manche neue und originelle Ansicht zu Tage gefördert ist, leider aber wenige nur

ausführlich entwickelt; daß diejenigen Sätze aber, welche das neuere und neueste Recht behandeln, mit anderen Schriften desselben Inhalts verglichen, unmöglich Ansprüche auf Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit machen können, weshalb auch über diesen Theil der Schrift, wenn nicht Bekanntes wiederholt werden sollte, wenig oder nichts von unserer Seite hinzuzufügen war. Von einer anderen Seite aber, von Seiten der leichten und natürlichen Anordnung und klaren Darstellung der Hauptsätze dieser Lehre, kann man diese Schrift dem, welcher eigenes Urtheil hinzubringt, unbedenklich empfehlen.

Druck und Papier sind gut, erster leider nicht ganz correct.

G. Z.

HANNOVER, im Verlage d. Hahn'schen Hofbuchhandlung: 1) Dr. Theodor Hagemann's, kön. großbritannisch-hannöverschen Directors und Chefs der Justiz-Canzley zu Zelle u. s. w., *Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*, hin und wieder mit Urtheilsprüchen des Zelle'schen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bekräft. *Achter Band. Erste Abtheilung.* Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von Ernst Spangenberg, Dr. beider R., kön. großbritannisch-hannöverschem Oberappellations-Rathe u. s. w. 1829. 203 S. *Zweyte Abtheilung.* 1829. 282 S. 4. (4 Thlr.)

2) *Neunter Band.* Fortgesetzt von E. Spangenberg. Auch unter dem Titel: *Praktische Erörterungen u. s. w., von E. Spangenberg. Erster Band.* 1831. 578 S. 4. (4 Thlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. September 1825. No. 171.]

Am 14 Mai 1827 starb Hagemann, unvergeßlich als edler Mensch, Geschäftsmann und Gelehrter. Sein Werk, von dem hier die Folge angezeigt wird, war mit seinem Tode verwaist. In den letzten Jahren seines Lebens in sehr bedenklichen Gesundheitsumständen, sehnte sich Hagemann nach Unterstützung bey der Fortsetzung eines Unternehmens, welches für die praktische Rechtsgelehrsamkeit von dem umfassendsten Nutzen zu seyn durch die allgemeine Stimme anerkannt war, und seine Wahl fiel auf den als juristischen Schriftsteller rühmlich bekannten Oberappellations-Rath Spangenberg, eine Wahl, die gewiß nicht zweckmäßiger ausfallen konnte. Ehe das Unternehmen gemeinschaftlich fortgeführt zu werden vermochte, starb Hagemann, jedoch eine bedeutende Anzahl von Abhandlungen, welche für die „*praktischen Erörterungen*“ bestimmt waren, zurücklassend.

Diese Abhandlungen, XLI an der Zahl, nebst einem Anhang, enthaltend: I. *Statuta Stadensia de 1279* und II. *Recessus de 16 Januar 1694*, betreffend des Senats zu Dannenberg Gerichtsbarkeit *in civilibus*, giebt Hr. Spangenberg in der *ersten Abtheilung des achten Bandes* heraus, indem er seine eigenen Beiträge (XX Erörterungen), welche er für das künftig gemeinschaftliche Werk bestimmt hätte, in der zwey-

ten Abtheilung dieses Bandes liefert. Dem Ganzen setzte er eine Lebensbeschreibung des verewigten Herausgebers und ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften vor, und schloß es mit einer „*Systematischen Uebersicht sämtlicher in den bisherigen acht Bänden enthaltenen Erörterungen* und einem *Sochregister*“ zum achter Bande. So war denn Hagemann's Werk durch die Sorgfalt eines Freundes auf das Schönste und Ehrenvollste geschlossen.

In dem *neunten Bande* der Fortsetzung, der auch als der *erste Band* eines selbständigen Werkes des Hn. Spangenberg erscheint, sind LXIV Erörterungen enthalten, und im *Anhange* nachbenannte ungedruckte Rechtsquellen mitgetheilt: I. Ein altes Meyerrecht der Schillingsgüter bey dem Kloster St. Michaelis zu Lüneburg; II. das Ecteding und Statut der Stadt Braunschweig; eine höchst wichtige Rechtsquelle aus dem 14ten Jahrhundert, welche bisher nur handschriftlich vorhanden war, und die sich an Leibnitz bekannte Mittheilungen in den *Scriptt. rer. brunsvic.* auf das Zweckmäßigte anreihet.

Was Hagemann's eigene Arbeiten in der ersten Abtheil. des 8ten Bandes betrifft, so muß von der Mehrheit derselben eben die praktische Tendenz gerühmt werden, wodurch die früheren Bände der *Erörterungen* sich ein so bedeutendes Publicum erworben haben. Bereicherung der Wissenschaft ist schon sparsamer, und manche Erörterung enthält kaum etwas mehr als das allgemein Bekannte und Unbestrittene. Wer hat z. B. je daran gezweifelt, daß die philosophischen, medicinischen und historischen Sätze der Pandekten, welche diese als Excerpte aus älteren griechischen und römischen Classikern mittheilen, keine *eigentlichen Gesetze* sind, wie in der XLI Erörterung ausgeführt wird? Ständen Bemerkungen der Art in dem Canon der Bibel, wer würde sie als *Gesetze* betrachten! — Doch bey einem Manne von Hagemann's literarischem Verdienste nimmt man es bey einer posthumen Gabe so genau nicht; solche vielmehr nicht ohne Rührung und Dankbarkeit empfangend. — Durch Hn. Sp's. Leistungen verbreitet sich neues Leben in dem nützlichen Unternehmen. Sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht ist bey Weitem die Mehrzahl der von ihm gelieferten Abhandlungen ausgezeichnet zu nennen. Rec. braucht in dieser Beziehung nur auf folgende drey aufmerksam zu machen: (VIII. b. 1) Ueber das Separationsrecht *ex jure crediti* bey Concurfen; insbesondere über die Frage: ob demjenigen, welchem der zu den Gütern des Gemeinschuldners gehörige Vermögenstheil rechtmäßig verpfändet war, bevor er von dem Gemeinschuldner *titulo singulari* erworben ist, ein solches Separationsrecht zustehe? (VIII. b. 2) Ueber den Beweis der Negatorien-Klage, wenn dem Kläger das Eigenthum abgeleugnet ist. (VIII. b. 7) Das Anastatische Gesetz findet auf solche Schuldscheine keine Anwendung, welche (*au porteur*) auf jeden Inhaber lauten.

Ein ganz vorzügliches Werk beginnt aber mit dem *ersten Bande* der Hn. Spangenberg eigen-

thümlichen Sammlung, in welcher die einzelnen Abhandlungen, ihrem Gehalte nach, unter folgende Rubriken geschieden sind: A. Zum Staats- und Verfassungs-Rechte (8 Erörterungen). B. Zum römischen Privatrechte (9—21). C. Zum deutschen Privatrechte (22—39). D. Zum Kirchenrechte (40—45). E. Zum Criminal- und Polizey-Rechte (46—52). F. Zum Civil-Proceffe (53—64).

Von der äußersten Wichtigkeit ist die Darstellung des im Herzogthume Sachsen geltenden Meyerrechts, welcher zwar eine handschriftliche Ansbearbeitung des Sachsen-Lauenburgischen Landfyndicus *Walter* zum Grunde liegt, die jedoch dem Herausgeber durch Anordnung und Zusätze Vieles verdankt.

Rec. bedauert, daß bey der Menge der gelieferten Abhandlungen es unthunlich ist, ins Einzelne zu gehen; das darf er jedoch versichern, daß *Hagemann's* Institut hier auf eine höchst würdige, ja in mancher Hinsicht vervollkommnete Weise fortgesetzt erscheint, wie denn allerdings dem als Gerichtshof mit Recht so berühmten Oberappellations-Gerichte zu Zelle Glück zu wünschen ist, daß es in dem Hn. Dr. *Spangenberg* ein Mitglied besitzt, der in *Pufendorfs*, *Bulow's* und *Hagemann's* Fußstapfen tretend, dafür Sorge trägt, daß die Leistungen desselben auch dem auswärtigen Publicum nicht verborgen bleiben.

F. R. v. St.

AUßLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Rücker: *Manuale contenente pezzi scelti da' migliori Prosatore Italiani antichi e moderni*, con brevi notizie intorno alla vita ed alle opere di ciascheduno, compilato, per uso degli Studiosi ed Amatori della Letteratura Italiana, da *Fabio Fabbrucci*, Toscano, Regio Professore di Lingua e Letteratura Italiana, publico Lettore nella R. Università di Berlino etc.

Auch unter dem Titel: *Handbuch der italiänischen prosaischen Literatur*, von *Fabio Fabbrucci*, aus Toscana, königl. Professor der italiänischen Sprache und Literatur, Lector an der Universität zu Berlin u. s. w. 1831. 465 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Dieses Handbuch der italiänischen Sprache enthält eine mit Einsicht getroffene Auswahl des Besten, was die italiänische Literatur aus der älteren und neueren Zeit uns darbietet, und kann neben *Idelers* vortrefflichem Handbuche, und *Drexels* im Jahre 1808 herausgegebener Anthologie aus Italiens classischen Schriftstellern, zur Uebung für Liebhaber der italiänischen Sprache, bestehen. Nach der Meinung des Herausgebers soll dieses Buch hauptsächlich zum Unterrichte der Jugend dienen; er hat bey

seiner getroffenen Auswahl immer das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und dagegen alles zu vermeiden gesucht, wodurch die guten Sitten verletzt werden können. Wer die Regeln der italiänischen Grammatik gut studirt hat, kann die hier befindlichen Lesestücke, so wie sie auf einander folgen, ohne eine Auswahl zu machen, lesen; denn der Herausgeber hat sie so geordnet, daß er vom Leichten zum Schwereren übergeht, daß also der Leser der Eigenheiten, welche sie charakterisiren, sich leicht bemächtigen kann, und sich in den Stand gesetzt sieht, die Schönheiten, welche ihnen ganz besonders eigen sind, zu fühlen. Den Lesestücken geht eine Lebensbeschreibung ihrer Verfasser vorher, welche bald weitläufig, bald kurz und in ihrer Sprache abgefaßt sind. Das Vocabularium ist hier weggelassen. Hr. F. hat nicht allein über das Leben der Schriftsteller, sondern auch über ihre Werke kurze Erläuterungen unter dem Texte gegeben. Die Briefe von *Castiglione* haben für die Jugend viel Interesse; besonders anziehend ist der Brief, welcher an den Cardinal von Bibiena gerichtet ist, und eine genaue Beschreibung der Kaiserkrönung enthält. Eben so lezenswerth ist *Guicciardine* Geschichte von Italien und der Schweiz (S. 358 u. f.). Damit man auch mit Kunstausdrücken bekannt werde, findet man S. 393 eine Erzählung unter der Aufschrift: *Alessandro di S. Lamberto, con nuovo artificio fa cavare un dente a un suo amico dal ciarpa, fabbro in Pian di Mugnone, Novella CLXVI. Giovanni Villani* (S. 405 u. f.) Beschreibung einer sehr großen Wasserfluth, welche sich fast in ganz Toscana ergossen hatte, wird nicht ohne Rührung gelesen. Diese Wasserfluth hat Anlaß zu der Streitfrage gegeben: ob dieselbe nach dem Willen Gottes oder nach dem Laufe der Natur gekommen sey. Die Darstellung dieses Streitpuncts ist in dem 2 Capitel des 11 Buchs der *Istorie Fiorentine* enthalten. Die (S. 154) *Storia di due amanti infelici* konnte durch eine andere *Novella* ersetzt werden. *Boccaccio's* Novellen, in welchen noch manche veraltete Wortformen, nicht selten zu lange Perioden und bisweilen auch anstößige Bilder vorkommen, passen eigentlich für die studirende Jugend weniger, als die *Novelle morali di Francesco Soave*.

Uebrigens ist dieses Handbuch mit seltener Correctheit und einfacher Eleganz gedruckt. Nur sind folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 85. Z. 8 von oben steht *Illiade* für *Iliade*; auf derselben Seite Z. 20 von oben *jer* für *per*; S. 92 letzte Zeile von unten *maneggi* für *maneggj*; S. 197. Z. 9 von unten *supplizi* für *supplicj*; S. 200. Z. 11 von oben *esempi* für *esempj*; S. 247. Z. 16 von oben *lasciaili* für *lascia gli*.

C. a. N.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

M E D I C I N.

WIEN, b. Wallishauser: *Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde*. Von Anton Rosas, der Medicin und Chirurgie Dr., und öffentl. Professor der Augenheilkunde an der k. k. Universität zu Wien. 1830. I Band. Mit einer Kupfertafel XVI u. 404 S. II Band. X u. 758 S. III Band. Mit einer Kupfertafel. X u. 416 S. 8. (8 Thlr. 12 gr.)

Nach Durchlesung dieses sehr voluminösen Werkes konnte Rec. den Zweifel nicht unterdrücken, ob durch die Herausgabe desselben der Augenheilkunde wirklich ein wesentlicher Nutzen erwachsen sey. Er will hiemit keinesweges die praktische Bildung des sehr verdienstvollen Vfs., den ungemeinen Fleiß, den derselbe auf dies Handbuch wendete, seine sorgfällige Beobachtung und ähnliche Vorzüge verkennen. Vor 15 oder 20 Jahren würde Rec. ein solches Buch mit größter Freude aufgenommen haben; die jetzige Zeit fodert aber etwas Anderes. Was jetzt Noth thut, ist eine wissenschaftliche Begründung und Durchführung der Ophthalmologie. Diese vermißt man hier schmerzlich. Beobachtungen, Erfahrungen besitzen wir in Ueberflus, aber sie sind noch in den Händen der sogenannten empirischen Praxis; die Wissenschaft hat sich ihrer noch nicht bemächtigt. Und in dieser Beziehung steht die Ophthalmologie fast noch auf derselben Stufe, auf der sie J. A. Schmitt und Himly fanden, als sie ihre ophthalmologische Bibliothek begannen, und durch dieselbe jene höhere Vollendung beabsichtigten. Die von diesen geistreichen Männern angegebene Richtung wurde nicht weiter verfolgt. Ohne Zweifel förderte es die individuelle Entwicklung der Augenheilkunde, indem man sie gleichsam von dem Gebiete der Medicin absonderte, und einer eigenen Pflege unterwarf. Aber dieser Pflege müssen Grenzen gesetzt werden. Dies will man noch nicht überall einsehen. Daher finden wir, daß alle unsere ophthalmologischen Handbücher einen mehr oder weniger hohen Grad von Einseitigkeit an sich tragen. In ihnen sehen wir die Krankheiten des Auges gleichsam aus dem Organismus hinaus gehoben, und suchen oft vergebens nach den Verbindungsfäden. So geschieht es denn — und Rec. kann Beyspiel davon anführen, — daß mancher Art oder Wundarzt, diesen Handbüchern folgend, eine sogenannte katarrhale, erysipelatöse Entzündung des Auges recht gut zu heilen im Stande war, aber einen Katarrh, ein

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Rothlauf in anderen Organen nach ganz anderen Grundsätzen, mit ganz anderen Mitteln, zu behandeln versuchte. Umgekehrt und bey Weitem häufiger, ja täglich begegnet man Aerzten, die Entzündungen, Verhärtungen, Hypertrophien u. s. w. in allen Organen, nur nicht im Auge zu heilen wissen. Es ist an der Zeit, die Krankheiten des Auges wieder in den allgemeinen nosologischen Verband zurückzuführen, und sie ganz nach denselben Grundsätzen zu ordnen und zu behandeln, wie dieselben Krankheiten in anderen Organen. Wie man den Unterschied zwischen Arzt und Wundarzt aufgehoben hat, so möge man den Unterschied zwischen Arzt und Augenarzt verbannen. Nur Einseitigkeit kann die Folge seyn! Warum steht es noch so traurig mit der Lehre des sogenannten schwarzen Staars? Doch wohl nur, weil man sich bey vielen Worten im Grunde gar Nichts oder nur höchst Nebelhaftes dachte. Wer bringt hier Licht? — Unser Vf. keinesweges, und gerade dieser Umstand veranlaßte zum Theil des Rec. obiges Urtheil. Hören wir, was Hr. Rosas über sein Werk selbst sagt. „Er habe,“ — erklärt er in der Vorrede — „bey Bearbeitung dieser Schrift nicht allein Beer's — dessen Werk er *classisch* (!) nennt — und anderer berühmter Augenärzte Erfahrungen älterer und neuerer Zeit zu Rathe gezogen, sondern auch seine eigenen, durch beynahe vierzehn Jahre gemachten Beobachtungen benützt, und überhaupt nur das Erprobte als wahr aufgestellt, das noch Unerwiesene in Zweifel gelassen. Man werde einsehen, daß er weder Zeit noch Mühe gespart habe, um etwas Brauchbares zu liefern, und daß ihm mehr daran gelegen sey, eigene und fremde Erfahrungen zu sammeln und zu ordnen, als Lustgebäude von Hypothesen aufzuführen; mehr daran gelegen sey, Wahrheiten zu ergründen, als Neues und Unhaltbares an den Tag zu fördern.“ — Nehmen wir diesen Maßstab zur Würdigung des Werkes an, so müssen wir dem Vf. zugestehen, daß er seine Aufgabe in den meisten Punkten befriedigend gelöst habe. Aber ist dies der richtige Maßstab? Jedes Werk hat seine eigentliche Bedeutung nur eben in der Zeit, in der es erscheint, und hienach muß es beurtheilt werden. Wie es Schriften giebt, die ihrer Zeit voraneilen, so giebt es andere, die hinter derselben bleiben — und dadurch von ihrem Werthe verlieren.

Der Plan des Werkes ist zu weitläufig angelegt und nicht zweckmäßig geordnet. Der erste Band beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung, bey deren Abfassung es keinesweges die Absicht des Vfs. war, eine ausführliche Geschichte der Ophthalmiatrik zu

liefern, sondern bloß, dem angehenden Augenarzte mehrere der berühmten Männer verschiedener Zeiten und Länder namhaft zu machen, durch deren thätige Verwendung die Augenheilkunde zu jener Stufe von Vollkommenheit gelangt ist, auf welcher sie heut zu Tage wirklich steht. Der Einleitung folgt eine kurze Darstellung der verschiedenen Beziehungen des Auges zum übrigen Organismus; dann eine anatomisch-physiologische Untersuchung des Auges, mit steter Rücksicht auf dessen krankhaften Zustand; endlich die Augenpflege, nebst einem Anhang von den Augengläsern. Der zweyte Band ist ganz der Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten, mit alleinigem Ausschluß der Operationslehre, gewidmet. Nach Vorauschickung allgemeiner pathologisch-therapeutischer Ansichten werden hier die Augenkrankheiten in systematischer Ordnung abgehandelt. Der dritte und letzte Band umfaßt die Lehre von den Augenoperationen. Jeder einzelnen Abhandlung ist die nöthige Literatur beygefügt.

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß der erste Band ganz füglich ungeschrieben hätte bleiben können. Denn die *geschichtliche Einleitung* S. 1—23 ist sehr unbefriedigend; außerdem will der Vf. selbst eine ausführliche Geschichte der Ophthalmiatrik später schreiben. Die *anatomisch-physiologischen Untersuchungen über das Auge* geben uns gar nichts Neues, entscheiden eben so wenig manche noch zweifelhafte Frage, und finden sich in jedem Handbuch der Anatomie und Physiologie. Was die *Augenpflege* betrifft, so giebt es bereits unzählige Schriften über dieselbe, und von dem dritten Bande, der die Augenoperationen enthält, gilt mit einigen, aber guten Ausnahmen, fast dasselbe, und zudem hat *Jünghen* erst ein sehr bogenreiches Buch darüber geschrieben. Wozu also noch ein zweytes? Wem entschwindet nicht aller Muth zum Studium, wenn er *Hofas* und *Jünghen's* Augenoperationslehren neben einander erblickt — und dazu noch die Operationslehren von Schreger, Zang, Sabatier, Dupuytren, Averill, Stark, Hager, Blasius, Großheim u. a.?

Der *anatomische Theil* im ersten Band ist sehr ausführlich und fleißig bearbeitet, und wir müssen dem Vf. hierin alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ueber die Beziehung des Auges zum übrigen Organismus, besonders über die Bedeutung mehrerer Nerven desselben, hätten wir jedoch die bestimmtere Benutzung von *Tiedemann's* u. a. Ansichten gewünscht. Auch ist hinzuzufügen, daß jetzt Nerven in der Hornhaut entdeckt wurden; dem Vf. zufolge spricht schon die bisweilen große Empfindlichkeit dieser Haut im krankhaften Zustande deutlich für das Daseyn von Nerven, wenigstens in ihrer äußeren Platte. Die *Entwickelungsweise des Auges im ungeborenen Menschen* ist sehr ungenügend; eigene Beobachtungen und Untersuchungen scheint der Vf. nicht zu haben. In *Lurduch's* Physiologie findet man Befriedigenderes; von *Ammon* hat allen möglichen Aufschluß über diesen Gegenstand versprochen. Kurz sind die *Bildungsfehler* der Augen angegeben. Besonders hätte das in

neuester Zeit viel besprochene *Coloboma iridis* eine ausführlichere Erwähnung verdient. Der Vf. sah diesen Bildungsfehler an beiden Augen einer funfzigjährigen Bauerfrau; die Pupille war rein, das Sehen ungetrübt. Zwey von den fünf Kindern derselben hatten dasselbe Uebel; das eine an beiden, das andere bloß am rechten Auge. So ausführlich der anatomische Theil ist, so gedrängt ist der *physiologische*. Wir vermiffen hier besonders das Eingehen in die neuen, so höchst geistreichen Untersuchungen über das Sehen von *J. Müller*, *Purkinje*, *Plagge*, *Tourtual* u. a. m., deren Schriften zwar angeführt, aber nicht benutzt worden sind. Erklärt der Vf. diese vielleicht auch für Lustgebäude von Hypothesen? Man staunt billig, in einem so bändereichen Werke über das physiologische und pathologische Leben der Augen kaum ein Wort von dem zu lesen, was den Stolz jedes Ophthalmologen ausmachen sollte.

Der zweyte Band — *Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten* — beginnt mit allgemeinen Begriffen. Die Kritik könnte hier manche Blöße rügen. Der Vf. theilt die Augenkrankheiten ein 1) in dynamische — als Störungen der Lebensthätigkeit; 2) in organische — als Veränderungen des normalen Baues. Die dynamischen theilt er wieder a) in die mit abnorm erhöhter und b) in die mit krankhaft verminderter Lebensthätigkeit des Sehorgans ein. Zu ersten gehört die Augenentzündung. Es ist kaum begreiflich, wie man heut zu Tag mit solchen Eintheilungen hervortreten kann. Findet denn bey der Ophthalmie — einer dynamischen Krankheit — keine Veränderung des normalen Baues — der Form und Mischung — Statt? Man betrachte doch nur eine gesunde, und eine im zweyten oder dritten Grad entzündete Lunge, und spreche nun von dynamischer Krankheit! Die Erscheinungen der Entzündung werden hierauf im Allgemeinen besprochen. Der Vf. nimmt nur phlegmonöse oder Gefäß-Entzündungen; nervöse oder erethische; lymphatische, kachektische oder torpide Ophthalmien an. Ob Erfahrung oder Theorie stärker gegen diese Eintheilung spreche, lassen wir dahin gestellt; wir erkennen darin nur sehr willkürliche Hypothesen. Des, die Ophthalmien begleitenden Fiebers wird kaum Erwähnung gethan, obwohl dieses wieder ein Punct von höchster Wichtigkeit, besonders für die Behandlung ist. Dann die alte, unlogische und verderbliche Abtheilung der Augenentzündungen in idiopathische und sympathische. — Die verminderte Lebensthätigkeit des Auges erscheint bald als Neurose — erethische oder torpide — bald als Kachexie. Aber was denkt man sich denn unter Neurose? Schwäche also? Folglich, wo das Nervensystem leidet, ist Schwäche? Auch die Kachexien zerfallen in solche mit Vermehrung und solche mit Verminderung organischer Masse. Dieß das System des Vfs., das er, nach seinem eigenen Geständniß, für vollkommen auszugeben, weit entfernt ist. Ist dieß ein System? Gehört dieß System ihm selbst an? Nach dem System kommt die Eintheilung der Augenkrankheiten und hier ist die anatomische Folgenreihe angenommen

nach der fünf Classen entstehen: 1) Krankheiten der Augenlider, 2) der Bindehaut, 3) des Thränenorgans; 4) der hinter dem Bulbus gelegenen Weichgebilde, wie auch der knöchernen Orbita selbst; 5) die des Augapfels. — Was die therapeutischen Grundsätze betrifft, so hat sich der Vf. nicht ausführlich darüber ausgesprochen. Seinen im Allgemeinen angegebenen Mitteln scheint reiche Empirie zu Grunde zu liegen. Es giebt bessere Therapeuten in Bezug auf die Augenkrankheiten. Dazu kommt, das der oberste Grundsatz, den er in therapeutischer Hinsicht ausspricht, einseitig ist: „Die Heilung jeder Augenkrankheit sey ein Werk der Natur, und die Kunst habe in diesem Bezuge ihre Aufgabe gelöst, wenn sie die Hindernisse des Heilungsprocesses aus dem Wege geräumt, demnach die Ursachen beseitigt, und die Natur in Bekämpfung der krankhaften Veränderungen des Auges zweckmäsig unterstützt habe.“ Wird die Natur auch unterstützt, wenn man die verdunkelte Linse entfernt, oder, wenn man zur Heilung des Augentrippers den Tripper auf der Schleimhaut der Harnröhre inoculirt? Hier ist doch wohl der Arzt Meister der Natur, wie er andere Male, und allerdings in den meisten Fällen, Diener derselben ist. — Wie unlogisch und unpathologisch der Begriff von idiopathischer und sympathischer Entzündung ist, zeigt sich recht deutlich bey den Entzündungen der Augenlider, wo der Furunkel und die Rose unter die idiopathischen Entzündungen gezählt werden, welches sie doch beide nicht sind.

Die Schilderung der Symptome der einzelnen Augenkrankheiten ist, wie man sie von *Rofas*, einem Schüler *Beer's*, erwarten muß. Auch in der Therapie ist alles geleistet, was die Empirie nur zu leisten vermag. Nicht ganz so zufrieden sind wir mit der Diagnose, wo noch Manches bestimmter hätte hervorgehoben werden können.

Bey den Krankheiten der *Bindehaut* haben wir vorzüglich wieder die Stellung der einzelnen Entzündungen unter sich zu tadeln, wodurch manche Sonderbarkeiten entstehen. So steht die rheumatische Bindehautentzündung unter den idiopathischen, die gichtische, skarlatinöse unter den sympathischen Entzündungen. Solche Zusammenstellungen von einem so berühmten Lehrer können den Unerfahrenen ganz irre leiten. Wir waren seither der Meinung, und haben es in der Natur bestätigt gefunden, das jede Dyskrasie ihren eigenen Grund und Boden habe, auf dem sie wurzelt. So haben wir noch nie eine gichtische, eine rheumatische Entzündung der Schleimhaut-Bindehaut gesehen. Nicht jede Entzündung im Auge, die nach Erkältung entsteht, ist eine rheumatische oder katarrhalische. Der Katarrh, der Rheumatismus des Auges sind bedeutend von der Entzündung verschieden, die aus diesem vorhandenen Katarrh und Rheumatismus sich entwickelt, und wesentlich verschieden von einer reinen, idiopathischen Entzündung. Diese drey verschiedenen Formen foderu eine ganz verschiedene Behandlung. Noch schwankender wird das System unseres Vfs., wenn er die Augenentzündung der Neugeborenen, die ägyptische und die epidemisch-

contagiöse Augenentzündung mehrerer europäischer Kriegsheere neuerer Zeiten in einem Anhang behandelt. Die Ophthalmie der Neugeborenen ist aber entweder eine reine, oder eine katarrhalische, oder eine durch weissen Fluß und Tripper entstandene Entzündung, und hienach wird die Behandlung derselben sehr einfach; denn sie entspricht der Natur. Ueber die ägyptische, epidemisch-contagiöse Augenentzündung scheint nur eine getreue Naturbeobachtung Licht zu verbreiten, wo man sich seither nur im Dunkel der Schule und Systeme herumtrieb. Rec. verweist in dieser Beziehung auf *Sentrup's* Schrift über die Augenkrankheiten in den verschiedenen Jahreszeiten.

Rec. übergibt die Krankheiten des *Thränenorgans*, deren Erklärung, bey vielem Guten, zu mancher Ausstimmung Veranlassung giebt, und wendet sich zu den Krankheiten der im Hintergrunde der Orbita befindlichen Gebilde und zu den Krankheiten des *Augapfels*. Hier kommen die Entzündungen der einzelnen Augenmembranen u. dgl. zur Sprache, die Rec. mit besonderer Aufmerksamkeit las. Damit Jeder selbst beurtheilen könne, wie der Vf. diesen Gegenstand überhaupt behandelt, möge hier wörtlich das stehen, was er über die Markhautentzündung — *Arachnoiditis* — *Retinitis* nach Anderen, sagt: §. 778. „Sie kommt meistens nur bey sensiblen, erethischen, zu Krämpfen geneigten, mit Störungen normaler oder habituellder Blutflüsse behafteten Subjecten, in Folge grellen Lichtes, großer Anstrengung der Augen, oder mechanischer Beleidigungen der Retina, zu Stande.“ §. 779: „Die Symptome der Retinitis sind folgende: Nachdem Phänomene erhöhter Sensibilität des Auges vorausgegangen, oft jedoch ohne das solche bemerkt worden wären, stellt sich ein Gefühl von Vollheit und Spannung, hierauf flüchtige Stiche, dann aber ein anhaltender, sehr schmerzhafter Druck in der Tiefe des Auges ein. Diesem Phänomene gefellt sich eine bedeutende Lichtscheu bey, welcher bald ängstigende Lichtererscheinungen folgen, die besonders Morgens und in der Abenddämmerung belästigen, den Tag hindurch aber durch das Phänomen des Mückensehens ersetzt werden. Während nunmehr die erstgedachten Symptome allmählich oder rasch an In- und Extension gewinnen, namentlich der dumpfe Schmerz über die ganze Orbitalgegend und die entsprechende Kopfhälfte sich verbreitet, nimmt das Sehevermögen zulehends ab, das Mückensehen geht in ein Netz-, bisweilen in ein Farben-Sehen, zuletzt aber in eine mehr oder weniger vollkommene amaurotische Blindheit über. An den übrigen Theilen des Auges sind hiebey nur wenige krankhafte Veränderungen bemerkbar. Die Pupille ist verengert und schwach beweglich, das Weiße des Auges nur wenig geröthet, die Thränenabsonderung kaum vermehrt.“ §. 780: „Die Markhautentzündung hat den Verlauf der *Iritis chronica*, und ist kaum je auf die ganze Retina verbreitet, sondern, laut pathologischem Funde, in der Regel auf den Umfang des gelben Flecks beschränkt. Nur selten geht sie in vollkommene Genesung über, meistens läßt sie, selbst zeitlich und zweckmäsig behandelt,

eine längere Zeit oder für immer andauernde Gesichtsschwäche zurück, und führt in schlimmeren Fällen sogar eine amaurotische Blindheit herbey, welche dann gewöhnlich auf Lymphexsudaten, variköser Verwachsung, oder selbst Verknöcherung der Retina und Verwachsung derselben mit den Nebengebilden beruht. Auch kann eine unzweckmäsig behandelte Markhautentzündung leicht in eine allgemeine Augapfelentzündung übergehen.“ §. 781: „Die Cur fodert streng antiphlogistische Mittel, daher nach Umständen allgemeine und örtliche Blutentleerungen, kühlende Abführmittel, das Calomel, erst nur allein, dann aber mit Hyosciamus oder Belladonna verbunden, Fußbäder; außerdem aber noch Anfangs, und wenn keine rheumatische Complication mit im Spiele ist, kalte Ueberschläge, sonst aber nur leichte Compressen, später das *unguentum cinereum* an die Augengegend, endlich andauernde Hautreize; und in jedem Falle eine entsprechende diätetische Pflege.“

Dies ist Alles, was in einem so ausführlichen Handbuche der Augenheilkunde über die Markhautentzündung gesagt wird! Es dürfte aber dennoch genügen, wenn es der Natur getreu dargestellt wäre. Was bis jetzt über die Markhautentzündung geschrieben wurde, scheint größtentheils — gedacht, nicht gesehen worden zu seyn. Von dem Vf. durfte man mit Recht Aufschluß erwarten. Er hat ihn nicht gegeben, und so bleibt die alte Finsterniß, die vielleicht auf die von *S. W. Sachs* in seinem Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin angegebene Weise verschleucht werden kann. Geht man von der Retinitis gleich zu den Nervenleiden der Markhaut, oder zu dem *schwarzen Staar* über, so fällt dieser Fehler noch mehr in die Augen. Der Vf. versteht unter schwarzem Staar jede Störung, oder gänzliche Aufhebung des Sehvermögens, welche auf einer Schwäche oder Lähmung der Retina beruht. Dieser Bestimmung gemäß ist die Amaurose sowohl von jener Hemmung des Sehens, welche als Symptom der Retinitis auftritt, als auch von der, welche durch krankhafte Zustände anderer Gebilde des Auges, ohne Mitleiden der Markhaut, gesetzt wird, wohl zu unterscheiden. Betrachten wir aber die Symptome, die er als charakteristisch für den schwarzen Staar aufstellt, sowie die Ursachen, durch welche dieser hervorgerufen wird, so finden wir gar manche, die gewiß nicht für Schwäche oder Lähmung, wohl aber für Aufreizung sprechen. Wie die Aufzählung der sogenannten amaurotischen Gesichtsfelder hierher kommt, läßt sich auf dem rationellen Wege nicht wohl erklären. Ob und in welcher Beziehung diese Gesichtsfelder zu der Amaurose stehen, ist kaum angedeutet. Außer der idiopathischen Amaurose stellt der Vf. noch eine sympathische auf, und nennt hier folgende:

1) Amaurose durch krankhafte Veränderungen anderer Gebilde des Sehsystemes und dessen nächsten Umgebungen. 2) Jene durch einen krankhaften Zustand der Organe der Schädelhöhle; 3) die von Abnormitäten der Unterleibseingeweide; 4) der schwarze Staar von Leiden der Geschlechtstheile; 5) der von Krankheiten des Hautorganes; 6) der von allgemeinen Leiden des Nervensystemes, oder 7) des Gefäßsystemes, oder endlich 8) der gehemmten Reproduction. In der Behandlung dieser verschiedenen Amaurosen finden wir sehr viel Empirie, die höchstens fürs Haus ausreicht. Wir wollen aber nicht länger bey diesem Artikel, noch weniger bey einzelnen Arten des sympathischen schwarzen Staars verweilen. Genug! wir haben hier den schwächsten Punct dieses ganzen Werkes berührt. Möge der Vf., dem eine so reiche Gelegenheit geboten ist, einmal alle Schul-Weisheit und Unweisheit bey Seite legen, und sich einer treuen Beobachtung der Natur hingeben! Wir sind überzeugt, daß er uns bald etwas Besseres über die Amaurose zu sagen wissen wird.

In den beiden folgenden Abschnitten *C. Kachexien* und *D. organische Fehler des Augapfels* bietet sich dem physiologischen Ophthalmologen wieder mancher Stoff zum Tadel. Von den kachektischen Leiden des Augapfels sagt der Vf., sie kämen zwar in der Regel als Folgen von Entzündungen, Neurosen und selbst (!) von Organisationsfehlern des Auges, bisweilen jedoch auch als primäre Augenübel zum Vorschein, und ließen sich füglich unter zwey Abtheilungen bringen, deren erste die Augenkachexien mit Vermehrung, die zweyte jene mit Verminderung des Umfanges vom Augapfel in sich begreife. Erste würden insbesondere Geschwülste — *Tumores* — letzte, mit Verminderung des Umfanges, Schwindfuchten — *Marcores* — des Augapfels genannt. Dagegen zählt er zu den organischen Fehlern des Augapfels 1) Verwachsungen, 2) Wunden, 3) Trübungen, 4) Geschwülste des ganzen Bulbus oder nur einzelner Theile desselben, und hieher gehören nun unter anderen der Regenbogenhautvorfall, das Hornhautstaphylom, die Erschlaffung und der Bruch der Sklerotika. Eine solche Pathogenie müssen wir der logischen Beurtheilung unserer Leser anheimstellen. Bemerken wollen wir nur noch, daß der Vf. einzelne Symptome, z. B. die blutige Trübung der Hornhaut u. dgl. m., als eigene, selbstständige Krankheiten aufführt, daß er die auf einander folgenden Stadien einzelner Krankheiten aus einander riß, und das eine Stadium in diese, das andere in jene Classe von Krankheiten stellte. Doch wollen wir bey diesen Ausstellungen so manches Gute, das sich hier findet, keinesweges verkennen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

M E D I C I N.

WIEN, b. Wallishauser: *Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde.* Von Anton Rosas u. s. w. I bis III Band u. s. w.
(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Band beschäftigt sich mit der Lehre von den *Augenoperationen*. Diese haben uns am meisten angesprochen. Wenn man auch nichts Neues von besonderer Wichtigkeit findet, so ist doch das bereits Vorhandene mit vielem Fleiße, vieler Umsicht zusammengestellt, die verschiedenen Operationsmethoden kritisch einander gegenüber gesetzt, und so besonders dem angehenden Augenarzt ein sicherer Fingerzeig gegeben. Nur möchten wir tadeln, daß der Vf. bey dem Umfange auch dieses Bandes das Geschichtliche der Operationen nicht genau berücksichtigt. Es hätte nämlich eine Geschichte der Augenoperationen gleichzeitig mit der Operationslehre selbst verbunden werden können und sollen, da diese ohnehin nicht ohne Anführung vieler geschichtlicher Bemerkungen gegeben werden kann.

Den Anfang machen die Operationen an den Augenlidern, einfach und klar, nur fast zu kurz. Besonders gilt dies von dem, was von der Bildung neuer Augenlider gesagt wird. Der Vf. führt nur *Gräfe's* und *Dzondi's* Fälle an, und schließt dann: „daß die Bildung neuer Augenlider ein sehr schwieriges Unternehmen sey, und bey alledem doch nur einen höchst (!) unvollkommenen Ersatz für das Verlorene leiße, auch wegen der leicht eintretenden Gangränescenz des Lappens oft (?) mißlinge, dürfte wohl kaum zu bezweifeln seyn.“ Hat auch der Vf. diese Ansicht, so mußte er doch das Verfahren hiebey genauer aus einander setzen. Dann folgen die Operationen an der Bindehaut. Das Bekannte. Nur die Operation des Flügelfells übt der Vf. auf folgende Weise: Nach Lagerung des Kranken ergreift er mit der linken Hand die gewöhnliche *Beer'sche* Lilienpincette, und faßt mit ihr das durch die Wendung des Auges nach dem inneren Augenwinkel erschlaffte Pterygium dermaßen, daß der obere Arm der Pincette den oberen, der untere den unteren Rand des Flügelfells zwischen dem Hornhautrande und der Basis der Wucherung einklemmt, schließt dann beide Arme, und zieht nun das in die Höhlung der Zange gebrachte Fell gegen sich an. Mit der anderen Hand ergreift er eine kleine *Cooper'sche* oder *Louis'sche* Augenscheere, und schneidet mit derselben das an-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

gespannte Flügelfell an seiner Grundfläche durch. Hierauf faßt er den vorderen Rand des eben entstandenen Lappens mit der gedachten Pincette, zieht ihn sanft an, und trennt dann die Wucherung von ihren Seitenverbindungen sowohl, als von der unterliegenden Sklerotika los. Diese Lostrennung geschieht stets in der Richtung von der Peripherie des Auges gegen die *Cornea* zu, und zwar dergestalt, daß die mit ihrer Convexität an die Sklerotika gestützte Scheere die Aftersmasse knapp von letzter Membrane ablöst. Wurde auf solche Weise das Pterygium bis zum Hornhautrand lospräparirt, so sucht er dasselbe durch einen Zug bis zu seiner Spitze loszutrennen, und schneidet endlich diese mit der Scheere durch. — Dies Angeführte mag zugleich als Probe dienen, wie der Vf. eine Operation zu beschreiben pflegt.

Die dritte Stelle nehmen die Operationen am Thränenorgane ein. Hier hat der Vf. der Operation des verschlossenen Thrännennasencanals eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet durch Darstellung seiner Operationsmodification, die wir zwar noch nicht anzuwenden Gelegenheit hatten, aber es zu thun nicht säumen werden. Er geht von dem Satze aus, daß der *Petit'sche* Typus allen Anforderungen weit mehr entspreche, als der *Anel'sche*, indem erster die zur Herstellung der Normalität des Thränenschlauches erforderlichen Mittel demselben auf dem kürzesten, bequemsten und zugleich am wenigsten gefährlichen Wege beybringe. Auf der beygegebenen Kupfertafel hat der Vf. seine, für diese Operation in Anwendung gebrachten Instrumente abgebildet. — Die Operationen in der Augenhöhle sind nur kurz erwähnt, hierauf folgen die Operationen am Augapfel. Der Operation des grauen Staares ist S. 175 bis 326 gewidmet. Kein Augenarzt wird diese Abhandlung ohne Belehrung und Nutzen lesen. Hier besonders spricht der Vf. aus einer reichen Erfahrung, und wägt die Vortheile und Nachtheile der bekannten Operationsmethoden des grauen Staares mit vorzüglichem Scharfsinne ab. Als Resultat über die Operation des Hornhautschnittes, sagt er: „Wenn ich sämtliche Gründe für eine und die andere Art des Hornhautschnittes mit einander vergleiche, und zugleich die Resultate meiner eigenen Erfahrung in Erwägung ziehe, so finde ich mich veranlaßt, die *Extraction nach Jäger* für die zweckmäßigste Staaerausziehungsmethode zu erklären.“ — Daher stellt er auch diese Methode als Norm auf, handelt die Operation mit dem *Beer'schen* Schmitte bloß als Ergän-

E

zungsmethode der ersten ab, und übergeht die *Le Roux'sche* als entbehrlich. Seine Ansichten über die übrigen Methoden, den grauen Staar zu operiren, sind: „Die Sklerotikonyxis mit Staarzerfchneidung gewährt zwar vor dem Hornhautstiche zu gleichem Zwecke den Vorzug, daß man bey ihr den Staar sicherer und leichter zerfchneidet, und dessen Reste bequemer in die vordere Kammer hervorschiebt, als dieß wohl bey dem Hörnhautstich gelingt; sie ist jedoch wieder andererseits für das Auge beleidigender, da sie eine empfindlichere Stelle der Conjunctiva, die mehr als die Cornea belebte Sklerotika, den Ciliarkörper, und selbst den Glaskörper verwundet.“ Die Depression könne nur dann angezeigt seyn, wann bey bestehenden allgemeinen Zeichen zur Staaroperation weder die Ausziehung, noch die Zerstückelung einen günstigen Erfolg versprechen. — Daß der Behandlung des Kranken nach der Staaroperation noch ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, zeugt außerdem für das praktische Talent des Vfs.

Was die Operation der künstlichen Pupillenbildung betrifft, so verfährt der Vf. fast mit derselben Ausführlichkeit, wie bey der des grauen Staars. Er huldigt der *Iridekto-Medialyse*, jedoch nur bedingungsweise. Er übt sie seit mehreren Jahren auf dieselbe Weise, wie sie *Langenbeck* für Fälle, wo sich die vom Ciliarbande getrennte Iris-Partie in die Hornhautwände nicht einklemmen läßt, anempfiehlt; fügt aber hinzu: wenn er auch von dem Werthe dieser Methode vollkommen überzeugt sey, so sey er dennoch der Meinung, daß dieselbe sowohl der *Maunoir'schen* Iridotomie, als auch der *Wenzel'schen* und *Beer'schen* Iridektomie nachstehe, und demnach nur für jene Fälle sich eigene, wo keine dieser Methoden eine zweckmäßige Anwendung findet, als da sind: die Pupillensperre durch ein über den Pupillarring allenthalben hinausreichendes Centralleukom, — dann jene durch Anhäufung coagulirter Lymphe in und um die Pupille, — und endlich die Verschließung der Sehe durch einen mit dem Pupillarrande durchaus verwachsenen grauen Staar.

Bey der Ausrottung der Hornhaut geht der Vf. nach unserer Ansicht zu leicht über *Reisinger's* Vorschlag, eine neue Hornhaut zu bilden, hinweg; zwar zweifelt auch *Dieffenbach*, ob diese Operation, so wie man sie bisher gemacht hat, je gelingen werde. — Am Schlusse spricht der Vf. noch über die Einlegung künstlicher Augen. Die diesem Bande beygegebene Kupfertafel enthält die Darstellung von Instrumenten für Augenoperationen.

A. B.

BERLIN, in der Stuhr'schen Buchhandlung: *Karl Bell's physiologische und pathologische Untersuchungen des Nervensystems.* Aus dem Englischen übersetzt von *Moritz Heinrich Romberg*, Dr. d. Medicin, Privatdocenten in Berlin u. s. w. 1832. XXX u. 388 S. 8. (3 Thlr.)

Der Untersuchungen *Bell's* über die Nerven, namentlich über den *trigeminus* und *facialis*, ist inner-

halb des letzten Decenniums so vielfache Erwähnung gefeehen, besonders seit *Magendie* gegen *Bell* die, wie es scheint, ungegründete Priorität der Entdeckung in Anspruch nahm, daß die hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven der Empfindung, die vorderen der Bewegung dienen, einer Entdeckung, deren Richtigkeit durch die neueren interessanten Experimente von *Johannes Müller* in Bonn aufser allem Zweifel gesetzt ist; und diese Untersuchungen sind so gewichtig in dem dunkeln Felde der Neurophysiologie, dabey zugleich so werthvoll in praktischer Hinsicht, namentlich für die operative Behandlung des Gesichtschmerzes, daß eine vollständige Mittheilung derselben höchst wünschenswerth war. Der berühmte Entdecker stellte die Ergebnisse seiner Untersuchungen 1830 in einer besonderen Schrift zusammen, und die vorliegende Uebersetzung derselben bedarf wohl keiner entschuldigenden Empfehlung, da sie einem gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt. Die wesentlichen Resultate von *Bell's* Forschungen dürften folgende seyn: Aufser den Sinnesnerven giebt es vier zu einem Ganzen verbundene Nervensysteme, nämlich: 1) Nerven der Empfindung; 2) Nerven der Bewegung; 3) respiratorische Nerven; 4) Nerven, welche das sympathische System bilden. Die beiden ersten Systeme sind im ganzen Verlaufe an einander gebunden; das dritte ist ihnen nur theilweise beygeleitet; das vierte steht in Beziehung zum vegetativen Leben. Die Verrichtung eines Nerven ist abhängig von dem Orte seines Abgangs von den Centraltheilen des Nervensystems. Die Rückenmarksnerven entstehen insgesammt mit zwey Wurzeln, einer hinteren mit einem Ganglion versehenen, und einer vorderen ohne Ganglion; die hintere Wurzel, — also auch der hintere Rückenmarksstrang, von welchem sie entspringt, dient der Empfindung; die vordere, also auch der vordere Rückenmarksstrang, dient der Bewegung. Unter den Gehirnnerven findet sich nur ein einziger mit doppelter Wurzel, gleich den Rückenmarksnerven, entspringender, der *trigeminus*, und diese Wurzeln verhalten sich hinsichtlich der Verrichtung genau wie die Rückenmarksnerven. Die hintere Wurzel bildet das *Ganglion Gasseri*, von welchem die drey Aeste des Nerven abgehen, und an den dritten Ast allein tritt die kleine vordere, mit keinem Ganglion versehene Wurzel. Während der erste und zweyte Ast durchaus nur Gefühlsnerven des Gesichts sind, wird der dritte zugleich durch den Zutritt der vorderen Wurzel Bewegungsnerve für die Kaumuskeln. Die Rückenmarksnerven nebst dem *trigeminus* kann man als das *symmetrische* Nervensystem bezeichnen; sie finden sich bey allen Thieren stets in einer Seitenrichtung, niemals in der Längsaxe, zu den regelmäßigen Abtheilungen des Körpers verlaufend, und sind für Empfindung und Bewegung bestimmt. Die übrigen Nerven (abgesehen von *obfactorius*, *opticus* und *auditorius*?) kann man als *unsymmetrische* Nerven bezeichnen. Sie zeichnen sich durch eine einfache Wurzel aus, d. h. eine Wurzel, welche nur von Einem Strange des Rücken-

marks ihren Ursprung nimmt. Ihr Verlauf ist unregelmäßig, ohne jene Symmetrie, welche das Attribut der anderen Classe ist. Sie sind dieser beygegeben, und entsprechen der Zahl und Complication der hinzugefügter Organe. Der *oculomotorius* und *abducens* für das Auge, der *hypoglossus* für die Zunge, entspringen am Gehirne offenbar von Theilen, die dem Bewegungsstrange des Rückenmarks entsprechen; dem gehen aber auch zu Theilen, die zugleich vom *trigeminus*, der Quelle der Sensibilität, versorgt werden. Auch der *patheticus* tritt ans Auge. Wozu dienen nun aber der *facialis*, *vagus*, *glossopharyngeus* und *accessorius Willisii*? Sie vermitteln die Thätigkeit von Theilen, welche im Respirationsproceß wirken, diesen Proceß im weiteren Sinne genommen; es sind respiratorische Nerven, wie der *phrenicus* und wie der für *musc. serratus magnus* bestimmte *respiratorius externus (nervus thoracicus)*. Vergleicht man nun die Ursprungsstelle jener vier respiratorischen Nerven, so ergibt sich, daß sie an der *medulla oblongata*, dem Centraltheile der Respirationsfähigkeit von Seiten des Nervensystems, zwischen den dem vorderen und hinteren Rückenmarksstrange entsprechenden Strängen entstehen; man darf also den zwischen beiden Wurzelreihen befindlichen Strang des Rückenmarks als Respirationsstrang ansehen, was sich am deutlichsten am *accessorius* ergibt. Von diesem Respirationsstrange des Rückenmarks stammen ohne Zweifel auch die Fäden des *phrenicus* und *respiratorius externus*, obwohl dieselben gleich mit den respectiven Halsnerven verschmelzen. Die Respirationsfäden der unteren Portion des Rückenmarks bleiben sogar gänzlich mit den Empfindungs- und Bewegungs-Fäden verschmolzen, und gelangen so mit diesen zu den Brust- und Unterleibs-Muskeln, deren Mitwirkung bey der Respiration bekannt ist. Es besteht also jede seitliche Hälfte des Rückenmarks aus einem vorderen Bewegungsstrange, einem mittleren Respirationsstrange und einem hinteren Empfindungsstrange. Uebrigens gehört auch der *patheticus* den Respirationsnerven zu; denn der *musc. obliquus superior*, welchen er allein versorgt, bewirkt das unbewußte instinctmäßige Rollen des Augapfels, und vermittelt eine Verbindung zwischen dem Auge und dem respiratorischen Systeme, namentlich dem *facialis*, in sofern Zweige des letzten den Bewegungen der Augenlider vorstehen.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, speciel-ler in die wichtigen Untersuchungen einzugehen, deren Hauptresultate so eben mitgetheilt wurden. Was das Formelle des Buches anlangt, so werden allgemeine Betrachtungen über das Nervensystem, über das Rückenmark, über die Gehirn- und Rückenmarks-Nerven vorausgeschickt. Diesen folgen von S. 45 an vier Abhandlungen des Vfs., welche in die Jahrgänge 1821, 1822, 1823 und 1826 der *Philosophical Transactions* aufgenommen, und hier zum Theil mit Zusätzen bereichert worden sind: 1) Von den Nerven, ihrer Structur und Anordnung, nebst einigen Versuchen zur Erläuterung ihrer Verrichtun-

gen. 2) Von den Nerven, welche die Association der Brustmuskeln bey dem Athemholen, Sprechen und Ausdrucke vermitteln. 3) Von den Bewegungen des Auges, als Erläuterung der den Muskeln und Nerven der Augenhöhle zukommenden Verrichtungen. 4) Von dem Nervenzirkel, welcher die willkührlichen Muskeln mit dem Gehirne in Verbindung setzt. Von S. 196—371 folgen Krankheitsfälle und briefliche Consultationen über Nervenkrankheiten zur Erläuterung der in den vorhergehenden Abhandlungen mitgetheilten Thatfachen. Endlich hat der Uebersetzer von S. 375—383 die in *Froriep's* Notizen befindliche Abhandlung über die doppelten Wurzeln der Rückenmarksnerven von *Joh. Müller*, mit Zusätzen des Vfs. vermehrt, aufgenommen. — Die 6 beygefügten Tafeln mit Abbildungen, zur Erläuterung des Vorgelegenen, sind ohne besondern Werth. — Die Uebersetzung ist gut; Druckfehler finden sich aber in Menge.

D. T. J.

WÜRZBURG: *Analekten zur Natur- und Heilkunde*, von Dr. J. B. Friedreich, öffentl. ord. Professor der Medicin zu Würzburg u. s. w. 1831. VI u. 109 S. 4.

Dem mehrfachen Wunsche seiner Zuhörer zu genügen, hat der Vf. einzelne in Zeitschriften eingrückte Abhandlungen und Programme hier zusammengestellt. Die eine oder die andere Abhandlung dürfte vielleicht schon früher in diesen Blättern angezeigt worden seyn; eine Bekanntschaft des Publicums mit den meisten mag aber wohl billig vorausgesetzt werden; deshalb begnügen wir uns, die zusammengestellten Abhandlungen fast nur zu nennen.

Es sind ihrer neun: I. *Der Gang des Lebens von Osten nach Westen*. — II. *Andeutungen zum Versuche eines neuen Systems der physiologischen und pathologischen Lebenserscheinungen*. — III. *Ueber die Verwandtschaft zwischen dem Gehörorgane und der Leber*. Die hier mitgetheilte chemische Untersuchung des Ohrenschalzes durch Hn. Thomann bietet keine sonderliche Ausbeute. — IV. *Θηλεια νοσος*. Die vielbesprochene, von Herodot erwähnte Krankheit der Scythen sey ein psychisches Leiden. — V. *Zur Psychagogie des Lichtes und der Farben*. — VI. *Ueber die Schwierigkeit der Diagnostik, und die Mittel, diese zu erleichtern*. Die erschwerenden Momente der Diagnostik liegen im Arzte, im Kranken und in der Krankheit. Besonders die in der Krankheit liegenden Schwierigkeiten werden gut zusammengestellt. Der Vf. zählt eine Menge von Fällen aus Schriftstellern auf, in denen man nach dem Tode bedeutende organische Veränderungen und Zerstörungen fand, ohne ein während des Lebens dadurch hervorgerufenen Symptom. Gerade dadurch ist diese Abhandlung zur längsten geworden. — VII. *Beitrag zur Diagnostik der Lienterie*. Ohne Zweifel die gehaltvollste Abhandlung der ganzen Reihe. Der Vf. zählt die so abweichenden einseitigen Ansichten der Schriftsteller über das Wesen der Krankheit auf, und setzt

hierauf drey Arten der Lienterie fest: a) die durch ein abnormes Verhältniß der Verdauungssäfte erzeugte Lienterie (*L. dyspeptica*); b) die durch einen durch Magen- und Darm-Krampf bedingten, zu kurzen Aufenthalt der Speisen erzeugte Lienterie (*L. spasitica*); c) die Lienterie als Folge eines organischen Fehlers (*L. organica*). — VIII. Ein Wort über das Ueberraschtwerden von der Geburt und Gebären ohne Wissen. Die Möglichkeit dieses Ueberraschtwerdens von der Geburt, meint der Vf., sey auch dadurch begründet, daß man annehmen müsse, „daß nicht die Mutter das Kind, sondern daß das Kind sich selbst gebürt.“ Wir unseres Theils können diese Spontaneität des Kindes beym Geburtsacte, obgleich man sie demselben schon vielfältig hat vindiciren wollen, nicht einräumen. Die Geburt todtter Kinder spricht offenbar dagegen. Man wird vielleicht erwiedern, der Fötus verhalte sich in diesem Falle wie ein fremder Körper. Wenn aber hier die unwillkürlichen Contractionen des Uterus den Fötus auszustoßen vermögen, warum soll man dies nicht als den normalen Hergang betrachten, zumal da das animalische Leben des Fötus noch so tief steht? — IX. Ueber die Priorität des Todes. Bey der Frage über die Priorität des Todes sind gemeinsam zu Rathe zu ziehen: A. die Individualität der Verstorbenen; B. die Art des Todes, also 1) Vergiftung, 2) Erstickung, 3) Ertrinkung, 4) Verunglücken durch Zerfchmetterung, 5) gewaltsamer Tod, 6) Verhungern, 7) Erfrieren, 8) Geburtsarbeit; C. der Zustand der aufgefundenen Leichen. Die Hauptmomente bey den einzelnen Fällen werden erörtert. Der Vf. ist dabey in einen Irrthum verfallen, welchen wir nicht unerwähnt lassen mögen. Daß der Erstickungstod, bey Personen beiderley Geschlechts von gleichem Lebensalter, das männliche Geschlecht eher dahin raffe, ist ziemlich allgemein angenommen, und ein von *Klose* im Winter 1811—12 beobachteter Fall spricht deutlich für diese Annahme. *Klose* wurde nämlich in eine mit Kohlendämpfen erfüllte Schulstube gerufen; alle darin anwesenden Knaben waren betäubt, sämtliche Mädchen befanden sich noch wohl. Diese einzige Erfahrung, meint unser Vf., beweise durchaus nichts, und die Annahme widerspreche dem physiologischen Resultate, welches wir durch den Vergleich des Baues und der Organisation des männlichen Respirationsystems mit dem weiblichen erhalten. Die männliche Brust sey weiter, geräumiger und ausdehnbarer; die kleineren weiblichen Lungen müßten daher früher der tödtenden Ursache unterliegen, als die männlichen. Dieser Schluss ist durchaus falsch. Der größere Thorax des Mannes deutet auf das größere Athmungsbedürfnis desselben hin; eine Störung der Respiration wird daher auch um so schneller nachtheilig, selbst tödtlich wirken. — Alle Abhandlungen sind durch den mit der Literatur so vertrauten Vf. mit Citaten reichlich

ausgestattet worden. Das Typographische ist höchst lobenswürdig. d. τ.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Vollständiges Recept-Taschenbuch zur zweckmäßigen Behandlung aller syphilitischen Krankheiten*. 1831. VII u. 202 S. 12. (21 gr.)

Es giebt wohl keine Krankheit, gegen deren mannichfaltige Aeußerungen eine gleich große Menge von Magistral- und respective Officinal-Formeln in Gebrauch gekommen sind, als die *Syphilis*. Der Grund davon liegt eines Theils in der Heimlichkeit, in welche syphilitische Kranke ihr Uebel zu hüllen bemüht sind, anderen Theils in der öfteren Hartnäckigkeit desselben. Die letzte nöthigt den Arzt nicht selten, wenn die eine Behandlungsweise ihre Wirksamkeit verliert, eine andere auf Autoritäten sich stützende Methode in Anwendung zu ziehen. Eine Zusammenstellung aller gegen *Syphilis* versuchten und angepriesenen Behandlungsweisen, wie sie früher durch *Friese*, *Lebrecht*, *Sofibius* ausgeführt worden ist, scheint uns deshalb kein überflüssiges Unternehmen; eine solche Compilation gewährt dem Praktiker in zweifacher Hinsicht Nutzen. Sie verschafft ihm zuvörderst bey hartnäckigen Fällen einen Ueberblick aller Methoden, die unmöglich dem Gedächtnisse insgesamt anvertraut werden können, um für den vorliegenden individuellen Fall auszuwählen; sie ist aber zweytens auch ein gutes Unterstützungsmittel der Lectüre, um sich sogleich eine bestimmte Behandlungsweise zu vergegenwärtigen, wenn eine solche, als bereits bekannt gemacht, in Schriften bloß unter dem Namen des Arztes erwähnt wird, welcher sie angab. Für diese Zwecke hat die vorliegende Schrift mit Recht ein vollständiges Namen- und Sach-Register erhalten. Der Vf. hat außerdem, der leichteren Uebersicht halber, die Recepte gegen die einzelnen Krankheitspecies der *Syphilis* (Jucken der Geschlechtstheile, Erectionen, Tripper u. s. w.) in besondern Capiteln abgehandelt; jedem Capitel sind kurze allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, und häufig finden sich nach den einzelnen Recepten kurze therapeutische und pharmaceutische Bemerkungen beygefügt. Da die Schrift begreiflicher Weise zunächst von anfangenden Praktikanten in den Kliniken gekauft werden dürfte, so müssen wir es tadeln, daß die Recepte hin und wieder nicht ganz genau abgefaßt sind. So heist es in Nr. 26: *R. Kali nitrici ʒj Solve in aquae ʒvj Tere cum gummi arabici ʒij ut f. l. a. emulsio, cui addas Syr. simpl. ʒj.* Statt *Tere cum* müßte es hier heißen *Terendo adde*; denn nicht das Wasser, sondern das Gummi soll gerieben werden. In dem Recepte Nr. 81 fehlt die Angabe, von welchem Gewichte oder in welcher Anzahl die Pillen gefertigt werden sollen. Auch finden wir unter Nr. 30 und 112 dasselbe Recept aufgeführt.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GIessen, b. Ferber: *Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande*. Vierter Theil. D. Moderne Politik oder über die Verhältnisse der modernen Staaten unter einander, sowie die praktischen, historischen und rechtlichen Principien der Beherrschungs-, Verfassungs- und Verwaltungs-Formen im modernen Abendlande überhaupt. Von *Harl Vollgraff*. 1829. XXXVI und 740 S. 8. (4 Thlr.)

Die ersten drey Theile dieses Werkes sind in der Jen. A. L. Z. 1829. No. 87 von einem anderen Rec. angezeigt worden; es ist also der in diesem ausgedrückte Wunsch des Vfs., das folches bis zur Erscheinung dieses vierten Theils ausgesetzt bleiben möchte, unerfüllt geblieben. Ob er aber durch diesen letzten „das Gemüth moderner Leser,“ das er durch die früheren verletzt zu haben glaubt, verlohnt haben werde, indem er den modernen Völkern, gleichsam zum Ersatz der ihnen abgesprochenen Staatsfähigkeit, eine Staats-Rechtsfähigkeit zugestanden, muß zur Entscheidung der „so recht gemüthlichen Leser,“ an welche besonders jene Bemerkung gerichtet ist, verstellt bleiben, weil Rec. sich dieser Classe nicht bezuzählen wagt. Gewiß ist übrigens, das der Beweis der Staatsfähigkeit der neuen Völker für denjenigen, welcher denselben zuvor nicht geführt gefunden, auch hier nicht ergänzt wird, da der Vf. den bisher angelegten Maßstab, die Vergleichung mit den Griechen und Römern, verlassen, und jene Völker „nach ihrem eigenen Maßstabe bemessen“ hat.

Der vorliegende Theil enthält nun die *moderne Politik* nach einem vollständigen und übersichtlichen Systeme geordnet, ein Sachregister über die jetzt erschienenen vier Theile, ein Register der in diesen Theilen angeführten Schriftsteller und eine Flaggen-Charte, der eine Wappen-Charte nachzuliefern versprochen wird. Der Vf. behandelt seinen Gegenstand auf dem Grunde einer Classification der europäischen Staaten nach der Unterscheidung zwischen Patrimonial- und Frey-Staaten. Jene bilden ihm die Regel, diese die Ausnahme. Jene sind durch Eroberung entstanden, so das übrigens die Gründung der neuen Reiche keine juristische Veränderung zwischen dem Anführer und dem Volke der Eroberer bewirkt hat, und diese nur daraus hervorgegangen ist, das der Anführer als Eigenthümer des eroberten Landes betrachtet und, durch theilweise Verleihung desselben an sein

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Gefolge, eine lehnrechtliche Beziehung zwischen beiden begründet ward. Später sind sie nach Lehn- oder Privat-Recht übertragen und vererbt worden. Sie erfordern, als charakteristisch, ein gutsherrliches, privatrechtliches Besitzthum von Land und Leuten, und geben dem Fürsten gegen das Volk nur vertragmäßige Rechte eines Herren. Wo dieses nicht der Fall ist, nimmt der Vf. Frey-Staaten an, ohne Rücksicht auf fürstliche Regierungsform. Die vom gutsherrlichen Rechte der Fürsten freyen Leute und Ländereyen wären keiner weiteren Gewalt desselben, als seiner Gerichtsbarkeit, unterworfen gewesen, und dieses der Grund der Exemtionen und Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit und der Städte. Hienach beruht dem Vf. „die Landesherrlichkeit nicht auf einseitiger Uebertragung Seitens der Unterthanen, sondern auf eigenem Stamm- oder Familien-Besitzthum und dinglichen, nämlich durch Leihe vermittelten Schutzverträgen mit Letzten,“ und eben hierin besteht die Legitimität im engeren Sinne; die Landeshoheit hingegen beruht „größeren Theils auf rein factischen Verhältnissen, geringeren Theils auf persönlichen, d. h. nicht durch Landbesitz und Leihe vermittelten Schutz- und Unterwerfungs-Verträgen, so das sie zwar eben sowohl zu den legitimen Rechten eines Fürstenhauses mit gehört, doch aber jener materiellen Unterlage ermangelt, die nur der Landesherrlichkeit eigen ist.“ Und eine Folge dieses Verhältnisses ist, das „die Unterthanen der germanischen Fürsten — nie weder an der sub- und objectiven Souveränität, selbst durch ihre Landstände nicht, noch an der Majestät ihrer Könige u. s. w. Theil genommen“ haben. Dagegen „ist es ein germanischer Charakterzug, das, sowie der Besitzer eines Familienguts nichts thun darf ohne Zustimmung der Agnaten, so sollen auch die Fürsten nichts ohne den Rath ihrer Getreuen thun. Unter diesem Rath haben sie nun aber nie weder ein absolutes Zustimmungsrecht, noch ein bloßes nacktes Ja sagen verstanden; und da der Lehnsherr eben so zur Treue verpflichtet war, wie die Vasallen, so war damit die Annahme und Befolgung ihres guten Rathes von selbst gegeben.“ In beständiger Berücksichtigung des hier angedeuteten Unterschiedes betrachtet nun der Vf. die europäischen Staaten, nicht nur nach jener Classification im Allgemeinen, sondern auch die einzelnen derselben in allen ihren verschiedenen Beziehungen, sowohl hinsichtlich der äußeren, als der inneren Verhältnisse, und giebt dabey eine sehr belehrende Vergleichung beider Classen in einer fortlaufenden Gegenüberstellung, welche er mit Recht für den

Kern dieses Theils erklärt. Das ganze System hier mitzuthellen, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten, und so mögen hier nur einzelne Punkte herausgehoben werden. Die drey nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, werden, zugleich mit England und den Niederlanden, zu den, durch erwählte Fürstenhäuser regierten Freystaaten gezählt. Dafs Norwegen als Freystaat hier angesehen wird, ist folgerecht, allein schwerlich dürfte sein jetziger Regent, der die Krone durch Uebereinkunft der Großmächte erhalten und sie allererst mit den Waffen gegen die Stimme der Nation erkämpft hat, als erwählt betrachtet werden können. Ob die slavischen Reiche, Rußland, Polen und Böhmen, wie auch Ungarn, Patrimonial- oder Familienwahl-Staaten sind, wagt der Vf. nicht zu bestimmen, wägt jedoch die Gründe für das Eine und Andere ab. Das moderne Königthum, bemerkt derselbe weiter, kann nur aus Irrthum als ein Amt angesehen werden, indem das Alterthum der modernen Welt substituirt und die Basis desselben, das Grundeigenthum, unbeachtet gelassen wird. Die geistlichen Staaten, von denen allein der Kirchenstaat übergeblieben, werden nicht als Wahlmonarchien, vielmehr als Patrimonial-Territorien geistlicher Corporationen betrachtet. Die Behauptung, „dafs in Praxis von mehreren Besitzungen eines und desselben Souveräns, mögen sie auch nach ganz verschiedenen Verfassungen beherrscht werden und weit aus einander liegen, die eine nicht neutral bleiben und die andere Krieg führen kann,“ möchte wenigstens jetzt in Beziehung auf Hannover eine Ausnahme erleiden, da dessen Verhältniß zum deutschen Bunde seine Unabhängigkeit von den auswärtigen Beziehungen Großbritanniens besser sicher stellen dürfte, als es in den Jahren 1756 und 1803 das im Todeskampfe befangene deutsche Reich zu thun im Stande war. Sehr treffend sagt der Vf. ferner: „Legitimität und absolute Gewalt sind im modernen Abendlande zwar nicht *Contradictiones in adjecto*, aber Todfeinde, denn Legitimität besteht nur und allein durch Achtung und Respectirung aller übrigen Legitimitäten,“ weil die der Fürsten nicht ohne die der Völker genannt werden könne, und beide, wie jedes Recht, auf Reciprocität beruhe und entsprechende Pflichten voraussetze. Sodann wird die Ueberlassung der Domänen an die Landschaft gegen Uebernahme der darauf ruhenden Lasten mit einer Güterabtretung, und die Civilliste mit der Competenz des Schuldners verglichen. Eine Zusammenstellung, die in denjenigen, d. h. den meisten deutschen, Staaten nicht paßt, wo ein Unterschied zwischen der Domänial- und der Landes-Casse bestanden, und jede ihre besonderen Obliegenheiten gehabt hat. In diesen kann die Civilliste nur als ein Aversionalfurrogat für den, zur Unterhaltung des Fürsten u. s. w. bisher verwendeten Theil der Domänialeinkünfte, und nach Umständen als Erbpacht, Kauf gegen Rente u. dgl. gelten. Eigentliche Staatsverfassungen, nicht nur aus einem Gufs gefertigte, sondern solche, vermöge deren Jeder sein Privatinteresse dem Staate opfern müsse, wären der

neueren abendländischen Welt fremd, behauptet der Vf., daher in Patrimonial-Staaten das *jus eminens* hinwegfallen müsse, selbst gegen Entschädigung; indem in diesen zwar Verfassungen, allein nur solche beständen, deren Zweck die gegenseitige Sicherung aller Rechte beziele. Diese Behauptung hat, so viel das *jus eminens* betrifft, bekanntlich die bisher angenommene Theorie des Staatsrechts in Deutschland, und auch die allgemeine Praxis gegen sich. „Sehr weislich, heißt es ferner, hat man sich in Deutschland nicht verleiten lassen, diese so schwere Aufgabe (der neuen Verfassungs-Urkunden) sich dadurch, wie anderwärts, zu erleichtern, dafs man sie etwa nach einem allgemeinen Leisten, z. B. für ganz Deutschland, gemodelt und gelöst hätte; denn das Abstracte bleibt überall dem Leben fremd, und versliet eben so leicht wieder, wie es gefunden wird;“ und weiter so richtig als praktisch: „Zudem waren die Deutschen nie ein Volk, weder zu Herrmanns noch zu Karls des Großen Zeiten, weder im Mittelalter noch in neuerer Zeit, weder unter einem Kaiser noch unter den neuen Bündeln.“ — „Volksrepräsentanten sind in Folge des dem freystaatlichen Principe zum Grunde liegenden Societätsverhältnisses für die nothwendigen jährlichen Staatsbedürfnisse zu unbedingter Steuerbewilligung verpflichtet, d. h. sie selbst ist kein Gegenstand der Unterhandlung, sondern blofs die Nothwendigkeit ihres Bedürfnisses unterliegt der Prüfung.“ Wenn aber der Vf. behauptet, es habe der ständischen Bewilligung nur zu den directen Steuern bedürft, da das Zollrecht ein Ausflufs des landesherrlichen Grundbesitzes, und Adel, Geistlichkeit und Städte als Corporation davon befreyet gewesen: so ist das ein Irrthum, indem Zölle von indirecten Steuern völlig verschieden und diese stets Gegenstand landchaftlicher Einwilligung gewesen sind. Eben so irrig wird Braunschweig den Staaten beygezählt, in welchen die Patrimonialgerichtsbarkeit noch bestehe; sowohl diese, wie der besondere Gerichtsstand für Geistlichkeit und Ritterschaft, sind daselbst abgeschafft; auch findet jetzt in Hannover und Braunschweig (im Gegenheil von §. 338 a dieses Werkes) keine Ungleichheit der Steuerpflicht, und keine Recrutirung, vielmehr allgemeine Militärpflicht (gegen §. 339 a das.) Statt. Das Vielregieren findet hier (§. 352) seinen verdienten Tadel; allein indem es als Consequenz des demokratischen Principis dargestellt wird, so liegt hierin eben ein Grund dafür, weil jetzt jenes Princip dem monarchischen möglichst beygemischt wird. Ueber die rechtliche Beziehung der Staatsdiener hinsichtlich der Dauer ihrer Aemter werden §. 363 und 388 flg. sehr genügende Grundsätze mitgetheilt. Zu den Staaten, in welchen die Gerichtsportula für die öffentlichen Cassen berechnet werden, muß man auch Braunschweig zählen. Die Competenz der Patrimonialherrlicher und der Landesgerichte zwischen ihnen und den Unterthanen wird ausführlich §. 367 flg. abgehandelt. Nach Verdienst ist §. 395 die Behauptung einer Regierungspflicht zur Anstellung der studirten jungen Leute gewürdigt: „Die der Volksfreyheit gefährlichste Classe

von Menschen sind weder die Tyrannen, noch Despoten, noch der eigenthumslose Pöbel, sondern jene Aemter und Stellen bettelnden vermögenslosen Subjecte, die nicht arbeiten wollen, sondern lieber eine Stelle suchen. Sie sind die willigen Vollzieher aller Widerrechlichkeiten. — Daher ist es auch so schädlich, wenn sie nun gar zu Volksrepräsentanten gewählt werden, und so rathsam, sie davon auszuschließen. — Der Vf. sagt ferner über die gewünschte Hebung des Advocatenstandes, alle dahin gehenden Vorschläge würden an der Klippe scheitern, denn „unsere Advocaten auf dem Continente befinden sich in der unglücklichen Stellung, daß sie ungeliebt sind, weil sie es sind, die — der Katze die Schelle anhängen.“ In Frankreich fällt diesem Stande dieselbe Pflicht zu, und doch ist er daselbst sehr geachtet; auch ist es mit dem Ungeliebteya selbst in Deutschland so schlimm nicht, da in mehreren Ländern dem guten Advocaten jede Auszeichnung im Staatsdienste, wie in England, erreichbar ist, und die Vorzüglichen unter ihnen der Anerkennung ihrer Verdienste gewiß sind.

Hiemit mag die Anzeige dieses vierten Theils geschlossen werden, eines Werkes, das, unabhängig von einigen ungewöhnlichen, durch das Ganze laufenden Grundansichten, einen wahren Schatz umfassender Belesenheit, scharfsinniger Bemerkungen und erschöpfender Erörterungen einzelner Materien enthält, und der großen Veränderung ungeachtet, welche in vielen Staaten in und seit dem Jahre 1830 eingetreten sind, eine große Brauchbarkeit jedem Staatsmanne gewähren kann. Das aus *Montesquieu* entlehnte Motto: *Dans tout ceci je ne justifie pas les usages, mais j'en rends seulement les raisons* hat nicht zur beschränkenden Vorschrift gedient; denn oft findet sich, neben den Gründen des Vorhandenen, auch deren Beurtheilung mitgetheilt.

Der Druck ist gut, das Papier nicht schlecht.

v — w.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Die Parteyen in Deutschland*. Ein Wort der Warnung für Alle, besonders für die Völker. Von *Friedrich von Holstein*. 1832. 35 S. 8. (4 gr.)

Führen jetzt die Einheit Deutschlands, die Vereinigung aller Deutschen zu einem einzigen Volke, verbunden durch eine gemeinsame Repräsentation, Viele im Munde; spricht sich hiemit nur zu oft das verhüllte Bestreben aus, den Samen der Unzufriedenheit und gegenseitigen Mißtrauens auszustreuen, der hochverrätherische Zweck, Fürsten und Volk zu entzweyen, und dem überrheinischen Feinde den Weg in des Vaterlandes Herz zu eröffnen: so finden wir in der vorliegenden Abhandlung eine ähnliche Mahnung, aber aus lauterer Absicht und in einer unverfänglichen Einkleidung erlassen, finden wir hier Mittel empfohlen, die ohne Verletzung des Bestehenden anwendbar sich zeigen, Worte der Beruhigung, ausgegangen von Liebe und Vertrauen zu den Menschen und dem obersten Lenker ihrer Schicksale.

Der Vf. bezeichnet als Hauptparteyen die Anhänger der Grundsätze vom göttlichen Rechte (Aristokratie) und von der Volkssouveränität (Demokratismus), und erklärt sich für die Partey der Vermittelung, für diejenigen, welche für die Reformen stimmen. Jetzt tobe laut und ungezügelt die Menge der Vertheidiger der Volksobermacht; ohne selbst zu wissen, wofür eigentlich sie kämpfe, gebrauche sie die Waffen der List, des Trugs, der Verfälschung, und verderbe durch Ungeßüm und vielfach ungerechte Mittel, was in ihrem Grundsätze Wahres liege. So geben sie Blößen, und der Mißbrauch der Schrift dünke den Gegnern Beweis für Einzwängung derselben, die dann den Fürsten, wo er nicht Alles selbst beobachtet, für ihre Absichten gewinnen, bis plötzlich ein Stofs das ganze morsiche Gebäude unwirft, und Alle erstaunt umblicken und fragen: gab es denn keinen Halt mehr? Der Vf. warnt vor den Franzosen, die es nie gut mit Deutschland gemeint. „Und ihre hochgepriesene Freyheit — ihr durch Volkswillen erhöhter Bürgerkönig! Jetzt, da er Ruhe wünscht, da er nicht eine ewig fortgesetzte Revolution, einen beständigen Theorienstreit, eine Sicherung der Finanzen will; wie erhöhen nicht auch schon ihn die sogenannten Pariser Liberalen! Das Morgenroth der Freyheit, das dort aufdämmerte, ist eine *Fata Morgana* gewesen, die durch blendenden Schein trügt und verleitet. — Wer an die große Menge sich wendet, und verkündet, es könne jedes Volk seinen Herrscher verjagen, wenn es ihm gerade so einfiel, der hat nicht *Einen*, sondern *viele Tausende* verleitet und getäuscht.“ Es könne und müsse Deutschland sich selbst helfen, und es bedürfe dazu keines deutschen Reichs, keines deutschen Kaisers, nur der Einigkeit und deutschen Gesinnung, gereinigt von falcher List. Hierauf empfiehlt der Vf. den Fürsten Erfüllung der gemäßigten und verständigen Forderungen ihrer Unterthanen, ohne den Schein zu fürchten, als ob sie sich etwas hatten abtrötzen lassen; indem zu einem solchen Gedanken der Eitelkeit oder des Verdrusses keine Zeit sey. Er empfiehlt, den Weg der Reform einzuschlagen, und, mit Beybehaltung des brauchbaren Alten, das Untaugliche abzuschneiden und Zeitgemäßes dafür einzupropfen; Handels- und Prefs-Freyheit, jedoch diese mit einem PrefsGesetze, gewiß mit Recht, weil es eine Verwirrung der Begriffe darlegt, hiebey von Gedankenfreyheit zu reden, als ob der Gedanke nicht zur That würde, indem er zur öffentlichen Kunde gebracht wird; und als ob es eine unerhörte Beschränkung menschlicher Freyheit enthielte, Handlungen zu zügeln, die, leicht unerfetzlichen Nachtheil bringen können, wo sie in Mißbrauch der Freyheit übergehen. Der Vf. richtet sodann an die Völker die Warnung, ihren Vorgesetzten nicht rasch ihr Zutrauen zu entziehen, und der Stimme der Leidenschaften das Ohr zu leihen. Wer in die Lärmposaune stößt, müsse Verdacht erwecken, denn der Würdige übernehme sich nicht, und vor Allem sey jedes Parteynehmen zu meiden, wie die Sucht nach Flugschriften, die nur zu oft wirkliche *Fluchschriften* wären. Als „letz-

tes Mittel“ wird hierauf ein Verein vorgeschlagen, um den Druck und die Verbreitung aller in solchen (aufreizenden u. s. w.) Gefinnungen und Zwecken geschriebenen Blätter oder Brochüren zu verhindern, wie es einen solchen gegen den Nachdruck gegeben, und die Hoffnung ausgesprochen, daß die besseren, geachteteren Verleger selbst, zu ihrer eigenen und Deutschlands Ehre, an diesen Vereinen Theil nehmen werden. Möge dieser Vorschlag und diese Erwartung in's Leben treten, und das allgemeine Streben auf Befestigung „monarchischer Throne, umgeben von constitutionellen (nicht: republikanischen, wie das Programm *de l'hôtel de ville* lautet) Einrichtungen,“ gerichtet werden und bleiben!

v—w.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Grundsätze und Ansichten über Staatsformen und deren Ableitung aus dem Wesen des Staats selbst.* 1832. 22 S. 8. (3 gr.)

Der Vf., welcher unter der Einleitung *H.F.B.* sich unterzeichnet hat, und von sich anführt, daß er von jeher nicht gern zehn Worte lesen oder hören mochte, wo drey genühten, handelt hier diesem gemäß, indem er seine Theorie über die Staatsformen in wenigen kurzen Sätzen, 28 Paragraphen, klar und bestimmt gefaßt mittheilt. Neue Behauptungen oder ausführliche Entwicklungen darf man hier nicht suchen; wohl aber finden sich die bekannten Grundsätze der constitutionellen Monarchie folgerecht aus einander abgeleitet, und das ganze System mit einem jetzt seltenen Geiste der Mäßigung aufgeführt. „Es giebt bey diesen Hauptverhältnissen des Menschengeschlechts (den Staatsrechtsverhältnissen) keinen anderen Codex, erklärt der Vf., als die gesunde Vernunft, und die Cultur besorgt nur verbesserte Auflagen. Das System des natürlichen Staatsrechts ist wohl der Prüfstein der Güte und Haltbarkeit des positiven; aber aus letztem die Elemente des ersten deduciren zu wollen, wird ewig ein Mißgriff bleiben.“

Von der geistigen und moralischen Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts schließt der Vf. auf den Zweck des Schöpfers bey dessen Erschaffung, und folgert daraus das unveräußerliche Recht des Menschen auf die Mittel zu diesem Zwecke seines Daseyns. Jedem Volke stehe daher die Befugnis zu, „die Grundsätze seiner Vereinigung und seiner fortwährenden gesellschaftlichen Beziehungen dergestalt festzustellen und abzuändern, wie sie seiner besten Einsicht nach für die Ansicht (d. i. den Zweck) des Vereins am entsprechendsten sind.“ Der Mehrheit der Staatsbürger müsse bey allen Rücksichten die Minderzahl sich fügen. Die monarchische Regierungsform sey, besonders für größere Staaten, die vorzüglichere, und also müsse solche gewählt oder befestigt werden, sobald eine Regierungsveränderung unvermeidlich geworden wäre; jedoch nur bey wirklicher Unvermeidlichkeit dürfe zu einer Veränderung geschritten werden, wegen der damit gewöhnlich ver-

knüpften großen gemeinschädlichen Erschütterungen. Die Beschränkung der, dem Monarchen zu übertragenden höchsten Staatsgewalt, der Souveränität, müsse in der Mitwirkung der Volksvertreter liegen, für jede Provinz Repräsentanten unter Concurrenz der Ortsschaften (Gemeinden) gewählt, und aus den Ausschüssen der Provinzialrepräsentanten die Nationalrepräsentation zusammengesetzt werden. Staatsdiener und Domänenpächter wären nicht zu Repräsentanten geeignet. Die Versammlungen müßten öffentlich gehalten werden und zu vorherbestimmten Zeiten Statt finden, „das Wirken der Repräsentation sich aber auf das Religionswesen, die bürgerliche, peinliche und finanzielle Gesetzgebung und die allgemeinen Etats von den Einnahmen und Ausgaben des Staats“ beschränken. Die Resultate ihrer Berathung wären von der Regierung zu beachten, die Vorschläge zu neuen, und zu Veränderung bestehender Gesetze aber allein von dieser zu machen. Bey Unfähigkeit des Monarchen sey die Regentenschaft von der Repräsentation dem fähigsten Prinzen des regierenden Stammes zu übertragen; im Falle des Erlöschens des Fürstenhauses sey zur Wahl eines anderen zu schreiten, daher die Nichtigkeit der Verträge der Regenten über Vererbung der Länder aus dem Volksrechte folge; bey einer Unwürdigkeit des Fürsten, oder wegen dessen Verletzung des Staatswohls, habe das Volk zu erwägen, „daß die Beileihung mit der Souveränität durch die Beschaffenheit der menschlichen Natur und des Staatswesens als nothwendig gesetzt, also geheiligt ist,“ und durch vermehrte Kraftanstrengung (Industrie) den Nachtheil einer solchen Regierung nach Möglichkeit zu mindern, und von einer besseren Zukunft Heilung zu erwarten, der „Antastung der Person des Regenten und Rechenschaftnehmung von ihm,“ als leicht zu blutigen und gemeinverderblichen Unruhen und Umwälzungen führend, sich zu enthalten, und ihn dem Urtheile der Geschichte und des Richters der Welten zu überlassen.

Dieses ist der Inhalt einer Schrift, welche den Beweis der Unbefangenheit ihres Vfs. gleichsam an der Stirn trägt, indem derselbe sich unabhängig von den Ansichten der jetzt so schroff einander entgegen tretenden Parteyen zeigt, und mit wahrer Freymüthigkeit den Muth hat, sich gegen die Praxis der neueren Zeit und gegen die Theorien gepriesener und nachgebeteter Schriftsteller und Redner auszusprechen. Er läßt Abweichungen von seinen allgemeinen Grundsätzen zu, wo derselben Durchführung Gefahr drohet; diese suchen Ruhm und Einfluß auf entgegen laufendem Wege, unbekümmert, ob das Ziel, wohin sie deuten, nur durch Blut und Feuer zu erreichen ist, und das Glück der lebenden Generation bey seinem Erstreben auf's Spiel gesetzt werden muß; ob nicht die gewaltsame Durchführung einseitiger, oder gar selbstüchtiger Parteyansichten, welche sie billigen und als Volksgerichte darstellen, zur Gesetzlosigkeit und Entfittlichung führe.

v—w.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

- 1) Ludwigsburg, b. Naß: *Betrachtungen über das Wesen der Artillerie*, von C. von Sonntag, kön. württembergischem Major in der reitenden Artillerie. 1828. VIII u. 172 S. kl. 8. (1 fl. 30 kr.)
- 2) Ebendasselbst: *Anleitung zu dem Unterricht in dem Batteriebau*, in Fragen und Antworten, von C. v. Sonntag, Major u. f. w. 1830. IV u. 224 S. kl. 8. (1 fl. 30 kr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 162.]

„In einer Zeit, wo die Lesewelt mit Producten aller Art überschwemmt wird, kann es nicht fehlen, daß auch über Gegenstände der Artillerie sehr vieles geschrieben wird, was oft schiefe Urtheile veranlassen kann.“

Auch Rec. glaubt diese Anfangs-Worte der Vorrede an die Spitze seiner Kritik stellen zu müssen, freylich aber nicht im Sinne des Vfs., ob dieser gleich nach den Schluß-Worten seiner Vorrede nichts Geringeres erstrebt, als die Gegenstände, die er behandelt, *von den Vorurtheilen zu entkleiden*, die sie umgeben.

Es bleibt immer eine bedenkliche Sache, durch eine, wenn auch etwas verstecktere Ansicht, die man von sich hat, dem Urtheil anderer über sich selbst vorzugreifen; denn in der Regel hinterläßt eine solche Zuvorkommlichkeit weiter nichts als die peinliche Reflexion, die allgemein unter der Formel *si tacuisses* bekannt ist. Doch da der Vf. an das Urtheil der geneigten Leser appellirt, und Rec. sich auch unter diese Zahl rechnet, so ist es Pflicht desselben, sich über den Werth der Schrift näher auszusprechen. So viel ist gewiß, Neues hat er darin nicht gefunden, und das ist wohl auch nicht möglich; denn in einer Schrift von 172 weit gedruckten Seiten, in denen eine solche Masse von Gegenständen abgehandelt werden, wie das Schießpulver, die Geschützröhren, die Lafeten, Protzen, Munitions-Wagen, die sonstigen Fuhrwerke der Artillerie, Beweglichkeit der Geschütze und Munitions-Wagen, Wahrscheinlichkeit des Treffens bey Feldgeschützen, Zündungen, Congrevschen Raketen, Artillerie-Train, gehört außerordentlich viel dazu, wenn man etwas Ersprießliches leisten will, da über jeden Gegenstand schon Werke vorhanden sind, die von bedeutend größerem Umfang sind, als das ganze Werk des Vfs. selbst. Ohne eine frühere wissenschaftliche Bildung, ohne diese Genialität allgemein zu schreiben, ist das undankbarste Geschäft von der Welt, *J. A. L. Z. 1832. Vierter Band.*

und die Schrift hat weder Spuren des einen noch des anderen.

So viel im Allgemeinen. Rec. geht nun zu dem Einzelnen und zwar zunächst zur Einleitung über: „die Artillerie ist eine Kunst, nicht eine Wissenschaft (!). Sie ist darum keine Wissenschaft, weil es in derselben nur wenige Sätze giebt, welche als Grundsätze festgestellt werden können. Sie kann nicht ohne eine Menge nöthiger Hülfswissenschaften bestehen; wird sie nicht wissenschaftlich (!) behandelt, so tappt man ewig im Finstern.“ S. VI wird für die Artillerie die Erfahrung als die alleinige Führerin anerkannt, dabey aber bemerkt, daß „die aus der Erfahrung hervorgegangenen Regeln und darauf gegründeten Berechnungen nur bis auf einen gewissen Punct (!) oder nur theilweise“ wahr seyen. Rec. muß hier bemerken, daß Erfahrungen der Kräftenlehre, welche mathematische Calculationen zulassen, zu einem bestimmten Resultat führen, und daß nur die Erfahrungen der Grundstoffe annäherungsweise zulässig sind. Mehr als dieß bedarf es wohl nicht, um einen *wissenschaftlichen* Werth des Ganzen zu bekommen. — Zum Ueberflus will Recensent noch einige HauptverstöÙe berühren, die der Vf. sich hat zu Schulden kommen lassen. Der Vf. behauptet S. 6—7, daß für die Stärke des Pulvers einzig die Güte des Materials bey sorgfältiger Behandlung (!) den Ausschlag giebt, ohne das Verhältniß zu beachten, nach welchem die Bestandtheile desselben zusammengesetzt werden sollen, und ohne die Bestimmungen für die Größe und Gestalt der Körner zu berücksichtigen. — Die Erfahrungen der englischen Artillerie, nach welchen S. 12 die Zündröhren der eisernen Geschütze eine außerordentliche Erweiterung angeblich erlitten haben sollen, sprechen gerade zum Vortheil der eisernen Röhren, weil sich nach *Joh. May* (in der Schrift über den beschleunigten Festungsangriff) die Zündlöcher der bey den Belagerungen der spanischen Festungen 1812 und 1813 gebrauchten bronzenen Röhren gegenüber von den gleichzeitig gebrauchten eisernen Röhren um mehr als das Doppelte erweiterten. Man sehe Plan III obigen Werks. Ueberdieß widerspricht dieser Ansicht des Vfs. seine eigene Mittheilung S. 43 über ein spanisches bronzenes Rohr mit einem Zündlochstollen von geschmiedetem Eisen, wo sich das Zündloch, unerachtet das Geschütz schon ziemlich gebraucht war, dennoch äußerst wenig angegriffen fand. Ein Beweis also, daß der Fehler nicht an der Natur des Eisens liegt. Die Behauptung, daß die Zündlöcher der eisernen Röhren

nicht mit Kupfer berührt werden können, weil die Schraubengänge wegen der Sprödigkeit des Eisens auspringen, würde der Vf. nicht aufgestellt haben, wenn er mit Aufmerksamkeit eine mechanische Werkstätte durchwandert hätte, in welcher große Maschinen aus Gufseisen zusammengesetzt und durch eingeschnittene Schraubengänge mittelst Schrauben zusammengehalten werden. — Der Vf. würde ebenso die S. 16 aufgestellte Frage: „Ist noch etwas Nützlichliches mit einem unbrauchbaren eisernen Rohr anzufangen? nicht mit *Nein!* beantwortet haben, wenn ihm der hüttenmännische Proceß, durch welchen in den Eisenhammerwerken das Gufseisen in Schmiedeeisen umgewandelt oder zu Stabeisen verarbeitet wird, bekannt gewesen wäre. Die Möglichkeit der Umschmelzung des Gufseisens scheint ihm auch fremd zu seyn. — Erst 1812 lernte der Vf. S. 19 die Einhörner kennen, welcher sich die russische Artillerie schon in dem 2ten schlesischen Feldzug bediente. Hier zeigt der Vf. unverkennbar in gleichem Verhältniß Unkenntniß in der Kriegsgeschichte, wie ihm solche so eben in der metallurgischen Hüttenkunde nachgewiesen wurde; diese letzte beurkundet er S. 113 dadurch noch mehr, daß er behauptet, der Rost verurtheile bey dem Gufseisen größere Verheerungen, als bey dem geschmiedeten Eisen; während doch gerade der entgegengesetzte Fall Statt findet, indem das Gufseisen des größeren Kohlengehalts wegen der Oxydation weniger als das geschmiedete Eisen ausgesetzt ist. — Der Granade soll durch den hölzernen Spiegel die angewiesene Flugbahn gesichert werden S. 22; dieses muß Rec. bey der großen Verschiedenheit der specifischen Schwere des Eisens und des Holzes bezweifeln, weil dieser Verschiedenheit wegen im ersten Moment, wenn durch die Entzündung der Ladung die Trägheit des Projectiels überwunden, auch der Spiegel von der Granade getrennt wird. Rec. ist daher der Meinung, daß die Granaden hauptsächlich deshalb mit einem hölzernen Spiegel versehen werden, um der Brandröhre eine solche Lage zu geben, in welcher sich solche am leichtesten im ersten Moment der Ladung mit entzündet.

Der Vf. läßt S. 23 die 3 und 4pfündigen Kanonen „aus leicht erklärlichen Gründen“ (?) aus der Reihe der gewöhnlichen Feldgeschütze verschwinden; damit stimmt wenigstens die österreichische Artillerie nicht überein; denn die fahrende Artillerie bedient daselbst nicht nur für den Gebirgs-Krieg, sondern *allgemein* die drey-pfündigen Kanonen. — Nach mehrjährigen Erfahrungen des Vfs. verhält sich S. 24 der Sechspfünder zum Zwölfpfünder in Beziehung auf die Wahrscheinlichkeit des Treffens = 6 : 7, und in Beziehung auf Percussionskraft = 2 : 3; die von ihm hierauf gegründeten Folgerungen S. 25, daß auf eine Entfernung von 800 bis 900 Schritt gegen eine Colonne durch die 6pfündige Kanone mit 100 Schufs 100 Mann und durch die 12pfündige Kanone mit 100 Schufs 175 Mann außer Gefecht gesetzt werden, sind aber nicht richtig, weil die Zeit, in welcher eine gewisse Anzahl Schüsse aus jeder Kanone abgegeben werden kann, nicht beachtet wurde. — *Scharnhorst* nimmt nach vielfältiger Erfahrung an, daß bey dem Zwölfpfünder $1\frac{1}{2}$ Schufs und

beym Sechspfünder 2 Schufs in einer Minute geschehen. Zählt also eine Batterie 8 Kanonen, so wird in einer halben Stunde die 12pfündige Batterie 360 Schufs und die 6pfündige Batterie 480 Schufs abgeben. Nach obigen Verhältniszahlen würden also mit Rücksicht auf die Zeit der Abgabe des Schusses mit der 12pfündigen Kanone nur $\frac{1}{4}$ mehr Mann als mit der 6pfündigen Kanone außer Gefecht gesetzt, und nicht $\frac{3}{4}$, wie S. 25 angegeben wird. — Der Vf. wünscht S. 30 für die Haubitzen eine allgemeine gleiche Benennung. Es wird behauptet, daß in Deutschland die Haubitzen nach dem Gewichte ihrer Geschosse benannt werden, obgleich diese Geschosse nicht überall nach ihrem specifischen Gewichte, sondern größtentheils nach dem Gewichte einer steinernen Kugel benannt werden, welche denselben Caliber hat. Man könnte bey diesem ganz unklaren Satze annehmen, der Vf. habe das absolute Gewicht mit dem specifischen verwechselt, wenn er nicht weiter unten einen ganz irrigen Begriff von Eigenschwere entwickelt hätte, indem er sagt: „das specifische Gewicht der Geschosse ist vermöge der verschiedenen Eisenstärke beynahe bey allen Artillerien etwas verschieden, und wird so ziemlich das Doppelte des jetzt angegebenen Steinkugelgewichts betragen.“ — Die Festungs- und Belagerungs-Haubitzen werden S. 33 zu den unnützen Meubeln gezählt, weil beym Ricofchetiren mit dem 1sten Aufschlage die Brandröhre erklicke, und zum Demontiren die Granaden nicht wirksamer als die Kanonenkugeln seyen, indem von 100 in eine Brustwehre eingedrungenen Granaden kaum einige springen würden.

Durch so unrichtige Ansichten über die Wirkung eines in der Artillerie so wichtigen Geschosses liefert der Vf. den Beweis, *Scharnhorst's* Handbuch der Artillerie nicht gelesen zu haben. *Scharnhorst* legte 1810 bey Glatz in einen 20 Fufs dicken und 18 Fufs hohen Erdwall eine Bresche mit 6 Granadenschufs aus der 10pfündigen Haubitze und mit 28 Granadenschufs aus der 24pfündigen Kanone. Man sehe §. 243 seines Handbuchs 3ten Theils.

Ueber die Lippen-Kanonen belehrt uns *Borkenstein* besser als der Vf. S. 36. Der Vorwurf, welcher hier dem letzten gemacht wird, nämlich daß aus seinen Tabellen nicht ersichtlich sey, „ob die Umstände auch immer sich gleich waren,“ trifft den Vf. selbst, indem er ohne Angabe der Umstände S. 37 aus einem und demselben Geschütz zu verschiedenen Zeiten die verschiedensten Resultate erhalten haben will. S. 40 nur wenige Worte über den Guß der Mörser über einen Kern; ohne den Guß der Kanonen und Haubitzenröhren zu erwähnen. Der Vf. wird sehr wahrscheinlich seine besonderen Gründe gehabt haben, einen so wichtigen und viel umfassenden Gegenstand unberührt zu lassen. — Auch würde er gewiss S. 42 hinsichtlich des Spielraums für die Belagerungs-Kanonen nicht vorgeschlagen haben, für den Fall, daß man mit glühenden Kugeln schießt, lieber Kugeln von kleinerem Durchmesser mitzuführen, als dieser wegen den Spielraum der Belagerungs-Röhre zu vergrößern, wenn er beachtet hätte, daß die Ursache des Spielraums, die der Vf., wie bekannt, S. 41 in der Kruste findet, welche

den harten Rückstand der verbrannten Pulverladung bildet, bey dem Einführen der glühenden Kugel aufgelöst wird. — In dieser Einwirkung der glühenden Kugel auf den Pulverrückstand liegt denn auch unverkennbar die Ursache, daß man mit glühenden Kugeln bey unverändertem Aufsatz die gleichen Schußweiten wie mit kalten Kugeln erhält. — Hinsichtlich des Kernwinkels S. 46 u. 47 hätte der Vf. die württembergische Artillerie erwähnen sollen, welche bekanntlich seit mehreren Jahren den Vierverschuß auf 400 Schritt angenommen hat. — S. 48 bis 52 spricht sich der Vf. für den festen Aufsatz begründet aus. Da derselbe der angegebenen Ursachen wegen bereits seit Jahren in der französischen, in der preussischen, in der hannoverschen, in der englischen Artillerie u. s. w. angenommen ist, so scheint hier der Vf. die württembergische Artillerie vor Augen gehabt zu haben, die sich bis jetzt zu der Annahme des festen Aufsatzes nicht entschließen konnte. — Hinsichtlich der Spannung der Laffeten-Wände befolgte schon vor 100 Jahren die sächsische Artillerie die diesfallsigen Lehren (S. 59) des Vfs. — Wenn S. 81 dem General *Alix* in Beziehung auf die Einrichtung der Laffeten und Protzen der Vorwurf der Leidenschaftlichkeit gemacht wird, so müssen wir dagegen den Vf. eines großen Irrthums beschuldigen, indem er das englische System der Laffetirung unbedingt verwirft, welches nicht nur tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften, sondern auch aufmerksamere Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten dieser Waffe an den Tag legt, und nach vielfältigen Erörterungen und außerordentlichen Prüfungen auch von der französischen Artillerie angenommen wurde.

Die Meinung S. 86, daß die württembergische Artillerie die erste war, welche Munitions-Wagen mit Protzen gehabt habe, ist dahin zu berichtigen, daß die englische Artillerie schon 1808 zu dem Kriege in Spanien mit den S. 87 beschriebenen Wagen ausgerüstet war. Es läßt sich daher höchstens annehmen, daß gleichzeitig bey der englischen und württembergischen Artillerie Munitions-Wagen mit Kanonenprotzen eingeführt wurden. Die sonstigen Fuhrwerke sind auf drey Seiten eben so kurz als oberflächlich abgehandelt. — Die Belehrung S. 96, „daß die Bäume, welche den Mörser tragen, so wie die Achsen, dem Gewicht desselben proportional seyn müssen,“ wird die sächsische Artillerie, welche den Tempelhoffischen Mörserwagen seit längerer Zeit verbessert im Gebrauch hat, gewiß mit Dank erkennen. — Der Artikel S. 97: Beweglichkeit der Geschütz- und Munitions-Wagen beginnt, für die reitende Artillerie, mit einer schon von Anderen als unpraktisch verworfenen Forderung „möglichster Schnelligkeit.“ Die darauf gegründeten Folgerungen sind somit auch unpraktisch und nicht stichhaltig. Rec. würde ferner die Vergleichung der fahrenden Artillerie mit der reitenden Artillerie übergehen, wenn nicht der Vf. S. 105 der Meinung wäre, daß die reitende Artillerie, „wenn es gilt im Sturm einbrausend,“ die Kosten rechtfertigen würde, die man auf sie verwendet; hier glaubt Rec. an die ewig denkwürdigen Worte des Wachtmeisters in

Wallensteins Lager erinnern zu müssen: „macht denn der Saus und Braus den Soldaten aus?“

Unser Vf. bezeichnet S. 47 die Entfernung von 400 Schritt vom Feind als die vortheilhaftere für die Wirkung der Artillerie, indem er selbst behauptet, daß „eine grössere Nähe“ nichts helfe. Diese Entfernung aber ist es, wo die Reiterey die Wirkung ihrer Artillerie abwartend im Erkenntniß ihres Uebergewichts den höchsten Grad von Beweglichkeit entwickelt, im Carriere auf den Feind stürzt, und solchen mit der Lanze oder dem Säbel niederwirft. Die Artillerie, welche ausser dem Bereich der Wirkung des kleinen Gewehrs nur durch ihr Geschütz den Feind niederzuwerfen vermag, braucht daher auch nicht im Sturm einher zu brausen, wie die Reiterey, um ihrer Hauptbestimmung zu entsprechen. — In dem Artikel: Taktik der Artillerie stellt der Vf. sehr richtig den Grundsatz auf: „je einfacher, je besser,“ verirrt sich aber sogleich auf dem Marsfeld; indem nach der Behauptung des Vfs. 8 Geschütze ihren Aufmarsch so schnell machen als vier Geschütze mit vier Munitions-Wagen; und dennoch werden unbedingt die Regeln des Manövrirens von ihm einfacher genannt, wenn man Geschütz und Wagen als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten kann. — Was der Vf. über Munition, Zündungen, Schiessen und Werfen, Wahrscheinlichkeit des Treffens, Congrevescho Raketen sagt, darüber findet Rec. nichts zu bemerken, weil nur das schon Bekannte vorgetragen wird. — Der Vf. spricht sich am Schluß dieses Werks für das Bestehen eines abgeforderten Artillerietrains aus. Nachdem nun auch Frankreich das Unzweckmäßige dieser Einrichtung erkannt hat, sieht der Vf. mit keiner diesfallsigen Forderung sehr isolirt; möge er sich darüber belehren S. 36 u. 37 des I Hefts der österreichischen Militär-Zeitschrift 1832.

Aus dem hier Mitgetheilten läßt sich unbezweifelt annehmen, daß der Vf. nicht zu der kleinen Zahl der Auserwählten gehört, die berufen sind, in dem Felde der Artillerie Erfahrungen zu sammeln, welche der Zeit großen Nutzen bringen können.

Die zweyte Schrift ist hauptsächlich dem Unterricht der Unterofficiere gewidmet, und deshalb in catechetischer Form verfaßt, weil sie auch vorzugsweise als Instructions-Buch für Unterofficiere dienen soll. Die Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat, sind angegeben. — Der Mangel an Zeichnungen veranlaßte theilweise weifsichtige Beschreibungen, was der Vf. in der Vorrede auch zugiebt. — Rec. glaubt hier auf die Norm aufmerksam machen zu müssen, nach welcher dieser Unterrichts in der österreichischen Artillerie dem Kanonier ertheilt wird. Eine Reihe von Zeichnungen auf Tafeln in Taschen-Format in einem Porte-Feuille dient zum anschaulichen Leitfaden; der Lehrer erklärt die Figuren u. s. w. Unser Vf. muß aber nothwendig seinen Vortrag dem Schüler durch Zeichnungen an einer Tafel erläutern, welche ausgewischt dem Gedächtniß wieder entgehen. Der Kanonier, an den ohnedieß so viele Anforderungen gemacht werden, muß nach dieser Lehrmethode, um sich verständlich über das Gelesene zu äußern,

sein Gedächtniß mit einer Menge von Fragen beladen, und sich dabey noch Figuren versinnlichen, die ihm fremd sind.

Nach einer Erklärung der allgemeinen Begriffe einer Batterie und Benennung ihrer Theile u. s. w. werden im 2ten Abschnitt die Materialien zu dem Batteriebau beschrieben; der 3te Abschnitt handelt von den verschiedenen Verkleidungsarten; der 4te Abschnitt lehrt das Legen der Bettungen; der 5te handelt von der Erbauung der Batterie-Magazine; der 6te beschreibt den Bau von Glühöfen; der 7te umfaßt die Vorbereitungen zu dem Bau einer Batterie; der 8te lehrt das Abstecken, Traciren und Erbauen gewöhnlicher Batterien; der 9te handelt von dem Bau ungewöhnlicher Batterien; der 10te endlich umfaßt die Wahl der Plätze für die verschiedenen Batterien, in Beziehung auf das Feuer der Artillerie. Das ganze Werk ist im Allgemeinen seinem Zweck entsprechend bearbeitet, und behandelt sämtliche aufgezählte Gegenstände gründlich und ausführlich.

B. W.

PHILOLOGIE.

POTSDAM, b. Riegel: *Das System der griechischen Declination.* Ein Beytrag zur griechischen Grammatik und zur Sprachengeschichte überhaupt, von Fr. W. Reimnitz, Oberlehrer am Potsdam'schen Gymnasium. 1831. VI u. 154 S. 8.

Hr. R. hatte der Vorrede zufolge in Beziehung auf die Lautgesetze der griechischen Sprache einige Bemerkungen gemacht, die ihm der Verbreitung durch den Druck nicht unwürdig erschienen. Um sie im Zusammenhange darzustellen, dünkte ihm die Declination vorzüglich geeignet. Hiebey mußte er, um es an keiner Begründung seiner Behauptungen fehlen zu lassen, die Declinationen der nächstverwandten Sprachen vergleichen, von denen er jedoch nur die wenigen hiezu benutzte, deren Grammatik ihm durch längeren Umgang vertraut geworden war; denn er wollte lieber auf Vollständigkeit verzichten, als sich der Gefahr aussetzen, durch mißverständene Autoritäten zu lächerlichen Irrthümern verleitet zu werden. Diese Sprachen sind nun besonders das Sanskrit und das Altgermanische (Gothische).

Das Werkchen selbst zerfällt in vier Abschnitte. Der erste handelt vom Dual in der griechischen Sprache, der zweyte von der dritten, der dritte von der ersten und zweyten und der vierte von der unregelmäßigen Declination bey den Griechen. Ein Nachtrag endlich spricht über das N $\epsilon\phi\sigma\lambda\kappa\upsilon\sigma\tau\iota\kappa\acute{o}\nu$.

Im ersten Abschnitte stellt der Vf. der bekannten Ansicht *Buttmanns* über den Dual die Meinung entgegen, daß die Formen des Duals schon ursprünglich, d. h. seit der ersten Bildung der Sprache, gesondert von den Formen des Plurals bestanden hätten, und von jeher zur Bezeichnung eines Paares oder zwey zusammengehöriger Gegenstände angewandt worden wären. Rec. kann sich weder ganz mit der *Buttmann'schen*, noch und am wenigsten mit der neuen Ansicht des Hn. R. befreunden. Er ist überzeugt — die Gründe dafür kann

er hier nicht weitläufig entwickeln — daß im hohen Alterthume beide Formen, die des Duals und des Plurals, *promiscue* zur Bezeichnung einer jeden Mehrheit gebraucht wurden, so daß also $\epsilon = \epsilon\sigma$, $\alpha = \alpha\iota$, $\omega = \omega\iota$, $\alpha\iota\nu = \alpha\iota\sigma$, $\omicron\iota\nu = \omicron\iota\sigma$, $\alpha\iota\nu$ oder $\omicron\iota\nu$ (Genit.) = $\omega\nu$ galten. Die in die Augen springende Aehnlichkeit dieser Formen, sowie der Verbalformen ($\epsilon\sigma\tau\omicron\nu$ und $\epsilon\tau\epsilon\sigma$), läßt sehr wohl auf eine ursprüngliche Gleichheit schließen, wobey man sich noch obendrein nur erinnere der Σ und $N \epsilon\phi\sigma\lambda\kappa\upsilon\tau\iota\kappa\acute{\alpha}$, die unbezweifelt zur Bildung der Declinationen des germanischen Sprachstammes beygetragen haben. Wer von dieser Annahme ausgeht, kann Alles mit größter Leichtigkeit erklären. Es war also keine dieser Formen die frühere, sondern beide bestanden sogleich neben einander, und beide bezeichneten die Mehrheit überhaupt; nur später ward es anders, als die Sprache sich bedeutend fortgebildet hatte; da wurde die meistens schwächere und weichere Form dem Dual zugeheilt, doch nicht so, daß sie allein nur zum Ausdruck einer Dualität gedient hätte. Die Bemerkungen, welche der Vf. späterhin über Σ und N macht, dienen dazu, diese Ansicht zu bestätigen.

Der zweyte Abschnitt ist der vorzüglichste, und giebt in einer musterhaften klaren Darstellung, durch welche sich das Schriftchen überhaupt sehr vortheilhaft auszeichnet, ein neues wohl durchdachtes und angelegtes Schema zur Vereinfachung und Erklärung der Formen der dritten griechischen Declination. Rec. ist den Forschungen des Hn. R. mit Vergnügen gefolgt, und erachtet dieselben als einen wesentlichen Fortschritt zur genaueren Kenntniß und Beurtheilung dieses allerdings mit Schwierigkeiten verbundenen Gegenstandes. Sie reihen sich würdig an die Untersuchungen eines *Struve* und *Hartung* an, und führen uns ein Ziemliches weiter zur Einsicht in das *ursprüngliche* indo-germanische Declinationsystem. Schade, daß der Vf. nicht selbst bis zu diesem Punkte fortgegangen ist; nur hie und da giebt er einige, obwohl recht interessante Winke. Sowie aber Rec. schon früher, so ist er durch des Vfs. Untersuchungen noch mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß das ganze Declinationsystem der indo-germanischen Sprachen dadurch entstanden ist, daß sich an den Stamm der Wörter beym gewöhnlichen Sprechen nach und nach die leichteren Vocale ä, ë, ï und an diese wiederum — zur Vermittelung leichter Uebergänge, oder das Zusammenkommen von Vocalen zu vermeiden, oder dem Worte eine stärker ins Ohr fallende Endung zu geben — die liquidä S, M (oder N), und R (bisweilen auch D) anfügten.

Die beiden letzten Abschnitte sind von minder großem Belang; doch enthalten auch sie manche wichtige Bemerkungen. Ueber das N $\epsilon\phi\sigma\lambda\kappa\upsilon\sigma\tau\iota\kappa\acute{o}\nu$ äußert der Vf. die Meinung (hinsichtlich der Anfügung desselben an die Dative des Plurals auf $\sigma\iota$), daß es nicht ursprünglich zur Endung gehört habe, sondern nur vor Vocalen zur Vermeidung des Hiatus eingeschaltet worden sey Ganz recht!

Wir empfehlen diese Schrift, die sich zwar durch ihr Aeußeres eben sowohl als durch ihren Gehalt von selbst empfiehlt, allen Sprachforschern zur aufmerksamsten Beachtung.

OCTOBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) PARIS, b. Tenon: *Memoires de Vidocq*, chef de la police de sureté jusqu'en 1827, aujourd'hui propriétaire et fabricant de papiers à Saint-Mandé. Tome premier. VIII und 420 S. Tome second. 462 S. 1828. 8.

Der Vf. war ein Bäckerssohn aus Arras, er flüchtete aus dem väterlichen Hause, wurde Gehülfe bey einem Marionettentheater, hernach bey einem wandernden Quackfalber, kehrte in das Vaterhaus zurück, hängt sich an eine Schauspielerin, entrinnt wieder seinen Eltern, nimmt Kriegsdienste, desertirt, erfährt Züchtigungen, nimmt wieder Dienste und Liebschaften überall, am Ende eine Frau, kommt nach Brüssel, ist im Begriff, sich mit einer Baronin zu vermählen, nach entdeckter Untreue seiner Gattin, treibt allerhand Unfug, wird in Douay verhaftet und wegen der angeblichen, obgleich unwahren, falschen Ordre, einen Gefangenen loszugeben, als Theilnehmer einer Fälschung zu den Galeeren verurtheilt, bricht aus mehreren Gefängnissen aus, begiebt sich unter die ostender Schleichhändler, wird gefangen, entwischt und geht unter die Husaren, wird wieder gefangen, von Douay nach Bicetre geschleppt, und endlich nach misslungenen Versuchen zur Flucht kommt er auf die Galeeren in Breßl. Das neunte Capitel, über die Colonisation der Züchtlinge, will aus einigen Ungemächlichkeiten des englischen Transportwesens der Verbrecher nach Botanybay beweisen, das solches für Frankreich nicht nachzuahmen sey, da Frankreich keine dazu geeignete Colonie besitze. Das letzte mag wahr seyn, aber wir sehen keinen Grund ein, warum es nicht sollte von England die friedliche Duldung erlangen können, entweder in Australien eine ähnliche Colonie anzulegen, oder wenn der brittische Seherblick darin Bedenklichkeiten fände, zur Transportation nach Corsika zum Landbau die Verbrecher zu bestimmen, da dieses noch so wenig angebaut ist; oder die jetzige Fehde mit einem Dey der Barbaresken dazu zu benutzen, dort eine Züchtlings- und Waifen-Armen-Colonie, natürlich aber nicht an einem Platz, anzulegen, damit die europäische Bevölkerung schnell wachse. Dann könnte man auch die Arbeitsplätze der Verbrecher immer weiter rückwärts anlegen. Straßen und Canalbauten bedarf jede Colonie in unendlicher Zahl, sodann Kirchen und Schulen; dazu und zur Landwirthschaft nach einer Musterwirthschaft, sowie zur eigenen Ernährung, brauche man die

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Züchtlinge, da sie niemals müßig seyn dürfen, und nach erlangter Freyheit helfe man ihnen; sich durch Land- und Garten-Bau oder durch eine andere erlangte Fertigkeit ehrlich zu ernähren, sey aber sehr schwierig, ihnen die Rückkehr in das Vaterland zu gestatten. — Wenn *Vidocq*, der so genau die Falten der menschlichen Verdorbenheit kennt, folgende Vorschläge macht, die Galeerenclaven nach ihren Eigenschaften und Verbindungen in verschiedene, nicht mit einander arbeitende Classen zu schichten, denen, die eine Besserungsneigung zeigen, manche Fürsorge jetzt und künftig mit der Hoffnung zur Abkürzung ihrer Strafe angedeihen zu lassen, das Schliesen leichter und schwerer Verbrecher an eine Kette, und den Verkauf hitziger Getränke, wovon sie nur ihr Deputat erhalten müssen, einzustellen: so wundert man sich, das ein solcher Galeerenschüler nicht mehr vorzuschlagen weifs.

Die folgenden Capitel enthalten die oft wunderbaren Verwickelungen des Sträflings, sein Leben in Paris, dann in Arras, hernach als Schulmeister in Holland, bis er dort einem Seelenverkäufer in die Hände fällt, und durch unglückliche, liederliche Abentheuer von Neuem in das Gefängniß zu Douay geräth. Sonderbare Schicksale auf der Strafse zu den Touloner Galeeren, das Entwischen aus Toulon, Gründung einer Fabrik, wie ihm ehemalige Kameraden Geld auspressen und Unheil bringen, neue Gefangenschaft, führen ihn zu Räubern, von denen er entlassen wird, weil ihnen der Galeerensclave ein zu gemeiner Verbrecher ist. Geschäfte in Lyon und Rouen, Dienstnahme in Boulogne und unter der Kapermannschaft, hernach in der Marineartillerie, wo er Corporal wird. Eins der interessantesten Capitel ist das zwanzigste wegen der geheimen Gesellschaften im Heere mit dem Namen Olympier und des Polizeywesens im Heere Napoleons. Entlassung der *Armée de la Lune*. *Vidocq* kommt ins Gefängniß nach Douay, wo sich seine liederliche Frau wieder verheirathet. Er entwischt von Neuem, macht ehrliche Geschäfte, treibt Abentheuer in Paris, und nimmt endlich Dienste bey der Polizey. Seitdem wird er durch den Polizeymagistrat Henry benutzt, eine Menge Verbrecher zu verhaften, und wird deren Schrecken. Nun wird seine Thätigkeit dem Publicum nützlich, aber der Neid der weniger gewandten Polizeymänner rege. Er deckt die Theurung und die Mißbräuche des Polizeywesens in Frankreich auf, gelangt aber doch nur zu 5000 Fr. Befoldung. Sein Nachfolger, der fromme *Coco-Latour*, erscheint nicht so thätig, als *Vidocq* handelte, ohne sein Leben zu schonen. *Vidocq* erhält die volle köni-

gliche Begnadigung, und verspricht nach Villeles Fall fernere Denkwürdigkeiten, welche die ganze jetzige Polizeyheerde nach Briefen aus Paris in Furcht setzen, daß er schreckliche Dinge entdecken werde. Er versteht das Publicum auf seine Schicksale und Geheimnisse aufmerksam zu machen.

Wohl verdiente ein solches Werk eine Uebersetzung; mit Auslassung einiger unzüchtiger Scenen wird sie sehr nützlich seyn. Die unlängst erschienene ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

R.

BERLIN, b. Fröhlich u. Comp.: *Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche?* Eine indirecte Beantwortung der Frage: Sollen die Juden das Bürgerrecht erlangen? Beantwortet von *Ludwig Schragge*. 1832. VI und 94 S. 8. (18 gr.)

Rec. glaubt, daß der Vf. um so eher ihm das Recht zur Beurtheilung vorliegender Schrift zugestehen wird, als sie von einer Ansicht ausgehet, welche, wie der Vf. selbst auch in der Vorrede erwähnt, Rec. zum ersten Male vor einiger Zeit ausgesprochen hat. Diese Ansicht besteht darin, daß es einmal Zeit sey, auch in der Lösung der seit *Dohm* so unzählige Male aufgeworfenen Frage über die Emancipation der Juden, den Weg des Allgemeinmenschentrechtlichen, auf welchem man sich seither bequem, aber der Wirklichkeit fremd, bewegt und seine unmaßgeblichen Forderungen gestellt hat, zu verlassen, und vielmehr, vom historischen Standpunkte ausgehend, zu zeigen, nach welchem Wechsel der Verhältnisse die Emancipation der Juden, in früherer Zeit unzulässig und unmöglich, gegenwärtig zulässig und möglich wäre oder würde, oder nicht. Denn; da die menschliche Gesellschaft einmal aus dem Allgemeinmenschentrechtlichen herausgeschritten ist, so ist es nicht an uns, sie wieder dahin zurückzuleiten; und da Alles, was da ist, sich aus der Vergangenheit entwickelt hat, so muß jede Untersuchung über staatsrechtliche Verhältnisse von der Geschichte und Philosophie der Geschichte ausgehen. Weil nun diese Schrift der erste Versuch ist, die Lösung jener schwebenden Frage auf diesem zugleich philosophischen, historischen und praktischen Wege zu bewerkstelligen, so erlauben wir uns, dieselbe etwas genauer zu betrachten.

Die so eben angedeutete Ansicht entwickelt der Vf. umständlicher in den einleitenden §§., und zeigt zugleich, daß die Bürgerrechtslosigkeit der Juden, zuerst von den christlich-römischen Kaisern gesetzlich bewerkstelligt, von diesen unmittelbar in das Mittelalter und die neuere Zeit, freylich noch modificirt, übergegangen sey (bis §. 8). Hierauf beginnt er mit der historischen Darstellung der jüdischen Verhältnisse im *Orient*, in kurzen, oft treffenden Zügen, wo er besonders den Islam, das Judenthum und Christenthum in ihrem charakteristischen Gegensatz aufstellt (bis §. 20), entwickelt alsdann die religiösen und politischen Motive, durch welche die Juden bey den heidnischen Römern in vollem Mafse tolerirt, und

mit dem römischen Bürgerrecht versehen wurden, wobey er eine Charakteristik der damaligen Juden hinzufügt (bis §. 28), beantwortet ferner die Fragen, warum das Christenthum, nachdem es von dem Throne der Cäsaren Besitz genommen, in politische Opposition mit den Juden trat, und warum nur in allmählichen (bis §. 37), theilt nun alle Gesetze der römischen Kaiser, die sich auf Juden beziehen, chronologisch geordnet und übersetzt mit, durch welche das Bürgerrecht ihnen genommen wurde, (bis §. 86) und schließt die Untersuchung mit der Aufstellung der Resultate für den Orient, als keiner höheren Entwicklung rechtlicher Verhältnisse fähig, für das Abendland, daß der Verlust des Bürgerrechtes bey den Römern nur in der Verweigerung des Antheils an der Administration, nicht in der Beschränkung der Gewerbefreyheit bestand, und durch kein *sociales* Moment, sondern nur durch ein *religiös-fanatich-katholisches* vollbracht wurde (bis §. 89). Darauf versucht er noch, die Ergebnisse der vorangegangenen Untersuchung in ihren Wechselbezug mit den gegenwärtigen Verhältnissen zu stellen, und verlangt, daß, da jener religiös-fanatich-katholismus seit dem Westphälischen Frieden aufgehört hat, die christliche Welt zu beherrschen, auch die Forderungen desselben, den Juden das Bürgerrecht zu verweigern, aufgehoben werden. Wohl fühlend aber, daß hiemit der Wirklichkeit nicht völlig Genüge geschehen, erwähnt er kurz des Einwurfs, daß aus dem religiösen Momente durch die Länge der Zeit sociale hervorgegangen sind, durch welche der Jude des Mittelalters der Emancipation unfähig geworden, und jetzt diesem entgegen, daß der Jude der neueren Zeit auch nicht mehr der des Mittelalters, und daß es überhaupt Bedürfnis des neueren Staates sey, alle seine Theile zu integrierenden zu machen.

Ist uns durch diese kurze Angabe des Inhalts deutlich geworden, was der Vf. gewollt, so wird uns bald einsichtlich, daß derselbe der aufgestellten Grundansicht nicht Genüge gethan, und viel zu rasch zu seinen Endresultaten gekommen ist. Denn indem er selbst von vorn herein zugiebt, daß die Bürgerrechtslosigkeit der Juden im Mittelalter noch modificirt gewesen, indem nämlich die völlige Beschränkung der Gewerbefreyheit auf den alleinigen Handel durch dasselbe hereingebracht worden, kann er nicht verlangen, daß wir auf *seinem* Wege, die mittelalterlichen Verhältnisse überspringend, die gegenwärtigen von den heidnisch-römischen bestimmen lassen sollten, da doch wahrlich die neuere Zeit nicht wieder zu den Verhältnissen des heidnischen Roms gekommen ist, sondern die Elemente und Potenzen des mittelalterlichen Lebens veredelt, aber nicht vernichtet und gänzlich aufgegeben hat. Während wir also seiner historischen Untersuchung und Entwicklung, an der besonders die deutliche Form und mancher tüchtige Gedanke zu loben ist, Beyfall geben, ja auch die aus derselben gezogenen Resultate gelten lassen, können wir seine Ergebnisse für die neuere Zeit darum nicht geeignet finden, weil er uns die mittelalterlichen Ver-

hältnisse und ihre Entwicklung in die neue Zeit hinein- und in denselben Wechselbezug mit der neuesten gestellt gegeben hat. Indem er nämlich selbst zugeht, daß sociale Momente in der Welt der Juden seit der Römerzeit entfallen sind, welche der Emancipation derselben im Wege sind, so setzt er, wenn er dennoch die Emancipation verlangt, die Untersuchung voraus, welches diese socialen Momente waren, und ob sie in der neueren Zeit geschwunden sind, und ob sie in der neueren Zeit überhaupt gegenwärtig in der Welt der Juden bestehen. Denn so treffend der Vf. auch comparativ Züge der Aehnlichkeit zwischen den Juden der Römerzeit und der jetzigen hervorzuheben weiß, so wird er doch wohl selbst fühlen, daß diese nur allgemeine sind, die das Bild weder völlig umschreiben, noch ausfüllen. Indem wir also hier kein Urtheil über die Sache selbst, die Emancipation, fällen, sondern nur über die zu schnellen Schlüsse des Vf. zu Gunsten derselben, welche der *Geschichte* Zwang anthun, fügen wir noch hinzu, daß die Ausführung nicht so oft aphoristisch hätte seyn, und daß der Vf. in den Versen des Euripides, die er zum Beschluß anführt, (Hec. 282. 3. 291. 2) aus $\epsilon\pi\iota\nu$ nicht hätte $\eta\mu\iota\nu$ machen sollen.

Druck und Papier sind lobenswerth.

L. Ph.

FREYBURG, b. Gros: *Die Ergebnisse des badischen Landtags von 1831 für das öffentliche und Privat-Recht*, vom Freyherrn von Weiler, großherz. badischem Geh. Rath, Ritter des Zähringer Löwenordens, Mitglied des Staatsministerium und der Gesetzcommission. (Aus dem Archiv für Badens Rechtspflege und Gesetzgebung.) 1832. 48 S. 8. (6 gr.)

Der Auszug enthält nichts Finanzielles, sondern nur die Ausbildung des öffentlichen und des Privat-Rechts. Weil die Regierung auf die Wahlen durchaus nicht wirkte, so hatte sie keine entschiedene und ständige Partey in den Kammern. Nirgends hat sich das Volk dabey wohl befunden, wenn eine Regierung eine Partey in den Landständen anwarb oder erkaufte, und die dadurch erlangten Beschlüsse waren nirgends von langer Dauer. Dagegen hatte die badische Regierung aber auch keine stehende Opposition. Spaltungen fanden nur da Statt, wo die Folgen früherer oder auswärtiger Verhältnisse zu genehmigen waren. Gegenstände der inneren Gesetzgebung, welche aus der eigenen ungebundenen Anordnung der Regierung auf ihrem jetzigen Standpunct sich herleiteten, waren jener Anfechtung nicht unterworfen, sondern wurden mit der Unbefangenheit behandelt, die aus einem ungestörten Vertrauen entspringt, und die Wahl einer verschiedenen Ansicht zuläßt. — Die Abänderungen der Verfassung vom 14 Apr. 1825 wurden wieder abgeschafft. Die neue Gemeindeordnung vermehrte die Selbstständigkeit der Gemeinden, die freye Verwaltung ihres Vermögens, die Ungleichheit der Orts- und Schutz-Bürger wurde aufgehoben, und ließ jedem Staatsbürger und Fremden die Ansiedlung frey. Das Vielregieren wird jetzt vermieden, durch das Selbstregie-

ren der Einzelnen und der Körperschaften. Die Aufsicht des Staats wurde genau bestimmt. Die Beyträge der staatsbürgerlichen Einwohner zu den Gemeindebedürfnissen wurden genau bestimmt mit den Vorrechten der Standes- und der Grund-Herren. Der Gemeinderath hat die Führung der Grund-Gewähr- und Unterpfands-Bücher. Merkwürdig wurde das Gesetz wegen der Polizey der Presse und der Bestrafung der Preservergehen. Injurien sollen künftig nur gerichtlich und nicht polizeylich behandelt werden. Das Gendarmeriegesetz erhielt eine Umgestaltung. Das Verlangen der zweyten Kammer wegen der Leistung des Verfassungseides ging nicht durch. Ein Fünftel aller Befoldungen wurde als Functionsgehalt betrachtet, und kommt bey der Pension nicht in Anschlag. Alle Spur der peinlichen Frage und körperlichen Züchtigung wurde gänzlich abgeschafft. Die Beförderung der Privatwaltungen wurde aufgegeben. Wälder von mehr als 50 Morgen dürfen ohne Erlaubniß der Staatsbehörde nicht urbar gemacht werden. Die Straßensbau-, Militär- und Gerichts-Frohnden wurden aufgehoben. Die Herrenfrohnden verschwanden, die walzenden Frohnden wurden ablösbar zum 18fachen, die persönlichen zum 12fachen Betrag. Der Staat leistete bey ersten $\frac{2}{3}$, bey letzten den halben Beytrag, der Blutzehnte wurde mit Entschädigung des 15fachen Betrags, dessen Hälfte der Staat übernahm, und eben so der Neubrückzehnte abgeschafft. Die Fahrnißgemeinschaft trifft künftig auch den Adel. Das Schuldencontrahiren der Officiere wurde zweckmäßiger als früher verhindert. Die neue Proceßordnung trat den 1 Mai 1832 ins Leben, und soll auf dem nächsten Landtage neu revidirt werden. Die Diäten der Abgeordneten wurden herabgesetzt von 5 auf 4 Gulden. Die Elementarschulen wurden im Einkommen sehr verbessert. Die Aufhebung des Priestercölibats wurde an die Diöcesan- und Provinzial-Synode verwiesen. Auf einem einzigen Landtage geschah also sehr Vieles, und noch Mehreres wurde vorbereitet, was Rec. unbemerkt läßt.

R.

LEIPZIG, b. Wolbrecht: *Zwanzig Päpste an der Himmelsporte vor Petrus*. Zur Kurzweil für Jedermann von Jemand. 1832. VI u. 96 S. 12. (4 gr.)

So lange es noch ein Rom giebt, oder richtiger, einen römischen Papst, so lange haben alle freysinnigen Katholiken oder Protestanten seinen Annahsungen, seiner Herrschsucht, seinen Anstrengungen, eine ihm nützliche Dämmerung, oder wo möglich, gar eine finstere Nacht in den Seelen der Menschen hervorzubringen, mit gleicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit entgegen zu kämpfen. Des Hn. „Jemand“ Unternehmung ist daher mit Recht zu loben, und dankbar anzuerkennen. Dieses falsch und eindringlich geschriebene Büchlein ist zunächst berechnet: „für den Landmann, der in freyen Stunden auch gern einmal an etwas Anderes denken mag, als an seinen Pflug; für den Bürger, dem sein Webestuhl oder Leister,

oder Hammer, oder Bügeleisen nicht das einzige Betrachtungswürdige in der Welt ist; übrigens für jeden Freund der Wahrheit ohne Unterschied des Standes.“ Als Zweck und Absicht giebt der Vf. an, das Alle und Jede daraus lernen sollen: „was für Leute mitunter die Päpste gewesen sind, das sie daraus erkennen, was sie davon zu halten haben, wenn ihnen gewisse Leute in gewisser Absicht Viel von den heiligen Vätern zu Rom, von diesen sogenannten Statthaltern Christi, von diesen vorgeblichen Amtsnachfolgern Petri, vorlagen.“ Dafs der Vf. erkannt habe, welche Zeit es an der römischen Uhr sey, geht hieraus klar hervor, und es wird nicht fehlen, das er auch Anderen die Augen hierüber öffnen und offen erhalten wird. Auch musz Rec. eine verständige Wahl es nennen, das er die Form des Gespräches wählte, zumal da er sich als ein Meister derselben gezeigt hat, wie man aus der Leichtigkeit und würdigen Einfachheit, womit er diese zu handhaben weisz, leicht erkennen wird. — Von den hier vorgeführten zwanzig Päpsten werden neunzehn von dem Himmelspfortner, dem heiligen Petrus, an der Pforte des Himmels zurückgewiesen. Diese neunzehn, welche sich ihrer Schandthaten vor Petrus noch zu rühmen wissen, sind Damasus, Sergius, Johann XII, Gregor VII, Urban VI, Innocenz VIII, Paulus II, Sixtus IV, Alexander VI, Julius II, Leo X, Paulus III, Julius III, Pius V, Gregor XIII, Sixtus V, Paulus V, Innocenz X, und Innocenz XII; Einlaß erhält einzig nur Clemens XIV. Mit Recht sagt der Vf., „das er die hier aufgestellte Gallerie der Zurückgewiesenen leicht hätte verdoppelt und verdreyfachen, und von den meisten der hier genannten Päpste noch mehr Schlimmeres sagen können, denn die saubere Politik der Päpste war von jeher eine unsterbliche, und die schlimmen Laster des Vorgängers mußten, da sie stets ungeahndet blieben, nur zu leicht den Nachfolger zu, wo möglich, noch schlimmeren anreizen.“ Das erste, fährt er fort, habe er deshalb nicht gethan, weil er diesmal nur ein Büchlein schreiben wollte, das bald gelesen und dabei wohlfeil wäre; das andere aber habe er unterlassen, weil zum Verstehen des Uebergangenen Kenntnisse und Einsichten erfordert werden, welche sich nicht allgemein voraussetzen lassen. Rec. hat diese letzte Rücksicht hier nicht zu nehmen, und so glaubt er etwas Dankwerthes zu thun, wenn er hier einige verständige Urtheile einsichtsvoller Laien des Mittelalters über einige Päpste mittheilt, um so mehr, als wohl die meisten Schriftsteller des Mittelalters die Thatfachen unbefangen und freymüthig erzählten, aber nur sehr kühne ein individuelles Urtheil anzusprechen wagten, da dies in jenen Zeiten nur zu leicht den Scheiterhaufen nach sich zog. Die Urtheile entlehnen wir aus einer auf der Jenaischen Universitätsbibliothek befindlichen Handschrift. So sagt z. B. Meister *Stolle* am Ausgang des 13ten Jahrhunderts:

Leider al diu Kristenheit in grôzer werre stat.
Daz wende, herre Jesu Krist, und rihte uns ob der rat,
Die hie der valschen vuore pflegen, und die welt sô offen-
bar verkêren.

Wâ ist nû daz recht, daz man von Rôme uns solte geben,
Daz sie nû rihten über die mit valsche leben,
Und uns in der Kristenheit den grôzen jâmer vaste mêren?

Die hie des guotes hant sô vil,
Und dâ bi lebent alsô lesterliche:
Got ich des iemer biten wil,
Daz er denselben argen zagen versage dort sin rîche.
Swelli mensche mê verflinden wil, dan er verdouwen mac,
Dar an er lihte erworgen muoz, und ist im an der sêle
ein wernder slac.
(*Jen. Hs. bl. 5.b.*)

Derselbe Meister *Stolle* in derselben Hs. (bl. 4a.) sagt nicht minder stark und wahr:

Ich hoere sagen, daz ein bîspel in den buochen stê:
„Swan sô daz houbet siechet, sô ist al dem libe wê.“
Dest in der werlte schin: daz houbet siechet leider alze sêre.

Der bâbest solte ein houbet sin der Kristenheite gar,
Und daz er sie beschirmete vor den unrechten dar;
Er solte ouch rihter sin; nû dûnket mir, wie er sie gar
verkêre.

Wir leijen sin der paffen spot,
Sie helfent alle einander uns betriegen;
Daz erwende vaterliche got! —
Sit sie durch guotes gierekeit an ir buochen liegen,
Und velschen den gelouben, dâ wir solten an genesen;
Sit sie nâch rehte niht entuont, wie môhte dan ein leije
guot gewesen.

Reinmar von Zweter sagt (*Bodmers Samml. 11. S. 143*):

Swer bannen wil, und bannen sol,
Der hüete, daz sin han iht si vleischliches Zornes vol.
Swâ vleischlich Zorn in banne steet, mich dûnket daz niht
gotes bau.

Swes ban mit gote ist, und nâch gote,
Der wirbet wold nâch gote, allam gelanter gotes bote.
Swer des bannes niht envûrtet, der ist niht ein wiser man.

Der under sôle vhuochet, schiltet, bennet,
Und under helme roubet unde brennet.
Der wil mit beiden swerten striten.
Mac daz geschehen in gotes namen,
Sô darf sich sante Pêter schamen,
Daz er des niht enpfac bi sinen ziten.

Was Alles *Walter von der Vogelweide* über Innocenz III sagt, das lese man in der Ausgabe dieses Dichters von *Lachmann* S. 33 ff. Diese Paar Stellen nur zum Beweise, das man auch schon im Mittelalter die Päpste wenigstens in Deutschland hinlänglich kannte. Thäte es Noth, man könnte ein ganzes Buch solcher freysinniger Urtheile zusammen bringen, und man würde das Mittelalter dadurch etwas anders, als es gewöhnlich geschieht, würdigen lernen. Dem Büchlein aber, welches Rec. hier kurz angezeigt hat, wünscht er um so mehr viele Leser, als es Noth thut, das auch dem noch Schlummernden die Augen geöffnet werden. — Druck und Papier sind gut.

E. D. J.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

P H I L O S O P H I E.

BERLIN, POSEN und BROMBERG, b. Mittler: *Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit.* Eine Jubeldenschrift auf die Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Friedrich Eduard Beneke. 1832. 104 S. 8. (18 gr.)

Um ein allgemeines Urtheil der näheren Anzeige dieser Schrift voranzuschicken, bemerkt Rec., daß er dieselbe, bey aller seiner Vorliebe für *Kant*, und ohne der Polemik des scharfsinnigen Vfs. überall beyzutreten, doch grüßtentheils mit Wohlgefallen und mit vorzüglichem Interesse gelesen, und gar Manches in ihr gefunden hat, was sie der Aufmerksamkeit des unbefangenen philosophischen Publicums werth zu machen scheint. Es dürfte aber, in Betreff unseres großen Selbstdenkers, hier nicht ganz zwecklos seyn, auch vorher noch an frühere Urtheile über ihn zu erinnern, die sich in der Folge wohl bewährt haben; zumal da der Vf. hier keine eigentliche Lobschrift auf den Mann giebt, der eine so lange Reihe von Jahren eine Zierde des preussischen Staats gewesen ist, und auf die Fortschritte der höheren Cultur und auf fast alle Zweige unserer Literatur einen so bedeutenden und weit verbreiteten Einfluß gehabt hat.

Immanuel Kant erregte schon seit den Jahren 1762 — 64 Aufmerksamkeit und Bewunderung in der literarischen Welt durch drey seiner frühesten Schriften, nämlich: 1) die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren u. s. w. 1762. 2) Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen, 1763. 3) Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes, 1764. Jene gehaltvolle kritische Zeitschrift: „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ (Berlin, b. Nicolai), welche Männer, wie *Lessing*, *Moses Mendelssohn*, *Abbt*, *Sulzer*, *Hesewitz*, v. *Kleist*, zu Verfassern hatten, führte die genannten *Kantischen* Werke mit Auszeichnung in die gelehrte Welt ein, und von der ersten urtheilte der Rec.: „Der Vf. ist auf einem guten Wege, die *Theorie des menschlichen Verstandes* auf eine richtige und natürliche Weise zu simplifiziren, wodurch nicht allein die Anwendung desselben zur Erkenntniß der Wahrheit erleichtert, sondern auch der Weg gebahnt wird, tiefer und sicherer in die *Natur der Seele* einzudringen.“ Bey der zweyten Schrift (über die negativen Größen) bemerkt der Rec.: — „Hier finden wir eine höchst merkwürdige Frage allen Philosophen zur Beantwortung vorgelegt, J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

womit er seine Schrift beschließt, eine der tiefstinnigsten, die jemals gethan worden ist. Wer sie richtig beantwortet, der wird der Schöpfer einer neuen und vollständigeren *Metaphysik* seyn, als wir sie noch haben. Es ist die Frage: wie soll ich es verstehen, daß, weil Etwas ist, etwas Anderes sey? Und im Gegentheil: weil Etwas ist, etwas Anderes aufgehoben werde?“ Bekanntlich gab diese Frage, den Begriff der Causalität betreffend, der Kritik d. r. V. die Entstehung. Das dritte der obigen Werke giebt dem Rec. Anlaß, an dem Vf. Selbstdenken, reife Beurtheilung der Gedanken Anderer, und Scharfsinn zur Eröffnung *neuer Wege für den forschenden Verstand* zu rühmen. „Der Schimmer der Wahrheit (sagt er), der aus verschiedenen seiner Sätze hervorleuchtet, wird bey Kennern den Wunsch erregen, daß er selbst seine Baumaterialien sammeln und ein Gebäude daraus auführen möchte, *das durch seine Festigkeit und Regelmäßigkeit unaufhörlich dauerhaft* sey, und dem prüfenden Auge des Verstandes völliges Genüge leiste.“

In der *Einleitung* der vorliegenden Schrift geht der Vf. von dem Satze aus: es gebe für die philosophische, wie im Grunde für jede andere Wahrheit, *äußerlich* nur ein Kriterium, nämlich die allgemeine Einstimmung, die Evidenz, mit der sie Jeden zwingt zu ihrer Anerkennung, welcher sie, bey angemessener Vorbildung, unparteyisch prüfend in sich nachkonstruirt. Kant war fest überzeugt, daß seine Ansichten auf diese Art sich bewähren würden, und spricht in den lebhaftesten Ausdrücken davon, wozu der Vf. die Belege giebt. Kant wollte dem Wechsel der Systeme ein Ende machen; aber nie sind dieselben, oft im schärfsten Gegensatz stehend, schneller einander gefolgt, als in den letzten vier Jahrzehnten. Er wollte die Schranken des menschlichen Erkennens auf immer feststellen; aber nie wurden sie leichtsinniger überschritten, als seit dem Erscheinen seiner Vernunftkritik. Und alle Stifter dieser Systeme gaben sich doch für seine ächten Nachfolger aus (S. 3). Aber die Gewinnung des Zieles, das Kant vorgebens erstrebte, ist keinesweges unmöglich, wenn wir die Fehler, die ihn davon entfernten, vermeiden. „*Ein halbes Jahrhundert* ist in diesem Jahre (sagt Hr. B. S. 7) verfloßen, seitdem die Kritik d. r. V. zuerst ans Licht trat. Die leidenschaftliche Aufregung der Geister dafür und dagegen ist verstummt. Auf der einen Seite haben Kant's Ansichten eine weitverbreitete und ehrenvolle Anerkennung, selbst im Auslande gefunden; auf der anderen Seite giebt es vielleicht

keinen einzigen reinen Kantianer mehr. Vielfache Anwendungen hat man von seinen Principien auf die übrigen Wissenschaften und auf das Leben gemacht; eine große Anzahl anderer Systeme sind daraus hervorgegangen, und es scheint also in jeder Beziehung jetzt eine vorurtheilsfreye und tiefer eindringende Würdigung seines Werkes sowohl an und aus sich selber, als nach seinen Früchten, möglich geworden zu seyn.“ Der Vf. wünscht und hofft, die seit der Herrschaft der Kantischen und ihr zunächst gefolgtten Philosopheme entstandene Spaltung und Entfremdung zwischen deutschen und ausländischen Philosophen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht Statt fand, und dem Ansehen und Fortschreiten der Philosophie nicht förderlich seyn kann, bald beseitigt zu sehen.

Seine Betrachtungen hat er in drey Abschnitte getheilt: I. *Was beabsichtigte Kant, und wodurch ist das Mißlingen seines großen Unternehmens begründet?* Als Grundtendenz der Kantischen Kritik d. r. V. erklärt der Vf. die Feststellung und Durchführung des Satzes: daß aus bloßen Begriffen keine Erkenntniß des Seyenden, oder keine Begründung der Existenz des in diesen Begriffen Gedachten, möglich sey. Daher setzte er das bloße Denken dem Erkennen entgegen. Mit dieser Tendenz waren auch (S. 18, 19) *Baco*, *Loche* und einige Andere größtentheils einverstanden, sofern sie einer scholastischen Philosophie, die aus bloßen Begriffen das Seyn herleiten will, abgeneigt waren. Der Vf. zeigt ferner, wie auch schon *Loche* vor *Kant* die Grenzen der menschlichen Erkenntniß durch tiefere Untersuchung der Erkenntnißkräfte zu bestimmen suchte, und führt treffliche Worte des britischen Philosophen hierüber an. Auch in dem Idealistischen seiner Erkenntnißlehre, wiefern er ihr nur einen Subjectiv bestimmten Charakter einräumte, und die Dinge an sich von ihr ausschloß, lag *Kant's* System gänzlich in der Richtung der allgemeinen philosophischen Entwicklung der neueren Zeit. *Cartesius*, *Loche*, selbst *Spinoza*, *Leibnitz*, *Berkeley* und *Condillac* hatten in ihren Systemen eine idealistische Grundlage (S. 23—25). Wie war es nun bey solchen Uebereinstimmungen oder Annäherungen dennoch möglich, daß schon mehrere Jahrzehnte hindurch ein gänzlicher Bruch zwischen uns und den übrigen Völkern besteht? Wie war es ferner möglich, daß aus dem kritischen Idealismus bey uns ein dogmatischer Realismus in höchster Ueberspannung hervorging? Die Schuld davon glaubt der Vf., wo nicht ganz, doch zum Theil in dem von *Kant* selbst aufgestellten System zu finden (S. 26), und sucht diess aus den in scharfen Umrissen gezeichneten Hauptmomenten seiner Erkenntnißtheorie zu zeigen. Er fragt dann: auf welche Weise hat *K.* die Erkenntniß seiner Theorie gewonnen, die er als *objectiv-wahre*, in der Natur des menschlichen Geistes *wirklich* begründete, darstellt? Unstreitig nur aus *innerer Erfahrung*. Nur durch das innere Selbstbewußtseyn konnte er der Kräfte gewiß werden, die der menschliche Geist zur Bildung

seiner Erkenntnisse hinzubringt, und des Verfahrens, wodurch sie gebildet werden. Dennoch ist es, nach *Kant*, unzulässig, die Philosophie auf die Grundlage der inneren Erfahrung zu erbauen, theils weil die Erfahrung nichts als Erscheinungen zu erkennen giebt, und die reinen Anschauungen des Raums und der Zeit, sowie die Kategorieen, welche von subjectiver Seite unsere Erkenntniß bilden, nicht selbst wieder Erscheinungen seyn können, und *K.* selbst die empirische Psychologie von der reinen oder eigentlichen Philosophie gänzlich ausschließt (S. 27—29). Nur *unabhängig* von der Erfahrung konnte also *K.* zur Erkenntniß der reinen Anschauungsformen und der Kategorieen gelangt seyn. Diese von *K.* behauptete Untauglichkeit der Psychologie zur Begründung der reinen Philosophie ist der erste Gegensatz zwischen der von ihm und der von Anderen aufgestellten Erkenntnißtheorie. Der Vf. zieht nun aus seinen scharfsinnigen Erörterungen das Resultat: da nach *Kant's* Grundätzen die einfachen Formen des menschlichen Geistes in keiner Art erkennbar sind, weder unmittelbar aus der Erfahrung (welche ja nur auf Erscheinungen beschränkt ist), noch *unabhängig* von der Erfahrung (denn für das aus bloßen Begriffen Construirte haben wir keine Gewähr seiner Existenz), so sehen wir in dieser Hinsicht die *Kantische* Theorie in einem unauflösbaren Selbstwiderspruch befangen (S. 30—33). Man könnte (wie sich Rec. zu bemerken erlaubt) hier vielleicht sagen: der reinen Erkenntnißformen werden wir uns nur *in* und *mit* der Erfahrung und *an* ihren Gegenständen, aber nicht unmittelbar *durch* Erfahrung, sondern mittelbar durch Reflexion und Abstraction bewußt.

In den „Vorlesungen *Kant's* über Metaphysik“ (Erfurt, 1821), welche eine ausführliche (leider durch nicht unbedeutende Druckfehler entstellte) Abhandlung der empirischen Psychologie enthalten, kommt die Stelle vor: „Allein diess muß man anführen, daß selbst die (intellectualen) Begriffe des Verstandes, obgleich sie nicht von den Sinnen abgezogen sind, doch *bey Gelegenheit der Erfahrung* entspringen u. s. w. — Denn der Verstand formirt *bey Gelegenheit der Erfahrung* und der Sinne Begriffe, die nicht von den Sinnen, sondern von der Reflexion über die Sinne abgezogen sind“ (S. 145 ff.). — Im Zusammenhange mit obigem Widerspruche steht (wie der Vf. zu zeigen sucht) ein zweyter, welcher das Causalverhältniß betrifft. Nach der Ueberzeugung des Vfs. kann aber die Objectivität der als objectiv in unseren Vorstellungen gegebenen Verbindungen nur dadurch wahrhaft begründet werden, daß man die Unmöglichkeit ihrer Ableitung aus dem Subjecte, und so mittelbar nachweist, daß sie nur aus den sinnlichen Wahrnehmungen, als den objectiven Elementen unserer Erkenntniß, stammen können. Daß jedoch der Begriff von Ursache, nach welchem wir Veränderungen und Folgen in der Welt beurtheilen oder erforschen, frühere und spätere Erscheinungen auf einander beziehen, zur Möglichkeit aller Erfahrung stets im menschlichen Geiste vorausgesetzt werde,

wird auch unser Vf. nicht leugnen. Dafs in den Erscheinungen, in den Objecten, Anlaß und Grund liege, den Begriff von Ursache auf sie so und nicht anders anzuwenden, und dafs eine *objective* Nothwendigkeit Statt finden müsse, wenn wir in der Causalbeziehung uns nicht geirrt zu haben glauben sollen, dünkt uns eben so gewifs. Beobachtung vieler ähnlicher Fälle und geübte Beurtheilungskraft wird aber immer vorausgesetzt. — Nach dem Vf. (S. 39) erklärt sich *Kant* entschieden dagegen, dafs die Erkenntniß der einfachen Grundkräfte unseres Geistes aus der inneren Erfahrung gewonnen werden könne und solle. Wäre dieß der Fall, so widerspräche (dünkt uns) dieß manchen anderen Aeußerungen dieses Philosophen in seinen Schriften. Dafs übrigens die Bezeichnung unserer philosophischen Erörterungen der Bilderprache nicht entbehren kann, selbst wo von den abgezogensten Begriffen die Rede ist, beweist noch kein bloßes Dichten mit Begriffen, wie der Vf. *Kants* Schuld geben möchte (S. 41); eher könnte dieß für die Nothwendigkeit der Formen der Sinnlichkeit, Raum und Zeit, von denen wir uns nicht losmachen können, zum Zeugniß dienen.

II. *Darlegung des Charakters der späteren deutschen Philosophie, und der Ursachen, welche denselben bestimmt haben.* S. 43. „Schon im vorigen Abschnitt hatte sich in Hinsicht des Verhältnisses zwischen dem *Kantischen* Systeme und den aus ihm hervorgegangenen das Resultat ergeben: wo *Kant* auf dem Wege zur Wahrheit ist, haben sie denselben verlassen, und nur das in seiner Lehre-Falsche aufgenommen und ausgebildet. . . . *Kant* hatte allerdings mit Vernachlässigung der inneren Erfahrung, welche ihm doch allein die wirklichen Kräfte des menschlichen Geistes hätte offenbaren können, aus bloßen Begriffen eine systematische Darstellung derselben versucht; sein gesunder Sinn läßt ihm hiebey jedoch das im unmittelbaren Bewußtseyn Gegebene nie aus den Augen verlieren. Ganz anders in den späteren Systemen“ (S. 45). Nun kommt der Vf. auf *Fichte* und *Schelling*, wobey wir nicht verweilen. Von S. 48 an wirft er einen Blick auf die beiden Formen, *Analysis* und *Synthesis*, in welchen der menschliche Geist sich im Allgemeinen thätig erweist. Die Grundaufgabe aller gefundenen Philosophie sey die Zergliederung des menschlichen Bewußtseyns. Sind einmal die wahren Grundelemente aufgefunden, so wird die Philosophie zu einer allgemein geltenden und positiven Wissenschaft werden, wie die *Mathematik* und die *Naturwissenschaften* (S. 51). Der *Synthesis* gehört die Aufrichtung von Systemen aus den durch das Leben oder durch die *Analysis* gegebenen Erkenntnißmaterialien (S. 52). *Analysis* und *Synthesis* sind also der Philosophie gleich nothwendig. *Kants* Unternehmen (mit der *Kritik d. r. V.*) lag in der Richtung der *Analysis*. Sehr wahr würdigt der Vf. sein Verfahren im Praktischen. Mit lebhaften Farben schildert er dann den nächsten Zustand der Philosophie, wie er aus der Begeisterung für die Lehren des *Königsberger Weisen* hervorging (S. 59. 60);

und so wenig ihn dieser Erfolg befriedigt, so glaubt er doch nicht, dafs so viele ausgezeichnete Geister ihre Kräfte vergebens aufgewandt, wenn gleich ihre Systeme noch keine wahrhaft wissenschaftlichen Erkenntnisse zu einer allgemeingültigen, einst allgemein geltenden Philosophie dargeboten haben. Sie dienen wenigstens nothwendig zur Ergänzung und Neutralisirung früherer falscher Entwicklungen, und enthalten manche schätzbare Vorbildungen zu wahrhaft wissenschaftlichen Erkenntnissen (S. 60. 61). Auch zeigen sich unsere neueren deutschen Systeme dem *Kantischen* entschieden überlegen an Consequenz in Durchführung der Ideen (S. 65). — Der Vf., welchem die empirische Psychologie als Grundlage der Philosophie so viel gilt, bemerkt aus *Kants* Aeußerungen zum Anfange der *Krit. d. r. V.* selbst ganz treffend: „Auch die nicht aus der Erfahrung stammende Erkenntniß kann, nach der ausdrücklichen Erklärung dieses entschiedenen Verfechters des *a priori* selbst, auf keine andere Weise von uns erkannt werden, als indem wir uns auf Erfahrungen stützen“ (S. 66. 67). Es ist gar nicht zu leugnen, dafs sich *K.* öfter in den wichtigsten Puncten seiner Philosophie auf innere Wahrnehmung, auf ein Finden in uns, auf eine Thatsache des Bewußtseyns beruft. — Der Vf. sucht nun S. 68 ff. zu zeigen, wie *Fichte's* und *Schelling's* Systeme bey allen ihren Mängeln dazu gedient haben, einen höchst wichtigen Fortschritt der Philosophie zu vermitteln, und wie es ein Gewinn war, dafs durch *Schelling* die Realität der Außenwelt und die Natur energischer und in einer für den Zeitgeist entsprechenderen Art in Schutz genommen wurde, als dieß früher durch *Jacobi* und Andere geschehen war. In Hinsicht des Einflusses dieser Systeme auf die Naturwissenschaften wurden freylich die Hoffnungen nur scheinbar erfüllt, und unser Vf. führt (S. 71) aus des bekannten philosophischen Arztes *Joh. Benj. Erhard's* Denkwürdigkeiten sehr freymüthige merkwürdige Aeußerungen an: „Hätte ich vor zwanzig Jahren (schrieb derselbe 1810) errathen, dafs die deutsche Literatur so sinken könnte, dafs die *Medicin Tollhausprache* reden würde, so hätt' ich mich ganz zu *emotionalisiren* gesucht. Wenn ich eine der neueren Schriften eines *Marcus, Willbrand, Görres, Schelling, Oken* u. A. aufblättere, so wird mir wehe, und ich verzweifele, dafs wir nicht bloß die Besiegten, sondern auch die Belachten der Franzosen werden;“ und anderwärts gesteht er, „dafs er ein Blatt aus *Locke* und *Kant* für reicher an Kenntnissen halte, als den ganzen Wust, der seit 15 Jahren aus dieser Schule gedruckt worden.“ Aber die vom Vf. in der Anmerkung S. 63 ff. angeführte Parallelisirung des ganzen Thierreichs mit den Lebenszuständen, Lebensrichtungen und Trieben des Menschen aus der Schrift: „*Natur, Mensch, Vernunft, in ihrem Wesen dargestellt von Keiper*“ (Berlin, 1823), wo der *Waltisch* z. B. die Philosophie, und der *Lachs* die Literatur-Zeitungen repräsentiren soll, kann doch hoffentlich nicht im Ernst, sondern nur als *Satire* genommen werden.

III. *Aussichten für die Zukunft.* Wir stellen der Kürze halber des Vfs. Erklärungen einfach hin, ohne seinen Erörterungen weiter zu folgen. Es sey einleuchtend, sagt er, ein Fortgehen der philosophischen Entwicklung in der bis jetzt behaupteten Richtung ist durchaus unmöglich. Es erhellt zum Theil auch aus den Urtheilen verschiedener ausgezeichneten Schriftsteller von den verschiedenartigsten Grundansichten, die der Vf. nun statt seiner sprechen läßt, um zu zeigen, wie allgemein auch unter Deutschlands besonnenen Denkern die Mißbilligung unserer letzten philosophischen Richtung ist; dahin gehören *Jean Paul F. Richter* (Briefe an *Jacobi* S. 149, und *Clavis Fichtiana* S. 18), *Bonfietten* (Briefe an *Matthison*, S. 210 ff.), *Hamann*, *F. H. Jacobi*, *Victor Cousin*, *Pasquale Galuppi* u. A. Das Hauptresultat spricht der Vf. am Ende dahin aus: „Gewiss wird zuletzt die jetzt unterdrückte Erfahrungsphilosophie den Sieg davon tragen. *Kant's* Philosophie war, ihrem tiefsten Grunde nach, ein kräftiger Anlauf hiezu, der nur mißglücken mußte, weil die alte Methode noch zu übermächtig war in Deutschland, als daß selbst ein so erhabener, selbstständiger Geist, wie *Kant*, ganz davon sich hätte losmachen können. Aber wir sind ein halbes Jahrhundert seitdem älter geworden; wir haben das Unwesen der Speculation in den abschreckendsten Gestalten vor uns aufsteigen sehen; und so kann es nicht

lange mehr währen: der Kantianismus in seiner vollen Reinheit wird über die metaphysische Methode triumphiren. Nur die wahre *Kantische* Lehre also ist es, was uns die Zukunft bringen wird, geläutert von ihren Schlacken und befreit von ihren entstellenden Hüllen; *Kant's* Lehre, nicht seinem Buchstaben nach, wo er freylich zwey entgegen gesetzte Sprachen redet, sondern seinem Geiste nach; *Kant's* Lehre, welche zugleich die Lehre aller klaren philosophischen Denker bey allen gebildeten Völkern ist“ (S. 89). Der Vf. hofft, auch eine rein auf unser Selbstbewußtseyn begründete Psychologie zum Mittelpuncte für die gelammte Philosophie gemacht zu sehen. Hierüber wird eine treffliche Erklärung aus *Damiron's Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19me siècle* angeführt. In eben dem Sinne erklären sich die schon oben genannten ausländischen Philosophen, nebst *Jouffroy* und den Schotten *Abercrombie* und *Stewart*.

Ungern brechen wir hier ab. Der Stil des Vfs. ist rein, klar und nicht ohne Wärme. Nur *Welt-schöpfend* für *Welt-schaffend*, und über die Grenzen hinaus liegen (wo *liegen* den Dativ fodert), und *Jemandem*, wie zweymal für *Jemand* oder *Jemanden* vorkommt, sind Versehen.

Druck und Papier verdienen Lob.

C. F. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Dresden und Leipzig*, b. Arnold: *Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche*, zunächst in Sachsen und Schlesien, von einem christlichen Geistlichen. 1831. 30 S. gr. 8. (5 gr.)

2) *Neustadt a. d. O.*, b. Wagner: *Beleuchtung der Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche*. Von *Christian Sincerus*. 1831. 36 S. 8. (4 gr.)

In No. 1 findet man die Grundzüge der rein-katholisch-christlichen Kirche von dem rationellen Standpuncte aus abgefaßt; daher hat der Vf. von No. 2 mit gleichen Waffen das noch Schwankende, hie und da Schiefe und nicht ganz fest Begründete in jenen Grundzügen zu berichtigen gesucht, und es ist ihm auch gelungen, auf die Hauptgebrechen aufmerksam zu machen, wenn wir gleich seinen Ansichten auch nicht durchgehends Beyfall schenken möchten. Gewiss ist der Mangel an näherer Angabe der Zahl der Sacramente, und näherer Bestimmung des Fastens, welches als Mittel der Selbstbeherrschung gebilligt ist; ferner die Gutheißung von Klöstern, die, als Zufluchtsörter für Unglückliche, mit weiser Vorsicht eingerichtet, unter sorgfältiger Auf-

sicht des Staates stehen sollen, die Unterwerfung der höheren Gelehrtenschulen unter die Autorität erzbischöflicher Collegien, und so mancher Zug in dem Capitel der Verfallung für die rein katholisch-christliche Kirche, keiner Zustimmung von unserer Seite würdig. Aus ganzer Seele müßten wir daher dem Schlafsworte in No. 2 beypflichten, worin es heist: „Möchten doch diejenigen, die jetzt auf halbem Wege stehen, eine neue zeitgemäße kirchliche Verbindung zu gründen, zu der reinen Idee einer christlichen Kirche mit christlichem Muth sie erheben, und kleinliche Zeit- und Orts-Rücksichten, die der Sache heute helfen, und morgen schaden, mit dem edlen Stolze verschmähen; den reinen Liebe zur Wahrheit und zur göttlichen Sache des Christenthums einflößt! Man mische nicht Menschenwerk unter Gottes Werk! Gott wird der guten Sache Fürsten und Mächtige zum Beystande erwecken, ohne daß man die Kirche Gottes zum katholischen Kirchlein, oder zu einem Kirchlein Lutheri, oder wels sonst, erniedrigt.“

Sch.....r.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Predigten über sämtliche Evangelien und Episteln des Kirchenjahres*, zum Vorlesen in Kirchen und zu häuslicher Erbauung, von *Georg Otto Dietrich König*, Superintendenten zu Dransfeld. Erster Theil. 1832. XVI u. 583 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)
- 2) GLOGAU, in der Günterschen Buchhandlung: *Das christliche Kirchenjahr, dargestellt in Festpredigten nach den gewöhnlichen Perikopen*, von *Gustav Siegmund Köhler*, Superintendenten und Pastor zu Parchwitz. 1832. VI u. 297 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Der Vf. von Nr. 1 hatte bey der Ausarbeitung und Herausgabe seiner Predigten verbundene Gemeinden vor Augen, die von einem gemeinschaftlichen Prediger verwaltet werden, und sich zu Zeiten mit einer von dem Schullehrer vorgelesenen Predigt begnügen müssen. Solchen Gemeinden will derselbe eine wohlfeile und diesem Bedürfnisse angemessene Sammlung übergeben, und zwar nicht bloß über die Evangelien, sondern auch über die Episteln, damit eine Abwechslung Statt finde. An solche Predigten macht der Verf. die Anforderung, daß ihr Hauptzweck Erbauung sey, und diese nicht durch Nutzenwendungen, sondern durch den ganzen Inhalt erreicht werde, daß die Predigten in verständlicher, würdiger, biblischer Sprache geschrieben und kurz seyen, und setzt jeder Predigt das Zeitmaß einer halben Stunde. Zu dem Ende will er die sogenannten Eingänge vermeiden haben, ob er gleich selber kurze vorbereitende Einleitungen giebt. Rec. will nicht behaupten, daß jede Predigt nothwendig ein sogenanntes Exordium haben müsse, hält aber dieselben im Ganzen für zweckmäßig, um sich vorläufig mit dem Hörer zu befreunden, und in diesem die rechte Weihe des Gemüths, die Erregung und Spannung der Aufmerksamkeit hervorzubringen, zumal bey Gemeinden, die schlechte Gesangbücher haben, welche kein zweckmäßig vorbereitendes Lied darbieten. Die Allermeisten gehen solchen Einleitungen aus dem Wege, weil sie schwer zu finden sind. Allein ist dieses ein Grund zu ihrer Antiquirung? Hat nicht selbst Minervens Tempel seine Propyläen? — Dem Vf. muß Rec. das Zeugniß geben, daß er die Aufgabe, die er sich gesetzt, gelöst habe. Seine Einleitungen sind kurz, vorbereitend, zweckmäßig, die Hauptsätze durchaus

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

textmäßig, kurz, behaltbar; die Eintheilung logisch, leicht; das Ganze von religiösem Geiste durchdrungen, und in verständlicher edler Sprache dargestellt, wozu auch gehört, daß die Erfahrungen, worauf der Prediger sich bezieht, die Bilder, wodurch er die Rede verschönert, aus dem Erfahrungskreise der Hörer genommen sind. Rec. hat daher an diesen Predigten nichts zu tadeln gefunden, als daß sie zu kurz sind. Jede Predigt enthält mit dem Abdruck des Evangelium und der Epistel in der Regel sechs Seiten. Bedenkt man nun, wie die Vorleser gewöhnlich zu lesen und vorzutragen pflegen, so möchte wohl in den wenigsten Fällen das Zeitmaß einer halben Stunde herauskommen. Dieses scheint auch der Verf. selbst gegnnet zu haben, weil er in diesem Falle den Rath giebt, daß zur Erfüllung des Zeitmaßes der Predigt noch ein passendes Lied beygefügt werde. Der größte Nachtheil der angestrebten Kürze aber ist, daß viele Sätze und Unterabtheilungen, die eine genauere Entwicklung bedurften und verdienten, nur obenhin berührt wurden.

Da diese Predigten — ihre Kürze abgerechnet — sich übrigens sehr zum Vorlesen eignen, auch zur häuslichen Erbauung empfohlen werden können, so müssen wir diejenigen von unseren Lesern, die derselben bedürfen, mit des Verf. Art und Weise der Behandlung näher bekannt machen. Damit es aber nicht scheine, als ob Rec. partyisch die ausgesuchtesten Vorzüge auswähle, so giebt er zur Probe die Hauptsätze der vier Adventsontage. Am ersten Adv. über das *Evangelium: Der Herr nahet*. Darum: 1) Auf ihm entgegen! in den öffentlichen Versammlungen, und jeden treibe das Bedürfnis der Erbauung, 2) mit den Opfern und Gaben, die ihm gefallen, mit einem demüthigen und dankbaren Herzen. Ueber die *Epistel: Wozu das Kirchenjahr?* 1) Um abzulegen die Werke der Finsternis, 2) um anzulegen die Waffen des Lichtes. (Die Werke der Finsternis hat der Verf. dem Texte gemäß zwar genannt, aber nicht das Unwürdige und Verderbliche derselben dargestellt. Die Waffen-Kleider des Lichtes nimmt der Verf. bloß von der christl. Aufklärung, statt daß er den würdigen Christenwandel von seiner positiven Seite hätte zeigen sollen, wie vorher von der negativen Seite.) Am 2ten Adv. über das *Evang.: Wie wir unserer irdischen Auflösung muthvoll entgegengehen können*. 1) Wenn wir uns hüten, daß die Sorge um das Irdische uns nicht zu sehr beschwere (also doch etwas — nur nicht zu sehr — in welchem Grade denn?). 2) Wenn wir allezeit wacker sind und

K

beten, daß wir würdig werden für das Höhere. (Der Verf. nimmt das Wort wacker in der Bedeutung einer muthig frohen Thätigkeit, nicht in der textgemäßen einer nüchternen Wachsamkeit.) Ueber die *Epistel: Wir, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen*, 1) um sie stärker zu machen; 2) um in Frieden mit ihnen zu leben. Am 2. Adv. über das *Evang.: Bey der Frage: bist du, was du seyn sollst? benimm dich, wie Jesus es that.* 1) Nicht Worte, sondern die That laß sprechen; (recht erweckend ausgeführt) 2) blicke auf die Besten, die du kennst, und folge ihnen. — Ueber die *Epistel: Was ist von dem Worte zu halten: ich bin mir nichts bewußt?* 1) Oft ist es ein Wort leichtfinniger Selbsttäuschung, 2) oft ein Wort vorsätzlicher Falschheit; 3) oft auch ein Wort wohlgeprüfter Rechtschaffenheit. Am 4. Adv. über das *Evang.: Wie gegen andere Menschen die Frage zu beantworten sey: wer bist du?* (deutlicher: wie wir zu antworten haben, wenn Andere uns fragen: wer bist du?) 1) Nicht mit Uebertreibung unserer Verdienste; 2) vielmehr mit einfacher Darstellung der Wahrheit, 3) mit Einräumung der Verdienste Anderer. (Ganz text- und erfahrungsmäßig, aus dem Kreise des Mittelmannes.) Ueber die *Epistel: Die Freude in dem Herrn bewährt sich* 1) durch Milde gegen Mitmenschen, 2) durch vertrauensvolles Gebet, 3) durch einen sittlichen (sittlichguten) Lebenswandel. — Rec. hat sich noch viele schöne Hauptätze angemerkt, z. B. am Sonntage *Miseric. Dom.: Die schwere Kunst, Unrecht zu leiden.* Am Sonntage *Jubilate: Jesus lehret uns die Traurigkeit überwinden* 1) die Traurigkeit über die Sünde durch Freuden der Besserung; 2) über schlagene Hoffnung durch Ergebung in die Fügung Gottes; 3) über Dürftigkeit und Krankheit durch Werthschätzung der höheren Güter; 4) über entriffene Freunde durch ein frohes Wiedersehen. Allein das Angegebene ist schon hinreichend. Wir bemerken noch, daß das ganze Werk 148 Predigten enthält, wovon dieser erste Theil 74 enthält, und bis zum Pfingstfeste geht.

Von ganz anderer Art und in anderer Manier sind die Predigten Nr. 2, die der Vf. mit großer Schüchternheit und Bescheidenheit dem Publicum übergiebt. Sie haben nicht die leichte Natürlichkeit der ersten, und sind künstlicher, sind mehr Producte eines hellen Verstandes, als Ergüsse eines von Religion und Christenthum bewegten Herzens. Die Sammlung enthält nur Festpredigten, vom Anfange des Kirchenjahres bis zum Todtenfeste. An jedem Feste giebt der Vf. zwey Predigten, eine über das Evangelium, die andere über die Epistel, den Charfreytag und das Todtenfest ausgenommen, wo er über gewählte Texte redet. Das *christliche Kirchenjahr* wird diese Sammlung von Festpredigten nur darum genannt, damit das Ganze einen gemeinamen Namen habe, ohne daß die einzelnen Theile eine strenge Beziehung auf diesen Titel zulassen. Der Verf., welcher Talente eines Redners offenbaret, wird gewiß ein guter Prediger werden, wenn er sich immer mehr

vom Geiste der Bibel und des Evangelium durchdringen läßt, und mehr und mehr biblisch denket, empfindet, redet. Auch hat Rec. schon oft die Bemerkung gemacht, daß Prediger die dürre Verstandesweise verliessen und biblischer wurden, je mehr sie in Jahren fortschritten bewahrten. Die Materien, die der Verf. abhandelt, sind erbaulich, den Festen angemessen, hie und da nur zu allgemein, darum weniger interessant. Die Ausführung ist gründlich, die Darstellung rhetorisch, bisweilen declamatorisch. Bey solchen Declamationen aber begegnet es wohl zuweilen den Besten, daß sie leere Worte ertönen lassen, obgleich nach dem Tacte der Rhetorik. Sollte dem Verf. das eifmalige: „*Möchte!*“ im Eingange zur zweyten Adventspredigt nicht selber aufgefallen seyn? Die Hauptätze des Verf. sind oft nur künstlich aus dem Texte hergeleitet, bisweilen an denselben nur angeknüpft. Die Eingänge stehen manchmal mit der abzuhandelnden Wahrheit in gar keiner Verbindung, wie in der Predigt am zweyten Weihnachtstage: warum das Gedächtniß des Stephanus am Weihnachtsfeste gefeiert werde; oder am Neujahrstage, wo der Verf. seine Ansicht darüber angiebt, warum das Neujahresfest den kürzesten Text habe, dann abbricht, und zu „christlichen Betrachtungen am Neujahrsfeste“ übergeht, wozu doch der Text gar keine Handleitung giebt.

Wir loben an dem Verf. sein sichtbares Streben nach etwas Vorzüglichem, glauben aber, daß dabey die Natürlichkeit leide, wie es denn nicht wenige Prediger giebt, die bey dem Bestreben, immer genial und außerordentlich zu erscheinen, zu gesuchten Gedanken, pomphaften Worten und unnatürlichen Wortfügungen ihre Zuflucht nehmen. Damit der Verf. nicht auf diese oder ähnliche Abwege gerathe, wo man mehr glänzen als erbauen will, machen wir ihn aufmerksam auf Worte und Gleichnisse, die uns fehlerhaft erscheinen. Dahin rechnen wir den Ausdruck „*gesunde Unbesonnenheit*“; giebt es auch eine kranke? Ferner „*Pforten der Möglichkeit*.“ Wie unangemessen ist das Bild S. 16: „*Möchten die Sacramente gleichwie heilige Ströme anschwellen* und mit reicher Fluth alles Fleischliche und Sündhafte an euch *überschwemmen* und *ersäufen!*“ Oder in der ersten Predigt am Todtenfeste: „*Unsere Erinnerung muß bis zu den ersten Jahren unserer Erde hinaufwachsen* u. s. w.“ Nur fromm scheinend und halb wahr ist der Gedanke: nicht die Krankheit hat den Tod der Unfrigen herbeigeführt, sondern der Allmächtige hat sie sterben lassen. Als ob die Naturordnung nicht auch Gottes Ordnung wäre! Und wie leicht kann ein solcher halbwahrer Gedanke von denen zum falschen Troste gemißbraucht werden, welche selbst sündige Urheber ihrer Krankheit und ihres Todes sind!

Wenn Rec. mehr bey der Schatten- als Licht-Seite dieses wahrscheinlich ersten Werkes unseres Vf. verweilte, zu welcher Lichtseite wir z. B. die schöne Vorstellung des christl. Lebens nach den Hauptmomenten des Lebens Jesu in der zweyten Adventspredigt

digst rechnen: so geschähe es bloß in der wohlgemeinten Absicht, dem Vf. behülflich zu werden zu gediegeneren und vollkommenen Werken, wozu es ihm weder an Talent, noch am Willen fehlt.

Cm.

SULZBACH, in der von Seidelschen Buchhandlung: *Das Leben und die Lehre Jesu nach Matthäus, Marcus und Lucas in Homilien*, nach dem evangelischen Text vorgetragen von Dr. Adam Joseph Onymus, Domdechant und Generalvicar des Bisthums Würzburg. 1831. XII u. 564 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Es gehört unter die merkwürdigeren, aber, wie dem Rec. dünkt, noch in ihren unfehlbar zu erwartenden Folgen viel zu wenig beachteten Erscheinungen unserer Zeit, das die katholische und die protestantische Kirche in ihren praktischen Bestrebungen sich in eben dem Grade einander nähern, als sie sich in theoretischer Hinsicht von einander zu entfernen scheinen. In katholischen Erziehungsanstalten giebt man gebildeten Töchtern einen *Marezoll*, *Herder* u. A. in die Hände, und in unzähligen protestantischen Familien sind die *Stunden der Andacht* das Haupterbauungsbuch, wo nicht gar das einzige. Wir können nicht anders als uns darüber freuen, und es als einen Beweis ansehen, das beide Kirchen bey aller feindseligen Stellung, welche sie gegen einander annehmen, in gewissen Puncten — wir nennen sie Hauptfachen — eines geworden sind. Das diese Einigung gerade bey dem *Volke*, oder dem nicht gelehrten Theile der kirchlichen Gemeinheit, anfängt, ist noch ganz besonders bedeutend, und läßt das Beste hoffen.

Unter die Erbauungsschriften, welche von den Mitgliedern beider Kirchen ohne Anstoß gelesen werden können, gehört denn auch die vorliegende. Sie erinnert fast niemals an ein kirchliches System, und eben so wenig an irgend eines der vielen Dogmen, welche sich erst später in der christlichen Kirche gestaltet haben, und deren manche doch dem katholischen Verfasser eines Andachtsbuches höchst nahe lagen, wie z. B. der römisch-katholische Lehrsatz von der Anrufung und Verehrung der Heiligen, oder dem Primat des Petrus. Fast überall hält er sich einzig an die Bibel, vorzüglich das N. T., und erklärt das letzte bloß durch sich selber. Und wenn er auch den *Augustin* S. 198 und den heil. *Gregorius* S. 235 anführt, so läßt sich dawider nicht das Mindeste einwenden, im Gegentheile ist es in der Masse, wie es hier geschieht, zu loben. Und da Hr. O. durchaus nicht umhin konnte, bey der Stelle Matth. 26, 26 — 30 der Particularlehre seiner Kirche zu gedenken, so thut er es S. 436 möglichst kurz und, für viele protestantische Leser wenigstens, nicht auffallend oder anstoßend. Wir setzen seine Erklärung wörtlich hieher: „In dem h. Abendmahl feiern wir zugleich das Opfer Christi am Kreuz, und erfüllen damit seinen Auftrag: das thuet (*sic*) zu meinem Gedächtniß; wir folgen der Ermahnung Pauli: So oft ihr von

diesem Brode essen, und den Kelch trinken werdet, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis das er wieder kommt. In der h. Messe wird das Kreuzopfer jedoch unblutiger Weise vollbracht, um uns den Werth desselben zuzueignen. Dies das einzige Opfer des neuen Bundes, nachdem die Opfer des alten Bundes mit diesem untergegangen sind, das allein Gottes würdige Opfer; wir nehmen Theil an diesem Opfermahle, zum Zeichen, das wir in den neuen Bund mit Jesu getreten sind. Wir geloben darin an, Jesum, den Sohn Gottes, als unseren Erlöser stets zu verehren, und seine heilige Lehre in unserem Herzen zu tragen, in all unserem Denken und Thun getreulich zu befolgen. Ueber Alles ehrwürdig und heilig muß uns dieses bleibende Denkmal des Leidens und Todes unseres Herrn seyn; denn von diesem Leiden und Tode ging die Erlösung des Menschengeschlechtes, das Heil der Welt aus. Nicht umsonst bietet die Kirche Alles auf, diese Feier würdig zu begehen, doch ist Herzensreinheit, lebendiger Glaube an Jesum, und kindlicher Sinn das Beste, was wir zu dieser Feier mitbringen können. Wehe dem, der u. s. w.“ — Eben so verhält es sich mit der Homilie über Matth. 16, 13 — 19. Wir glauben nicht, das ein protestantischer Laie an dem, was über die oberhirtliche Gewalt des Petrus gesagt wird, Anstoß nehmen werde. Nur der eigentliche Theolog wird den Katholiken hier hören. Ausser dem hier eben Angezogenen klingen nur noch folgende Stellen dem akatholischen Leser etwas fremdartig. S. 12: „An dieses große Ereigniß (der Geburt Jesu) erinnert uns täglich die Kirche durch das Glockenzeichen, wonach die gläubigen Christen beten; der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. Hier, wenn das Glockenzeichen gegeben wird, sey es uns, als wenn der Engel eben jetzt vom Himmel käme, der Welt die Ankunft des Erlösers anzukündigen.“ — S. 224 „Er obert die Welt für euren Glauben.“ — S. 284 wird zweymal die *Vulgata* angeführt. Wozu dieser Name in einer Erbauungsschrift? S. 8 wird mit einem gewissen Wohlbehagen bey der Empfängniß Mariä verweilt; und endlich fängt S. 24 eine Homilie in lateinischen Worten an: *Evangelico vobis gaudium* u. s. w.“

Doch wir haben nunmehr die Einrichtung und den Werth des Buches näher anzugeben. Jene ist äußerst einfach. Es werden nämlich die drey auf dem Titel genannten neutestamentlichen Schriften, zu welchen jedoch auch nicht selten das Johanneische Evangelium kommt, in CXLV Abschnitten übersetzt mitgetheilt, und jedem Abschnitte eine sogenannte Homilie beygefügt. Die Uebersetzung des griechischen Textes hat nichts Besonderes, und ist eben darum in unseren Tagen, wo jeder Uebersetzer nur immer *neu* erscheinen will, lobenswerth. Wir glauben oft die Lutherische, z. B. Matth. 9, 15, vor uns zu haben. Die Homilien sind in der Regel sehr kurz, manchmal nur wenige Zeilen, höchstens einige Seiten füllend. Sie wiederholen zuerst den Text fast mit denselben Worten, als in der vorhergegebenen

Uebersetzung stehen, auf eine Weise, wie unsere ältesten Homilisten in ihren sogenannten Uebergängen von einem Predigttexte zu dem Thema zu thun pflegten, was Rec. immer unter die Unsitzen gezählt hat, und stellen dann einige erbauliche Betrachtungen darüber an, die sehr einfach scheinen, aber uns doch vielfältig angezogen haben. Hauptsächlich müssen wir der Arbeit des Vfs. nachrühmen, daß sie überall ein sanftes, dabey aber ziemlich ausreichendes Licht über ihren jedesmaligen Gegenstand zu verbreiten, und nur durch diese wohlthätige Erhellung das Herz des Lesers zu gewinnen sucht. Am längsten beschäftigt sich Hr. O. mit der Bergpredigt, welche S. 77 bis 130 füllt, dann auch mit der Leidensgeschichte Jesu (von S. 420—504).

Wir wollen, um den Geist dieser Schrift noch näher zu bezeichnen, hier noch Eine, nach unserer Uebersetzung besonders charakteristische Stelle aus derselben ausheben: S. 226: „Es ist der Glaube, von dem Matth. 15, 21—28 die Rede ist, kein solcher, den der Mensch sich selbst schafft, der sogenannte Vernunftglaube, den der Mensch zum Nothbehelf herbeyruft, wenn er an der Grenze seiner Speculation steht, und diese ihm doch nicht Genüge thut. Es ist dieses der Glaube an den geschichtlich in der Welt

erschienenen Jesum Christum, an seine Lehre, und an das Heil, das er der Welt gebracht hat, der Glaube, der durch Gottes allmächtiges Wirken in Zeichen und Wundern zur Welt eingeführt, durch seine innere Wahrheit bewährt Joh. 7, 17, durch seine Wirklichkeit an jedem, der ihn annehmen will, bekräftigt worden, und der sich immerwährend annoch bewährt und bekräftigt.“

Je mehr aber der Geist und Zweck dieser Schrift gebilligt werden muß, um so mehr fällt die hie und da sehr vernachlässigte Sprache auf. S. 26 „Laßt uns bewundern die Verdemüthigung“, die Herablassung“ u. s. w. — S. 96 findet man *Publicanen*, *Sphäre*, *Instinct*. — S. 101 „Gott wird dir es *widergelten*“ — S. 128 „So sehr ihr euch *eueren* sogenannten *Andachten* wegen berühmet. — S. 130 „Man denke an den frommen Hiob auf dem *Misthaufen*.“ — S. 165 *Spatzen* st. *Sperlinge*; mehrmals. — S. 168 *Peinen* und *Martern*. — Eben so S. 225 *Peinen* und *Qualen*. — S. 183 in Jesu *Behleitschaft*.

Das Aeußere des Buches fällt sehr angenehm ins Auge. Recht zweckgemäÙ findet Rec. das groÙe Format, die gewählten Lettern, und das herrliche Papier. In diesem Gewande möchte Rec. mehrere Erbauungsschriften sehen.

Xµρ.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Gießen, b. Heyer, Vater: *Der Eid.* Eine Predigt am 19 Sonntage n. Trinit. 1829 über die Sonntagsepistel Ephes. 4, 22—28 gehalten, und nebst einigen Winken und Vorschlägen hinsichtlich der Heilighaltung des Eides und Verhütung des Meineides, herausgegeben von *Heinrich Christian Flick*, Pfarrer zu Petterweil. 1830. 36 S. 8. (4 gr.)

Wer sollte dem wohlmeinenden Vf. nicht beystimmen, wenn er auf Heilighaltung des Eides dringt, und die, leider wohl nicht bloÙ, „wie es scheint“, sondern in der That noch stets im Zunehmen begriffene Zahl der Meineide vermindert zu sehen wünscht! — Wenn auch ohne Zweifel die erste und Hauptursache dieses Uebels in der gesunkenen Religiosität und Sittlichkeit, sowie der in gleichem Grade gesteigerten Sinnlichkeit und Selbstsucht, liege, so wollte er sich doch in den der Predigt vorausgeschickten Winken und Vorschlägen nicht darauf einlassen, zu zeigen, wie hier geholfen werden müsse, sondern er wollte sich nur über eine andere, und zwar nähere und mehr unmittelbare Veranlassung des Meineides etwas ausführlicher verbreiten, die, auÙer der Nachsicht und Gelindigkeit, mit welcher überwiesene Meineide in Verhältniß zu anderen Verbrechen bestraft zu werden pflegen, in dem *Mangel an Feierlichkeit* bey der Ablegung des Eides selbst bestehe. Seine Vorschläge gehen dahin, daß sämtliche bey einer Gerichtsstelle abzulegende Eide nur an eigends hiezu bestimmten Tagen, etwa alle vier Wochen, und zwar vor dem Altare abgenommen werden sollen, welcher zu diesem Zwecke eine besondere, die ernstste Stimmung des sinnlichen Menschen zu verstärken geeignete Decoration, etwa schwarze Ueberhänge u. s. w. erhält. Das gesammte Gerichtspersonal findet sich, nebst den Seelsorgern der Schwörenden, erste in Feierkleidern, letzte in ihrem Amtsortnate,

hiebey ein. Die Schwörenden müssen gleichfalls in einer Kleidung, welche sie nur bey feierlichen Veranlassungen, namentlich bey der Feier des h. Abendmals, anzulegen gewohnt sind, erscheinen. — Der Vf. fühlt selbst die Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, welche sowohl für die weltlichen als für die geistlichen Beamten mit der Verwirklichung seines Vorschlags verbunden seyn würden, legt aber zu beiden das Vertrauen, daß sie um eines so hohen Preises willen sich wohl gern einige Unbequemlichkeiten werden gefallen lassen. — Aber was berechtigt doch den gutmüthigen Verf. zu diesem Vertrauen? Etwa der Leichtsinns, mit welchem die Gerichte über Kleinigkeiten, die nicht der Rede werth sind, Schwören lassen? Rec. ist überzeugt, daß die häufigen Meineide nicht sowohl in der gesunkenen Religiosität und Sittlichkeit, so wie in der gesteigerten Sinnlichkeit und Selbstsucht der Schwörenden, als vielmehr derer, die ihnen den Eid abnehmen, ihren Grund haben.

Obgleich die Predigt sich durch Nichts auszeichnet, so charakterisirt doch auch sie den Verf. als einen Mann, der es mit seinem Amte treu meint, und auf eine würdige und ergreifende Weise zu reden versteht. Sie schickt 1) einige Erklärungen voraus, was man sowohl unter dem Eide überhaupt, als auch unter den einzelnen näheren Bezeichnungen desselben verstehe; macht 2) mit den Pflichten bekannt, welche sowohl von dem Schwörenden selbst, als auch von der ihn zum Schwören zulassenden Obrigkeit, so wie auch von den Bekannten und Angehörigen desselben, in Ansehung des Eides zu beobachten sind, und stellt 3) die schweren Sünden des Meineides, nebst deren schrecklichen Folgen, zum Abtöhen und zur Warnung vor Augen. — Der dritte Theil ist als eine besondere Predigt am 2ten S. nach Trin. gehalten worden. S. in R.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

G E S C H I C H T E.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Geschichte Preussens für das Volk und die Jugend*, bearbeitet von Dr. Eduard Heinel, evangelischem Pfarrer zu Tannsee bey Marienburg. Zweyte, bedeutend vermehrte Ausgabe. 1832. VIII u. 490 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In den gebildeten Staaten des Alterthums erwarb sich die freye Masse des Volks leicht im Leben und durch dasselbe eine Menge von Kenntnissen aller Art und somit eine gewisse Bildung. Die öffentlichen Reden bey vielen Arten von Versammlungen, die dem Volke näher gestellte Poesie, die häufigen Theater, die grossen Spiele, bey denen sich alle Stämme eines Volks einfanden, die aus geringeren Abgaben, milderem Klima, reicherer Fülle der Naturerzeugnisse, aus dem Dafeyn des Sclavenstandes für den Freyen entstehende Mulse und die Theilnahme an der Regierung des Landes boten dazu vielfache Gelegenheit. In der neuen Zeit ist das anders. Hier ist die Bildung der Masse des Volks an die kurze Schulzeit vom 6ten bis an das 15te Lebensjahr gebunden. Ist das Individuum aus der Schule und in ein Geschäft getreten, wodurch es seine Erhaltung bewirken soll: so findet es im Leben wenig Gelegenheit zu seiner Bildung mehr. Wird in Erwägung gezogen, wie viel Zeit die Elemente des Lesens, Schreibens, Rechnens und der so nothwendige Religionsunterricht bey der oft zu grossen Menge von Kindern in der Volksschule wegnehmen, für wie Vieles der Blick des 8—14jährigen Kindes noch verschlossen ist, wie oft die Schule verfaunt wird, und wie wenig oft die Lehrer in den Volksschulen selbst zu leisten vermögen: so läßt sich von der Bildung des Volks in Ländern und Provinzen, wo sie nicht unter begünstigenden Umständen schon lange heimisch ist, oder ihr besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, eben nicht etwas Sonderliches erwarten.

Zur Ausgleichung dieses Mißverhältnisses dienen unfreitig *Vollsbücher*. Sie sind ein Bedürfnis der neuen Zeit. Und das gilt insbesondere von Volksbüchern für die vaterländische Geschichte.

Wir wollen hier nicht darauf eingehen, weshalb Kenntniß der Geschichte des Vaterlands auch für das Volk wichtig und nothwendig sey: aber die Frage dürfen wir nicht ohne einige Erörterung lassen, wie ein Volksbuch dieses Inhalts beschaffen seyn müsse, damit wir einen Maßstab für die Beurtheilung des

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

vorliegenden Werks erhalten. Das erste Erfoderniß eines Werks der Art ist wohl dieses, daß es Liebe für das Vaterland, dessen Regierung und die Volksthumlichkeit seiner Bewohner einflöße. Die Vorzüge des Vaterlands werden daher in helles Licht zu stellen seyn. Begangene Fehler und noch vorhandene Mängel werden darum nicht unberührt bleiben, jene aber mild und schonend, diese nicht zur Unzufriedenheit aufregend in Erwähnung kommen. Zweytens werden die größten Interessen der Menschheit, Religion, Sittlichkeit, äußere und wohlverstandene, innere Freyheit in dem Grade Licht und Wärme empfangen, als für das Volk nöthig ist, um sich hiebey als ein verständiges Volk zu zeigen. Drittens werden große Weltereignisse, mit welchen das Vaterland in Berührung kam, so viel Erörterung finden, als das Verständniß fodert. Viertens wird die Darstellung volksgemäß, leicht verständlich, natürlich, treuherzig und den edeln Volkston treffend seyn. Und da endlich durch Werke der Art auch die Sprache des Volks gefördert werden soll, so müssen sie in sprachlicher Hinsicht fleckenlos seyn.

Kommen wir nun auf das vorliegende Werk, so mußte schon, als uns die erste, 1829 erschienene Ausgabe desselben zur Hand kam, der Umstand ein gutes Vorurtheil erregen, daß es einen Verfasser hat mit den *Iräzen um Urnen Preussischer Vorzeit*. Königsb. 1828 (vergl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 70), welche so manche liebliche Erinnerung in uns geweckt hatten. Und wir fanden uns darin auch nicht getäuscht. Wir lasen es mit hoher Theilnahme, und ernteten von Familien und besonders von Frauen, denen wir es empfohlen hatten, großen Dank. Wenn nun schon nach drey Jahren eine zweyte Auflage nothwendig wurde, und in der Vorrede zu derselben der Vf. sich beklagt, daß die erste aufser einer kurzen Empfehlung in den Preussischen Provinzialblättern keine öffentliche Beurtheilung gefunden, so hat er wohl alle Ursache, sich zu freuen, nicht bloß, daß sein Werk auch ohne öffentliche Beurtheilung in so kurzer Zeit so guten Abgang gefunden, sondern ganz vorzüglich auch darüber, daß in seinem Vaterlande bey dieser Gelegenheit sich so viel Sinn und Theilnahme für die vaterländische Geschichte gezeigt hat. Die bereits umlaufende erste Ausgabe wird der zweyten schnelleren Gang bereiten, und der Vf. darf die schöne Hoffnung hegen, durch dieses Werk der Verbreitung der vaterländischen Geschichte in seinem Vaterlande recht viel zu nützen.

Unter diesen Umständen könnte jetzt eine Beur-

L

theilung dieses Werks fast überflüssig scheinen. Damit es aber auch dem Auslande bekannter werde, und weil der Vf. selbst wegen allmählicher Verbesserung desselben Urtheile darüber zu vernehmen wünscht: so wollen wir das unfrige nicht zurückhalten. Betrachten wir das Werk nach den vorhin aufgestellten fünf Erfordernissen, so haben wir in Beziehung auf die vier ersten kaum etwas, in Rücksicht auf das fünfte aber wohl Einiges zu wünschen. Ueber das Letzte wollen wir nachher besonders reden. Was wir hinsichtlich der vier ersten geäußert, wird aus einigen Stellen klar werden, aus denen sich zugleich die ganze Art und Weise des Verfassers ergeben wird. Wir nehmen sogleich den Anfang S. 3: „Wenn der Mensch das Land seiner Heimath, wo er das Licht der Welt zum ersten Male begrüßte, wo seine Hütte steht (,) und dessen Boden ihn ernährt, mit nachdenkenden Blicken betrachtet, so drängt sich ihm fast von selbst die Frage auf: War es hier immer so (,) wie jetzt? Oder wie mag es früher hier ausgesehen haben, als diese Städte, die mit ihren Thürmen so stolz vor mir sich erheben, noch nicht gegründet, als diese friedlichen Dörfer noch nicht angelegt waren? Bewohnte das Volk, zu dem auch wir (ich) gehören, von jeher diese Fluren? Oder wie kam es hieher (,) und mit (durch) welchen Thaten hat es sich sein Recht an diesem (dieses?) Lande erkaufte? und welches ist sein Schicksal gewesen bis auf den heutigen Tag? — Und diese Fragen haben fast für einen jeden Menschen so viel Anziehendes und Reizendes, daß der Knabe sein Spiel vergißt, und der Jüngling mit höher gehobener Brust zuhört, wenn von den Thaten seiner Vorfahren, von vergangenen Zeiten und früheren Begebenheiten seines Vaterlandes die Rede ist.“ — S. 43: „Hätten nur die Ordensritter es immer verstanden, durch Leutseligkeit und freundliche Gefälligkeit die Herzen der großen Menge so zu gewinnen, wie sie viele der Vornehmen gewonnen hatten; gewiß wäre ihnen das Volk mit fester Treue stets ergeben geblieben. Denn Undankbarkeit gehörte nicht unter die Fehler der Preußen (,) und die Geschichte hat uns davon viele Beyspiele erhalten, von denen hier nur eins seine Stelle finden mag.“ Nun folgt die Erzählung von der That des edlen *Shtodo*. S. 52: „Doch alle Preußen waren von dem Entschlusse beseelt, lieber als freye Männer mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als sich lebend noch einmal unter die fremde Herrschaft zu beugen.“ Nur Einiges aus der trefflichen Betrachtung S. 59 und 60 bey der im Jahre 1283 erfolgten Beendigung der Kriege des Ordens mit den Preußen: „Bey den fortwährenden Feindseligkeiten zwischen Polen und Preußen (,) hätte es doch endlich einmal dahin kommen müssen, daß entweder die Preußen das polnische Volk, oder die Polen das preussische Volk unterjocht haben würden. In beiden Fällen aber wäre die Selbst- (Selb-) ständigkeit des einen Volks untergegangen (,) und vor der Entscheidung mindestens eben so viel Blut vergossen worden, als jetzt im Kampfe mit den Rittersn. Wäre nun der erste Fall eingetreten — (;) welche Gefahr hätte dann

dem Christenthume in Polen gedroht, da die Preußen so fest an ihrem heidnischen Aberglauben hingen? Würde aber, was bey der Uebermacht Polens bey weitem wahrscheinlicher ist, der zweyte Fall statt (Statt) gefunden haben, so würde auch nur polnische Sprache, polnische Bildung und polnische Sitte im Preußenlande herrschend geworden seyn. Wie weit aber stehen die Polen den Deutschen nach an (in) wahrer Bildung des Geistes, an rechter Aufklärung, Wissenschaftlichkeit und Kunstinn? (!) Die Eroberung Preußens durch die Ritter aber eröffnete deutschem Fleiße, deutscher Bildung und deutscher Denkart ein neues Feld.“ — S. 86 und 86 a: „Der Bauer von urreussischer Abkunft war dessenungeachtet *kein Slave*. Sein Leben und sein Eigenthum stand eben so gut unter dem Schutze des Gesetzes und einer strengen Gerechtigkeit, als die (Leben und Eigenthum) eines jeden anderen Unterthans. Er war noch immer viel glücklicher, als seine Standesgenossen in Deutschland, die von ihren Gutsherren mit der größten Willkühr und oft mit empörender Grausamkeit behandelt wurden. Ueberhaupt erfreuten sich die Unterthanen des Ordens einer höheren bürgerlichen Freyheit, als diese in den meisten anderen Ländern zu jener Zeit der Fall war. Denn mit vieler Weisheit sorgte er dafür, daß die Macht der Edelleute, die in anderen Ländern der Freyheit des Bürger- und Bauern-Standes oft so gefährlich ward, nicht so weit um sich greifen konnte (,) und daß ein jeglicher bey seinen Rechten geschützt wurde“ u. s. w.

Mehr Stellen auszuheben, verstatet uns der Raum nicht. Durch das ganze Werk laufen die Spuren inniger Vaterlandsliebe, wie eines schönen religiösen und sittlichen Sinnes. Beides tritt besonders in der höchst anziehenden Geschichte Friedrichs II und Friedrich Wilhelms III stark hervor. Treffliche Schilderungen finden sich in großer Menge. Wir deuten nur hin auf die Erhebung Winrichs von Kniprode zum Hochmeister S. 75 ff., auf des großen Kurfürsten kriegerische Schlittenfahrt über das frische Haß gegen die Schweden S. 205 f., auf dessen Tod S. 215, auf die Krönung Friedrichs I S. 221 ff., auf Peter den Gr. in Königsberg S. 219, auf die unter Friedrich dem Großen entstandene Französeley S. 344, auf die glückliche Zeit Preußens bey dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III S. 374, auf die Begeisterung in Preußen, als es im Jahre 1813 gegen Napoleon ging, S. 421 f., auf den Anblick von Paris, welches die Verbündeten am 29ten März 1814 zum ersten Male vor sich liegen sahen, S. 467, und auf den Fall Napoleons S. 483 f. Alle Schlachten sind gut erzählt, die Charaktere der Hochmeister, Kurfürsten und Könige trefflich geschildert. In der Kürze könnte dabey noch mehr vielleicht *Velleius* Muster seyn. Aber die *Reformation* ist von S. 153 an viel zu kurz berührt. Besser ist von S. 173 der *dreysigjährige Krieg* eingeflochten.

In Beziehung auf die Sachen erlauben wir uns noch ein paar Bemerkungen. In der Beschreibung des Ordens S. 29—31 hätte wohl etwas über dessen Ver-

hältniß zum Papste gesagt werden sollen, damit der Leser begreife, wie nach S. 69 der Orden bey dem Papste verklagt worden seyn konnte. — Durch nichts kann die vaterländische Geschichte bey dem Volke so gefördert werden, als durch die Chroniken und alten Geschichtswerke. Sie sprechen vorzugsweise das Volk an. Daher sind auch in germanischen Ländern, in welchen sich das Volk durch Kenntniß der vaterländischen Geschichte auszeichnet, die vaterländischen Chroniken viel in den Händen desselben. Deshalb war es, glauben wir, gut gewesen, wenn *Lukas David Lindenblatt*, *Hartnoch* u. s. w. erwähnt und gehörig empfohlen worden wären. Auch dürfte es wohl in einem solchen Buche an Empfehlung anderer Werke nicht fehlen, die in denselben Kreis gehören. Wir meinen nicht bloß geschichtliche, wie etwa *Zschöche's* Schweizergeschichte, sondern auch andere, wie das treffliche Noth- und Hülfsbuch von *Z. Becher*, welches in Preussen dem Volke gar nicht bekannt ist. — Als bloße Frage stellen wir auf, ob nicht Oesterreich bey einigen Gelegenheiten zu hart beurtheilt worden. Wer an der Spitze so Vieler steht, wie Oesterreich gestanden hat, über den hat leicht Jeder etwas vorgebracht, was ihm nicht gefiel. Und gerade da hat die Geschichte ihre volle Besonnenheit, Unbefangenheit und Gerechtigkeit aufzubieten, um nichts Anderes zu seyn, als Geschichte. So viel ist wohl gewiß, daß ohne Oesterreich Deutschland längst nicht mehr Deutschland wäre. Gegen Frankreich hat von Alters her kein deutscher Staat so viel aufgeboten, als Oesterreich. Der Kaiser Franz ist davon noch in der neuesten Zeit ein glorreiches Beyspiel. Die österreichische Politik hat im Ganzen immer auf Ehrlichkeit beruht. Und hätte in seiner inneren Verwaltung nicht immer der Geist der Verständigkeit und Billigkeit gewaltet: so würden seine Bürger so zufrieden und glücklich nicht seyn, wie sie sich immer gefühlt haben und noch fühlen. — Ob über Friedrichs II Ansprüche auf Schlesien nicht mehr zu sagen sey, als S. 247 gesagt worden ist, lassen wir dahin gestellt seyn. — Wenn S. 327 von Sachsen gesagt ist, daß es sich von den im siebenjährigen Kriege empfangenen Wunden fast nie wieder erholt habe: so dürfte das wohl von denen nicht zugegeben werden, welche Sachsen genauer kennen. — Der im Ganzen vielleicht noch zu starke Tadel über Friedrichs II Gleichgültigkeit gegen die deutsche Sprache und Literatur S. 338, dürfte wohl einige Ermäßigung erleiden durch Beachtung dessen, was *Friedrich August Wolf* gesagt hat über ein Wort *Friedrichs II von deutscher Verskunst*. Berl. 1811 und *L. E. Borowski* in den biographischen Nachrichten von *J. J. Quandt*. Königsberg. 1794, S. 29. Der Mann, welcher nach S. 342 *Herders*, des Knaben, Genius zu fördern sich bemühte, war der *Diakonus Trescho* zu Mohrungen, dessen Andenken erhalten zu werden verdient. Einige Charakterzüge aus dem Leben desselben sind zu Königsberg 1807 erschienen. Zu den ebendasselbst angedeuteten edlen Männern, welche sich auf *Trescho's* Empfehlung *Herders* in Königsberg annahmen, gehörten vorzüglich

Michael Hamann und *Kanter*, deren Namen wir genannt haben würden. Sie müssen auch dem Volke werth bleiben. — Da S. 400 ff. eine Uebersicht der inneren Verhältnisse und der von *Friedrich Wilhelm II* getroffenen Einrichtungen nach dem unglücklichen Kriege mit *Napoleon* gegeben worden, so hätte eine ähnliche auch hinter dem 34ten Capitel S. 383 in Beziehung auf die Zeit von dem Regierungsantritte dieses Königs bis zum Ausbruche jenes Kriegs nicht ausfallen dürfen. Darin würde dann auch der Stiftung der Universität zu Berlin Erwähnung geschehen seyn, welche jetzt fehlt, da doch der Errichtung der anderen Universitäten früher gehörigen Orts gedacht worden. — Bey der Umgestaltung des preussischen Kriegswesens S. 401 ff. war wenigstens *Scharnhorsts* Name zu nennen, welcher sich dabey ein großes und ewiges Denkmal gestiftet hat. — Bey der Verbesserung des Volksschulwesens ist S. 405 *Gneisenau's* nicht gedacht worden, welcher durch ein anonymes Schreiben an den König die Sache vor Allem förderte. — *Schills* Unternehmen im Jahre 1809 ist nach unserer Meinung S. 407 ff. zu vortheilhaft hervorgehoben. Es bleibt immer tollkühn und höchst strafbar, daß er ohne den Willen des Königs diesen und das Vaterland so großer Gefahr aussetzte. — Ueber den Brand von Moskau ist S. 415 gewiß zu wenig gesagt. Nach einer vor einigen Jahren zu Moskau selbst erschienenen Schrift ist es wohl das Wahrscheinliche, daß jener Brand durch Unbekanntschaft der Franzosen mit den Heizungsanstalten großer Städte und Schlösser in Rußland entstanden sey. — Unter den hohen Gütern, um deren willen Preussen im Jahre 1813 mit so viel Begeisterung zu den Waffen griff, war S. 421 auch die Muttersprache zu nennen. — S. 45 haben wir *Thielmanns* Namen vermisst, welcher das erste Beyspiel gab, wie das allgemeine Vaterland dem besondern voranstellen müsse.

Was endlich das fünfte der oben aufgestellten Erfordernisse, das sprachliche nämlich, betrifft, so lassen dabey sich manche Ausstellungen machen, wie sich vorläufig auch schon aus den angeführten Stellen ergeben hat. Und wenn auch Einiges auf Rechnung der Druckfehler gehören sollte — scherzhaft genug sagt der Vf. S. VII der Vorrede: „Leider ist diese Auflage auch in Hinsicht der Druckfehler eine bedeutend vermehrte;“ — so bleibt gleichwohl noch gar Manches übrig, was ihm zur Last fällt.

S. 15: der mit künstlich im Kreise gestrichenen Steinen ausgefüllt war. *Fleihen* ist kein hochdeutsches Wort. Es ist aus dem Plattdeutschen (*Fliesen*) in den preussischen Dialekt gekommen, und da als Provinzialismus zu betrachten. S. 17: Sie lehrten den *Ulmerugiern* Häuser bauen für die *Ulmerugiern*. S. 26: „Darum wurden auch zu jener Zeit, () Frömmigkeit und Tapferkeit für die höchsten Tugenden gehalten, die einen Christen schmücken können (4 Trochäen hinter einander), und für beide waren *Anstalten* getroffen, um sie zur äußersten Höhe zu erheben.“ Wir würden Bedenken tragen, das Ritterthum eine Anstalt zu nennen. Und wenn man au-

nimmt, daß es aus ganz natürlichen Umständen von selbst hervorging, so kann es noch weniger eine *getroffene Anstalt* genannt werden. Dann ist auch das *un sie* — zu fehlerhaft: denn wenn die Satzverkürzung in einen wirklichen Satz aufgelöst werden soll, so findet sich kein Subject für ihn. S. 27: „Aber der schwärmerische Glaubenseifer jener Zeiten wollte dem Ritterstande, () zu der Ehre der Tapferkeit, die er gewonnen, auch das Lob der Frömmigkeit *zugefellen*.“ *Zugefellen* zu, und das nach vorgegangenem Dativ, scheint uns wenigstens sehr hart. Besser: *wollte zu der des Ritterstandes auch das Lob der Frömmigkeit gefellen*. S. 34, 38 und 41 ist *Pommernherzog* eine falsch gebildete Zusammenfetzung. Es kann nur *Pommernherzog* heißen. S. 59: „Wem drängt sich nicht der Gedanke auf, daß *nicht* mit der Zeit *doch*, () auch ohne so blutige Mittel, als die Ritter *sie* anwandten, das heilige Licht der Wahrheit, das Licht des Christenthums in die Gegenden des baltischen Meeres gedrungen wäre!“ Hier ist das *nicht* hinter *dafs* offenbar unzulässig, so wie *sie* nach *Ritter* überflüssig. *Doch* und *auch* neben einander sind mißlautend, und der Sinn fodert *doch* später. Wir würden sagen: *dafs* mit der Zeit auch ohne solche . . . das Licht des Christenthums *dennoch* in die . . . gedrungen seyn würde? S. 66 will uns *Einzögling* nicht recht gefallen. Auch *Campe* billigt es S. XXI der Vorrede zu seinem Wörterbuche nicht. Ueberdem ist es für ein Volksbuch zu gesucht. Wir würden sagen *Einwanderer*, *Eingewanderte*. S. 70: „Die erste Sorge, *welcher* der treffliche Meister *seinem* Eifer widmete“ u. s. w. Es muß entweder heißen *welcher* und *seinen*, oder *welche* und *seinem*. Der Sinn scheint das Erste zu verlangen: aber auch dieses ist für ein Volksbuch wenigstens viel zu gesucht, selbst wenn, wogegen wir noch Zweifel hegen, überhaupt gesagt werden könnte: *einer* Sorge *seinen* Eifer *widmen*. S. 86 c: „Dunkel sah es in den Köpfen der Volksmenge aus, bey *welchen* die abgemacktesten Märchen, () von Wundern . . . Glauben fanden.“ Es muß entweder heißen *in welchen* (Köpfen), oder bey *welcher* (Volksmenge), und dieses ist wohl das Bessere. Dieselbe falsche Relativbeziehung kommt auch sonst noch vor, z. B. S. 234: „Dadurch blieb eine Menge Geld, *die* sonst für fremde

Modewaren ins Ausland geflossen war, im Lande.“ Die Beziehung ist hier auf Geld zu nehmen, und es ist zu sagen *das* für *die*. S. 88: „*Von* seinem, einnehmendem und gefälligem Betragen, wußte er sich leicht Aller Herzen geneigt zu machen.“ Hier fehlt dem *von* seine grammatische Basis. *Ein (als ein) Mann von seinem* u. s. w. S. 90: . . . „wohin sein eigener Bruderlohn, den er früher mit Wohlthaten überhäuft, ihn schleppen lassen.“ Das zweymal fehlende *hatte* macht die Rede hart, und giebt ihr das Ansehen der Nachlässigkeit. Es muß heißen . . . *überhäuft, ihn hatte schleppen lassen*. S. 94: „Auf diese Art hoffte er, die Macht des Ordens allmählich zu schwächen, und ihn ganz verderben zu können.“ Man hätte erwartet: *allmählich schwächen und ihn ganz verderben zu können*. Aber das können liegt schon in *hoffte*. Wir würden sagen: *allmählich zu schwächen und ihn ganz zu verderben*. Aehnlich ist S. 100: „Jagiel wagte (es) nicht, den Uebergang über den Fluß mit Gewalt erzwingen zu wollen.“ Das *wollen* ist schon in *wagte* mit enthalten. So S. 419: „Sie meinten, York werde die Russen zurück zu halten suchen, um den Flüchtigen Zeit zu verschaffen, sich erholen und sammeln zu können.“ Das können liegt hier schon in Zeit. Ueberdies wird durch die vielen Infinitiven: *zu halten suchen, zu verschaffen, erholen und sammeln zu können*, der Numerus der Rede schwächlich und schleppend. Wir würden sagen: *.. zurück zu halten suchen, damit die Flüchtlinge Zeit erhielten, sich zu erholen und zu sammeln*. Eben so S. 474: „Alles belebte in ihm die Hoffnung, noch einmal in seiner Kaiserrolle auftreten zu können,“ für *aufzutreten*. Aehnlich ist S. 470: „*Man sagt, er soll geweint haben*.“ Hier liegt das *Er soll geweint haben*, oder: *Man sagt, er habe geweint*. S. 95: „*Spielleute* holten ihn (den Hochmeister) ein.“ *Spielmann*, aus dem Plattdeutschen *Speelmann*, ist preussischer Provinzialismus und hier nicht edel genug. Eben so *Bettlaken*, welches S. 422 vorkommt, für *Betttuch*. S. 105: „Die verfolgenden Tataren (sollte es nicht *Tataren* heißen?) *hauten*, () ohn' Erbarmung, () alles nieder.“ Warum nicht *hieben*?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. Stuttgart, b. Löffland und Sohn: *Kirche, Kirchenverschlimmerung und Kirchenverbesserung für evangelisch-christliches Volk und evangelisch-christliche Jugend* fasslich dargestellt. Nebst einem Auszug aus dem Augsbürgischen Glaubensbekenntniß. Von (vom) Pfarrer *Weigle* in Aidlingen. 1830. 24 S. 8. (2 gr.)

Wenn der Beurtheiler eines Buches sich die Frage vorlegte, was die Wissenschaft, die Kunst, das Leben verlöre, wenn ein Buch oder Büchlein ungeschrieben und ungedruckt geliebt wäre: wie viele große und kleine Bücher müßten dann für entbehrlich erklärt werden! Unter die

entbehrlichen gehört aber vorzugsweise diese kleine Religions- und Christenthums-Geschichte, wo die eigentliche Geschichte 13 Seiten, die übrigen der Auszug aus dem Augsb. Glaubensbekenntniße enthält. Daß diese Geschichte höchst dürftig, unzureichend, unvollständig, selbst für das Volk ungenügend sey, lehrt schon die Winzigkeit des Tractätleins. Warum sorgte der Vf. nicht vielmehr dafür, daß z. B. seinem christlichen Volke und seiner christlichen Jugend die ebenfalls wohlfeile kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche von *Sackruter* (Darmstadt, bey Leske 1825) in die Hände gegeben ward? *Gm.*

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

G E S C H I C H T E.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Geschichte Preussens für das Volk und die Jugend*, bearbeitet von Dr. Eduard Heinel u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es ist nicht wohl gethan, die starken Formen verdrängen zu wollen, am wenigsten in Fällen, wie S. 200: „Habsucht und Muthwillen bewegten sie zu den schrecklichsten Gewaltthaten,“ welches oft vorkommt. S. 140 *Bischofthum*. Wozu ein neues Wort? S. 154 *und um so lieber*, besser *und das um so lieber*. S. 162 a: alle Erscheinungen am Himmel *und auf Erden*. Es kann nur heißen *auf der Erde*: denn *auf Erden* hat nur biblischen Sinn. Ebendaf. und sonst noch *heute zu Tage*. S. 192: sie machten sich *an Strohbindeln* kenntlich. Es muß *durch* heißen für *an*. Und *Strohbindeln* an den Hüten, ist das nicht zu viel? Es können doch nur *Strohbindelchen* oder *kleine Strohbindelchen* gewesen seyn. S. 212: der Gebrauch des Kaffees *ward kennen gelernt*. S. 253: die Festung *übergab (ergab)* sich. S. 353: Ludwig XVI wurde auf seiner Flucht durch (*von*) einen Postmeister erkannt. S. 367: Einen Bürgerstand gab es *gleichfalls* nicht. Das *gleichfalls* läßt voraussetzen, daß es auch Anderes nicht gab. Was aber, ist im Vorausgegangenen nicht hinreichend ausgesprochen. S. 375: die Angelegenheiten des übrigen Europas (*Europa*). S. 393 *Alch- (Aschen)* haufen. *Aschhaufen* wäre ein Haufen von *Aschen*, d. h. irdenen Gefäßen. S. 439: Ueberall hatten die empörten Fluthen die Brücken zerstört, recht als ob auch die Ströme des Vaterlands für ihre Befreyung mitkämpfen wollten, und tausende (*Tausende*) der (*von*) Franzosen fanden ihren Tod in ihren (*den*) Wogen. S. 472: „Und *nicht* verläumte das Vaterland die heilige Pflicht des Dankes“ u. s. w. Diese Stellung des *nicht* ist undeutlich und für ein Volksbuch viel zu gesucht. S. 473 die Waffen fort (*ab*) legen. S. 482: und *nur kaum* gewann u. s. w. S. 490: „ohne die *kein* Volk weder groß noch glücklich seyn kann.“ Entweder *ein Volk* weder g. noch u. s. w., oder *kein Volk* groß oder gl. u. s. w. — Fremdwörter sind fast immer glücklich deutsch ausgedrückt. Nicht gelungen ist. S. 182: *Geldzahlen* für *Geldsummen*, wogegen selbst *Campe* nichts hat, *Porzellanverfertigungsanstalt* S. 315, (*Campe* sagt sehr gut *Porzellanbrennerey*). Auch wäre nichts gegen *Porzellananstalt* zu sagen) und *Ländereyen* S. 339: wahrscheinlich für *Provinzen*, wofür *Campe* recht gut *Landschaften* sagt, wir auch J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

Landestheile sagen würden. Ueber die Ungleichförmigkeit der Schreibung klagt der Verfasser selbst. Sie ist in der That sehr groß, z. B. das *Wol*, *woler* und S. 28 auch *Wohlgefälliges* und *wohl*, wo es *wol* heißen sollte, *deshalb* und S. 475 auch *deshalb*, mit *Recht Gebirge*, *giltig* und *Hilfe von Berg*, *gelten* und *helfen*, aber auch *Gleichgültigkeit*, S. 131 *Mauern* und S. 132 *Mauren*, welches allein richtig ist. *Ludwig* und *Ludewig*, *Czernitschef* und *Czernitscheff*. Einiges ist auch an sich zu tadeln, wie S. 228: *Sofie*, S. 490: *Fönix*, *Oesterreich* für *Oesterreich* und S. 86 *a unpartheiisch* für *unparteiisch*. — Am schlimmsten steht es um die Interpunction, welche der Vf. durchaus anders zu behandeln hat. Es scheinen alle Grundsätze zu fehlen. Bald zu viel, z. B. S. 162 g: Der Verfolg der Erzählung wird uns, () ohnehin, () bald wieder darauf zurückführen. S. 105: Dem Andenken an den Schreckenstag ward eine Trauerkapelle, () auf einem Hügel, () mitten im Schlachtfelde, () errichtet, über deren Eingang (Eingange) man in lateinischer Sprache, () die Worte las u. s. w. Bald zu wenig, wie S. 275: denn unbeugsam () wie sein Muth () war sein Wille. S. 40: der Ritter, die zwar geschlagen () aber nie ganz besiegt werden konnten. Bald unrichtig, z. B. S. 39: Er hatte bemerkt, daß die geharnischten Ritter so lange unüberwindlich seyen, als sie noch Herren ihres Rosses waren; () zu Fuß aber, () durch das Gewicht ihrer eigenen Waffen, () am Kampfe gehindert würden. S. 402: Wie die Noth zu Heil und Frieden leitet; () so ist auch u. s. w. S. 8: das Getreide verstanden sie nicht bloß zu Brod zu verbacken; (:) sondern sie wußten auch schon Bier daraus zu bereiten. S. 366: Einige sind der Meinung, er habe . . . werden wollen; () Andere, er habe u. s. w. S. 133: Aber das mag wohl nicht mehr möglich gewesen seyn! (.)

Die Aussprache fremder Namen ist nicht immer richtig bezeichnet, z. B. *Schompange* f. *Schangpánj*, *Bretange* f. *Bretánj*, *Marselje* f. *Marselj*, *Katrer Bra* f. *Kattr Bra*, bisweilen aber fehlt sie auch, wie bey *Toulon*, *Morand*, *Czernitschef*.

Wir hoffen, daß dieses Werk bald eine neue Auflage erleben wird, und wünschen, daß der Vf. dann die Geschichte vom zweyten Pariser Frieden bis auf die neueste Zeit fortführen und dem Ganzen ein Register oder doch wenigstens den Inhalt der Theile, Abschnitte und Capitel beyfügen möge. Auch wünschen wir, daß bald ein ähnliches Volksbuch über die Brandenburgische oder, etwa nach *Schuberts* Plane, über die Geschichte des Hauses Hohenzollern

bis auf die Vereinigung Preussens mit Brandenburg erscheine.

Zum Schlusse bemerken wir noch, das neben diesem ausführlichen Werke von demselben Verfasser auch eine *gedrängte Uebersicht der Preussischen Geschichte* bereits in der zweyten Auflage erschienen ist.

— 9v —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MENSEBURG, b. Kobitzschens Erben: *Nachgelassene Predigten* von C. L. Traug. Wankel, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Herausgegeben vom Regierungs- und Schul-Rathe D. Wejs. 1831. 324 S. 8.

Diese von dem verstorbenen Vf. selbst für den Druck bestimmten 25 Predigten, denen der Herausgeber eine kurze Skizze des Lebens desselben vorangestellt hat, sind so beschaffen, das die Kritik, sowohl in Absicht auf Inhalt als Form, recht viel Rühmliches über dieselben sagen darf, ohne sich durch den Kanon: „*de mortuis nil nisi bene*“ dazu bestimmen zu lassen. Sie sind in verschiedenen Jahren, die meisten im Jahr 1827, und mit Ausnahme einer Neujahrs-, einer Reformations-Predigt, und zweyer am Todtenfeste gehaltenen Vorträge, über die kirchlichen Perikopen gehalten worden, und bestätigen fast durchgängig das rühmliche Urtheil über den Vf. als Kanzelredner, welches denselben in der zuletzt ihm anvertraut gewesenen Gemeinde überlebt. Die Hauptsätze, die im Ganzen weniger einen idealen, als realen Charakter haben, sind meist ungezwungen dem Texte abgewonnen; nur in einigen Predigten vermisst man die in unserer Zeit mit Recht wieder für wesentlich erkannte organische Entwicklung des Hauptsatzes aus dem Bibelworte, als seinem lebenden, durchdringenden Mittelpuncte, um so fühlbarer, als ein solcher Mangel zugleich nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf die materielle Beschaffenheit der Predigt bleiben kann. So würde der Vf. z. B. statt der Weihnachtspredigt (S. 130) eine weit angemessenere Festpredigt gegeben haben; hätte er jene reiche Perikope entweder analysirt, oder den Inhalt seines Vortrags in den wesentlichen Punkten aus dem Texte genommen, statt das er an den Text nur anknüpft, und ihn nur als Veranlassung und gelegentlich zur Erläuterung und Bestätigung benutzt. Die Gemeinden verlangen noch nach dem Evangelischen Worte, zumal an solchen Festen. Mit mühsam abgeleiteten, künstlich angeknüpften, oder durch eine glückliche Genialität, gleichsam im Vorbeygehen vom Wege aufgegriffenen Thematn, und wenn sie noch so sehr den Reiz der Neuheit und des Ueberraschenden an sich trügen, kommt man jenem Verlangen stets schlecht entgegen. Sonst sind des Vfs. Predigten eindringend und nicht ohne Würde, und wenn auch nicht immer streng logisch behandelt, doch falschlich und erbaulich. Er scheint sich die *Reinhardt'sche* Gliederung zum Muster genommen zu haben, und hat fast durchgehends eine gewisse oratorische Symmetrie in der Anordnung angestrebt, ohne jedoch derselben Wesentliches zu opfern. Die Ueber-

gänge sind natürlich; die Darstellung empfiehlt sich durch Bestimmtheit, Deutlichkeit und jene höhere Popularität, die der Würde des Gegenstandes nichts vergiebt, und zugleich auch bey gemischten Versammlungen allgemeines Interesse hervorzurufen und festzuhalten nicht verfehlt. Zur Begeisterung zwar hat sich unser Redner fast nirgends erhoben, aber Wärme, Gemüthlichkeit und eindringender Ernst, besonders wo die Tiefen des menschlichen Herzens beleuchtet werden, sprechen den Leser wohlthuend an. Als ein relativer Vorzug dieser Vorträge sey noch ihre Kürze erwähnt, die unser „eiliges Zeitalter,“ das namentlich gottesdienstliche Handlungen am liebsten nach dem apokalyptischen Worte: „was in einer Schnelle geschehen muß,“ bemessen sahe, nur zu sehr in Anspruch nimmt; dem Vf. kam hiebey seine Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, sein gedrängter, körniger Stil, zu Statten, aber auch eine gewisse Oberflächlichkeit in der Ausführung hat Theil daran.

Was den materiellen Werth dieser Vorträge insbesondere anlangt, so kann Rec., so sehr sie sich auch über die Platitude jener höchst klugändigen, vom christlichen Elemente entblößten Klugheitsvorträge erheben, die in unseren Tagen noch immer nicht selten sich vernehmen lassen, doch die Bemerkung nicht unterdrücken, das die eigenthümlichen Ideen des Christenthums, in sofern dasselbe Offenbarung des Heiles in Christo ist, welches uns nur in Buße, Glauben und Erneuerung zu der höheren Liebe aufgeht, die des Gesetzes Erfüllung ist, — jene Grundideen, welche die christliche Predigt, als bestimmt, die individuelle Aneignung jenes Heiles zu vermitteln, von jeder anderen heiligen Rede unterscheiden sollen, überall nicht so sehr die Basis, der belebende, alldurchdringende Mittelpunkt, die durchhallenden Grundtöne jener Vorträge sind, das man an ihnen den evangelisch-christlichen Charakter recht unbedingt rühmen dürfte. Wiefern dies wahr sey, davon mag man sich am besten durch eigene Vergleichung dieser Vorträge überzeugen. Es ergibt sich aber schon daraus, das wir unter 25 Predigten und 23 Predigtwürfen nicht Einen auszeichnen können, der sich recht eigenthümlich in der Heilslehre bewegte; wenn wir den Vf. sogar Veranlassungen, wie Festperikopen für diesen Zweck solche bieten, umgehen sehen, wo es doch, wenn irgend, an der Zeit ist, die Gemüther auf die Einheit des christlichen Lebens, darin sich Erkennen und Handeln, Glauben und Pflicht, in innigster Wechselwirkung bedingen, und auf den letzten Grund ihres Heiles hinzuweisen. Damit soll nicht gesagt seyn, das nicht ein reicher Schatz von Belehrungen, Ermunterungen und Tröstungen in diesen Vorträgen niedergelegt sey, die zuletzt nur dem Christenthume eigen sind. Auszeichnungswerth erschien uns vornehmlich die Predigt am 9 Trin. S. 83, in welcher der Gang in den Tempel als ein Gang zu Gott — zu den Menschen — ins Herz — zum Glücke — recht erbaulich dargestellt wird. Ferner am Neujahr über Spr. Sal. 11, 23: Unsere Wünsche; die Predigt am 7 Trin., welche, christliche Haushaltungen beratend, denselben Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Frömmig-

keit, recht eindringlich, empfiehlt (S. 106). Ferner stellt Rec. die Predigten: am Todtenfeste (S. 117), die nach 1 Theſſal. 4, 13 ff. zeigt, was unſere Ruhe an den Gräbern unſerer Vollendeten ſeyn kann: die Ruhe des Kaltſinns, des Leichtſinns, des Dumpfſinns; und was ſie ſeyn ſoll: die Ruhe des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung; — die am Sonntage Eſtom. (S. 178) über unſere Leidenswege: ihre Beſchwerden, ihre Gefahren, ihre Erquickungen, ihr Ziel; — die am gr. Donnerſtage (S. 213) — am 8 Trinit. (S. 249) und die letzte Predigt des Verevigten, gehalten am Todtenfeste 1827, welche die Fragen an uns ſelbſt bey dem Andenken an unſere Vollendeten zum Gegenſtande hat: Was wir beklagen? was wir befürchten? was wir hoffen? — und zwey pädagogiſche Predigten, am 1 Epiph. (S. 165) und am 21 Trin. (S. 271) vorzüglich gelungen heraus, und erlaubt ſich in Beziehung auf letzte die Bemerkung, daß dieſe Gattung von Predigten öfter, als es geſchieht, in der homiletiſchen Praxis hervortreten ſollte, ſchon darum, weil die Kinder ſo oft der Schlüssel zu den Herzen der Eltern ſind.

Von den aus den hinterlaſſenen Heften des Verew. ausgehobenen 23 Predigentenwürfen, die, wenn ſie auch nicht alle frey von logiſchen Mängeln wären, doch ſaß durchgehends den gemüthvollen Denker und den gewandten Praktiker bekunden, erlaubt uns der Raum nur die erſten, aus der Anzugspredigt des Vf. in Hohenlinden entnommen, wegen ihrer Originalität anzuführen: Pr. am Neujahrſtage 1810. Lehrreiche Betrachtungen am Anfange dieſes Jahres: Ein neues Jahr, aber der alte Gott; neue Texte, aber der alte Glaube; ein neuer Pfarrer, aber (Gott geb' es) das alte Vertrauen. — Die Ausdrücke: in *moral.ſcher Hinſicht* S. 57, *Moralität* S. 65 u. a. möchte auch ein billiger Purismus für die Kanzel nicht anwendbar finden. Kr.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Euthanatos, oder der Tod von ſeiner Lichtſeite betrachtet, in Briefen*. Ein Troſtbuch für die, welche an den Gräbern ihrer Lieben weinen, oder vor dem eigenen Grabe erbeben. Herausgegeben von *Erich Haurenski*, zu Gard' Ebré. 1831. XII und 336 S. gr. 8. (1 Thlr. 9 gr.)

In dieſen Briefen, die *Bruno* mit ſeinen Klagen über den Verluſt der Seinigen eröffnet, welche der Tod ihm raubte, und der darüber dem Verzweifeln an Gott und Vorſehung nahe iſt, ſpricht der tröſtende *Gotthold* faſt ganz allein. Wenn der *Bruno* dieſes Buches dem Scharf- und Tiefdenker *Giordano Bruno* des 16ten Jahrhunderts nur einigermaßen ähnlich wäre, ſo könnten die Troſtgründe des *Gotthold* ſchwerlich denſelben befriedigen. Nicht als ob die hier vorgetragene Unſterblichkeitslehre nebt anderen verwandten Gegenſtänden und Unterſuchungen für diejenigen nicht tröſtend wäre, die an den Gräbern ihrer Lieben weinen, ſondern weil der Vf. nur das Bekannte und Gewöhnliche giebt, dabey aber dasſelbe individualiſirend und andringlich darſtellt. Das Buch aber iſt auch nicht für philoſophiſche Tiefdenker, ſon-

dern für Menſchen auf dem Standpunkte des Lebens geſchrieben, die des Troſtes und der Erhebung über Zeit und Gegenwart bedürfen. — Der Hauptgegenſtand des Buches iſt der Glaube an Unſterblichkeit, welche vornehmlich aus des Menſchen Beſtimmung und aus dem Glauben an Gott, ſowie aus den göttlichen Eigenſchaften, hergeleitet wird. Die in guter Ordnung und mit Klarheit fortſchreitende Unterſuchung wird in einer verſtändlichen, reinen, das Gemüth anſprechenden Sprache vorgetragen, und hat nur dann und wann eine breite Ausführlichkeit. — Der Vf., der ſeinem philoſophiſchen Systeme nach — (er ſcheint ein Theolog zu ſeyn) — ein Empiriker iſt, und auf den ſchwerfälligen Fittichen der Schlüſſe, denen aus der irdiſchen Welt genommene Prämiſſen zum Grunde liegen, ſich zur ewigen Welt erhebt, trägt auch manche gewagte, fromme, von der Phantafie verſchönerne Behauptungen vor. Dahin rechnet Rec. manche Behauptungen über den menſchlichen Geiſt und deſſen Verweilen auf dieſer Erde, nachdem er ſich ſchon im Tode von dem Körper getrennt hat. Wir kennen den menſchlichen Geiſt nur in der Wechselwirkung mit dem Körper, und die metaphyſiſche Pneumatologie giebt wenig mehr, als eine Analyſe des transcendentalen Begriffes eines Geiſtes. Daß aber der Körper eine Fefſel ſey, nach deren Zerſprengung der Geiſt ſich freyer und ſeligere fühle; daß der Geiſt bey dem körperlichen Tode aus dem groben Körper einen unſichtbaren, feinen, ätheriſchen Körper als neues Werkzeug herausnehme; daß dieſer ätheriſche Körper ſchärfere, feinere Sinne habe; ob krüppelhafte Körper dort irgend ein Kennzeichen davon haben u. dergl.: was ſind das anders als Phantaſieen und Poeſieen, die den reinen Glauben verirdiſchen? Von dem allen weiß die Vernunft weder empiriſch noch aprioriſch etwas. Die Hypotheſe, (denn für mehr wird der Vf. ſie nicht ausgehen wollen,) daß die Geiſter der Verſtorbenen (die alſo noch Perſonalität und Individualität haben,) noch kürzere oder längere Zeit ſich auf der Erde aufhalten, welches der Vf. mit den ſchönſten irdiſchen Farben ausmalt, wird auf das Geſetz der allmählich fortſchreitenden Bildung gegründet, wo es noch vieles nachzuholen gebe, was der Geiſt in der erſten Lebensperiode verſäumte. Wie lieb dem Vf. dieſe Idee oder dieſes Phantasma ſey, gehet daraus hervor, daß er ſpäter wieder auf dieſen Glauben zurückkommt, und zeigt, daß dieſer Glaube dem Geſpenſterglauben durchaus keinen Vorſchub leiſte, wobey übrigens die Abſurdität des Geſpenſterglaubens gründlich, klar und überzeugend in's Licht geſetzt wird. Aber dieſe Behauptung, was iſt ſie anders als ein Wähnen und Träumen eines Geiſterſehers, als die Ausgeburt der mit der Idee der Unſterblichkeit geſchwängerten Phantafie, welche dichtend ſich das Wie und Wo? veranſchaulichen will? Aehnliches wird in der Lehre vom *Wiederſehen* gefunden, wie das Auffinden der Geiſter geſehen werde, wie Geſchwifter, die ſich im Leben nicht kannten, ſich dort erkennen werden u. ſ. w., und wo ein Inſtinct, Sympathie, irgend ein Rapport zu Hülfe gerufen wird. Solche vorwitzige Fragen

entstehen aber, wenn man den *allgemeinen* Glauben specialisiren, verindividualisiren will, wo man ein himmlisches Leben gewinnt ganz nach dem Schema des irdischen. Denn aus welchem anderen Farben-topfe könnte die Phantase ihre Farben nehmen, als aus dem irdischen, und worein alle Mystiker ihre Farbenpinsel tauchen, welchen Mystikern doch der Vf. von Herzen so gram ist?

Noch manches könnten wir rügen, z. B. das der Vf. die Idee der Welterschöpfung wie einen empirischen Begriff behandelt, und nothwendig Unge-reimtes darin findet. Aber liegt die Schuld an der Idee? — Zuletzt erklärt der Vf. seine ganze Lehre für seine individuelle Meinung, für deren objective Gewissheit er nicht stehe. Aber was liegt der Welt an dem subjectiven Wähnen und Meinen? Sie will Wahrheit, Gewissheit, Zuversicht.

Zum Lobe des Vf. aber gehört neben diesen Auswüchsen, das er mit Klarheit und Herzenswärme Glauben an Gott und an Vorsehung, an Menschenwerth und Bestimmung, an Fortdauer und Vergeltung lehrt, und der feste Glaube, das der Weise und Tugendhafte freudig einem höheren Leben entgegen sehe. — Was nun aber das anlangt, was wir oben „vorwitzige“ Fragen nannten, so erinnern wir den Vf. an den Ausspruch eines Mannes, den frühere Jahrzehnde den Unsterblichen nannten, und den das gegenwärtige Jahrzehnd als einen Sterblichen längst begraben zu haben meint, an den Ausspruch *Kiants*, womit er seine Träume eines Geistersehers schließt: „Es ist die menschliche Vernunft nicht genugsam dazu befähigt, das sie so hohe Wolken theilen sollte, die uns die Geheimnisse der anderen Welt aus den Augen ziehen, und denen Wißbegierigen, die sich nach derselben so angelegentlich erkundigen, kann fast den einfältigen, aber sehr natürlichen Bescheid geben, das das wohl am rathsamsten sey, wenn sie sich zu gedulden beliebten, bis sie werden dahin kommen.“ Cm.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

- 1) BREMEN, b. Kaiser: *Die Schweden im Kloster zu Untersee*. Historischer Roman von Theodor von Kobbe. 1830. 276 S. 8.
- 2) Ebendaf.: *Humoristische Skizzen und Bilder*. Von Theodor von Kobbe. 1831. 197 S. 8.
- 3) Ebendaf.: *Wesernymphe*. Novellen und Erzählungen. Herausgeg. von Theod. v. Kobbe. 1831. XVI und 296 S. 8.

Außer dem gar nicht unbedeutenden Verdienst, angenehm zu erzählen, und für die Personen dadurch zu interessiren, hat der Vf. in No. 1 da bereits seit des weisen jüdischen Königs Zeiten schwierige Unternehmen, etwas Neues aufzufinden, glücklich gelöst: eine seiner Hauptfiguren ist eine schöne, tugendliche, sich für den gemeinen Trunkenbold, der ihr angetraut, aufopfernde Lappländerin, die sentenzenreich spricht, und nebenbey dem Vf. Gelegenheit

gibt, statistische und naturhistorische Bemerkungen über Lappland an den Tag zu legen. Nicht die edle Frau, sondern grössere Unthaten, Kinderraub. Dem Zwillingbruder verübt, bringen den Wüßling zur Erkenntniß, zur fruchtbringenden Reue und Busse; er stirbt nach Jahren, nachdem er die Nichte aus den Flammen gerettet, nicht zu früh, um das Glück seiner Verwandten nicht gründen zu können.

Das Geschick des Vaters dieser Zwillinge, eines nach Holstein ausgewanderten Schweden, ist nicht minder abentheuerlich als das des Sohnes; Swedenborgs Mahnungen können ihn nicht immer den Lockungen eines falschen Jüngers der himmlischen Sophia entreissen, welcher durch Verdorbenheit des Herzens, der Grundsätze, seine geistigen Anlagen selbst zerstört, sich vom Teufel besessen wähnt, nachtheilig in die Schicksale des Vaters und des einen Zwillingsohns eingreift, und als blödsinniger Bettler endet.

Der örtlichen Bezüglichkeiten sind fast zu viel für einen nicht Untersee, und als das einzig Wegzuvünschende anzuführen.

Eine stärkere Sichtung wäre dem zweyten Werke anzurathen gewesen, da sich hier manches taube Korn, ja lustige Spreu unter den Ertrag der Ernte mischt, nicht zu gedenken der artigen Blumen, die, wenn der Oekonom sie auch als ein Unkraut betrachtet, doch das Auge erfreuen; und mehr als für den Augenblick leben und ergötzen wollen sie nicht. Also Friede mit vielen Anekdoten, gefälligen Lückenbüßern, Reise-notizen, aus denen Heinen Weyhrauch dampft. Wer wird es mit so etwas allzu genau nehmen! Nur wenn nach dem Humor gejagt wird, ist der Wellläufer zu warnen, nicht umsonst Athen und Kräfte zu vergeuden. Die Novelle, *der verlorne Sohn*, ist nicht die modernisirte christliche Parabel, sondern die angenehme Erzählung von einem verloren geglaubten und wiedergefundenen Kinde, in welche Erinnerungen an Heidelberg, seine anruthige Umgegend, seine Eigenthümlichkeit und merkwürdigen Bewohner, auf eine geschickte Weise verwebt sind.

Die Dame ist unserm nun schon wohlbekanntem Vf. für Mancherley, was er in No. III mittheilt, noch mehr verpflichtet, erstens, das er ihren seit Schiller gar zu bescheiden lautenden Ruf nicht ohne guten Erfolg klingender zu machen sich bemüht, zweytens, das er bey dem zu sammelnden nichts aufnahm, was die Pathin wieder in ihr natürliches Gebiet herabziehen konnte, und drittens, das er, außer der Zueignung, selbst ein niedliches Lustspiel, *Hamlets Geist*, und eine gehaltvolle sehr gut vorgetragene historische Erzählung, *Fräulein Elisabeth v. Ungnad*, spendete. Zunächst am Werth möchte: *Ueber Pius VII*, von Alexander v. Rennenkampff, und *Curiosa academica*, von G. v. Halem, stehen. Unter den Poesien zeichnen sich die *Eduard Closter* durch den gelungenen Balladenton aus, so wie einige von *Ruperti* durch den Naturlaut sanfter, wehmüthiger Herzlichkeit anziehen. Dem Ganzen gebührt das Lob, das nichts schlechthin Verwerfliches es entstelle. E. K.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1832.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Enslin: *Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland*, in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w., von *Wilhelm Horn*, Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie, kön. Kreisphysicus zu Halberstadt u. s. w. *Erster Band*: Deutschland, Ungarn, Holland. 1831. VI u. 432 S. *Zweyter Band*: Italien, Frankreich. 1831. VI u. 787 S. *Dritter Band*: Großbritannien und Irland. 1832. VIII u. 463 S. 8. (9 Thlr.)

Es giebt Schriftsteller, die mit vieler Anmaßung auftreten, und dadurch, obgleich sie viele andere und schätzbare Vorzüge besitzen, einen unangenehmen Eindruck machen. So erging es dem Rec. bey Durchlesung dieser Reise. Wie aus dem Vorreden zu dem zweyten und dritten Bande hervorleuchtet, scheint es auch anderen Beurtheilern und Lesern so ergangen zu seyn. In dieser Beziehung ist es interessant, die drey verschiedenen Vorreden zu lesen. In der zum ersten Bande will der Vf. Fleiß und guten Willen nicht verkannt wissen. In der zum zweyten möchte er Manches, was im ersten mißfallen hat, gern entschuldigen: er habe eine Privatmeinung mit einem Urtheile gleichgestellt; — es nehme sich das, was man als Folge eines augenblicklichen Eindrucks niederschreibe, nie (?) gehässig aus, weil es nicht gehässig geschrieben sey (wenn es aber doch gehässig geschrieben ist?); der Schreiber halte aber oft das Resultat dieses Eindrucks für die Wahrheit, und traue ihm wohl mehr, als der Feder, welche mildern und streichen wolle. In der Vorrede zum dritten Bande endlich gesteht der Vf., er sey jung, er habe ausprechen wollen, was er gesehen und gehört, er habe gelobt und getadelt, er habe seine Meinung gegeben, und sey häufig ein motivirtes Urtheil schuldig geblieben. Seine Rücksichtslosigkeit, sowie die und da seine Kurzichtigkeit, der niemals (!) Persönlichkeiten zum Grunde lagen, sey Fehler oder Eigenschaft (!) der Jugend; es sey ein Aergerniß daraus entstanden u. s. w. Hiemit hat Rec. einen Tadel gegen diese Reise mit des Vfs. eigenen Worten bezeichnet. Der zweyte Tadel, den er gleich darauf wieder selbst anführt, ist die Nachlässigkeit der Diction; die Ursache davon sey, weil er es für zweckmälsig, ja für nothwendig hielt, sein Buch in der kurzmöglichsten Zeit der Reise selbst folgen zu lassen u. s. w.

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

Kann diese Entschuldigung gelten? Zum Schlufs sagt er: es sey ein ganz individuelles Buch entstanden; das habe in seinem Vorfatze gelegen, und der Leser sey nach billigen Gesetzen, auf die ein jüngerer Schriftsteller Anspruch machen dürfe, verpflichtet, sich auf den Standpunct zu versetzen, den der Verfasser angebe. Es sey ihm darauf angekommen, viel Material zu liefern, und darüber habe er Anfangs leider das Aeufsere vernachlässigt.

Abgesehen jedoch von dem rein Individuellen und Formellen dieses Buches, muß Rec. nur bemerken, daß ihn die harten, oft ungerechten, noch öfter einseitigen Bemerkungen des Vfs. über viele tüchtige Männer des Vaterlandes tief verletzten, und er durchaus in der Jugend des Vfs. keinen Entschuldigungsgrund für ein solches Verfahren findet. Die Krankheit eines Arztes, am allerwenigsten die Hypochondrie, sofern sie weder mit der Praxis, noch mit dem Katheder in Conflict kommt, darf dem Spotte der Jugend nicht Preis gegeben werden. Oder ist es schon dahin gekommen, daß die Jugend dem wohlverdienten Alter Streiche verletz?

Ueber die Reise überhaupt sagt der Vf. in dem einleitenden Vorworte: Am 7 April 1828 habe er vereint mit Dr. A. Fr. Funk, seinem Freunde, der durch seine Monographie des *Landsalamanders* bekannt ist, Berlin verlassen, sie seyen über Halle, Leipzig, Dresden, nur mit den dazu gehörigen kleinen Abstechern, nach Teplitz, Prag, Karlsbad, Marienbad, Baireuth, Erlangen, Bamberg, Würzburg, mit seinen nah gelegenen Bädern, München, Salzburg, Gastein, Ischl, Linz gegangen, und nach einer zweymonatlichen Reise in Wien angekommen, wo sie, von allen Seiten in ihren Plänen und Absichten unterstützt, überall mit Freundlichkeit empfangen, bis zum ersten October verweilten. Dann reisten sie, nach einer Ausflucht nach Ungarn, nach Italien ab, wo sie auf der Route von Triest bis Mailand die ganze Lombardei durchkreuzten. Aus dem südlichen Italien Anfangs März 1829 zurückkehrend, verließ den Vf. sein Freund Funk. Der Vf. ging unterdessen durch Piemont und das südliche Frankreich über Lyon nach Paris, wo er am 21 April ankam und bis zum 14 November verweilte. Hier kam Funk wieder zu ihm, verließ aber später Paris wieder, und starb bald darauf in Minden. Unterdessen ging der Vf. nach England, hielt sich vier Monate daselbst auf, schiffte sich von London nach Rotterdam den 26 März 1830 ein, und machte die vollständige Reise durch das Königreich der Niederlande.

N

Schon vor ihrer Abreise hatten beide Freunde sich vorgenommen, ein genaues Tagebuch zu führen, um nach ihrer Rückkehr Materialien bereit zu finden, eine Beschreibung der Reise herauszugeben. Sie hätten diesen Voratz mit pedantischer Strenge tagtäglich durchgeführt, an Ort und Stelle beständig Notizen, die sich auf mehr als Zahlen erstreckten, gewonnen, und dann Abends die vorhandenen Data geordnet und ausgearbeitet. Wenn man ihnen entgegensetze, daß das Meiste schon bekannt und vielfältig gedruckt sey, so hätten sie doch durch ihre eigenen Augen gesehen (das konnten sie thun; nur war es nicht nöthig, es drucken zu lassen), und sich nicht darum kümmern wollen, wie Der und Jener, der über denselben Gegenstand schon vor ihnen gesprochen und geschrieben, darüber urtheile. Sie kamen darin überein, daß es am besten seyn möchte, das Tagebuch so zu geben, wie sie es an Ort und Stelle abgefaßt. Ferner sagt der Vf. über sein Buch, es solle jungen reisenden Aerzten eine Erleichterung seyn in dem, was sie zu suchen haben, in dem, was als minder wichtig bey vielleicht beschränkter Zeit von ihnen ungelesen bleiben könne. Er habe nur Materialien sammeln wollen, und überlasse es dem Reisenden, dem Statistiker, jedem Interessenten zu seinem Gebäude sich das heraus zu suchen, was ihm passend erscheine.

Der erste Band enthält die Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland. In Deutschland scheint der Vf. noch sehr befangen gewesen zu seyn; von Preußen wird mit keiner Sylbe gesprochen. Der Reisebericht beginnt mit Sachsen. In Leipzig kam der Vf. zur Ferienzeit an, wo er viele Professoren gar nicht fand. Von *Heinroth* wird gesagt, daß er nicht eine eigentliche Irrenanstalt besitze, sondern nur Arzt an einem Hause (das Waisenhaus, Correctionshaus, Verpflegungsort und Irrenhaus) zugleich sey. Eine Menge von Species der Geisteskrankheiten flößen ihm wie Honig vom Munde. Die Irrenabtheilung umfasse etwa 46 Kranke. *Jörg's* Anstalt fasse nur 6 Individuen, und jährlich kämen 100 bis 120 Geburten vor. Dann folgen einige interessante Bemerkungen über die allgemeine Straf- und Verforgungs-Anstalt zu Waldheim. Entspricht die chirurgisch-medicinische Akademie und die damit verbundene Thierarzney-schule zu Dresden ihrem Zwecke? Die Hauptbestimmung derselben besteht in einem gründlichen Unterrichte des gesammten ärztlichen und wundärztlichen Personals für die Armee, von Aerzten und Wundärzten für das platte Land, und für einen großen Theil von Geburtshelfern und Hebammen des Königreichs, so wie sie in Bezug auf Thierärzte die einzige Bildungsschule im Lande ist. Es wäre Rec. höchst angenehm, wenn er eine genügende Antwort auf seine obige Frage irgendwo erhielte. Die Anstalten in Dresden lobt der Vf. wegen ihrer Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit. Ueber die berühmte Irrenanstalt auf dem Sonnenstein hätte der Vf. wohl Mehreres geben können. Sie entspricht seinem Ideale noch am meisten von dem, was er bisher Aehnliches gesehen hat.

Im Königreich Böhmen besuchte der Vf. zuerst Töplitz, worüber nur sehr wenig gesagt wird. Hierauf führt er seine Leser nach Prag. Der Studienzwang auf dieser Universität sey nicht so groß, als man allgemein annehme. *Ilg* wird hypochondrisch, kränklich genannt; Einiges aus seinem anatomischen Museum. Am allgemeinen Krankenhaus, das 300 Kranke hat, lehren *Krombholz* und *Fritze*, über welche beide höchst geistreiche Männer der Vf. eben nicht viel zu sagen weiß. Lehrer am Gebärdhaus ist *Jungmann*; dasselbe sey wahrhaft prachttvoll. Im Durchschnitt fallen jährlich 11—1200 Geburten vor. Das Kloster der barmherzigen Brüder wird besonders gerühmt. Dieser Orden hat in den Erbstaaten vom 1 November 1826 bis letzten October 1827 die Zahl von 16,605 Kranken verpflegt. In Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn werden die Anstalten kurz berührt.

Das Königreich Baiern betreten wir mit dem Alexanderbad, dessen Badeanstalten sich im schlimmen Zustande befinden. In Baireuth erfahren wir Manches über die dasige Irrenanstalt, welcher der M.R. von *Hirsch* vorsteht, mit dem der Vf. in mancher Beziehung nicht zufrieden ist. Gerühmt wird dagegen *Grafer's* Taubstummen-Institut. *Henke* wird zu Erlangen die eigentliche Zierde und Blüthe der Universität genannt; aber die medicinische Klinik war bey seiner Abwesenheit etwas in Verfall. *Jäger* ist Professor der Chirurgie und voll Eifer. — Gegen die Anstalten und manche treffliche Männer in Hamburg und Würzburg ist der Vf. offenbar ungerecht, was wohl daher kommt, daß er sich zu kurze Zeit daselbst aufhielt; darum hätte er schweigen sollen! Männer, wie *Textor*, *d'Outrepont*, werden kaum und fast hämisch erwähnt. — Von Würzburg aus besuchte er Kissingen, Brückenau — hinlänglich bekannte Bäder. In Augsburg sah er nur *Wetzler*, der dem Vf. für die sonderbare Notiz über seine Persönlichkeit besonders wird danken müssen. *Reisinger* ist Chirurg am allgemeinen Krankenhause. Warum hört man nicht mehr von diesem ausgezeichneten Manne? Warum liefs man ihn sich vom Katheder entfernen? — Das Aufblühen der Universität zu München wird nicht eben gerühmt. Es ist nicht allein die Ursache, daß, wie der Vf. angiebt, manche der ausgezeichneten Lehrer im medicinischen Fache sich nicht ursprünglich dem Katheder gewidmet hatten, sondern manche sind gar nicht ausgezeichnet. Hinsichtlich der Kliniken hat sich in München Einiges geändert. *Groß's* Stelle ist so gut als nicht besetzt. *Walther's* Zeit wird durch seine Stelle als Leibchirurgus bisweilen zu sehr in Anspruch genommen. *Wilhelm* ist als klinischer Lehrer außer Thätigkeit und wohl mit Recht. Die syphilitische Abtheilung hat ein gewisser Dr. *Narr*, der, wenn er sonst nichts Gutes, doch das Gute hat, daß er keine Erwartungen erregt, also auch keine täuscht. In neuester Zeit hebt sich auch die Homöopathie in München, an deren Spitze ein Dr. und Privatdocent *Roß* steht. *Ringeis*, *Döllinger* und auch *Weißbrod*,

als Geburtshelfer, werden gerühmt. Warum lieft *Döllinger* keine Anatomie und Physiologie mehr? Durch *Schneider* und *Reubel* wird dieser ausgezeichnete Physiolog auch nicht einmal im Mechanischen ersetzt, viel weniger im Geistigen. Jedoch *Reubel* soll auch *Oken* und *Grossi* ersetzen! Warum dem Vf. der botanische Garten nicht gefiel, ist Rec. nicht einleuchtend. Fast sämtliche Anstalten in München sind gut, mit Ausnahme des Irrenhauses, das der Vf. in sehr schlimmem Zustande fand.

In den deutschen kaiserlich-österreichischen Erbstaaten führt uns der Vf. zuerst nach Salzburg, wo er fast nichts zu loben, aber Vieles zu tadeln findet. Inzwischen könnte ihm Rec. leicht nachweisen, daß er sehr oberflächlich urtheilte — und nicht ohne große Befangenheit Oesterreich betrat. Wenn der Vf. meint, Gastein und seine Umgebungen seyen wenig bekannt, so gilt das nur für seine Person, — und da seine Person hier Preussen repräsentirt, für Preussen. Von Gastein nach Ischl's Soolbädern, denen der Vf. Gerechtigkeit wiederfahren läßt. — *Wien*. Rec., der in seiner Jugend auch in Wien war, findet es sonderbar, daß der Vf. hier mit Wien, und zwar ganz eigenthümlich gleich mit den Kliniken beginnt; — so konnte nur ein Berliner anfangen! Seit einigen Jahren hat sich in Wien Manches verändert, wie in München. Man kann wirklich nur den Augenblick heut zu Tage ergreifen. *Hildenbrandt* kam an *Raimann's* Stelle. Rec. kennt ersten nicht, der übrigens durch mehrere treffliche Schriften bekannt ist. Ob durch ihn die eigentliche Medicin in Wien wieder auf die Stufe gehoben wird, auf der sie ehemals stand? Sehr merkwürdig ist es, daß Wien noch keinen ausgezeichneten Professor der Chirurgie besaß, dagegen so geniale Augenärzte. Und doch hat Wien Alles, was einen Chirurgen groß machen kann. Allein die Ursache liegt zum Theil in der früheren Trennung der Chirurgie von der Medicin, zum Theil im Nationalcharakter, der, entgegenesetzt dem eigentlichen deutlichen, alles Außerösterreichische verschmäh, oder gar keine Notiz davon nimmt. Man denke nur an *Kern*! *Rosas* Augenklinikum wird gerühmt, das von *Jäger* weniger, als es verdient. In *Rosas* repräsentirt sich die empirische, in *Jäger* dagegen die fortschreitende, wissenschaftliche Augenheilkunde. *Jäger* hat wohl seines Gleichen jetzt in Europa nicht. Schade, daß seine politische Praxis ihm nicht Zeit genug läßt, sich der Ophthalmologie ganz im Geiste *J. A. Schmitt's* zu widmen! Sonst hat Rec. des Vfs. Tagebuch über Wien nicht recht behagen wollen. Indem er sich immer an Einzelnes hält, kommt man zu gar keinem Totaleindruck. Was man in Wien zu suchen hat, steht in einigen *Guides*; ob es sich aber der Mühe des Suchens lohnt, fragt sich. So vermißt man Manches hinsichtlich der Josephinischen Akademie. — *Bischoff's* Klinik kann nicht anders, als gerühmt werden. Ueber das allgemeine Krankenhaus verbreitet sich der Vf. weitläufiger, ohne jedoch zu befriedigen. Wen Krankenrapporte, Uebersichten über die in einzelnen Abtheilungen vor-

kommenden Krankheiten u. dgl. interessiren, der findet hier Manches für seinen Zweck. Am längsten verweilt der Vf. bey *Schiffner's* Klinik, dessen therapeutische Grundsätze über einzelne Krankheiten er mittheilt. Rec. verweist die Leser auf diese Mittheilungen, die in praktischer Beziehung vieles Bemerkenswerthe haben. *Schiffner* hat auch die Ausschlagkranken zu behandeln. Wie es nicht anders von dem Vf. zu erwarten ist, nimmt er besonderes Interesse an den Geisteskranken; in Wien fand sich mancher Stoff für ihn. *Güntner*, der jetzige Vorstand des Krankenhauses, war Primärarzt der Irrenanstalt, die zwischen 360 bis 370 Kranke enthielt. Mit dem Narrenthurme steht das sogenannte Lazareth, das noch 130 Geisteskranke enthält, in Verbindung. Die Autenrieth'sche Salbe wird hier tagtäglich in verschiedenen Absichten, als ableitend, als schmerz-erregend u. s. w., gebraucht. Ueber den Primärchirurgen *Gafsner* sagt der Vf., daß er für einen Fremden, besonders deshalb interessant sey, weil er nicht aus Nachahmungslucht, sondern aus Ueberzeugung der *Kern'schen* Methode streng folge. Von *Wattmann*, dem klinischen Lehrer der Chirurgie, wird nicht viel Rühmliches gesagt. Dagegen wird der Professor *Wagner* sehr gelobt. Dieser junge Mann leistet für pathologische Anatomie unendlich viel. Warum macht er aber die Früchte seines Fleißes nicht bekannt? Mehrere Merkwürdigkeiten aus dem pathologisch-anatomischen Kabinette werden angeführt. Rec. kann nicht umhin, *Wagner's* Methode, das Rückenmark zu öffnen, hier anzugeben, was in sieben Minuten geschieht. Er thut es von Innen her, nachdem Brust- und Bauch-Höhle vollständig von allen Eingeweiden gereinigt, die *musc. psoas* und *iliac. intern.* von ihren Insertionspunten an den Wirbeln gelöst, und auch das *os sacrum* von den Eingeweiden des Beckens gereinigt sind. Nun legt man durch einen Klotz die Lendenwirbel hohl, trennt diese mit einem Skalpell in ihren Knorpeln. Dann nimmt man einen Meißel und einen starken hölzernen Hammer, setzt ihn ganz seitlich beym Anfange des Bogens an, und schlägt auf beiden Seiten durch, nimmt eine eiserne Zange mit dem sogenannten langen Schnabel, faßt den Körper an den Enden der Knorpel, und hebt ihn ab; so nimmt man nun einen Lendenwirbel nach dem anderen. Man hat so den Vortheil, daß man das Rückenmark bis zu den Ganglien herausnehmen kann, was bey der Oeffnung von Aulsen ganz unmöglich ist. — Dr. *Marenzeller's* homöopathische Kuren werden erwähnt. Rec. hat eine hohe Meinung von den Aerzten Wiens; so lange die besten daselbst sich nicht zur Homöopathie bekennen, glaubt er nicht an ihren Sieg. Endlich werden die öffentlichen und Privat-Wohlthätigkeits-Anstalten, an denen Wien ziemlich reich ist, aufgezählt, wobey *Görgen's* Irrenanstalt sehr hervorgehoben wird.

Ueber Ungarn erfahren wir nicht besonders Vieles; nur etwas über die Medicinalanstalten. In Presburg ist das Bürgerhospital schlecht; freundlicher dage-

gen mehrere Klöster, die Kranke verpflegen. Pesth und Ofen. Eine eigene Irrenanstalt soll in ganz Ungarn nicht vorhanden seyn. In Pesth spukt der Hahnemannismus ebenfalls.

Das Königreich der Niederlande und Belgien hat der Vf. am Schlusse seiner Reise ziemlich flüchtig durchheilt. Es sey aber auch hier unangenehm ermüdend, daß die Besichtigung gewisser Gegenstände dem Reisenden so schwer gemacht werde, daß man die Antwort erhalte, es sey hier oder dort nichts zu sehen, daß man so schwer auf die Interessen des Reisenden eingehe, und daß man zu jeder Kleinigkeit die Erlaubniß der höchsten Behörden nöthig habe. Die meisten Irrenhäuser in diesem Reiche sollen sich in einem sehr traurigen Zustande befinden, sehr alt seyn, und so gut, wie gar nicht, für Heilanstalten gelten können. Das Irrenhaus in Rotterdam fand der Vf. fürchterlich. Bey den großen Veränderungen, welche die Niederlande seit zwey Jahren erlitten haben, darf man die hier gegebenen Notizen schon als veraltet betrachten, und Rec. läßt sich daher nicht weiter auf dieselben ein.

Der zweyte, stärkste Band betrifft Italien und Frankreich. In Triest ist für alle Arten von Kranken- und Armen-Häusern schlecht geforgt. Anders sieht es in Venedig aus. Im Irrenhause waren 300 Irre mit einer bedeutenden Mehrzahl von Weibern. Als Hauptursachen des Wahnsinns werden angeben religiöse Schwärmereyen, verfehlte Hoffnungen in der Liebe, Eifersucht, Onanie, welche letzte Ursache besonders durchgreifend seyn soll. Als ein sehr wohlthätiges Institut nennt der Vf. die *Citele*, für junge Mädchen aus höheren Ständen, welche, vielleicht elternlos, sich gegen die Welt hilflos fühlen, für eine Eingabe von 1000 Franken eine Zucht finden, und hier fast unter klösterlicher Zucht gehalten werden, bis sie sich verheirathen. Ein heirathsfähiger Mann, der sich außerdem als unbescholten durch seinen Ruf oder polizeyliche Zeugnisse legitimiren muß, darf sich bey gewissen Gelegenheiten hinter ein Gitter stellen, wovon dann die jungen Damen vorbeypassiren, und gefällig ihm eine, so bezeichnet er sie, und es ist ihm erlaubt, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Auf diese Weise sollen viele glückliche Ehen geschlossen worden seyn. In Padua, das ehemals 17,000 Studenten zählte, war bey des Vfs. Anwesenheit alles tödt. Von *Brera* sagt uns derselbe gerade nichts Rühmliches. Der botanische Garten ist der älteste in Europa. Der weltberühmte anatomische Hörsaal, so dunkel, daß man am hellen Mittage nur mit Licht darin sehen kann, ist sehr interessant, und obgleich klein, doch durch seine trichterförmige Gestalt so eingerichtet, daß in 6—7 übereinander stehenden Reihen 500 Menschen auf den Docenten und die Präparate sehen können, wenn sie gute Augen haben. Die zoologische und mineralogische Sammlung ist nicht eben reich. Mehreres über

die Eugansen; aber gerade die Hauptsache u. Säder in den Euganeen — die Schlammbäder — ist vergessen. — Das allgemeine Krankenhaus zu Vicenza enthält über 200 Kranke, darunter 40 Syphilitische; sie werden, selbst in frischen Fällen, mit Merkur behandelt, und wegen eintretender Kälte wird die gewöhnliche Schmiercur nur bis zum September gehandhabt. Das Bad Recoaro bey Vicenza war 1828 von 2512 Kranken besucht. Ueber Verona wenig. Veraltete chronische Geschwüre werden im Krankenhause durch Betupfen mit *lapis causticus*, mittelst eines gefensternten Pflasters, in Eiterung gesetzt, wodurch aus dem Geschwüre eine eiternde (?) Wunde (??) wird. — Von den Krankenhäusern in Brescia ist eins für Männer und eins für Weiber bestimmt. Eine Einrichtung, die alle Nachahmung verdient, wo es möglich ist. Die Krätze soll daselbst sehr selten seyn; dagegen giebt es viele Pellagra-Kranke, deren Anzahl sich in den Krankenhäusern im Frühling auf Hunderte beläuft. Nach den Beobachtungen des hiesigen Arztes hat die Krankheit drey Stadien. Das erste ist das der Abshuppung des Handrückens, das zweyte das der Melancholie, das dritte das der Colliquation. Die Leichenöffnungen zeigen entweder Bluterguß zwischen dem kleinen Gehirne und dem Rückenmarke und ihren Häuten, oder Geschwüre in der *villosa* des ganzen Darmcanals, oder Desorganisationen der Unterleibsdrüsen u. s. w. — In Mailand vieles Interessante. Das Civilspital faßt 2000 Kranke; es sind aber in der Regel nur 1000 zugegen, indem die kältere Witterung die Fieber des Herbstes verdrängt. *Sacco* ist Director. In dem Aufnahmezimmer hängen recht schöne Oelgemälde von den Wohlthätern der Anstalt, je nachdem diese 50 oder 100,000 Franken gegeben haben; diese werden zweymal im Jahre in der Kirche mit Dank öffentlich ausgestellt, und dieser Sporn soll für die Eitelkeit der Wohlthäter und den Reichthum des Instituts von den besten Folgen seyn. Ferner wird erzählt: „Es wurde uns ein junges Mädchen gezeigt, welches, epileptisch, ein Packet Stecknadeln unter dem Corset habend, gegangen war, und seinen Anfall bekommen hatte, wobey es den rechten Arm an das Packet geschlagen, und so die Nadeln in ihren Leib gebracht, welche drey Monate darin geblieben, und nur nach und nach, namentlich aus dem rechten Unterarm, der Mamma oder Scham u. s. w., herauskamen.“ Das allgemeine Irrenhaus hat über 500 Kranke bey „ziemlich gleich starken Geschlechtern“ — gleich starker Anzahl der Geschlechter, — welche streng geschieden sind. Uebrigens giebt es noch vier Privat-Irrenanstalten und viele andere wohlthätige Anstalten in Mailand. Besondere Erwähnung verdient das Waisenhaus für Mädchen. Noch lebt *Stasori* in Mailand, wie es scheint, in drückenden Verhältnissen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

E R D B E S C H R E I B U N G.

BERLIN, b. Enslin: *Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland* u. s. w., von *Wilhelm Horn* u. s. w. 1—3 Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das sonst so berühmte Pavia steht jetzt sehr tief; es ist ganz todt; von den dreyzehn bekannten Collegien bestehen nur noch zwey. *P. Frank* gründete das pathologisch-anatomische Cabinet daselbst. *Parizza* ist hier thätig. Das zoologische Cabinet soll eine Bedeutung und einen Reichthum haben, wie es der Vf. nicht erwartete. Der botanische Garten ist nach *Jussieu's* System angelegt. *A. Scarpa* ist Director der medicinischen Facultät, und in seinen Geschäften noch sehr lebhaft und darauf sehr eifertüchtig. Das anatomische Museum zu Pavia verdankt ihm besonders seine Vollständigkeit, und er sagte dem Vf., daß er mit *Cuvier* eine Wette gewonnen habe, gegen den er behauptete, es fehle hier von der ganzen menschlichen Anatomie durchaus nichts, was jener nicht habe glauben wollen.

Das Königreich Sardinien. Turin. Das große Spital S. Giovanni wird seiner Schönheit wegen hervorgehoben. Ein großer, den Aerzten des Spitals sehr fühlbarer Fehler sey es, daß die Priester hier, wie in allen anderen Wohlthätigkeits-Anstalten, das unumschränkte Regiment führen. Der Professor der chirurgischen Klinik, *Hiberi*, hat bey eingeklemmten Brüchen, bey denen die Taxis nicht gelingen will, 8—10 Mal mit Glück folgende erschlassende Methode angewandt: *zß extr. op. aquos.* und *rad. hyosc.* gemengt, und um einen elastischen Katheter geschmiert, der dann eine halbe Stunde ohne Nachtheil bis an die Prostata in der Harnröhre bleibt, und dann herausgezogen wird, worauf die Reposition bis jetzt noch immer gelungen ist. Im Irrenhause spielen die Ketten noch eine große Rolle. Hier ist der bekannte *Rolando*. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind gut. — In Genua ist unter den 250 anwesenden Studenten in der Regel nur eine Zahl von 30—40, welche sich der Medicin widmen. Die Universität ist im Rückschritt, und wird durch Priester regiert. Das chirurgische Studium ist von dem medicinischen so streng geschieden, daß man nicht, außer auf dem Lande, die Praxis beider Doctrinen zugleich ausüben kann. Der Vf. findet in Genua Stoff zu vielem Tadel. — In Nizza halten sich etwa 140

bis 150 Familien im Durchschnitt jährlich auf, besonders um die Annehmlichkeit des milden Klimas zu genießen. Die Temperatur Nizzas ist als Maximum im Sommer auf 23° R. festzusetzen, als Minimum im Winter zuweilen bis auf 3° R. Das Klima ist besonders gut für alle Krankheiten, welche eine Verbesserung der Verdauungsorgane nöthig haben, wie die Gicht; außerdem bey Neurosen, chronischen Katarren, und der im ersten Beginnen befindlichen Phthisis, — welche weiter vorgerückt, hier schnell endet. Es befinden sich einige Spitäler daselbst. — Zu Parma, wo sich manches Gute findet, gelang es dem Vf., den berühmten *Tommasini*, Professor der medicinischen Klinik in Bologna, kennen zu lernen; der ausgezeichneteste Arzt in Italien. — Im Irrenhause bey Modena sind Ketten und Rosenkränze die Zwangsmittel. Ueber das Pellagra theilt der Vf. bey dieser Gelegenheit Einiges mit. — Lucca soll sich vor anderen größeren Städten durch eine gute Ordnung und wissenschaftliches Bestreben in mancher Hinsicht vortheilhaft auszeichnen. Die Universität besteht erst wenige Jahre. Bäder von Lucca. — Florenz. Die Anstalt für Irre, Hautkranke, Invaliden u. s. w. sieht mehr einem Pallaste als einem Krankenhause gleich. Die Einrichtung ist trefflich. Das Pellagra ist hier selten. Was man in italiänischen Städten so selten findet, eine Badeanstalt, ist hier vorzüglich. In einem Civilspitale fand der Vf. ein Stück aus dem *os parietale*, worin ein Nagel fest verwachsen war, der von der inneren Lamelle an etwa $\frac{3}{4}$ Zoll spitz in die Hirnhöhle ragte, bey einer Schlägerey eingeschlagen wurde, und gelind entzündliche Zufälle verursachte, dann aber 14 Jahre ohne allen Nachtheil ertragen wurde, bis ein zweyter Schlag auf den Kopf den Tod zur Folge hatte. Bey der Section fand man diesen sehr spitzigen Nagel, von dem man gar keine Ahnung hatte. Andere Anstalten in Florenz sind besonders gut. — Bey Livorno sagt der Vf.: obgleich ein großer Theil der Livorneser Juden seyen, so existire doch kein eigenes Krankenhaus für dieselben, und was für eine so große Stadt noch auffallender sey, kein Armenversorgungshaus. Wiewohl in das Spital S. Barbara, das nur für Frauen bestimmt ist, alle syphilitischen Mädchen der Stadt, sowohl aus den in dieser Seestadt erlaubten, genau controllirten Bordellen, als auch die übrigen der Polizey bekannten, gebracht werden, so war es auffallend, daß nur vier Syphilitische gegenwärtig waren. Ins Findelhaus wurden 1281 Kinder von 1818 bis 1824 abgegeben. — Pisa ist jetzt fast

nur eine Ruine. Prof. *Tantini* wird hier gerühmt, der, auf deutschen Universitäten gebildet, und unserer Sprache vollkommen mächtig, sich ordentlich ein Geschäft daraus macht, Reisenden, namentlich Aerzten, nützlich zu werden. Scropheln und ihre häufige Folge, die Phthisis, kommen in Pisa oft vor. An Wohlthätigkeits-Anstalten fehlt es hier nicht. Die Bäder von Pisa. — Der Kirchenstaat. Bologna. Das Haus der Universität ist ein schönes herrliches Gebäude, mit einem brillant eingerichteten, amphitheatralisch gebauten anatomischen Hörsaale, mit einem großen physikalischen Cabinet. Das *Museum anatomico-pathologicum* ist reich und gut geordnet; ebenso das Naturaliencabinet. Die Professoren bey ihren Vorlesungen haben schwarze Merinotalare an, welche auf der Schulter mit weißem Kaninchenpelze besetzt sind, und vorn auf der Brust, am Halse eine Art von Batistflickerey; sie werden bey ihrem Eintritt und am Schlusse des Collegiums mit Klatschen, mehr oder minder lebhaft, empfangen. Secirübungen und Operationen an Leichen sind den Studirenden gestattet, doch in dem Studienplan nicht vorgeschrieben. Nur Katholiken können hier promoviren. Der Vf. besuchte auch den Abbate *Mezzofanti*, der 42 Sprachen schreibt und spricht. Er ist ein ältlicher, wie man sagt, bigotter Mann, der nie aus Bologna gekommen ist. Er empfing den Vf. in den gewähltesten Ausdrücken eines reinen, dialektlosen Deutsch. Bey dieser Gelegenheit erzählt letzter: „Ein deutscher Handwerksbursche wurde hier krank, und *Mezzofanti* in das Spital gerufen, um sich mit ihm verständlich zu machen. Die erste Frage war, ob er katholischer Religion sey, und als er diese Frage verneinend beantwortet hatte, bekümmerte sich kein Arzt mehr um ihn, und er hatte es seiner Jugend und seinem Glücke zu danken, das er durch bloße Entziehung der Nahrungsmittel gesund wurde. Während des Lesens der Meise in dem Krankenzimmer wurde sein Bett hinausgetragen.“ — Rom bietet in medicinischer Hinsicht nichts Ausgezeichnetes dar.

Das Königreich beider Sicilien. Neapel. Das *Spedale degl' Incurabili* enthält in der Regel 1000 Kranke, und könnte die doppelte Zahl enthalten. Die Syphilitischen werden, durchweg mit dem besten Erfolge ohne weitere Arzneymittel, als eine Pflane aus Saffaparille, ohne Laxans, da ein vermehrter Stuhlgang schädlich seyn soll, auf folgende Art behandelt. Es bekommen die verschiedensten Syphilitischen einen um den andern Tag ein warmes Wasserbad, und in den Zwischentagen eine Einreibung von ʒβ — ʒj ungt. *neapolit.* auf die Fußsohlen gerieben, ohne das Salivation entstehen darf, und diels so lange, bis die Symptome der Krankheit weichen. Am *Real collegio medico cerusico* unterrichten 14 Professoren und noch mehrere Adjuncte und Assistenten. *Quadri's* Augenklinik wird getadelt. Außerdem giebt es noch viele Spitäler. Einen sehr widerlichen Eindruck machen die so überaus zahlreichen blinden Bettler in Neapel, deren Zahl wirklich auffallend seyn soll. Wohl mag im Sommer die große

Hitze mit dem Lavastaub, und im Winter die feuchte Witterung mit schlechten Häusern und großer Armuth eine Hauptursache dazu abgeben, sowie eigene Vernachlässigung. Die Heilanstalt privilegirter (?) syphilitischer Mädchen zählte 238 Individuen. Der Vf. erwähnt der übergroßen Systemsucht unter den Aerzten. *Brown, Rasori, Tommasini, Brouffais* und *Hahnemann* seyen die einzigen fast, von denen man spreche, höchstens mit der zugesetzten Frage, ob *Hufeland* und *Sprengel* noch leben. Die Beantwortung der Frage, das man sich zu keinem bestimmten Systeme bekenne, habe immer eine Art von Verwunderung bey den Aerzten nach sich gezogen. Bis Bologna gelte der auf *Rasori's* Schultern stehende *Tommasini* als ärztlicher Prototyp. — Ganz besonders sey es aber die Homöopathie, welche die Köpfe der Aerzte beschäftige. Der von *Hahnemann* gebildete Damenkleidmacher *Nekhar*, Leibarzt des jungen Herzogs von Lucca, übersetze die deutsche homöopathische Zeitschrift mit eigenen Zusätzen; drey Aerzte seyen *fous pour l'omeopathie*. Selbst Mitglieder des Hofes interessirten sich für die Sache, und hätten sich Medicamente von *Hahnemann* selbst kommen lassen. Die Irrenanstalten zu Aversa geben Stoff zu manchen Rügen. Was jedoch die Behandlung der Irren betrifft, so weiß man von einer rein psychischen nichts; *Heinroth* sey glücklicherweise noch nicht einmal dem Namen nach bekannt. — Ueber die Badeanstalten der Insel Ischia theilt der Vf. Einiges mit, eben so über seine Reise nach Sicilien. Die medicinischen Anstalten zu Palermo sind in keinem guten Zustande. Die Syphilis soll hier ungemein verbreitet seyn, und beständig sind über 100 öffentliche Mädchen, die zum Theil in eigenen Bordellen wohnen, in der Kur. Durchgreifende Mercurialkuren werden nur in der wärmeren Jahreszeit vorgenommen, sonst aber geschieht die Heilung der Syphilis auch durch Mercurialpräparate. In Catania kam der Vf. verschiedentlich mit dem berühmten *Affalini* zusammen, der sich hier aufhält, weil er in seinem höheren Alter keinen Winter mehr erdulden will. Phthisis und Scropheln sind die Hauptkrankheiten in dieser Stadt.

Rec. übergeht die Bemerkungen des Vfs. über Frankreich, die zwar belehrend, aber nicht interessant sind, da Frankreich in Deutschland besser bekannt ist, als Deutschland selbst. Hr. *Horn* giebt Notizen über Straßburg von seinem Freunde *Funk*, — über Marseille, St. Remy, Nimes, Sète, Montpellier, Lyon, Paris, Dieppe.

Dritter Band. Großbritannien und Irland. Ueber Strafanstalten giebt der Vf. in diesem Königreiche besonders ausführliche Nachrichten, und wer eine Uebersicht dieser und ähnlicher Anstalten, sowie der medicinischen u. s. w., haben will, wird hier Aufschluß erhalten. Der Vf. besuchte London, Oxford, Cambridge, York, Edinburgh, Glasgow, Dublin. In London gehört nach seiner Meinung ein längerer Aafenthalt dazu, um von dem kolossalen Treiben in dieser Stadt eine nothdürftige Vorstellung zu gewinnen, es ist hier nicht die Größe und Pracht des Ein-

zeln, der Institute, welche in Erstaunen setzt, und deren Zahl in längerer oder kürzerer Zeit vollständig zu übersehen seyn würde; es ist vielmehr die unendliche Zahl, die unscheinbare Unendlichkeit, die praktische Nützlichkeit, die dem Bedürfnis des Augenblicks entspricht, und dem erstaunten Auge hier etwas in seinem Entstehen zeigt, und dort ein noch vor Kurzem blühendes Institut untergehen läßt, weil es der Zeit und den Forderungen nicht mehr entspricht. In Dublin besteht eine Menge der verschiedenartigsten Wohlthätigkeits-Anstalten und eine Uebersahl von Bettlern. Rec. begnügt sich mit diesen Andeutungen, vorzüglich um allen Stoff zum Tadel zu vermeiden, der sich in den beiden letzten Bänden in noch reichlicherem Mafse darbietet, als im ersten.

Ein richtiges, unbefangenes Urtheil über einzelne Männer sowohl, als über den Geist, der in den Krankenhäusern u. dgl. herrscht, wird man aus dieser Reise selten gewinnen. Der Vf. ist ganz in seiner Individualität befangen, die durchaus keine freundlich anprechende ist, wie schon zum Theil aus der harten, undeutschen, affectirten Sprache hervorgeht. Nur wo es sich um rein Objectives und Aeußerliches handelt, ist dies Buch zu empfehlen.

Die äußere Ausstattung ist besser, als die innere.

— w.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Die Canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleiß, Handel und Sitten*, dargestellt von Francis Coleman Mac-Gregor, Esq. Mit Karten, Kupfern und Tabellen. 1831. XVI u. 378 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Wer auch v. Buch's classisches Werk über die Canarischen Inseln besitzt, wird dennoch das vorliegende nicht ohne Originalität und ohne Interesse finden. Manches ist berichtigt, manches ist neu hinzugekommen und erweitert worden. Man muß daher diese Bearbeitung als eine sehr verdienstliche Unternehmung beachten. Der Vortrag ist übrigens deutlich und klar, und so weit es nur immer der reiche Stoff gestattet, möglichst gedrängt. In der Einleitung wird von der geographischen Breite dieser Inselgruppe und von dem Gesichtlichen der Eylande selbst gehandelt; im ersten Abschnitte von der natürlichen Beschaffenheit der vorwärts liegenden Inseln. In Hinsicht ihrer Lage ist Alegranza die nördlichste und Hierro die südwestlichste der Gruppe; nimmt man aber lediglich auf ihre Größe Rücksicht, so beginnt Tenerifa mit 62,853 geogr. Quadratmeilen, und Hierro schließt abermals mit 4,988 geogr. Quadratmeilen. An Flüssen mangelt es gänzlich auf den Inseln, da alles gebirgig ist, und sich unter diesen sich verschiedengruppirenden Massen der Vulkan, der Pik de Teyde besonders charakterisirt. — Im zweyten Abschnitte ist des Mineralreichs mit einer geognostischen Einleitung gedacht, und eine Uebersicht des Pflanzen-, so-

wie des Thier-Reichs, aufgestellt. Die Canarischen Inseln sind durch Lage und Klima der Entwicklung der Pflanzen beider Hemisphären außerordentlich günstig. Unter den Pflanzen der niederen Gegenden sind die Euphorbien und unter denen der Gebirgsregion die Canarischen Fichten vorherrschend. Eine weit geringere Abweichung und Verschiedenheit findet unter den Thierclassen Statt, und ganz besonders beschränkt findet man die Classe der Säugthiere. — Der 3te Abschnitt handelt lediglich von den Bewohnern der Canarischen Inseln. Die gesammte Volksmenge belief sich im Jahre 1829 auf 232,000 Seelen. Die Vermehrung, welche dadurch entsteht, daß mehr geboren werden, als sterben, findet auf allen einzelnen Eylanden Statt, und erreicht auf Hierro im Durchschnitt von 1793 bis 1802 mehr als das Doppelte. Nach bürgerlicher Verschiedenheit zerfallen die Einwohner in Adel, Geistlichkeit, Civilbeamte, Militär, Bürger und Bauern. Zu den endemischen Krankheiten kann man auf den Inseln rechnen: Krätze, Kopfgrind, Flechten und Ausatz. Was den Zustand der Einwohner überhaupt anlangt, so spricht sich der Vf. S. 69 dahin aus, daß trotz den verschiedenartigen Krankheiten und trotz dem Elende und den Entbehrungen, womit die Einwohner von Jugend auf zu kämpfen haben, sie dennoch im Ganzen stark und gesund sind; nur erreichen sie wegen der frühen Mannbarkeit kein hohes Alter. — Im 4ten Abschnitte erfährt man das Nöthigste von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner. — Mit gleicher Genauigkeit wird im 5ten Abschnitte von der intellectuellen Bildung der Einwohner gehandelt. Die Universität steht unter Leitung und Aufsicht des akademischen Senats, welcher aus den Doctoren der drey Facultäten, der Theologie, des Kirchenrechts und der Jurisprudenz, gebildet wird. Der einzige auf den Inseln bestehende literarische Verein ist die im Jahre 1777 in Laguna und Canaria gestiftete ökonomische Gesellschaft der Vaterlandsfreunde von Tenerifa und Canaria. Von S. 123 folgt ein Verzeichniß der vorzüglichsten Canarischen Schriftsteller, nebst einem Verzeichniß ihrer Werke. — Der 6te Abschnitt handelt vom Landbaue. Auf Canaria sowohl, wie auf Tenerifa, wird viel Mais gebaut; und ein guter Boden, bey dem die künstliche Bewässerung angewandt wird, giebt jährlich zwey Mais- und eine Kartoffelernte. Der Weinbau ist, mit Ausnahme von Fuerteventura, auf allen Inseln beträchtlich, am meisten aber auf Tenerifa. Von Handespflanzen kommt noch Flachs am meisten vor. — 7ter Abschnitt. Von der Viehzucht und Fischerey. Bey dem gänzlichen Mangel an künstlichen Wiesen, bey der Spärlichkeit des Wassers und grüner Futterkräuter auf den meisten Inseln, kann die Viehzucht schwerlich je zu irgend einem Grade von Bedeutung gelangen, wenn man die Zucht der Ziegen ausnimmt. Man nimmt im Durchschnitt den Bestand folgendermaßen an: Rindvieh 29,040 Stück, Pferde 2,930 Stück, Dromedare 2,990 Stück, Maulesel 1,805 Stück, Esel 11,030 Stück, Schafe 95,130 Stück, Ziegen 165,050 Stück, und

Schweine 8,500 Stück. Der Fischfang an den Küsten beschäftigt etwa 140 Fischerbarken. — 8ter Abschnitt. Vom Gewerbfleiß. Am meisten hat sich die Industrie unstreitig auf der Insel Palma gehoben. Dort giebt es Seidenfabriken, deren Zeuge aus inländischen Stoffe gewebt, den französischen in Hinsicht des Farbenglanzes und der äußeren Vollendung zwar nicht gleichkommen, sie aber in Schwere und Dauerhaftigkeit bey Weitem übertreffen. Leinen- und Wolle-Webereyen mangeln gänzlich auf den Inseln. Aus den Blättern der Agave verfertigt man alle Arten Lattseile und Schiffstau. — 9ter Abschnitt. Der Handel der Canarischen Inseln. Der Verkehr mit England und dessen Colonien ist der bedeutendste von allen; und beschäftigt jährlich 80—100 Schiffe. Der Handel mit Spanien ist am tiefsten gesunken. Uebrigens ist der Handel mit allen anderen Nationen durchaus passiv für die Inseln. — 10ter Abschnitt. Von den höchsten Verwaltungsbehörden. Die Canarischen Inseln sind dem Range nach ein Königreich. Der Guvernator und Generalcommandant der Canarischen Inseln ist eine Militärperson. Die Dauer seiner Verwaltung ist selten länger als fünf Jahre. Das Artillerie- und das Ingenieur-Corps machen eigene für sich bestehende Departementer aus. Der Militär-Tribunale giebt es drey. — 11ter Abschnitt. Von der Justiz- und Polizey-Verwaltung. Das höchste Civiltribunal auf den Canarischen Inseln ist die *Audiencia*. So große Trägheit und Gefühllosigkeit die Richter und Advocaten in der Beförderung von Criminalsachen an den Tag legen, so werden diese doch vollends unerträglich in Fällen, wo Arme und Unglückliche Gerechtigkeit heischen. Zur allgemeinen Leitung der Polizey ward im J. 1826 ein eigener Intendant für die Canarischen Inseln ernannt, welcher seinen Sitz zu Santa Cruz auf Tenerifa nahm, und auf den anderen Inseln untergeordnete Agenten anstellte. Zur Verhütung ansteckender Krankheiten von Aufsen her ist ein höchstes Sanitäts-Collegium für sämtliche Inseln in Santa Cruz angeordnet, von welchem der jedesmalige General-Commandant Präsident ist. — 12ter Abschnitt. Vom Finanzwesen. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß die Einwohner der Canarien jährlich mehr oder weniger folgende Abgaben zu entrichten haben: a) dem Staate für Steuern und Zölle 60,000, b) an die Kirche für Zehnten u. s. w. 70,000, c) Municipal- und andere Abgaben 5,000, in Summa 135,000 Pfund Sterling, ungerechnet die *Tributos*, die auf den Ländereyen haften. Diese

Summe, vertheilt über eine Bevölkerung von 200,000 Menschen, würde ungefähr 13 Schillinge 6 Pfennige Sterl. auf jeden Kopf ausmachen. — 13ter Abschnitt. Vom Kriegswesen. Im Ganzen 11 Regimenter, 10 Compagnieen, 10,409 Mann Infanterie, 12 Comp. 1200 Mann Artillerie, und 11,609 Mann Gesamtbetrag. Die Befestigungswerke auf den Canarischen Inseln bestehen aus 19 Kastellen, 12 Redouten, 13 Batterien, 5 Thürmen, besetzt mit 79 bronzenen und 134 eisernen Kanonen. — 14ter Abschnitt. Vom geistlichen Stande. Seit 1819 hat die Inselgruppe die beiden unabhängigen Bisthümer von Canaria und von Tenerifa. Die zum Behufe des öffentlichen Gottesdienstes angestellte Geistlichkeit macht in den beiden Bisthümern 1125 Personen aus. Geistliche Tribunale giebt es zwey, eins zu Laguna, das andere zu Ciudad de las Palmas. Die Gesamtzahl der in der Provinz befindlichen Mönchsklöster beträgt 40, die im Jahre 1802 339 Mönche und 116 Laienbrüder enthielten. Die Nonnen besitzen 15 Klöster mit noch nicht ganz 200 Nonnen. — 15ter Abschnitt: Von der Insel Tenerifa, welcher eine sehr ausführliche statistische Beschreibung dieser Insel enthält. Auf dieselbe Weise ist denn auch im 16ten Abschnitte die Insel Canaria, im 17ten die Insel Palma, im 18ten Gomera und Hierro, und im 19ten die Inseln Lanzarote und Fuerteventura abgehandelt. Man übersehe hiebey nicht die höchst interessante statistische Zusammenstellung auf S. 350 und 351, und beachte, was S. 352 über die Schattenseite dieses Gemäldes gesagt ist, und was in der Hauptfache in den wenigen Worten liegt: „die Canarien sind arm, aus Ursachen, die in ihren politischen und kirchlichen Verhältnissen liegen.“ — Der 20ste Abschnitt zeigt deutlich, wie genau der Vf. des Werkes mit allem bekannt ist, was hier in sein Gebiet gehört, denn es enthält die Literatur der Canarischen Inseln.

An Kupfern sind dem Werke beygegeben: 1) Bauer und Bäuerin von Tenerifa; 2) Landleute von Hierro, Palma und Canaria; 3) Landleute von Lanzarote und Fuerteventura; 4) Dame von Tenerifa. An Charten sind angeschlossen: 1) eine Darstellung der Inseln Lanzarote und Fuerteventura, entworfen von *Alfred Dixon*; 2) eine dergl. von demselben Vf., begreifend die Inseln Canaria, Tenerifa, Gomera, Palma und Hierro. Beide Charten sind recht brav ausgeführt.

C. v. S.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Iferlohe*, b. Langewiesche: *Erzählungen* von Dr. *Pustkuchen-Glanzwow*. Inhalt: *Memento mori*. *Roderich*. *Der Günstling des Mondes*. *Der Zögling des Paradieses*. 1832. IV u. 168 S. 16. (15 gr.)

Eine zarte Innigkeit, Tiefe des Gefühls und der Gedanken zeichnen diese Erzählungen sehr vortheilhaft aus, die zu den besten der bessern gehören, sie mögen nun in

dem gebundenen Kreis des Familienlebens sich halten, oder in das Gebiet des Romantischen übergehen, wie der Zögling des Paradieses, der, auch ohne Rhythmus, ein schönes Gedicht ist, zu dessen Inhalt die erhöhte und doch schlichte, ungekünstelte Schreibart vollkommen übereinstimmt.

Vir.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

L I T E R A T U R G E S C H I C H T E.

DARMSTADT, b. Leske: *Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts*. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Eduard Scriba. Erste Abtheilung, die im Jahre 1830 lebende (n) Schriftsteller des Großherzogthums enthaltend. 1831. XIV und 496 S. 8. (2 Thlr.)

Es lag, nach Vorr. S. 27, nicht in der Absicht des Vfs. dieses, der evangelisch-theologischen und einigen Professoren anderer Facultäten der Universität Gießen gewidmeten Buches, die bereits zu 18 Bänden angewachsene *Strieder'sche* hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte durch einen Supplementband zu bereichern, sondern er wollte ein von dieser ganz unabhängiges, für ein größeres Publicum bestimmtes Werk liefern. Dasselbe sollte in 2 Abtheilungen zerfallen, und in möglichster Vollständigkeit die Schriftsteller aller, auch der neu acquirirten, Landestheile des Großherzogthums Hessen umfassen. Dieses Streben nach Vollständigkeit hat jedoch den Vf., wie es uns scheint, zu weit zu gehen verleitet, indem er nicht allein alle Autoren in seinen Kreis zog, welche dormalen wirklich im Großherzogthume leben, oder diesem angehörten, sondern alle und jede, gleichviel ob im In- oder im Auslande lebenden Schriftsteller, welche nur irgend einen Ort des Großherzogthums als Geburtsort anerkennen, aufnahm. Daher kommt es, daß sich Schriftsteller hier verzeichnet finden, welche es sich wohl nicht haben träumen lassen, daß man sie als *Hessen-Darmstädtische* Gelehrte würde nennen können; z. B. S. 19: *H. Chr. E. Graf von Benzel-Sternau*, geb. 9 Apr. 1767 zu Mainz, bis 1804 kurf. Reg. Rath zu Erfurt, 1807 in großh. badischen Diensten in Carlsruhe, jetzt privatirend in Frankfurt a. M. u. s. w. *Benzel-Sternau* war also nie hessendarmstädtischer Unterthan, indem Mainz erst bey der neuesten Ländertheilung an Darmstadt kam, und eine solche Incorporation doch unmöglich auf die früher geborenen Mainzer die rückwirkende Kraft haben kann, daß dadurch jeder, auch längst im Auslande Lebende plötzlich zu einem Hessen-Darmstädter wird. Eben so ist es S. 29 mit *Franz Bopp*, geb. 14 Sept. 1791 zu Mainz, studirte in Würzburg, Paris und London, ward 1821 außerordentl., 1825 ord. Prof. zu Berlin; S. 109 mit *Jean Franz*, geb. 9 Oct. 1775 zu Offenheim (im heutigen Rheinhessen), jetzt Rech-

nungskommissär bey der Regierung in Speyer; S. 245 mit *Lothar Franz Phil. Marx*, geb. 19 Nov. 1794 (*sic*; vielleicht 1764?) zu Mainz, seit 1788 zu Frankfurt a. M., wo er im verfloßenen Jahre starb; u. s. w. — Der Vf. hat sich jedoch überhaupt seine Aufgabe nicht klar genug gedacht. Rec. giebt nämlich recht gerne zu, daß ein solches Schriftstellerlexikon des Großherzogthums Hessen nicht unnöthig, sondern sogar wünschenswerth gewesen sey, wie das die hauptsächlichsten aufgeführten Gelehrten, z. B. *Adrian, J. A. André, K. F. Becker, G. Chr. Braun, Crome, Dahl, Dieffenbach, Diel, Dilthey, Floret, von Gaggern, Hartig, Hillebrand, Hüffel, Hundeshagen, Jaup, Kröncke, Kühnöl, Liebig, Linde, Marezoll, B. Meyer, Moller, Nebel, Ofann, Rink, Schumann, Schlez, G. G. und J. E. C. Schmidt, Schmitt-henner, Schwarz, Weber, Gottl. und K. Th. Welcker, Wilbrand, Zimmermann* u. A., zur Genüge beweisen; allein wenn das Werk bloß den Schriftstellern des ersten Viertels des 19 Jahrhunderts gewidmet seyn sollte — wie der Titel ausdrücklich sagt — wie kommt der Vf. dazu, gleich im ersten Bande diese Grenze zu überschreiten, und die im Jahre 1830 lebenden und wirkenden Autoren mit ihren älteren und neueren Producten aufzunehmen, da doch bekanntlich das erste Viertel des 19 Jahrhunderts mit dem Jahre 1825 schließt?

Solcher Ausstellungen, welche nur darin ihren Grund haben können, daß Hr. S. seine Aufgabe nicht reiflich genug überlegt hat, muß Rec. noch einige mittheilen. Dahin rechnet er 1) offenbar falsche Angaben. So heißt es S. 10, dem Freyherrn *von Arens* sey 1821 das Directorium und 1825 das Präsidium des Hofgerichts (*sic*) der Provinz Oberhessen, mit dem Amtscharakter eines Geheimen Rathes, übertragen worden, während er doch diesen Titel schon 1821 als Director des H. G. empfing. — Der S. 67 aufgeführte *Dalp* scheint gar nicht unter die Zahl der Schriftsteller zu gehören. — *Ph. Dieffenbach* in Friedberg (S. 76) wurde erst Dr. Phil., als er schon Rector der Augustinerschule daselbst war. — *Drescher* (S. 85) soll in Münster geboren seyn, während er doch zu Lohrhaupten im Amte Bieber zur Welt kam, von wo später sein Vater nach Rodheim und nachmals nach Münster versetzt wurde. — *Hillebrand* (S. 142) wurde nicht 1823 Pädagogiarth, indem sein Vorgänger *Stumpf* erst 1824 starb, u. dgl. m. — Es gehören dahin 2) manche Ungleichheiten, welche bey dem Gebrauche des Buches unangenehm auffallen; namentlich das Verweisen mehrerer Schriftsteller (z. B.

S. 24, 29, 112, 136 u. f. w.) in Anmerkungen, wie wohl ihre Schriften eben so zahlreich sind, als die einer Menge anderer Autoren, welche sich im Texte beschrieben finden, sowie die im Verhältnisse zu ausführliche Behandlung mancher Schriftsteller. Besonders lange hat sich Hr. S. bey Schlez (S. 350 bis 361), Gottfr. Weber (S. 416 bis 423) und von Wedehind (S. 423 bis 441) aufgehalten; ja, von Schlez und Weber hat er sogar, was durchaus nicht zu den übrigen Darstellungen paßt, Selbstbiographien aufgenommen, so daß in der That das ganze Buch ein äußerst buntes Ansehen gewinnt. Am besten würde der Vf. gethan haben, wenn er seinem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatz, sich zwischen einer Biographie und bloßen Nomenclatur in der richtigen Mitte zu halten, treu geblieben wäre. So aber finden wir hie und da bey Einzelnen weitläufigere Mittheilungen aus dem häuslichen Leben, z. B. S. 58 bey Curtmann; S. 174 bey Klein u. f. w.; Angaben der Recensionen angeführter Schriften, z. B. S. 151, 393 u. a. a. O.; bey der Mehrzahl fehlen aber diese Nachweisungen ganz, und liefern einen neuen Beweis, wie schwankend der Plan des Vfs. war. Rec. würde sehr dankenswerth gefunden haben, wenn wenigstens bey den wichtigeren Schriften die Recensionen nachgewiesen worden wären; was jedoch nur 3—4 Mal geschehen ist. — Wir bezweifeln 3) ob in diesem Lexikon bey einzelnen Autoren Werke aufgeführt werden dürfen, welche erst in der Folge erscheinen sollen. Vgl. S. 16: Beck's heftliches Staats-, Land- und Straf-Recht: §. 34: Boost's Erfahrungen; S. 120: Göschel's Beichtreden; S. 126: Grobman's Zigeunersprache, 2ter Theil; S. 173: Haup's fossile Reste der Säugethiere u. f. f. S. 188, 209, 300, 457, 483. Mit diesen Arbeiten ist es nämlich äußerst mißlich, indem sie zuweilen gar nicht an das Tageslicht kommen, wie denn u. a. Göschel's Beichtreden noch bis heute nicht erschienen sind, und vielleicht nie erscheinen werden. Unangenehm hat es uns namentlich bey Werken berührt, welche bey dem Verleger dieses Lexikons erscheinen sollen, z. B. S. 16: Beck's Staatsrecht u. a. — Auffallend war uns 4) manche Ungenauigkeit in den Angaben. Rec. ist billig genug, dem Vf. einzuräumen, daß die Sammlung der nöthigen Notizen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist; allein bey Männern, die wegen ihrer Humanität bekannt sind, z. B. bey K. F. Becker, Ph. J. Engel, Fr. Schmitthener u. A., hätte es wahrscheinlich nur einer Wiederholung der ersten, vielleicht gar nur gelegentlich geschehenen Anfrage bedurft, um die gewünschten Angaben zu erhalten, und von Schriftstellern, welche mit Hn. S. in Darmstadt wohnen, z. B. Erdmann (S. 94), Hertel (S. 139) u. A., konnte ja eine persönliche Anfrage unmöglich unbeantwortet bleiben. Grosentheils trifft also hier den Vf. die Schuld; doch mag er auch manche verdrießliche Erfahrung gemacht haben, was ihn einigermaßen entschuldigt.

Ueberhaupt kann dieses Werk, als erster Versuch

eines, das ganze Großherzogthum und dieses allein umfassenden Schriftstellerlexikons billiger Weise auf nachsichtige Beurtheilung Anspruch machen, und seine Vervollständigung der Zukunft anheim gegeben werden. Denn, ungeachtet der gerügten Mängel, ist der Fleiß und gute Wille des Vfs. ganz unverkennbar, und wir halten es für unsere Pflicht, ihm denselben öffentlich zu bezeugen. In der Reihe von 291 Schriftstellern vermißt man nur sehr wenige Namen von Bedeutung, z. B. Butte, und bey der großen Mehrzahl sind die Notizen richtig; nur müßte für die Folge der Plan fester gestellt, das Mangelnde ergänzt, der Ueberfluß ausgehoben werden. An überflüssigen Auswüchsen fehlt es nämlich auch nicht. Dahin rechnet Rec. die schon erwähnte übermäßige Ausdehnung mancher Biographien; die Aufzählung solcher Schriften, die bloß von diesem oder jenem Autor in öffentlichen Blättern oder als Gelegenheitschriften mitgetheilt wurden, z. B. das S. 85 bey Dillthey unter Nr. 13 angeführte Programm, die S. 346 bey Schaumann unter Nr. 13 erwähnte Erzählung u. f. f.; ferner manche leere Tiraden, z. B. in den Lebensbeschreibungen von Birkenstein (S. 25 fg.), Boost (S. 32), Rosenthal (S. 324), Schlez (S. 350), Wedehind (S. 423 ff.). Hieher gehören auch die Entschuldigungen, welche Hr. S. manchen Schriftstellern angedeihen läßt, weil sie nicht mehr zu Tage gefördert hätten, was gar nicht an seinem Orte ist. So heißt es z. B. S. 11: „Wenn Hr. von Arens bis jetzt nicht in (*sic*) der Wichtigkeit als Schriftsteller aufgetreten ist, als wohl von demselben zu erwarten stand, so mögen (*mag*) dessen viele (*vielen*) und wichtige (*wichtigen*) Berufsarbeiten ohne Zweifel die alleinige Schuld zugemessen werden müssen (*sic*).“ Wer aber den vorausgeschickten kurzen Lebensabriß des höchst verdienten Freyherrn von Arens, der, seiner anerkannten ausgezeichneten Tüchtigkeit wegen, in seiner Person mehrere Aemter vereinigt, deren jedes eigentlich die Kraft eines Mannes ganz in Anspruch nimmt, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird diese Entschuldigung höchst überflüssig finden, indem es bey der gewissenhaften Amtsführung dieses Mannes unmöglich ist, auch noch als Schriftsteller viel liefern zu wollen. Aehnliche Entschuldigungen, jedoch minder auffallend, finden sich S. 212 u. a. — Rügen muß Rec. endlich noch den Stil des Buches und die vielen Druckfehler. Beide Fehler mögen vielleicht nicht immer auf Rechnung des Hrn. S. kommen; allein da er als Redacteur des Werkes die unbestreitbare Befugniß hatte, die Biographien zu sichten und den Stil auszufeuern: so hätte er von diesem Rechte auch sorgfältigeren Gebrauch machen müssen. Wir führen, außer dem schon oben von S. 11 mitgetheilten, nur noch einige Beyspiele an. So heißt es S. 2: „Hier wurde Hn. Dr. Adrian 1824 eine ordentl. Professur und 1825 der Auftrag zu Theil, die Universitätsbibliothek neu zu ordnen und zu katalogisiren, stellte dieselbe auch 1826 in dem neuen, schönen Locale auf, und trat 1827 eine abermalige

Reise nach England an.“ S. 93 liest man: „Unter Entbindung seiner (—) seither bekleideten Pädagogelehrerstelle.“ — Auffallend war uns auch S. 434 folgende Aufführung einer deutschen Schrift: „Allgemeine Schulzeitung. Zweyte Abtheilung, für Berufs- und Gelehrten-Bildung. Darmstadt *ap. (sic)* Leske. 1829. 12 Hefte. 4 *moj.*“ — Oft hätte auch der Stil weit einfacher seyn können. Man verlangt in einem solchen Werke keine Phrasen, wie S. 10: „S. K. H. der Großherzog geruhen ihm in der Folge das Commandeurkreuz Allerhöchst-Ihres Haus- und Verdienst-Ordens zu verleihen;“ oder wie S. 24: „S. K. H. der Großherzog Ludwig (*Ludwig*) I geruhen ihm (*sic*) als Anerkennniß seiner Verdienste mit dem Commandeurkreuz 1ster Classe Allerhöchst-Ihres Haus- und Verdienst-Ordens zu decoriren;“ was sich eben so gut weit kürzer hätte geben lassen. — Der Druckfehler sind ungemein viele, noch *weit* mehr, als der Vf. am Schlusse des Werkes angegeben hat. Da er am Druckorte wohnt, so fallen sie ihm um so mehr zur Last, als durch sie nicht selten *Eigennamen* entstellt werden. Zu den Druckfehlern möchten wir fast auch die häufig wiederkehrende Wortbeugung „des Großherzogen, dem, den Großherzogen“ statt *des Großherzogs* ff. rechnen; wenigstens empfehlen wir Niemanden die Nachahmung.

Mit der Bemerkung, daß auch *Schriftstellerinnen*, wie *Halein* (S. 128), *Heidenreich* (S. 136), *Klipstein* (S. 184), *Roch* (S. 186), hier gasliche Aufnahme gefunden haben, schliessen wir unsere Kritik, und sehen, unlerer pflichtmäßigen Ausstellungen ungeachtet, der-Fortsetzung der fleissigen Arbeit dieses jungen Autors gern entgegen.

α.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, POSEN u. BROMBERG, b. Müller: *Grundriß der Seelenlehre*. Zu Vorträgen über diese Wissenschaft auf höheren Lehranstalten, von *August Arnold*. 1831. 41 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser zwar kleinen, aber ideenreichen Schrift verräth nicht nur vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, sondern auch praktisches Interesse für dessen nützliche Behandlung. Er hatte, wie er in der (aus Königsberg in der Neumark geschriebenen) Vorrede sagt, die Seelenlehre mehrmals vorgetragen, immer wieder umgearbeitet, und nunmehr diesen, zunächst seinen Zuhörern bestimmten, Grundriß derselben zur Herausgabe für reif gehalten. Dieser soll zugleich als vorläufige Skizze des ausführlichen Werkes über die Seelenlehre dienen, welches er in dem gleichzeitig erscheinenden Buche über die Staatswissenschaft angekündigt hat. Da fast Alles hier nur in Umrissen angedeutet und das Meiste der mündlichen Erörterung überlassen ist, so würde es schwer fallen, die Hauptideen des Vf. in einem Auszuge wiederzugeben, ohne entweder eine trockene Inhaltsanzeige zu liefern, oder durch die Kürze selbst in Dunkelheit

zu gerathen, oder Vieles bloß abzuschreiben. Indefs werden einige Bemerkungen über die Anlage und Eintheilung dieses Lehrbuches, und einige Hauptzüge aus dessen Ausführung genügen, auf seinen Gehalt aufmerksam zu machen. Es ist besonders zu loben, daß der Vf. sorgfältig in Erklärungen der aufgestellten Grundbegriffe ist, und die mehrerley Bedeutungen angiebt, in welchen manche Ausdrücke, z. B. *Form* (§. 4), *Einheit* (§. 5), gebraucht werden. Er rechnet die Psychologie zum niederen Theile der Philosophie, und möchte sie die Vorhalle der ganzen Wissenschaft nennen. Doch erhält sie ihre Begründung im ersten (höheren) Theile der Philosophie (in der Metaphysik), welcher die Grundbegriffe der Seelenlehre angehören. Als Erfahrungswissenschaft entlehne sie mannichfachen Stoff aus der Natur und der Geschichte, und bedürfe zum Theil auch der Lehre vom menschlichen Körper (Physiologie). Die *Haupt-eintheilung* ist daher folgende. Die *Einleitung* giebt das Verhältniß der Seelenlehre zur Metaphysik und Physiologie an. I. *Die Grundbegriffe der Seelenlehre*. II. *Vom menschlichen Körper*. III. *Von der Seele*. 1. Von dem Wesen und der Gliederung der Seele überhaupt. 2. Von den Verhältnissen und der Verbindung der Seele und des Leibes. 3. Von den besonderen Thätigkeiten der Seele. a) Von der Aufnahme der Vorstellungen und Ausbildung der Seele. b) Von den Thätigkeiten und Vorgängen im Inneren überhaupt. Erinnerung, Urtheilen, Schliessen, Erkennen und Schaffen. c) Von der Richtung nach Außen hin, vom Wollen und Handeln.

Um von dem Geiste und der Manier unseres Psychologen in Gedanken und Sprache eine Probe zu geben, setzen wir den 2 §. her: „Als erstes überhaupt ist der *Geist* an sich, das Urseyn, die Gottheit, oder das Unbedingte, zu setzen. In jenem ruht vor der Schöpfung noch eingehüllt die *Körperwelt*, das *Daseynliche* [einer der neuen Ausdrücke unseres Vf., mit welchem wohl das Reell-Mögliche, das, was daseyn kann, bezeichnet werden soll,] oder das Bedingte, wo dem *Vermögen* nach (*potentia*) diese letzte in jenem vorhanden ist. Hierauf geht es dazu über, daß der Geist das innerlich Vorgebildete — das Urbild, die Idee, — verwirklicht, oder sich dessen entäußert: daß er schafft. Wenn nach verschiedenen Beziehungen hin der Begriff des *Vermögens*; dann des *Willens* — in Hinsicht auf die Gottheit, — und endlich des *Anfangs* — sofern das innerlich Vorgebildete als Erscheinung hervorzutreten beginnt, — sich uns erzeugt, so werden, nach vollbrachter Schöpfung, jenen gegenüber treten die Begriffe: Kraft, That, Vollendung (*Entelechie*).“ Mit Scharfsinn unterscheidet der Vf. zwischen *Geist* und *Seele*, *Leib* und *Körper*, und bezeichnet ihr Verhältniß in Folgendem: „Beide (nämlich die Seele und den Leib) schliessen, als ihre Anfangs- und End-Puncte, der Körper und der Geist ein, und alle vier lassen sich in eine Reihe zusammenstellen, wo sich jedes folgende Glied immer auf gleiche Weise zum vorhergehenden

verhält, als ein immer niederes, größeren Stoffes, aber zugleich das voranstehende in sich aufnehmend und mit sich verschmelzend: *Geist: Seele: Leib: Körper.*“ (S. 7.) Hierauf bezieht und danach modificirt sich nun der Abschnitt vom *menschlichen Körper* S. 7—16. — Was die Frage nach dem *Sitze der Seele* betrifft, so wird diese wohl an Räumliches, an den Körper sich gebunden sehen, und die Frage dahin zu bestimmen seyn, auf welche Theile des Leibes wird sie zunächst und unmittelbar einwirken? Als solche dürfte vorzugsweise das Gehirn gelten, der eigentliche Vermittler zwischen der Sinnenwelt und dem Geistigen; besonders in dessen mit den Sinneswerkzeugen in Beziehung stehenden Theilen, und nach seinen inneren Gestaltungen, von welchen die verschiedenen Denkhätigkeiten bedingt werden, während die Seele unmittelbar durch die Nervenfasern ihren Einfluss auf alle Theile des Körpers verbreitet (S. 21). Da der Geist sich selbst gleich und unveränderlich ist, so leitet der Vf. die große Verschiedenheit der Menschen in ihren Seelenkräften bloß aus der verschiedenen Beschaffenheit der Körperlichkeit überhaupt und vorzüglich aus der Organisation ihres Gehirnes und Nervensystems im Ganzen her (§. 26).

Dafs Hr. A. in seinen Ansichten dem Prof. *Herbart* folge (wiewohl er ihn so wenig, als sonst einen neueren philosophischen oder anthropologischen Schriftsteller, *Rudolphi* und *Baer* im Vorworte ausgenommen, anführt), läßt sich schon aus den Stellen vermuthen, wo von *Vorstellungsmassen* und von *Hemmung* ihrer Thätigkeit die Rede ist, wie §. 27. Auch verwirft er es §. 28 als eine leere Einbildung, die Seele spalte sich in drey gesonderte Vermögen. Spalten aber bezeichnet (unseres Erachtens) eigentlich eine gewaltfame Trennung. Schwerlich hat einer unserer bisherigen Psychologen, von *Sulzer* und *Mendelssohn* an bis auf *Jacob*, *Schmid*, *Hoffbauer*, sich so Etwas zu Schulden kommen lassen, wenn sie wesentlich verschiedenen Thätigkeiten und Zuständen der Seele verschiedene Fähigkeiten, Vermögen oder Kräfte zum Grunde legten, ohne doch deshalb ihren gemeinschaftlichen Ursprung aus einem und demselben geistigen Princip zu leugnen. Ob man sich nun statt des geläufigen Ausdrucks *Vermögen* der hier dafür angenommenen Worte *Richtungen*, *Entwickelungszustände*, *Entwickelungsstufen* oder *Seiten* bediene, dürfte ziemlich gleichgiltig, wenn die letzten Ausdrücke nicht öfter die Verständlichkeit oder die Anwendung dieser Begriffe im gemeinen Leben etwa erschweren möchten. So sind unserem Vf. (S. 27) *Verstand* und *Vernunft* nicht Vermögen, sondern zwey Arten von *Zuständen* des Ich, in welche sich der Zustand des Bewusstseyns, des Wissens, Erkennens spal-

tet. Und ungeachtet Hr. A. die *Vermögen* der Seele so anstößig sind, nimmt er doch S. 33 ein *Verknüpfungsvermögen* an, welches sich aufs Erkennen bezieht, und S. 34 ein *Combinationsvermögen*, das vom Witze noch unterschieden wird. Rec. verweist auf eine ganz passende Stelle in *Stark's* schätzbare Abhandlung „über die Annahme eines eigenen Gefühlsvermögens“ (aus *F. Nasse's* Zeitschr. f. Anthropologie 1 Viertelj. 1825.)

Treffend sind des Verf. Bemerkungen über die *Gefühle* (S. 25, 26), die dem Ich als eigentlichem *Gemüth* zukommen, wiewohl man dieses von *Geist* und *Verstand* unterscheidet. Wir müssen aber vieles Interessante übergehen, und können es um so mehr, da wir einer ausführlichen Seelenlehre des Verf. entgegensehen. Nur einiges Eigenthümliche, mit dem wir uns aber nicht ganz befreunden können, mag noch bemerkt werden. „Der *Wille* enthält als seinen *Stoff* die Vorstellungen, und drückt nichts Anderes aus, als eine gewisse Verbindung derselben und eine Hinrichtung auf einen Gegenstand. Er fodert zu seiner *Entstehung* ein Ich, eine Seele, d. h. eine *einheitlich verbundene Masse von Vorstellungen*, in einer bestimmten Entwicklung und in einem besonderen Zustande u. s. f. (§. 35).“ „Der *Wille* hängt ab von der Beschaffenheit, Ausbildung und Art der Vorstellungen, wo die Leidenschaften und die Körperlichkeit mit eingeschlossen sind (§. 39).“ Nebst der merkwürdigen Anmerkung: „Für die Wissenschaft verwirrend, noch mehr aber für das wirkliche Leben unhandeln verderblich (?) ist es, wenn man eine besondere Macht im Menschen annimmt, die ihn außer seinen Vorstellungen bey seinem Wollen oder Thuen unmittelbar leiten soll. *Transcendentale Freyheit*, oder besondere sitliche Gesetzgebung“ u. s. f. (§. 38). — Auch den *Gemüthskrankheiten* ist ein kurzer Paragraph (§. 38) gewidmet. Sie sind in körperlichen Zuständen, oder doch in Verbindung mit diesen, begründet. Den Leidenschaften entspricht der Wahnfinn; den Affecten die Wuth, Tobfucht, Raserey; der mangelhaften Verbindung der Vorstellungen die Narrheit; und den Gegensatz der Anlagen bildet der Blödsinn.“ Am Schluß ist auch noch Manches über die Sprache angedeutet.

Der Stil des Vf. ist zwar rein, nur bisweilen gesucht und durch ungewöhnliche Ausdrücke entstell. Warum z. B. *erfühigt* für *fähig* werden? *Thuen* für *thun* ist in unserer Sprache so ungewöhnlich, als *seyen* (der Infinitiv) für *seyn* gelten würde. *Anderseits* muß *andererseits* heißen.

Uebrigens ist die Schrift deutlich, obgleich enge, und correct auf gutes Papier gedruckt.

C. F. M.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

M A T H E M A T I K.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Grundriss der reinen Mathematik*, zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen abgefaßt von B. F. Thibaut, Hofrath und Professor der Mathematik in Göttingen. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. 1831. 510 S. mit 4 Kupfertafeln, in 8. (2 Thlr. 8 gr.)

By einem Lehrbuche, wie das vorliegende, welches sich seit einer langen Reihe von Jahren eines ausgedehnten Gebrauchs und einer rühmlichen Anerkennung erfreut, könnte sich Rec. bloß mit Anführung dessen begnügen, wodurch sich die neue Auflage von den früheren unterscheidet. Allein der Streit zwischen den beiden Parteyen, von welchen die eine die *Form*, die andere den *Begriff* in der Wissenschaft der Größe besonders begünstigt, ist noch nicht geschlichtet; noch giebt es viele Gegner der *Thibaut'schen* Methode, Jünger der griechischen Schule, welche jedes *philosophische* Raisonement aus dem Hörtale der Mathesis verbannt wissen wollen. Und darum wird es erlaubt seyn, hier noch einige Worte hinzuzufügen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Idee, eine Wissenschaft, deren Natur offenbar ganz formell ist, welche man selbst als die Wissenschaft der Formen ansehn könnte, auch durch bloße Typen gestalten zu wollen, Vieles für sich hat, um so mehr, da wir uns in den meisten Fällen, bey verwickelten Untersuchungen, gleichsam einem blinden Mechanismus zu überlassen genöthigt sind, da sich nur äußerst selten die Resultate *a priori* vorherbestimmen lassen, da es fast nie gelungen ist, durch dergleichen abstracte Betrachtungen die Wissenschaft wesentlich zu fördern, oder durch sie Licht in bisher dunkle Regionen zu werfen, da es vielmehr ganz das Ansehn hat, als wenn die hieher gehörigen Begriffsentwickelungen sich nur erst dann erzeugen könnten, nachdem die sie betreffenden Formen bereits lange bestanden haben. Hiezu kommt, daß oftmals leichte Köpfe ihre Unwissenheit mit dem Mantel der Philosophie zu bedecken streben, und junge Leute leicht durch die glänzende Außenseite einer rhetorischen Darstellung verlockt und von Anstrengung erfordernden Beschäftigungen abgehalten werden können. Auf der anderen Seite kann es aber auch nicht verkannt werden, daß die reine Vernunft, die Quelle der Ideen und Prinzipien, stets als höchste Instanz über den Werth aller anderer Erkenntnisse zu entscheiden hat, daß wir bey

A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Vernachlässigung des durch die Vernunftcultur entspringenden intellectuellen Bewusstseyns beständig der Gefahr ausgesetzt sind, in einen bedeutungslosen Schematismus zu verfallen, und durch die Vieldeutigkeit höherer Formen verwirrt zu werden; endlich sahen sich bereits die ältesten Geometer, z. B. ein Proclus, durch die Nothwendigkeit, von gewissen Abstractionen, Axiomen, Erklärungen, Postulaten, den Anlauf zu nehmen, veranlaßt, Reflexionen über die Consequenz der formellen Schlüsse in Beziehung zu jenen Voraussetzungen anzustellen.

Eine einzige, nicht haltbare Stütze in dem Gebäude einer Wissenschaft ist fähig, den Einsturz des ganzen, wenn auch noch so künstlich erbauten Gebäudes zu bewirken. Diefs Schickal hat die Philosophie aller Zeiten getroffen. Und die Geometrie des Euklides würde aus diesem Grunde, allein wegen ihres 11ten Grundsatzes, längst aus der Reihe der wahrhaften Einsichten verschwunden seyn, wöfern nicht jeder ihrer Ansprüche an sich selbst ostensiv zu begründen wäre, so daß, während alle eine unzerreißbare Kette von Wahrheiten bilden, es im Ganzen gleichgültig ist, mit welchem Gliede man die Betrachtung anhebt. — Der *wissenschaftlichen* Methode genügt nun zwar eine Darstellung nicht, welche das Ansehn hat, nur die Nothwendigkeit in der Consequenz in einer Reihe von *Erfahrungssätzen* zu begründen; allein jenes Ungenügen ist genau erwogen nur ein Resultat des *philosophischen* Bedürfnisses; und aus diesem Grunde glaubt Rec., daß eine Darstellung, wie die des Hn. *Thibaut*, mit in die Philosophie der Wissenschaften gehöre.

Aber nicht allein die Gestaltung der geometrischen Lehrsätze, sondern noch mehr, als sie, trägt in diesem Grundrisse die Behandlung der arithmetischen Operationen das Gepräge einer heuristischen Doctrin. Erst seit Begründung der Differenzial-Rechnung hat die Arithmetik ihren empirischen Charakter verloren. Was negative und irrationale Größe, was selbst imaginäre und vieldeutige Ausdrücke nicht vermochten, ist dem Unendlichkleinen gelungen: die Einmischung transcendentaler Betrachtungen in das bis dahin bloß artistische Gebiet algorithmischer Aggregation. Freylich würde ein serviler mathematischer Materialist selbst die Erfindungen eines *Leibnitz* und *Newton* bloß für eine Kunstsprache erklären, welche sich auf die Incrementen-Rechnung und die Exhaustionsmethode zurückführen lasse, und uns vorwerfen, daß wir durch dieselbe in der Erkenntniß der Zahlen und der Formen fast gar nicht fortgeschritten seyen;

Q

allein es liegt zu Tage, daß sich bereits bey den Alten, z. B. bey Archimedes, Apollonius, und selbst bey Euklides, die Keime zu unserer höheren Schlussfolge vorfinden, sowie auch, daß dergleichen allgemeine Betrachtungen unendliche Vorzüge vor Speciehlen oder concreten Untersuchungen behaupten.

Diese Andeutungen mögen genügen; denn es kann hier unsere Absicht nicht seyn, eine kritische Geschichte der Mathematik zu entwerfen. Wir beabsichtigten damit weiter nichts, als uns auf einen richtigen Standpunct zu stellen, von wo aus wir das *Pro et Contra* der *Thibaut'schen* Darstellung der Elemente gehörig würdigen könnten. Denn wollten wir bloß nach dem Effecte sehen, so müßten wir ihr ohne Bedenken unseren ganzen Beyfall zollen, weil sich wohl schwerlich irgend ein Auditorium irgend eines Mathematikers in ganz Deutschland eines zahlreicheren, und man könnte fast sagen, mehr enthusiastischen Besuches erfreut, als das des Hn. Hofrath *Thibaut* in Göttingen. Schon in sofern allein wäre diese Methode höchst beachtungswerth, da sie vollkommen und mehr wie jede andere die Aufgabe löst, einen für alle Facultäten möglichst anziehenden Vortrag zu gewähren, welcher Leichtigkeit, Nützlichkeit und Gründlichkeit in ihrem relativen Maximum vereint.

Da wir annehmen dürfen, daß die meisten mathematischen Leser dieser Zeitschrift mindestens im Besitze einer älteren Auflage des vorliegenden Grundrisses sind, so würde es überflüssig seyn, in den speciellen Inhalt derselben einzugehen, oder die Motive anzuführen, welche den Vf. bewogen, von der gewohnten Bahn abzuweichen. Er hat dieselben eben so lichtvoll, wie anspruchslos, in den Vorreden entwickelt. Genügen möge es, nur einige Hauptpunkte hervorzuheben, welche sich vorzüglich eignen, die Eigenthümlichkeiten und respectiven Vorzüge der heuristischen und der formellen Methode zu parallelisiren, da dieses vielleicht dazu beytragen kann, daß man entweder jede einzeln, oder beide combinirt, zur rechten Zeit und am rechten Orte anwendet.

Es sind besonders die Begriffe von negativen, gebrochenen und irrationalen Zahlen, von operativen Andeutungen, besonders mittelst Potenzen, und vom Decimal- und Logarithmen-System, worauf es im ersten fundamentalen Abschnitte der Arithmetik zunächst ankommt.

Von Diophantus bis auf Vieta und Fermat hat man sich in der Arithmetik nur mit Untersuchung der Natur der Zahlen als ganz discreter Größen beschäftigt, ohne dabey im Mindesten in functionelle (analytische) Betrachtungen einzugehen, und der um die Theorie der Zahlen so verdiente *Legendre* nimmt selbst neuerdings keinen Anstand, dieselbe mit der sogenannten unbestimmten Analytik zu identificiren. Ist dem wirklich so, so müßten wir eingestehen, gegenwärtig in unseren elementarischen Elementen gar keine Arithmetik in jenem Sinne, sondern nur eine Propädeutik zur Analysis zu besitzen, und von diesem Standpuncte aus dürfte sich die Darstellung des Hn.

Thibaut, in kritischer Beziehung, am vortheilhaftesten gestalten. Denn nun erst erhält bey dem Vf. gleich von vornherein die Erklärung der continuirlichen und discreten Größen, mit ihrem Complemente: „continuirliche Größen sind das eigentliche Object der theoretischen Größenwissenschaft,“ eine bestimmte Deutung. Noch deutlicher spricht sich im gleich folgenden Satze, der Erklärung der Zahl, die Absicht des Vfs. aus, die Commensurabilität der Zahlen, also den Keim zur 5ten Erklärung im 6ten Buche des Euklides, den Schlüssel der ganzen *neueren* Arithmetik, gleich im Begriffe vorzubereiten. Jene Erklärung: „Ist eine GröÙe Vielheit von gleichen Theilen, so läßt sich ihre Vorstellung durch Wiederholung von der eines solchen Theils erzeugen. Sind, allgemeiner, zwey Größen durch wiederholtes Setzen einer dritten entstanden, so ergiebt sich die Möglichkeit, die eine durch die andere zu messen, und als Resultat eine Regel zu gewinnen, vermöge deren, durch Bilden und Setzen von gleichen Theilen, aus der einen die andere abgeleitet werden kann. Der Ausdruck einer solchen Regel heißt eine Zahl,“ so schwer oder leicht verständlich sie auch seyn mag, ist jedenfalls scharf berechnet.

Der erste, eine objective Erkenntniß umfassende Satz, dem wir bey dem Vf. begegnen, ist die Behauptung, daß die Ordnung der Theile die GröÙe der Summe nicht verändere. Diesen Satz hat auch die Analytik nicht weiter zu zergliedern vermocht, und es scheint daher, als müßten wir ihn, um mit dem Vf. zu reden, als im Acte des Zählens begründet ansehen; — daher denn der Vf. auch nur darauf hinweist, daß die Ordnung auf den Betrag *wirklicher* Größen keinen Einfluß habe; d. h. er nimmt bereits hier, bey allem Anscheine logischer Consequenz, doch eigentlich nur unsere *sinnliche* Ueberzeugung in Anspruch. — Als Complement zu diesem *Grundsätze*, welches aber allerdings noch einer besonderen Erläuterung bedürfte, können wir den zweyten Zusatz zur Subtraction: $a - (b + c) = a - b - c$, betrachten; denn es kommt hiebey auf den arithmetischen Begriff der Parenthese an. Noch mehr ergiebt sich die Nothwendigkeit einer solchen Ergänzung der an sich dunklen Vorstellung vom Aggregat-Verhältniß der GröÙe, selbst in speculativer Hinsicht, aus dem dritten Satze, worin der Vf. ohne Weiteres die Behauptung ausspricht, daß $a - (b - c) = a - b + c$ sey. Die bloß formelle Darstellung bedient sich bekanntlich bereits hier der Methode der unbestimmten Beziehungen, indem sie zunächst $a - (b - c) = x$ setzt, und dann, mittelst des Grundsatzes vom zureichenden Grunde, auf die Addition recurirt. Die Entwicklung durch Begriffe würde etwa so schliessen müssen: Indem wir b von a abziehen, ist c zu viel abgezogen, da wir nicht b , sondern $b - c$ abzuziehen haben, u. s. w. Hier ist es aber einleuchtend, daß wir den Begriff der negativen GröÙe, als Complement der positiven, bereits nicht mehr zu umgehen vermögen; auch würde bis dahin der Fall, wo $c > b$, gar nicht mit in die Betrachtung aufgenommen werden können. Es

läßt sich also nicht verkennen, daß wir schon hier einer Lücke in der Darstellung des Vfs. begegnen.

Genetisch ist die Erklärung der Multiplication, als derjenigen Operation, „welche eine gegebene Zahl für die Einheit der zweyten substituirt, und das Resultat durch eine dritte, bestimmt angegebene, ausdrückt,“ so bald man, wie der Vf., den Begriff des Rechnens in den Veränderungen sucht, welche mit den Vielheiten oder Einheiten der Zahlen vorgenommen werden können. Durch eine Anmerkung giebt der Vf. selbst zu zwey hieher gehörigen Bemerkungen Anlaß, deren Anwendbarkeit sich über die ganze Darstellung erstreckt, nämlich, daß wir 1) durch jene, sich auf das Verhältniß zwischen Einheit und Vielheit beziehende Erklärung unwillkürlich auf die Euklidische Begründung des Rechnens zurückgeführt werden, und 2) daß alle unter dem Anschein der Willkühr stipulirten Calculationen nur dann erst zulässig sind, wann sie durch das natürliche Aggregat-Verhältniß der GröÙe vermittelt worden, weil man sonst Gefahr läuft, in nichts bezweckende, auch selbst wohl irrthümliche Relationen zu verfallen.

Es ist allerdings wahr, daß aus dieser genetischen Erklärung alle hieher gehörigen Operationen abgeleitet werden können; allein der Vf. hat offenbar die dahin führenden Erörterungen den Vorlesungen vorbehalten, weil in Regeln ausgedrückte Sätze der Art, als $(a - b) \cdot (c - d) = ac - ad - bc + bd$, keinesweges ohne Weiteres angenommen werden können. Bloß von der tautologischen Formel $a \cdot b = b \cdot a$ giebt der Vf. die Auseinandersetzung: „Man setzt den Multiplicand, also jede seiner Einheiten, so oft, als der Multiplicator vorschreibt. Eine Einheit so oft setzen, als der Multiplicator angebt, heißt diesen selbst setzen. Man bekommt also für jede Einheit des Multiplicand den Multiplicator, und in dieser Idee ist die eben angedeutete Verwechslung schon vorgegangen,“ welche indels wenigstens nicht zu den *einfachen* Schlüssen gehört. Außerdem identificirt sich diese Erklärung keinesweges vollständig mit der anfänglich gegebenen, welche eigentlich auf einer *Metamorphose* der Einheit im Multiplicandus beruht, während sich hier nur seine *Vielheit* wiederholt.

Die formelle Arithmetik erkennt hingegen nur die Vielheit in den (unbenannten) Zahlen, deren Minimum die Eins ist, und führt bey der Multiplication, mittelst des Satzes vom zureichenden Grunde, Alles auf die Addition zurück. — Allerdings ist es aber ein Fehler in den gewöhnlichen Darstellungen dieser Methode, daß man ohne Weiteres $a \cdot b = b \cdot a$ setzt, anstatt dieses Schema auf den Grundsatz der Addition (die Folge der Theile hat keinen Einfluß auf die GröÙe der Summe) zurückzuführen. Hiebey ist es gar nicht nöthig, wie *Legendre*, dies Product mittelst einer Vergleichung seiner Factoren in ein Aggregat von Quadraten aufzulösen, sondern man kann kürzer unmittelbar auf die Einheiten des Multiplicators recurriren, vorausschickend die beiden Hülfsätze: $a \cdot (n + m) = a \cdot n + a \cdot m$ und $(n + m) \cdot a = n \cdot a + m \cdot a$, welche unmittelbar aus dem Begriff des

Zählens hervorgehen. Denn nun ist $a \cdot (1^1 + 1^2 + 1^3 + \dots + 1^b)$
 $= a \cdot 1 + a \cdot 1 + a \cdot 1 + \dots + a \cdot 1$; ferner $(1 + 1 + 1 + \dots + 1) \cdot a$
 $= 1 \cdot a + 1 \cdot a + \dots + 1 \cdot a$. Also entsteht dieselbe Summe; wofern nur $a \cdot 1 = 1 \cdot a$. Dieses geht aber ebenfalls unmittelbar aus dem Begriff des Vervielfältigens hervor, oder bildet, wofern man etwa ganz formell zu Werke gehen will, den Grundsatz der Multiplication.

Bey der Division muß es auffallen, daß der Vf. zwey Fälle, nämlich den, wo der Quotient als Multiplicandus, und den, wo er als gewesener Multiplikator gedacht wird, als wirklich verschieden unterscheidet, da doch so eben noch die Willkührlichkeit in der wechselseitigen Bedeutung von Multiplicandus und Multiplikator ausgesprochen wurde. Die Tendenz jener Unterscheidung ist leicht einzusehen: sie betrifft die Begründung des Messens neben dem Dividiren als Substitut der geometrischen Proportionenlehre. — Die formelle Arithmetik kennt hingegen so wenig ein Messen, wie eine *bestimmte* Einheit, in welcher sie vielmehr nur das Minimum der Vielheit erblickt. Daher besteht hier die Division auch nur in einer wiederholten Subtraction, welche aber, wo sie stehen bleibt, zu problematischen Ausdrücken einer anderen Art, nämlich, wie dort zu den negativen, hier zu den gebrochenen Zahlen führt.

Dividirt man nämlich 1 durch a, indem man nur einen Ausdruck sucht, welcher, mit dem Divisor multiplicirt, den Dividendus zurückgiebt, so entsteht in abgekürzten Zeichen $1 + (1 - a) + (1 - a)^2 \dots$

Ebenso entsteht aus $\frac{a-1}{a}$ der problematische Ausdruck $-(1 - a) - (1 - a)^2 - \dots$; also ist $\frac{1}{a} + \frac{a-1}{a} = 1$,

d. h. $\frac{1}{a}$ ist die Ergänzung von $\frac{a-1}{a}$ zu 1 auf ähnliche Weise, wie $-a$ die Ergänzung von $+a$ zu 0 ist. Ferner erhält man auf demselben Wege $\frac{n}{a} = n + (1 - a) \cdot n + (1 - a)^2 \cdot n + \dots$; mithin ist $\frac{n}{a} = \left(\frac{1}{a}\right) \cdot n$ — und hieraus ergeben sich alle übrigen Beziehungen zwischen Brüchen (hypothetischen Divisionen) durch den Satz des zureichenden Grundes von selbst. Der Hauptvortheil dieser Darstellung besteht aber darin, daß bey ihr die Theorie der Decimal- und Ketten-Brüche, oder was sonst hieher gehört, als keine fremdartige Beymischung erscheint, da der Begriff der Annäherung oder Erschöpfung, welcher bereits mit der Division praktisch hervortritt, in der allgemeinen Idee des Aggregat-Verhältnisses der GröÙen enthalten ist.

Auf der anderen Seite läßt sich aber nicht verkennen, daß es, mit Euklid, gestattet sey, die Arithmetik als eine *Messkunst discreter GröÙen* zu betrachten; dann erscheint jedoch ihr Gebiet sehr beschränkt, da es nur an darstellbaren Constructionen

haftet, von welchen alle hypothetischen Ausdrücke ausgeschlossen bleiben: — dergleichen hypothetische Untersuchungen haben aber in der Mathematik einen unschätzbaren Nutzen, weil sie das unbegrenzte Feld der analytischen Betrachtungen eröffnen. Die genetische Darstellung des Vfs. verfolgt eine mittlere, oder eigentlicher, eine *indirecte* Richtung, indem sie überall den Anschein der Synthesis in Anspruch nimmt, d. h. durch Begriffe construirt, welche aus den formellen Operationen abgezogen sind, und sich mit ihnen zugleich erweitern und zusammenziehen. Die Angemessenheit dieser Methode für den populären Vortrag ist einleuchtend, da sie die Lernenden über die Schwierigkeiten, welche die Entstehung der Formen begleiten, hinwegsetzt — aber eben hiedurch werden sie in der Kunst, Formen zu erzeugen, wenig geübt werden, wodurch ihnen nothwendig die Tiefen der Arithmetik mehr oder weniger verborgen bleiben.

Als besonders scharfsinnig erscheint in jener Hinsicht bey dem Vf. die auf alle einzelnen Fälle berechnete Definition der Potenz, wo „eine Zahl, als Wurzel oder Grundfactor, zur Potenz eines beliebigen Exponenten erhoben, so viel heißen soll, als: aus ihr durch Setzen und Verknüpfen von Factoren ein Product erzeugen, auf die nämliche Art, wie sich der angenommene Exponent aus der Einheit durch Setzen und Verknüpfen von Theilen gebildet hat.“ Nur für den Fall, wo der Exponent $= 0$ ist, wird die Erklärung noch einer besonderen Erörterung bedürftig, oder vielmehr, hier bildet die Regel eine Ausnahme, da die Bildung der Potenz, auch bey dem Vf., die Zusammenfetzung von *identischen* Factoren zu einem Producte erfordert, und also die Zusammenfetzung von $+1$ und -1 zur Null, keinesweges das Product aus a mit $\frac{1}{a}$ zu einer Potenz von a erhebt. — Uebrigens ist, wie sich von selbst versteht, hier nicht aufser Acht zu lassen, das derglei-

chen Stipulationen nur in sofern eine objective Gültigkeit besitzen, als sie aus dem factischen Bestande des Calculs abstrahirt sind.

Die Lehre von den geometrischen Proportionen gehört freylich, wie der Vf. bemerkt, in der Arithmetik eigentlich zu der von den Gleichungen des ersten Grades; jedoch mag man sie auch immerhin auf eine eigenthümliche Weise als Quotienten-Gleichungen behandeln. Man würde sich aber irren, wenn man annehmen wollte, das jene Lehre dann die 5te Erklärung im 6ten Buche des Euklides vollkommen zu ersetzen vermöchte, ohne mindestens da, wo ihre Anwendung zuerst in der Geometrie (oder auch Mechanik) erscheint, einen neuen, jener Erklärung äquivalenten Begriff, den der *erschöpfenden* Commenturabilität, zu manifestiren.

Der Vf. scheint auf diesen Umstand nicht so viel Gewicht als Rec. zu legen; denn S. 179 wird als *Kennzeichen der Proportionalität* angegeben: „Wenn zwey Größen durch das Gesetz ihrer Entstehung so verbunden sind, das jedem Wachsen der einen ein Zunehmen der anderen correspondirt, und zwar auf die Art, das unter sich gleiche Incremente der einen, auch für die andere correspondirende Zunahmen, die unter sich gleich werden, nach sich ziehen, so sind diese Größen einander proportional.“ Hier fehlt offenbar der Zusatz — das die ursprünglichen Incremente ihren Correspondenten bereits proportional seyn müssen, weil ein bloßes unter sich Gleichgroßseyn successiver Cremente keinesweges die Proportionalität der hiedurch erwachsenen Größen bedingt. Auch hat der Vf. in der folgenden Erörterung diesen Punkt unberücksichtigt gelassen, und wir sehen mithin nicht ein, mit welcher Consequenz sich derselbe S. 234, bey der räumlichen Aehnlichkeitslehre, auf diesen §. beruft — vorausgesetzt, das überhaupt die Arithmetik zu geometrischen Erörterungen geeignet wäre.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

ERDBESCHREIBUNG. 1) Leipzig, b. Klein: *Die Erde in zwey Halbkugeln*, entworfen und gezeichnet von Carl Dilling. 4te Ausgabe, von E. Klein verbessert und mit den neuen Entdeckungen am Nordpol bereichert. 1830. Folioblatt. (8 gr.)

2) Breslau, b. Pelz: *Europa, zunächst zum Gebrauche bey Fr. Nöpfelt's Handbuch der Geographie für Töchterschulen*, entworfen und in Stein gestochen von R. Jaeger. 1830. Folioblatt. (4 gr.)

3) Breslau, b. Pelz: *Deutschland, zunächst zum Gebrauche bey Fr. Nöpfelt's Handbuch der Geographie für Töchterschulen*, entworfen und in Stein gestochen von R. Jaeger. 1831. Folioblatt. (4 gr.)

No. 1 ist eine Charte nach dem Muster der alten Schreiber'schen, und man würde vor 25 Jahren kaum damit zufrieden gewesen seyn. An zarte Behandlung des Details ist nicht zu denken, man betrachte nur zum Belege die Sahara in Afrika; so winden sich auch die Gebirge wie

Würmer herum, und gewähren nicht die mindeste Vergleichung unter einander.

No. 2 ist wahrscheinlich das Product eines Gymnasialisten. Man stößt überall auf Mängel und Irrungen. Die Lithographie harmonirt vollkommen mit dem Gehalte der Charte.

Etwas besser und zweckdienlicher ist die Charte No. 3 behandelt. Sie gewährt wenigstens eine deutliche und anschauliche Uebersicht der einzelnen deutschen Staaten. Da die Jahrzahl hier eine neuere Arbeit, als die unter No. 2 erwähnte, zu erkennen giebt, und diese neuere Arbeit wirklich um Vieles gelungener, als die ältere ist: so führt diese Beachtung des Vorwärtsschreitens im Zeichnen, so wie im Lithographiren, Rec. zu der Bitte, es möge der Vf. seine Charte von Europa gänzlich umarbeiten; es wird dann jedes Besseren in einer folgenden neuen Bearbeitung in diesen Blättern gewissenhaft gedacht werden.

C. v. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

M A T H E M A T I K.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Grundriß der reinen Mathematik u. f. w.*, von B. F. Thibaut u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ob man in die Geometrie Bewegung und Zahlenverhältnisse einmischen sollte, oder nicht, dieß zu untersuchen, scheint uns von geringer Erheblichkeit; dagegen fragt es sich, bey welcher Darstellungsweise man die strengste Schlussfolge mit der leichtesten Verständigung vereinen kann. Wäre es bloß um möglichste Consequenz zu thun, so würden die euklidischen Elemente, unerachtet ihres 11 und 12 Grundsatzes und der eben angeführten Erklärung, doch noch einigen nicht unerheblichen Vorzug vor ihrer phoronomischen Entfaltung durch Hn. Th. besitzen; denn 1) werden durch sie jene scheinbaren Mängel keinesweges gehoben, weil a) sich der 11 Grundsatz offenbar auch so aussprechen läßt: zwey gerade Linien, welche (nach der 35 Erkl. d. EK.) parallel sind, bilden mit einer dritten, sie schneidenden Geraden gleiche Wechselwinkel — eine Voraussetzung, die sich S. 204, 3, und beziehungsweise S. 198, 2 dieses Grundrißes durchaus wieder findet; b) wird bey dem Vf. ausserdem S. 203, 1 selbst der 12te Grundsatz zum Beweise des Satzes angewandt, daß in jedem Dreyecke die Summe der Winkel = 2R. — Wenn wir nicht irren, waren hierin die früheren Auflagen dieses Grundrißes abweichend, indem in jenen sich der Beweis dieses Satzes auf die Unabhängigkeit zwischen *drehender* und *fortschreitender* Bewegung stützte; freylich führt auch diese Ansicht, wenn man sie auf die Summation der äußeren Winkel eines Dreyecks zu einer vollen Umdrehung anwenden will, genau erörtert, zu denselben Annahmen. c) Was den geometrischen Begriff der Aehnlichkeit betrifft, so haben wir uns in Beziehung zu der Art, wie ihn der Vf. S. 233, 1 vorbereitet, bereits oben ausgesprochen: es scheint uns nämlich, bey Umgehung des Principis der Differenzial-Rechnung, nur der durch Euklides betretene Weg zu einer möglichst durchgeführten Consequenz zu leiten. Endlich würden wir noch Gelegenheit finden, aus dem Archimedischen Princip und überhaupt der Exhaustionsmethode der Alten ein letztes Zeugniß für unsere Behauptung zu entnehmen, wofern nicht der Vf. in dieser Auflage seines Grundrißes die Stereometrie gänzlich übergangen hätte.

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

2) Sind die Demonstrationen bey dem Euklides, besonders in den Original-Auflagen, so sehr consequent und auf dem Elementarbegriff einer strengen Construction begründet, daß die Einmischung fremdartiger Ideen ihnen nur nachtheilig wird, und selbst z. B. des Proklus Beweis vom 5ten Lehrsatze des 1sten Buches, welchen der Vf. S. 206 einschaltet, von jenem Standpuncte betrachtet, als völlig ungenügend erscheint.

Handelt es sich aber bloß um die Leichtigkeit der Darstellung, so müßte man sich begnügen, eine Reihe von Wahrheiten etwa recht plausibel zu machen, wofür es dann freylich einen *höniglichen Weg* giebt. Der Vf. hat nun aber keinesweges diesen Weg gewählt, sondern nimmt die richtige Mittelfraße, welche sich auch offenbar für den akademischen Vortrag am besten eignet, da er die Construction wie den Vortrag leicht macht.

Zu den Zusätzen, wodurch sich diese Auflage nicht allein von den früheren, sondern auch von allen anderen mathematischen Elementarwerken, wesentlich unterscheidet, müssen wir in der Arithmetik das 6te, in der Geometrie das 4te Capitel zählen. Jenes befaßt die Grundlehren über nähernde Rechnungsarten, besonders mit Decimalbrüchen, und dieses die Elemente der sogenannten Incrementen- oder Fehler-Rechnung bey geradlinigten Dreyecken. Ueber das Erscheinen beider erklärt sich der Vf. in der Vorrede durchaus genügend, und es wäre selbst wegen des praktischen Bedürfnisses zu wünschen, daß er mit diesen Betrachtungen noch die Grundzüge der Interpolations- und Wahrscheinlichkeits-Rechnung, so wie die Principien der größten und kleinsten Werthe bey bestimmten Formen und veränderlichen Grenzen, in einem allgemeineren Umfange verknüpft hätte.

Die Einrichtung des sechsten Capitels der Arithmetik ist folgende. Der Vf. unterscheidet *möglichst*, und *unvollkommen genäherte* Decimalbrüche; jene sind ihm solche, deren Werth die durch sie bezeichnete GröÙe übersteigt, wenn zu ihrer letzten Ziffer noch eine Einheit desselben Ranges gefügt worden; diese aber, welche zwey Einheiten zu demselben Zwecke erfordern. Sodann untersucht er, bis zu welcher Stelle die Resultate der vier Species, der Wurzel- und Logarithmen-Rechnung in jenem Sinne möglichst oder doch *unvollkommen genäherte* Werthe sind, und fügt dann noch Bemerkungen hinzu, welche sich theils auf die GröÙen, womit man rechnet, theils auf die Abkürzungen beziehen, welche diese Rech-

nungen dadurch gestatten, daß man ihre Resultate nur bis zu bestimmten Grenzen den anfänglichen Forderungen entsprechend finden will. Höhere Fragen, wie z. B. die, bis wie weit gegebene Logarithmen durch Differenzreihen und Interpolation vervollständigt werden können, finden sich hier nicht erörtert.

Die Formeln für die trigonometrischen Incremente sind auf ähnliche elementare Weise abgeleitet, wie dieses bereits vor vielen Jahren durch *Cotes* (*Aestimatio errorum in mixta Mathesi*) in Beziehung zu den sphärischen Dreyecken geschehen. Diese Gegenstände sind indessen in neuerer Zeit, z. B. durch *Orioni*, *Delembre* u. A., mittelst des höheren Calculs zu einem Grade der Ausbildung gebracht worden, welcher fast nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Uebrigens ist auch die Einrichtung dieses Capitel's durchaus so zweckmäsig, wie die folgende. Nachdem der Vf. die Approximationsgrenzen $\sin(\varphi + \Delta\varphi) = \sin\varphi + \cos\varphi\Delta\varphi$ und $\cos(\varphi + \Delta\varphi) = \cos\varphi - \sin\varphi\Delta\varphi$ zu Grunde gelegt, und dann mittelst ihrer aus den Hauptgleichungen $a \cdot \sin B = b \cdot \sin A$, $c \cdot \sin A = a \cdot \sin(A+B)$ und $b^2 + c^2 - nbc \cdot \cos A = a^2$, worin alle vier Stücke gleichzeitig incrementiren, durch Subtraction von den ursprünglichen Gleichungen und Division der Reste durch dieselben, die ersten Reductionsformeln gewonnen, untersucht er die Bedingungen, unter denen alle höheren Dimensionen der Incrementen-Verhältnisse weggelassen werden können, und gewährt dann zuletzt unter diesen Beschränkungen eine genäherte Auflösung der geradlinigten Dreyecke, welche jedoch weder zu völliger praktischer Brauchbarkeit, noch zu der Bestimmung der größten und kleinsten Grenzwärthe fortschreitet: was um so mehr zu bedauern ist, als der Vf. behauptet, daß sich auch diese Betrachtungen elementarisch vollenden ließen, und wir, aufser den in *Simpson's Elements of Geometry* enthaltenen, jedoch auf strenge Construction beschränkten Betrachtungen, nichts der Art für die Elemente besitzen.

Die beygefügteten Logarithmen- und trigonometrischen Tafeln unterscheiden sich von den zu ähnlichem Zwecke berechneten darin, daß man aus nebenstehenden Punkten erkennt, ob die letzten Decimalstellen durch das Weglassen der folgenden um mehr oder weniger als eine halbe Einheit desselben Ranges vermindert werden. Auch befinden sich die Logarithmen der Sin., Cos. und Tang. mit den natürlichen Sin., Cos., Tang. und Cot. in denselben Reihen.

Rec. schließt seine Relation mit der Bemerkung, daß, da die Grenzen dieser Blätter noch enger als die eines Grundrisses sind, Vieles, was sonst allerdings der Anzeige und Erörterung werth war, in dieser Anzeige hat übergangen werden müssen.

E. V. S.

FORSTWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner'schen Buchhandlung:
Handbuch der Forstwissenschaft und ihrer Hülfswissenschaften.

Herausgegeben von *St. Behlen*, K. Baierischem Forstmeister (u. s. w.), und *G. Reber*, Herzogl. Leuchtenbergischem Oberforstmeister (u. s. w.). Erster Theil. Die Einleitung in die Forstwissenschaft und die Forstnaturgeschichte enthaltend.

Auch unter dem Titel: *Lehrbuch der Forstnaturgeschichte.* Von *Stephan Behlen* u. s. w. 1831. XIV u. 494 S. 8.

In der Vorrede der „Herausgeber“ bemerken dieselben, daß von diesem Werke der dritte (*Waldbau*, München, 1831) und fünfte (*Waldtaxation*, Bamberg, 1827) Theil erschienen sey, und daß sie das Werk unternahmen, weil die forstwissenschaftliche Literatur nicht so mit Schriften überfüllt sey, daß dadurch nicht eine neue Bearbeitung des Gegenstandes gerechtfertigt werde. Von ihrem Plane aber geben sie die Grundzüge, wie folgt, an: „Nicht alles Neue ist gut, und nicht alles Alte unbrauchbar, zweckmäßige Sichtung des Wichtigen und Besseren unter dem großen Vorrathe der wissenschaftlichen Wahrheiten aber nur Aufgabe des Gelehrten; dieses ist besonders der Fall im Forstfache, wo Berufsgeschäfte und Lebensverhältnisse gewöhnlich nur sparsame Benutzung der forstwissenschaftlichen Literatur gestatten; daher der Mehrheit der ausübenden Forstwirthe nicht anders als erwünscht seyn kann, in zweckmäßiger Vollständigkeit und nicht beeinträchtigender Kürze die Lehren der Forstwissenschaft in gründlichen Compendien zu erhalten.“ Die Vorrede zur Forstnaturgeschichte erinnert, wie sich dieselbe mit den Gegenständen zu beschäftigen habe, welche „ein directes oder indirectes Interesse für die Zwecke des Forstbetriebes haben.“ Wenn aber angegeben wird, die Forstnaturgeschichte sey nur durch ihre Begrenzung von der reinen Naturgeschichte verschieden, so scheint es uns auch keinesweges am „folgerechtesten“, die Vögel als die nützlichsten Thiere obenan zu stellen, und dann hinsichtlich des Schadens die Insecten, auf diese die Vögel, dann die Säugethiere, endlich die Amphibien folgen zu lassen. Da sind denn Fische und Würmer vergessen.

In einer Einleitung wird der Umriss der Forstwissenschaft, nach allen Haupt-, Hülf- und Nebenwissenschaften, gegeben; dann folgt ein Abriss der Geschichte des deutschen Forstwesens; hierauf wird ein „systematisches Verzeichniß der vorzüglichsten Forstschriften, mit kurzen Bemerkungen über den Werth derselben,“ geliefert, wobey der Vf. bescheiden sich eines Urtheils über die eigenen Schriften enthält.

Warum in der Mineralogie die Erklärung der Kunstwörter in die Anmerkungen verwiesen ist, sehen wir nicht ein; sie hätten zweckmäßiger einen Theil des Textes gebildet, wohl aber wären in Anmerkungen diejenigen Worte zu erklären gewesen, welche dem Unkundigen entweder gar nicht verständlich sind, oder von denen er doch keinen ganz deutlichen Be-

griff hat, wie z. B. S. 61 Elektrizität, galvanische Elektrizität, Magnetismus, Pole, positiv, negativ u. f. w. — Die angenommene Eintheilung der Mineralien nach dem älteren chemischen (*Werner'schen*) System scheint uns hier nicht an ihrem Platze, indem sie zu viele Vorkenntnisse erfordert. Eben so ungenügend sind die Beschreibungen, z. B. Quarz: „Vor dem Löhrohr unerschmelzbar, wird nur durch Flusssäure aufgelöst.“ — „Der Quarz enthält reine Kieselerde, hie und da gering gemischt mit Metallen, Kohle, Wasser u. f. w., halbhart (wer? die Kieselerde?) bis zerreiblich, leicht von Gewicht (?), davon durchs Glühen verlierend. Stark gerieben, leuchtet er im Dunkeln und riecht brenzlich.“ Wir können uns nicht weitläufig über das Wie? solcher Bearbeitungen verbreiten, empfehlen aber dem Vf. *André's* Mineralogie, welche ihm unsere Ansicht anschaulich machen dürfte. — Eine geognostische Eintheilung der Gebirgsarten würde auch zweckmäßiger als die, ohnehin noch sehr hypothetische, geologische gewesen seyn. Die letzte giebt namentlich dem Laien gar keinen Anhaltspunct.

In der Botanik stellt der Vf. die reine oder historische der Physiologie gegenüber, eine unrichtige Erklärung, indem letzte ganz besonders zur reinen Botanik gehört, welche der angewandten entgegengesetzt ist. — Die Definition der natürlichen Pflanzenfamilien ist nichts weniger, als genau, und der Ausdruck „kryptogamisch“ hätte erklärt werden müssen (S. 132), ehe er gebraucht wurde. Pilze und Schwämme sind keinesweges immer fleischig oder markartig, sondern oft ganz holzig; man denke nur an manche Arten *Daedalea*, *Boletus* und *Rhizomorpha subcorticalis*. — Die Terminologie ist viel zu oberflächlich behandelt, da sie doch den Schlüssel zu allen Beschreibungen hergiebt; sie mußte für sich bestehen, und in die allgemeine und besondere zerfallen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch sind viele Begriffe in derselben nicht bestimmt genug. — Die Beschreibung der Gewächse selbst hat uns sehr angeprochen, doch hätten wir gewünscht, es wäre bey jeder Art eine Abbildung citirt worden. Bey *Vaccinium myrtillus* fehlt der Artname, auch ist dies nicht in den Druckfehlern angezeigt. Als einen besonderen Feind eben genannter Pflanze können wir *Bombyx Carpini* nicht ansehen, er lebt mehr auf *Prunus spinosa*. Eben dies ist mit *Sphinx pruni* der Fall, der auf *Erica vulgaris* leben soll, wo wir ihn wenigstens noch nicht fanden; überhaupt ist er zu selten, um eigentlich als schädliches Insect zu gelten. — Statt des Ausdrucks „Einschnittthiere“ für Insecten haben wir schon lange den allgemein angenommenen *Herbthiere*. Den Raupen giebt der Vf. viel zu viel Füße, S. 303: „Die Raupen haben vorne drey Paar Füße, alsdann sechs Paar, die von den ersten etwas entfernt sind, endlich ganz hinten ein Paar.“ Die Spanarraupen haben aber nur in Allem fünf Paar — die Aftarraupen, z. B. der Gattung *Tenthredo*, aber bey Weitem mehr, als die eigentlichen Raupen, bey welchen die höchste Zahl acht Paar ist. Auch sind „zwey große Augen“ an

den wenigsten Raupenköpfen unterscheidbar; denn, wenn Augen vorhanden sind, wie z. B. deutlich bey den *Tenthredo*-Larven, so sind sie doch nur klein. Der Ausdruck „Tracheen“ hätte durch genauere Angabe ihrer Bestimmung erläutert werden sollen. „Die Hülle der Puppen ist pergament- oder hornartig.“ ist zweydeutig; wird die eigentliche Puppenhaut darunter verstanden, so ist des Gespinnstes, in dem sich manche Puppen finden, gar nicht gedacht; aufs Letzte bezogen, ist der Begriff unvollständig, und auch unrichtig. Ueberhaupt sind viele Begriffe nicht bloß unvollständig, sondern auch unrichtig. Wir glauben aber, daß dies eben in einem solchen Werke einer der größten Fehler ist. Denn, statt daß es Wahrheiten verbreiten und Aufklärung bewirken soll, arbeitet es nun mittel- und unmittelbar aufs Entgegengesetzte hin. Die Irrthümer bleiben aber bey dem minder wissenschaftlich Gebildeten fest hängen; und gelingt es, sie durch klare Anschauung u. f. w. zu vernichten, so bleibt doch das Mißtrauen gegen Bücher, weil man sie aus diesen schöpfte, wodurch dem allgemeinen Besten wieder der Schaden erwächst, daß die Aufklärung durch Bücher erschwert wird. — Hals wird hier der Thorax genannt; mit welchem Rechte, mag der Vf. z. B. aus *Kirby and Spence Introduction* ersehen. Wie wenig klar derselbe aber über diese Begriffe überhaupt gewesen ist, geht aus folgender Stelle S. 306 hervor: „Das erste Fußpaar sitzt unter dem Halbe — Brustschilde — wo dieser vorhanden, oder an der Brust, wo sie gefondert ist; das zweyte Paar sitzt an der Brust, wenn sie nicht gefondert ist, und das dritte Paar am Hinterleibe; wo aber die Brust gefondert ist, sitzt das zweyte und dritte Paar Füße am Hinterleibe.“ Ferner S. 307: „Ein ausgezeichnetes Organ ist das des Tastsinnes — die sogenannten Taster —; sie befinden sich bey allen Insecten am Kopfe, bey einigen auch noch am Ende des Hinterleibes (!?), und sind immer gepaart.“ — S. 308: „Ein verlängertes hornartiges Kinn (!?), wie bey (beym) *Genus Curculio*.“ S. 308: „Nebenaugen — Ocellen — heißen bey den Käfern kleine, rundliche Erhabenheiten (!) am Kopfe, auch wohl am Brustschilde (!), und bey Schmetterlingen sogar ausgezeichnet runde, gefärbte Stellen an (auf) den Flügeln“ (das ist mehr als arg! Halte denn Hr. B. nicht irgend eine gute Naturgeschichte, z. B. *Wilbrand* oder *Schubart*, um sich eines Besseren zu belehren? Wer solche Schnitzer aufsieht, sollte doch am wenigsten Compendien schreiben wollen!). — Offenbar Unrecht ist es, die *Aptera* auszuschließen. Werden die *Ricinus*-Arten (wir wissen, daß diese nach richtigeren Ansichten zu den Arachniden gehören!) nicht dem Wilde oft nachtheilig? — *Cerambyx coriarius* Linné wird hier zu *Rhagium* gezählt! Der ganze Abschnitt von den Insecten ist dürftig ausgefallen, und bedarf vieler Berichtigungen, die wir aus Mangel an Raum nicht angeben können. Die wenigen Mittheilungen legen auch wohl Beweis genug für unsere Angabe ab.

Nach den Insecten folgen die Vögel, welche noch

kürzer abgethan werden, indem sich der Vf. dabey beruhigt hat, auf seine frühere Forst- und Jagd-Naturgeschichte zu verweisen, was freylich sehr bequem, dem Verleger gegenwärtigen Werkes aber schwerlich angenehm ist. Die Einleitung zu diesem Abschnitt ist eben so ungenügend und etwas chaotisch, wie beym vorigen; auch kommen gar manche unrichtige Ausdrücke und Begriffe vor, z. B. S. 361, wo es heist: „Aufferdem dient der Schweif (!?) auch zum Anhalten (?! Stützen!) bey Klettervögeln, z. B. *Certhia familiaris*“ (lag nicht das Beyspiel der Spechte näher?). — Das Kennzeichen von *Gypaetos* ist S. 363 auch: „Oberschnabel an der Spitze aufgesprungen“ (!). Bey den eigenthümlichen Ausdrücken des Vfs. (man sehe oben Schweif) wissen wir nicht, was damit gemeint sey. Druckfehler ist es wohl nicht, wenigstens nicht angezeigt. Unter *Accipiter* ist *F. palumbarius*, *Milvus* u. s. w. vereinigt! Dagegen steht bey *Corvus* S. 370 und S. 384 Folgendes: „Krähenartige Vögel.“ S. 66ste Art. Rabenkrähe, *Corvus corvae* (!!!). In dem deßfallsigen Artikel heist es auch: „Er vertilgt.“ (Krähe war immer weiblich!) — Hätte Hr. B. doch

nur aus *Brehm's* Werke einen leidlichen Auszug geliefert, statt seines Machwerks!

Aus den nun folgenden Säugethieren, auf einem Bogen abgethan, als Probe ein Gattungszeichen von *Bos* und *Cervus* S. 418: „*Rotzmaul!*“ (steht nicht in *Illigers* Buche!). — Die Bearbeitung der Amphibien ist unter aller Kritik.

In dem *Anhange*: „Forstkunstsprache“ vermissen wir die Jägerkunstausdrücke, die man wohl in einer Forstnaturgeschichte suchen möchte.

Ueberhaupt kann kein Unterschied zwischen Forst- und Jagd-Naturgeschichte gemacht werden, wie hier geschehen; diese Eintheilung ist offenbar unlogisch. — Wie vorliegendes Werk abgefaßt ist, ergiebt sich hinlänglich aus dem Mitgetheilten, das noch mit vielen Beweisen hätte vermehrt werden können.

Druck und Papier sind der bekannten Verlags-handlung würdig, d. h. weiß und gut, aber Druckfehler finden sich in Menge, und nur wenige sind angezeigt.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Innsbruck*, in der Wagner'schen Buchhandlung: *Der Bauerwagen als Säufte*, oder die möglichst schmerzfreye Fortschaffung der Kranken, insbesondere der Verwundeten vom Schlachtfelde, mittelst der neu erfundenen Hebelchwungung; vereint mit einer sehr bequemen, leicht zu erzeugenden (herzustellenden) Tragbahre für Schwerverwundete. Dem Kriegerstande und den Gesundheitsbehörden aller Völker gewidmet von *Ig. M. Guggenberger*, k. k. österr. Oberlieutenant im Jäger-Regimente Kaiser Franz. Mit drey in Stein gravirten Tafeln. 1832. 22 S. 12. steif broch. in farb. Umschl. (16 gr.)

Der Vf. bemerkt, daß im Kriege fast immer nur die gewöhnlichen Bauerwagen zum Transporte sowohl der Kranken, als besonders noch der verwundeten Krieger, zu Gebote stehen, und daß bey diesen einfachen Fuhrwerken etwas Stroh die einzige Milderung der fürchterlichen, äußerst schmerzhaften Stöße, und das unzureichende Mittel sey; die oft so unbequeme Lage der Leidenden zu verbessern. Um eine wirkfame Abhülfe dieser Mängel zu erreichen, müßten die gedachten Wagen alle Eigenschaften haben, müßten die gedachten Wagen alle Eigenschaften einer Säufte erhalten, und die Schwerverwundeten vom Schlachtfeld oder Verbandplatz so weg und auf die Wagen geschafft werden können, daß ihre Körperlage durch die hülfreichen Hände der Sanitätsdiener nicht verrückt oder schmerzlich berührt würde. Dazu wäre denn erforderlich, jedem gewöhnlichen Bauerwagen eine sanfte schwingende Bewegung zu ertheilen, und eine Vorrichtung für das schmerzlose Tragen, Hin- und Herunterheben der Schwerverwundeten. Beide Vorrichtungen müßten aber

auch außerordentlich einfach, wohlfeil, für alle Fälle genügend und von Jedermann und überall herzustellen seyn. Alle diese Aufgaben hat der Vf. durch seine Erfindung der Hebelchwungung und einer einfachen Tragbahre zu lösen gesucht. — Soweit sich die Sache aus der Theorie beurtheilen läßt, scheint diese Lösung vollkommen gelungen zu seyn; auch wird eines in Wien beym „k. k. hochlöblichen Hofkriegsrathe“ angestellten Versuches gedacht, der die gewünschten Resultate gegeben haben muß, indem nach demselben die Mäße der einzelnen Bestandtheile festgesetzt wurden. Die Beschreibung ist sehr fälschlich gegeben, und schon nach den sehr gut ausgeführten Abbildungen wird man kaum eine Schwierigkeit finden, die Vorrichtung herzustellen, zu der sich jedoch eine deutliche Anweisung im Auszuge nicht geben läßt. Wir bemerken nur, daß zu einem Schwingungsgliede, wie es der Vf. nennt, zwey Hebel und für einen Wagen vier Glieder erforderlich sind. Damit jeder Officier in Stand gesetzt werde, die Vorrichtung überall sofort herstellen zu lassen, ward dem Büchelchen das Taschenformat gegeben. Aber auch für Friedenszeiten empfiehlt der Vf. seine Erfindung, und gewiß verdient sie dies. Werden nur erst einzelne Landleute sich ihrer bey manchen Gelegenheiten bedienen, so dürfte sie bald allgemein verbreitet seyn.

Papier und Druck sind sehr gut, die Lithographien machen der Innsbrucker Anstalt Ehre. Der Zeichner durfte immer statt eines Monogramms seinen Namen ausschreiben; seine Arbeit ist gelungen.

— chn. —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

ST. PETERSBURG (LEIPZIG, b. Cnobloch): *Grammatik der mongolischen Sprache*, von J. J. Schmidt. 1831. XII u. 179 S. in 4. Mit einer Tafel in Steindruck. (2 Thlr. 6 gr.)

Fast unglaubliche Fortschritte hat das Studium der morgenländischen Sprachen seit etwa einem halben Jahrhundert in Europa gemacht. Beynah jede einigermassen wichtige Sprache Asiens hat einen, wo nicht mehrere gründliche Forscher gefunden, die die literarischen Schätze derselben ihren europäischen Landsleuten zugänglich zu machen mit Erfolg bemüht waren. So wirkte für die hebräische Sprache Vater und Gesenius, für die arabische Sacy, Freitag, Habicht, für die persische Richardson, Hammer, für das Sanskrit Schlegel, Bopp, und viele Andere, für das Zend und Pali Burnouf, Lassen, für die Sprachen Vorderindiens eine große Anzahl englischer Gelehrter, für das Chinesische Rémusat, Klapproth und Morrison, für das Armenische Saint-Martin u. s. w. Nur einzelne Lücken blieben auszufüllen. Wir rechnen hiezu vorzüglich das Japanische, Tibetische und Mongolische. Ueber die erste Sprache hoffen wir indess bald durch die Resultate von Siebolds Forschungen ein neues Licht aufgehen zu sehen; für die letzte bietet uns nunmehr in vorliegendem Werke Hr. Dr. Schmidt ein solches dar.

Die mongolische Sprache verdiente bis jetzt fast unter allen der Beachtung werthen Sprachen am meisten den Namen einer *terra incognita*. Denn wer möchte behaupten, daß durch die wenigen Notizen, die sich zerstreut in Melch. Thevenot: *Voyages*, in Witsen Noord en Oost Tatarye, in Strahlenbergs Nord- und östlichem Europa und Asien, in Pallas Nachrichten, Siegfr. Bayers Schriften, Bergmanns nomadischen Streifereyen, Adelungs und Vaters Mithridates u. s. w. befinden, der Gegenstand nur einigermassen aufgeklärt worden sey? Selbst der gelehrte Abel Rémusat, dessen zu frühen Tod gewifs alle Freunde der orientalischen Literatur anfrüchtlich beklagen, war nicht im Stande, in seinen *Recherches sur les langues tartares* mehr als einen dürftigen Umriss von dem Bau der mongolischen Sprache zu geben, noch die von ihm in seinen *Mémoires sur les relations politiques des princes chrétiens avec les empereurs mongols* abgedruckten mongolischen Sendschreiben Argunchans und Oeldschaitu Sultans befriedigend zu erklären. Gewifs richtete daher mancher Linguist, gleich dem J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

Rec., seine Augen mit gespannter Aufmerksamkeit nach St. Petersburg, als daselbst im J. 1829 die: *Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses*, verfaßt von Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi der Ordus, aus dem Mongolischen übersetzt und mit dem Originaltexte nebst Anmerkungen u. s. w. herausgegeben von J. J. Schmidt, erschien. *) Diese Probe einer noch unbekanntem Literatur erlaubte nicht nur Jedem, durch die derselben beygefügte sehr treue Uebersetzung einen Blick in den Bau der Sprache zu thun, sie machte auch lüstern nach genauerer Bekanntschaft, durch sie ward aber auch der Mangel fast aller Hülfsmittel nur noch fühlbarer. Wenn man auch, wie Rec. selbst that, mit Benützung der wenigen vorhandenen, durch sorgfältiges Sammeln, Prüfen und Vergleichen, in den Sinn der Worte und Worformen allmählich eindrang, so waren doch viele gewonnene Resultate nur schwankend und unsicher, oft nur Hypothesen, die durch fortgesetzte Untersuchungen wieder über den Haufen geworfen wurden. Wenn daher der Vf. in seiner Vorrede sagt: „Ob durch die Erscheinung dieser Grammatik einem Bedürfnisse abgeholfen werde, getraue ich mir deswegen nicht zu behaupten, weil das öffentliche Verlangen nach Befriedigung eines solchen Bedürfnisses mir wenigstens nie bekannt geworden ist;“ — so können wir ihm wohl dreist die Versicherung geben, daß er sich allerdings durch die Herausgabe derselben die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller Sprachforscher Europa's erworben hat, und daß sie sich mit uns in dem

*) Zwar war von demselben schon im J. 1819 eine mongolische Uebersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes zu Petersburg herausgegeben worden; doch scheint sie wenig in Europa bekannt worden zu seyn, da selbst Rémusat ihrer in seinen *Recherches etc.* nicht erwähnt. Es wird daher vielleicht Manchem nicht unerwünscht seyn, wenn wir, da das im Mithridates I, S. 507 als mongolisch aufgeführte Vaterunser gar nicht mongolisch ist, daraus die folgende Formel entlehnen: Oktargoï dahi manu etsege tschinu nere chamuk tur kündüilel oleho boldugai, tschinu oron irekü boldugai, tschinu tagalal oktargoï dur bütükü metu, jirlintschu dur tso bütükü boldugai, manu edur büri keregleküin tedshijel-i biten dur eduge edur tso öggün sjojorcha, biten-u üiledühsen borogo ojon-i biten dur chairalan sjojorcha, bite ber tso biten dur borogo üiledühtschid-ün ojon-i anugolon ögbei, biten-i fsindschileg ölel ügei chamuk sedker etse gargan getülken sjojorcha, tschi ber tsaklasi ügei nötschühsen kiged irege edöi tsak-ün durschi ber, oron kiged aoga kütsün ba tsok dshibkolang luga tegüfsühsen bolai. Ene metu ber bütükü boldugai.

Wünsche vereinigen werden, er möge recht bald nicht nur das versprochene Wörterbuch, sondern auch mehrere Texte, deren es in St. Petersburg einen reichen Schatz zu geben scheint, folgen lassen. Das Wörterbuch dürfte vorzüglich ein immer dringenderes Bedürfnis werden, da unter den bis jetzt bekannt gemachten Wörterfammlungen nur die in *Klaproths Asia polyglotta* p. 273 fgg. enthaltene die mongolischen Wörter mit einiger Genauigkeit wiedergiebt. Zwar hat Rec. sich aus *Ssanang Ssetsen*, den überwählten Evangelien u. a. hie und da zerstreut befindlichen Wörtern eine Sammlung angelegt, die drey bis vier Tausend Artikel enthält; daß sie aber auf Vollständigkeit wenig Anspruch machen kann, scheint ihm vorzüglich aus dem Reichthum an Synonymen, und der Bildungsfähigkeit der Verbalwurzeln, welche die Sprache besitzt, hervorzugehen. Zum Beleg für ersten führt Rec. nur Folgendes an: *chorogocho*, *alacho*, *hitucho*, *ühögölu*, *tebdshihü*, *amin tasolacho* heißt alles: ermorden, tödten, umbringen, *nöhötsekü*, *nigedhü*, *churiacho*, *barilducho*, *neilekü*, *otschiracho*, *chamdutcho*, sich vereinigen oder verbinden, *hilinglehü*, *aimafs'cho*, *öschihü*, *agurlacho*, *churiklacho*, zürnen u. s. w. Zum Beleg für die letzten diene das Verbum *üsehü* sehen, davon das Passivum *üsehdekü* gesehen werden, ferner *üsügölkü* sehen lassen, zeigen, *üsehdegölkü* sich sehen lassen, erscheinen, *üsefsküleng* der Anblick, das Ansehen, *üsefsküleng-tei* ansehnlich, schön, *üsehtschi* der Sehende, Zuschauer, *üsehdekün* sichtbar, *üsehdel ügegüje* unsichtbar, *üsel* Gesicht, Vision, *üsemdshi* anfehnlich u. s. w.

Dem Wörterbuch verspricht Hr. Schmidt eine grammatische Uebersicht der kalmückischen Sprache voranzuschicken. Wir hätten gewünscht, dieselbe schon mit dem vorliegenden Werke verbunden zu sehen. Das Kalmückische oder Oelötische ist nur ein Dialekt des Mongolischen, und es scheint zwischen beiden die Grenzlinie nicht so scharf gezogen zu seyn, daß nicht die Formen des einen zuweilen in dem anderen gebraucht würden, daher denn auch das eine zu Erklärung des anderen dienen muß. Wir werden weiter unten sehen, daß diese Trennung beider Dialekte selbst der Vollständigkeit des Buchs in einiger Beziehung Eintrag gethan hat, indem einige Formen nicht erwähnt sind, die, obgleich dem kalmückischen Dialekt vorzugsweise eigen, sich doch auch hie und da im Mongolischen finden. Doppelt interessant würde aber eine solche Zusammenstellung beider Dialekte gewesen seyn, da von dem Kalmückischen noch weniger bekannt ist, als von dem Mongolischen. Ausser einem kleinen Fragment aus dem kalmückischen Buche *Go Tschikitu*, welches *Bergmann* liefert und der *Mithridates* wiedergiebt, kennt Rec. in dieser Sprache keinen anderen gedruckten Text, als das von unserem Vf. 1815 in St. Petersburg herausgegebene: *Evangelium St. Matthaei in linguam calmucco-mongolicam translatum*, aber auch dieses nur durch *Hémusat's Recherches s. l. langues tart.*, da es ihm trotz vielfacher Bemühungen bis jetzt nicht hat gelingen wollen, dasselbe auf dem Wege des Buchhandels

zu bekommen. Möchte es doch, wenn davon noch Exemplare vorräthig sind, dem Vf. gefallen, den Weg, auf welchem dieselben bezogen werden können, anzugeben!

Indefs würde es undankbar seyn, mit dem Vf. zu rechten, daß er nicht Alles gab, was man zu erhalten gewünscht hätte; wir müssen vielmehr das rühmend anerkennen, was er leistete. Wahrlich keine leichte Arbeit, sich durch das Chaos der Sprachformen zuerst Bahn zu brechen, ohne die Grundlage eines Vorgängers, auf die man fusen könnte! Der Leistungen Früherer mit aller Bescheidenheit gedenkend, schildert er selbst diese Schwierigkeiten in der Vorrede, wobey er noch bemerkt, daß seine Arbeit sehr erleichtert worden wäre, wenn die Mongolen selbst ihre Sprache systematisch geordnet und auf grammatische Regeln zurückgeführt hätten: aber von so etwas, in dem Sinne, wie wir es verstehen, haben sie keine Idee. Gleichwohl hat er durch vieljährige eigene Studien und durch Selbstforschen diese Mängel zu ergänzen gewußt, und durch anschauliche Darlegung der grammatischen Formen und Wortfügung dieser interessanten Sprache es dem Freunde des Sprachstudiums leicht gemacht, die Schätze derselben sich anzueignen, so wie Jeder, der seine Grammatik nur flüchtig durchblättert, sich überzeugen muß, wie ungegründet das Urtheil über diese Sprache ist, welches man im *Mithridates* I, S. 505 findet: „— — dabey sind die Perioden sehr lang, welches alles denn viele Dunkelheit und Zweydeutigkeit macht, und dem Erathen Spielraum genug läßt.“ Eben so verkrochen sich *Hager* und *Conforten* hinter die Willkürlichkeit, Dunkelheit, Unverständlichkeit und Unübersetzbarkeit der chinesischen Sprache, um ihre eigene Unwissenheit dahinter zu verbergen, bis *Hémusat* dem stauenden Publicum zeigte, daß das Chinesische, wenn nicht unter die leichtesten, doch gewiß auch keinesweges unter die schwersten Sprachen gerechnet werden kann, daß es, wie er sich naiv ausdrückt, eine Sprache ist, wie jede andere.

Nach dieser Abschweifung gehen wir zur Beurtheilung des Buchs im Einzelnen über, wobey wir im Voraus bemerken wollen, daß das ausgesprochene Lob dem Ganzen, der hie und da etwa vorkommende Tadel nur den einzelnen Theilen gilt, und daß wir wünschen, es möge Niemand, so wenig, wie wir selbst es thun, je die Schwierigkeiten vergessen, mit welchen der Vf. zu kämpfen hatte.

Die Grammatik ist in drey Capitel von ungleicher Länge getheilt; davon handelt das erste (S. 1—18) von Schrift, Aussprache und Betonung, das zweyte (S. 19—100) von den Redetheilen oder der Formenlehre, das dritte (S. 101—129) von der Syntax. Von S. 129—176 folgen Leseübungen mit Uebersetzung und Anmerkungen — das, was die Engländer in ihren Grammatiken die *Praxis* nennen —, endlich von S. 177—179 Zusätze und Berichtigungen.

Das erste Capitel giebt zuerst ein sehr vollständiges Syllabar (da das Mongolische zwar Buchstaben-schrift ist, die Buchstaben indess, wie in der nahver-

wandten Mandfchufchrift in der Zusammenfetzung mit andern manche Veränderungen erleiden), wozu auf der lithographirten Tafel noch das fogenannte Galik-Alphabet kommt, d. h. diejenigen Zeichen, mit welchen die in die mongolifche Sprache aufgenommenen fremden, namentlich Sanskrit- und tibetanifchen Wörter gefchrieben werden. Die Eigenheit, daß der Endvocal oft getrennt vom Wort gefchrieben, und der vorhergehende Confonant feine befondere Schlußform erhält, wird in §. 5 erklärt; nur vermiffen wir hier, wie im ganzen Buche, die Erwähnung des Schluffes *g*, welchem, wenn ein Vocal (vorzüglich *a*) darauf folgt, feine es charakterifirenden zwey Punkte nicht links zur Seite, fondern unterhalb, zwischen *g* und *a* gefchrieben werden. In *Ssanang Ssetsen* und den Evangelien kommt diefes fehr häufig vor; warum find diefe Punkte in der Grammatik weggelaffen? Wenn in diefem §. ferner gefagt ift, daß das *i* des Accufativs flets von feinem Hauptworte getrennt gefchrieben werde, fo dürfte diefe Regel doch nicht ohne Ausnahmen feyn, z. B. in *Ssanang Ssetsen* p. 264. l. 11. p. 278. l. 1, im Ev. Matth. 5, 16, wo es überall an Pluralformen auf *ss* angehängt ift. In den folgenden §§. werden die nöthigften Regeln der Ausfprache gegeben. Die mongolifche Schrift ift dadurch unvollkommen, daß fie oft *d* und *t*, *g* und *h*, *a* und *e*, *o* und *u*, auch *ö* und *ü* nicht unterfcheidet, weshalb die Ausfprache einige Schwierigkeiten macht. *G* wird zwischen zwey Vocalen oft nicht ausgefprochen, fondern dient nur zur Bezeichnung der Länge; fo fchreibt man *nagor*, der See, und fpricht *noor* u. f. w. Eine Eigenthümlichkeit, die das Mongolifche mit dem Mandfchu und Ungarifchen gemein hat, ift die Scheidung der Vocale in drey Classen, *a*, *o*, *u* für die erfte, *e*, *ö*, *ü* für die zweyte, *i* für die dritte. Der erfte Vocal eines jeden Worts beftimmt jedesmal die Classe, zu welcher die Vocale der übrigen Sylben gehören; die Verwandtschaft der Vocale wird fo weit beobachtet, daß (was der Vf. nicht anführt) felbft mit Haupt- oder Zeit-Wörtern zufammengesetzte Partikeln fich darin nach jenen richten z. B. *sogan* (in der zweyten Classe *sögen*), *luga* (*lüge*), *dagan* (*degen*) u. f. w., ganz wie im Ungarifchen. Die Kalmücken unterfcheiden die Vocalclaffen auch im Schreiben, fo wie fie überhaupt ganz fo fchreiben, wie fie fprechen, fo daß die Verschiedenheit beider Dialekte oft nur für das Auge, nicht für das Ohr befieht. So heißt das Mongolifche *köbegün*, der Sohn, kalmückifch *köböün*, *nagor* kalmückifch *noor*, *degöön* der jüngere Bruder, kalmückifch *döü* u. f. w. In diefer Hinficht schon würde eine Vergleichung des Kalmückifchen von Werth gewesen feyn, und die Erlernung der Ausfprache des Mongolifchen erleichtert haben. Auch hätte wohl das Schwanken in der Schreibart vieler Wörter erwähnt werden können, z. B. *gegün*, *gegüü* die Stute, *öfsije* und *öfchije* der Haß, *fsira* und *schara* gelb, *schafsün* und *schasin* die Religion, *chogor* und *choor* die Laute, *etsege* und *etschige* der Vater, *heigüdek* und *hegüdek* die Bruft, *ebesün*, *ebüsün* das Gras, *oktargoi* und

oktorgoi der Himmel u. f. w. Diefes Capitel fchließt mit einer Lefeprobe, der die Ausfprache und Uebersetzung beygefügt ift.

In dem zweyten werden die einzelnen Redetheile, Subftantivum, Adjectivum, Pronomen, Zahlwörter, Poftpositionen, Adverbium, Conjunctionen und Interjectionen, einzeln durchgegangen. Alle Regeln find durch Beyfpieler erläutert, die aber größtentheils nicht aus Schriften entnommen, fondern von dem Vf. felbft gebildet zu feyn fcheinen. Wir hätten lieber das erfte gewünscht, da das letzte uns nur für folche Sprachlehren paßend fcheint, aus welchen man nicht sowohl die Sprache lefen und verftehen, als vielmehr fie felbft fprechen und fchreiben lernen foll, ein Zweck, der bey diefer doch wohl nicht vorliegt. Das erfte fcheint uns dagegen vorzüglich geeignet, schon durch die Sprachlehre felbft einen Blick in die Literatur zu gewähren, und als Vorfchule dazu zu dienen. — Das Hauptwort wird zuerft feiner Form nach behandelt, und danach in Wurzelwörter und abgeleitete eingetheilt. Die Ableitung von Zeitwörtern gefchieht durch die Endungen *l*, *lal*, *dal*, *ang*, *lang*, *sch*, *nggöi* oder *nggöi* zu Bezeichnung der Handlung oder des Zustands, und *htsch* zu Bezeichnung des Handelnden (man vergl. die oben angeführten *üsel*, *üsefshülang*, *üsehtsch*). Von Subftantiven werden andere durch die Endungen *tchi* und *lih* abgeleitet, z. B. *chonitfchi* der Schäfer, von *chopin* das Schaf, *tsetfeklih* der Garten von *tsetfek* die Blume. Wir vermiffen hier die Erwähnung der nicht felten vorkommenden Endfyllen *gar*, *gur* und *sun*. Durch die Anhangfyllen *tu* oder *tai* werden Adjective von Subftantiven gebildet, die aber felbft wieder als Subftantive gebraucht werden können, fo von *hilintse* die Sünde, *hilintsetu* fündig, der Sünder. Die mongolifchen Subftantiva find gefchlechtlos; bey lebendigen Wesen wird das Geflecht durch gewiffe Wörter, z. B. *ere* der Mann, das Männchen, *eme* das Weib oder Weibchen, bezeichnet. Merkwürdig ift es, daß, wenn die Farbe des Thiers angegeben wird, dem dieselbe ausdrückenden Adjectiv die Bezeichnung des Gefchlechtsunterschieds anheim fällt, eine Bildungsfähigkeit, welcher die übrigen Beywörter gänzlich ermangeln. Die Declination ift fehr einfach. Es giebt drey Declinationen, je nachdem ein Wort mit einem Vocal, einem *n*, oder einem andern Confonanten endigt. Die Casus werden durch nachgesetzte Partikeln bezeichnet; diefe find für die erfte Decl. Gen. *jin*, Dat. *dur* und *dagan* (*degen*), Accuf. *ji* und *ben*, Inftrumentalis *ber* und *luga*, Abl. *etse*; für die zweyte Gen. *u*, Dat. *dur*, *a*, und *dagan*, Acc. *i* und *jien*, Infir. *jier* und *luga*, Abl. *etse*; und für die dritte Gen. *un*, übrigens wie bey der zweyten. Der Plural wird für die erfte Decl. durch Anfügung der Sylbe *nar* oder *ner* (der Vf. hätte fagen sollen, daß diefe nur bey vernünftigen Wesen Statt findet) oder des Buchftabens *ss* gebildet, für die zweyte durch Verwandlung des End-*n* in *d*, für die dritte durch Anhängung der Sylbe *od*. Wir können hier nicht unerwähnt laffen, daß die Casus, mit Ausnahme des Acc. und vielleicht

des Gen., nicht eigentlich zu der Declination, sondern mehr in die Lehre von den Postpositionen gehört hätten; denn die dieselben bildenden Partikeln sind wirkliche Postpositionen; so heist *dur* in, an, zu, von, *luga* mit, nach, *etse* von, aus, *ber* oder *jier* durch, von u. s. w. Eine Eigenhümlichkeit der Sprache ist übrigens, das die zweyten Dative und Accusative (*dagan*, *ben* etc.) zugleich eine Pronominalbedeutung in sich enthalten, z. B. *köbegün degen* seinem (meinem, deinem) Sohne, *chubtsassun jien tailaba* er hat sein Kleid ausgezogen u. s. w. Was den Gebrauch der Casus und der anderen Postpositionen anlangt, so hätte die Lehre davon übrigens wohl passender in der Syntax ihren Platz gefunden; hier genügte, ihre Form kennen zu lehren. Durch diese überall zu vermissende strenge Sonderung der Formenlehre und Syntax ist das zweyte Capitel gegen das dritte so unverhältnißmäßig angewachsen, während die Formen in der That leicht, und die Syntax schwieriger ist, ihre Regeln indess auch, nur größtentheils schon im zweyten Capitel, ziemlich vollständig gegeben sind. Bey Angabe der Casuszeichen vermissen wir auch die für den Acc. geltende Endung *gi* oder *igi*; sie ist zwar vorzugsweise dem kalmückischen Dialekt eigen (*Recherches sur les langues tartares* p. 182), doch kommt sie auch zuweilen im Mongolischen vor, z. B. bey *Ssanang Ssetsen* p. 256. l. 1. p. 290. l. 3, vorzüglich bey dem Personalpronomen, z. B. *namaigi* p. 142. l. 3 und 11. p. 154. l. 11, *tschimaigi* p. 138. l. 18. p. 140. l. 2. Wieder ein Beweis, wie wünschenswerth die Vergleichung des Kalmückischen gewesen wäre!

Das Adjectiv scheidet sich gleichfalls in einfache und abgeleitete Wörter, die letzten, mit *tu* oder *tai* gebildet, wurden schon oben erwähnt. Das Adjectiv declinirt nur, wenn es allein, also substantivisch steht, sonst ist es ganz unveränderlich. Der Comparativ und Superlativ wird durch besondere Partikeln gebildet, und wäre daher wohl passender im dritten Capitel behandelt worden. Dagegen finden die Diminutiva auf *chan* oder *ken* hier mit Recht ihren Platz, sowie die Augmentative, durch Verdoppelung der ersten Sylbe mit Einschlebung eines *b* gebildet, z. B. *ab adali* ganz ähnlich, *sab sain* ganz gut, *tsab tsagan* schneeweis u. s. w. Pronomina giebt es dreyerley: *Personalia*, *Possessiva* und *Demonstrativa*; *Relativa* mangeln; dagegen sind die *Interrogativa* unter den Personalpron. mit angeführt. Die persönlichen Pron. sind: *bi* ich, *tschi* du, *bite* wir, *ta* ihr, *ede* sie; die Declination ist, wie in so vielen anderen Sprachen, unregelmäßig: Genit. *minu* meiner, *tschinu* deiner, *ehün-u* seiner, *biten-u* oder *manu* unser, *tanu* euer, *eden-u* ihr u. s. w. Beym 2ten Instrumental von *bite* konnte angegeben werden, das er auch *man luga* heist (*Ssanang Ssetsen* p. 212, l. 11). Sollte sich überhaupt *biten-u* und *manu* wohl so unterscheiden, wie im Mandchu *musei* und *meni*, d. h. das eine den Ageredeten mit einbegreift, das andere ihn ausschließt? Rec. hat deshalb noch zu keinem sicheren Resultate gelangen können. — Die Bezeichnung von „selbst“ durch *beje* oder *öber* gehörte wohl auch füglicher in die Syntax.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Rubach: *Der Cardinal*, oder *die Schreckensnacht auf Aretto*. Romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, von *Joseph Vinet Massaloup*. Erster Th. 246 S. 2ter Th. 352 S. 1832. 8. (2 Thlr.)

Wir brauchen nicht mit Ariost in das goldene Alter der Romantik zurück zu gehen, um über die entschwendene Glaubensfähigkeit zu klagen. Nicht viele Jahrzehnte sind es, als es noch dem Rittergeschichtler frey stand, seine Herren und Fräulein in irgend ein Land willkürlich zu versetzen, willkürliche Sitten und Namen beyzulegen: es raffelten die Humpen und Schwerter, gabstückische Mönche und biedere Ritter, die mitunter ins Loch gesteckt wurden, dafür aber den Böfewichtern geistlichen und weltlichen Standes die ärgsten Grobheiten unter die Nase sagten; Wegelagerer aus edler Abicht ließen sich spüren, es häuften sich Entführungen, Verfolgungen, Drangsale jeglicher Art, einiger Spuk lief mit unter; das alles nahm man auf Treu und Glauben als wahr und wahrhaftig an, und freute sich schon, wenn die Sprache nicht allzu ungelent, nicht mit Flüchen überreichlich bespickt, nicht züchtigen Ohren unerträglich war. Jetzt glaubt man nicht eher, das ein Fündling wirklich aus einem hohen Haupte entsprossen, ein Räuberhauptmann ein vortreffliches Gemüth habe, und ein Kirchenfürst nicht so durch und durch

verstockter Sünder sey, wie man wähnte, als bis erlauchte Potentaten, berühmte Helden und Dichter auftreten, und uns durch ihre Veranschaulichung auch den Glauben an erdichtete Personen bedingen. Damit sie uns recht identisch werden, macht man uns nicht allein mit den Sitten, sondern auch mit den Moden ihrer Zeit, ihres Orts bekannt, erläßt uns keine Nestel an dem Wams, keinen Nagel in den Gemächern, keinen Stein in den Strafsen, auf das die Leser gewislich glauben, Herr N. N. sey Hr. N. N., recht verliebt, und ein grünmiger Eisenfresser gewesen.

In unserer vorliegenden künstlich verschlungenen, ziemlich gelösten Geschichte, die gut geschrieben und ohne Auswüchse irgend einer Art ist, treten nach einander der Großherzog von Florenz, Guarini, der Prinz von Parma, nebst anderen gewaltigen und berühmten Leuten auf; die Belagerung von Anwerpen geht an uns vorüber, so das unser junger Held vornehme Bürgen hat, das er kein namenloser Abentheurer, sondern wirklich der Sohn des Cardinals sey, der ihn ehedem so anseindete, auch hinlänglich Gelegenheit gewinnt, sich im Krieg auszuzeichnen. Auf Begebenheiten ist mehr Fleiß verwendet, als auf die Zeichnung der Personen, die, durch die gewöhnlichen Patronen von Romanenfiguren gedrückt, wenig Selbsthümlichkeit spüren lassen.

Vir.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

ST. PETERSBURG (LEIPZIG, b. Cnobloch): *Grammatik der mongolischen Sprache*, von J. J. Schmidt u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf das Pronomen folgen die Zahlwörter. Die Mongolen haben von den Indiern einen Reichthum angenommen, um den sie wohl Niemand beneiden wird: besondere Ausdrücke für die zehnfachen Grundzahlen bis in die Trillionen, während wir uns, offenbar zum Vortheil der Deutlichkeit, mit Zusammensetzungen, wie zehntausend, hundertmillionen u. s. w., behelfen müssen. — Unter den Zahlen wünschte Rec. den Ausdruck *gunan nafsutai*, drey Jahr alt, erklärt zu sehen; *gurban* heisst drey, *arban gurban nafsutai* dreyzehn Jahr alt; was heisst aber *gunan*? (Es kommt vor *Ssanang Ssetsen* p. 166. l. 15. p. 188. l. 1.) Das Zeitwort macht unter allen Redetheilen die meiste Schwierigkeit; es erfreut sich einer grossen Menge Formen. Die Wurzel ist, wie anderwärts auch, der Imperativ *ab*, nimm, *jabu* geh. Der Vf. unterscheidet zweyerley Präsentia. Das eine (was sehr häufig vorkommt) wird durch ein angehängtes *mui* (es könnte erwähnt werden, dass dies zuweilen in der Frage in *mu* abgekürzt wird) gebildet: *abumui*, *jabumui* durch alle Pers. und Zahlen; dafür findet sich zuweilen auch *abunam*, *jabunam*. Was bedeuten aber solche Formen, wie *bolom* (*Ssanang Ssetsen* p. 66. l. 9. p. 142. l. 8), *jabum* (*ibid.* p. 84. l. 8), *alam* (p. 98. l. 19) u. a.? Diese sind nirgends erwähnt, während sie doch gar nicht selten vorkommen. Das zweyte Präsens oder Frequentativum bildet sich durch die Endsylbe *dah*: *abdah* ich pflege zu nehmen. Diese Form kommt sehr selten vor; aus *Ssanang Ssetsen* ist Rec. kein Beyspiel erinnerlich, in den Evangelien scheint sie unter Anderen Matth. 3, 11. 4, 15. 5, 25. 46 vorzukommen. Es wäre aber wohl zu wünschen, dass die Bedeutung derselben noch durch mehr Beyspiele deutlicher gemacht worden wäre; Rec. glaubt wenigstens nicht, dass die angegebene von *pflegen* in einer der obgenannten Stellen passe, vielmehr scheint hier eine Participialform vorzuliegen, die die Nebenbedeutung: pflegen, in sich enthalten mag. Der Mangel an Beweisstellen aus wirklichen mongolischen Schriften macht sich hier besonders fühlbar. — Das Präteritum Imperfectum wird durch die in allen Personen beider Zahlen unveränderliche, der Wurzel angehängte Partikel *ba* oder *bai* gebildet, die jedoch, sagt der Vf., in der dritten Person sowohl des Sin-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

gulars, als des Plurals, sehr häufig durch die Partikel *run* verdrängt wird. Wir lassen dahingestellt, ob die letzte Partikel nicht auch für die zwey ersten Personen gebraucht wird, aber als *Verbum finitum*, gleich *ba*, wird sie sicherlich nicht gebraucht. Dies beweist schon der Umstand, dass sie nie am Ende eines Satzes steht; Rec. ist daher des Dafürhaltens, dass sie Gerundiv- oder Particip Bedeutung hat. — Das Perfectum wird durch *luga* gebildet, in der dritten Person häufig durch *söhöi* ersetzt. Der Vf. konnte noch bemerken, dass *luga* zuweilen auch *lugai* geschrieben wird. Das Futurum bildet sich durch *jsugai* oder *su*, auch durch *ju* oder *ja*, eistes für die dritte, letztes für die erste Person. Der Conditionalis endigt auf *bafsu*. Hier ist die Form *chola* vergessen, die, obwohl ursprünglich kalnückisch, doch bey *Ssanang Ssetsen* p. 96. l. 9 und im Ev. Matth. 2, 9 u. s. w. vorkommt, sie scheint mit *bafsu* von gleicher Geltung. Der Potentialis wird durch die den anderen Zeiten angehängte Partikel *sa* gebildet, der Precativ durch die Endung *dugai*, der Plural des Imperativs durch *thun* oder *ktun*. Hierauf nimmt der Vf. ein dreyfaches Gerundium an, *abun* und *abtschu*, *jabun* und *jabudschu* für das Präsens, *abugad* für das Präteritum, und drittens *abtala*, *jabutala* während er nahm (*ging*), oder: bis er nimmt (*geht*). Wir möchten aber bezweifeln, dass die Formen auf *n* und *dschu* gleichbedeutend seyen. Die erste scheint uns reines Partic. praes. (nicht *htschi*, wie der Vf. will, dies ist vielmehr Participialsubstantiv oder Adjectiv: *jabuhtschi* der Gehende oder Gänger u. s. w.), und nur die zweyte die dem Mongolischen ganz eigenthümliche Gerundialbedeutung zu haben. Die Mongolen dulden nämlich nur am Ende einer Periode (die oft ziemlich lang sind) ein Verbum finitum; alle einzelnen Sätze aber, welche als gleichzeitig oder auf einander folgend, einander bedingend, beschränkend u. s. w. gedacht werden können, werden in derselben Periode vereinigt, und gehen dem Hauptsatz voran. Wenn sie nicht durch den Conditionalis (zu dem wir auch die Endung *tala* rechnen möchten), das Präteritum auf *run* (s. oben) oder das Particip mit oder ohne Postposition, endlich den Infinitiv mit Postpositionen, in Abhängigkeit oder Zeitverhältniss mit dem Hauptsatz gebracht werden können, so steht ihr Verbum im Gerundium, was wir im Deutschen in der Regel durch: er nahm (*ging* u. s. w.) und —, oder: er hatte genommen (war gegangen u. s. w.) und — übersetzen können. — Das Supinum endigt auf *ra*, *abura* um zu nehmen; als negatives Supinum führt der Vf. das Verbale auf *l* mit

der Neg. an; dieß ist aber wirkliches Substantiv, obgleich man es: *ohne zu* — übersetzen kann. Der Infinitiv endigt auf *cho* (*hü*) oder, wenn er substantivisch steht, *choi* (*hüi*), das Participium praef. auf *htschi* (s. oben), das Participium praeteriti auf *hsan*, das auch in Passivbedeutung gebraucht wird. Das Passiv wird durch die Sylbe *hda* oder *hde*, das Causale durch *gol* oder *ga* (letztes bey Verbis, deren Wurzeln auf Consonanten endigen; so wenigstens erklärt sich Rec. den Unterschied), das Cooperativum durch *ltsa* oder *lda* gebildet. Andere Ableitungssylben für Verba sind *ra*, *da*, *la*.

So wenig wir die Schwierigkeiten verkennen mögen, mit welchen der Vf. bey Aufzählung und Erklärung der Verbalformen zu kämpfen gehabt haben mag, so können wir hier doch zweyerley nicht unermindert lassen. Zuerst mangelt die Vollständigkeit. Einiges haben wir deshalb schon oben gerügt; andere offenbare Conjugationsformen werden erst später, zum Theil nur gelegentlich, erklärt, z. B. *bologosai* §. 121, die Endungen *hsagar* §. 148, *si* und *ge* §. 146, *adschugo* oder *adschigo* §. 195; *bolchoni* §. 159, noch andere mangeln ganz; was heißt z. B. *fsaguchai*, *Ssanang Ssetsen* p. 204, l. 16, *afai* p. 218. l. 8, *bolofsa* p. 62. l. 19. p. 84. l. 14, *üsehdehün*, *idehün*, *heroglehün* u. s. w.? Zweytens aber scheint es uns nicht ganz zu billigen, daß der Vf., um die Conjugation vollständiger zu machen, seine Zuflucht zu Hülfszeitwörtern genommen hat. Allerdings ist der Gebrauch derselben sehr gewöhnlich, aber in die Formenlehre gehören sie in dieser Beziehung nicht. Es wäre ihnen vielleicht schicklicher ein besonderer Abschnitt der Syntax gewidmet worden, den Rec. ungefähr folgendermaßen geordnet haben würde: *Hülfszeitwörter* 1) *bökü* seyn; mit dem Partic. praef. auf *n* oder dem Gerund. auf *dshu* umschreibend wie im Englischen: *Jam loving*; mit dem Partic. praet. als Praeteritum passivi, mit dem Infinitiv als Futurum, mit der angehängten Partikel *sa* (*büisa*) zu Bezeichnung des Potentialis. 2) *bolcho* werden; mit dem Partic. praet. als Praeteritum passivi, mit dem Infinitiv als Futurum (ähnlich dem griech. μέλλειν); ferner die Redensarten *ögede bolcho* sich erheben, *ülü bolcho* verwerfen, ablehnen u. s. w. 3) *üiledhü* machen, thun, mit dem Partic. praef. umschreibend wie *bökü*; 4) *hemehü*, sagen, in seinen Hauptbedeutungen a) zu Bezeichnung der Rede oder Meinung Jemandes, des Namens einer Sache u. s. w.; b) mit dem Imperativ und Futurum: ich befehle, ich lasse, ich will u. s. w. u. s. w. Durch eine derartige Zusammenstellung der Hülfszeitwörter mit ihren verschiedenen Bedeutungen dürfte dieser schwierige Punct der mongolischen Grammatik noch am leichtesten aufgeklärt werden können, wogegen der von dem Vf. eingeschlagene Weg, wo man die einzelnen Regeln unter der Conjugation, Lehre von den Postpositionen, Adverbien und Conjunctionen, und Syntax an mehreren Stellen zusammensuchen muß, die Uebersicht erschwert. Ebenso glaubt Rec., daß die Lehre von der Zusammenfassung der Postpositionen mit dem Par-

ticip und Infinitiv etwas ausführlicher und übersichtlicher hätte behandelt werden können, während sie jetzt (unter den Conjunctionen) an einem Orte steht, wo sie Niemand so leicht suchen wird: — Uebrigens sind die Abschnitte über Postpositionen (denn so und nicht Präpositionen werden sie mit Recht im Mongolischen genannt, da sie ihrem Hauptwort stets nachstehen), Conjunctionen, Adverbien und Interjectionen mit aller nöthigen Vollständigkeit behandelt, dabey eben aber kurz, weil sie, mit Ausnahme der Postpositionen, in der mongolischen Sprache nur von untergeordneter Wichtigkeit sind. Unter den Postpositionen erscheinen als die wichtigsten die als Casuspartikeln bey der Declination aufgeführten Wörter: *dur*, *dagan* u. s. w. Sie werden aber auch größtentheils wieder in der Syntax bey der Rection des Verbi aufgeführt, wodurch die Unbequemlichkeit entsteht, daß man, um eine vollständige Uebersicht ihrer Geltung zu erhalten, an drey verschiedenen Orten nachlesen muß. Rec. glaubt, daß die Grammatik hätte zweckmäßiger eingerichtet werden können, wenn der Vf. sich mehr von dem Schnitt der gewöhnlichen lateinischen und anderen Sprachlehren entfernte, in der Formenlehre nur die wirklichen Wortformen behandelt, in der Syntax aber einen besonderen Abschnitt über den Gebrauch der Postpositionen mit Hauptwörtern, und mit gewissen Formen der Zeitwörter (Infinitiv und Particip), andere über die Bedeutung der Verbälbigungen und der Hülfszeitwörter und dann noch einen über die Wortfolge und Verbindung der Sätze geliefert hätte. Daß eine solche Eintheilung, obgleich leicht in der Theorie, doch in der Praxis schwer durchzuführen ist, weiß Rec. übrigens aus Erfahrung, und beabsichtigt daher durch obige Bemerkung dem Vf. um so weniger einen Vorwurf zu machen, als das Wesentliche, die Aufstellung der Regeln, geleistet worden, die Anordnung immer aber nur Nebensache ist. — Das Verzeichniß der Postpositionen hätte leicht noch vollständiger geliefert werden können, wenn Wörter, wie *dergede*, in der Nähe, bey, *utschira* wegen u. s. w., darin aufgenommen worden wären. Indes hat es eben so gut unterbleiben können, da diese Wörter im Ganzen keinen besonderen Einfluß hinsichtlich der Rection oder des Periodenbaues ausüben, und füglich in ein Wörterbuch verwiesen werden können. Eben so konnte, wie *görtele* unter den Postpositionen erwähnt ist, auch *atala* (drittes Gerundium des Zeitworts *acho*, seyn) in seiner Bedeutung; während, nachdem, unter den Conjunctionen aufgeführt werden.

Unter den Adverbien sind die verneinenden und behahenden die wichtigsten, da sie zwar nicht so häufig wie im Mandtschu die Stelle der Copula vertreten, aber doch lebendiger sind als die Adverbia anderer Sprachen, indem sie mehr oder weniger substantivischer oder verbaler Bedeutung fähig sind, z. B. in dem Satze: *nadur morin ügei jin tula* wörtlich: *mih i equus non* (Part. Genitivi) *causa*, deutlicher: *mih i equi carenis causa*, weil mir ein Pferd fehlt, oder: wegen meines Pferdemangels, wo die Negation

ügei offenbar als Infinitiv oder Substantiv zu verstehen ist. Man vergl. wegen einer ähnlichen Redensart *Ssanang Ssetsen* p. 290. l. 16. An Conjunctionen ist die mongolische Sprache arm; ein Mangel, den sie, wie es scheint zu ihrem Vortheil, durch den Reichthum ihrer Verbalbiegungen und durch die Fähigkeit, die Zeitwörter mit Postpositionen zu verbinden, hinlänglich ersetzt. Darum ist auch die Lehre hiervon als der wichtigste Theil der mongolischen Syntax anzusehen. — Ueber die Interjectionen ist nichts zu erinnern; wie bey andern Völkern ist die Umgangssprache daran reich, die Schriftsprache ärmer.

Das dritte Capitel enthält zwey Unterabtheilungen: Rection der Redetheile und Bildung der Sätze. Dafs und warum es gegen das zweyte offenbar verkürzt erscheint, haben wir schon oben gezeigt. In der That wird unter Rection des Substantivs nur ganz kurz der Gebrauch der Casus wiederholt, oder das früher Gesagte ergänzt; die Rection des Adjectivs hätte vielleicht zum Theil in der Lehre von den Casus, zum Theil in der von den Verbalformen (namentlich dem Particip), einen passenderen Platz gefunden. Zu §. 164 hätte das Adjectiv *nafutai*, alt, jährlich, erwähnt werden können, was in Verbindung mit einer Cardinalzahl zur Bezeichnung des Lebensalters oder der Zeitdauer dient; man vergl., was oben bey den Zahlwörtern erwähnt wurde. Die Rection des Verbi handelt zuerst von dem Gebrauch des Hülfverbi *heme-hü* in der *oratio obliqua*, sodann von der Verbindung gleichbedeutender Zeitwörter zum Behuf größserer Deutlichkeit, wobey das erste gewöhnlich im Gerundium auf *dshu* steht. Hiezu rechnet auch der Verf. den Gebrauch des Hülfzeitworts *üledhü*, thun, machen, mit dem Gerundium auf *n*, was jedoch mehr zur Umschreibung zu dienen scheint, sowie *böhü*. Hierauf wird von dem Gebrauch des Infinitivs als Substantiv, vom Subject und Prädicat, von den reflexiven Verben und den von den verschiedenen Zeitwörtern regierten Casus gehandelt. Bey Gelegenheit der Verbindung synonymyer Zeitwörter glaubt Rec. noch auf einige analoge Verbindungen aufmerksam machen zu müssen. Im Mongolischen findet sich nämlich ziemlich häufig die dem Griechischen eigenthümliche Sprechweise $\mu\alpha\lambda\lambda\eta\nu\ \mu\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$, z. B. *bitschik bitschikü* einen Brief schreiben, dann auch die Verbindung verwandter, aber einen Gegensatz enthaltender Wörter zu Bezeichnung des gemeinschaftlichen Begriffs, z. B. *acha degöö* der ältere und jüngere Bruder, für: die Brüder im Allgemeinen, endlich auch die Wiederholung eines adverbialischen Ausdrucks oder die Verbindung zweyer ähnlich klingender, in mehrfacher Anwendung, z. B. *teimu teimu* so und so (*Ssanang Ssetsen* p. 126. l. 8.), *boso boso* immer mehrere (*ibid.* l. 2) *boso, bosa* überdies, noch dazu (p. 34. l. 15 etc.), *mordan, mordan* hin und herziehend (p. 96. l. 8) *ubun, ssubun* nach und nach (p. 152. l. 19), *fsürük fsürük* schaarenweis (p. 100. l. 6) — Eigenheiten, die wohl verdient hätten, in einer Grammatik mit aufgeführt zu werden. Eben so vermißt Rec. die Erwähnung der Fragzeitwörter, z. B.

jagakicho was thun?, die es hier wie im Mandtschu giebt, und die wohl als besondere Eigenthümlichkeit der Sprache hätten bemerkt werden sollen.

In dem Abschnitt von den Sätzen wird zuerst von der Stellung der Redetheile, Subject, Prädicat und Copula gesprochen, hiebey der Gebrauch des Gerundium, wie wir ihn oben angaben, obwohl nur kurz, erwähnt, und zuletzt die Verbindung der Haupt- und Nebensätze durch die Postposition *tula* (der Vf. konnte auch noch *dur, chaina* etc. mit aufzählen), durch Participial- und Conditional-Construction gelehrt. Zur Uebung giebt hierauf der Vf. eine sehr dankenswerthe Zugabe, zwey Auszüge aus mongolischen Werken, eine Legende von Buddha enthaltend, der in der Verkörperung als *Maha-satwa*, Sohn des Königs von *Dschambudwip*, sich freywillig von einer halbverhungerten Tigerin aufzehren läßt, damit sie nicht genöthigt wird, ihre eigenen Jungen zu fressen. Die Erzählung giebt der Vf. zuerst auf 5 Seiten aus dem *Üligerün Dalai* (Meer der Gleichnisse) und dann etwas ausführlicher auf 14 Seiten aus dem *Altan gerel* (Goldschein), wovon erstes in einem ziemlich leichten Stil, letztes aber in einem ganz andern und ungleich schwereren Stil geschrieben ist, so dafs, wie der Vf. bemerkt, wer ihn versteht, sich rühmen kann, in der Sprache Meister zu seyn. Jedem dieser Stücke sind erklärende Anmerkungen mit häufigen Verweisungen auf die Paragraphen der Grammatik, und eine möglichst treue Uebersetzung beygegeben, wodurch sie ein treffliches Hülfsmittel zur Einübung der grammatischen Regeln und zur Vervollkommnung im Verständniß der Sprache werden.

Druck und Papier sind zu loben; unangezeigte Druckfehler hat Rec. nicht bemerkt, aufser auf S. 1, wo statt §. 4 zu lesen ist §. 3. Dagegen hätte es sich vielleicht der Mühe verlohnt, wenn der Vf. ein Verzeichniß der Druckfehler im *Ssanang Ssetsen* gegeben hätte, deren Rec. mehrere gefunden hat, von denen einige zwar leicht zu verbessern waren, bey andern aber Rec. die richtige Lesart höchstens vermuthen konnte.

Rec. ist bey Anzeig dieses Buchs ausführlich gewesen, weil er im Allgemeinen es für eine wichtige Erscheinung in der asiatischen Sprachenkunde hält, besonders aber auch voraussetzen zu dürfen glaubt, dafs die mongolische Sprache bis jetzt noch wenig die Aufmerksamkeit der Gelehrten, die sie so sehr verdient, auf sich gezogen hat, und es daher vielleicht keine ganz unfruchtbare Mühe genannt werden kann, auch das grössere Publicum mit den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten derselben bekannt zu machen, so weit es Zweck und Raum einer Recension erlauben. Er wünscht aber auch, kundige Männer zu einem tieferen Studium der vorliegenden Grammatik veranlaßt zu haben, was um so leichter geschehen kann, als der Preis äußerst mäßig angesetzt ist. Er hofft auch schliesslich dem Vf. selbst einen Beweis geliefert zu haben, dafs er wirklich einem, wenn auch nicht allgemein gefühlten Bedürfnis abgeholfen habe, und denselben dadurch zu vermögen, nicht nur das versprochene Wörterbuch recht bald folgen zu lassen,

sondern auch ferner für die mongolische Sprache mit demselben Eifer zu wirken, der schon bis jetzt so reiche Früchte getragen hat. H. C. v. d. G.

ERDBESCHREIBUNG.

KONSTANZ, b. Wallis: *Spaziergang durch Calabrien und Apulien*. Von Justus Tommasini. 1828. 301 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Von Neapel, vom 10 Sept. bis 30 Oct. 1825, legte der Vf., ein Doctor der Philosophie, den Spaziergang von 81 deutschen Meilen bis Reggio und von 75 Meilen bis Tarent zurück; unangenehmer war die fernere Reise von dort über Lecce und Foggia nach Neapel. Er suchte keine Alterthümer auf, sah indess solche nebenher, galt bisweilen für einen Landstreicher, wurde als solcher in Tarent verdächtig aus lächerlichen Ursachen eingezogen und nach Neapel verwiesen, um sich vor der Polizey zu stellen, weil er unterlassen hatte, seinen Pals von Zeit zu Zeit visiren zu lassen, ungeachtet ihm dies nicht aufgegeben worden war. Die Schönheiten der Natur ziehen ihn überall an, aber nicht die Calabresinnen, wie die Sicilianerinnen nach seiner Beschreibung Siciliens. Er nahm den Weg nach Reggio längs dem Mittel- und nach Tarent längs dem adriatischen Meer, fand viele abergläubige Heucheley, Faulheit und Liederlichkeit, erkletterte viele Berge, und entrann durch schnelle Wanderung allen Gefahren der Sumpfluft, sah Pästum nicht, wurde empört durch den Schmutz und die Schlechtheit der Calabrier, und fand die nördlicheren noch schlimmer als die südlichen. Auch der Bürgermeister Bartels in Hamburg machte diese Reise, achtete aber mehr auf die politische, ästhetische und Alterthums-Kunde des Reichs Neapel, als der Vf., der freylich gar schnell jenen heißen Winkel Europa's durchzog, Geistliche und Polizeybeamte geflissentlich vermied, und den Wirthshäusern Süditaliens kein Ehrengedächtniß stiftet. Kein anderes Volk Europa's ist so arg in Räuberey verfallen, und bey einer zahlreichen Gensdarmarie doch nicht einmal sicher. Salerno, Eboli, Lagonegro, Cosenza, Reggio, Cantazaro, Monteleone, Cotrone, Tarent, Otranto, Lecce, Bari, Trani, Foggia besuchte er im Fluge, die Wirthshäuser und den Pöbel beobachtete er besonders, fand an den Apenninen wenig Gefallen, und verwünfchte die Polizeybeamten Tarents, welche ihn schlimm genug behandelten. Die Sitten der unteren calabrischen Volksclasse sind sehr verwildert, und unter Joseph und Mürat die meisten Klöster aufgehoben worden, ohne dafür gute Elementarschulen den Neapolitanern zu geben, die fast niemals das Glück einer landesväterlichen Regierung genossen, welche bey der Schlechtheit der Beamten nur sehr schwer eine bessere Verwaltung einführen kann. Wahre Wuth im Kartenspiel und unsittliche Wollust nahm der Vf. unter den unteren Volksclassen mit nur sehr sparsamer Industrie gewahr. Die Landstraßen und Brücken sind schlecht, und fehlen sogar häufig. Der Sirocco in Rheggio hinderte den Vf., nach Messina hinüber zu schiffen. Beym preussischen Gesandten beschwerte er sich über die

ihm widerfahrne Verhaftung in Tarent, und dieser beym Minister Medici, allein Genugthuung wurde ihm nicht. Auf Freymaurer und Griechen war man als verdächtige Volksverführer im Neapolitanischen sehr aufmerksam, und die Ketzer verachtete man als Nichtchristen, trug aber dem Vf. einen Lehrstuhl der Philosophie an, wenn er ein Christ werden wolle. Vor den Oesterreichern hat der Neapolitaner großen Respect. Kein anderer Staat hat die Geißel der mittelalterthümlichen Zwingherrschaft magistralischer oder gutsherrlicher Tyranny, ohne oberherrliche den Druck mildernde Aufsicht, so schwer als Neapel gefühlt.

Man muß bedauern, daß ein so feiner Beobachter dem Schülweisen, der Volksnahrung und dem Gutsherrenthum so wenige Aufmerksamkeit widmete. Der Aesthetiker wird seine Schilderungen liebgewinnen, aber der deutsche Grammatiker Manches mißbilligen, z. B. daß der Vf. *allethalben* für *allenthalben* schreibt u. s. w.

A. H.

COBLENZ, b. Hölscher: *Geographische Anschauungslehre, oder die Gestaltungen und Gebilde der Erdoberfläche*, als erster Unterricht in der Erdbeschreibung zunächst für Schulen erläutert, von Joseph Hauptolder, Lehrer und provisorischem Director des königl. Progymnasiums zu Linz am Rhein. 1830. VI u. 114 S. 8. (10 gr.)

Ein in seiner Art recht brauchbares Schulbuch, das mit Umsicht und auf eine gefällige, den jugendlichen Kräften angemessene Weise abgefaßt ist. Etwas Neues im Stoff wird man nicht suchen, und etwas Neues in der Behandlung wird man nicht finden; inzwischen kann es zweckmäßig angewandt, nützlich wirken.

Der Vf. sagt in dem Vorworte: „Die Ueberzeugung, daß bey einem zweckmäßigen Unterrichte in der Erdkunde mit dem physischen Theile derselben der Anfang zu machen sey, war die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins.“ Ferner weiter unten: „Da das Büchlein die physische Erdkunde zum Gegenstande hat, und folglich manches Wichtige und Anziehende aus der Naturlehre mit enthalten muß, so wird es besonders in solchen Lehranstalten mit Vortheil zu gebrauchen seyn, in welchen diese nützliche Wissenschaft keinen abgefonderten Lehrzweig ausmacht. Die an den geeigneten Orten eingeflochtenen natur- und erdbeschreibenden Dichterstellen und Liederverse sind, als das jugendliche Gemüth ansprechend, nicht zu übersehen.“ Die Einleitung handelt von den Körpern überhaupt, von dem Begriff der Erdkunde, von der Art und Weise, wie die Lage der Gegenstände auf dem Erdboden bestimmt werden, und wie man sich überall auf der Erde zurecht finden kann: worauf in sechs Abschnitten das Wichtigste und den jugendlichen Kräften Angemessenste vom Lande, von den Gewässern im Lande, von den Gewässern außer dem Lande oder dem Meere, vom Lande in und neben dem Wasser, von den besondern Merkwürdigkeiten auf der Erde und vom Klima oder dem natürlichen Himmelsstrich erklärt, und durch passende Beyspiele erläutert wird.

C. v. S.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in der Hartmann'schen Buchhandl.: *Handbuch der altdeutschen und nordischen Götterlehre*. Zunächst für den Gebrauch in höheren Schulen, von Dr. G. Th. Legis. 1831. 191 S. 8. (16 gr.)

Dieses Handbuch ist unstreitig das lobwürdigste Werk, das wir dem Hn. L. auf diesem Gebiete der Wissenschaft zu verdanken haben. Kritik und Gründlichkeit — beide anderen Werken des Hn. L. fremd — zeigen sich durchgängig in diesem. Altdeutsche und nordische Götterlehre werden hier gehörig gesondert, was Rec. billigt, obwohl sie sonst nur allzu oft fälschlich als identisch betrachtet werden. Wir wollen die beiden gesonderten Theile dieses Werkes demnach auch einzeln behandeln.

Hr. L. theilt die *altdeutsche Mythologie*, nach der Beschaffenheit der Quellen, geschicklich in zwey Perioden ein, deren erste die Zeit bis zur Völkerwanderung, deren andere die Zeit bis zur völligen Einführung des Christenthums begreift; die erste Epoche gehört demnach noch der *alten Zeit*, die zweyte dagegen dem sogenannten *Mittelalter* an. Die Götterlehre des ersten Zeitraumes war von der durch römische Auffassung hervorgegangenen Hülle zu befreyen, die der zweyten von slavischer Beymischung zu reinigen. Das Schwierige der ersten Arbeit leuchtet am besten aus den häufigen Versuchen ein, welche bereits gemacht worden sind; und schwerlich werden wir jemals damit völlig zu Stande kommen, da die Nachrichten über die deutsche Götterlehre der ersten Periode durch Schuld der Römer, welche vermuthlich die ausführlichen Werke über Deutschland selbst vernichteten, nur höchst mangelhaft uns überliefert wurden.

Der Götterlehre schickt Hr. L. mit Recht eine Darstellung der Verfassung der Deutschen vor der Völkerwanderung, begleitet von einer kurzen Charakterisirung dieses Volkes, voraus. Denn unleugbar findet immer, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, ein inniger Zusammenhang zwischen den religiösen Vorstellungen, den bürgerlichen Einrichtungen und den gesellschaftlichen Verhältnissen eines Volkes Statt. Tacitus war seine und unstreitig hier die beste Quelle. Wir wenden uns sogleich zu Abtheilung I. *Gottheiten*. Diese werden, wie gewöhnlich, eingetheilt in: A. allgemeine und B. Bundes-Gottheiten. Die Reihe der allgemeinen Gottheiten eröffnen des Cäsars *Sol*, J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

Vulcanus und *Luna*. Den vollkommenen Naturdienst, den diese Stelle Cäsars den Deutschen zuschreibt, bezweifelt Hr. L. mit Grund, indem er sich auf Tacitus beruft, der diese Götter der Deutschen nicht kennt. Mit Recht bemerkt auch Hr. L., daß an eine so schnelle Umänderung des Volksglaubens nicht zu denken sey, und daß die Deutschen zu Tacitus Zeiten gewiß die alten Hauptgötter noch verehrten. So ist allerdings des Letzten Stillschweigen über diese Götter eine Widerlegung der Angabe des Ersten. „Weil die Deutschen auf Sonne und Mond durch Begehung allgemeiner Jahresfeste, durch Versammlung in Vollmondnächten, durch große, bey gottesdienstlichen Gebräuchen brennende Feuer gewisse religiöse Rücksichten nahmen,“ sagt Hr. L., „bezog Cäsar Aeußerungen dieser Art, in Folge zufälliger Uebereinstimmungen, auf jene drey römischen Gottheiten.“ — Hierauf läßt Hr. L. die religiöse Stammsage der Deutschen folgen, welche uns Tacitus aufbewahrt hat. *Tuisco*, *Mannus* und deren Deutungen beschäftigen ihn auf den nächsten Seiten. Die vom Tacitus genannten Gottheiten *Mercurius*, *Hercules*, *Mars* deutet er als *Wodan*, *Irmin*, *Thor*. — Dann folgen B. die Bundesgottheiten. Zuerst die *Isis*, welche, nach Tacitus, sweische Stämme verehrten. Die genauere Bezeichnung des Volkes fehlt zwar bey Letztem, doch meint Hr. L., Tacitus habe ein nördliches Küstenvolk im Sinne gehabt. Ein solches waren aber auch die sieben Stämme, denen der Römer den sogenannten Herthadienst beylegt. Etwas kühn nimmt nun Hr. L. die *Isis* mit der *Hertha* für eine und dieselbe Gottheit an. Bekanntlich aber lauten des Tacitus Worte (c. 40): *Nerthum, id est Terram matrem, colunt*. Nicht übel ist Hn. L's. Meinung, es sey hier *A* mit *N* verwechselt, und *Aerthum* zu lesen. Allein der Accusativ *Nerthum* scheint uns hinderlich, und zwey Fehler in einem Worte, *Aerthum* für *Nerthum*, anzunehmen, bedenklich. Das gothische Wort lautet *Airtha* (st. Decl. 1), und nicht *Airthus* (st. Decl. 3). Warum sollte der Römer ein *Aerthus* bilden, da ihm *Aertha*, was er hörte, eben so gerecht seyn mußte? Rec. würde unbedingt *Grimm* folgen, welcher in *Nerthum* den nordischen Gott *Njördhr* erkennt, wenn nicht Tacitus „*Terram matrem*“ beysetzte. Aber ein Fem. *Njördh* oder *Njördhur* anzunehmen, scheint mißlich.

In der II Abtheilung verbreitet sich Hr. L. über die *religiösen Vorstellungen der Germanen*, in sofern wir diese aus Schriftstellern des Alterthums kennen zu lernen im Stande sind. Die Nachrichten darüber

sind jedoch noch weit unvollständiger, als jene über die Götter. Sie bestehen einzig darin: „die Germanen dachten sich die Götter im Himmel und auch auf der Erde wandelnd; da man sie jedoch nirgends sah, so setzte man sie dahin, wo Niemand hin kam, über das äußerste Ende des Erdkreises hinaus. Dort glaubte man zu gewissen Zeiten ihre Gestalten und die Strahlen ihrer Häupter zu sehen.“ Dieser „Glaube“ beruht nun freylich blofs auf einer neuen — aber unstreitig richtigen — Erklärung der Stelle in *Tacit. Germ. c. 45*: „*Sonum insuper audiri, formas Deorum et radios capitis aspici persuasio adjicit.*“ Dr. Wachter, im Forum d. Kritik I, 1. 76 ff., hat sich dies Verdienst erworben. Dort mag man das Weitere nachlesen. Ferner: „Die Germanen nahmen ein Schicksal an, dem Niemand — zumal in Hinsicht des Todes — entgehen könne; sie glaubten an unmittelbare Leitung der menschlichen Schicksale durch die Götter, daher Sortilegien; an Offenbarung der Gottheit, besonders an ihre Gegenwart in der Schlacht; endlich, wenigstens mehrere Stämme, an die Seelenwanderung, oder besser Wiedergeburt nach dem Tode.“ — Mehr überliefert uns das Alterthum nicht.

Die III Abtheilung umfaßt den *Cultus*. Was Hr. L. von den Priestern, ihren Geschäften, ihrem Einflusse sagt, ist meist getreu nach Tacitus. Wenn er aber sagt: „Die Zahl der Priester war nicht groß, nur ein einziger scheint in einem Gau gewesen zu seyn. Uebrigens war der Hausvater Priester für seine Familie, und nach demselben Verhältnisse sind wohl auch die ältesten Adlichen oder Freyen Priester des Gaus oder Bezirkes gewesen.“: so kann Rec. mit dieser Behauptung nicht völlig übereinstimmen. Das *Sacerdos civitatis* des Tacitus *cap. 10* beweist höchstens, daß es in jedem Gau nur einen von der Gesamtheit angestellten Priester, gleichsam einen Staatspriester, gab. Warum sollte es aber neben jenem nicht auch andere Priester, die nicht im Dienste des Staates standen, gegeben haben? Daß der Hausvater Priester für seine Familie gewesen sey, sagt Tacitus gleichfalls nicht; nur so viel lehrt er, daß jeder Hausvater bey Vorfällen, welche sein Haus nur, nicht aber den Staat betreffen, selbst die Götter durch die bekannten Hölzchen um Rath frage, und nicht erst den Priester bemühe. Hieraus folgt jedoch keinesweges, daß der Hausvater Priester war. Allzu kühn scheint endlich auch Hn. L.'s Vermuthung, die ältesten Adlichen oder Freyen seyen Priester des Gaus gewesen, welches er aus *Amm. Marcellin. Her. Gest. LXXVIII, 5. 14*, seiner Anmerkung nach, folgert. Denn wenn auch dort der beständige Oberpriester der Burgunder „*Sinifus*“ genannt wird, und wenn auch bey Ulfilas mehrmals „*sinifians*, die Aeltesten,“ vorkommt, so scheint hieraus doch noch nicht Hn. L.'s Annahme zu folgen.

Dies sey genug über die erste Periode; wir gehen zur zweyten über. Bevor der Vf. zu seinem eigentlichen Zwecke kommt, behandelt er noch die durch die Völkerwanderung veränderten Wohnsitze der deutschen Stämme, verbreitet sich dann über den

„inneren Zustand der Deutschen,“ und giebt endlich eine vollständige Beschreibung der Quellen für die zweyte Periode. Dem zweyten Stücke dieser Einleitung liegen *J. Grimms deutsche Rechts-Alterthümer* zu Grunde; unleugbar eine treffliche Fundgrube für solch eine Darstellung. — Aber bemerken muß Rec., daß alles von S. 54 — 65 Mitgetheilt wohl in ein Handbuch der deutschen Alterthümer, nicht aber in ein Handbuch der altdeutschen Götterlehre gehört. Denn wenn auch in der ersten Periode die Religion einen integrierenden Theil der Staatsverfassung ausmachte, so war doch in diesem zweyten Zeitraume Regierung und Religion schon streng geschieden. So kommt es denn auch, daß alles über das innere Leben der Deutschen hier Gesagte weder Bezug auf Religion und Götterlehre hat, noch auch haben kann.

Unter den allgemeinen Göttern Deutschlands setzt Hr. L. den *Irmin* oben an. Er ist ihm der große, alleinige Gott und Welterschöpfer, von welchem aller Götterdienst nur als Verfinsternung und Abfall erscheint. Er ist ihm der Herkules des Tacitus und jene große namenlose Gottheit der Semnonen. Allein, so viel Scharfsinn auch zur Begründung dieser Hypothesen aufgeboten worden: so befriedigen sie dennoch nicht. Witichind von Corvey ist der einzige Schriftsteller der früheren Zeit, welcher den Irmin als einen Gott auführt. Allein das Ungewisse, gewaltige Unkunde Vertrahende: „*Ex hoc aestimationem illorum apparet utcunque probabilem, qui Saxones originem duxisse putant de Graecis, quia Iirmin, vel Hermes, Graecis Mars dicitur,*“ zeigt satfam, daß Witichind nur dunkler, verworrener Sage folgte. Ist nun Irmin nur als Gott schon mehr als ungewiß, wie gewagt muß es da nicht scheinen, wenn Hr. L. ihn als Hauptgott auführt! Hr. L. gesteht selbst, daß die hohe Bedeutung des Irmin schon zu Zeiten des großen Karls im Volke geschwunden war, daß er nur noch als ein Stammheld verehrt worden sey. Er kann dem Irmin dadurch nur Bedeutung verschaffen, daß er ihn mit dem *Hercules* des Tacitus, dem Iring der germanischen Helden Sage, und dem skandinavischen Gott *Rihr* gleichsam verschmilzt. Rec. ist daher immer noch der Meinung, daß Irmin kein Gott war, die Irminsul aber — anderen Schriftstellern zufolge, „*universalis columna, quasi sustinens omnia*“ — der nordischen *Yggdrasil*, welche auch *Heimstöd*, Weltstütze, heißt, völlig an Bedeutung gleich komme.

Zu den folgenden Darstellungen *Wodan*, *Thunar*, *Frö*, *Freia*, *Ziu* giebt Rec. gern seine Einstimmung. Historische Zeugnisse, Muthmäsungen und Combinationen sind überall gehörig geschieden.

Bundesgottheiten, oder Götter, welche nur ein Stamm verehrt, gab es in diesem Zeitraume nicht, und mit Recht weiß Hr. L. die Verehrung des *Fosite* auf Helgoland der Religion des Nordlandes zu, indem auf Helgoland sicher gemischte Bevölkerung, Deutsche und Dänen, zu finden war. *Fosite* wird richtiger *Fofite* geschrieben, und dies steht durch Assimilation für *Forfite*, der Name eines bekannten nordischen Gottes.

Zur Erklärung einzelner Punkte sind als Beylagen die bekannte *Abrenuntiatio diaboli, Caroli M. Capit. de part. Saxoniae, St. Gregorii M. Epist. ad Mellitum Abbatem* und *Danielis Went. Episcopi Epistola ad S. Bonifacium* abgedruckt worden.

Die nordische Götterlehre, welche der Titel versprach, ist zu einer *historisch-kritischen Einleitung in die altnordische Götterlehre* geworden. Rec. gesteht derselben mehr Werth zu, als der nordischen Mythologie selbst, welche Hr. L. unter dem Titel „*Alkuna*“ neulich herausgab. Der Grund davon liegt darin, daß zu dieser Einleitung vorzüglich das gediegene Werk *Geijers*, Geschichte Schwedens (übersetzt von Dr. J. G. V. Engelhardt), benutzt ward, der *Alkuna* aber *Mone's* „nordisches Heidenthum“ zu Grunde liegt. Den wesentlichen Unterschied zwischen der deutschen und skandinavischen Mythologie findet Hr. L. darin, daß die letzte die drey Hauptbestandtheile jeder Mythologie — Glaube, Lehre, Bild — deutlich erkennen lasse, die erste hingegen auf der ersten Stufe stehen geblieben sey. Aber womit soll das letzte erwiesen werden? Es ist wahr, sämtliche Nachrichten über das deutsche Heidenthum sind nur kümmerlich; allein welchen Männern verdanken wir sie? Doch nur christlichen Priestern, die des Heidenthums entweder nur nebenbey gedenken, oder als blinde Feinde falsch betrachten, und schmähend schildern; über die früheren Zeiten aber können uns nur Römer Auskunft geben. Demnach läßt sich aus den uns übrig gebliebenen, theils mangelhaften, theils schiefen Nachrichten über die deutsche Mythologie nicht wohl auf den Grad der Ausbildung schließen, welchen sie hatte. Nur wenn uns Werke gleich den Edden Skandinaviens geblieben wären, ließe sich eine strenge Vergleichung in dieser Hinsicht anstellen, und ein gerechtes Urtheil sprechen. Richtig ist es, wenn Hr. L. hier drey Religionsperioden im nordischen Alterthum unterscheidet. Die Geschichte, wie die Mythen selbst, sprechen dafür, und nur dadurch lassen sich mehrfache Widersprüche in den skandinavischen Mythen ausgleichen. Es zeigen sich nämlich im Norden zuerst Antochthonen, welche die Tradition *Jotnar, Thurser, Trolde* nennt. Diese wurden von den ersten Einwanderern, einem gothisch-germanischen Stamme, tiefer in den Norden zurückgedrängt, und die heutigen Bewohner der Finnmarken und Lapplands dürften ihre Nachkommen seyn. Die Religion dieser Autochthonen, die *fornjotnische*, läßt sich noch zum Theil aus den sinnlichen Runen (Volksliedern) erkennen. Die ersten Einwanderer, Gothogermanen, brachten ihre Religion mit, welche sich am kürzesten durch Thorsdienst bezeichnen läßt, im Gegensatz zu dem Odinsdienste der zweyten Einwanderer, welche nach *Snorro* (*Ynglinga-Saga* V) vom Kaukasus herkamen. Aber nie konnte der Odinsdienst den Thorsdienst völlig verdrängen. *Suhms* Hypothese von den drey Odinen berichtigt *Geijer* dadurch, daß er nachweist, wie aus den verschiedenen Bedeutungen, in denen der Name vorkommt, verschiedene Personen gemacht worden. Schon die Gothogermanen brachten

einen *Odin* — einen Gott — mit, den *Wodan*, den auch das deutsche Heidenthum kennt. Dafür scheinen aber auch die Aßen einen *Thor* mitgebracht zu haben, da in den Mythen selbst ein *Oekuthor* von dem *Asathor* unterschieden wird. Wir werden demnach dreyerley Bestandtheile in der nordischen Mythologie anzuerkennen haben: alte Vorstellungen über die Geschichte der Natur, Geschichte der Menschen, und die reine Gottheitsidee.

Angehängt ist ein vollständiges Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel zur nordischen Mythologie. E. D. I.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) STUTTGART, b. Steinkopf: *Histoire de Charles XII, roi de Suède*, par *Voltaire*. Bearbeitet und mit einem Wörterbuche versehen von Prof. *Riisling*, Hauptlehrer an der Realanstalt zu Heilbronn u. s. w. 1830. VI u. 477 S. 8. (1 Thlr.)
- 2) FRANKFURT a. M., in d. Brünnerschen Buchhandl.: *Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung, und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung*; aus den Werken von Goethe, Schiller, Humboldt, Jean Paul, Frau von Staël, Racine, Barthélémy, Mery u. A. Ohne Jahrszahl. V u. 159 S. 8. (18 gr.)
- 3) LEMGO, in der Meyerschen Hofbuchhandl.: *Neue belehrende Unterhaltungslectüre für Freunde der französischen Sprache*, von C. Bonafont. (Auch unter dem Titel: *Lectures nouvelles amusantes et instructives à l'usage des amateurs de la langue française.*) 1831. VIII u. 311 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. muß diese drey französischen Lese- und Unterhaltungs-Bücher, bey manchem Guten, das er ihnen nicht abstreiten will, und das er sogar weiter unten ausdrücklich hervorheben wird, dennoch in die Classe der überflüssigen Schriften setzen, an welchen keine Literatur reicher ist, als die französische. Wir wollen dieses Urtheil näher begründen.

Nr. 1 ist eine „Bearbeitung des *Voltaire'schen Charles XII*“, d. h. ein Abdruck dieses Werkes mit sprachlichen und Sach-Erklärungen, zum Gebrauche in Schulen, ausgestattet. Der Herausg. hat bereits einige andere classische Schriftwerke unseres Nachbarvolkes auf ähnliche Weise erscheinen lassen; ob er aber damit bedeutenden Nutzen gestiftet habe, möchte Rec. bezweifeln. Ist nämlich eine französische Schrift wirklich geeignet, in Schulen gelesen zu werden, was mit *Charles XII* allerdings der Fall ist, so gebe man dem Schüler einen bloßen Abdruck davon in die Hände, indem minder bedeutende grammatische Bemerkungen (wie S. 3: *vivre, vivant, vécu, je vis, je vécus; naître, naissant, né, je nais, je nacquís; pouvoir, pouvant, pu, je peux (puis), je pus, je pourrai, que je puisse*) einem Zöglinge, dem man ein solches Werk zu übersetzen giebt, längst bekannt und geläufig seyn, feinere Bemerkungen aber (z. B. über Synonymen u. a.) dem Lehrer, der seiner Sache gewach-

sen ist, überlassen bleiben müssen. Die biographischen, historischen u. dgl. Anmerkungen dagegen sind um so entbehrlicher, je leichter sich ein Herausgeber seine Sache gemacht hat. So hat Hr. K. auch hier, wie früher bey *Numa Pompilius* u. s. w., solche Bemerkungen dem *Brockhaus'schen Conversations-Lexikon* entlehnt, das bey seiner weiten Verbreitung wohl jedem französischen Sprachlehrer zu Gebote stehen dürfte. Brauchbar erscheint deshalb eine solche Bearbeitung eigentlich nur für ganz unfähige und nachlässige Lehrer, die nicht wissen, was und wie sie dem Schüler den Autor interpretiren sollen, und die sich überdies mit einer Vorbereitung nicht befassen mögen. Selbst das nicht ohne Mühe zusammengestellte, wirklich manches Gute und im Ganzen richtige Bedeutungen enthaltende Wörterbuch, dessen Hr. K. auch auf dem Titel gedacht hat, ist — genau gesehen — völlig entbehrlich; denn der Schüler muß doch einmal ein vollständiges *Dictionnaire* haben, und manche französische Wörterbücher sind auch so wohlfeil, daß sich selbst ein Unbemittelter leicht deren Besitz verschaffen kann. Auch hat der Herausg. dadurch gefehlt, daß er in den, dem Texte beygegebenen Noten sehr viele Worterklärungen giebt. Diese hätten nämlich in das Wörterbuch verwiesen werden müssen; denn bey keiner literarischen Arbeit kommt es mehr darauf an, daß überall ein fester Plan durchgeführt werde, als gerade bey einem Schulbuche. Zu dem Lobenswerthen an diesem Buche rechnen wir, außer dem schon erwähnten Wörterbuche, die Erläuterungen über Synonymen und schwierigere Constructionen. Der Vf. hat sich dadurch als gründlichen Kenner der französischen Sprache gezeigt, und es läßt sich von ihm etwas Gutes erwarten, wenn er einmal den Weg der Bearbeitungen verlassen und etwas Selbstständiges liefern wollte. — Druck und Papier sind mittelmäßig.

No. 2 zeichnet sich dagegen durch ein sehr elegantes Aeusere vortheilhaft aus. Der ungenannte Herausgeber sagt in der Vorrede: „Die umfasser und bedeutungsvoller gewordenen Beziehungen, welche man in unseren Tagen zwischen Frankreich und Deutschland wahrnimmt, sprechen für die Brauchbarkeit eines neuen Werkchens, dessen Hauptzweck es ist, als Erleichterungsmittel bey Erlernung der französischen sowohl, als der deutschen Sprache einen angenehmen Weg zu bezeichnen.“ Aber abgesehen davon, daß es dergleichen Werke schon in ziemlicher Anzahl giebt, begreift man nicht wohl, wie Jemand mit Hülfe eines Buches, wie das vorliegende, die französische oder die deutsche Sprache zu erlernen im Stande seyn soll. Das Buch ist nämlich, nach der Vorrede, nicht für Schulen, sondern „für Erwachsene“ bestimmt, „die im Besitze höherer Geistesbildung sich mit dem Studium einer neuen Sprache befassen.“ Wozu sollen diesen aber die beygefügt, gegenüber stehenden Uebersetzungen dienen? Dem faulen Schüler mögen sie willkommen seyn; der ernste Mann, der eine

Sprache aus eigenem Triebe studirt, verschmäh't solche Erleichterungsmittel, die ihn eher über seine Kenntnisse täuschen, als dieselben befestigen werden. Außerdem wird das Buch den beabsichtigten Zweck noch dadurch verfehlen, daß bey der Auswahl der Stücke nicht genug auf die nöthige Mannichfaltigkeit Rücksicht genommen, und das Meiste nur dem beschreibenden und historischen Stile entlehnt ist, der gerade für die Conversation die mindeste Ausbeute gewährt. Was aber mitgetheilt worden, ist lesenswerth und gut, namentlich das Profaische: die Schilderungen des nördlichen und südlichen Deutschlands, Wiens und Berlins u. s. f., von Frau von *Stael*; die Einleitung zur Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung, von *Schiller*; die Wasserfälle des Orinoco bey *Atures* und *Mappures*, von *Alex. von Humboldt*; der Traum, von *Jean Paul*. Minder glücklich schien uns der Herausg. in der Auswahl der poetischen Stücke, unter welchen wir den Tod des *Hippolyt* von *Flacine*, und die nächtliche Heerschau von *Barthélemy* und *Méry* oben an stellen.

Was No. 3 betrifft, so ist Hr. *Bonafont* einer der rüstigsten Arbeiter in diesem Felde, und von dem Rec. selbst schon mehrmals ehrenvoll erwähnt worden. Dieses Mal scheint er sich jedoch etwas übereilt zu haben. Da man nämlich bereits sehr werthvolle ähnliche Werke besitzt, so müßte sich eine neue Schrift der Art durch ganz besondere Vorzüge vor ihren Mitschwestern auszeichnen, oder ihnen doch in jedem Betrachte gleichzukommen suchen. Dieses können wir von vorliegendem Buche nicht rühmen. Wenn wir auch der Mehrzahl der profaischen Stücke volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihren Werth anerkennen, so sind doch selbst diese so ohne allen inneren Zusammenhang an einander gereiht, daß ihre Reihenfolge — was durchaus in keiner Chrestomathie seyn sollte — ein Spiel des Augenblicks zu seyn scheint. Höchst verfehlt ist dagegen schon an und für sich die Auswahl der meisten poetischen Piecen, welche Uebersetzungen *Schiller'scher* Gedichte sind. Bekanntlich sind die Franzosen, im Vergleiche mit uns Deutschen, sehr schlechte Uebersetzungskünstler. Bey ihrem leichten Sinne wünschen sie sich auch Alles leicht zu machen, und lächeln über die Aengstlichkeit ihrer Nachbarn, welche sich so streng an Versmaß, Sinn und Ausdruck des Originals halten zu müssen glauben. Von dieser Nichtbeachtung der Hauptregeln kommt es aber auch, daß man, zur Ehre *Schiller's*, manche der hier mitgetheilten Uebersetzungen gänzlich wegwünschen muß, und nicht absieht, wie Hr. B., der sonst einen guten Geschmack und richtigen Tact verräth, solche Producte habe aufnehmen können.

Der Druck dieses Buches ist gut, das Papier mittelmäßig.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

Univerſitäten-Chronik.

Marburg.

Verzeichniß der Vorleſungen, welche im Winterhalbjahre vom 22 Oct. 1832 bis 23 März 1833 auf der Univerſität zu Marburg gehalten werden ſollen.

I. Sprachkunde.

Arabiſche Sprache, Pr. *Hupfeld*. Hebräiſche Sprache, *Derſelbe*. Pfalmen, Dr. *Hoffa*. Eumeniden des Aeſchylus und Satiren Juvenals, mit Uebungen im Lateinſchreiben und Diſputiren, Pr. *Wagner*. Sophokles Oedipus Rex und deſſen Elektra, *Derſelbe*. Sophokles Oedipus Rex und Koloneus, Dr. *Hoffa*. Pindar, Pr. *Rubino*. Die drey letzten Bücher der Platonifchen Republik, Pr. *Hermann*. Theophrasti Charaktere, Dr. *Hoffa*. Theorie des lateiniſchen Stils mit Uebungen, Pr. *Börfch*. Lateiniſche Stilübungen, mit Erklärung der Satiren des Horaz, Pr. *Wagner*. Die Epifteln des Q. Horatius, Pr. *Boek*. Das erſte Buch der Briefe Cicero's ad Familiares mit hiſtoriſchen Einleitungen über Cicero's Leben und Charakter, Pr. *Hermann*. Anleitung und Uebungen im lateiniſchen Stil, verb. mit Erklärung von Tacitus Annalen, Dr. *Hoffa*. Philologiſche Interpretations- und Diſputir-Uebungen, Pr. *Hermann*. Die Theorie der engliſchen, italiäniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Sprache, nebt Anleitung zum richtigen Schreiben und Sprechen, Pr. *Kühne*. Deutſcher Stil mit prakt. Uebungen, Dr. *Amelung*. Privatiffima im Griechiſchen, Lateiniſchen, Italiäniſchen und Engliſchen, Pr. *Wagner*; im Griechiſchen, Lateiniſchen und im deutſchen Stil, Pr. *Börfch*; im Griechiſchen, Lateiniſchen und Franzöſiſchen, Dr. *Amelung*; im Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen, Dr. *Hoffa*.

II. *Gefchichte und Alterthumskunde*. Hiſtoriſche Propädeutik mit praktiſchen

Uebungen, Pr. *Rehm*. Länder- und Völkerkunde, Pr. *Börfch*. Geländkunde, als Grundlage der chronographiſchen und topographiſchen Erdkunde, *Derſelbe*. Politifche Geſchichte des Alterthums, Pr. *Rehm*. Geſchichte des Alterthums, Pr. *Rubino*. Römifche Geſchichte mit beſonderer Rückſicht auf Staatsrecht, *Derſelbe*. Griechiſche Antiquitäten, Pr. *Hermann*. Mythologie der Griechen und Römer, Pr. *Boek*. Archäologie, oder Geſchichte der alten Kunſt, *Derſelbe*. Geſchichte und Theorie der Baukunſt im Alterthume, *Derſelbe*. Geſchichte der griechiſchen Literatur, Pr. *Hermann*. Zweyter Theil der Geſchichte der chriſtlichkirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung, Pr. *Rehm*. Geſchichte des Mittelalters, *Derſelbe*. Deutſche Geſchichte, Pr. *Lips*. Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonieen, Pr. *Rehm*. Europäiſche Staatengeſchichte, Pr. *Lips*.

III. Philoſophie.

Einleitung in das Studium der Philoſophie, Pr. *Creuzer*. System der Philoſophie im Grundriffe, enthaltend Metaphyſik, Naturphiloſophie und Philoſophie der Geſchichte, Dr. *Matthias*. Empiriſche Psychoſophie, Pr. *Creuzer*. Logik, Pr. *Creuzer* und Dr. *Matthias*. Auserleſene Stücke der Aeſthetik, Pr. *Juſti*. Philoſophiſche Einleitung in die Geſchichte der Menſchheit, Pr. *Suabediſſen*. Philoſophiſche Tugend- und Rechts-Lehre, *Derſelbe*. Philoſophie des Chriſtenthums, in Verbindung mit der allgemeinen Religionsgeſchichte, Dr. *Matthias*. Leitung pädagogiſcher Studien, Pr. *Koch*.

IV. Mathematik.

Stereometrie, Pr. *Heffel*. Ebene und ſphäriſche Trigonometrie, Pr. *Gerling*. Uebungen in logarithmiſch-trigonometriſchen Rechnungen, *Derſelbe*. Einzelne Abſchnitte der höheren Mathematik, *Derſelbe*. Analyſis des Endlichen, Pr. *Müller*. Mechanik, combina-

torische Analysis, Differential- und Integral-Rechnung, Pr. *Hessel*. Privatissima über die verschiedenen Theile der Mathematik, Pr. *Müller*.

V. Naturwissenschaften.

Experimentalphysik, Pr. *Gerling*. Theoretische und Experimental-Chemie, nebst ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke, Pr. *Würzler*; auch leitet *Derselbe* die Arbeiten im chemischen Laboratorium. Grundlehren der unorganischen Chemie, Dr. *Landgrebe*. Stöchiometrie, mit Vorausschickung der hierauf sich beziehenden mathemat. Lehren, *Dersf.* Geognosie, Pr. *Hessel*. Technische Mineralogie, *Derselbe*. Ueber die selteneren in den Gewächshäusern cultivirt werdenden Pflanzen, und über besonders für Mediciner interessante Naturgegenstände, Pr. *Wenderoth*. Ueber den gesammten Kreis der sogenannten kryptogamischen Gewächse und einzelne Theile desselben, *Derselbe*. Aeusere Thierkunde, mit Hinsicht auf die Naturgeschichte, Schönheit und Vollkommenheit der Hausthiere, Lebensordnung und Zucht derselben, Pr. *Busch*. Zweyter Theil der allgemeinen Zoologie, welcher die wirbellofen Thiere begreift, Pr. *Herold*. Specielle Naturgeschichte der Thiere, *Derselbe*. Examinatorium über verschiedene Gegenstände aus der Zoologie und Medicin, *Derselbe*.

VI. Staatswissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie der Staatswissenschaft, Pr. *Lips*. Fortwirthschaftslehre, *Derselbe*. Nationalökonomie, *Derselbe*. Staatsfinanzwissenschaft, *Derselbe*. Das Landleben und seine Beschäftigungen, *Derselbe*. Cameralpraxis, Nationalerziehung, *Derselbe*. Salzwerkskunde, Pr. *Hessel*. Polizeyrecht und Polizeypraxis, Pr. *Vollgraff*.

VII. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Pr. *Hüter*. Allgemeine Anatomie, Pr. *Bünger*. Osteologie, *Derselbe*. Specielle physiologische menschliche Anatomie, Myologie, Splanchnologie, Angiologie und die Sinneswerkzeuge, *Derselbe*. Die praktisch-anatomischen Arbeiten leitet *Derselbe* mit den beiden Professoren. Physiologie, Dr. *Eichelberg*. Allgemeine Seelenlehre, *Derselbe*. Philosophische Geschichte der Medicin in den drey letzten Jahrhunderten; *Derselbe*. Physische Erziehung des Menschen; Pr. *Würzler*. Gesundheitserhaltungskunde, Pr. *Hüter*. Allgemeine Pathologie, Pr. *Heufinger*. Allgemeine Therapie, Pr. *Hüter*. Zweyter Theil der speciellen Pathologie und Therapie, Pr. *Heufinger*. Krankheiten der Lungen und des Herzens, Dr. *Pfenningk*. Die verschiedenen Arten der Luft-

feuche und deren Heilung, *Derselbe*. Die Nervenfeiber, in vergleichender Verbindung mit der indischen Cholera, *Derselbe*. Aphorismen des Hippokrates, in Vergl. mit den ähnl. Stellen des Galen, Aretäus von Kappadocien und Celsus, *Derselbe*. Vorträge über Semiotik, über Krankheiten der Kinder oder auch des schönen Geschlechts, *Derselbe*. Augenheilkunde, Pr. *Hüter*. Erster Theil der Chirurgie, Pr. *Ullmann*, mit einem Examinatorium über Chirurgie und Augenheilkunde. Maschinen- und Bandagen-Lehre, *Derselbe*. Uebung chirurgischer Operationen an Cadavern, *Derselbe*. Den *Solayrès de Renhac de partu viribus maternis absoluto*, Pr. von *Siebold*. Die medicinische Klinik, Pr. *Heufinger*. Die chirurgische und Augenklinik, Pr. *Ullmann*. Die geburtshülfliche Klinik, Pr. von *Siebold*, mit Uebungen in geburtshülflichen Operationen am Phantome. Materia medica, Pr. *Wenderoth*, und zwar a) in Bezug auf Pharmakognosik (med. Waarenkunde) und b) in Bezug auf Pharmakodynamik (Jamatologie). Pharmacie, Pr. *Würzler*. Arzneyen, Dr. *Robert*. Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneymittel, Pr. *Würzler*. Gerichtliche Medicin, Pr. von *Siebold*. Medicinische Polizey, Pr. *Busch*. Knochenbau der Hausthiere, Dr. *Hess*. Vergleichende Anatomie der Haus- und Säugethiere, *Derselbe*. Zoophysiologie *Derselbe*, mit einem Examinatorium über Anatomie und Physiologie. Anatomische Uebungen, *Derselbe*. Zooklinische und chirurgische Uebungen im Thierhospital, Pr. *Busch*. Hufbeschlagkunde, mit Berücksichtigung des Baues der Hufe, *Derselbe*.

VIII. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel*. Naturrecht, Pr. *Platner*. Juristische Hermeneutik, Dr. *Büchel*. Exegetische Uebungen, Pr. *Löbell*. Institutionen des Gajus, Pr. *Platner*. Auserlesene Stellen der vaticanischen Fragmente, Pr. *Endemann*. Den Text der Institutionen des Justinianus, Dr. *Büchel* und Dr. *von Vangerow*. Institutionen des römischen Rechts, Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel*. Examinatorium über die Institutionen, Dr. *Büchel*. Pandekten, Pr. *Endemann*. Erbrecht, *Dersf.* Examinatorium über Pandekten und Erbrecht, verbunden mit schriftlichen Ausarbeitungen, *Derselbe*. Obligationenrecht, Dr. *von Meyerfeld*. Geschichte des römischen Rechts, Pr. *Platner* und Dr. *von Vangerow*. Examinatorium über römische Rechtsgeschichte, Dr. *von Vangerow*. Geschichte des römischen Criminalrechts, Pr. *Platner*. Criminalrecht, Pr. *Löbell*. Allgemeines und deutsches Staatsrecht, Pr. *Jordan*. Deutsches Privatrecht, Pr. *Vollgraff*. Kurhef-

fisches Privatrecht, Dr. v. Meyerfeld. Lehrrecht, Pr. Jordan. Katholisches und protestantisches Kirchenrecht; sowohl das allgemeine als das besondere für Deutschland und in Beziehung auf Kurhessen und die oberheinische Kirchenprovinz, Pr. Multer. Theorie des Civilprocesses, Pr. Robert und Dr. von Meyerfeld. Lehre von den Klagen und Einreden, Dr. Büchel. Examinatorium über den Civilprocess, Pr. Robert. Juristisches Practicum, Derselbe. Schriftliche und mündliche Uebungen in Gefetzauslegung und Entscheidung schwieriger Rechtsfälle, Dr. von Vangerow. Criminalprocess, Pr. Jordan. Disputatorium über auserlesene Streitfragen der gesammten Rechtswissenschaft, Derselbe. Examinatoria und Repetitorien über die ganze Rechtswissenschaft und einzelne Theile derselben, Dr. Büchel und Dr. von Meyerfeld; über das römische Recht, Dr. von Vangerow.

IX. Theologie.

1. Evangelische Facultät.

Psalmen, Pr. Justi. Jesajah, Pr. Hupfeld: Klaglieder des Jeremias, Pr. Justi. Uebungen

derer, welche sich im eigenen Interpretiren einer Schrift des alten Testaments veruchen wollen, Pr. Arnoldi. Evangelium des Johannes, Pr. Justi. Apostelgeschichte, Pr. Scheffer. Leidens- und Auferstehungs-Geschichte Christi, Derselbe. Biblische Theologie des alten und neuen Testaments, als Vorwissenchaft der Dogmatik und Moral, Derselbe. Dogmatik und Dogmengeschichte, Pr. Beckhaus. Den Rest der Dogmatik und Geschichte derselben aus dem vorigen Semester, Pr. Zimmermann. Christliche Tugendlehre nebst ihrer Geschichte, Derselbe. Aeltere Kirchengeschichte, Pr. Beckhaus. Geschichte der Dogmatik, Derselbe. Katechetik, mit praktischen Uebungen verbunden, und die vorzüglichsten Stücke der Pastoratheologie, oder, wolte man dies lieber, Homiletik, Pr. Zimmermann. Theologisches Privatissimum in lateinischer Sprache, Derselbe. Theologische Privatissima und Examinatorien, Pr. Scheffer.

2. Katholische Facultät.

Theologische Moral, Pr. Multer. Pastoralwissenschaft, Derselbe.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

I. Neue periodische Schriften.

Bey Fleischmann in München ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen verandt worden:

Neue Analekten für Erd- und Himmels-Kunde, herausgegeben von Prof. Gruithuisen. 1sten Bandes 1stes Heft. gr. 8. 1832. 12 gr. oder 48 kr. geheftet.

Diese durch Neuheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit ausgezeichnete Zeitschrift soll die zahlreichen Freunde der Erd- und Himmels-Kunde, so wie der Naturwissenschaften überhaupt, auf die schnellste Weise mit dem Neuesten und Interessantesten in diesem Gebiete bekannt machen. Höchst merkwürdige Beyträge, sowohl vom berühmten Herausgeber selbst, als von anderen namhaften Gelehrten, bilden den anziehenden Inhalt dieses 1sten Hefts, dem noch in diesem Jahre das 2te folgen wird. Jährlich erscheinen 2 Hefte.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen, und an alle guten Buchhandlungen verandt worden:

Karl Heinrich Sintenis Hülfsbuch zu Stilübungen nach Cicero's Schreibart für die

oberen Classen auf gelehrten Schulen. Zweyte durchaus verbesserte Auflage von Karl Wilhelm Diétrich. Preis 18 gr. od. 1 fl. 21 kr. rhein.

Vorstehern von Gymnasien und Lehrern an denselben, welche sich von dem Werthe dieses Buches durch eigene Prüfung überzeugen wollen, steht — wenn sie sich *direct* an mich wenden — mit Vergnügen ein *Exemplar* *gratis* zu Dienste. — Auch werden bey *Partieen* noch besondere Vortheile gewährt.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mittheilungen

über

Caspar Hauser,

von

Prof. C. F. Daumer,

Haufer's ehemaligem Pflegevater.;

2s Heft. gr. 8. Nürnberg, b. Haubenstricker.

Preis 8 gr. od. 30 kr.

Inhalt: 1) Einige Erinnerungen Hauser's aus seinem Kerkerleben und der nächstfolgenden Zeit. 2) Sprache. 3) Weichheit und Güte des Gemüths in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Nürnberg. 4) Hauser in Beziehung auf das weibliche Geschlecht. 5) Sein

Verhalten in religiösen Beziehungen. 6) Zusatz zu X des ersten Heftes (Ahnung des Mordverfuchs). 7) Träume. 8) Besuch bey einer Somnambule. 9) Einwirkung von Spinnen. 10) Wirkung einer Blume. 11) Berausung durch Weinbeeren. 12) Wirkungen von Metallen, Glas, Edelsteinen u. s. w. 13) Homöopathische Heilverfuche.

Neue Literatur.

Bey uns sind so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Genre-Bilder aus Oesterreich und den verwandten Ländern. Von August Ellrich. (Verfasser des Werks: „die Ungarn wie sie sind.“) broch. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Das Elendsfell. Drey Novellen. (I. Das Elendsfell. II. Die Herzlose. III. Die Gutherzige. Nach Balzac von Dr. Schiff. broch. 1 Thlr.

Viel Lärmen um Nichts. Von Joseph Freyherrn von Eichendorff; und:

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Von Clemenz Brentano. Zwey Novellen. broch. $\frac{5}{8}$ Thlr.

Der erzählende Freund. Ein belehrendes und unterhaltendes Geschenk für die Jugend. Herausgegeben von Fr. Bertram. carton. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Diese neuen Werke werden sich der Lesewelt von selbst empfehlen.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Im Verlage der *Karl Kollmannschen (Wölffschen)* Buchhandlung in Augsburg ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Selling, Dr. Ch. F. G. Ch., *Lectio*num Sallustianarum decades tres. 4 maj. 36 kr.

(Literatur.) An das neuere Sprachen lernende Publicum.

Von dem in *englischer, deutscher und französischer Sprache* nebst erläuternden Anmerkungen erscheinenden

Dorfsfarrer zu Wakefield, von Goldsmith, herausgegeben von Dr. C. M. Winterling. Nürnberg, bey *Haubenstricker,* ist so eben an alle Buchhandlungen ein Probebogen versandt worden, dessen Durchsicht gefälligst darauf Reflectirende überzeugen möge, welche Erleichterung dieses Werk denjenigen gewährt,

die sich im Uebersetzen und Rückübersetzen aus den genannten Sprachen üben, und hierin in *kurzer Zeit* große Fertigkeit erlangen wollen. — Papier und Correctheit des Druckes entspricht gewiss jeder gerechten Anforderung, während der Subscriptionspreis für das ganze Werk von circa 30 Bogen in gr. 8. nicht mehr als 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. beträgt.

Im Verlage der Gebrüder *Schumann* in Zwickau hat so eben die Presse verlassen, und ist an alle soliden Buchhandlungen versendet worden:

Castle dangerous,
a Tale

by

Walter Scott.

Zum Schul- und Privat-Gebrauch mit einem vollständigen *Wörterbuche* herausgegeben von Dr. *Bärmann.* 8. Velin-Papier. Elegant gehftet. 1 Thlr.

Bey Abnahme von 12 Expl. wird *eins* und bey 20 *zwey* Expl. gratis gegeben.

III. Verkaufsanzeige.

Catalogue systématique de la bibliothèque de feu M. Isaac Haffner, Doyen de la Faculté de théologie protestante de Strasbourg, rédigé par lui-même, avec un Fac simile, 2 gros volumes in 8., brochés, prix de chaque volume 1 Thlr.

Der zweyte Band dieses Katalogs ist so eben erschienen. Dieser Band, der ausschließlich dem theologischen Fache gewidmet ist, enthält mehr als 6000 Werke mit vielen Anmerkungen, und ist noch vollständiger als der erste.

Die Bücher des ersten Theils, nämlich die Philosophie, Geographie und Reisen, Geschichte und Literatur enthaltend, deren Verkauf früher angezeigt worden, konnten bis dato nicht versteigert; die Versteigerung derselben wird in den ersten Tagen des künftigen Monats *November* angefangen werden.

Hr. Advocat *Martin,* Schwiegersohn des Hn. Dr. *Haffner,* wird noch bis dahin für den insgesammten Verkauf der einen oder der anderen Partie des ersten Theils Vorschläge annehmen.

Auf die Versteigerung nehmen *Treuttel* und *Würtz,* Buchhändler in Straßburg, Bestellungen an.

INTELLIGENZBLATT

DER

JEN A I S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 5 2.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Neue periodische Schriften.

Vom *Journal für Prediger*, herausgegeben von *Breißneider, Neander* und *Goldhorn*, Halle, bey *Kümmel*, ist so eben das 1ste Heft des 2ten Bandes vom Jahrgang 1832, oder das 1ste Heft des 81sten Bandes der ganzen Reihenfolge, an alle Buchhandlungen versendet. Im Jahre erscheinen 2 Bände à 3 Hefte, und kostet jedes Heft 16 gr., od. der Band 2 Thlr.

Halle, d. 28 Sept. 1832.

C. A. Kümmel.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *C. H. Henning* in Greiz ist erschienen:

Theodulia, Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1833. Mit Beyträgen von *Alberti, Engel, v. Fouqué, Francke, Girardet, Gittermann, H. Hoffmann, Hundeliker, Köthe, Lutz, Münckner, Oesfeld, Lina Reinhardt, K. C. G. Schmidt, Schorch, H. A. Schott, H. Schott, Schwabe, Weicker, Wolff* und Anderen herausgegeben von *Dr. C. B. Meissner, Dr. G. Schmidt* und *E. Hoffmann*. Siebenter Jahrgang. Mit Kupfer und 4 Musikbeylagen. kl. 8. elegant gebunden in Futteral mit Goldschnitt. 22 Bogen. 1 Thlr. 12 gr.

Bey *Aug. Weller* in Bautzen ist so eben erschienen, und um beygesetzten Preis in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Klien, Fr. A., (civit. Budiss. a consiliis) *quatenus ex insidiis vitae conjugis fructus recte de divortio agatur? Quaestio juris, quam de novo recensuit caussaque peculiari illustrare studuit.* 6½ Bogen, gr. 8. 12 gr.

Diese dem Eherechtige angehörende Schrift

erörtert diesen schwierigen Gegenstand des ohnehin schwankenden Eherechts eben so interessant als gründlich, und stellt sich daher in theoret. und prakt. Beziehung den tüchtigen Monographien an die Seite.

E. Dresler (Lehrer der franzöf. Sprache am Gymnasium zu Budissin), über die Mängel der franzöfischen Grammatik nebst Bemerkungen über die Art und Weise, denselben abzuheffen, mit besonderer Berücksichtigung der Sprachlehren von *Wailly, Girault-Duvivier, Noël, Rod, Mozin, Sanguin, Hirzel, Taillefer* und *Kirchhof*. - 4½ Bogen Velinpapier. 8. 8 gr. br.

Diese kleine Schrift lehrt die Gebrechen der franzöf. Grammatik kennen, warnt vor den ungenauen und nicht selten ganz falschen Bestimmungen derselben, und erläutert eine Anzahl Gegenstände, über die alle Grammatiken schweigen. Kenner, Liebhaber und vornehmlich Lehrer der franzöfischen Sprache werden sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Bereits im vorigen Jahre erschien:

Christliche Morgenandachten
auf alle Tage des Jahres.

Von *C. W. Spieker*,

Dr. der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.

gr. 8. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geh. 1½ Thlr.

(Berlin. Verlag der Buchhandlung von

C. F. Amelang.)

In den *Annalen der Theologie* 1832. 1ster Band. 3tes Heft. S. 257 - 262 befindet sich folgende Beurtheilung dieses mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommenen Werks:

„Der durch seine gehaltreichen Schriften in der theologischen Literatur rühmlichst bekannte Hr. Verf. hat auch in diesem neuen Andachtsbuche allen Freunden der Religion

und der christlichen Erbauung eine schöne und dankenswerthe Gabe gebracht, von der sich erwarten läßt, daß sie dieselbe allgemeine Verbreitung finden werde, wie seine früheren ascetischen Schriften, namentlich sein *Andachtsbuch für gebildete Christen* (Berlin, 1830, bey C. F. Amelang), das schon die 5te Auflage erlebt hat. — Was *Witschel* durch seine Morgen- und Abend-Opfer geleistet und Gutes gestiftet hat, werden gewiß auch diese Morgenandachten leisten, die noch den Vorzug haben, daß sie durch Abwechslung von Prosa und Poesie, so wie auch dadurch, daß *auf jeden Tag* des Jahres Gebete und kurze Betrachtungen gegeben sind, an Mannichfaltigkeit und Reiz gewinnen. Es herrscht durchgehends in allen hier vorkommenden Andachten ein reiner christlicher Geist und ächt religiöser Sinn, verbunden mit einer reinen und klaren Diction. — Eine besondere Weihe erhalten diese Betrachtungen durch die dazu gewählten Bibelstellen, an welche sie geknüpft sind; so wie die stete Rücksichtnahme auf die wechselnden Erscheinungen des Jahres und die in demselben vorkommenden christlichen Feste. Jeder Monat bildet gleichsam eine eigene Abtheilung. — Der Hr. Verf. will diesen Morgenandachten bald auch Abendbetrachtungen nachfolgen lassen, denen gewiß Jeder, der mit dem Werthe der ersten sich bekannt gemacht hat, mit Vergnügen entgegen sieht. Das schöne Aeußere vorliegender Schrift stimmt ganz mit dem Inneren überein. Wir schließen diese Anzeige mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Wunsche: Möchten recht viele Christen — — — Frieden finden!“

Jetzt kann der Verleger den zahlreichen Besitzern der *Morgenandachten* die gewiß willkommene Nachricht mittheilen, daß so eben die Presse verließ:

Christliche Abendandachten

auf alle Tage des Jahres.

Von C. W. Spieker.

gr. 8. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

(Morgen- und Abend-Andachten *complet*
3 Thlr.)

(Berlin, 1832. Verlag der Buchhandlung von
C. F. Amelang.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. W. Weinholz, *Handbuch der pharmaceut.-mathematischen Physik und Chemie*. Zum Selbststudium für angehende Chemiker, Aerzte und Apotheker. Nebst einer verschiebbaren chemischen Äquivalentenscale und 28 tabellarischen Ueber-

sichten, sämmtlich mit den nöthigen Erläuterungen über ihre Einrichtung, Gebrauchs- und Nutzungs-Art versehen. gr. 8. 2 Thlr.

Wir enthalten uns jeder eigenen Anpreisung dieses Werks, und beziehen uns auf das Urtheil; das ein erfahrener Pharmaceut und Chemiker darüber fällt, als es ihm zur Begutachtung vorgelegt wurde: „Nicht anders als sehr gelungen kann nach meiner Ueberzeugung diese verdienstvolle Arbeit genannt werden. Sie wird angehenden und auch wirklichen Apothekern und Aerzten, denen die nöthigen höheren arithmetischen Vorkenntnisse mangeln, wie auch im Umfange der Wissenschaft schon reifer ausgebildeten Männern, besonders wegen der zahlreich angehängten Tabellen aller Art von dem größten Nutzen seyn. Es fehlt uns zwar über chemische Meßkunst und pharmaceutische Physik nicht an Werken von ausgezeichneten chemischen Schriftstellern, allein sie alle setzen Kenntnisse von den Gleichungen und Proportionen, sowie mathematische Kenntnisse überhaupt, voraus, und helfen also den Antägern nichts. Will aber der Arzt und Pharmaceut sich diejenigen Lehren der leider auf Gymnasien so sehr vernachlässigten höheren Arithmetik und Mathematik aneignen, die ihm zu seiner Wissenschaft jetzt unentbehrlich sind, so muß er die Gesammtheit dieser Lehren studiren, also auch die ihn nicht unmittelbar berührenden, wodurch den übrigen Wissenschaften entweder zu viel Zeit entzogen wird, oder wodurch auch Viele ganz abgeschreckt werden. Also muß ihnen ein Werk wie dieses, welches leicht faßlich und dabey gründlich das zum Verstehen der Chemie und pharmaceutischen Physik Nöthige ausgewählt und zusammengestellt hat, höchst willkommen seyn. Unsere Literatur hat bis jetzt kein gleiches Werk dieser Art in der Zusammenstellung als Ganzes aufzuweisen, ob schon viele einzelne Theile desselben zerstreut in den verschiedenen Lehrbüchern der Chemie, Mathematik, Physik, Pharmacie, Stöchiometrie u. s. w. sich finden. Die Anordnung ist gut, der Stil leicht verständlich und das Ganze höchst gründlich und *au niveau* mit dem allerneuesten Standpunct der Wissenschaft.“

Bey *August Helmich* in Bielefeld ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jüngst, L. V., zweyter Cursus des Unterrichts in der Geographie. 8. 18 Bogen, weiß Druckpap. 16 gr.

Dieses Schulbuch, verbunden mit dem dazu gehörigen ersten Cursus, ist ganz dazu ein-

gerichtet, den Schülern in die Hände gegeben zu werden, indem es nach einer streng methodischen Anordnung nur solche Gegenstände enthält, welche von denselben erlernt werden sollen. Schulmänner, die das Buch einzuführen gefonnen seyn sollten, würden sich gewiss mit der darin aufgestellten Methode befreunden, und recht erfreuliche Resultate in dem Unterricht einer Wissenschaft erreichen, deren zweckmäßige Bearbeitung für Schulen noch immer so weit hinter den großen Fortschritten derselben durch einen *Humboldt, Ritter* u. s. w., so wie hinter den gerechten Wünschen gewissenhafter Lehrer, zurückblieb.

In der *Wienbrack'schen* Buchhandlung zu Leipzig und Torgau erschien so eben, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Unterwelt,
oder

Gründe für ein bewohntes und bewohnbares Inneres unserer Erde. 2ter Theil. Auch unter dem Titel: *Ansichten der Völker über die Bewohner des Inneren unserer Erde.* gr. 8. geh. Preis 22 gr.

Der erste Theil dieses Buches, welcher im Jahre 1828 in demselben Verlage erschien, erregte großes Aufsehen durch die Neuheit seines Inhalts und die darin ausgesprochenen originellen Ideen, veranlaßte auch bald darauf, durch vielfach erschienene Beurtheilungen, die Vertheidigungsschrift „Pluto.“ Aufgemuntert durch den gewordenen Beyfall, bearbeitete der Verfasser diesen 2ten Theil, worin er die Ansichten der Völker, sowohl der Vorzeit als Gegenwart, über diesen Gegenstand darstellt, und durch unterhaltende Sagen und Volksmärchen beurkundet. Auch hier wird der Leser Interessantes und Neues in Menge finden, die außerordentliche Belesenheit des Verfassers bewundern, und mit ihm oft den Wunsch aussprechen, daß der Weg zur Unterwelt bald gebahnt werden möchte. Nicht allein den Besitzern des ersten Theils, sondern auch denen, welche ihn nicht besitzen, sey dies Buch empfohlen, da es ein Ganzes für sich ausmacht, wie aus dem Inhalt gleich zu ersehen ist.

Inhalt: Einleitung. — Ansichten der Menschen über die Bewohner der Unterwelt. — Der Hades der Griechen und Römer. — Der Hades bey verschiedenen anderen Völkern. — Die christliche Hölle, 3 Erzählungen. — Hölle des Dante. — Läuterungs-Zustand der Geister, 6 Erzählungen. — Unterirdische Mittelwesen des Mittelalters. — Die Feen. — Nixen, 4 Erzählungen. — Kobolde, 3 Erzählungen. — Elfen, 16 Erzählungen. — Erdbewohnende Mit-

telwesen der nicht europäischen Völker. — Der Muhel. — Geister als Mittelwesen, 4 Erzählungen. — Mehr oder weniger elfenähnliche Menschen als Bewohner der Unterwelt, 2 Erzählungen. — Sagen, daß die Innenerde von wirklichen Menschen bewohnt sey. — Folgerungen aus allem diesem. — Mehrere unterirdische Erdgeschöpfe: Würmer, Insecten, Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere, Menschen. — Niel Klimms Wallfahrt in die Unterwelt.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gustav Adolf der Große,
König von Schweden.

„Ein Heldengedicht in vier Gefängen,
als Denkschrift zur zweyten Säcularfeier
der Schlacht bey Lützen
vom 6 November 1632,

von

Carl Spahn.“

Velinpapier, brosch. in elegantem Umschlag.
12 gr.

Leipzig, im Sept. 1832.

W. Zirges'sche Buchhandlung.

So eben erschien, und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

*Praktisches Lehrbuch der gesammten
Baumwollen-, Leinwand- und Seiden-Färberey,*

nebst einer gründlichen Anleitung zur
Türkisch-Roth-Färberey,

so wie zu den neu entdeckten und bey dem Färben der Seide anzuwendenden

Physik-Bädern.

Ein unentbehrliches Handbuch für Färber und Fabricanten, welche sich mit der Baumwollen-, Flachs-, Garn-, Zeug-, Leinwand- und Seiden-Färberey beschäftigen, und das Neueste und Vortheilhafteste in diesen Zweigen der Färbekunst kennen lernen wollen. Nach eigenen Erfahrungen und geprüften Vorschriften

von

Hermann Schrader,

Kunst- und Schön-Färber in Hamburg.

Octav. Engl. Druckpap. Sauber geheftet.

1 Thlr.

(Berlin, 1832. Verlag der Buchhandlung von
C. F. Amelang.)

Schon der Titel des hier angezeigten Buchs giebt die Tendenz und den umfassenden Inhalt desselben hinlänglich zu erkennen, und der Verleger glaubt, mit voller Ueberzeugung, nur noch hinzufügen zu dürfen, daß nicht

blofs derjenige, der sich der Färbekunst widmen und darin vervollkommen will, in diesem mit Umsicht und Sachkenntniß verfaßten Buche die genügendste Belehrung, sondern auch mancher schon praktisch gebildete Färber und Fabricant manches ihm Neue darin finden wird.

Gleichzeitig verlies die Presse:

Schrader, H., praktisches Lehrbuch der gesammten Wollen- oder Schön-Färberey. 8. Geh. 1 Thlr.

Der neueste Roman von *Amalia Schoppe*:

Marie, oder *Liebe bildet*, elegant gedruckt und brochirt, ist so eben bey mir erschienen und für 1½ Thlr. in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im Oct. 1832.

Carl Focke.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Mittheilungen aus dem höheren Staats- und Kirchen-Leben, zur Förderung eines rechten Menschen- und Volks-Lebens, von *W. Schröter*, Licent. der Theologie und Pfarrer. 1tes Bändchen. gr. 8. Altona, b. *Hammerich*. geh. 20 gr.

Das erste Bändchen dieser, „allen wahren Fürsten- und Volks-Freunden“ gewidmeten Mittheilungen enthält: 1) Ueber die Politik ohne Religion und zur Rechtfertigung, daß ein Diener der Kirche über Angelegenheiten des Staats redet. 2) Vom Staate und der Kirche geförderte Menschenerziehung, als Grundlage des Volkswohls. 3) Entwicklungsgeschichte der relig. und polit. Ideen. 4) Der Monokrat im Geiste des ächten Monokratismus und Monotheismus. 5) Das Ministerium im ächten Geiste des Monokratismus und Monotheismus. 6) Die *Vox populi*, als *vox Dei*. 7) Die Verfassung im Allgemeinen. 8) Die Verfassung im Besonderen. 9) Die Staatsverfassung. 10) Die Kirchenverfassung.

Bey *J. Hölcher* in Coblenz ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Klein, Prof. *J. A.*, das Moselthal zwischen Coblenz und Zell, mit Städten, Ortschaften und Ritter-Burgen, historisch-topographisch-malerisch. gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 gr.

Klein, Prof., Denkblätter für meine Freunde. 8. geh. 20 gr.

Leymann, Dr. und Medicinalrath, die Entbindung leblofer Schwangeren, mit Beziehung auf die *Lex Regia*. Mit 6 Tabellen. gr. 8. geh. 20 gr.

Fenelon's Gebetbuch, a. d. Französischen. 12. Mit: Kupf. geh. 45 kr.

Beicht- und Communion Buch. 12. geh. 45 kr.

Bey *J. J. Wiesike* in Brandenburg erschienen, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Grunert, Dr. u. Prof., Lehrbuch der Mathematik für die oberen Classen höherer Lehranstalten. 1r Thl. Arithmetik, à 14 gr. ord. 2r Thl. Stereometrie, à 14 gr. ord. 3r Thl. Ebene und sphärische Trigonometrie, à 14 gr. ord. 4r Thl. Kegelschnitte, à 14 gr. ord.

Bey *Carl Hoffmann* in Stuttgart ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. T. Beck, Versuch einer pneumatisch hermeneutischen Entwicklung des neunten Capitels an die Römer. gr. 8. br. Pr. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Frankfurt a. M. bey *Schmerber* ist erschienen:

Chrestomathie aus lateinischen Dichtern, zum Schulgebrauche zusammengestellt von *Morstadt*. Preis 12 gr.

III. Bücher-Auctionen.

Bücherauction. Die nachgelassene Büchersammlung des verstorbenen *M. F. W. Sturz*, Rect. emer. der königl. sächs. Landeshule zu Grimma, wird vom 26 Nov. d. J. an in Grimma gegen baare Zahlung in pr. Cri. versteigert.

Commissionen hiezu übernehmen:

in Grimma

Hr. Prof. *Witzschel*,

- *M. Fliebsbach*.

in Leipzig

- *M. Grau*,

- *Mehnert*,

- *C. E. Schmidt*,

- *J. G. Zesewitz*,

- Univerf. Procl. *J. A. G. Weigel*,

- Baccal. jur. *J. T. Sembold Sturz*,

bey welchen Herren auch die Kataloge der Bibliothek unentgeltlich zu erlangen sind.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 3 2.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben erschien, und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

*Allgemeine Geschichte
des Israelitischen Volkes,*

sowohl seines zweymaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Secten, bis in die neueste Zeit, in gedrängter Uebersicht, zunächst für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geistliche, und wissenschaftlich gebildete Leser, aus den Quellen bearbeitet
von *J. M. Jost*, Dr.

(Verfasser des Werkes: „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer.“)

In zwey Bänden. 71 Bogen in gr. 8. *Complet* 4 $\frac{3}{4}$ Thlr.

(Berlin, 1832. Verlag der Buchhandlung von *C. F. Amelang*.)

Ein Werk, das ganz besonders von unserer Zeit gefodert wird! Der Hr. Verf. hatte in seinem größern Geschichtswerke der Wissenschaft eine neue gehaltreiche Fundgrube eröffnet, und mittelst Entfaltung eines ausgedehnten Quellenstudiums der gelehrten Welt ein bisher ganz unbekanntes Land entdeckt, so wie durch Clafficität des Ausdrucks und Lebendigkeit der Darstellung ein ausgebreitetes Publicum für einen früherhin völlig unberücksichtigt gebliebenen Gegenstand gewonnen, — als die plötzlich eingetretenen Ereignisse der neuesten Zeit das Interesse daran bey Weitem erhöhten.

Die Verhandlungen über Emancipation durchhalten das ganze gebildete Europa; die Gesetzgebung strebt, sich den Fortschritten der Zeit anzuschließen, der Geist will vorurtheilsfrey Mißbräuche abstellen. Da nur tüchtige historische Kenntniß solche Aufgaben zu lösen vermag, so ist, in Beziehung auf die israelitischen Gemeinden, eine genauere Geschichtskunde unentbehrlich.

Es erging daher der vielseitige Ruf an

den Hn. Verf., eine, den Anforderungen der Wissenschaft und unserer Zeit genügende, pragmatisch zusammenhängende, vollständige, bis in die neueste Zeit leitende Geschichte des israelitischen Volkes zu bearbeiten, die, ohne bedeutenden Zeit- und Kosten-Aufwand, dem wißbegierigen Leser eine klare Uebersicht gewähre, dem Staatsmanne die wichtigsten Punkte der Emancipationsfrage enthülle, dem Juristen einen Blick in den Gang der bisherigen Gesetzgebung verschaffe, und den Geistlichen und Volkslehrern, sowie allen gebildeten Freunden der Wahrheit, über eine unendliche Menge von Mißverständnissen, die durch Flüchtigkeit und Unkunde der Tageschriftsteller noch vermehrt werden, Aufklärung gebe.

Alles dieß wird in dem vorliegenden Werke mit der bekannten Umsicht und redlichen Freymüthigkeit des Hn. Verf. geleistet, und der geneigte Leser darf sich davon eben so reiche Belehrung als auch von der interessanten Darstellung einen wissenschaftlichen Genuß versprechen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ch. L. Brehm, Handbuch für den Liebhaber der Stuben-, Haus- und aller der Zählung werthen Vögel, enthaltend die genauesten Beschreibungen von 200 europäischen Vögelarten und eine gründliche, auf vielen neuen Beobachtungen beruhende Anweisung, die in- und ausländischen Vögel zu fangen, einzugewöhnen, zu füttern, zu warten, fortzupflanzen, vor Krankheiten zu bewahren und von denselben zu heilen. Unter Mitwirkung des Hn. *Felix Grafen Gourcy-Droitaumont*. Mit 8 ganz treu und sorgfältig nach der Natur gezeichneten illuminirten Kupfern. gr. 8. eleg. geh. 3 Thlr.

Der Hr. Verf., berühmt als großer Ornitholog und Herausgeber mehrerer ornitholog. Werke (namentl. der kürzlich erschienenen

„Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands,“ wofür er von Sr. Maj. von Preussen mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde) liefert in vorstehender Naturgeschichte der Stubenvögel ein Werk, welches nach dem Ausspruch eines großen Kenners einzig in seiner Art ist. — Durch die Vereinigung mit dem Hn. Grafen von Gourcy, der Hunderte von Stubenvögeln gehalten und genau beobachtet hat, und durch die Beyhülfe von fünf andern großen Kennern sind über die Arten, die Kunst, sie zu fangen, zu ernähren, zu heilen und fortzupflanzen, so viele neue Erfahrungen mitgetheilt, daß man kühn behaupten kann, keine andere Nation besitze über die Stubenvögel ein so umfassendes gründliches Werk, welches noch überdies lauter eigene Beobachtungen enthält, und bey ihrer Merkwürdigkeit für den Naturforscher überhaupt, als für den Ornithologen insbesondere, von großer Wichtigkeit ist, auch dem Landwirth, Tauben- und Hühner-Liebhaber viel Interessantes und Praktisches mittheilt.

Apud
Georgium Reimerum
Berolinensem

his ipsis diebus prodiit:

Corpus juris civilis. Ad fidem codicum manuscriptorum aliorumque subsidiorum criticorum recensuit, commentario perpetuo instruxit *Eduardus Schrader*, ICTus. In operis societatem acceperunt *Theophilus Lucas Fridericus Tafel*, Philologus. *Gualtherus Frideric. Clossius*, ICTus. Post huius discessum *Christ. Joh. C. Maier*, ICTus. Tomus primus. *Institutionum libri IV.* XXIV. 841 pagg. quarto maj. charta impress. 6 $\frac{3}{4}$ Thlr. — scriptor. 8 Thlr.

Operi nostro dudum praeparato sequentia insunt, ut monuimus in Prodomo corp. iur. civ. edendi. Berol. 1823:

- 1) Institutionum textus nova recensio, nitens codicibus ms. selectis XXX vel XI (inter quos folia Veronenfia, literis uncialibus exarata; dein tres codd. mss. seculi X, anterioribus editoribus incogniti); impressis veteribus X aliisque editionibus VI; Caio; Theophilo; collectionibus medii aevi ecclesiasticis, quarum quaedam seculum IX assequuntur; aliis subsidiis.
- 2) Apparatus criticus, ex opibus modo memoratis haustus.
- 3) Commentarius exegeticus, illustrationem Institutionum praehans e tota iuridicae reliquaeque antiquitatis penu petitam, ICTis Philologisque (sic speramus) profuturam.
- 4) Authenticae Institutionum, ad fidem codd.

mfc., ex quibus nonnullae, quae priores editores latuerant, additae sunt.

- 5) Indices titulorum, paragraphorum, locorum cognatorum nominum rerum et verborum; quorum primus et secundus, aliis editionibus communes, nostris curis locupletati; tertius et quartus, novo editorum labore confecti, ubertatis laudem sectantur.
- 6) Praefatio, additamenta de subsidiis criticis exegeticisque Prodomo subiungens.

Editionem nostram, quum primum publice promitteretur, faustis nostratum atque exterorum vocibus excipi admodum laetabamur; huic enim favori magnam eorum subsidiorum partem debere fatemur, quibus per totum laborem nostri decursum uti licuit. Iam vero absoluta Institutionum editione, quid potius in votis habere fas erit, quam ut opus nostratum ICTis, tum reliquis univrsae antiquitatis studiosis, Germanis et exteris, se probet, variamque legentibus utilitatem afferat; unde editoribus redemptorique non solum compensatio quaedam redundabit sive sumtum sive laborum, verum etiam eorum, quae dehinc a nobis praestanda erunt, haud leve incitamentum?

Proximo post emissum hunc librum tempore minor prodibit Institutionum editio, quae maioris editionis copias in formam compendiarum contractas suppeditabit; deinde maioris editionis volumen alterum, sive Digestorum tomus primus. Is vero ipse, cui edendo satis larga iam nunc praecludit suppellectilis literariae copia, Institutionum editionis consilio fere servato, brevioris formam habebit. Unde eveniet, ut Digestorum singulae partes, tribus vel quatuor voluminibus absolvendae, brevibus quaeque temporis intervallis emittantur.

Tubingae, m. Maij MDCCCXXXII.

Editores.

In der *Nauck'schen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und an alle übrigen Buchhandlungen verlannt:

Asmus, F., die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Brandenburgischen Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. 12. 5 Sgr.

Dasselbe mit dem Porträt Friedrich II. geh. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Hoffmann, L., die Maschine ist nothwendig. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Ideler, L., und *Nolte, H.*, Handbuch der englischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen engl. Prosaikern und Dichtern nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. gr. 8.

- Profaischer Theil, 4te Aufl. 1½ Thlr. Poetischer Theil, 4te Aufl. 2 Thlr.*
- Ideler, J. L., Meteorologia veterum Gracorum et Romanorum. Prolegomena ad novam Meteorologicorum Aristotelis editionem adornandam. 8 maj. 1½ Thlr.*
- Müchler, J. G., franz. Lesebuch für die ersten Anfänger. 9te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 10 Sgr.*
- Preufs, J. D. E., ist Friedrich der Zweyte, König von Preussen, irreligiös gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung. 2te Auflage. 8. geh. 10 Sgr.*
- Reuscher, S. Fr. A., Grundriß der allgemeinen Erd- und Länder-Kunde. Ein Leitfadens des geographischen Unterrichts für die Mittelclassen von Gymnasien und die Oberclassen höherer Volksschulen. gr. 8. 15 Sgr.*
- Schwalm, G. G. (königl. preuß. Obermühlen- und Bau-Inspector), Anleitung zum Bau der Flufs-Bagger-Maschinen, nebst Erfahrungen über die großen Vorzüge derselben vor den gewöhnlichen Handbaggern. Mit sieben Kupfertafeln, mehreren Holzschnitten und einem Kostenüberschlag. in Folio. 3¼ Thlr.*
- Wohibrück, L. W., Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens. 3 Bde. gr. 8. 6 Thlr.*

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Encyclopädie der Polizeywissenschaften, oder Inbegriff der vorzüglichsten, in Deutschland überhaupt als in den einzelnen deutschen Staaten insbesondere vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften über alle ins Polizeygebiet einschlagenden Gegenstände: als Oekonomie- und Administrations-, Armen-, Bettel-, Pafs-, Innungs- u. s. w. Wesen, Cholera- und andere Epidemien, Feuerpolizey, Volksunruhen, Censurwesen, Verfahren bey Auffindung Verunglückter, bey Scheintodten u. s. w. In Form eines Wörterbuchs dargestellt und zum praktischen Gebrauche der Orts- und Polizey-Behörden, namentlich auch deutscher Landtagsabgeordneter bestimmt von Dr. jur. F. H. Ungewitter. gr. 8. 1½ Thlr.

Die Brauchbarkeit dieses Werkes und sein Vorzug vor den vorhandenen Lehr- und Handbüchern und Systemen der Polizey liegt vornehmlich darin, daß man in allen vorkommenden, zumal in unerwarteten und plötzlichen Fällen sich *augenblicklich* Rathes erholen kann, und darin auch nicht ein einziger Gegenstand, der für einen Polizeybeamten nur irgend ein Interesse haben kann, übergangen oder unberührt geblieben wäre. Zudem möchte

nicht wohl ein anderes Werk dieses Faches den Erfodernissen des gegenwärtigen Zeitgeistes passender entsprechen. Landtagsabgeordneten, Mitgliedern von städtischen Verfassungen und anderen unstudirten Ortsvorständen möchte dieses Buch zur schnellen Uebersicht der ihnen vorgelegten Gegenstände ein sehr bequemer, ja ein fast unentbehrlicher Rathgeber seyn.

Bey *W. Natorff* und *Comp.* in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Historisches Handlexikon.

Encyclopädische Uebersicht aller wichtigen Thatfachen sowohl der Universal- als auch Special-Geschichte, mit Berücksichtigung der Mythologie, Statistik, Länder- und Völkerkunde, der Literär- und Kunst-Geschichte, und der Biographien der merkwürdigsten Personen aller Zeiten.

Erster Band *A—B.*

gr. 8. 42 Bogen. 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk vereinigt in sich so viel Neues, daß es sich gewiß bald einer großen Verbreitung erfreuen wird. Auf Willenshaftlichkeit gestützt, bietet es in gedrängter Kürze und klarer Darstellung einen Uebersicht über das gesammte historische Gebiet der alten, neueren und neuesten Zeit. Der Geschichte jedes Staates sind eine chronologische Uebersicht der wichtigsten, ihn betreffenden Begebenheiten, so wie auch eine Regententabelle, beygefügt. Bey den Biographien wichtiger Staatsmänner, Gelehrten und Künstler findet sich, wie dies auch bey den geschichtlichen Artikeln der Fall ist, eine genaue Angabe der Quellen. Die topographischen und statistischen Mittheilungen sind nach den neuesten Anzeigen bearbeitet; der historischen und anderen Merkwürdigkeiten, wodurch einzelne Oerter besonderes Interesse haben, ist überall Erwähnung geschehen, und überhaupt nichts übergangen, was der Belehrung förderlich seyn könnte. Wir dürfen daher dem Publicum dies Werk, an dem höchst achtbare und anerkannte Gelehrte arbeiten, mit vollem Rechte empfehlen. Bey dem Beginne des Werkes ward eine Subscription, die bereits höchst erfreuliche Resultate geliefert hat, in der Art eröffnet, daß es in monatlichen Heften (das Heft zu 6 Bogen 10 Sgr.) erscheint. Vorläufig dauert diese Subscription durch alle Buchhandlungen Deutschlands fort.

Bey *C. H. Henning* in Greiz sind neu erschienen:

- Querner, Godofred*, „Goldkörner auf dem Felde der Geschichte gewonnen.“ Zur Belehrung und Unterhaltung. Größtentheils aus handschriftlichen Nachrichten, archivalischen Mittheilungen und älteren Druckschriften zusammengestellt. 2 Thle. 8. 2 Thlr.
- Reinhardt, Lina*, „frommer Jungfrauen Gemüthsleben.“ 2 Thle. 8. geh. 1 Thlr. 8 gr.
- Wolff, O. L. B.*, „Proben altholländischer Volkslieder.“ Mit einem Anhang altschwedischer, englischer, schottischer, italiänischer, madecassischer, brasilianischer und altdeutscher Volkslieder. Gefammelt und überfetzt von dem Herausgeber. 8. 20 gr.

N e u e V e r l a g s b ü c h e r
der
Palm'schen Verlagsbuchhandlung
in Erlangen.

- Geib, Karl*, Handbuch der griechischen und römischen Mythologie, mit Steinzeichnungen von *Schlücht*. gr. 8. 2 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 20 gr.
- Glück, Dr. C. F. v.*, ausführliche Erläuterung der Pandekten nach *Hellfeld*. 35r Band. Fortgesetzt von *Hn. Geh. Justiz-Rath Mühlbruch*. gr. 8. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.
- — vollständiges Sach- und Gesetz-Register zum Commentar. 3r Band. gr. 8. 3 fl. od. 2 Thlr.
- Heintz, P. C.*, über die Zeit, in welcher der Lutherische Katechismus in den protest. Gebietstheilen des jetzigen Königsreichs Baiern, diesseits des Rheins, eingeführt worden ist, und in wie fern er nur in denselben ein symbolisches Ansehen erhalten habe. 8. 30 kr. od. 8 gr.
- Rust, Dr. J.*, Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. gr. 8. 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.
- — wie legensreich ein ernstes Nachdenken über die Erscheinung Jesu Christi auf Erden gerade für unsere Zeit werden müsse. Eine Predigt gehalten am 1 Weihnachtstage 1831. Mit erweiternden, rechtfertigenden und bestätigenden Anmerkungen. 8r. 8. 30 kr. od. 8 gr.
- Schulfreund* für die deutschen Bundesstaaten, 15s Bdchen oder des bayerischen Schulfreundes 25s Bdch. herausg. von *D. H. Stephani*. 8. 1 fl. od. 16 gr.

So eben erschien bey Unterzeichnetem:

Neuestes englisches Lesebuch; enthaltend ausgewählte Lesestücke aus den besten englischen Schriftstellern, herausgegeben von *Henry Flindt*. gr. 8. br. 21 gr.

Lehrer und Kenner der englischen Sprache werden den Werth dieses schön ausgestatteten und wohlfeilen Lesebuchs schon bey flüchtiger Durchsicht zu würdigen wissen; es eignet sich vorzüglich zum Unterricht, und möge daher Lehrern und Lernenden bestens empfohlen seyn.

Eisenwein, C. H., Elementarbuch der französischen Sprache. 8. broch. 12 gr.

— — premiers éléments de la langue allemande. gr. 8. 6 gr.

Will. Shakspeare's, choicest plays; cont. Romeo and Juliet, Midsummer-Night's Dream, J. Caesar, Macbeth. 8. Velinpap. broch. 12 gr.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

So eben ist bey mir erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Stieglitz (Christian Ludwig), geschichtliche Entwicklung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. gr. 8. 20½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 18 gr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Schultés, Dr. F. A., Briefe über Frankreich, auf einer Fußreise durch das südwestliche Baiern, durch die Schweiz, über Genf, Lyon, Montpellier, Certe, durch die Cevennen über Clermont, Moulins, Nevers nach Paris und über Nancy nach Straßburg. 2 Theile. 8. 1815. (57 Bogen.) Ladenpreis 6 fl. od. 3½ Thlr., herabgesetzt bis Neujahr 1833 auf 2 fl. od. 1½ Thlr.

Landshut, im Sept. 1832.

Krüll'sche Univerfitäts-
Buchhandlung.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

O C T O B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

Universitäten-Chronik.

J e n a .

Als Fortsetzung des in No. 9 unseres Intelligenzblattes mitgetheilten Berichtes liefern wir die Chronik hiesiger Universität bis zum Monat September, als so weit sie uns mitgetheilt worden.

Am 4 Febr. übernahm Hr. Hofrath und Prof. Dr. Reinhold zum ersten Male das Prorektorat, und hielt eine lateinische Antrittsrede: *de vi et fructu amoris litterarum, quo vero et sincero flagrare debeant omnes in Academia litterarum studiosi.*

Unter dem vorhergegangenen Prorektorate des Hn. Geh. Hofraths und Prof. Dr. Kieser waren von der Universität überhaupt 147 Studierende abgegangen, worunter 63 Theologen, 51 Juristen, 15 Mediciner und 18 der philosophischen Studien Beflissene. Immatriculirt wurden 138, unter welchen 56 Theologen, 40 Juristen, 21 Mediciner und 21 der philologischen und philosophischen Studien Beflissene waren. Die Gesamtzahl betrug 589, von denen 288 Theologie, 163 die Rechte, 72 Medicin, 61 Philosophie studirten.

Das Prorektorat für das Winterhalbjahr übernahm am 4 August Hr. Hofrath und Prof. Dr. Fries. Die von demselben bey dieser Gelegenheit gehaltene deutsche Antrittsrede handelte von dem Geiste und der Bedeutung der wahren akademischen Freyheit.

Unter dem vorigen Prorektorate sind von der Universität 155 Studierende abgegangen, worunter 78 Theologen, 73 Juristen, 16 Mediciner und 24 der philosoph. Studien Beflissene. Immatriculirt wurden 165, unter welchen 67 Theologen, 59 Juristen, 18 Mediciner und 19 der philologischen und philosph. Studien Beflissene waren. Die Gesamtzahl betrug 597, von denen 285 Theologie, 135 die Rechte, 75 Medicin, 54 Philosophie studirten.

I. Akademische Schriften.

a) Von dem Professor der Beredbarkeit, Hn. Geh. Hofrath Dr. Eichstädt im Namen und Auftrage der Universität:

1) Zur Ankündigung des Sommer-Prorektorats: *Paradoxa quaedam Horatiana* (b. Bran 12 S. 4).

Der Vf. sucht zu erweisen, daß die feine Ironie und die oft schalkhafte Laune, welche man seither nur in Horazens Satiren und Episteln zu finden meinte, nicht selten auch in dessen lyrischen Gedichten anzutreffen sey, und daß mehrere derselben, in denen man seither nur hochfeierlichen Ernst erkannte, aus jenem Gesichtspuncte gefaßt und erklärt werden müssen, wenn sie nicht des Dichters unwürdig erscheinen sollen. Diefs zeigt der Vf. an der ersten Ode des zweyten Buches, in welcher Horaz seine Verwandlung in einen Schwan (Apotheose!) auf eine scherzhaftige Weise besingt.

2) Zur Ankündigung der Sommer-Vorlesungen: *De poesi culinaria Comment. III* (b. Bran 17 S. 4).

3) Zur Ankündigung der zum Andenken der Augsbürgischen Confession von Hn. Adolph Facius, Candid. des Predigtamtes aus Weimar, am 30 Mai gehaltenen Lynckerischen Stipendiatenrede: *De poesi culinaria Comment. IV* (b. Bran, 16 S. 4).

Beide Programme enthalten eine fortgesetzte Erläuterung des in den *Epistol. obscurorum virorum* befindlichen, unter dem Namen Philipp Schlauff wahrscheinlich (wie hier gezeigt wird), von Phil. Melanchthon (Schwarzherd) verfertigten *Carmen inanerarium*.

4) Zur Ankündigung des Winter-Prorektorats: *Paradoxa quaedam Horatiana. Part. II* (b. Bran 12 S. 4).

Aus demselben oben angedeuteten Gesichtspunct wird die 4te Ode des zweyten Buches erklärt, in welcher die Interpreten eine ernstliche Ermahnung an Horazens Freund (der

hier *Xanthias Phoeus* genannt wird) gefunden haben, seine Sklavin rechtlich zu ehelichen, damit *gener* und Aehnliches ganz eigentlich verstanden werde. Der *Vi.* nimmt die ganze Ode für eine feine Zurechtweisung des verliebten Freundes, und warnt wiederholt, den zarten Duft der Ironie, der auf so vielen Werken des *Venusinens* liegt, nicht durch einen zur Unzeit angebrachten Ernst zu zerstören.

5) Zur Ankündigung der Winter-Vorlesungen erläutert das dem Lectionskataloge vorausgeschickte Proömium das in *Brunck. Anal. Tom. III. p. 325* befindliche Räthsel: $\mu\eta$ λέγε u. s. w. (b. Bran 19 S. 4).

b) Theologische Festprogramme.

Die gewöhnlichen Oster- und Pfingst-Programme sollen nachgeliefert werden.

II. Promotionen, Disputationen und darauf vorbereitende Programme.

1) In der *theologischen Facultät*: Am 4 Februar wurden unter dem Decanate des Hrn. Kirchenrath Dr. *Hoffmann* der evangelische Pfarrer, Hr. *Johann Heinrich Ludwig Schröder* zu Thorn, und der Missionsprediger Hr. *Anton Gerlach*, ebendasselbst, *per diploma* zu Doctoren der Theologie promovirt, nach Einreichung schriftlicher Arbeiten, welche nachher im Druck erschienen sind: *J. H. L. Schröder, dissert. philosophico-theologica de incomprehensibilitate Dei.* (Stratioburgi 1832. 130 S. 8.) *A. Gerlach, dissert. theolog. de malo.* (Stratiob. 1852. 76 S. 8.)

Am 22 Febr. vertheidigte öffentlich Hr. *Johann August Gottfried Hoffmann* aus Pörsneck, Philof. Dr. und Theol. Baccal., *pro venia legendi* seine *dissert. introductionem in librum Danielis exhibens* (Pörsneck, b. Vogler 70 S. 8.), und hielt sodann am 3 März seine theologische Probevorlesung über 1 Cor. 15, 35 — 50.

Am 29 Febr. erwarb sich dasselbe Recht Hr. *Friedrich Carl Meier* aus Schaumburg-Lippe, Philof. Dr. und Theol. Baccal., durch Vertheidigung seiner *Dissert.: Notiones veterum Hebraeorum de rebus post mortem futuris, scriptis V. T. comprobatae* (Jena, b. Frommann, 35 S. 8.), und hielt sodann seine theologische Probevorlesung am 27 März über die wichtigsten Umstände, welche die Kirchenverbesserung des 16 Jahrhunderts herbeyführten.

Am 16 April hielt Hr. Dr. *Carl August Hofe* seine Antrittsrede als Prof. theol. *extraord. de studio juris ecclesiastici recte instituendo*; er hatte zu dieser Feierlichkeit durch ein Programm eingeladen: *de jure ecclesiastico commentarii historici, libri I. partis. II.* (Leipzig b. Hartmann 102 S. 8.)

Am 4 Juli wurde Hr. *Johann Gustav*

Stickel, Phil. Dr., Baccal. und außerordentl. Professor der Theologie, öffentlich zum Licentiaten, und unmittelbar darauf zum Doctor der Theologie promovirt, nach vorhergegangener Vertheidigung seiner *Commentatio philologico-historico-critica in locum Jobi celebrissimum c. 19. v. 25 — 27* (Jena, b. Schreiber, 115 S. 8.). Eingeladen hatte zu dieser Feierlichkeit der zeitige Decan, Hr. Geh. K. R. Dr. *Schott*, durch ein Programm: *De iis, quae maxime observanda sint in explicanda Pauli de Anti-Christo doctrina* (Jena, b. Schreiber, 16 S. 4.).

Am 17 Juli vertheidigte Hr. *Conrad Maximilian Kirchner* aus Frankfurt a. M., Philof. Dr. und Theol. Baccal., öffentlich *pro venia legendi* seine *Comment. de Montanisius Spec. I* (Jena, b. Frommann, 31 S. 8.), und hielt am 23 Juli seine öffentliche Probevorlesung über die Geschichte des ältesten Chiliasmus.

2) In der *juristischen Facultät* hielt am 19 März Hr. Oberappellationsgerichtsrath und Prof. Dr. *Francke* seine Antrittsrede, zu welcher er durch ein Programm: *Observationum de jure legatorum et fideicommissorum Sectio I* (Jena, b. Cröcker, 16 S. 4.) eingeladen, und erlangte dadurch Sitz und Stimme in der Facultät.

Am 14 April ertheilte die Facultät dem Probsteigerichts-Actuar Hn. *Carl Moritz Semmel* aus Gera, zu Leipzig, auf die von ihm eingereichten Probefchriften, in Abwesenheit die juristische Doctorwürde.

Mittels höchster Rescripte d. d. Weimar 1 Mai und Gotha 17 April wurden die bisherigen Privatdocenten Hr. Dr. *Reinhold Schmidt* und Hr. Dr. *Gustav Aserus* zu außerordentlichen Professoren des Rechts ernannt.

3) In der *medizinischen Facultät* wurde, unter dem Decanat des Hn. Geh. Hofrath Dr. *Kieser*, Hr. *Gustav Albert Adolph Wahl* aus Frankenhäusen im Schwarzburg-Rudolstädtschen, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio inaug. medica exhibens exemplum syphilidis larvatae inveteratae* (Jena, b. Schreiber 18 S. 4.), zum Doctor der Medicin und Chirurgie creirt.

Am 29 März hielt Hr. Prof. *extraord. Dr. Jonathan Carl Zenker* seine Antrittsrede: *De commendando patriae naturae studio*. Das Einladungs-Programm dazu handelt *de Gammeri Pulicis Fabr. historia naturali atque sanguinis circulatione* (Jena, b. Mauke 28 S. 4. mit 1 Kupfertafel!).

Am 28 April vertheidigte Hr. *Franz Gustav Hafe*, aus Steinbach, seine *Dissertation: De vitae principis* (Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel, 14 S. 4.), und erhielt darauf die medizinische und chirurgische Doctorwürde.

Am 1 Mai wurde dieselbe Würde Hn. *Anton Franz Friedrich Joseph Rougemont*, Compagnie-Chirurgus bey der 7 k. preuss. Artillerie-

riebrigade in Cöln am Rhein, in *absentia* ertheilt.

Am 22 Mai hielt Hr. Prof. Dr. *Friedrich Wilhelm Theile* seine Antrittsrede als außerordentl. Professor der Medicin: *De Anthropologia populari medica*, zu welcher er durch ein Programm: *De vario detractiois sanguinis generalis et localis effectu* (Jena, b. Frommann 8 S. 4.) eingeladen hatte.

Am 28 Mai erhielt die medicinisch-chirurgische Doctorwürde Hr. *Ferdinand Födtsch* aus Mühltröff im Voigtlande, nach öffentlicher Vertheidigung seiner Dissertation: *De morbosa sanguinis temperatione, inprimis in chlorosi, hysteria et pneumonia inquisitionibus chemicis indicata et de ferri devorati in sanguinem transitu experimentis comprobato* (Jena, b. Schlotter 36 S. 4).

Am 4 Juni Hr. *Ignatius Franz Xaver Schöman* aus Jena, nach Vertheidigung seiner Dissertation: *De tumore cranii recens naturae sanguineo* (Jena b. Frommann, 29 S. 8).

Am 14 Jun. habilitirte sich Hr. Dr. med. und chirurg. *Johann Gottfried Macarius von Rein*, als Privatdocent in der medicinischen Facultät durch eine vor versammelter Facultät gehaltene Vorlesung über die Pathologie und Therapie der Dysenterie.

4) In der philosophischen Facultät wurden, unter dem Decanat des Hn. Hofrath *Hand*, zu Doctoren der Philosophie promovirt, nachdem sie theils durch eingereichte Probeschritten, theils durch bestandenes Examen, den Statuten Genüge geleistet: den 24 Febr. Hr. *Ernst Hermann Schröder* aus Greiz; den 2 März Hr. *Hermann Schlegel*, Aufseher über das naturhist. Museum in Leyden, Verfasser mehrerer Schriften; den 8 März Hr. *Robert Lenz*

aus Reval; den 21 März Hr. *Albert Bohnstedt*, Lehrer an der königl. Gewerbschule in Berlin; den 21 März Hr. *Carl Eduard Förstemann*, Secretär bey der Bibliothek zu Halle, Verfasser mehrerer wohlaufgenommener Schriften; den 21 März Hr. *Wilhelm Carl Ferdinand Rinne*, Lehrer am katholischen Gymnasium zu Erfurt; den 8 April Hr. *Georg Friedrich Wach*, Director der Gewerbschule zu Bielefeld, Verfasser gedruckter Abhandlungen; den 13 April Hr. *Anton Ludwig Garthoff*; den 28 April Hr. *Philipp Jacob Schönwetter*; den 28 April Hr. *Bernhard Göbeler* aus Freyenwalde; den 22 Mai Hr. *Nikolaus Mohr* aus Holstein; den 30 Mai Hr. *Carl Bouterwek* aus Tennenwitz; den 4 Jun. Hr. *Victor Friedrich Leopold Jacobi*, aus Pempelfort; den 9 Jun. Hr. *Constantin Ackermann*, Archidiakonus zu Jena, honoris causa; den 18 Jun. Hr. *Eduard Tanneberg*, Baccal. jur. in Leipzig; den 30 Jun. Hr. *Ernst Hofmann*, aus Lievland; den 2 Aug. Hr. *Alexander von Scherer* aus Petersburg; den 30 Aug. Hr. *Eduard von Muralt* aus der Schweiz.

Die Würde eines *Magisters der freyen Künste* und das Recht, philosophische Vorlesungen zu halten, erlangten: am 2 Mai Hr. Dr. *Carl Gustav Schüler*, nach öffentl. Vertheid. seiner Dissertation: *De ferro ochraceo viridi*, und Hr. Dr. *Ernst Sigismund Mirbt*, welcher seine Dissertation *de philosophorum controversia e variis philosophandi modis exorta*, den 23 Mai öffentlich vertheidigte. Zu diesen beiden Promotionen lud der derzeitige Decan, Hr. Hofrath *Hand*, durch zwey Programme ein: *Annotationes in Euripidis Iphigeniam Tauricam. Part. I et II.*

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Neue periodische Schriften.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen:

Dr. *A. Elias* von *Siebold's Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinder-Krankheiten*. Herausgegeben von *Ed. Casp. Jac. v. Siebold*, Dr. der Phil., Med. und Chirurgie, Prof. an der kurf. hess. Univerf. zu Marburg, Direct. der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer daselbst. Zwölften Bandes zweytes Stück. Mit einer Tabelle. gr. 8. broch. 1 Thlr. 6 gr.

Die früheren Bände I—X, à 3 Stücke, sind von 44 Thlr. 14 gr. auf 14 Thlr. 21 gr. herabgesetzt, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist im Verlage des Unterzeichneten erschienen:

Klopstock's Oden und Elegieen, mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und Schriften des Dichters. Von *C. F. R. Vetterlein*. 3 Bände. Unveränderte wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. 1833. 2 Thlr. (sonst 4 Thlr.)

Raspe, G. C. H., de *Eupolidis Δημοσις ac Πολέσιον*. Commentatio de sententia Decanorum Academiae Rostochiensis maxime spectabilium praemio ornata. gr. 8. 1832. 15 gr.

Wolf's, F. A., Darstellung der Alterthumswissenschaft, nebst einer Auswahl seiner kleinen Schriften; und literarischen Zugaben zu

dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Dr. S. F. W. Hoffmann. Mit Wolf's Bildnifs. gr. 8. 1833. 1 Thlr. 18 gr.
 F. A. Wolf's Bildnifs. Auf schönem Schweizerpapier. 8 gr.
 Leipzig, den 1 Oct. 1832.

August Lehnhold.

P e n e l o p e.

Taschenbuch für das Jahr 1833. Herausgegeben von Th. Hell. 22r Jahrgang. Mit 8 Kupfer- und Stahlstichen nach Schiavoni, Ender, Retzsch u. f. w., gestochen von John, Erz. Stöber, Fleischmann, Beyer, Höfel, F. Wagner. 16. In gepressten Umfchlag mit Goldschnitt geb. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. rheinl. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Inhalt: Apollonia, von Th. Hell. Bilderchronik der theatralischen Zeitererscheinungen. Das Gewissen von v. Wachsmann. Der Schleier der Königin, von F. v. Heyden. Spatolino, von Th. Hell. Jakoea von Holland, von Carl von Glumen. Unglückliche Liebe, von Leop. Schefer. — Gedichte von Castell, Gr. Blankensee, Tiedge, von Deuern.

Die Jahrgänge von 1825 — 1830 incl. sind einzeln auf 18 gr., zusammengenommen auf 4 Thlr. herabgesetzt. — Dieses wohlbekannte und im Verhältniß wohlfeileste Taschenbuch ist jetzt zu haben in allen Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

U r a n i a.

Taschenbuch auf das Jahr 1833.

Mit Dannecker's Bildnifs und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden.
 16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. *Wilhelmine*. Eine Erzählung in Briefen. II. *Idus*. Novelle von Posgaru. III. *Die Ahnenprobe*. Novelle von Ludw. Tieck. IV. *Der bleiche Ritter*. Erzählung von A. Oehlen-schläger.

Dannecker's sehr ähnliches Bildnifs kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die früheren Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im October-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 73 — 80 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

- | | | |
|--|--------------------------------------|--------------------------------------|
| Adler in Rostock E. B. 78. | Hartmann in Leipzig 186 (2). 200. | Palm u. Enke in Erlangen E. B. 75. |
| Anton in Halle 181. | E. B. 76. 78 (2). | Pelz in Breslau 196 (2). |
| Arnold in Dresden u. Leipzig 189. | Heinrichshofen in Magdeburg E. B. | Riegel in Potsdam 187. |
| E. B. 78 (2). | 79. 80. | Riegel u. Wiefner in Nürnberg E. |
| Aue in Altona E. B. 78. | Hendels in Cöslin E. B. 77. 79. 80. | B. 78. |
| Bachem in Köln E. B. 78 (2). | Heyder in Erlangen E. B. 78. | Rubach in Magdeburg 198. E. B. 78. |
| Barth in Leipzig E. B. 74. | Heyer in Gießen 190. | Rückert in Berlin 183. E. B. 78. |
| Baumgärtner in Leipzig 197. | Hirrichs in Leipzig 181. | Schlesinger in Berlin E. B. 76. |
| Becker in Würzburg E. B. 78. | Mirschwald in Berlin E. B. 74. | Schwan u. Götze in Mannheim E. |
| Bornträger in Königsberg E. B. 78 (2). | Höfcher in Coblenz 199. | B. 77. |
| Braun in Carlsruhe E. B. 78. | Hoffmann u. Campe in Hamburg | v. Seidel in Sulzbach 190. E. B. 78 |
| Brönner in Frankfurt a. M. 200. | E. B. 78. | (2). 78. |
| Busch in Altona E. B. 77. | Kaiser in Bremen 192 (3). | Steinkopf in Stuttgart 182. 183. 200 |
| Cnobloch in Leipzig 198. 199. | Klein in Leipzig 196. | E. B. 78. |
| Creutzsche Buchh. in Magdeburg | Kobitzschens Erben in Magdeburg | Strecker in Würzburg E. B. 78. |
| E. B. 78. | 192. | Tenon in Paris 188. |
| Engelmann in Leipzig 185. E. B. 77. | Krieger in Kassel E. B. 80 (2). | Unzer in Königsberg 191. 192. |
| Enslin in Berlin 193. 194. E. B. 76. | Langewiesche in Herlohe 194. | Vandenhöck u. Ruprecht in Göt- |
| 78 (2). | Leske in Darmstadt 195. | tingen 190. 196. 197. |
| Ferber in Gießen 186. | Löflund u. Sohn in Stuttgart 191. | Verlags-Comptoir in Braunschweig |
| Fest in Leipzig E. B. 76. | Luchtman in Leiden E. B. 77. | E. B. 78. |
| Freytatzkys Wittwe in Ratzeburg | Mayer in Aachen u. Leipzig E. B. 78. | Wagner in Insbruck 197. |
| E. B. 75. | Meyersche Hofbuchh. in Lemgo 200. | Wagner in Neustadt a. d. O. 189. |
| Fröhlich u. Comp. in Berlin 188. | Müller in Berlin u. Posen 189. | 192. E. B. 75. 80. |
| Groos in Freyburg 188. E. B. 75. | 195. E. B. 78. | Wallis in Constanz 199. |
| Günter in Glogau 190. | Morin in Stettin E. B. 78. | Wallishauser in Wien 184. 185. |
| Hahn in Hannover 183. 194. | Naft in Ludwigsburg 187. | Weidemann in Mersburg 182. |
| Hallberger in Stuttgart E. B. 76. 80. | Nauck in Leipzig E. B. 77. | Wolbrecht in Leipzig 188. E. B. 75. |
| | Oehmigke in Berlin E. B. 79. 80. | |

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

- 1) SÜLZBACH, in d. Seidel'schen Buchhandlung: *Evangelische Schullehrer-Bibel*. In Verbindung mit einigen evangelischen Geistlichen herausgegeben von *Christian Philipp Heinrich Brandt*, Decon und erstem Pfarrer in Windsbach. *Neuen Testaments dritter Theil*, enthaltend die zwey Briefe Petri, die drey Briefe Johannis, den Brief Jacobi und den Brief Judä. 1831. Nebst 2 Chartern der im N. T. vorkommenden Länder.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 143.]

- 2) Ebendasselbst: *Erklärung der Offenbarung Johannis*. Eine Zugabe zur evangelischen Schullehrer-Bibel, von *M. August Osiander*, Pfarrer zu Münklingen im Königreich Württemberg. 1831. Zusammen von S. 653 bis 708. 8. (9 gr.)

Die Methode dieses brauchbaren Werks bleibt dieselbe, wie in den vorigen Theilen. Vor jedem Schriftbuch wird der Vf. desselben genannt, und die Umstände, unter welchen er geschrieben, als Einleitung kurz angezeigt. Vor jedem Capitel steht eine kurze Inhaltsanzeige. Die Erklärung des Textes folgt entweder durch Umschreibung oder durch richtigere Uebersetzung als die von Luther.

In dem 1 Cap. des *ersten Briefs Petri*, womit diese Fortsetzung beginnt, ist nicht angeführt, daß Petrus so viel als Fels bedeute, und daß ihm Jesus wegen seiner festen Ueberzeugung von seiner Messiaswürde entweder diesen Namen zuerst gegeben, oder, wenn er denselben schon gehabt, seinem eigentlichen Namen vorgezogen habe, Joh. 1, 43. Matth. 16, 18. Nach Joh. 1, 42 hieß er Simon. Daß Petrus der Verfasser dieses Buchs sey, wird von den Herausgebern angenommen, weil es aus dem vielfältigen Zeugnisse der Alten deutlich erhellt. *Euseb. hist. eccles.* 3, 25. 39. *Irenaeus c. haeres.* 4, 9. Das *πεπεπιδημος* lassen viele in der Bedeutung gelten, in welcher es gewöhnlich vorkommt, und einen Menschen bezeichnet, der sich irgendwo als ein Fremdling aufhält, und verstehen darunter theils lauter geborne, theils mit gebornen Heiden vermischte Juden. So behaupten auch hier die Herausgeber, daß die Christen, denen der Apostel diesen Brief zunächst bestimmte, nach Cap. 1, 1 Judenchristen

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band,

sen seyen, welche in heidnischen Ländern, namentlich in mehreren Landschaften Klein-Asiens, zerstreut lebten. Doch bezieht sich der Inhalt dieses Briefs nicht bloß auf geborne Juden, und geborne Heiden konnten nicht den Namen *πεπεπιδημος* führen, denn sie waren aller Wahrscheinlichkeit nach in den genannten Ländern anässig. Vielmehr scheint dieses Wort hier so viel zu bedeuten als Profelyten, Judengenossen, weil die Juden ihre Glaubensgenossen aus dem Heidenthum *εθνη*, *Fremdlinge*, zu nennen pflegten. Der Inhalt sowohl des 1 als des 2 dieser Briefe bezieht sich nur auf unbeschnittene Judengenossen, oder auf Heiden, die, ohne Annahme der Beschneidung und des levitischen Gesetzes, den einzigen wahren Gott allein verehrten, und die Mosaische Religion für göttlich hielten. Und Menschen, welche schon vor ihrem Uebertritt zum Christenthum diese Religion hochgeschätzt und für eine vom Himmel abstammende Religion erkannt hatten, und die von den Anhängern des Mosaischen Gesetzes durch die Behauptung in Unruhe gesetzt wurden, sie könnten ohne die Annahme der Beschneidung nicht in das Reich Gottes eingehen, hatten diese Versicherung nöthiger, als Heiden, welche geradezu dem Bekenntniß des Christenthums beygetreten waren, und selbst auf das Ansehn jüdischer Religioneiferer wenig achteten. Auch die Worte (Cap. 1, 1 des 2 Briefs): „die mit uns eben denselben theueren Glauben überkommen haben“, würden nicht bedeutend seyn, wenn kein einziger Grund vorhanden gewesen wäre, den Glauben derer, an welche Petrus schrieb, dem Glauben der gebornen Juden nachzusetzen. Gleichwohl waren die Leser des zweyten Briefs, der, wie sich aus 2 Petr. 3, 1 ergibt, an eben dieselben Personen, wie der erste, geschrieben ist, Leser der alttestamentlichen Schriften, mithin schwerlich bloße Heiden. Dieser Brief ist als ein Schreiben, welches eine Gemeinde an die andere zu übersenden hatte, zu betrachten, und den Zweck desselben hat Petrus (Cap. 5, 12) selbst angegeben, nämlich die Leser zur Tugendübung zu ermahnen, und sie zu versichern, daß die Lehre, welche sie bisher bekannt hätten, die wahre Lehre Gottes sey. Die Ermahnungen des Apostels sind zerstreut aufgeführt, und seine Versicherung, daß die Leser seines Sendschreibens die wahre Lehre von Gott und göttlichen Dingen besitzen, ist an die Lobpreisung Gottes und an die ertheilten Ermahnungen geknüpft. Biswe-

B h

len ist die mit Luthers Uebersetzung vorgenommene Verbesserung nicht gelungen, jene dagegen den exegetischen Grundfätzen gemäßer und folglich beyzubehalten. So lautet (1 Petr. 1, 1. 2) Luthers Uebersetzung: „Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den erwählten Fremdlingen hin und her, in Ponto u. l. w. Nach der Vorsehung Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes, zum Gehorsam und zur Beprengung des Blutes Jesu Christi.“ In der vorliegenden Uebersetzung heist es aber: „Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den zerstreuten Fremdlingen in Pontus u. l. w., welche nach der Vorekenntniß Gottes des Vaters auserwählt sind durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Beprengung mit dem Blute Jesu Christi.“ Hier ist *ἐκλεκτός* durch *zerstreut* erklärt, es bedeutet aber einen Auserwählten, d. i. einen, welcher durch reine Religionserkenntniß ein wahrer Verehrer Gottes geworden ist, und sich also von denen unterscheidet, die es nicht sind.“ Bekanntlich ist diese Benennung der Christen aus dem A. T. entlehnt, wo (z. B. Jes. 65, 9) die Israeliten *יִרְיָקָה, ἐκλεκτοί*, Erwählte, genannt werden. *πρόγνωσις* ist von Luther durch Vorsehung und von den Herausgebern durch Vorerkenntniß überliefert; das erste scheint hier ebenfalls noch deutlicher ausgedrückt zu seyn, weil es sich auf *ἐκλεκτοῖς* bezieht, und *πρόγνωσις* so viel bedeutet als Vorherwissen, Bestimmung, Rath, Entschluß. V. 24. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grafes Blume. In diesem Verse ist zwar *σὰρξ* durch *Mensch* deutlicher überliefert, allein das ihm hinzugefügte Beywort *unwiedergeborne*, nämlich Menschen, ist völlig überflüssig, und verhindert die richtige Auflösung des mitgetheilten Gedankens; es ist hier nicht das geistige, sondern das leibliche Leben des Menschen gemeint. Der Apostel hat die hier angestellte richtige Vergleichung aus Jes. 40, 6 entlehnt. Cap. 2, 2: Und seydt begierig nach der vernünftigen lauterer Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf das ihr durch dieselbe zunehmet. Dieser Vers ist nicht vollständig erläutert, indem bloß gesagt ist: seydt begierig nach der unverfälschten Milch des Wortes, und wachset zur Seligkeit. Der Sinn dieser Worte ist: Und nehmet mit einem so großen Verlangen, als neugeborne Kinder nach der Milch der Mutter haben, den ächten und leicht zu verstehenden Unterricht des Christenthums zu frommer Gesinnung und zu heiligem Wandel an. Es wird hier das Verlangen, welches die Christen nach dem Unterrichte der Lehre Jesu haben sollen, in Ansehung der Stärke, mit dem Verlangen der neugebornen Kinder nach der Muttermilch, und der Unterricht des Christenthums zu einem tugendhaften Lebenswandel in Hinsicht seiner Verständlichkeit mit der Muttermilch verglichen, welche für das Kind diejenige Nahrung ist, die es am besten verdauen kann.

Für die Aechtheit des zweyten Briefs Petri ist hier nur Ein Grund, anstatt aller übrigen, angegeben, nämlich dieser: das es ganz undenkbar sey, wie der Vf. dieses Briefs ein Anderer seyn könne, als Petrus, indem

er sich (Cap. 1, 1 und 16—18) selbst so nenne. Als ein besonderer Grund verdient indessen angeführt zu werden, das der Sündfluth, welche doch sonst in den Briefen der Apostel nicht das Alltägliche ist, in beiden Sendschreiben ausdrücklich Erwähnung geschieht, und zwar jedesmal mit dem zur Absicht des Schriftstellers sehr wohl entbehrlichen Umstande, das acht Personen gerettet worden wären (1 Petr. 3, 20. 2 Petr. 2, 5). Ferner der Vf. des ersten Briefs hatte den Brief Pauli an die Römer gelesen, der Vf. des zweyten behauptet nicht weniger, das er denselben gelesen habe; und indem sonst kein neutestamentlicher Schriftsteller namentlich auf den anderen sich beruft, so gehört auch dieser Umstand zu dem Charakteristischen dieses Briefs. Zwar ist nicht zu leugnen, das die Schreibart desselben, besonders in dem zweyten Capitel, von der in dem ersten Briefe etwas unterschieden ist; aber dieser Unterschied ist noch kein Beweis, das man beiden Briefen auch zwey Verfasser beylegen müsse, weil man aus einem einzigen Briefe die Schreibart eines Mannes noch nicht genau kennen lernen kann. Auch in der Ordnung des Vortrags sind sich diese Briefe gleich, weil der Zweck derselben am Ende eines jeden angegeben ist. Bey den zwey schwierigen Stellen 2 Petr. 2, V. 15. 16, aus welchen das Hauptargument gegen die Aechtheit des zweyten Briefs hergenommen wird, ist nicht gesagt, wie in dem letzten Verse die Worte zu verstehen sind: „das stumme, lafbare Thier redete mit Menschenstimme, und wehrte des Propheten Thorheit.“ Bekanntlich wird die Erzählung von Bileams redender Eselin verschiedentlich erklärt. Vielleicht läst sich dieses Ereigniß so erklären: Dieses Thier wurde auf seinem Wege schüchtern gemacht, es sprang aus dem Wege, und wollte sich nicht mehr lenken lassen. Darüber gerieth Bileam in Zorn und schlug die Eselin. Sie blieb still stehen, weil sie ein Gegenstand furchtsam machte, und Bileam sah ein, das sie nicht aus Widerfetzlichkeit, sondern aus Furcht nicht weiter gehen wollte; indem sie aber eine solche Schüchternheit noch nie gezeigt hatte, wurde er noch aufgebracht; und da er es für unmöglich hielt, seine Reife fortzusetzen, so erkannte und fühlte er sein böses Vorhaben, und auf einmal entschloß er sich, von demselben abzustehen.

In der Einleitung zu den *drey Briefen Johannis* wird mit Recht behauptet, das diese Briefe einen und ebendenselben Vf. haben, und das sich dies schon aus der Schreibart, wodurch sich dieser Mann, der auch das Evangelium schrieb, sehr kenntlich macht, ergebe. Die Benennung eines Briefs hat man wohl dieser Schrift in neueren Zeiten zuweilen streitig machen wollen, weil es wahr ist, das sie nicht die äußere Form eines apostolischen Briefs hat, das der gewöhnliche Gruss im Anfange fehlt, und das Ganze sich auch nicht mit einem Grusse schließt. Allein es werden doch bestimmte Personen angedredet, und der Apostel geht in seinem Briefstile von einem Gegenstande zum anderen über. Eben so wahr ist die Behauptung der Herausgeber, das der erste dieser Briefe gegen Irrlehrer, welche zur Zeit der Apostel aufgestanden wa-

ren, gerichtet ist, wobey noch bemerkt seyn sollte, daß diese Irrlehrer in dem Kreise von Christen, an welche Johannes schrieb, Beyfall fanden; vor diesen will er seine Leser warnen, und zur beharrlichen Anhänglichkeit an die ächte christliche Lehre ermuntern. Nach dem 9 V. im 2 Cap. scheinen diese Irrlehrer Christen gewesen zu seyn, aber die Kirche derselben verlassen zu haben. Daß Jesus der Christus sey, leugneten sie in der Glaubenslehre, und in der Sittenlehre stellten sie die Behauptung auf, daß Sünde nichts Unsitliches sey; auch gaben sie Unduldsamkeit und Härte gegen die Christen zu erkennen. Daher eifert der Apostel gegen dieses ungöttliche Wesen, und setzt die Lehre, daß Jesus göttliche Hoheit und Messiaswürde besitze, als die Grundwahrheit des Christenthums der Irrlehre jener Abtrünnigen entgegen. Den Ort, wo dieses Sendschreiben abgefaßt worden ist, findet man hier nicht angegeben. Uebrigens glaubt man, der Vf. habe es ebendenselben Christen in Kleinasien gewidmet, an welche sich der Apostel Petrus, zu Folge des 1 Cap. in seinem 1 Briefe, mit seinem Sendschreiben wandte. — Wenn Johannes diesen Brief mit den Worten anfängt: „Das da vom Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschaut und das unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens“, so beruft er sich auf seinen persönlichen Umgang mit Jesu, um seine Glaubwürdigkeit zu empfehlen. Die Herausgeber hingegen berufen sich auch auf die Genossen des Verfassers; ausserdem beziehen sie die Worte: „das vom Anfang war“ auf den Anfang des Evangeliums Johannis, und glauben vielleicht, daß hier von der Ewigkeit des Wortes oder des Sprechers die Rede sey; weil jedoch dasjenige, was ewig ist, gar keinen Anfang hat, so gewinnt es beynahe das Ansehen, als ob man sich nicht ganz richtig ausdrücke, wenn man, um zu behaupten, Gott offenbare sein Daseyn und Wirken von Ewigkeit her, sagen wollte: er sey von Anfang an gewesen; das Hülfswort *seyn* hat in der Bibelsprache auch die Bedeutung von *geschehen, sich zutragen, ereignen* (Matth. 24, 3 *εἰπὲ ἡμῖν, πότε ταῦτα ἔσται*). Der Ausdruck: „Was von Anfang an sich zutrug“ enthält einen natürlichen Sinn. Die Schlussworte dieses Verfes: *vom Worte des Lebens*, sind so erläutert: „Das Wort des Lebens ist Jesus, weil in ihm vermöge seiner persönlichen Vereinigung mit dem zweyten Wesen in der Gottheit das göttliche unerhoffene Leben ist, das Leben in Wahrheit und Liebe.“ Kürzer gefaßt, ist der *λόγος* als ein beglückender Lehrer zu verstehen.

Die Einleitung in den *Brief Jacobi* beschäftigt sich zu weitläufig mit der Behauptung, daß der Vf. dieses Briefs ein Bruder des Herrn gewesen sey, und schon der Anfang dieser Einleitung erregt einige Bedenklichkeit, indem es heisst: „Es ist die herrschende Ueberlieferung der Kirche der ersten Jahrhunderte, daß der Brief, den wir jetzt vor uns haben, von Jacobus, dem Bruder des Herrn, dem ersten Bischof der Gemeinde zu Jerusalem und Märtyrer, kurz vor der Zerstörung der Stadt, geschrieben worden sey. Namentlich sagt dies

sehr bestimmt der berühmte Kirchengeschichtschreiber Eusebius, und es ist kein Grund vorhanden, seine Nachricht in Zweifel zu ziehen.“ Allein über das kanonische Ansehn dieses Briefs sind nicht nur die Meinungen der Alten, sondern auch der neueren Schriftausleger sehr getheilt. In den frühesten Zeiten wurde dasselbe nicht allgemein anerkannt. Schon Eusebius sagt das in dem 25 Cap. des 3 B. seiner Kirchengeschichte, wo er die Schriften des N. T., im Allgemeinen angenommen, in solche, denen viele widersprechen, und in falsche, untergeschobene, eintheilt; er rechnet diesen Brief zu denen, welchen widersprochen wird, die aber doch von den meisten für ächt gehalten werden. Nur zur Zeit des Hieronymus hatte er ein größeres Ansehn. Gleichwohl geschieht diesem Sendschreiben von Seiten des Eusebius aus blosser Uebereilung offenkundiges Unrecht, indem nicht nur in der alten syrischen Uebersetzung, sondern auch von mehreren syrischen Schriftstellern die Aechtheit desselben angenommen wird. Es findet sich in diesem Briefe keine Spur von Unächtheit; denn weder in Ansehung des Inhalts noch der Schreibart ist etwas vorhanden, was nicht unfehlbar von Jacobus, entweder dem Bruder Jesu (Matth. 13, 55), oder von einem der beiden Apostel, die den Namen Jacobus führten, wovon der eine ein Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes (Matth. 10, 2), und der andere ein Sohn des Alphäus und der Maria war (Matth. 10, 3), seyn könnte. Der vermeinte Widerspruch des 2 Cap. gegen die Lehre Pauli in seinem Briefe an die Römer war vielleicht bloß die Ursache, um derenwillen die Aechtheit des Briefs Jacobi in Zweifel gezogen wurde. Daß er mehr christliche Sitten - als Glaubens - Lehre enthält, das macht ihn keinesweges verwerflich. Zwar wurde er von Luther ein strophener Brief genannt, aber es geschah dies nur aus Uebereilung, weil er gewisse wahre und besonders ansprechende Lehren nicht darin vofand; vielleicht hatte ihm das nicht völlige Verstehen des 14. 15 und 16 V. im 5 Cap., woraus man die Lehre von der Beichte und der letzten Oelung hernahm, eine Abneigung gegen denselben eingefloßt. Das Wenige, was dieses Sendschreiben in Beziehung auf Glaubenslehre in sich faßt, ist ein blosser Anhang zu den Ermahnungen, die darin gegeben sind; diese aber sind nicht nach einer genauen Ordnung vorge tragen, sondern sie folgen auf einander nach der Art eines mit Unbefangenheit abgefaßten Briefs, in dem man gelegentlich auf einen neuen Gegenstand kommt, und nachher wohl wieder zu dem vorhergehenden zurückkehrt. Die Ermahnungen selbst betreffen hauptsächlich die geduldige Ertragung der Widerwärtigkeiten und Verfolgungen um des Bekenntnisses der neuen Religion willen, die Geringschätzung der äußeren Glücksgüter, eine Warnung vor Eitelkeit und Ehrfucht, und die Unterdrückung der Begierde, in der christlichen Gemeinde als ein Lehrer aufzutreten.

Was den *Brief Judä* betrifft, so wird in der Einleitung zu demselben behauptet, daß der Vf. dieses Briefs ein leiblicher Bruder Jesu und keiner von den

zwölf Aposteln gewesen, und dafs er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem 2 Cap. des 2 Br. Petri habe. Das letzte erleidet keinen Zweifel, denn dieser Brief ist älter, der Vf. des Briefs Judä hatte ihn vor sich, und schöpfte vieles vorzüglich aus dem 2 Cap. jenes Sendschreibens; was dort als aufkeimendes Verderbnifs der Sitten geschildert wird, das wird hier als schon weit verbreitet dargestellt, und der Vf. bezieht sich bey seinen Warnungen auf frühere Aussprüche der Apostel. Ueber die Zeitbestimmung, wann dieser Brief abgefaßt worden, bleibt man in Ungewifsheit; man setzt ihn jedoch in das Zeitalter der Apostel, und glaubt, dafs er vor der Zerstörung der Stadt Jerusalem geschrieben sey, weil der Vf. unter den warnenden Beyspielen zerstörter Städte auch Jerusalem würde genannt haben, wenn er nach der Zerstörung dieser Stadt geschrieben hätte. Vermuthlich wurde er für diejenigen Districte von Kleinasien geschrieben, an welche die Briefe des Petrus gerichtet waren. Judas suchte mit größtem Eifer den Verfälschungen der christlichen Lehre entgegen zu arbeiten, und vor den Verführungen zu warnen, welche für ihre Glaubwürdigkeit und Tugendübung gefährlich waren. Der Inhalt dieses Sendschreibens läßt uns nicht daran zweifeln, dafs es Judenchristen gewidmet war; bey der Abfassung desselben sind nicht nur die kanonischen Bücher des A. T. benutzt, sondern auch jüdische Ueberlieferungen. Das Hauptwort *σπιλάδες* im 12 V., welches Luther durch *Unfläter* übersetzt, haben die Herausgeber, nach seiner wahren Bedeutung, durch *Schandfleck* erklärt; nicht so richtig ist dagegen die Uebersetzung dieses Wortes durch *Klippen*, wie sie von *Hänlein* in seiner *Epistola Judae graece commentario critico et annotatione perpetua illustrata* und von mehreren anderen Auslegern angegeben worden; denn wegen des Beysatzes *ἐν ταῖς ἀγάταις ὑμῶν* wird *σπιλάδες* richtiger durch *Schandfleck* übersetzt, indem auch Helychius dieses Wort durch *μεμιασμένοι* erklärt, und wonach *σπιλάδες* so viel als *σπίλοι* waren. Bey dem 17 V. braucht man nicht blofs auf gewisse, bestimmte, schriftliche Ermahnungen der Apostel in den noch vorhandenen Schriften zu sehen, sondern hauptsächlich auf die mündlichen Belehrungen eines Petrus, Paulus und Johannes. Uebrigens mag wohl, nach *Hänlein* und mehreren anderen Interpreten, der Apostel Judas, dessen Bruder Jacob der Jüngere, Alphäi Sohn, war, und sonst auch Thaddäus und Lebbaüs genannt wurde, als der Vf. dieses Briefs angenommen werden; ein Mann, der besonders im Orient, vorzüglich in Syrien, Assyrien und Persien als Religionslehrer wirkte, und endlich als Märtyrer in Phönicien gestorben seyn soll.

Als eine sehr nützliche Zugabe zur evangelischen

Schullehrer-Bibel ist die *Erklärung der Offenbarung Johannis* von Hn. M. *Osiander* anzusehen. In der Einleitung sagt er, dafs dieselbe mit derselben Aufmerksamkeit verdienet gelesen zu werden, wie die vorhergehenden Schriften des N. T., weil sie uns dasjenige offenbare, was durch den verherrlichten Christus, und zwar mit dem Ganzen der Menschheit und der Welt und für das Heil und Wohl des Ganzen ausgeführt werden soll. Auf die Frage des Herausgebers: warum wird doch diese univervale Bedeutung der Apokalypse so gar verkannt? läßt sich wohl antworten, dafs man in den neueren Zeiten nicht unterlassen hat, den Sinn und Nutzen dieser Schrift darzuthun; durch die Bemühungen aufgeklärter Bibelforscher wird der Inhalt derselben gegen falsche Anklagen überzeugend gerechtfertigt; die Vorurtheile, welche man sonst gegen diese Schrift hegte, sind in unseren Tagen auf eine glückliche Weise zerstreut worden, und das geheimnißvolle Dunkel, welches in der Vorzeit auf ihr ruhte, mußte einem erfreulicheren Lichte weichen. Was das Alter dieser Schrift betrifft, so wird dieselbe mit Recht in das erste Jahrhundert gesetzt. Ueber die Schreibart findet man hier keine besondere Mittheilung. Dafs dieselbe in der Grundsprache oft so unrichtig ist, dafs nicht unbedeutende Fehler gegen die Regeln der Sprache darin angetroffen werden, dafs mag davon herzu-leiten seyn, dafs Johannes diese Schrift schon in seinen jüngeren Jahren schrieb, wo er sich in der griechischen Sprache noch wenig geübt hatte; ausserdem erkennt man in derselben noch deutlicher, als in den anderen Schriften des Johannes, den Donnersohn, wie ihn der Herr nannte, den Mann von starker Einbildungskraft und hohem Biederfinn. Er, welcher seine Einbildungskraft mit der Bildersprache der Propheten seines Volks genährt hatte, vernünftlicht hier die in der Nähe seines Meisters gehörte und von ihm mit Wärme des Herzens erfasste Wahrheit: dafs dessen Lehre über alle Hindernisse ihrer Ausbreitung siegen und ihre recht-schaffenen Bekenner unaussprechlich beselig werden. Indem nun diese ganze Schrift poetisch eingekleidet ist, so darf man nicht die einzelnen Bilder, welche darin vorkommen, und mit welchen der begeisterte Seher seinen Hauptgedanken ausmalt, auch zur Weissagung rechnen; und eben so wenig darf man die sinnbildliche Sprache des Apostels überall geschichtlich nehmen. Um den Zusammenhang dieser Schrift aufzuhellen, hat Hr. O. eine richtige Uebersicht der in der Apokalypse geweissagten Begebenheiten mit besonderer Rücksicht auf die Zeitfolge gegeben, welches sehr zweckmäfsig ist, und Beyfall verdient.

C. a. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Barth: *Geschichte des sächsischen Hochlandes, mit besonderer Beziehung auf das Amt Lauterstein und angrenzende Städte, Schlösser und Rittergüter*, herausgegeben von Carl Wilhelm Hering, Pastor zu Zöblitz und des sächs. Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländ. Alterthümer zu Leipzig ord. Mitglied. Erster Theil. XXXVI u. 585 S. Zweyter Theil. 176 S. Dritter Theil. 276 S. 1828. 8. (3 Rthlr.)

Ein sehr nützlich, von vieler Gelehrsamkeit, die wir gern anerkennen, zeugendes Werk. Wir erlauben uns jedoch, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Abtheilung I. Erster Abschnitt, bis zum Markgrafen Otto von Meissen und der entdeckten Silberhaltigkeit des Erzgebirges. S. 10 hat der Vf. die Herzogthümer Holstein und Lauenburg mit dem Fürstenthum Lübeck als ehemalige Theile des Sachsenstaats vergessen. Bey Segeberg und Malente lieferte Carl der Grosse zwey blutige Schlachten; auch gehörte das preussische Westphalen zum Lande der Sachsen. *Zweyter Abschnitt*. Vom 10 Jahrhundert bis ins 15te regierten Friedrich der Streitbare und Friedrich der Friedfertige das Erzgebirge. Unverschämt war die damalige Politik und offen die Habgier der Landgrafen von Thüringen und Kaisers Heinrich VI, um durch Ermordung des meißnischen Regentenstamms sich den Besitz der Bergwerke des Erzgebirges zu verschaffen. Hr. v. Raumer überging diese schändliche Thatfache in seiner Geschichte der Hohenstaufen, welche freylich oft ihre Helden schöner malt, als sie im wirklichen Leben waren. S. 69 vergaß der Vf., daß in dem Erwerbungsvergleich von Thüringen mit der Herzogin Sophia von Brabant Otto der Erlauchte ganz Hessen, vormals ein Theil von Thüringen, an Sophia und deren Erben abtrat. Die Districte an der Oberwerra, welche der Verbündete Sophiens, Herzog Albrecht von Braunschweig, nach seiner Niederlage von 1258 bey Erfurt, wobey er gefangen wurde, an den Landgrafen Heinrich den Erlauchten zum Lösegelde einräumte, erhielt Sophia mit ihrem Sohne Heinrich gleichfalls, und behielt sie nach eben der Politik, womit Kaiser Alexander im Tilster Frieden von Preussen Bialystock in unserm Zeitalter erwarb. S. 76 bemerkt der Vf. sehr richtig, daß

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

Constantia, Herzog Friedrichs von Oesterreich Schwester und Markgrafen Heinrichs erste Gemalin, vor 1242 starb, und daß Posselts Geschichte sie irrig damals noch leben läßt. S. 79. Reich ist das *Hering'sche* Werk an interessanten topographischen Nachrichten, wie im Hochlande manche eigenthümliche Rechtsgewohnheiten und Sitten entstanden. Auch zeichnet der Vf. durch Stil und feine Beurtheilung von Begebenheiten, welche in die Geschichte unserer Tage eingreifen, sich aus. S. 82. Die freye Holzberechtigung mancher Ortschaft erklärt sich aus dem uralten Besitzrecht der Gemeinden an bewaldeten und unbewaldeten Gemeinheiten. Das Nämliche nahm Rec. in Westphalen, in Holstein und Lauenburg bey einigen Dörfern vormals geistlicher Gutsheerrschaft wahr. In Amerika's Wildnissen erhält der Ansiedler stets viel Oberfläche, aber nichts mehr als das Eingewiesene. Das Mittelalter gab dagegen in Sachsen dem Ansiedler wenig Oberfläche zum Eigenthum, dagegen auf der übrigen Feldmark freye Weide und Holz; das war aber damals Landesitte. — Sehr richtig ist die Bemerkung in der Note S. 91, daß man im Mittelalter häufig in den Urkunden geistlicher Ausfertiger das Jahr von Ostern zu Ostern und nicht von Neujahr zu Neujahr laufen läßt. — S. 104 wird aus einer Urkunde richtig gegen Chroniken gefolgert, daß des Land- und Mark-Grafen Friedrich Gemalin Jutta eine brandenburger und keine böhmische Prinzessin war. — Mit einsichtsvoller Prüfung pflegt der Vf. die fremden Nachrichten zu benutzen; diessmal ist ihm aber doch etwas S. 112 entwischt: er bestimmt den Ertrag des Bergzehnten auf 300,000 Schock böhmische Groschen. Da nun 64 Groschen eine Mark bildeten, so würde der Zehnte 281,250 Mark betragen haben, was unmöglich ist. — *Dritter Abschnitt*. Von der Regierung Kaisers Wenzel bis zur Theilung des Kurfürsten Ernst und seines Bruders Albert, wobey der Bergbau der Oberhoheit beider untergeordnet blieb. Der Vf. erzählt bloß allgemeine aus der sächsischen Geschichte bekannte Thatfachen, bemerkt aber mit Recht die Sonderbarkeit aller Theilungen im Hause Sachsen, die man auch im Hause Holstein, Hessen, Mecklenburg, Schwarzburg u. s. w. antrifft, daß man nämlich die Theilungen nicht so vornahm, daß jeder Theil für sich bequem regiert werden konnte, sondern daß die theilenden Räte nur auf Gleichstellung der Domianaleinkünfte sahen, und daher kein Amt zerriß-

fen, ungeachtet solche oft zerstreut genug gelegen waren. Daher sind zum Nachtheil mancher Landeseinrichtungen die Lande der vier regierenden Linien des Sachsen-Ernestinischen Hauses noch auffallend gespalten. *Vierter Abschnitt*, enthält die merkwürdige Beschreibung des elenden Zustandes des Bauernstandes und die Erbauung Schneebergs, Annabergs und Beyspiele des häufig geübten Faustrechts. *Fünfter Abschnitt*. Er liefert schöne Beyträge über die langsame und schwierige Reformation der Kirche im sächsischen Hochlande und über die Bildung der Stadtschulen im Gebirge. Der Rector *Rivius* in Freyberg war der Lehrer des fast 30 Jahre regierenden Augustus, des größten aller sächsischen Kurfürsten. Die Streitigkeiten im Fürstenhause selbst wegen verschiedener Religionsmeinungen und politischer Interessen sind sehr gut dargestellt, mit den Ursachen der Theilnahme des Herzogs Moriz von Sachsen wider den Kurfürsten Johann Friedrich. Moriz besetzte nur die in seinem Gebiet zerstreut liegenden kurfürstlichen Städte und Aemter, weil diese König Ferdinand von Böhmen in Besitz nehmen wollte; allein der Kurfürst nahm dies so übel, daß er mit seiner Macht aus Baiern heimkehrte, um des Herzogs Besatzungen wieder zu vertreiben. Die weiteren bekannten Ereignisse nahmen der Ernestinischen Linie alles bis auf den Weimarischen Kreis und das Erzgebirge; was bis dahin unter mehreren sächsischen Fürsten gestanden hatte, wurde nicht wieder zerrissen, und verblieb der Albertinischen Linie. *Sechster Abschnitt*. Von der Besitzergreifung des Erzgebirges durch die Albertinische Linie. Der Kurfürst August setzte sich freundlich mit dem gewesenen Kurfürsten Johann Friedrich, dem er Altenburg abtrat, und erneuerte die Erbvereinigung mit dem Hause Brandenburg und Hessen. Als Kaiser Karl V an Geistesverirrung erkrankte, brachte er den Augsburger Religionsfrieden von 1555 zum Abschluss. Da dieser Friede den Protestanten keine freye Religionsübung in den Landen katholischer Fürsten gestattete, sondern nur den freyen Zug; so wurde durch ausgewanderte protestantische Böhmen das Erzgebirge ungemein bevölkert. Der große Kurfürst fand die Nachtheile der großen und sehr bevorrechteten Wald- und Güter-Besitzungen der Familien Güntherode, Schönburg auf Hartenstein und Berbisdorf im Erzgebirge so drückend für seine Erzgebirger und für seine Landesherrlichkeit, daß er solche auskaufte und in Aemter verwandelte, worin schon Kurfürst Johann Friedrich in Ansehung Schwarzenbergs 1533 ihm vorangegangen war. Einen Theil der Herrschaft Schwarzenberg trat Kurfürst August 1556 an Böhmen ab, behielt sich aber die Wälder und die Jagd bevor. Die Erwerbung dieser Güter von der kurfürstlichen Kammer war ein Segen für die Unterthanen der Gutsherren, welche dadurch vieler Jagdplackereyen enthoben wurden, und wenn sie auch weniger Holz als früher erhielten, doch das Wenigere ohne Streit erlangten. Die Zahl der Rittergüter im Hochlande vermehrte sich zum Nachtheil der Gutshörigen in der Folge sehr, aber segenvoll war seine Berg- und Holz-Ordnung, welche das Berg- und Forst-We-

sen regelten und in gehörige Verbindung setzten, sowie seine Beförderung der Obstpflanzungen. Auch ins Erzgebirge wanderten viele aus den Niederlanden vertriebene protestantische Landleute und Fabrikarbeiter. Der Kurfürst erwarb 1567 vom Hause Sachsen-Gotha pfandweise den Neustädter Kreis und 1567 durch Kauf das Voigtland, erbaute auch bis 1572 die jetzt in ein Vorrathshaus verwandelte und verödete Augustsburg, beförderte durch Ausschließung der Theilnahme des platten Landes die städtischen Nahrungsbranche und die Turniere des Bürgerstandes im Vogel- und Scheibenschießen. Nur war der Kurfürst und noch mehr seine Gemalin Anna eine eifrige Verfolgerin des Calvinismus; er sah den Bergbau bey aller Kameralkunst verfallen, und förderte nun das 1561 von der Frau eines reichen Annaberger Bergherren Barbara Uttmann, einer 1575 verstorbenen Patricierin Elterlein aus Nürnberg, erfundene Spitzeklöppeln, wodurch ein damals gut, jetzt aber schlecht ernährendes neues Gewerbe entstand. Des 1586 gestorbenen Thronfolgers Kurfürsten Christians I schönen Plan, die Lutheraner und Reformirten zu vereinigen, betrieb sein Kanzler Krell mit gleicher Eile, als die Beschneidung mancher Adelsrechte. Anders dachte nach des Kurfürsten Tode der Administrator Herzog Friedrich Wilhelm seit 1591, welcher die Calvinischen Prediger wieder vertrieb, Krell den Proceß machte, und am 9 Oct. 1601 hinrichten ließ. Gefegener war für das Hochland die Hauptjagd des J. 1599, weil der Herzog zur großen Freude der vom Wilde gequälten Unterthanen und zum bitteren Aerger des alten Landjägermeisters von Kolbenstein alles Wild so rein weggeschien ließ, daß mehrere Jahre hindurch kein Wild mehr zu sehen war. Dürre, die 1590 vom Pfingstfest bis in die Mitte des Novembers 38 Wochen hindurch dauerte, Theuerung, Pest und Feuer suchten das Hochland schwer heim. Das Getreide mußte von der Armuth gekocht gegessen werden. Kurfürst Christian II trat 1601 die Regierung an. Während derselben brannten die Städte Annaberg, Marienberg und Wolkenstein ab, und der Erwerb durch Bergbau fuhr fort sich zu vermindern. Die Pest wanderte, wie früher schon unter den vorigen Regenten, oft schrecklich aus Böhmen ein, und vertilgte mehrere Male fast ganz die lebende Generation. Von der damaligen Sittenverwilderung liefert der treue Geschichtschreiber eine Menge schauderhafter Belege. Der Kurfürst starb zu frühe im J. 1611. Ihm folgte sein Bruder Joh. Georg I, früher Landjägermeister und in seiner langen Regierung ein Freund des Forst- und Jagd-Wesens. Strenge übte er besonders gegen Wild- und Holz-Diebe. *Siebenter Abschnitt*. Periode bis zum vollzogenen westphälischen Frieden im J. 1650. Der Protestantismus hatte sich unter den Böhmen und Mähren ungemein verbreitet, und sie übten die Klugheit, sich nur Utraquisten zu nennen. Erst unter dem duldsamen Kaiser Maximilian II erlangten sie als vereinte böhmische Brüder das gnädige Wort der Duldung. Aber diesem weisen Monarchen folgte 1576 sein von Jesuiten an Philipps II Hof erzogener Sohn Rudolph II, der den aus $\frac{1}{3}$ der

Bevölkerung bestehenden Protestanten in Böhmen die freye Religionsübung verweigerte. Edler dachte sein Bruder, der Erzherzog Matthias. Auf des Kurfürsten Christian II Vorstellung entschloß sich der Kaiser, den mit Insurrection drohenden Landständen 1609 mit den Katholiken gleiche Religions- und politische Freyheiten im Majestätsbriefe einzuräumen. Darüber freuete sich das Erzgebirge; allein die Jesuiten bewogen den Kaiser zu Schritten, welche beweisen, daß er dem Bruder, dem Erzherzog Leopold Bischof von Passau, den Thron von Böhmen zuwenden wollte, der auch zur Besitzergreifung Truppen anwarb, und sie in Böhmen einrückte. Die Landstände und Erzherzog Matthias verjagten die Passauer, und zwangen den Kaiser, auch den Thron von Böhmen niederzulegen. Matthias ehrte den Majestätsbrief, welchen auch sein Nachfolger Ferdinand II beschwor; er bewog jedoch den alterthümlichen Kaiser Matthias, als die böhmischen Brüder eine neue Kirche in Klostergrab gebauet hatten, solche einreißen zu lassen. Diefes wurde die erste Veranlassung des 30jährigen Krieges, da Graf Thurn die Protestanten zur Insurrection und Wahl des Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz zum Könige von Böhmen bewog. Die Dynastien Sachsen und Oesterreich hatten eine alte Erbvereinigung wegen Böhmen. Diefwegen trat Kurfürst Joh. Georg von Sachsen auf Ferdinands Seite, da dieser versprach, seinen protestantischen Unterthanen die Religionsfreyheiten zu erhalten. Die Sachsen besetzten für Ferdinand Schlesien und die Lausitz; die 2000 Engländer, welche dem Könige Friedrich von Böhmen zu Hülfe eilten, führten das Tabackrauchen auch unter den Sachsen ein. Die Lausitz behielt Sachsen unterpfändlich für 6 Millionen Rthlr. Kriegskosten. Als aber der Kaiser den Protestanten in den Erblanden nicht Wort hielt, und in Deutschland Tyranny zu üben Beyspiele gegeben hatte, trat der Kurfürst zur schwedischen Partey, und seitdem trafen das Hochland 16 schreckliche Kriegsjahre.

6ter Abschn. Rührend ist die Geschichte der Einwanderung der evangelischen Böhmen und ihre ärmliche Niederlassung auf Gründen des Staats oder der Gutsherren. Schade, daß man nicht zugleich liest, welche Oberflächen damals den Kolonisten eingewiesen wurden, und warum der Bergwerkslegen sich in eine sehr ärmliche Nahrung verwandelte, auch die Bienenzucht abnahm. Belehrend ist die Geschichte der Familie Schönberg, und wie langsam im Zeitraum der letzten 100 Jahre im Hochlande Bären, Luchse und Wölfe vertilgt wurden. Obgleich im Winter 1679 8000 Hirsche erfroren, so war doch daran kein Mangel. Dagegen ordnete Joh. Georg II 1681, daß keine Ziegen in den Wäldern weiden sollten. In diesem Jahrhundert verschwanden die Steinadler und die wilden Schweine, nach deren Rückkehr sich keiner sehnt. Noch jetzt hat der Kampf der sächsischen Förster und Jäger mit böhmischen Wilddieben nicht aufgehört, obgleich der Wildstand bey lichter gewordenen Wäldern sich vermindert hat. Die Wäldner (bewaffnete Revierjäger) erhielten das Recht, die Wilddiebe niederzuschießen, welche theils Wild tödteten,

theils in ihren Nachlagern Waldbrände veranlaßten; aber die Wilddiebe fanden manchen Schutz bey dem durch vieles Wild geplagten Bauernstande. — Die Pestnoth des J. 1680 und 1682 und die aus Italien eingewanderte Viehseuche werden rührend geschildert. — Für Oesterreich und Venedig fochten Sachsen in Ungarn und Griechenland. — Bey manchen landesherrlichen Tugenden des Kurfürsten August schuf doch seine morgenländische Frauenliebe und sein unglückliches Trachten nach der polnischen Königskrone seine Regierung zu einem eisernen Zeitalter. Die gewaltfame Werbung eines Heers für Oesterreich war drückend, der Religionswechsel des Königs schadete an sich Sachsen nicht, da der König den Religionsfrieden der Protestanten aufrecht erhielt, aber Geld und Truppen mußte der Statthalter, Fürst von Fürstenberg, aus dem treuen Sachsen nach Polen liefern. Während Polen für seinen König nichts that, mußte Sachsen dem Könige Karl XII schwere Opfer bringen. Das rührte des Königs August Herz, der sich nun zur Niederlegung der polnischen Krone entschloß. Grofs war in dieser Periode die Schwedenangst im Hochgebirge, die Mannszucht war zwar trefflich, allein das schwedische Erprellen ungleich vertheilter 23 Millionen Steuern für Sachsen schwer. Als der König den Thron von Polen wieder bestieg, erhielt Stanislaus zur Abfindung 1719 noch eine Million Rthlr. sächsisch. Die damalige Volksnoth erzeugte leider im Gebirge auch viele sittliche Verwilderung. Die Beschreibung der letzten Pest im Gebirge und die damaligen Polizeiverfügungen haben hoffentlich nur historischen Nutzen. — Der erste Regentenfegen des neuen Königs Friedrich August 1734 war eine grofse, wildvertilgende Jagd im Gebirge. Nicht so sehr die Verschwendungen des Hofes als des Grafen Brühl Kriegsluft, erst die Allianz mit Preussen und hernach gegen solches wurden Sachsen verderblich. Der zweyte schlesische Krieg kostete Sachsen im Frieden eine Contribution von 3 Millionen Rthlr. — *Neunter Abschnitt.* Leiden des siebenjährigen Krieges. Der Vf. behauptet, daß die Regierung von Sachsen sich weigerte, an dem Bunde Oesterreichs und Russlands wider Preussens Unternehmungsgestalt Theil zu nehmen, und die preussische Declaration vom 29 Aug. 1756 spricht nur von einer Militärbesetzung Sachsens; aber feindlicher wurden alle Schritte Preussens, als der König August die preussische Allianz abschlug, worauf Hunger die sächsische Armee zwang, sich gefangen zu geben. Der Gram tödtete die Königin, und die Lieferungen erschöpften das Hochland in diesem Kriege, dessen Greuel für das Hochgebirge der Vf. actenmäßig darlegt. Der Friede zu Hubertsburg erschien, wozu der edle Kurprinz viel beytrug, der hernach nur zwey Monate regierte. Der Landesadministrator Prinz Xaver errichtete 1766 in Freyberg die Bergakademie. In der Regierung des Kurfürsten Friedrich August erfuhr das getreidearme Hochland eine schreckliche Hungersnoth. Lästig war der kurze baierische Erbfolgekrieg, und erfreulich die Abschaffung der Verpachtung der Amtsjustizpflege; vieles geschah in der kurfürstlichen Regie-

rung für bessere Zuchthäuser, für die Pflege Wahnsinniger, für Taubstumme, für Schullehrer-Seminarien; die Linnen-, Band- und Spitzen-Fabriken blüheten; für den Strassenbau und zur Milderung der Theuerung des J. 1805. Auf die Auflösung des deutschen Reichs folgte Sachsens Allianz mit Preussen wider Frankreich, der Pofener Friede, die schwere Kriegssteuer an Napoleon, der Königstitel des ehemaligen Kurfürsten und der Beytritt zum Rheinbunde mit allen traurigen Folgen dieses unvermeidlichen Schicksals, die notorisch sind. Den Schluss macht ein gutes Register.

Der zweyte Theil enthält die Annalen des Hochlandes. *Abchnitt I.* Zeitraum von 919 bis 1156, also Markgrafen Otto dem Reichen von Meissen aus dem Hause Wettin. *Abchnitt II* bis 1409. *Abchnitt III* bis 1486. *Abchnitt IV* bis 1521. *Abchnitt V* bis 1547. *Abchnitt VI* bis 1613. Die üppige Kleidertracht, wi-

der welche Jeinfaus eifert, war die spanische. *Abchnitt VII* bis 1650. *Abchnitt VIII* bis 1756. Auf den Jagden, denen Kurfürst Georg I beywohnte, wurden erlegt 113,629 Stücke Wild, darunter 203 Bären und 3543 Wölfe. — Im J. 1701 wurde ein trunkener dänischer Soldat, der des Kurfürsten Johann Georg II Bild erblickte und auf solchen geschimpft hatte, zum Ausreißen der Zunge und Landesverweisung verurtheilt, auch das Urtheil vollzogen. *Abchnitt IX* bis 1827.

Die dritte Abtheilung enthält Urkunden und viele geistliche und weltliche Amtspersonalien, manches über steigende Bevölkerung u. l. w. Diese Abtheilung ist von kleinlichen Nachrichten nicht so rein gesichtet als die beiden ersten.

A. B. H. in L.

K L E I N E S C H R I F T E N.

NATURGESCHICHTE. Berlin, b. Hirschwald: *Hermann de Pommersche*, Med. et Chir. Doctoris, *Commentatio de urfi longirostris sceleto*. Accedunt 2 tabulae aeneae. 1829. 20 S. 4. die Abb. Fol. (16 gr.)

Eine kleine, darum aber nicht minder wichtige Abhandlung, indem durch dieselbe auch in anatomischer Hinsicht die Naturgeschichte eines Thieres aufgeklärt wird, welches bis auf die neuere Zeiten mehr oder weniger dunkel, ja fast fabelhaft war, so daß wir dieselbe nun ziemlich vollständig besitzen, da die beste Abbildung (nach unserer Ansicht des lebenden Thieres zu urtheilen) auch erst vor wenig Jahren von *Reichenbach* (*Nov. Acta Acad. Leopold. tom. XIII*) geliefert wurde (die wir hier nicht angeführt finden), der Vf. aber eine (soweit sich diess ohne Anblick des natürlichen Exemplars entscheiden läßt) sehr gute Darstellung des ganzen Skelettes u. l. w. gegeben hat. Wir wiederholen nicht, was der Vf. über die Bestimmung der Art und über die Geschichte ihres Bekanntwerdens sagt, sondern bemerken nur, daß er mit *Cuvier* (*regne anim. ed. II. t. I. p. 137*) annimmt, daß dieselbe nicht mit *Ursus Malayanus* zu verwechseln sey, wie *Horsfield* gethan. Die Beschreibung des Knochenbaues ist nach Vergleichung desjenigen von *Ursus Arctos fuscus* Var., *U. maritimus*, *U. Americanus* (nicht genau bestimmte, vielleicht neue Art), sowie der Schädel von *U. Arctos niger et Americanus* und *U. Syriacus*, mit beständiger Benutzung von *Cuviers ossifera fossiles*, besonders in Bezug auf *U. Javanicus* abgefaßt. Alle hier genannten Skelette und Schädel fand der Vf. in dem reichen Berliner Museum.

Die Länge des abgebildeten Knochengeriistes beträgt fast 4 Fufs Pariser Mafs; die Höhe in der abgebildeten, wohl ziemlich naturgemäßen Stellung 2 Fufs; die Knochen derselben sind stark. Wir können nicht alle Ergebnisse der Untersuchung einzeln durchgehen, sondern lassen nur das

Merkwürdige aus des Vfs. Angaben auf. — Am Schädel ist die Oeffnung der Nasenlöcher dreyeckig, der Rücken der Nase schmal; die Stirn, kurz aufsteigend, hat der Länge nach eine eingedrückte Mittellinie; die Jochbeinbogen sind sehr stark, der obere Rand des großen *foramen* glatt; die Mahlzähne sind sehr klein, übrigens bärenartig. Zum Brustkasten gehören funfzehn Wirbel (Rückenwirbel); Lendenwirbel zählt man fünf, alle sind dick, breit und haben große Fortsätze; der *epistropheus* hat einen gabelförmigen Querfortsatz; von den Brustkastewirbeln haben vier schräge Nebenfortsätze; der eigentliche Rückenknamm ist wenig gekrümmt, die Fortsätze aber sind Rachelig und bilden mit ihren Spitzen gleichsam zwey, nicht kleine Höcker. Neun wahre, sechs falsche Rippen, weitbogig, einen umfangreichen Brustkasten bildend. Das ganze Becken ist sehr seitlich ausgedehnt. An den vorderen Extremitäten zeichnet sich das viereckige Schulterblatt aus, sowie die mächtigen, krallenförmigen Klauen. — Der Vf. bemerkt übrigens sehr bescheiden, daß er durch seine Beschreibung keinesweges die ganze Osteologie dieses Thieres vollendet habe, sondern noch Manches nachzutragen übrig sey. — Nichts desto weniger darf man dem Ganzen das Zeugniß einer sehr brauchbaren Abhandlung geben, welcher die beiden Kupfertafeln, gut gestochen, auf stark Papier gedruckt, zur werthvollen Zugabe gereichen. Die eine der letzten stellt das ganze Skelett von der Seite, die andere den Schädel von oben und unten dar, an dem gleich der Mangel der meisten Schneidezähne und die fast verwachsenen Alveolen mehrerer, ebenfalls fehlender Backzähne in die Augen fallen. — Möge der Vf. uns mit mehr dergleichen willkommenen, dunkle Gegenden auf dem weiten Felde der Zoologie aufhellenden Abhandlungen erfreuen!

St-u-g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

- 1) RATZBURG, b. Freystatzky's Wittwe: *Kurzer Unterricht über die Geschichte und den Hauptinhalt der zu Augsburg 1530 übergebenen Confession oder Bekenntnisschrift.* Zur Vorbereitung auf das dreyhundertjährige Jubelfest dieser denkwürdigen Begebenheit. 1830. 32 S. 8.
- 2) Ebendasselbst: *Erläuterungen über die Lehrartikel der Augsbургischen Confession,* zur Rechtfertigung wider die Gegner derselben mit Luthers und Melanchthons eigenen Worten. Von *Karl Friedr. Ludw. Arndt,* Director und Professor (der Domschule zu Ratzburg). 1830. IV u. 34 S. 8.

Auf eine gemeinverständliche Weise wird in No. 1 das, was auf dem Reichstage zu Augsburg geschah, mit seiner Veranlassung erzählt, wobey die ersten 20 Artikel der A. C. der Hauptsache nach mitgetheilt und Bemerkungen über die Wichtigkeit eines jeden hinzugefügt werden. Am Schlusse wird von den Vortheilen gehandelt, welche die evangelische Kirche durch die Uebergabe der Confession gewonnen habe, und diese als Bekenntnis- und Lehr-Schrift von ewiger Geltung und als ein Prüfstein vorgestellt, an welchem die Reinheit der evangelischen Lehre in der Kirche könne erkannt und erprobt werden.

Was das Geschichtliche betrifft, so erscheint hier die A. C. nicht ganz als das, was sie nach der Absicht der Lutherischen Partey seyn sollte, nämlich als Aufzeichnung des Kernes der neuen Lehre, woraus abgenommen werden könnte, wie weit und über welche Punkte ohne Verletzung des Gewissens mit der Gegenpartey unterhandelt werden dürfte. Für diesen Zweck früher bey anderer Gelegenheit entworfene Artikel zu bearbeiten, erhielt Melanchthon den Auftrag wohl erst zu Augsburg, als des Kaisers Ankunft sich beynahe zwey Monate lang verzögerte, wenn vielleicht auch vorher schon die Rede davon gewesen seyn mag, mit diesen Artikeln vorzunehmen, was die Umstände fodern möchten und die Zeit erlauben würde. Seine Arbeit sollte den Vorwurf der Ketzerey als ungegründet darstellen, und die Ausgleichung des entstandenen Zwispaltes, die Anerkennung der verketteten Lehrer und ihrer Anhänger, als nicht abtrünniger Mitglieder der

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

christlichen Kirche, herbeyführen. Dafs der Kaiser gesagt habe: „Diese Lehre muß mehr Grund haben, als man glaubt“, — scheint uns zu seinem ganzen Benehmen nicht zu passen. Dafs die A. C. nicht in der Absicht verfaßt sey, Ein für allemal als Inbegriff der christlichen Wahrheit zu gelten und die Lehrer zu binden, erhellet aus der Geschichte und aus vielen Aeußerungen der Reformatoren, wenn gleich einige Jahre nachher allerdings von denen, die von der theologischen Facultät zu Wittenberg über ihre Fähigkeit zu einem geistlichen Amte ein Zeugnis haben wollten, ein Bekenntnis zur A. C. gefodert wurde, wofür mit Rücksicht auf die damaligen Umstände Etwas gesagt werden kann und gesagt worden ist, dem jedoch nur in Beziehung auf diese Umstände Gültigkeit zugestanden werden kann.

Die dogmatischen Ansichten des Vfs. sind gänzlich dem Buchstaben der A. C. gemäß. Die die Lehre von der Dreyeinigkeit nach der Bestimmung des 1 Artikels derselben nicht annehmen, „wollen“, nach dem Vf., „den Grund und Boden, darauf das ganze Christenthum ruhet, einreißen und wegthun“, und wider sie ist 1 Joh. II, 23 gebraucht und die Taufformel geltend gemacht. Dafs der Artikel von der Erbsünde höchst nöthig sey, soll man daraus ersehen, „dafs, wenn die Menschen keine böse Lust und Neigung hätten, und von Natur wahre Gottesfurcht und wahren Glauben an Gott haben könnten, und die böse Lust im Herzen, die Niemand ableugnen kann, keine Sünde und nicht verdamulich wäre, es für den Menschen keiner Erlösung, keines Christus und keiner Wiedergeburt aus dem Geiste bedurft hätte.“ Unserer Einsicht nach liegt hier eine Verwechslung und Verwirrung verschiedener Dinge zum Grunde. Wenn zur Zeit der Reformation, da mancher verworrene Knoten noch nicht entwirret war, Gründe solcher Art, wie mitunter hier und in No. 2 vorkommen, geltend gemacht wurden, so ist das jenen verdienten Männern nicht zum Vorwurfe zu machen; wenn aber zu unserer Zeit noch Manche auf dem Standpunkte stehen, auf welchem jene sich befanden, so wissen wir das mit einer sorgfältigen Beachtung dessen kaum zu vereinigen, was die verfloßenen Jahrhunderte dem forschenden Freunde der Wahrheit dargeboten haben. Entscheidungen über die Unchristlichkeit derer, die nicht auf dem nämlichen Standpunkte stehen, sind heutiges Tages wieder so gewöhnlich geworden, dafs sie uns bey dem Lesen dieser kleinen

D d

Schriften, deren zweyte als Einladungsschrift zu einer Schulfeyerlichkeit erschienen ist, nicht unerwartet kamen. Dafs sie, auch die Richtigkeit der Dogmatik des Vfs. angenommen, hier nothwendig und zweckmäfsig waren, davon haben wir uns nicht überzeugen können.

HIKL.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession in den deutschen Bundesstaaten*, von Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon, Dr. der Theol. u. d. Phil. zu Erlangen. 1831. VI u. 266 S. Lexikon-S. (1 Rthlr.)

Dieses die protestantische Kirche, und noch mehr deren Theologen, sehr näh angehende Werk verdient eine besonders rühmliche Erwähnung und den lebhaften Dank aller Freunde des Evangeliums, in deren Herzen und Sinn die Jubeltöne des hochgefeierten 25 Jun. 1830 noch nicht verklungen sind. Sie stehen hier vor einem Denkmal, welches mit der unverkennbarsten Liebe, mit dem unermüdetsten Fleiße, mit dem eifrigsten Streben nach Vollständigkeit und nach sinniger Anordnung des fast allzureichen Stoffes errichtet worden ist. Und wenn die beabsichtigte Vollständigkeit gleichwohl nicht erreicht worden: so liegt die Schuld hievon keinesweges an dem Vf., der dieses Werk, welches viele Zeit, große Mühe und dabey einen nicht unbedeutenden Geldaufwand voraussetzte, unternahm, und schon am 6 Jun. 1831 beendet hatte, sondern an der Nichtbeachtung seiner öffentlichen Bitten und brieflichen Verwendungen um Unterstützungen oder Beyträge von Seiten mancher Geistlichen und Verleger.

Vor Allem haben wir eine Beschreibung dieses *Denkmals* nach seiner äußeren und inneren Verfassung zu geben. Und da fangen wir denn mit seiner zuerst in die Augen fallenden Gestalt an, welche durch ihre Freundlichkeit, anständige und dabey bescheidene Würde jedes billigen Beschauers Beyfall sich erwerben wird. Format, Druck, Correctheit, Papier und Preis lassen sich nicht tadeln. Auf einem verhältnißmäfsig sehr kleinen Raume ist wirklich viel geleistet worden, und die hier angebrachte Sparsamkeit der Worte und versuchte Zusammengedrängtheit des reichen Mannichfaltigen verdient vielen Compilatoren unserer Zeit als Muster vorgehalten zu werden. Nur ein einziges Blatt nimmt das *Vorwort*, und gleichfalls nicht mehr Raum das vollkommen befriedigende *Inhaltsverzeichnis* ein. Dieser einfachen Gestalt entspricht nun auch die weitere Ausführung. Höchst einfach zerfällt die Schilderung der Festfeier in 3 Abschnitte, oder richtiger nur in 2, weil man ganz füglich die hier als *erster Abschnitt* überschriebenen sieben ersten Paragraphen den Eingang oder die *Einleitung* dazu nennen könnte. Es enden sich nämlich S. 1—20 die *Schriften* zusammengestellt, welche dem großen Feste vorausgegangen sind, um für dessen würdigere Gestaltung im Voraus zu wirken, oder demselben feindlich entgegen zu

treten, zum Theil alphabetisch, zum Theil nach der früheren oder späteren Zeit ihrer Erscheinung geordnet. Der Bücher, welche, wie es hier heifst, „zur Verbreitung richtiger Ansichten über das zu begehende Ereigniß für alle Stände und Lebensalter in zusammenhängender Rede und in katechetischer Form erschienen sind,“ stehen hier 58, worunter wohl *Fazius*, *Fikenscher*, *Rotermund*, *Veesenmeyer*, *Volbeding* und der Vf. das Beste geliefert haben mögen. Dann wird, nach einem dankenswerthen Ueberblicke der Ansichten über das Vorhanden- oder Nichtmehrvorhandenseyn der Originalien der A. C., und ihrer Schicksale S. 4—14, ein Verzeichniß der neuesten Ausgaben der A. C., sowie anderer, der A. C. verwandten Schriften, weiterhin auch der polemischen Schriften aufgestellt. Dann folgen zwey Abtheilungen, deren erste: *Feier in Kirchen und Schulen* S. 21—213 (im Buche der 2. Abschnitt genannt); und deren zweyte: *Die Säcularfeier durch Wissenschaften und Künste* S. 214 bis Ende (als 3. Abschnitt) überschrieben ist; hier können wir uns recht bequem umsehen, und die freundlichen, zum Theil sehr großartigen Festlichkeiten in den einzelnen deutschen Bundesstaaten genau beachten. Durchgehends sind die kirchlichen Feierlichkeiten eines jeden Landes sorgsam zusammengestellt, und mit Recht machen das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer als die Wiege der Reformation den Anfang. Sodann erblicken wir uns in Preußen S. 82, Baiern S. 97, Württemberg S. 119, und Hannover S. 123, in Kurhessen S. 137, Hessen-Darmstadt S. 143, Hessen-Homburg S. 144, in den Anhaltischen Landen S. 145, in Baden S. 152, Meklenburg-Strelitz S. 153, Meklenburg-Schwerin S. 153, Oldenburg und Lübeck S. 154, Braunschweig S. 157, Nassau S. 160, Holstein S. 160, Schaumburg-Lippe S. 163, Lippe-Detmold S. 166, Reufs-Plauen S. 166, Schwarzburg S. 175. Ferner ziehen die freyen Städte Bremen S. 182, Frankfurt S. 185, Hamburg S. 190, Lübeck S. 196, auch die classischen Orte Augsburg S. 200, Bretten S. 203, Eisleben S. 204, Wittenberg S. 211 und die Wartburg S. 212, unsere Augen auf sich. Endlich werden wir noch S. 213 an Oesterreich erinnert. Eben so verhält es sich mit den Festlichkeiten der Universitäten Berlin, Breslau, Halle-Wittenberg, Greifswalde, Bonn, Jena, Leipzig, Göttingen, Tübingen, Erlangen, Rostock und Kiel S. 214—239; weiterhin der Gymnasien S. 240—260. Aber nun kommen auch die Poesie, Musik und einige Künstsachen S. 260—265 an die Reihe, und das letzte Blatt stellt uns recht erfreuliche Züge von Toleranz fremder Glaubensgenossen bey Gelegenheit dieses Festes auf.

Was nun die Erzählung oder Darstellung der einzelnen Feierlichkeiten selber betrifft, so beginnt sie jedesmal mit einem Gesamtüberblick über dieselben, wovon wir hier eine Probe geben wollen: „Königreich Sachsen. Drey Tage bestimmte die Behörde dem Feste, für welches in den meisten grösseren Orten noch besondere Localanordnungen vorher bekannt gemacht wurden; Züge der treffenden Civil-, Militär- und

Local-Beamten zu den Kirchen, denen hie und da die A. C. vorangetragen wurde; Ausschmückungen der Gotteshäuser; musikalische Aufführungen von den Thürmen herab und bey dem Gottesdienste und in Vereinen; Belenchtungen der Kirchen und Häufer, Collecte, Speisungen von Armen und angemessene Vergnügungen.“ Dann legt Hr. v. A. A) die Anordnungen höherer Ortes; B) die Ankündigungen in den Kirchen; C) die vorgeschriebenen Texte, mit einem möglichst gedrängten und — sehr lehrreichen — Auszug aus den darüber gehaltenen Predigten; D) die Kanzelgebete vor, und schließt daran die einzelnen stattgefundenen Vergnügungen und Vorfälle. Ueberall fügt er die Quellen bey, woraus er schöpfte, und vorzüglich giebt er die vielen kleinen Flugschriften an, welche mit oder nach dem großen Feste erschienen sind.

Es ist ungemein erfreulich, so viele ausgezeichnete Theologen hier thätig zu erblicken, und mit manchen sonst unbekanntem Predigern bekannt zu werden, deren sich die protestantische Kirche erfreuen kann. Auch bietet die Zusammenstellung ihrer Kanzelvorträge über einen und denselben Gegenstand und Text eine bequeme Gelegenheit zu den angenehmsten und lehrreichsten Vergleichungen an, wie unlängst der wackere *Volbeding* in einem besonderen Schriftchen zu geben versucht hat.

Nur eines bedauern wir mit dem Vf. recht sehr, daß es ihm nämlich, wie wir oben schon angedeutet haben, nicht gelungen ist, von allen, wenigstens grösseren, Orten die nöthigen Nachrichten geben zu können. Am meisten haben wir uns über Hellen-Darmstadt wundern müssen; denn diesem ganzen Großherzogthume sind nicht mehr als 20 Zeilen gewidmet. Wie, sollte die Allg. Kirch. Zeitung, die in Darmstadt erscheint, und die wir aus jenem Jahre nicht zur Hand haben, um nachsehen zu können, sollte diese Zeitschrift hierüber auch so still gewesen seyn? Meklenburg-Strelitz S. 153 hat gar nur 7 Zeilen, Baden kaum $1\frac{1}{2}$ Seiten, Nassau $\frac{1}{2}$ Seite erhalten.

Wünschenswerth scheint uns ein kleines Namenregister aller der Redner und Künftler, deren Arbeiten in dieser Schrift erwähnt werden.

XIV.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Handbuch für gebildete Bibelfreunde, welche über alterthümliche und Sprach-Dunkelheiten, sowie über interessante Oerter, Personen und Begebenheiten der heiligen Schrift, Belehrung suchen oder ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollen.* Nach den bewährtesten Hilfsmitteln alphabetisch bearbeitet von einem Freunde des Lichtes aus Gott. 1830. IV u. 257 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Der Zweck des Vfs. bey Ansarbeitung dieses alphabetischen Handbuchs ist schon auf dem Titel hinlänglich ausgesprochen. Indefs erklärt er sich noch näher darüber in der Vorrede, wo er sagt: „Die große Zahl denkender und unbemittelter Bibelfreunde vermisst noch ein gemeinverständliches biblisches Hand-

wörterbuch, das mit den Wort- und Sach-Erklärungen in möglichster Kürze auch die Geschichte eines Volkes verbindet, welches mit seinem kindlich religiösen Opferdienste vorausgehen mußte, wenn aus seiner Mitte endlich das durch die Propheten angekündigte, befehlende Licht aus Gott, womit Jesus Christus den Erdkreis erleuchtet, hervorbrechen, und Empfänglichkeit finden sollte.“ — Es soll also dieses Handbuch ein biblisches Wort-, Sach- und Geschichts-Handbuch für gebildete Bibelfreunde seyn, um ihnen das Unverständliche klar zu machen. Der siebenjährige Vf. äußert den Wunsch, daß es dazu beytragen möchte, die Finsterniß des schwärmerisch-religiösen Wahns zu vermindern, zu deren gänzlichen Vertilgung das Vorbild der reinsten Liebe, der Verkündiger seines höchst einfachen, jedem Menschenverstande ansprechenden und einleuchtenden Evangeliums in die Welt kam.

Rec. findet dieses Handbuch seiner Bestimmung angemessen und recht brauchbar. Die in die Geschichte des israelitischen Volkes einschlagenden Artikel sind zum Theil mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt, wie denn von S. 71 bis 81 eine chronologische Geschichtsübersicht von Abraham bis auf die Zerstörung Jerusalems gegeben, und dabey auf die gleichzeitige Geschichte benachbarter Staaten Rücksicht genommen ist. Zu bedauern ist, daß der Vf. in den Namen der in der Bibel vorkommenden Oerter und Personen sich nicht einer grösseren Vollständigkeit befeleisiget hat, da vielleicht das Ganze nur um einige Bogen stärker und um wenige Groschen theurer geworden wäre, und die meisten vermissten Wörter in der Kürze hätten erklärt werden können.

Befremdet hat es Rec., daß der Vf. von Jesu in zwey verschiedenen Artikeln weitläufig handelt 1) unter dem Namen Jesus von Nazareth — und 2) im W. unter dem Titel: Wanderungen und Thaten Jesu. Uebrigens vermisste Rec. des Vfs. Erklärung des Logos bey Johannes; denn weder unterm L. noch unterm W. ist etwas vom Logos oder vom deutschen Wort zu finden. Ueberhaupt hat er sich auf Erörterung dogmatischer Gegenstände wenig oder gar nicht eingelassen, und bey supernaturalistischen Theologen wird sein Handbuch wenig Beyfall finden. Das hat denn auch Einfluß auf eine gewisse Unvollständigkeit in der Sach- und Wort-Erklärung. So sind z. B. manche Viel und Vierterley bedeutende Wörter der Bibel ganz übergangen oder nur kurz abgefertigt, z. B. Gerechtigkeit, Glaube, Gnade, Licht, Fleisch, Geist u. s. w.

So brauchbar also dieses Handbuch besonders in historischer Hinsicht seyn dürfte, so wird es schwerlich den Bibelleser befriedigen, welcher Aufklärung über unverständliche Wörter und Redensarten sucht, und nicht noch neben diesem Handbuch eines anderen sich bedienen kann.

7. 4. 5.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FREYBURG, b. GROS: *Ueber die Duelle auf den deutschen Universitäten in besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Baden*, von Freyherrn v. Stengel, Hofrichter in Mannheim. (Besonderer Abdruck aus *Duttlingers* u. s. w. Archiv für Rechtspflege und Gesetzgebung.) 1832. 44 S. 8. (6 ggr.)

Vorausgeschickt sind Bemerkungen über die unter den alten Deutschen übliche Selbstrache; dann folgen andere, von denen wir die wichtigeren kurz anzeigen, über einen irrigen Ehrbegriff unter den auf den Universitäten Studirenden, Schwierigkeit der Gesetze wider die Duelle, deren Bestrafung die Gefrahten nicht entehren muß.

Man muß nicht die Inländer härter und die Ausländer milder bestrafen. Die durch die Güte des Herzens unterstützte Vernunft der Studirenden vermag bey solchen Vieles. Die Strafe der Injurie muß sich nach der öffentlichen Meinung richten. Weil die erzwungene Abbitte eine Unwahrheit ist, so genügt sie dem Beleidigten selten. Die Ehrengerichte scheint der Staat nicht dulden zu können, weil sie zwar einige Duelle verhindern, aber die geduldeten desto blutiger machen würden. Der Vf. schlägt Gerichte über Injurien in Form der Schwurgerichte vor, und beweiset die Möglichkeit, solche Schwurgerichte auf Universitäten einzuführen, durch von den Studirenden erwählte Vermittler und ein Ephorat, dem die Vermittler berichten, wenn sie einen Vergleich nicht haben treffen können. Ueber die Thatsache entscheiden die Studirenden selbst. Die durch das Loos bestimmten Vermittler muß das Ephorat verwerfen können. Das strafende Gericht in Injurienfachen sey ein Collegium von Professoren und niemals der Universitätsamtmann allein. Schwerlich werden die Untersuchungen lange dauern, weil die Jugend nicht so häufig als das listigere Alter in der Antwort auf ergangene Fragen zu lügen pflegt. — Die gewöhnliche Strafe des Duells sey Gefängnis. Den Ausforderer treffe immer nebst der Gefängnisstrafe das

confilium abeundi und eine längere, wenn er die angebotene Veröhnung ausschlägt. Den Duellanten, welcher ungeachtet der durch die Vermittler und das Ephorat bewirkten Veröhnung oder nach ergangenem Urtheil des Injuriengerichts dennoch seinen Gegner zum Duelle nöthigt, treffe nebst der Gefängnisstrafe die Relegation. Duelle auf Pistolen, auf den Stich und mit krummen Säbeln mögen an dem, der diese Waffen wählte, nebst einer wenigstens vierteljährigen Gefängnisstrafe mit Relegation bestraft werden. Hat ein Duell eine lebensgefährliche Verwundung oder den Tod eines der Duellanten zur Folge, so sey die Gefängnisstrafe im ersten Falle $\frac{1}{2}$ bis 4 Jahre, im zweyten 5—10 Jahre und gegen den Ausländer mit Relegation auf 5 Jahre. Die Strafe ist aber milder, wenn durch einen unglücklichen Zufall oder durch unvorhergesehene Umstände eine Strafmilderung nach Analogie der peinlichen Gesetze eintrat. Die Streit suchenden oder zum Duell aufhetzenden Studirenden müssen mit Relegation und einer dem richterlichen Ermessen vorbehaltenen Gefängnisstrafe belegt werden. Secundanten lasse man straflos, wenn sie ernstliche Veröhnungsversuche gemacht haben, und belege sie sonst mit zwey Monat Gefängnisstrafe. Zeugen bey einem Duell verdienen wenigstens 8 Tage Karzerstrafe. Bey sehr gefährlichen Verwundungen, und wenn einer der Duellanten getödtet worden, erkenne das peinliche Gericht. In Erwägung besonders sittlichen und friedlichen Betragens mag aber dieses Gericht eine Strafmilderung und Verwandlung in eine gelindere Strafe ausprechen. Der Recurs zum höheren Richter und selbst zum Landesherren bleibe dem Verurtheilten unbenommen.

Rec. scheint das Bessere, alle Universitätsgerichte und Polizey rein aufzuheben, und die Studirenden anderen Minderjährigen am Orte ihres Aufenthalts völlig gleich zu stellen, was am Ende mehr wie alles Uebrigende Duellübermuth dämpfen wird, die jungen Verschwender creditloser macht, dem Gesitteten keine Last ist, und den Ungesitteten frühe die Strenge und Gerechtigkeit der Gesetze seines Vaterlandes fühlen läßt.

X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Wobrecht: *Madelon* (,) oder *die Romantiker in Paris*. Eine Novelle von Theodor Mundt. 1832. 246 S. 8. (1 Rthlr.)

Repräsentanten der französischen Romantik, ein Dichter und theilweise auch ein Bildhauer sprechen recht gut über das Wesen derselben, wenn auch nicht im französischen, doch gewiss im deutschen Sinn. Eine leidenschaftliche ungleiche Dame, die alle Extreme in sich vereint, und ohne vermittelnde Zwischentöne und Stimmungen schnell von dem einen Aeußersten zu dem anderen springt, soll die romantische Liebe bedeuten; eigentlich könnte sie

nur zum Sinnbild der phantastischen dienen. Um sie nicht in gänzlicher Zerfahrenheit untergehen zu lassen, der natürlichen Folge krampfhafter Ueberreizung, läßt der Vf. sie von der Hand des romantischen Dichters sterben, noch immer der beruhigende Schluss für eine Erzählung, in der die Gefahren der Ver- und Ueberbildung, der erzwungenen Genialität zu sehr umschleiert sind, als daß der Geschichte moralischer Zweck deutlich und wie von selbst in die Augen spränge.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Enslin: Ueber das Wesen der Blattern und ihre Beziehung zu den Schutzblattern. Ein diagnostischer Versuch von J. C. Albers, Dr. Med. u. Chir., königl. preuss. Regierungs - Medicinalrath u. Kreisphysicus zu Gumbinnen. 1831. IV u. 146 S. 8. (18 gr.)

Der Zweck dieses diagnostischen Versuches ist, die von Einigen beschriebene *Variola lymphatica* als besondere Species festzustellen. S. 3 behauptet der Vf., es gebe zwey verschiedene Species der achten Menschenpocke, deren Natur sich aufser bestimmten diagnostischen Zeichen darin von einander unterscheiden, das die eine Art früher vaccinirte Subjecte vollständig verschone, die andere Art aber auch diese ergreife, und bey ihnen in gemildeter Form als Varioloid erscheine. Die erste Art ist nach dem Vf. die *Variola purulenta*, die zweyte die *Variola lymphatica*. Gegen die erste Art soll die Vaccine vollständig schützen, gegen die zweyte nicht; die Benennung Varioloid hat er für diese, wenn sie vaccinirte Subjecte befällt, beybehalten. Das Schroffe dieser Ansicht fühlt er selbst, indem er S. 4 sagt: so heterodox diese Ansicht auch scheinen möchte, so sey er doch genöthigt gewesen, sie aufzustellen, und wolle im Verlaufe der Arbeit die Beweise liefern.

Rec. muß gestehen, das er dem Vf. die subjective Fürwahrhaltung dieser Ansicht, sowie auch der Bündigkeit der Beweise, nicht streitig machen will, wohl aber die objective. Wie sollte es doch zugehen, das die Vaccine gegen die purulente als die am höchsten ausgebildete Form der *Variola* schützen könnte und nicht gegen die schon mildere lymphatische? Gegen das Genus schützt sie demnach, aber nicht gegen die Species, und nicht einmal gegen die in der Ausbildung niedriger stehende lymphatische Form! S. 5 bis 14: Beschreibung der *Variola lymphatica*, wie sie bey Ungeblatterten und Ungeimpften vorkommt, enthält nichts Neues, wie auch S. 14 bis 18: Vom normalen Verlaufe abweichende Formen der *Var. lymph.* S. 18: Beschreibung und Verlauf der *Var. lymph.* bey früher Geblatterten und Vaccinirten unter der bekannten Benennung „*Varioloides*“. Diese Form, sagt der Vf. S. 19, wird aber auch bey solchen Individuen beob-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

achtet, welche früher *Var. purulenta* überstanden haben, wenn gleich in viel selteneren Fällen als nach Vaccine. Den Grund hievon sucht er darin, das Individuen, welche sich noch in dem für Pockencontagium empfänglichen Alter befinden, weit seltener sind, als vaccinirte Individuen. Dieser Grund ist falsch, sobald er auf das Alter bezogen wird, richtig aber, wenn der Vf. die Seltenheit derjenigen Individuen darunter versteht, welche eine so starke Pockenanlage haben, das diese auch selbst unter der purulenten Form nicht gänzlich getilgt wird, obwohl wir nicht leugnen wollen, das mit dem zunehmenden Alter die Receptivität für Blattern abnimmt. Diese Individuen werden bey der zweyten Ansteckung sehr leicht befallen, weil bey ihnen die Blatternanlage durch *Var. purul.* größtentheils wie durch ächte Vaccine getilgt ist; daher verlaufen die *Varioloides* um so leichter, je mehr durch ächte Vaccine die Blatternanlage getilgt ist. Auch unterscheidet sich der Verlauf der Varioloiden unter beiden Umständen durch nichts, wie der Vf. selbst bemerkt: „Die eigenthümliche Scharlachröthe der Haut und die entzündlichen Zufälle der Luftwege, wie sie kurz vor der Eruption der *Var. lymph.* bey Ungeblatterten und nicht Vaccinirten vorkommt, habe ich bey Varioloiden in einzelnen Fällen ebenfalls gesehen“. Weiterhin S. 20: „Die Fälle, in welchen das Exanthem der Varioloiden am vollkommensten ausgebildet ist, nähern sich mehr oder weniger der ursprünglichen Form der *Var. lymph.*, jedoch ist ihr Verlauf allezeit weit rascher und leichter“; also ganz dasselbe, was Eichhorn in seinem Handbuche der contag. Exantheme behauptet: das die Intensität des Varioloids abnimmt, so wie die Blatternanlage durch *Var. vera* oder Vaccine mehr oder weniger getilgt ist, wie der Vf. selbst auch dies bey der *Var. verrucosa* S. 89 zugesteht. S. 23 bis 29 folgt die vergleichende Diagnose zwischen *Var. pur.* und *Var. lymph.*, deren Resultat nach Ansicht des Rec. ist, das *Variola pur.* und *lymph.* in ihrem Wesen identisch sind, wie dies auch Reil, nach des Vf. Angabe, schon angenommen hat, und nur dadurch die *Var. purul.* von *Var. lymph.* sich unterscheidet, das letzte leichter verläuft und weniger Narben zurückläßt — und, meint Rec., das die eine oder die andere Form abhängt von der individuellen mehr oder wenigeren Anlage zu Blattern; von

E c

dem epidemischen Charakter nämlich, ob dieser die purulente oder lymphatische Form hervorzubringen, mehr oder weniger geneigt ist; von dem stationären Krankheitscharakter überhaupt, in sofern er mehr die sthenische oder asthenische Beschaffenheit, wie dieser unleugbar in der Natur gegründet zu seyn scheint, an sich trägt, und in wie weit Individuen durch ihn mehr oder weniger disponirt zu werden vermögen. S. 29 bis 39 sucht der Vf. das Daseyn der *Var. lymph.* aus älteren Schriftstellern nachzuweisen, und führt S. 37 an: „es bestehe wahrscheinlich die Wesenheit der beiden Blatternarten darin, daß sich bey den lymphatischen Blättern die Lymphe unmittelbar unter die (nicht „der“, wie der Vf. schreibt) Oberhaut ergieße, und daselbst sich zu Cruften verwandle, die Lymphe bey den eitrigen Pocken aber sich in das Zellgewebe der *Cutis* ergieße, und dort in Eiter verwandelt werde“ — bewiesen soll diese Ansicht werden durch die Cruften- und Narben-Bildung. Diese Ansicht ist falsch und nicht abzusehen, warum die *Var. lymph.* ihre Lymphe bloß unter die *Cutis* und die *Var. purul.* die ihrige in das Zellgewebe ergießen soll. Richtiger scheint es, anzunehmen, daß beide Arten ihr Product unter die *Cutis* absetzen, mit dem Unterschiede, daß das der *Var. purul.*, als einer höheren pathologischen Organisation entsprossen, auch dann noch fortfährt, die von ihm zunächst berührte organische Substanz in sich aufzunehmen und zu consumiren, wenn es bereits aus dem Bereiche der Circulation und Säftemasse ausgestoßen worden ist. Da hingegen bey der lymphatischen Form dies ihrer geringeren pathologischen Intensität wegen nicht geschehen kann, wenn auch einzelne Fälle hiervon eine Ausnahme machen, was Beobachtungen darthun. Von 39 bis 66 theilt der Vf. Krankheitsfälle mit über, *Var. lymph.* bey Ungeblatterten und Ungeimpften; nach überstandener *Var. purul.* und nach Schutzblättern. Von S. 66 bis 107 handelt er von dem Verhalten der Vaccine gegen *Variola* im Allgemeinen und speciell gegen das Contagium der Eiter- und lymphatischen Pocken. Hier wird obige falsche Behauptung wiederholt, daß die Vaccine gegen *Var. purul.*, nicht aber gegen *Var. lymph.* schützt — aus falschen Prämissen falsche Schlüsse! Die ganze Arbeit des Vf. ist dadurch verwirrt. Das Wahre an der Sache ist nach Rec. Ueberzeugung Folgendes: Auch die ächte Vaccine schützt nicht absolut und im Allgemeinen unbedingt gegen *Variola*. Diese bedingte Schutzkraft der Vaccine hängt ab von der mehr oder weniger stärkeren Pockenanlage, von der vollkommenen oder unvollkommenen Tilgung dieser Anlage durch Vaccine, von der stärkeren oder geringeren Temperation des Organismus zur Bildung und Hervorbringung der *Variolae* durch atmosphärisch-tellurische Einflüsse, welche Temperation an Perioden gebunden ist, und hie und da successive die Epidemien ins Leben ruft, Eben so wohl, als es Individuen giebt, welche, auch wenn sie sich der Gefahr der Ansteckung zu Wiederholten Malen aussetzen, nie Blättern bekommen, eben-

so giebt es Individuen, bey welchen die Anlage so stark ist, daß die ächte Vaccine oder die höchste Form der *Variola* nicht verhindert, wiederum angesteckt zu werden. Geschieht das Letzte, so entstehen *Varioloides*, entweder nun nach Vaccine oder *Var. vera*, und es gilt ganz gleich, ob die letzte *purul.* oder *lymphatica* war. Daher hat der Vf. auch ganz recht, wenn er S. 90 sagt: „zur Erzeugung des Varioloids ist die Einwirkung des Variolcontagiums auf früher geblatterte oder vaccinirte Subjecte erforderlich“; dabey bleibt es nach Ansicht des Rec. völlig gleichgültig, ob das Contagium von der purulenten oder lymphatischen Form ausgeht. Unrecht hat aber der Vf., wenn er S. 91, sich selbst so oft widersprechend, behauptet: „Zur Erzeugung des Varioloids gehören mithin nothwendig zwey Bedingungen, einmal die Einwirkung des Contagiums der *Var. lymphatica*, und zweytens die durch frühere Eiterpocken oder Vaccine beschränkte individuelle Receptivität gegen das Contagium. Das Falsche der letzten Behauptung liegt wieder darin, daß allein das Contagium der lymphatischen Form nothwendig seyn soll, da gar nicht abzusehen ist, warum nicht eben sowohl das Contagium der purulenten Form Varioloiden hervorbringen kann. Sind nämlich wahre Pocken oder Vaccine da gewesen, so können dem gefunden Menschenverstande und der Erfahrung zufolge bey abermals erfolgender Ansteckung nur Blättern von milderer Form entstehen, es mag die purulente oder lymphatische Form insiciren; jedoch aber kann sich, einzeln und individuell und durch die atmosphärisch-tellurische Beschaffenheit bedingt, diese mildere Form bis zur höchsten purulenten steigern, und hieraus geht gegen die Ansicht des Vfs. hervor: daß die insicirende purulente Form lymphatische, und die insicirende lymphatische Form unter oben bemerkten günstigen Bedingungen modificirte Blättern hervorbringen kann, die sich der höchsten oder purulenten Form mehr oder weniger nähern können. Daß atmosphärisch-tellurische Bedingungen bey Epidemien eine große Rolle spielen, ist allgemein bekannt. So ist z. B. recht auffallend, daß, nachdem 1830 und 31 die Varioloiden in Helmstädt und dessen Umgegend schon recht stark geherrscht hatten, dieselben bey starker Communication sich nordöstlich nicht weiter verbreiteten, sondern erst im Juni und Juli 1832 sollen sie einzeln und sehr milde als *Var. lymph.* und *Varioloid* verlaufend in Lüneburg erschienen seyn. Die Gelegenheit zur Weiterverbreitung fehlte hier also nicht, und doch erschienen sie erst so spät in Lüneburg, wo zuerst ein Mann aus Hamburg zurückkommend, der den Blatternstoff daselbst aufgenommen hatte, daran erkrankt seyn soll, und bald darauf ein Fuhrmann aus Lüneburg, der wissentlich mit dem in Hamburg insicirten nicht in Berührung gekommen war, aus Helmstädt zurückkommend. Hieraus geht unleugbar hervor, daß eine strichweise und locale Temperation erforderlich ist, damit die Infection hafte, und daß ohne solche auch selbst Blatterepidemien sich nicht weiter zu verbreiten vermögen. Von S. 107 bis

117 führt der Vf. einige Fälle auf von Varioloiden bey eben Geimpften, und von S. 128 bis 143 folgen Reflexionen über Varicellen und ihr Verhältniß zu den purulenten und lymphatischen Blattern u. f. w.

Indem Rec. den Fleiß und den guten Willen des Vfs. mit Achtung anerkennt, muß er jedoch gestehen, daß durch diese Arbeit der Wissenschaft wenig genützt ist. Mehr, als bisher in dieser Angelegenheit gelchehen ist, hat der Vf. nicht geleistet, und das Neue, das er bringt, ist falsch und ungegründet, wie Rec. gezeigt zu haben glaubt. Will der Vf. sich darauf berufen, um zu seiner Ansicht mehr Festigkeit zu verschaffen, daß die Blatternform, die damals in England herrschte, als die Vaccine segensreich das Licht der Welt erblickte, darum die purulente gewesen, weil die Vaccine, was doch nur scheinbar war, schützte, und aus der Blatternform, die er im Jahre 1828 beobachtete, und als die lymphatische bezeichnet, und weil sie geblatterte und vaccinirte Individuen ohne Unterschied befiel, und schließt, daß gegen diese Form die Vaccine und *Var. purul.* nicht schütze: so schließt er sehr falsch, und giebt zu unfäglicher Verwirrung Anlaß. Denn nicht zu gedenken, daß die purulente Form jetzt weniger gesehen werden muß, weil seit 30 Jahren fast überall geimpft worden, und was vor dieser Zeit nicht geimpft war, die natürlichen Blattern überstanden hat, so steht nichts im Wege, daß nicht über kurz oder lang die *Variola lymph.* und die *Varioloides* bis zur Höhe der *Variola purul.* sich hinauf bilden können, wenn nämlich die stationäre und epidemische Constitution die Ausbildung des Exanthems begünstigen. Dies muß der Vf. zugestehen, da die *Var. lymph.* und die Varioloiden hin und wieder und individuell einen solchen Aufschwung haben beobachten lassen. Wer nur einigermaßen Gelegenheit gehabt hat, Exantheme zu beobachten, giebt gewiß gern zu, daß es mit der Sonderung in Formen eine eigene und missliche Sache ist, und daß meistens diesen Sonderungen die Stabilität mangelt, ja, daß sie gar nicht auf eine haltbare Diagnose zurückgeführt werden können, eben weil die Modificationen ihrer Form so mannichfaltig sind; und eine Epidemie, wie sie der Vf. beobachtete, kann noch nicht zur Begründung solcher Sonderungen dienen, die weder theoretisch noch praktisch die Wissenschaft fördern.

W — — — — r.

1) LEIPZIG, b. Fests: *Abhandlung über die Bäder im Allgemeinen und über die neuen Köberlinschen Apparate zu Sprudel, Sturz- und Dampf-Bädern insbesondere.* Von Fr. S. L. Meißner. Mit 13 Kupfertafeln. 1832. VI u. 72 S. 8. (16 gr.)

2) BERLIN, b. Schleginger: *Die Drüsenkrankheit oder die Scrophelkrankheit der Kinder und Erwachsenen, in allen ihren Gestalten, Richtungen und Gefahren und die Mittel, sie zu verhüten, zu beschränken und zu heilen.* Eine Schrift für El-

tern, Erzieher, Volks- und Schul-Lehrer, von A. S. Löwenstein, Dr. der Med. u. f. w. 1831. XVI u. 96 S. 8. (14 gr.)

Beide Schriften sind für Nichtärzte bestimmt, und in gewöhnlicher Art und Weise verfaßt. Daher glaubt Rec. ihren weiteren Inhalt und das Urtheil über ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit übergehen zu können, indem dadurch ihre Nützlichkeit und der Ankauf weder befördert, noch verhindert wird. Beide Vff. haben sich nicht erwehren können, der erste, die Krankheiten zu nennen, bey welchen Bäder nützlich seyn können, und der letzte, Mittel dem Laien an die Hand zu geben, wodurch die Scrophelkrankheit geheilt werden soll. Daß beides aber zwecklos ist, ja, höchst schädlich werden kann, ist eine allgemein bekannte Sache. Schliesslich muß Rec. doch den Vf. von No. 2 fragen, wodurch sich ein Volkslehrer vom Schullehrer unterscheidet, und ob nicht ein Schullehrer auch zugleich Volkslehrer ist.

W — — — — r.

1) LEIPZIG, b. Nauck: *Die ärztliche Behandlung der verschiedenen Krankheitszustände des menschlichen Organismus sammt genauer Aufzählung der in denselben angewandten Arzneimitteln.* In alphabetischer Ordnung der Krankheiten. Von Mathias Joseph Schmidt, der Med. und Chir. Doctor, praktischem Arzte u. f. w. 1830. IV u. 336 S. 8. (2 Rthlr.)

2) LEIPZIG, b. Hartmann: *Recepte der besten Aerzte aller Zeiten, für die verschiedenen Krankheiten des menschlichen Organismus, nebst einleitendem Formulare und einem Anhang über die Behandlung bey Scheintodten und Vergifteten,* von Mathias Joseph Schmidt, der Med. und Chir. Doctor u. f. w. 1831. IV, u. 538 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

3) LEIPZIG, b. Hartmann: *Repertorium der vorzüglichsten Arzneiformeln für die Therapie des Trippers und der Lustseuche,* mit einem Anhang, enthaltend die berühmtesten Methoden und Mittel gegen den Bandwurm, eine Abhandlung über die Kubeben und einige andere Zusätze. Herausgegeben von Dr. Sosisius. 1831. XII u. 336 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

No. 1 hat den Anstrich einer speciellen Therapie, aber auch nur den Anstrich, wenn wir nicht ableugnen wollen, daß eine rationelle Therapie auf einer richtigen Diagnostik beruht. Von letzter ist nun durchaus keine Rede. Wird sie vorausgesetzt, so will der Vf. dem erfahrenen Praktiker in der Therapeutik nachhelfen, dem doch seine Nachhülfe ganz überflüssig ist: denn ist richtig diagnostiziert, so ist auch der gegebene Krankheitsproceß richtig erkannt, und die Indicationen sind leicht gefunden, noch leichter aber die Mittel: daher wir in keiner guten Therapeutik eine

Litaney von Arzneimitteln mehr suchen, wenn sie anders nach dem heutigen Standpunkte der Medicin abgefasset ist. Will er aber dem *angehenden* Arzte zu Hülfe kommen, so ist eine solche Trennung der Therapie nur dazu geeignet, denselben auf die Bahn des rohen Empirikers, des gemeinen Routinier, zu leiten. Und nur dies scheint im Plane des Hn. *Schmidt* zu liegen: denn hätte er sich zu einem höheren erheben können, so würde er nie sich zu solch einem unnützen, ja schädlichen und nur für Fellscherer brauchbaren Machwerke entschlossen haben. Diese Absicht giebt sich zum Theile auch aus der alphabetischen Einrichtung des Buches zu erkennen, noch mehr aber und ganz aus No. 2, wo wir eine Fülle von Recepten finden, abgetheilt in zwey große Classen, für die acuten und die chronischen Krankheiten, und so viele Unterabtheilungen, als es einzelne Krankheitsformen giebt. Die übrige Einrichtung des Buches zeigt hier, wie bey No. 1, der Titel schon an. Wahr ist zwar, das es manche, fast ellenlange Receptformeln giebt, welche sich eine gewisse Celebrität seit langer Zeit schon erworben haben, und das für solche das Ge-

dächtniß des Arztes manchmal Unterstützung nöthig hat; diese finden wir aber allenthalben; und sind sie der Zweck einer Sammlung, so ist doch die Angabe der Krankheiten, die ihre Anwendung zulassen, überflüssig. Dahin gehören aber dann doch keinesweges so viele, und noch dazu ganz einfache Recepte. Einfachheit in den Ordinationen ist übrigens ein Kennzeichen des rationellen Arztes, und er wird höchst selten in den Fall kommen, zu solchen alten Formularen seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Auch der Vf. von No. 3 hätte seine Autorität auf bessere Zeiten aufsparen dürfen, die ihn vielleicht ein dankbareres Thema hätten finden lassen, durch dessen Ausarbeitung er sich auf eine würdigere Art einen Namen hätte verschaffen können. Das Mühsame solcher Arbeiten erkennt Rec. gern an; nur nicht das Ersprießliche, weil der fähige Arzt ihrer nicht bedürfen wird, und der Barbier, oder wie der Pflücker sonst heißen mag, der sich ihrer bedient, nur blind zu Werke gehen kann, Nutzen oder Schaden mithin vom Zufalle abhängt. Möchten dies doch die letzten Schriften dieser Art seyn!
Bs.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Engelmann: *Novellen*, von J. Satori. 1stes Bdchen. Für Gott, König und Vaterland. 130 S. 2tes Bdchen. Louise, Herzogin von Savoyen. Boja, das schöne Hirtenmädchen. 167 S. 3tes Bdchen. Kampf und Glaube. 144 S. 1832. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

Wäre man über das Geschlecht des Vfs. in Zweifel, die Novelle des 3ten Bändchens bewiese unumstößlich, das es ein weiblicher sey; denn in dieser duldet eine edle Scandinavierin, und rächt sich auf die großmüthigste Weise an ihrem flatterhaften Bräutigam Hakon, König von Norwegen, der die üppigere jüngere Margaretha von Dänemark ihr vorzieht, die er früher mehr aus Laune und Widerspruchsgeist als aus wirklicher Neigung zur Gemalin erkaufte. Elisabeth von Holstein ist ein so hohes Bild weiblicher Vortrefflichkeit, das man erst in einer besseren Welt, als dieser, ihre Gesellschaft wünscht; denn eine gewisse Art Tugend ist stets mit Langerweile verbunden.

Nicht genug, das Louise von Savoyen mit ihren Leidenschaften den Connetable von Bourbon bedrängte, in der Novelle muß er als empfindsamer Liebhaber eines überzüchtigen Fräuleins sich abmühen, das durch die Ränke der fürstlichen Nebenbuhlerin und ihre allzustrengen Begriffe von jungfräulicher Sittsamkeit abgehalten wird, dem Connetable die Hand zu reichen. Aus Liebe zu ihr sucht er den Tod, ja man könnte die Belagerung Roms einzig aus seinem Liebesunglück herleiten. Dagegen schweigt diese Geschichte von Bourbons Hinneigung zu Louisons Tochter, Margarethen, hier immer, statt Herzogin von Alencon, von Alencon genannt.

Das *schöne Hirtenmädchen*, eine heidnische Preussin, ist so sentimental, wie irgend ein Zöfchen unserer Tage. Wären die Beschreibungen der Gegenden, der Gebräuche nicht,

die Reden der liebenden und lehrenden und grimmigen Personen liesen nimmermehr glauben, das man sich in Samland vor Einführung des Christenthums befinde.

Die erste Novelle ist die kräftigste, reflectirend, den inneren Kampf eines trefflichen Mädchens darstellend, das royalistisch gesinnt, (sie ist eine Brüsslerin aus unsern Tagen) ihren Vater als Aufwiegler, Freund des Pöbels und der Schlechtgesinnten nicht achten kann, auch manches andere Unrechte in seinem Leben wenigstens ahnet, und doch mit den Banden des Bluts ihm angehört, ja ihn liebt. Diese Entzweyung ist sehr gut zur Anschauung gebracht, wie überhaupt die Charaktere sich plastisch abheben, und die Erfindung als eine wohl erfundene zu preisen ist.

u.

Stuttgart, b. Hallberger: *Berthold Schwarz*. Novelle von Eduard Duller. 1832. 228 S. 12. (1 Rthlr.)

Eine der gleichgültigsten Folgen der Erfindung des Pulvers möchte dieser Roman seyn, in welchem ein trüblünniger Schwärmer und desperater Liebhaber, dem es bey seinem atheistischen Guardian unheimlich ist, und der überhaupt ungern im Kloster lebt, seine Entdeckung fast allein dazu nützt, auf eine effectlose Weise sich aus dem Leben zu schaffen. Recept und technisches Verfahren schrieb er nach dem ersten Versuch nieder, und vertraute es sicheren Händen, überzeugt, das sein Ruhm in alle Ewigkeit knallen werde. Wer durch sein Werk soviel Lärm erregte, mag zufrieden seyn, wenn es auch durch seine poetische Biographie nicht geschieht, und der Leser wird ja hoffentlich ein Gleiches thun.

z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Neue Schleswig-Holsteinsche Provinzialberichte*, herausgegeben von *Hartwig Peters*, Diaconus zu Sct. Marien in Flensburg. Jahrgang 1831. Zweytes, drittes und viertes Heft. Mit dem ersten Heft 692 S. 8. (4 Hefte 2 Rthlr. 12 gr.)

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 21.)

Das zweyte Heft enthält zunächst eine Beantwortung der Frage: Was ist von der wechselseitigen Schuleinrichtung zu halten? Vom Rector *Redling* in Eckernförde, der diese Art des Unterrichts mit Recht in Schutz nimmt — ferner des im J. 1831 in Flensburg jung verstorbenen Collaborators *Prahm* Biographie. — Dr. *David* in Kopenhagen über Wahlfähigkeit zur Ständeverammlung. Er übergeht die Untersuchung über den Vorzug und Werth der verschiedenen Staatsformen, nimmt aber an, daß die Regierung keine anderen Interessen als das Volk haben könne und müsse, und erklärt aus der großen und gefürchteten Vorliebe der civilisirten Völker in Europa für Neuerungen und Reformen die Idee der preussischen Regierung, nur dem Grundeigenthum in den Provinzialständen einen überwiegenden Einfluß auf die Gemeinde- und Provinzialverwaltung zu gestatten. Dies ist aber nur da zweckmäßig, wo Industrie und Handel auf einer niederen Stufe stehen, und sonst etwas sehr Irriges; denn Interesse und Patriotismus knüpfen die Stände außer den Grundeigenthümern sehr fest an ihr Vaterland, dessen Gesetze und Wohlstand. Eben so unzeitig scheint es ihm, wenn man vom Repräsentanten noch mehr Garantie verlangt als von dessen Wahlherren; nur ist es sehr vernünftig, nicht zu junge Repräsentanten zuzulassen; denn Kenntniß der menschlichen Natur und Erfahrung besitze der ältere Denker und Geschäftsmann in der Regel mehr neben einem kälteren Blute. Dem weniger Begüterten fehle bloß darum, daß er dies ist, nicht Vaterlandsliebe und Einsicht in dessen Interessen. — Einem Wahrheitsfreunde werden einige Wünsche der deutschen Staatsbürger Dänemarks mitgetheilt, aber manche wichtigere sind übergangen, z. B. das große Heer, dessen bedeutende Beschränkung so allgemein gewünscht wird, da fast kein anderer Staat so wenig Eroberungen machen als fürchten könne. — Des verstorbenen dänischen

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

schen Staatsraths *Reinhold* Grundsätze der philosophischen Rechtslehre. In der Einleitung wird behauptet, daß der dänische Staat jährlich seinem Ideal näher rücke. Mag wahr seyn, wenn auch das Kieler Correspondenzblatt bisweilen einige Langsamkeit des Vorwärts enthüllt. Die Grundsätze selbst sind schärfer und bestimmter als in *Krugs* Rechtspolitik. — Das Sanskrit als nothwendiges Erfoderniß zum allseitigen Verständniß der classischen und germanischen Sprachen, vom Dr. *Johannsen* zu Kiel, gehörte wohl nicht in ein Provinzialblatt; indess mag es für die Philologen, um sich nicht in zu enge Schranken einzuschließen, passend seyn, das weite Feld der Sanskritgelehrsamkeit mit zu Hülfe zu nehmen. — Nachrichten von der Halbinsel Kiekenis und der Räuberburg Kayburg. — Im Herzogthum Lauenburg wurden 1829 geboren 1329 und starben 872. Im J. 1830 wurden in Holstein und Schleswig ohne Pinneberg und Altona geboren 19,946, es starben 15,823. Getrauet wurden 5,355 Paar.

Drittes Heft. Kirchenbauten zu Coldenbüttel. — In den Flensburgerien liefert man einiges auch für andere Städte Nützliche, um das Armenwesen einer Gemeinde unter eine allgemeine Direction zu stellen. Die 13 Stipendien an Studierende betragen im J. 1828 4217 Mark 4 Schl. Bisher konnte Flensburg, das eine reich dotirte Gelehrtenschule besitzt, keine höhere Bürgerschule erlangen. — Zustand des Christianspflegehauses in Eckernförde. — Trennung der Justiz von der Administration in Stadt und Amt Flensburg, vom Ober- und Landgerichtadvocaten *Sinjen*. Der Aufsatz hat viel Lebenswerthes über Beamten despotie, wie solche bisweilen die Oberen beschützen; auch wie nachtheilig es ist, wenn unwürdige Beamte sogar bisweilen vom Staat durch Titel ausgezeichnet werden. Nicht ohne Ursache haben die Völker einen Constitutionshunger, der durch die Unfähigkeit und Ungewandtheit der Beamten oft gesteigert wird. — *Köhnke-Binzerische* Erziehungsanstalt in Nienstädten. — *Gerhard-Flewartisches* Legat für die Töchter von Flensburger Predigern.

Viertes Heft. Die Kirchenverfassung der Propsteien Hadersleben und Törninglehn, von C. v. *Wimpfen*. — Die Vorfahren des Generalsuperintendenten *Adler*. — Zwey Briefe Sr. Excellenz des Geh. Staatsministers v. *Mörsing* und des Doctor Prof. *J. Möller*, die Berichtigung einiger *Möllerscher* Irrthümer über Dänemarks Finanzlage. — Veränderungen der Civilbeamten in den J. 1829 und 1830. — Das Herzogthum

F f

Schleswig hat gefetzliche Prefsfreyheit. — Spar- und Leih-Caffen in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. — Im Literaturbericht werden einige Fehler der *Bruheschen* Geographie für Real- und Bürger-Schulen gerügt, ferner der *Strodmannschen* dänischen Grammatik, *Flörs* dänischen Lesebuchs, der Chronik der Universität Kiel und der Schleswig-Holsteinschen gelehrten Schulen im J. 1830, des Amtmanns *Friedrich Seeftern Pauly* Archivarischer Bericht wegen der Holsteinschen 584 milden Stiftungen, sodann der Sylter Landschaftsverfassung und ihrer zeitgemäßen Verbesserung vom Landschaftsarzt Dr. *Wulfke*. Die Insel Sylt hat 2557 Einwohner. Beendet ist nun das Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg- und Eutinischen 1361 Schriftsteller von 1796—1828. — Aphorismen, die gelehrten Schulen betreffend. — 1831 wurden in Hadersleben die für 12,000 Rthlr. erbauten beiden Bürger-schulen eingeweiht.

X.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götze: *Stimme während und am Schlusse der Versammlung zu Hambach im Mai 1832*. Allen Deutschen zur Beherzigung. 1832. 20 S. 8. (3 gr.)

Man erblickte, wie der Vf. erzählt, an dem der Freude und dem Danke geweihten Tage des Hambacher Festes, Fahnen des Aufbruchs und eine gebrochene Bahn zum Morde und zur Plünderung, aber die Verführer versuchten vergebens, in deutschen Herzen dazu Anklang zu finden. Es waren Grillen der dortigen Redner, den Deutschen das Trugbild einer Verjüngung des vormaligen Deutschlands vorzuhalten, mit dessen Einheit und einem Kaiser an der Spitze, und dann wieder, daß Deutschland eine Republik werden könne, mit der Schlußfolge von Wegschaffung der bestehenden Regenten und Umwälzung alles Vorhandenen, was offenbar zu einer Umstürzung alles Bestehenden und zu einer Anarchie führen mußte. Der Vf. beweiset, daß solche Plane Thorheit und Bosheit zugleich bereitet hätten, da die Zuwendung der Alleinherrschaft an einen einzigen Fürsten in Deutschland nicht heilbringend seyn würde. Sehr richtig ist der Gedanke des Vfs., daß jetzt durchaus kein Mißtrauen zwischen den deutschen Fürsten und Völkern gesäet, vielmehr deren gegenseitiges Vertrauen gekräftiget, daß die freye Presse nicht gemißbraucht, und den Leidenschaften der Anarchisten kein Futter geboten werden müsse. Kein deutscher Fürst werde dem Wohl seines Volks entgegen wirken wollen, selbst wenn seine Plane unzweckmäßig zu seyn schienen. Wie unglücklich sey Frankreich seit 40 Jahren durch seine Revolution geworden! Im Westen Europas habe man aus Ehrgeiz und Habgucht Bürgerkriege angefaßt. Vieles verdanke Deutschland durch Schutz vor ähnlichem Unheil Oesterreich und Preussen, und eben daher verleumde man solche. Auch letztes werde eine ständische Verfassung ins Leben treten lassen, wenn auch nicht alle patriotischen Ideen sofort ins Leben übergehen würden. Weil manche Segnungen des deutschen Bundes noch nicht hätten ins Leben einge-

führt werden können, so hofft die Verführer, daß dies die Liebe der Völker zu ihren Fürsten erstickt habe. Zwar hätten die Herzen geblutet bey manchen getäufchten Hoffnungen redlicher deutscher-Mitbürger, aber doch habe der Belsheid der großen Mehrheit gegen die Verführer ertönt: „Hebe dich weg Satanas!“ Der Vf. hofft, daß bald ein gemeinschaftlicher Zollverband ganz Deutschland umschlingen werde. Freylich sey es hart, daß auf den 4 Stunden Weges von Mannheim nach Worms ein Reisender vier Mal visitirt werde. Ein Gutes habe das Hambacher Fest bewirkt, daß man damals klar gesehen habe, daß die Zahl der den Frieden und ihre Fürsten liebenden Deutschen weit größer sey, als die Zahl der Verführer.

X.

GOtha: *Systematisches Verzeichniß der Petrefacten-Sammlung des verstorbenen wirklichen Geh. Raths Freyherrn von Schlotheim*. 1832. VIII u. 80 S. 8.

Ueber die Verdienste *Schlotheims* um die Petrefactenkunde, über die Reichhaltigkeit seiner Sammlung auch nur ein Wort zu sagen, ist überflüssig. Eben darum muß aber ein genaues Verzeichniß der letzten nur willkommen seyn, um so mehr, als dieselbe nur theilweise bekannt ward. Der Besitzer selbst hat aber dasselbe nicht gefertigt, sondern es ist nur nach den von ihm zu den einzelnen Gegenständen geschriebenen Etiquetten und Bemerkungen abgefaßt worden. Man hat bey demselben das *Bronn'sche* System zum Grunde gelegt, obwohl die Sammlung selbst nicht nach demselben, sondern geognostisch, überhaupt aber nicht vollständig geordnet ist. Statt geognostischer Nachweisungen ward es, zur Raumerparnis vorgezogen, im Katalog nur den Fundort anzugeben. Hiebey ist denn zu bemerken, daß der Besitzer ziemlich aus allen Theilen der Welt zusammen brachte. Ueberdies sind seltene Dinge, die nicht zu haben waren, wie z. B. von *Palaeotherium*, in Gypsabgüssen vorhanden. — Die Sammlung, wie sie ist, kann als ein unschätzbare Gut betrachtet werden, und wird dem Gothaer Cabinet, dem sie, wie früher verlautete, der Verstorbene vermachte, zur größten Zierde gereichen.

Vorliegendes Verzeichniß derselben ist nun sehr wichtig dadurch, daß es gewissermaßen ein ziemlich vollständiges Skelett der ganzen Petrefactenkenntniß bis zu *Schlotheims* Tode giebt, gleichsam den Rahmen, in den man bloß die Beschreibungen und einige Supplemente einzutragen hat. Zu einem solchen ist es dadurch geworden, daß fast überall *Schlotheims* Schriften, dann aber auch die Synonymen anderer Schriftsteller, als *Sternberg*, *Goldfuss*, *Lamarck*, *Miller* u. s. w., angeführt sind. — Gleichsam als Commentar wird eine neue Auflage der sämmtlichen, zum Theil in verschiedenen Werken zerstreuten Abbildungen *Schlotheimscher* Petrefacten in 66 Kupfertafeln und einigen Bogen Text mit Synonymen bald erscheinen. — Daß obiger Katalog und diese Samm-

lung jedem Palaeontographen unentbehrlich find, wäre überflüssig, zu bemerken.

— n.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIDEN, b. Luchtmans: *C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Jul. Agricolae liber* edidit etc. *Pet. Hofman Peerlkamp*. 1827. IV u. 74 S. 8. (14 gr.)

In der Vorrede zu dieser Ausgabe, durch welche Hr. P. ursprünglich nur seinen Zuhörern einen lesbaren Text in die Hand geben wollte, giebt er den Plan seiner Arbeit so an, daß er die hauptsächlichsten Abweichungen der Vatikanischen Handschriften von den Ausgaben angezeigt, seine Stimme über dunkle und corrupte Stellen abzugeben, und *imitationes nonnullas, e Sallustio praecipue et Livio*, namhaft gemacht habe; letztes in beschränktem Mafse, und bloß in der Absicht, jugendlichen Lesern Tacitus Kunst und Art zu zeigen, nicht Alles anzuzeigen. Bey der Behandlung schwieriger, dunkler und corrupter Stellen sey er sehr sorgfältig gewesen, um ein für allemal das Anstößige gehörig nachzuweisen, und vielleicht Andere zur Beseitigung der Schwierigkeiten anzureizen. Zuletzt beklagt er noch, daß er *Dronke's* Ausgabe so spät erhalten habe, daß er sie nur zum Theil habe benutzen können. *Hertel* sey erst bey Vollendung seiner Arbeit ihm zugekommen; *Steuber* und *Selling* habe er noch nicht zu Gesicht bekommen. Auch hat er die *Walch'sche* gleichzeitige Ausgabe noch nicht benutzen können.

Rec. vermag es nicht zu beurtheilen, wie dringend P.'s Noth war, eine neue Ausgabe dieser Schrift vom Tacitus zu veranstalten, da er die Verhältnisse des Buchhandels in Holland zu wenig kennt. Anstatt also mit dem Herausgeber über die Art der Arbeit, über ihre Lückenhaftigkeit und Einseitigkeit zu rechten (denn vermuthlich wird Hr. P. bey seinen Vorlesungen ausfüllen, was in dem Buche selbst nicht oder nur einseitig berührt ist, zumal nachdem *Walch* erschienen), wollen wir lieber das Gegebene etwas näher beleuchten, um uns des Gewinnes zu versichern, welchen diese Ausgabe darbeut. Zu diesem Behufe fassen wir zunächst einige bekannte schwierige Stellen ins Auge, welchen das Prädicat *corrupt* vorzugsweise gebührt.

Im 27 Cap. bieten die alten Ausgaben von der *princeps* bis auf *Rhenanus*: *at Britanni non virtute sed arte et occasione ducis * rati, nihil ex arrogantia remittere, quo minus etc.* Augenfällig fehlerhaft. Auch kommen alle Ausleger darin überein, daß vor *rati* ein Infinitiv Platz haben müsse. Ohne uns hier auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, fragen wir, was ist Hn. P. gelungen? Seine Anmerkung ist: *arte ducis rati] arte victos rati. arte ducis superati. artem ducis rati. arte que modis interpretes corruptelam mederi conantur. Fieri potest, ut in codd. scriptum fuerit: At Britanni, tamquam non virtute, sed*

*occasione et arte superati. Tamquam propter similitudinem praecedentium syllabarum fuit omissum. Superati corruptum in ducis rati. Comparandum autem Caesar B. G. I, 40 „dispersos — vicisse“. VII, 29: „Non virtute — oppugnationis.“ (Um Raum zu ersparen, haben wir bloß die Anfangs- und End-Worte der Citate niedergeschrieben.) Ganz abgesehen von der Unklarheit des *tanquam*, wenn es die eigene Ueberzeugung der Britannen ausdrücken soll, und von der Unbeholfenheit desselben für *rati*, begreift Rec. nicht, wie *TANNI* mit *TAMQVAM* und *DVCISRATI* mit *SVPERATI* paläographisch verwechselt werden konnte. Sehr glücklich hat *Walch* diese Stelle geheilt, indem er nach *virtute* ein *se* (wegen des folgenden *sed* ausgelassen) und hinter *ducis* ein *elusos* (paläographisch in longobardischen Schriftzügen dem *ducis* fast völlig gleich) einschleibt. Rec. erlaubt sich noch eine Abänderung dieser Emendation darin, daß er *ducis* als entbehrlich gänzlich streicht, und *elusos* mit *Walch* zeugmatisch faßt. Sogar das *se* muß nicht einmal, wenn man des Tacitus anderweitigen Sprachgebrauch berücksichtigt, nothwendig eingeschoben werden.*

Im 28 Cap. bieten die Handschriften hinter *numero* ein ganz beziehungsloses *circum*. Es ist dasselbe von Hn. P. ohne irgend eine Erinnerung und aus Nachfolge einiger Vorgänger getilgt worden. Die Schwierigkeit des Sinnes oder der wenigstens bey Tacitus völlig unverdauliche und unduldbare Unfinn der Worte *coelum ipsum ac mare et silvas, ignota omnia, circumspicantes*, nach dem allgemeinen Gedanken *trepidus ignorantia*, wurde von Hn. P. gar nicht gefühlt, auch natürlich kein Heilverfuch gemacht. Selbst *W.* läßt die Stelle wund zurück. Man begreift leicht, wie das abirrende Auge des Abschreibers in die folgende Zeile gerathend, ein *circum* aus *circumspicantes* malte, aber zeitig sich bessernd, an gehöriger Stelle fortfuhr, ohne das unbehägliche *circum* zu tilgen. Vielleicht wurden von Späteren auch nur die übergezeichneten Punkte übersehen. Allein welcher Sinn bleibt dann? In *circumspicantes* finden wir eine Prägnanz der Hülfe. Sinn: Sie kennen die Lage nicht, in der sie sich befinden, sind darum zaghaft, und suchen mit gierigem Blick in Himmel und Meer und Wald, überhaupt um so mehr Hülfe und Rettung, je unbekannter ihnen das Genannte ist. Es ist ptychologisch, daß die Menschen in Noth und Gefahr gerade daher am meisten Hülfe erwarteten, woher sie am wenigsten kommen kann, und woher sie der, welcher Gelegenheit und Verhältnisse kennt, auch nicht erwartet.

Cap. 36 bey den Worten *interim equitum turmae* u. f. w. macht Hr. P. folgende Anmerkung: *Equidem verba interim equites — proelio miscuere tanquam in parenthesi posita intellexerim, et sic interpretanda: Interea dum cohortes auxiliorum Romanorum progrediebantur, equites Britanni, qui cum covenariis media campi implebant, fugiebant, covenarii, pro more suo, se immiscuere agminibus peditum Britannorum. Et quamquam cohortes Romanae, quae jam pervenerant ad aciem Britannorum in primis*

collibus stantem, intulerant recentem terrorem, non roman statim ulterius penetrare poterant, quia densa erant Britannorum agmina, et covinarii impediabant. Es ist kaum begreiflich, wie nicht allein Hr. P., sondern unseres Wissens alle Ausleger vor *Walch*, eine solche oder ähnliche Verwirrung alles Sprachgebrauchs, aller klaren Schreibweise, alles Sachverständes dem größten römischen Stilisten zutrauen konnten. Unwiderleglich hat *Walch* S. 367 ff. seines Commentars die Unzulässigkeit solcher Erklärung nachgewiesen. Wir verweilen daher hier bey der unklaren und die wahre Schwierigkeit der Stelle gar nicht berührenden Ansicht des Herausgebers nicht länger. Geheilt freylich ist die Stelle auch bey *W.* nicht. Die paläographische Willkührlichkeit unseres Besserungsvorschlags wohl fühlend, wissen wir doch nichts Näheres und Besseres zu erfinden als ein parenthetisches *fugarant covinarios*. Nicht glücklicher als hier ist Hr. P. auch bey dem gleich folgenden corrupten *quam aegre diu stantes*. Am nächsten der Lesart der Handschriften dürfte wohl aus *aut stante* ein *adstantes* seyn, wenigstens den ganzen Sinn ausdrücken, mit dem Zusammenhang zusammengehalten, welchen *Walch* durch sein *in declivi stantes* erzielte.

Dieses möge zureichen zur Veranschaulichung, in wiefern Hn. P.'s Versicherung zu trauen sey, daß er *in locis obscuris corruptisque indagandis curiosior* gewesen sey, als man vielleicht erwartet habe. Rec. wenigstens findet keinesweges Ursache über zu große *curiositas* zu klagen.

Ob Hr. P. in den übrigen Rücksichten seinen Vorsätzen nachgekommen sey, und ob sein Commentar für den Zweck seiner Schrift genüge, möge die zusammenhängende Beleuchtung eines kleinen Abschnittes seiner Ausgabe, welcher nicht gewählt, sondern vom Zufall uns in die Hand gegeben wurde, zeigen.

Cap. 26. Bey *nocte aggressi* ist nichts über die Gegend, wo dieses geschehen sey, angemerkt. Der Streit der Ausleger foderte eine Andeutung der verschiedenen Ansichten. — Bey *caesis vigilibus* ist die Variante *caesas* aus der *princeps* nicht angemerkt. — Ueber die Auffassung und bezüglich falsche Interpunction der Worte *inter somnum ac trepidationem caesis vigilibus irrupere* keine Andeutung. Auch *Walch* hat sie falsch gefaßt, indem er *inter somnum ac trepidationem caesis vigilibus* eng mit einander zu dem Sinne verbindet: „sobald im Schlaf oder Schrecken die Wachen niedergestofsen.“ Hätte Tacitus dies

gewollt, er würde unseres Erachtens geschrieben haben: *caesis inter somnum ac trepidationem vigilibus*. Und wahrlich, es wäre außerdem bey römischer Kriegszucht und Sitte und bey dem Wechsel der Posten dem Feinde gegenüber ein harter Vorwurf, daß die *vigiles* sich im Schlafe hätten niedermachen lassen. Vielmehr ist also vor und nach *caesis vigilibus* ein Komma zu setzen, und *inter somnum ac trepidationem* genau mit *irrupere* zu verbinden. Sinn: Rasch wurden die Nachtwachen niedergemacht, so schnell, daß zwischen ihrem Tode und dem Einbruch ins Lager das schlafende Heer nicht Zeit hatte, sich zu ermuntern und zu rüsten. Daher die *trepidatio*. — Im Anfange des nächsten Satzes liest Hr. P.: *Iamque in ipsi casis pugnabatur*. Dazu die Anmerkung: *pugnabatur*. *Vulgo pugnabant*. Wer das Verhältniß der Handschriften nicht kennt (und wirklich weiß Hr. P. nach der Vorrede nur von zwey Codd.), möchte schließeln, daß alle *pugnabatur* lesen. Und doch wird diese Lesart nur vom *Vaticanus* 3429 empfohlen. Ueber den Werth dieses Cod. kann Hr. P. aus *Walchs* Vorrede S. VI sich näher belehren. — Bey *et vestigiis infecutus* haben P. und *Walch* nichts angemerkt. (Daß der Schreibfehler *inter* statt *iter* nicht berücksichtigt wurde, ist zu billigen.) *Walch* verbindet in seiner Uebersetzung *vestigiiis* mit *infecutus* gegen die Grammatik. Vielmehr ist *vestigiiis* für sich zu fassen. — „*securi pro salute, de gloria certabant*. Ita *Vatic.*, quod *Acidalius transposuit: de salute pro gloria*. *Probavit Ernestius*. *Credo interpungendum: securi, pro salute, de gloria certabant*. Sic brevissime *Tacitus*. *Jam securi, pro eo ut de salute etiam nunc certarent, certarunt de gloria*. *Agric. cap. 19*. *Ut civitates proximis hibernis in remota et avia deferrent*. *Legendum forte pro proximis hibernis*. *Interpretes inseruerunt a proximis*. *Sed a in Mss. non legitur*.“ Gänzlich verfehlt. Die nähere Rechtfertigung der historisch documentirten Lesart giebt *Walch* S. 314 und zu Cap. 33. — Demnächst finden sich zu diesem Capitel nur noch folgende zwey Noten: *Erupere*. *Mss. Editiones irrupere*, und *His, ut tulisse*. *Vatic. his intulisse*.

Man wird sich überzeugt haben, daß der Text des *Agricola* und seine Auslegung durch diese Ausgabe nicht weiter gefördert worden sey. Grammatische Schärfe und Tiefe wird ganz vermisst. Der Druck ist correct, das Papier anständig, die Schriften mittelmäßig. Der Preis für noch nicht 5 Bogen ist hoch.

H. C. M. R.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Cöslin*, b. Hendels: *Die Braut von Bornholm*, und *der Griechenfreund*. Zwey Novellen von *Carl Norden*. 1832. 216 S. 8. (16 gr.)

Scenen aus dem Leben, einfach, ohne poetischen Schmuck. Selbst im *Griechenfreund* werden keine Forcen ausgepielt; keine Schilderungen neugriechischer Sitten; nur flüchtig sind die Greuel des Kriegs, die Tyrannen der

Türken berührt. Wem ungezierte Wahrheit lieb ist, den werden die Novellen befriedigen; sie sind überdies kurz, so daß sie bloß einem Auge, das durch die stets wechselnden Erscheinungen eines Kaleydoskop verwöhnt ist, trocken und gedehnt erscheinen möchten.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

M E D I C I N.

Schriften über die Cholera.

(Fortsetzung der in der Jen. A. L. Z. 1832. No. 144 abgebrochenen Recension.)

80) BERLIN, b. Enslin: *Cholera - Archiv* mit Benutzung amtlicher Quellen; herausgegeben von J. C. Albers, Reg. Med. Rath, Ernst Horn, Geh. Med. Rath und Prof. bey der Universität, F. D. Barez, Reg. Med. Rath, Fr. Klug, Geh. Med. Rath und Director der wissenschaftlichen Deputation, E. Bartels, Geh. Med. Rath und Prof. bey der Universität, Joh. Nep. Rust, Geh. Ober-Med. Rath und Präsid. des Curat. für das Krankenwesen, Wilh. Eck, Med. Rath, Regiments - Arzt und Prof. bey der Universität, W. Wagner, Stadtphysikus u. Prof. bey der Universität. Erster Band. (3 Hefte.) 1832. VI u. 463 S. 8. (2 Rthlr.)

81) KÖNIGSBERG, b. Gebr. Bornträger: *Die Cholera*. Nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831, nosologisch und therapeutisch dargestellt von Dr. Ludwig Wilhelm Sachs, ord. Professor der Medicin zu Königsberg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieder, Ritter des St. Wladimir - Ordens vierter Classe. 1832. LIV u. 379 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

(Auch unter dem Titel: *Verhandlungen der physikalisch - medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera*. Zweyter Band. Erstes und zweytes Heft. Vom ersten Bande sind bisher auch erschienen das zweyte Heft 1831 (7 Bogen) und das dritte 1832 (14 Bogen) mit 2 Lithographien.)

82) AACHEN U. LEIPZIG, b. Mayer: *Cholera - Zeitung*. Herausgegeben von Dr. Zitterland, königl. preuss. Regierungs- und Medicinal - Rath bey der Regierung zu Aachen. Erstes Quartal. 1832. No. 1 — 26. Zweytes Quartal. No. 27 — 52. 418 S. 4. (2 Rthlr.)

83) STETTIN, b. Morin: *Die epidemische Cholera in Stettin im Jahr 1831*. Von einem Vereine praktischer Aerzte. 1832. XII u. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

84) ROSTOCK, b. Adler: *Universitatis Rostochiensis Rector Henricus Spitta ad sacra resurrectionis Jesu Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.*

Christi A. D. 1832 pie celebranda invitata, praemissa profectione *De contagio praesertim cholerae orientalis*. 1832. 15 S. 4. (4 gr.)

85) HAMBURG, b. Hoffmann und Campe: *Weg mit den Kordons! quand même der epidemisch - miasmatische Charakter der indischen Brechruhr*, ein grober Verstoß gegen die Geschichte ihres Zuges von Dschiffore in Mittelindien nach dem tiefen Keller in Hamburg und der größte gegen den gefunden Menschenverstand, mit Beziehung auf die von Burdach, Lorinser und C. W. Hufeland in No. 265, 275, 276, 277 und 307 der preussischen Staatszeitung von 1831 enthaltenen Artikel. Von Dr. Friedrich Alexander Simon jun., praktischem Arzte in Hamburg. 1832. XVIII u. 146 S. kl. 8. (12 gr.)

86) BERLIN, in Commission b. Enslin: *Die Cholera im neuen Hospitale zu Berlin*. Beschrieben vom Dr. Gustav Lieber, Arzte der Anstalt, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1832. 55 S. 8. (6 gr.)

87) KÖNIGSBERG, b. Gebr. Bornträger: *Ueber die Contagiosität der Cholera*. Bemerkungen zu dem Sendschreiben des Herrn Präsidenten Dr. Rust an A. v. Humboldt von Dr. G. Hirsch, praktischem Arzte in Königsberg. 1832. 82 S. 8. (12 gr.)

88) BERLIN, b. Rücker: *Beleuchtung des Sendschreibens*, die Cholera betreffend, des Präsidenten Herrn Dr. Rust an den Freyherrn Alexander von Humboldt. In Uebereinstimmung mit mehreren praktischen Aerzten Berlins herausgegeben von Dr. August Vetter. 1832. VI u. 67 S. 8. (8 gr.)

89) KÖLN am Rhein, b. Bachem: *Auszug aus einem Berichte des Herrn Dr. Barchewitz über die Cholera zu Elbing*. Zunächst zur Beherzigung der Orts - Sanitäts - Commissionen, im Auftrage der Kön. Regierung zu Köln herausgegeben von dem Regierungs- und Medicinal - Rathe Dr. D. K. Th. Merrem. 1831. 23 S. 8. (2 gr.)

90) Ebendafelbst: *Belehrung über die orientalische Cholera für Wundärzte und nicht approbirte Candidaten der Medicin, welche sich auf besondere Erlaubniss der Kön. Hochlöbl. Regierung mit der* G g

- Behandlung dieser Krankheit beschäftigen.* 1831. 24 S. 8. (4 gr.)
- 91) SULZBACH, b. v. Seidel: *Kritik der bisherigen Cholera-Kuren*, nach den Berichten der Herren DD. *Radius* und *Kleinert*. Als Ehrenrettung der angefeindeten Wasserheilkunde vom Professor *Oertel* in Ansbach. 1832. 242 S. kl. 8. (18 gr.)
- 92) LEIPZIG, b. Hartmann: *Unterricht für alle diejenigen, welche sich der Abwartung und Pflege Cholerakranker unterziehen, oder dieselben beaufsichtigen wollen*, für Wärter, Aerzte, Land- und Stadt-Bewohner. Von Dr. *Julius Albert Hofmann*, praktischem Arzte in Dresden. 1832. VIII u. 65 S. kl. 8. (6 gr.)
- 93) BERLIN u. POSEN, b. Mittler: *Meinungen über die Entstehung, das Wesen und die Möglichkeit einer Verhütung der sogenannten Cholera*, aus der Erfahrung und Natur entnommen und vielleicht zur Beruhigung und zum Nutzen für die Bewohner solcher Gegenden, wo diese Epidemie noch nicht ausgebrochen ist, mitgetheilt von *Theodor Friedrich Baltz*, Doctor der Heilkunde und praktischem Arzte in Berlin u. s. w. 1832. 84 S. 8. (8 gr.)
- 94) NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Ueber die epidemische Cholera*, mit besonderer Rücksicht auf die Epidemie zu Prag, von *Georg Fr. Fischer*, Med. Dr., praktischem Arzte zu Bayreuth. 1832. VI u. 73 S. 8. (mit einer Lithographie). (8 gr.)
- 95) STUTTGART, b. Steinkopf: *Die Cholera-Epidemie*, nach eigenen in Wien und in Mähren aus Auftrag der Königl. Württembergischen Regierung angefertigten Beobachtungen von *A. Kraufs*, Doctor der Medicin. 1832. 199 S. 8.
- 96) DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Beiträge zur Pathologie und Therapie der epidemischen Cholera*, nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen geliefert von *Anton Gescheidt*. 1832. VIII u. 40 S. 8. Mit einer Abbildung. (6 gr.)
- 97) ALTONA, b. Aue: *Erfahrungen über die Cholera asiatica in Hamburg* im Herbst 1831, von *J. C. Buchheister*, Dr. Arzt am Cholera-Hospital-Hornwerk, und *C. Noodt*, Apotheker daselbst. 1832. 221 S. 8. Mit einem Grundriffe. (1 Rthlr.)
- 98) KARLSRUHE, b. Braun: *Berichte über Cholera morbus*. Von Dr. *Franz Hergt*, Assistentenarzt in Langenbrücken, und *Karl Sommerich*, praktischem Arzte in Karlsruhe. Auf Befehl der Großh. Badischen Immediat-Commission gedruckt. 1831. VI u. 148 S. 8. Mit Tabellen. (18 gr.)
- 99) MAGDEBURG, in der Creutz'schen Buchhandlung: *Die asiatische Cholera in der Stadt Magdeburg* 1831—1832. Geschichtlich und ärztlich dargestellt nach amtlichen Nachrichten auf höhere Veranlassung. 1832. 70 S. 4. Mit einem Grundriffe. (21 gr.)
- 100) MAGDEBURG, b. Rubach: *Beobachtungen über die asiatische Cholera*. Auszug aus dem Reisebericht an die Königliche Regierung zu Magdeburg vom Kreisphysikus Dr. *Niemeyer*. 1831. 29 S. 8. (6 gr.)
- 101) ERLANGEN, b. Heyder: *Neues über Entstehung, Natur, Verbreitung und Verhütung der sogenannten asiatischen Cholera als Entwicklungskrankheit des heutigen Menschengeschlechts*. Aerzten und Laien zu bedenken gegeben von Dr. *J. M. Leupoldt*, Professor der Medicin. 1832. 56 S. 8. (6 gr.)
- 102) BRAUNSCHWEIG, im Verlags-Comptoir: *Tabulae chronologicae hydrometricae pestis gangeticae diffipationem explicantes*. Accedit tabula geographica. 1832. 26 S. Fol. (20 gr.)
- 103) WÜRZBURG, b. Strecker: *Beitrag zur Lehre von der Cholera*, von Dr. *Carl Schmidt*. 1831. 50 S. 8.
- 104) WÜRZBURG, b. Becker: *Ueber das nächste Causalverhältniß und die rationelle Behandlungsweise der orientalischen Brechruhr*. Eine akademische Streitschrift von *Johann Appel*, Dr. der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. 1831. 44 S. 8.
- 105) DRESDEN, b. Arnold: *Einfache Schutz- und Heilmittel wider die Cholera, nach homöopathischen Grundsätzen*. Nebst einem Verzeichniß der erlaubten und unerlaubten Speisen und Getränke vor und während dem Daseyn dieser Krankheit. 1831. 13 S. 8. (1 gr.)
- 106) MÜNCHEN: *Belehrung über die orientalische Cholera*, für Nichtärzte amtlich bekannt gemacht. 1831. 31 S. 8.

Haben wir in dem Vorigen kurz bemerkt, was Aufgabe der Staatsregierungen beym Empfange der Cholera ist, zu deren Lösung sie die Mittel leicht finden können, wenn sie nur Volkes - Wohl beabsichtigen: so kommen wir nun auch zur Untersuchung dessen, was der Arzt zu thun hat. Denn wir sind nicht der Meinung des Hn. *Giel*, welcher den Aerzten räth, nur hübsch beym Alten zu bleiben, und nichts mehr zu experimentiren (*Baier. Staatsztg.* außerord. Beyl. No. 2. S. 11). Wie die Arzneimittellehre auf allen ihren Seiten der Cholera angepaßt wurde, ist zu bekannt, als daß wir ein Mehreres darüber zu sagen nöthig hätten. *Wilhelmi* zeigt es (16 und 68) *) , wie weit man mit dem Haschen nach Mittelchen herumkommt. Man mag die Arznekörper classificiren, wie man will,

*) Statt näherer Bezeichnung der Schriften führen wir in Parenthese bloß die Nummer unseres Verzeichnisses an.

jede Classe, Ordnung u. s. w. hat schon contribuiert. Es ist aber dies das sicherste Zeichen von ärztlicher Unzulänglichkeit, wenn zur Realisirung eines Heilplanes so lange und so viel im Finsternen herumgetappt wird. Unser Heilplan, den wir schon lange in Bereitschaft halten, entspricht unseren bereits ausgesprochenen Ansichten von der Natur des Choleraepidemics, auf die wir uns hier beziehen müssen. Da, wie wir bewiesen, die Cholera ein Glied der Intermittensfamilie ist, so kann auch gegen sie nicht anders als auf den Grund der dafür bekannten rationellen Heilmethode verfahren werden. Mehrere Aerzte haben bereits früher dieser Idee gehuldigt, beschränkten sich aber bey deren Realisirung auf das sogenannte specifische *Febrifugum*, die China mit ihren Alkaloiden, und zwar mit nicht sonderlichem Erfolge, weil die China nur eine starke Waffe gegen einen gleich starken Feind ist, der überlegener aber mit geheimen Waffen angegriffen werden muß. Dafs das quantitative Verhältniß einer Arznei weniger Berücksichtigung bey einer so turbulenten Krankheit, wie die Cholera ist, verdiene, als das qualitative, haben die bisherigen Erfahrungen gezeigt. Immense Arzneydosen haben immer mehr geschadet, als genützt. Das zeigen die englischen Curbilder und ihre Copieen, die russischen. Wir müssen daher unsere Wahl auf einen Arzneykörper leiten, der bey der kleinsten Dosis große Wirkungen auf das Gangliensystem ausübt, und dies ist der *Arsenik*, — ein gar nicht abschreckendes Wort, wenn wir bedenken, dafs die Idee des Giftes nur eine relative ist. Lesen wir *Vogts* Pharmakodynamik, 1ster Band, S. 540 u. f. der 2ten Auflage, besonders §. 1340, welcher die Wirkungen schildert, die uns die Heilung der Cholera herbeyführen lassen, und wir nehmen keinen Anstand, zu dieser Wahl zu greifen. *Sachs* in Königsberg (I. Handwörterbuch der praktischen Arzneymittellehre, 1 Theil) wendet zwar überhaupt Manches gegen *Vogts* Angaben ein, und will den Arsenik aus dem Felde schlagen. Unsere Versuche und Erfahrungen aber stimmen mit denen von *Krüger - Hansen* überein (49). Ja, wir erinnern uns aus der preussischen Staatszeitung und der Münchner politischen, dafs man dieses Mittel schon einmal von Seiten der Homöopathen empfahl, was jedoch den Allopathen noch nicht bestimmen kann, beyzupflichten, da die Anwendung des Arseniks nichts weniger als auf homöopathischen Grundsätzen beruht, weil derselbe, z. B. im Vergleiche mit der Chamille, nach ihnen vielleicht eine octillionste Verdünnung erleiden müßte. Ueberdies wurde der Arsenik auch in Ostindien schon gegen die Cholera angewendet, aber als *Arcanum* in einem Allerley, dessen Heilkraft sehr gepriesen wird, (vergl. *Hasper*, Krankheiten der Tropen, 1 Band, S. 300) und *Seidler* (21) theilt ganz unsere Meinung. Freylich muß auch die Wahl des Präparates eine passende seyn; Rec. zog meist den *Liquor antipyreticus Harlessii* allen übrigen vor. Die Erfahrung dürfte noch darthun, dafs dieses das Hauptmittel gegen die Cholera ist. Jedoch wollen wir hiemit keinesweges die Wichtigkeit des Individualisirens am Krankenbette in Abrede stellen, daher auch

kein eigentliches *Specificum anticholericum* in Vorschlag bringen, sondern nur andeuten, was bey allen Modificationen des Heilplanes doch Stabilität gewinnen könnte. Die Nebenindicationen wurden meist leichter gefunden und beachtet; daher wir auch bey ihnen nicht verweilen.

Im Vorbotten - Stadium hat man der *Ipecacuanha* Lob gespendet. Wir stimmen gerne mit ein, wenn Unreinigkeiten in den ersten Wegen vorhanden sind, und die Krankheit durch Diätfehler herbeygeführt wurde, was aber nicht jederzeit der Fall ist. Ging z. B. Erkältung vorher, so kündigt sich das Uebel bloß durch Diarrhöe an. Wir wissen nun, dafs das Kupfer, besonders das Schwefelsaure, in sehr hartnäckigen und das Leben gefährdenden Durchfällen der indischen Seefahrer die trefflichsten Dienste schon geleistet hat; und legen wir diesem Zustande auch ein derartiges Leiden des Gangliensystems zu Grunde, was unbezweifelt scheint, und betrachten die Beziehungen des Kupfers zu diesem Systeme (vergl. *Vogt*, 1 Bd. S. 310 u. f.): so dürfte die Wahl dieses Mittels auch dagegen getroffen seyn. Jedenfalls ist bey der ganzen Behandlung der Krankheit Hauptsache, ihr sobald als möglich begegnen zu können, aber auch den Daunungskanal so wenig als möglich mit Arzneyen zu belästigen, was schon viele Beobachter bestätigten. Dieser Umstand giebt die zuverlässigste Indication zu möglichst intensiv wirkenden Arzneyen in möglichst kleiner Dosis.

Man hat noch viel von Vorbauungsmitteln gesprochen. Wir fassen uns hier kurz, da wir auf den therapeutischen Artikel zurückkommen werden. Schließen wir nach der Analogie, dafs bey Epilepsie ein Fontanell im Nacken den Paroxysmus allmählich lindert, was wir oben beym 2ten Artikel schon näher erwähnten, und dafs in solchem Falle die bioelektrischen Wirkungsaufsetzungen unverkennbar sind: so möchte zu vermuthen seyn, dafs auch bey der Cholera ein vorher angebrachtes künstliches Geschwür, etwa in der Magengegend, selbst auf den Fall, dafs das Individuum davon befallen würde, die Krankheit, wo nicht abhalten, doch im Verlauf gelinder machen würde, indem auch hier, wie bey der Epilepsie, die Geschwürsecretion vermehrt und serös werden würde. *Krüger - Hansen* (49) schlägt ohne Angabe seiner Gründe *Emp' sibi* zu diesem Behufe vor. Die Beobachtung, dafs alte Fußgeschwüre nicht schützten, reicht nicht hin, unsere Ansicht zu widerlegen. Der Sitz und die Natur solcher Geschwüre kann schon eine Schutzkraft nicht voraussetzen lassen. Die weiteren Erfahrungen müssen auch hierüber noch entscheiden. Man hat Intermittens - Paroxysmen durch Ligaturen an den Extremitäten abgeschnitten: sollte im Vorbottenstadium der Cholera dieselbe nicht auch auf ähnliche Weise abgehalten werden können, indem so die Rückströmung der ganzen Blutmasse zu den Abdominalorganen vereitelt würde? Es möchte wohl dieser Umstand eines Versuches werth seyn.

Das sicherste Vorbauungsmittel bleibt immer Furchtlosigkeit und geregeltes Leben bey sonst geregelter Gesundheit. *Holcher* (5) und viele andere Beobachter stimmen damit überein.

Bs.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

BERLIN, b. Schlefinger: *Marica und Boccaccio*. Historischer Roman von *Caroline Lessing*, Verfasserin des *Nachstückes*: *Isabelle de Lueues*, und *Anderem*. 1ster Thl. 392 S. 2ter Thl. 429 S. 1832. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Hat auch einmal Jemand gehört, daß Boccaccio in seiner Neigung zu der schönen Maria, König Roberts von Neapel natürlicher Tochter, für die er seine Fiammetta dichtete, sich zart und keusch erwies, ganz im Gegensatz der begehrliehen Liebhaber seiner kecken, lustigen Novellen, so modern empfindsam, wie er hier auftritt, hätte ihn schwerlich jemand geglaubt. Er spricht zwar mit Petraca, hier bloß ein frostiger Confident, viel von Leidenschaft; aber daß er, daß seine Maria, recht das Muster eines deutschen Fräuleins, das vor Entfugung *fait* macht, sie wirklich fühlen, wird schwerlich die Vfn. jemanden einreden. Nach glücklich beseitigten Hindernissen scheitern die nun Verlobten noch im Hafen; denn es ergiebt sich, daß Maria und Boccaccio die Kinder zweyer Zwillingschwwestern sind, also eine Ehe zwischen ihnen von den Ueberbedenklichen für eine Todsfünde erachtet wird; an eine Dispensation des Papstes zu denken, fällt niemand ein. Maria hat die Rechtfertigungslehre gut inne; sie versteht es, ihren Meinungen Gültigkeit zu verschaffen, der ihr mit des Vaters, und ihrer eigenen Bewilligung feierlich angetraute Gemahl, Filippo Gonzaga, muß sie entführen, um sich ihren Besitz zu verschaffen; und weil er mit List und Gewalt eheliche Rechte ertrotzen will, wird er zum Böfewicht gebrandmarkt.

So züchtig und zimperlich, wie Maria, ist Johanna, Königin von Neapel, ihre Base, keinesweges. Die Begebenheiten, das tragische Ende, dieser etwas berücktigten Dame, werden uns nicht vorenthalten, beyläufig, in Pausen mit erzählt, wobey man allerley Unbekanntes erfährt, z. B. daß Johanna in Toulon *aux floreaux* einfuhrte, und gleich jener Clemence Isaure in Toulouse, Veilchen, Ringelblumen und wilde Rosen aus edlen Metallen dabey vertheilte.

Außerdem kann man seine Länder- und Völkerkunde, durch eine genaue Beschreibung Jerusalems und des heiligen Landes, das jene geweihte Stadt umgiebt, bereichern, und es gehört diese Beschreibung, wenn sie gleich ein *hors d'oeuvres* ist, zu den besten Stellen des Buchs, auch in der Schreibart, in welcher keine Metaphern vorkommen, wie etwa: „der Vesuv, ein schwarzer Brillant, von einem schwefelgoldnen Reif eingefasst,“ oder: „der Morgenhimmel, welcher sich in Regenbogenfarbe badet“ u. a. m.

Eine Eigenheit der Vfn. ist es, immer *Marica* statt Maria zu schreiben, sie mag nun von der Heldin, oder von der heil. Jungfrau sprechen. Liegt ein etymologischer Grund unter, oder will sie sich durch etwas Absonderliches auszeichnen?

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Erzählungen und Novellen*, von C. v. Wachsmann. 3tes Bächchen. Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonstranten. VIII u. 364 S. 4tes Bächchen. Brandenburgs Decius. Margaretha Rosen. Die Sibylle vom Elifabeththurme. 355 S. 1832. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 79.)

Mit Ausnahme der letzten Erzählung, haben alle geschichtliche Unterlage, und zwar lernt man historisch merkwürdige Personen von Angesicht zu Angesicht kennen, nicht etwa, wie sich zum Oefteren zuträgt, bloß ihren Rök.

Der Wahn flöset uns für den grübelnden, menschenfeindlichen überspannten Ankerström eher Mitleid als Abscheu ein. Menschen seiner Art, für listiger Berechnende die dienlichsten Werkzeuge, werden immer von ihnen gemißbraucht werden, wenn sie auch nicht als Phantasmagoristen auftreten. Die *Geächteten*; ein junges Ehepaar, wird unter tausend Gefahren, als jeder Hoffnungsstern erlosch, aus dem bedrängten Schlesien, dem es hart vergolten wird, daß es Friedrich von der Pfalz, dem sogenannten Winterkönig, anhing, in ein freyes Land, unter Glaubensbrüder, sicher und heil geführt. Die *Remonstranten* haben Bürger- und Religions-Kriege, unter Wilhelm von Oranien, sein Verfahren gegen Oldenbarneveld und Hugo Grotius, zum Stoff. Der Meinungskampf selbst endigt nicht in der Erzählung, wohl aber giebt es für die Einzelnen, denen die Liebe höher steht, als Parteygeist, einen befriedigenden Ausgang.

Brandenburgs Decius; der für den großen Kurfürsten sich opfernde Froben ist kein neues Thema, aber selten so einsichtig behandelt, wie hier. Nicht ganz läßt sich dies von *Margaretha Rosen* sagen, für welche der tragische Schluß der naturnothwendige war; statt dessen trägt die junge Schwedin die hoffnungslose Liebe zu Karl XII, dem sie unerkannt bis Pultawa und Bender folgt, auf ihren Vetter über, mit dem sie die zartesten Gefühle achtungsvoller Freundschaft verbanden. Ahnungen, durch Swedenborg geheiligt, bestimmen sie zur Retterin des Königs, aber sie deuten auch an, daß sie dabey untergehen werde. Dabey hätte es bleiben, und nicht die ernste, kriegerische Jungfrau zur heiteren Ehegattin werden sollen, die sich eine frostige Liebe zu ihrem Beschützer einredet, an welche Umwandlung ihrer Triebe der Leser nicht glauben kann.

Die *Sibylle in Breslau* macht uns bloß mit den Kämpfen der eigenen Brust, mit den Umtrieben der Verleumdung, Arglist, Verdumpfung und Habsucht bekannt, und lehrt, daß die Form zwar mit den Zeiten wechselt, nicht aber die Triebe und Begierden des Menschenherzen, aus denen im 16ten, wie im 19ten Jahrhundert, manches Gute und viel Uebel keimte und sich entwickelte.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

M U S I K.

- 1) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Gefanglehre*. Ein Hilfsmittel für Elementarschullehrer, durch eine einfachere Bezeichnungsart und Lehrmethode und durch eine zweckmäßige Sammlung von Singstücken einen reinen mehrstimmigen Volksgesang zu bilden. Entworfen von *Joh. Friedr. Wilh. Koch*, Consistorial- und Schul-Rath und Domprediger in Magdeburg. *Zweyte*, garz umgearbeitete und vermehrte *Auflage*. Mit einer Steindrucktafel. 1825. 140 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) BERLIN, b. Oehmigke: *Die Melodien der preussischen alten und neuen Kirchengefänge, nebst den Chören der Allerhöchst verordneten Liturgie*; zum Gebrauch des Monochords in Ziffern gesetzt und herausgegeben für niedere Stadt- und Land-Schulen von *Ludwig Krausnick*, Conrector zu Lenzen. Nebst einer Abbildung des Monochords. 1825. VIII u. 134 S. 4. (18 gr.)
- 3) KÖSLIN, b. Hendels: *Zweyhundert einstimmige Chormelodien nach Kühnau*; zum Gebrauch in Volksschulen, um den Kindern das Notenschreiben entbehrlich zu machen. Herausgegeben von dem Cantor *Friedr. Wilhelm Krause*, zweytem Oberlehrer an der Elementarschule in Köslin. 1825. VII u. 128 S. quer 8. (6 gr.)

Sämmtlichen Schriften liegt einerley Zweck, Beförderung des heiligen Gefanges, zum Grunde. Doch sucht eine jede die Erreichung desselben auf eigenthümliche Weise. Unter ihnen behauptet aber No. 1 mit Recht den ersten Platz, sowohl der Anordnung und Methode, als auch des mehrfachen Gebrauches wegen. Der schon um die Gefanglehre vielfach verdiente Vf. hat sich mit der Herausgabe derselben ein neues, in der That nicht geringes Verdienst erworben. Als Begründer des Ziffersystems hat er dieses auch in der zweyten Auflage mit Recht beybehalten, nur dafs es noch vereinfachter und auch dem ungebildeten Schüler faßlicher erscheint. Rec. ist auch von der Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit des Elementarunterrichts im Gefange mittelst Ziffern, vorzüglich in pädagogischer Hinsicht, so fest überzeugt, dafs er sich das Hinderniß ihrer allgemeinen Einführung nur aus Unkunde oder durch die Macht der Gewohnheit erklären

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

kann. Ueberall, glaubt er, würde der Ziffergefang gleiche sehr erfreuliche Fortschritte machen, wie er es in dem Bezirk des Vfs. bereits gethan hat. Wenden wir uns nun zur näheren Ansicht dieser Gefanglehre.

Sie zerfällt in 4 *Hauptabschnitte*. In der Einleitung wird von der Wichtigkeit des Gefangunterrichts, als eines trefflichen Bildungsmittels für die Jugend, gehandelt, welcher dieser nicht allein Vergnügen und Genuß, sondern auch der Schule eine grössere Theilnahme, sowie der Kirche und dem Leben einen veredelten Gefang, gewährt. Zwar fehlt es dem Gefangunterrichte in den Volksschulen eben so wenig an Hindernissen als Beschränkung, wovon jene in den Lehrern, in der Schulverfassung und den Schülern, diese aber in dem Zwecke des Gefangunterrichts in den Volksschulen selbst zu suchen ist. Dennoch ist die Erreichung dieses Zweckes nicht unmöglich, wenn man sich nur der rechten Hilfsmittel bedient, die in einer *einfacheren Tonbezeichnung* (als die Noten), *einer hinlänglichen Methodik* für den Lehrer, sowie in einer *Sammlung einfacher Gesangstücke*, zu suchen sind, auf welchen dreyfachen Gesichtspunct in dieser Schrift Rücksicht genommen ist. Wie nun durch die Zifferschrift Tonhöhe, Tonart, Tondauer hinlänglich bezeichnet werden könne, wie der methodische Unterricht eingerichtet werden müsse, was in Ansehung der Melodik, Rhythmik und Dynamik zu beobachten sey, ist auf kurze, aber vollkommen deutliche Weise mitgetheilt und durch Beyspiele erläutert. Zur Einübung der verschiedenen Intervalle hat der Vf., was Rec. sehr billigt, kleine Melodien mit untergelegten Texten benutzt. In den darauf folgenden Gefängen, die nach einem gewissen Stufengange geordnet auf einander folgen, und worin die Gefänge ersten Inhalts voran stehen, kommen zuerst 30 Canons, die gut gewählt und zur Uebung im Tontreffen dienlich sind. An diese schliessen sich *zweystimrige* Schullieder, theils *ohne* (ist aber nicht 7 selbst schon, als Leitton von c, ein halber?), theils *mit* halben Tönen. Auf gleiche Weise beginnen von No. 58 die *dreystimrigen* Lieder, die sich durch ihre einfache Bearbeitung empfehlen. Nur wird bisweilen, wie in No. 67, grosse Genauigkeit erfordert, wenn die dritte Stimme nicht zu *tief* oder die obere zu *hoch* steigen soll; welches beides die Natur der Kinderstimmen verunstalten würde. Rec. würde, wie in No. 91 u. s. w., das ungestrichene g für eine Kinderstimme nicht gewählt haben, es sey

H h

denn, daß der Vf. wollte, daß solche und ähnliche Stellen von dem Lehrer begleitet würden. Mit 111 fangen die *vierstimmigen* Gefänge in schon bezeichneter Form an. Auch hier ist die Auswahl umsichtig. Der Abschnitt enthält nämlich nicht bloß eine reiche Anzahl für das Verhältniß der Jugend überhaupt passender Gefänge, sondern auch mehrere für aufserordentliche Fälle und Begebenheiten. Daraus können sich im Nothfall der Composition unkundige Volkslehrer Raths erholen. In der *zweyten Abtheilung* werden nun Gefänge *frohen Inhalts* gegeben. Dabey ist wieder der nämliche Stufengang, wie oben, befolgt, so daß sich an die Canons, denen manche muntere und lustige Texte untergelegt sind, die der Jugend Freude machen, werden, zwey-, drey- und vierstimmige Lieder anschließen. Ihre Beschaffenheit geht aus dem Obigen hervor. Ihre Zusammenstellung aber setzt nicht wenig Fleiß und Mühe voraus. Daher Rec. nicht umhin kann, diese Gefanglehre Volksschullehrern, denen dieser Unterrichtszweig obliegt, als eine der besten nachdrücklich zu empfehlen, da sie sich in Ansehung ihres Plans durch Einfachheit, in Absicht auf ihren Umfang aber durch Reichthum und Mannichfaltigkeit auszeichnet, nicht zu gedenken, daß der mäßige Preis den Meisten die Anschaffung derselben möglich machen dürfte.

No. 2 hat 2 *Abschnitte*. Der *erste* und umfassendste enthält 337 Melodien der Kirchengefänge. Die Herausgabe derselben wurde dadurch veranlaßt, daß in einem Lehrkursus in des Vfs. Bezirk, wo namentlich der Gefangunterricht einen Hauptgegenstand ausmachte, den Lehrern unter anderen bekannt gemacht worden war, wie sie auf eine leichte und bildende Art diesen Unterrichtszweig in einer Volksschule behandeln müßten, wobey ihnen deshalb das Monochord, von dessen Gebrauch und Nutzen sie sich durch Anschauung überzeugen konnten, als Hülfsmittel bey diesem Unterrichte empfohlen wurde. Der Wunsch mehrerer Lehrer, auch ein vollständiges Choralbuch dazu zu besitzen, bestimmte den Vf. zur Herausgabe des vorliegenden. Da das Monochord für ganz Unkun-

dige bestimmt ist, und einen Umfang von \bar{c} bis \bar{g} oder in Ziffern von 1—12 hat: so hat der Vf. der gewöhnlichen Zifferbezeichnung, die sich nur innerhalb einer Octave verbreitet, entfagen und über die Octave mit 9, 10, 11 hinausgehen müssen. Auch konnte, bey der unwandelbaren und festen Stimmung des Monochords, die allerdings einfachere Zifferbezeichnung, nach welcher der *erste* Ton einer *jeden* Tonart mit 1 angezeigt wird, hier nicht in Anwendung kommen, sondern mußte sein ursprüngliches Verhältniß behalten, so daß also die Melodie: *Gott des Himmels und der*

Erden u. s. w. nicht so: $(g = 5) 1 \ 2 \ 3 \ 6 \ 1 \ \overline{7 \ 5 \ 6}$;

sondern auf diese Weise geschrieben werden muß: $5 \ 6 \ 7 \ 9 \ 5 \ \sharp \ 4 \ 3 \ 2$ u. s. w. Die Melodien sind übrigens meist richtig und unverändert, so daß sie Schullehrer mit Sicherheit werden einüben können. Auch ist ihre Anzahl ausreichend. Die *zweyte Abtheilung*

des Werks umfaßt' die Chöre zur Liturgie in Ziffern. In Rücksicht der Ausführbarkeit sind sie anfänglich zweystimmig gesetzt. So werden sie fast überall in Ausübung kommen können. Was sie von dieser Seite empfiehlt, scheint ihnen dagegen in Ansehung des Eindrucks und der Wirksamkeit abzugehen. Rec. kann es sich nämlich nicht denken, wie jener bey so kurzen, isolirt da stehenden musikalischen Phrasen, auch bey ihrer bestmöglichen Ausführung, viel weniger im Gegentheil, bewirkt werden soll. Die Rücksicht auf die Zeit gestattet freylich keine längere Ausführung. Aber eben darum entbehren sie ja das Hauptmotiv, das jedes Gefangstück haben muß, und sind als bloße Einschüffel zu betrachten, die zur Erhebung und Erweckung wenig geeignet seyn dürften. Die meisten tragen den Charakter des Matten und Langweiligen der Composition nach an sich. Man nehme No. 2, 3, das Einförmige von 4, 5. Viele sind einander melodisch allzu ähnlich, und müssen darum an Eindruck verlieren. Es folgen nun *dreystimmige* Chöre, mit gleicher Melodie, wie die vorigen. Dem Ganzen, das für Volksschullehrer, die einer solchen Anleitung bedürfen, nützlich werden kann, ist noch ein Register beygefügt.

Was der Vf. von No. 3 mit der Herausgabe dieses kleinen Choralbuchs beabsichtigte, nämlich zur Beförderung des Choralgefanges in der Schule und Kirche den Kindern einen sicheren und dabey wohlfeilen Leitfaden in die Hände zu bringen, ist gut und lobenswerth. Aber warum hat er sich nicht der im Preussischen mit Recht fast durchgängig üblichen Tonzifferbezeichnung bedient, wodurch er sich der Absicht der Wohlfeilheit noch um Vieles genähert hätte, und im Stande gewesen wäre, dem Choralbuche einen noch größeren Umfang zu geben? Das vorliegende enthält nämlich nur 200 Choralmelodien, während das ähnliche von *Hering* gegen 700 enthält, und ist nach *Kühnau* geordnet, den Rec. nicht unbedingt, wie der Vf., für den sichersten Führer anerkennen möchte. So fehlt darin die ursprüngliche Melodie: *Von Gott will u. s. w.* aus a moll. In: *Valet will ich dir u. s. w.* ist der Schluss, welcher hier statt ab- aufwärts geht, falsch; desgleichen die vorletzte Strophe in: *„Sollt ich meinem Gott nicht singen“*. Die schöne Melodie von *Bach* über: *O Gott! du frommer u. s. w.* fehlt. Der Melodie: *„Verleih uns Frieden“* u. s. w. mangelt hin und wieder ihre ursprüngliche Gestalt. Herausgeber von Choralmelodien aber sollten gerade hierin mit der größten Gewissenhaftigkeit verfahren, und keine Strophe ohne die Ueberzeugung aufnehmen, daß dieselbe wirklich ächt und authentisch sey. Wäre dieses von jeher geschehen, so würde der kirchliche Gesang nicht an einer Menge von Varianten leiden, nach welchen eine Melodie nicht selten durchgängig, oder doch im Einzelnen, bald so, bald wieder anders hier oder dort gesungen wird. Die Melodien selbst hätten übrigens, statt des gewählten Discant-Schlüssels, in dem gewöhnlicheren Violin-Schlüssel geschrieben werden sollen.

Abgesehen davon, was Rec. über dieses Choral

buch zu bemerken sich verpflichtet fühlte, ist derselbe überzeugt, daß es, wenn auch nicht allgemein, doch hauptsächlich in des Vfs. Umgebung zur besseren Verbreitung des Choralgesanges mitwirken werde.

D. R.

BERLIN, b. Logier: System der Musikwissenschaft und der praktischen Composition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrücke General-Baß verstanden wird. Von J. B. Logier. 1827. XII. 346 u. 16 S. gr. 4. (6 Rthlr. 12 gr.)

Der ungenannte Herausgeber dieses lehrreichen Kunstwerkes berichtet in der Einleitung Folgendes: „Das System des Vfs. umfaßt drey verschiedene Zweige, — die Kunst, das Pianoforte zu spielen (zu dem ersten Elementarunterricht hierin ward der Chioplast erfunden) — die Harmonie und Composition, und — das Eigenthümliche der Lehrmethode im Unterrichte selbst. Ueber erste ist dem Publicum bereits die Ansicht des Autors vorgelegt in der *Anleitung zum Pianofortespielen* Buch 1, 2 und Fortsetzung. Es war seine Absicht, die noch bleibenden zwey Theile in diesem Werke zu verbinden; allein bey reiferer Ueberlegung und nach dem Rathe mehrerer Freunde, zu deren Urtheil er ein unbedingtes Vertrauen hatte, wurden beide Gegenstände getrennt, und der letzte unter dem Titel: *Handbuch zur Benutzung für diejenigen herausgegeben, die mit der Methode des Unterrichts näher bekannt zu werden beabsichtigen* u. s. w.“ Ein ähnliches Werk gab schon Stöpel, ein Schüler von Logier, in Heften heraus, und wollte seinem Meister zuvorkommen, der zu jener Zeit vermuthlich dazu noch nicht völlig entschlossen war; aber dasselbe enthält nur über die Kunst, das Pianoforte zu spielen, einen ganz kurzen Unterricht, und in Hinsicht der Musikwissenschaft begreift es nur die Harmonielehre, welche unser Vf. jedoch auch weit vollkommener ausgearbeitet und vorgetragen hat, und zwar so, daß man wohl den Meister vor dem Schüler unterscheiden kann, obgleich Hr. Stöpel auch in vielen Stücken Lob verdient. Gegenwärtiges Werk muß nun, wie auch der Herausgeber erinnert, als auf Musik als Wissenschaft sich beziehend, und als Anweisung, wie diese Wissenschaft auf praktische Composition anzuwenden, angesehen werden. Der Vf. ist selbstständig, und, nach unsern Lehrbüchern zu urtheilen, geht er einen ganz eigenen Weg, weil er so Manches in denselben für Irrthum ausgiebt, wovon sich Rec. aber nicht hat überzeugen können; vielmehr überzeugte er sich vom Gegentheile, als er das Buch mit Bedachtsamkeit durchlas. Der Herausgeber giebt außerdem auf eine lobenswürdige Art in der Einleitung eine allgemeine Uebersicht des Plans, den der Vf. dabey befolgte. Wir werden dieselbe hier genau beybehalten, und, wo wir etwas dagegen einzuwenden finden, unsere Meinung hinzufügen.

Zuerst wird (S. 1) der Schüler mit der diatonischen Tonleiter bekannt gemacht. Nach der bisher üblichen Methode sollte der Unterricht mit den verschiedenen Intervallen und ihren Abänderungen in große, über-

mäßige, kleine und verminderte, beginnen, sowie mit der Lehre der Dur-, Moll- und unvollkommenen Accorde (!) — welches aber mehr dazu geeignet scheint, den Gegenstand zu verwirren, als aufzuklären. Rec. kann sich von unvollkommenen Accorden — wie nämlich der Ausdruck hier gebraucht wird — keinen Begriff machen; er würde lieber dafür consonirende und dissonirende Accorde sagen, und unter den consonirenden Dur- und Moll-Accorde, unter dissonirenden aber alle übrigen — als Dreyklänge, Septimen-Nonen- u. f. Accorde — verstehen. Die Lehre von den Intervallen ist allerdings weggefallen, Rec. hat aber den Grund davon nicht eingesehen, noch weniger einen Beweis gegen dieselbe gefunden; er glaubt vielmehr, wovon er in der Folge sich näher überzeugte, daß durch Weglassung der Intervallenlehre sich manche Irrthümer verstecken lassen. — Sodann folgt (5) die Belehrung, wie die zu einer Tonart gehörigen Kreuze und Been auf eine leichte Weise zu finden, und dem Gedächtnisse fest einzuprägen sind. Nachdem (12) der Dreyklang gebildet, wird (16) die bestimmte Regel gegeben, nach welcher zu einfacher Melodie der Baß zu setzen ist. (Der Dreyklang nach seinen drey verschiedenen Lagen ist im Beyspiel 19 vorgestellt; aber die davon abgeleiteten beiden Accorde, der Sechsten- und der Sechstquarten-Accord, sind vergessen. Der Baß wird in der Folge der Grundbaß genannt, und besteht auf jeder Tonleiter nur aus 3 Tönen, der Tonika, der Dominante und Unterdominante. Der Vf. will den Namen der Unterdominante davon ableiten, weil sie einer ganzen Ton unter der Dominante liege; richtiger ist wohl, wenn man von der Octave den 5ten Ton abwärts zählt.) Durch Hinzufügung der Dreyklänge (20) entsteht eine liebliche, natürliche Harmonie, welche in der ersten Zeit nie verfehlt, ein Interesse zu erwecken, das durch die Bildung der Variationen (27) noch gesteigert wird. (Sehr natürlich wird der Schüler S. 24 auf den Ursprung der Quinten- und Octaven-Folge geführt, und S. 23 und 24 belehrt, wie sie zu vermeiden sind.) Die, durch die drey Grundbässe hervorgebrachte, Harmonie besteht allein aus Dreyklängen, und bereitet das Ohr auf die Verschiedenheit der Wirkungen, welche unmittelbar folgen, angenehm vor. Das Vermeiden der auf einander folgenden Quinten und Octaven (21) führt ein neues Intervall, die Hauptseptime, ein. Hiedurch entsteht der Hauptseptimen-Accord, dessen Auflösung unmittelbar folgt (29 bis 33). Die Harmonie erhält einen höheren Grad von Interesse, da die Hauptseptime, welche bisher allein auf der 7ten Stufe der Tonleiter erschien, nun auch in andere Lagen eingeführt wird (37). (Bey dieser Gelegenheit erhält der Schüler eine Bekanntschaft mit allen Tonarten.) Melodien werden mit hinzugefügter Septime in Harmonie ausgesetzt, und dadurch neue Wirkungen hervorgebracht (38). Von Einführung der Hauptseptime in vierstimmiger Harmonie, oder bey der Frage, zu welchen Accorden die Septime in harmonischer Fortschreitung gesetzt werden könne, heißt es S. 36: „Es ist schon zuvor bemerkt, daß wir die Septime in jeden Accord einführen können; das heißt

aber, wenn wir als folgenden Accord den Dreyklang auf der Tonika nehmen können, zur gehörigen Auflösung der Septime.“ Der Zusatz ist unnöthig, die Regel aber gut. Zu Vermeidung verbotener Quinten- und Octaven-Folge werden Beyispiel 47 von Einführung der Septime zwey Fälle vorgestellt, wo im ersten der Fehler durch Kreuzen der Mittelstimmen zwar für das Auge auf dem Papiere, aber darum nicht auch für das Ohr aufgehoben wird; nur der zweyte Fall genügt. Dagegen ist es auffallend, wenn Beysp. 48 Tact 3 eine verdeckte Octave zwischen dem Alt und Bass so ängstlich vermieden wird, welche entsteht, wenn von dem Dominant, welcher die Quinte in der Oberstimme hat, zur Tonika geschritten wird, was Andere für einen erlaubten Fehler, sogar in der Oberstimme, ausgegeben haben. So ist auch die Erklärung darüber S. 39 Z. 2 v. u. ganz verkehrt: „dass man den Bass von F nach C hinauffteigen und entgegengesetzte Bewegung eintreten lässt“. Denn C ist der Dominant und F die Tonika; also kann wohl von C abwärts nach F, aber nicht umgekehrt hinauf geschritten werden.

Die einfachen Regeln, nach welchen einige Intervalle der Tonleiter, ohne irgend einen Zusatz zu der Zahl der Bässe, verschiedentlich begleitet werden können (40 bis 47), sind berechnet, einen weiteren Spielraum zu geben. Ein neues ausgedehnteres Feld eröffnet sich dem Schüler, indem er mit der Modulation bekannt gemacht wird (60). Nach richtiger Beobachtung und sorgfältiger Anwendung der gedachten vier Regeln auf einige Intervalle der Tonleiter spricht sich der Vf. S. 47 so aus: „Ein Gedanke ist hier wahrhaft beruhigend: der nämlich, dass wir, wenn wir auch in einer bloßen Geschmacksache irren sollten, doch sicher sind, im Allgemeinen correct zu schreiben; und dass eine mäßige Sorgfalt in der Anwendung der bisher gegebenen Regeln Erfolge zeigen wird, die etwas weiter gehen möchten, als diejenigen erwarten werden, die die Harmonie nach einer anderen Methode studirt haben“. Nachdem alle großen und kleinen Dreyklänge durchgeübt worden, wird S. 52 ein Ruhepunkt bestimmt, wo man eine Zeit inne halten kann, damit der Studirende sich erst vollkommen überzeuge, alles Vorausgegangene verstanden zu haben. Hierauf sucht der Vf. sein System durch natürliche Töne, welche von hell tönenden Körpern herkommen, zu begründen, und beweist aus mitklingenden Tönen, dass in der Natur nur dreytönige Tonleitern gefunden würden, wovon unsere bekannte Tonleiter nur eine künstlich zusammengesetzte sey; daher denn auch in dieser künstlichen Zusammenfassung die Ursache der Quinten- und Octaven-Folgen entdeckt worden ist. Im Beysp. 69 zeigt der Vf., wie sich die Harmonie selbst in zwey Zweige, nämlich in Fortschreitung und Modulation, theile, deren eigenthümliche Charaktere vollkommen unterschieden seyn wollten, wenn man weiter gehe. Der Vf. hat es nicht für nothwendig erachtet, eine Abhandlung über die Akustik mitzutheilen, da dieser Gegenstand hinreichend von mehreren berühmten Autoren bearbeitet ist. Sich selbst hat er indess genug-

sam von Allem überzeugt, was der Erklärung und Aufstellung der Regeln zum Grunde liegt, auf welchen sein System beruht. Zunächst wird nun der Schüler mit den Dissonanzen bekannt gemacht (70): diese geben der Harmonie einen höheren Grad von Licht und Schatten, welcher schon mit Einführung der Hauptseptime fühlbar ward. Bis hieher waren alle Ausarbeitungen nur mit Grundbässen begleitet, gegenwärtig soll der Bass aus den Intervallen der Accorde entnommen werden (82 bis 110), und Theil erhalten an der allgemeinen Abwechslung und Vertauschung des Charakters der Stimmen; hiedurch können nun alle vier Stimmen sich in fließender angenehmer Melodie bewegen (125). Doppelter Contrapunct ist auch, durch ein ganz einfaches Verfahren, im Alt und Tenor hervorgebracht; neue und auffallende Wirkungen sind die Folge (132). (Auf S. 70 kommt der Satz vor: „Harmonie in zwey Zweige, Consonanz- und Dissonanz-Accorde, getheilt“. Rec. bemerkt, dass, weil S. 60 schon die Harmonie in zwey Zweige, in Fortschreitung und Modulation, getheilt worden, diese Eintheilung unlogisch ist, indem man das Ganze nicht wieder theilen kann, wenn es schon getheilt war. Der Septimenchritt im Bass S. 81 im Beysp. 103 lit. c, welcher als ein zum Singen schwer zu treffender Ton verantwortlich gemacht wird, kann wohl schwerlich für einen solchen gehalten werden, da ihm die Octave untergesetzt ist. S. 84 sind die Intervalle des letzten Accords in dem Beysp. 107 lit. c mit falschen Ziffern bezeichnet. S. 95 Tact 3 sollte in den zwey letzten Accorden nicht die None, sondern die Octave, und S. 96 Tact 18 in den beiden letzten Accorden auch nicht die None, sondern die Terz stehen. Dergleichen S. 106

Beysp. 122 lit. b Tact 4 ist $\overset{7}{5}$ für $\overset{6}{5}b$ zu lesen; so ist

auch Z. 6 v. o. nicht durch die Terz die Sechste, sondern durch die Octave vorbereitet, und S. 107 heißt es: Tact 6. Der Grundbass ist eine Stufe gestiegen, in den Noten steigt er aber eine Quarte, welches auch falsch ist. Was der Vf. S. 110 umgekehrte Bässe nennt, das sind abgeleitete Accorde aus dem Dreyklänge, meist aber aus dem Septimenaccorde, welcher sehr oft wegen seiner Wirkung gebraucht wird. S. 119. In dem Beysp. 132 werden 3 Fälle in Noten von Verdoppelungen einiger Intervalle vorgestellt, wozu aber die darauf folgende Erklärung der beiden ersten Fälle ganz unpassend ist: denn zu 1 heißt es: „Die Terz ist verdoppelt“ u. s. w., und zu 2 heißt es: „Die Quinte ist verdoppelt“ u. s. w., da doch in allen 3 Fällen nur die Octave verdoppelt ist. Denn es ist jedesmal ein verdoppelter Sechstenaccord in der ersten Lage. S. 120 Beysp. 135. Tact 4 und S. 121. Beysp. 137. Tact 7 sind Notendruckfehler, die durch die Signaturen zu berichtigen sind. Von dem doppelten Contrapunct erwähnt der Vf. nur S. 133 etwas Weniges in der Octave in einer Bemerkung; sonst findet man, außer dem Beysp. 215, darüber im ganzen Werke weiter kein Wort.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

M U S I K.

BERLIN, b. Logier: *System der Musikwissenschaft und der praktischen Composition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrücke General-Bass verstanden wird.* Von J. B. Logier u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bis zu diesem Punkte ist das Werk vorgeschritten ohne Abweichung von den uns durch die Natur, in der Schwingung der Saite, vorgeschriebenen Grundgesetzen; der Schüler ist jetzt vorbereitet und fähig, der Einführung dellen, was wir mehr der Kunst verdanken, zu folgen. Die bedeutendste Abweichung von dem bisher befolgten Pfade findet sich in der Molltonleiter (137); die angenehme Abwechslung, welche in der Verbindung der Moll- und Dur-Accorde liegt, verbunden mit der Erscheinung eines neuen Accords, des Accords der kleinen None mit seinen vier Versetzungen, giebt der nun folgenden Harmonie einen eigenen, auffallenden Charakter (139 bis 152). Der größte Theil der bisher angewandten Melodien kann mit neuen Harmonieen begleitet werden, sobald die Verzeichnung aus Dur in Moll umgeändert wird, und viele schöne effectvolle Modulationen werden aus dem Accorde der kleinen None entspringen. (S. 134. Beysp. 152. lit. c befindet sich im ersten Accorde ein Druckfehler im Basse

und Tenore, wo es statt $\begin{matrix} g & d \\ e & d \end{matrix}$ heißen muß. Im 157

Beysp. S. 137 stellt der Vf. die aufsteigende Molltonleiter auf, und erklärt dabey, daß von A Moll, den drey ersten Accorden, nach D Moll, den drey folgenden Accorden, zwischen dem dritten und vierten Accorde keine eigentliche Modulation Statt gefunden habe, weil der Accord auf der vorhergehenden Dominante keine Durterz hatte, folglich keine Hauptseptime haben konnte. Rec. hat zwar dagegen nichts einzuwenden, er hat aber nur gefunden, daß, wenn man dem gedachten Dominantaccorde statt der Quinte die Septime giebt, er alsdann an seinem Orte doch auch nicht ganz müßig stehe; wenigstens scheint es dem Ohre wohl zu behagen, wenn von der Tonika wieder zurück auf den Dominant geschritten und in A Moll ge-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

schlossen wird. Unterfucht man die Verhältnisse zwischen Dur und Moll, so findet man das Gegentheil. Wenn dort die Septime einen halben Ton fällt, so fällt sie hier einen ganzen; und wiederum, wenn dort die Terz einen halben Ton steigt, so steigt sie hier einen ganzen. Dort ist die Bewegung nach dem Grade der Erwartung kraftvoll, hier aber träge u. f. w. Unser Vf. will aber seinen Zweck auf diese Weise erreichen, wenn aus dem Dominantaccorde die Octave weggestrichen wird, so daß alsdann an ihre Stelle die kleine None eingerückt wird, die hernach einen halben Ton in die Quinte der folgenden Tonika fällt. Um sie von der None, die als Vorhalt der Octave stets vorbereitet seyn muß, zu unterscheiden, erkennt man sie daran, daß sie gleich der Hauptseptime unvorbereitet eintritt.)

Die nun folgende Modulation vermittelst der Intervallen der Melodien eröffnet ein noch weiteres Feld neuer Combination und Wirkung der Harmonie; es darf behauptet werden, daß die Regeln hierüber einen unendlichen Reichthum musikalischer Schönheit und Abwechslung enthalten (152 bis 165). S. 166 ist der Accord der großen Sechste, und S. 169 der zusammengesetzte große Sechsten-Accord eingeführt; durch beide werden die Mittel, auffallende Wirkungen hervorzubringen, noch bedeutend vermehrt, wie aus den zunächst folgenden Moll-Themas zu erleben ist. S. 158. Beysp. 185 ist die dritte Note im ersten Tacte des obersten Basses und S. 161. Beysp. 180. Tact 3 die zweyte Note ein Druckfehler, und am Schlusse gehen im letzten Beysp. die Mittelstimmen verhältnismäßig zu weit aus einander. S. 164 sollte es unmittelbar nach dem Beyspiel 195 in der Erklärung heißen: Im zweyten Tacte steigt die Note G, — nicht F, — eine Quarte. S. 166 wird Beysp. 197 der Accord der großen Sechste eingeführt. Hier sagt der Vf.: „Wir wissen, daß, wenn wir eine Modulation durch die zweyte Umkehrung des Dominant-Accords machen, im Bass die Quinte zu

stehen kommt $\begin{pmatrix} 6 \\ 4 \\ 3 \end{pmatrix}$ beziffert). Erniedrigen wir diese

Quinte im Basse um einen kleinen (!) halben Ton (was ist nach der Lehre des Vfs. ein kleiner halber Ton?): so erhalten wir den Accord der großen Sechste (?). Hier hat sich der Vf. wohl geirrt, da er in seinem System die Intervallenlehre entbehrlich gemacht. Denn es ist die übermäßige Sechste; und sein Sechstenaccord

I i

ist die zweyte Verwechslung, oder der Quartterzenaccord aus dem Septimenaccord mit der großen Terz, falschen Quinte und kleinen Septime. „Wenn wir den Accord der großen Sechste, — sagt der Vf. weiter, — zerlegen: so finden wir, daß er die Haupt-Intervallen von zwey verschiedenen Grundseptimen-Accorden (!!) in sich vereinigt“. Rec. ist unbegreiflich, wie zwey Grundaccorde in Einem enthalten und von ihm abgeleitet werden können, wenn er nicht selbst ein vollkommener und Grund-Accord ist. Nachdem der Schüler nun belehrt worden, wie die Melodie, im Alt und Tenor verlegt, zu bearbeiten sey (189), wird gezeigt, wie die Melodie mit Harmonieen zu begleiten, wenn sie im Bass gestellt ist; dies wird hauptsächlich von großem Nutzen für diejenigen seyn, welche sich eine Fertigkeit im Spielen der bezifferten Bässe zu verschaffen wünschen. (Es werden dem Schüler hier recht musterhafte Beyspiele vorgelegt, man sehe nur das Beysp. 213 und die folgenden.) Wir kommen jetzt zu einem neuen wichtigen Theile des Ganzen, den durchgehenden und Hilfs-Noten (auch Verschönerungsnoten genannt) und den Nebenharmonieen (189). Werden diese Noten zu den einfachen Noten der Melodie hinzugefügt, so fängt damit ein höherer Grad der verfeinerten Kunst an; zur Uebung hierin können frühere Beyspiele wieder mit Wirkung benutzt werden. Der Schüler wird (208) unterwiesen, wie er seine bisher erworbenen Kenntnisse anzuwenden habe, um Variationen für das Pianoforte zu schreiben, welches als höchst belehrende und angenehme Uebung anzusehen ist. (Wenn aber S. 196 der Vf. sagt: „Die Nachahmungen — sollen den Nutzen der Hilfsnoten anschaulich machen, die wir anwenden müssen, um einen ausdrucksvolleren Charakter auch in die Stellen zu legen u. s. w.“: so klingt es, als ob der Charakter etwas sey, was für sich bestehen könnte.) Die Accorde der Fülste und Dreyzehnte sind erklärt, und beide werden demnach, in Aufgaben für das Pianoforte eingerichtet, angewendet (218 bis 225). (Rec. muß abermals über das 275 Beysp. zum Ruhme des Vfs. die Bemerkung machen, daß dasselbe bey Darstellung des Accords der 11te und 13te eine erhabene Musik für das Pianoforte enthält.) Die Veränderungen der Cadenz, welche vom Beyspiele 276 an folgen, die Fortschreitungen der Harmonieen Beysp. 326, sowie die Vermeidung der Quinten und Octaven Beysp. 327, scheinen außer Verbindung mit den bisherigen Lehrsätzen; — sie mögen deshalb als gefonderte Theile der Abhandlung betrachtet werden, die nur hinzugefügt wurden, weil es die Gelegenheit mit sich brachte. (S. 226 wird Beysp. 276. II von dem Sub-Dominant mit addirter Sechste gesprochen, ohne daß man darüber einen Aufschluß bekommt, was eigentlich eine addirte Sechste sey, oder wie man dazu gelangt ist.) Modulation, dieser interessante, auf so vielfache Weise in diesem Werke abgehandelte Gegenstand, wird in den Beyspielen 295 bis 304 mit der zweifelhaften, betrüglischen und zurückhaltenden Modulation beschlossen. So auffallend auch die Behauptung erscheinen mag, so wahr ist es dennoch, daß alle Verschiedenheit der Har-

monie, welche bis jetzt hervorgebracht wurde, ihren Ursprung allein in den zwey Grundbässen, Tonika und Dominant, hatte (Beysp. 64). Ebendasselbe sagt schon *Vierling*: „Es giebt in der Musik nur zwey Grundaccorde, nämlich den Dreyklang und den Septimenaccord“. S. dessen *Unterricht im Generalbass 2te Abth.* Der Schüler muß jedoch auch mit Bässen bekannt gemacht werden, die nicht in der Schwingung der Saite beruhen, und durch deren Einführung die Harmonie der Tonleiter einen Grad von Abänderung erleidet. Mit Hülfe dieser Bässe ist derselbe in den Stand gesetzt, die Einförmigkeit des Eindrucks zu vermeiden, der besonders in der Durtonart liegt (Beysp. 305). (Der Vf. nennt sie modificirte Bässe, die aber nie eingeführt werden dürfen, bevor nicht die Melodie, nach den Regeln der Grundbässe, sowie der Modulation, einfach in Harmonie ausgesetzt ist; erst dann soll der Versuch gemacht werden, ob mit gutem Erfolg einige modificirte Bässe zweckmäßig anzubringen sind.) Sequenzen von Septimen folgen nun, diese große Quelle, aus welcher die älteren Kirchencomponisten ihre Themas für Fuge und Imitation schöpften. Diese Sequenzen machen den Eindruck des Kühnen, Erhabenen; und da sie aller Modulation gerade entgegen stehen, so ist ihre Anwendung auf starke Effecte berechnet; jedoch sollen sie verständig, mit sanfter Harmonie untermischt, eingeführt werden. (Rec. muß bemerken, daß er die Beyspiele 320 — 322 wieder ausnehmend schön und lehrreich gefunden hat.) Als Vorbereitung zur Bildung der Melodie wird der Schüler in den Beyspielen 332 bis 360 mit der verschiedenen Beschaffenheit der Zeitmaße, sowie mit Rhythmus und musikalischem Periodenbau, bekannt gemacht. (Da im Beysp. 355 die Einschnitte allemal auf den schlechten Tacttheil kommen, so hätte Rec. gewünscht, daß sich der Vf. darüber erklärt hätte. Im Beysp. 359 sind einige kleine Fehler zu berichtigen, als: in dem ersten und zweyten Tacte fehlt jedesmal der Viertheilnote auf dem guten Tacttheile der Punct, und auf der zweyten Zeile im 6ten Tacte muß die letzte Note nicht *es*, sondern *d* heißen, weil sonst das Prädicat das Subject nicht erklären würde. So kann auch Rec. im Beysp. 360, welches aus 8 Tacten besteht, dem Vf. nicht Beyfall geben, wenn er meint, daß dasselbe zwey Perioden enthalte, wovon der letzte Tact der ersten zugleich der Anfang der zweyten sey; vielmehr sind beide Tacte sich ganz unähnlich. Der erste Satz ist ein in der Kunstsprache sogenannter Sechser, in welchem das Prädicat 4 Tacte enthält, und so fängt sich der zweyte eben wieder in den beiden letzten Tacten so an, als der erste. Also haben beide Perioden in den zwey ersten Tacten einen vollkommen gleichen Anfang.) Ein einfaches Verfahren bey dem Entwurf der Grundlage einer Melodie wird im Beysp. 361 angegeben. Die Beyspiele bis 378 werden hinreichend seyn, um die vielen Hülfsmittel der Kunst hiebey darzuthun. Jetzt bietet sich in Wahrheit dem Schüler eine uner-schöpfliche Quelle der reichsten Mannichfaltigkeit dar. Bemerkungen über die Werke älterer und neuerer Com-

ponisten, wodurch die große Schönheit und Vortrefflichkeit dieser Compositionen, sowohl in Hinsicht ihrer freyen Erfindung, als ihrer eigenthümlichen Behandlung des Gegenstandes, anschaulich gemacht und erklärt werden, machen den Schluß.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Methode des Hn. Logier zu componiren, wegen der untergelegten Grundbässe, vor unserer gewöhnlichen darin einen großen Vorzug hat, daß der Componist nicht so leicht in Irrthum fallen kann, sondern auch in den verworrensten Fällen dieselben als das deutlichste Licht vor Augen hat. Zu wünschen ist aber doch, daß der Vf., oder vielmehr der Herausgeber, bey angezogenen Stellen im Unterweisen bestimmter gewesen wäre; für den Schüler ist es sehr beschwerlich, wenn er erst unter mehreren nicht immer die Note oder Stelle bezeichnet findet, sondern sich mühsam nach denen umsehen muß, welche im Texte nicht genau genug angegeben worden sind. Auch ist es ein Fehler der Methode, wenn eine Materie mehrere Male unterbrochen wird, so, daß der Faden wieder von Neuem aufgenommen werden muß: dies verursacht unnöthige Weitläufigkeit, bringt den Schüler in Zerstreuung, und erfordert dann mehr Zeit und Mühe, um denselben wieder auf seinen rechten Weg zu bringen, was selbst nicht immer möglich ist. Ferner haben wir eine Anweisung vermisst, nach welcher dem Schüler eine Partie Noten vorzulegen ist, die er richtig und zwar so in Tact setzen soll, daß er auch die Schlußnote auf den guten Tacttheil bringt. So wäre auch wohl noch eine besondere Anweisung zur Bezifferung der Bässe nicht überflüssig gewesen: Daß aber die abgeleiteten Accorde von den Grundaccorden dem Schüler nicht besonders als solche nach ihren verschiedenen Lagen gelehrt und bekannt gemacht werden, da sie doch alle im Gebrauche mit vorkommen, und ihre besonderen Signaturen verzeichnet sind, darin findet Rec. für den Unterricht eine Unvollkommenheit, weil es den Schüler in Verwirrung bringt, wenn sie alle nur unter dem Begriffe des Grundaccords nach der Verschiedenheit ihrer Gestalt und Verzeichnung erkannt werden sollen. Beym Unterrichte gehört es zur Vollkommenheit der Methode, jeden Begriff bis auf seine Elemente aufzulösen; warum sollte dies hier nicht geschehen dürfen?

An Papier und Druck ist, ausser den Druckfehlern, nichts zu tadeln.

Ks.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) KASSEL, b. Krieger: מורה לתורה, oder: *Leitfaden bey dem Unterrichte in der israelitischen Religion für Knaben und Mädchen*, in Schulen und bey dem Privatunterrichte, von Moses Büdinger, Doctor der Philosophie und erstem Lehrer an der israelitischen Schul- und Schullehrer-Bildungs-Anstalt zu Kassel. Zweyte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1831. 8. (8 gr.)

- 2) Ebendasselbst: מורה למורים, oder: *Anweisung für Lehrer, wie der israelitische Religionsunterricht zu ertheilen und der Leitfaden Moreh Lathora dabey anzuwenden sey*, nebst Gedanken und Bemerkungen über die israelitische Religionslehre und die dieselbe betreffende ältere und neuere Literatur; auch eine Schrift für Eltern und Schulbehörden, von Moses Büdinger. Zweyte und vermehrte Auflage. 1831. 8. (10 gr.)

In der ersten Schrift sucht Hr. B. durch eine leichte und falsche Darstellung die Schüler in den Stand zu setzen, das Verständniß der Materien und Begriffe in freyen, nicht vorgeschriebenen, sondern aus dem Gesammtinhalte geschöpften und entwickelten Antworten an den Tag zu legen, und dem Lehrer die Katechese durch die beygefügte Inhaltsfragen zu verdeutlichen und zu erleichtern; über den Zweck der zweyten Schrift giebt der weitläufige Titel hinlängliche Auskunft. Die bald nöthig gewordene neue Auflage beider Schriften zeugt von dem Beyfalle, den sie unter ihrem Publicum gefunden haben; denn die erste Auflage erschien im J. 5590 (1830), und die zweyte schon im J. 5591 (1831). Die neue Auflage zeichnet sich durch Verbesserung des Ausdrucks und einige Zusätze aus, in der Hauptsache ist jedoch nichts geändert worden. Die erste Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: 1) *Glaubenslehre*, 2) *Sittenlehre*. Der Vf. hat, wie man aus dem Ganzen sieht, die religiösen Schriften christlicher Lehrer und die besseren religiösen Schriften seiner Nation fleißig und mit guter Beurtheilung bey seiner Arbeit benutzt, dabey aber sich streng an die Religion seiner Väter gehalten, und er kann in keiner Hinsicht zu den Neuerern gerechnet werden. Manche Schriftstellen des alten Testaments, die nach dem Buchstaben etwas Anderes andeuten, hat Hr. B. zu seinem Zwecke geistig gedeutet. So wird aus der politischen Auferstehung des jüdischen Volks, wovon Jesaias, Ezechiel, Daniel u. a. reden, hier eine eigentliche Auferstehung von den Todten gemacht. Zum Beyspiele möge Jes. 26, 19 dienen. In diesem Capitel kleidet ein begeisterter Seher seine Hoffnungen von der bürgerlichen Wiedergeburt seines Volkes in einen Preisgesang desselben auf die Herstellung der Stadt Jerusalem und des verödeten Landes ein. Unter anderem wird sodann im 19 Vers gesagt, „daß Jehovahs belebende Kraft dem getödteten, d. h. bürgerlich-erstorbenen Volke wieder neues Leben verleihen wolle.“ Wir rücken diese schöne Stelle, nach *Justi's* Uebersetzung (in den *Sionitischen Harfenklängen*, S. 304), hier ein:

Nun leben deine Todten wieder auf,
Und meine Leichen werden auferstehn;
„Erwachtet und frohlockt, ihr Staubbewohner!“
Dein Thau träufft, wie der Thau von Malven,
Und neu gebiert die Erde ihre Schatten!

Nach Hn. Büdingers Uebersetzung lauten die Worte so: „Belebt werden deine Todten werden, deine Leichname auferstehn; erwachtet und singet, ihr,

die ihr im Staube ruhet; denn dein Thau befeuchtet sie, wie der Thau auf's Grün, und die Erde wirft die Abgeschiedenen aus.“ Aus dieser Stelle, und aus Ezech. 37, 12—14 und Daniel 12, 2, 3, leitet nun Hr. B. die Glaubenslehre her: „Gott wird die Todten aus ihren Gräbern auferstehen lassen, und ein großes öffentliches Gericht über sie halten.“ — Bey den 10 Geboten ist Hr. B. derjenigen Eintheilung gefolgt, welche die reformirte Kirche annimmt, wonach aus dem ersten Gebote zwey gemacht, und das 9 und 10te zusammengezogen werden. Diese Eintheilung findet man auch bey Origenes, die bey den Lutheranern übliche hingegen nimmt Augustinus an. Auf die zehn Gebote baut nun Hr. B. einen großen Theil der Sittenlehre, und knüpft manchen Gedanken daran, der wohl ursprünglich nicht eigentlich in den Worten lag. Sehr löblich ist es, daß er den *Pflichten gegen die Thiere und Pflanzen* ein besonderes Capitel, S. 139 fg., gewidmet hat. Dem Rec. war es immer sehr erhebend, daß Moses bey der Sabbathruhe auch die Ruhe der Thiere geboten hat. — Auch die zweyte lesenswerthe Schrift hat manche Untersuchungen und Zusätze erhalten, und wird, wie die erste, Gutes stiften.

R.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Bemerkungen vermischten Inhalts*. Vom Präsidenten Dr. Aug. Ferd. Hurlebusch in Wolfenbüttel. 1tes Heft. IV u. 40 S. (6 gr.)

Der Vf., ein würdiger Veteran in der juristischen Literatur, benützt die ihm von wichtigen Amtsgeschäften übrige Muße zur Mittheilung seiner und fremder Erfahrungen und Bemerkungen über Gegenstände, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke das Nachdenken aller wahren Vaterlandsfreunde in Anspruch nehmen. Einen erfreulichen Beweis davon enthält die vorliegende Sammlung, deren baldmöglichste Fortsetzung jedem nach gesunder und nahrhafter Geistespeise begierigen Leser nicht anders als willkommen seyn wird. Das Interesse des Inhalts wird schon aus folgender Uebersicht des letzten sich bemerklich machen.

1) Gewerbe-Schulen. 2) Verhältniß eines Schuldirectors zur Schule. 3) Prinzen-Erziehung. 4) Minister-Spiegel. 5) Handschreiben des regierenden Großherzogs von Baden, die Feier des Geburtstages seines Vaters betreffend. 6) Ehe eines Katholiken bey Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Frau. 7) Was ist

von Errichtung eines Lehrstuhls der katholischen Lehre auf evangelischen Universitäten zu halten? 8) Lebensregeln eines alten Jesuiten für seinen Sohn. 9) Todesstrafe. 10) Galvanische Versuche am Kopfe eines Entaupteten. 11) Verhütung der Verbrechen. 12) Cölibat und Ohrenbeichte. 13) Das Abendmahl. 14) Eisenbahnen. 15) Giebt es noch ein Deutschland und ein Nationalband? 16) Verhältniß der Evangelischen zu den Römisch-Katholischen. 17) Karl Wilhelm Ferdinands Sorgfalt für die Bildung seines Nachfolgers des Erbprinzen. 18) Liturgie. 19) Die älteste Kirchenordnung für das Herzogthum Braunschweig. 20) Ist es rathsam, zu Entscheidung von Criminalsachen besondere Collegien niederzusetzen? 21) Ueber Auszüge aus der Bibel.

Als eine Probe der Darstellung entheben wir aus No. 6 folgende kurze Erzählung, die zwar auch in anderen Zeitschriften bereits eine Anzeige erhielt, aber wegen ihres den „*Schaden Israels*“ so fest und so schonend berührenden Inhalts die allgemeinste Verbreitung verdient. Daß das G. H. Weimarische Gesetz vom 7 Oct. 1823 wirklich zur Anwendung gekommen ist, beweist u. a. folgender Fall. Ein im G. H. Weimarischen Staatsdienste stehender Mann, katholischer Confession, war durch rechtskräftige Urtheile der competenten Landesbehörde von seiner früheren Ehegattin völlig geschieden, und ihm die anderweite Verheirathung nachgelassen, wenn er als Katholik sie Gewissenshalber eingehen zu dürfen glaube. Da er nun mit Recht dafür hielt, daß das Gewissen ihm gar wohl gestatte, seinen Kindern durch eine zweyte Mutter eine bessere Erziehung zu geben, und sein gestörtes häusliches Glück durch Verbindung mit einer anderen Lebensgefährtin wieder herzustellen: so entschloß er sich bey *Lebzeiten der von ihm geschiedenen Frau* zur anderweiten Heirat. Weil jedoch das katholische Pfarramt alle Mitwirkung in dieser Sache verweigerte, so erfolgte auf den Bericht des Oberconsistoriums zu Weimar folgendes Großherzogl. Rescript: „daß die geistliche Oberbehörde ermächtigt werde, die Trauung des durch Urtheil und Recht von seiner vorigen Ehefrau geschiedenen N. mit seiner erwählten Braut, auch bey fortgesetzter Verweigerung der Dimissorialien und des Aufgebots von Seiten des katholischen Pfarrers, durch einen protestantischen Geistlichen geschehen zu lassen.“ Die Trauung wurde hierauf von Hn. D. Röhr, Großherzogl. Weimarischem Hofprediger, vollzogen.

W. X. Y.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Stuttgart, b. Hallberger: *Gedichte von Henriette Ottenheimer*. 1832. 176 S. 8. (21 gr.)
Ein gutes und feines Gefühl, ein unverzerrter Sinn, der nicht nach ihm unerreichbaren Dingen strebt, tritt uns freundlich aus diesen Reimen entgegen, die in den religiösen Liedern sich die Gesangsweise des redlichen frommen

Gellert zum Vorbild erwählten, und auch in den übrigen Dichtungen nicht schwungvoller, als es seine Art war, sich bewegen. Die angehängten Aphorismen zeugen von einem guten Hausverstand, und sind, obgleich in Prosa, doch poetischer als die voranstehenden Gedichte.

Vir.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

T H E O L O G I E.

GIESSEN, b. Heyer, Vater: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen.* Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange. Von Ludwig Hüffel, Doctor der Theologie, Großherzoglich Badischem Prälaten, Ministerial- u. Kirchen-Rathe. Erster Theil. Zweyte völlig umgearbeitete Auflage. 1830. XVI u. 475 S. — Zweyter Theil. 1831. XIV u. 386 S. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Schon in der ersten, von einem anderen Mitarbeiter an dieser Zeitung (1823. No. 121—23) beurtheilten Auflage dieses Werkes hatte sich der Vf. ein Denkmal gesetzt, das, wenn er auch weiter nichts geschrieben hätte, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben würde. In einer ungleich vollendeteren und vollkommeneren Gestalt erscheint es in dieser zweyten Auflage, bey welcher der Vf. die Erinnerungen seiner Recensenten dankbar benutzt hat. So günstig auch das Werk in allen Blättern beurtheilt wurde, so wurde doch überall der Mangel des wissenschaftlichen Schematismus mit Recht getadelt. Diesen Winken folgte der würdige Vf. um so bereitwilliger, als er fand, daß die Hauptfache der ersten Auflage recht gut in einer mehr geeigneten Form wiedergegeben werden konnte, und als ihn seine Vorlesungen über die praktische Theologie, welche er als Professor am Seminarium zu Herborn zu halten hatte, von selbst nöthigten, einen streng wissenschaftlichen Gang einzuhalten. Damit war aber zugleich eine theilweise Erweiterung und Abkürzung der Materie nothwendig. Wenn er in der ersten Auflage der Homiletik und Katechetik, der Liturgik und Pastoraltheologie nur allgemeine Bemerkungen widmete, so treten nun diese Disciplinen sämmtlich in einem größeren Umfange hervor. Der Vf. thut darauf Verzicht, dieselben durch seine Bemühungen wesentlich weiter gefördert zu haben; aber Rec. möchte dies namentlich von der Liturgik und Pastoraltheologie behaupten. — So vollständig und gemüthlich ist das Bild eines möglichst vollendeten Geistlichen unserer Kirche noch nirgends aufgestellt worden, als es hier geschieht, und mit Recht dringt der Vf. darauf, „daß durch jedes Wissen das Leben leuchten müsse, wenn Etwas durch die wissenschaftlichen Anstrengungen erreicht werden soll.“ Die Erweiterungen der neuen Auflage bezeichnet er so, daß er in der ersten Umrisse mit mannichfaltigen Nebendingen gegeben, hier aber versucht

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

habe, diese Umriffe auszufüllen. Eine Abkürzung der Materie, oder vielmehr eine verschiedene Stellung derselben, wurde indeffen gleichfalls nöthig, indem der ganze erste Abschnitt des 2ten Theils: *vom wissenschaftlichen Standpunkte des evangelischen Geistlichen*, sich theils in dem ersten Theile, theils in dem Anhang des 2ten Theils verlor, der zweyte Abschnitt des 2ten Theils: *vom Standpunkte des evang. Geistlichen in der Kunst der körperlichen Beredsamkeit, sowie überhaupt von den physischen Erfordernissen und Anlagen desselben*, seinen ihm gebührenden Platz in der Homiletik einnahm, und der 3te Abschnitt: *vom religiös-sittlichen Standpunkte des evang. Geistlichen*, keine Stelle in dem Anhang fand. Weggeblieben ist, was der Vf. im ersten Theile S. 173 über die Ausbildung unserer Geistlichen auf Schulen, Universitäten und während der Candidatenjahre bemerkt hatte, weil er gefonnen ist, diesen so wichtigen Gegenstand in einer eigenen Schrift zu behandeln, und zugleich die dringende Nothwendigkeit besonderer theologischer Seminarien zu zeigen. Wer wäre über die Nothwendigkeit solcher Seminarien nicht mit dem Vf. einverstanden? Aber schwerlich möchte es in diesem Jahrhundert dahin kommen, daß sie überall eingeführt würden, und in so hinreichender Anzahl, daß alle Candidaten daran Antheil nehmen könnten. In den meisten Ländern müssen diese, ehe sie eine Verforgung erhalten, eine Hauslehrerstelle annehmen, und nachdem sie mehr oder weniger Jahre als Hauslehrer zugebracht haben, werden sie, wenigstens in der Provinz Deutschlands, in welcher Rec. lebt, erst als Lehrer an einer Bürgerschule, oder als Unterlehrer an einer gelehrten Schule angestellt, ehe sie zum Predigtamte befördert werden. Ob bey dieser Einrichtung nicht beide, sowohl die Schulen, als die Gemeinden, verlieren, ist eine Frage, die Jeder sich selbst beantworten mag. Aber da es nun einmal so ist, und in der nächsten Zeit nicht anders werden dürfte, so möchte man wünschen, daß Hr. H. nicht bloß auf das, was seyn soll, sondern auch auf das, was ist, und nach den bestehenden Verhältnissen seyn kann, Rücksicht nehme.

In der Vorrede zur zweyten Auflage des ersten Theils glaubt der Vf. bemerken zu müssen, daß seine theologischen Ansichten noch dieselben sind, nur vielleicht bestimmter und deutlicher, weil man seinen Widerspruch gegen offenbaren Unglauben als Hinnegung zum groben Myficismus ausgelegt habe. Damit hat man ihm allerdings sehr Unrecht gethan. Aber auch er möchte in Verlegenheit kommen, wenn

man ihn auffoderte, den Beweis zu führen, daß man es in der neueren Zeit — denn von den Verirrungen eines *Carl Friedrich Bahrdt* u. A. kann hier nicht die Rede seyn — unter der Firma des Rationalismus zu weit getrieben habe. Daß, seitdem Hr. Dr. *Hahn* in Leipzig den Rationalisten zumuthete, aus der evangelischen Kirche auszutreten, und in der evangelischen Kirchenzeitung sogar der weltliche Arm zu Hülfe gerufen wurde, der Gegensatz zwischen Rationalisten und Supernaturalisten sich schneidender ausgesprochen hat, ist der Ordnung gemäß; aber daß, was eine rein theologische Controverse ist und seyn soll, in den Kreis der Laien hinabgezogen worden, möchte doch wohl mehr Schuld der Neuevangelischen, als der Rationalisten seyn. Daß noch in manchen Köpfen ein fogenannter Rationalismus, der aber mit dem wahren Rationalismus nur den Namen gemein hat, spukt, will Rec. zugeben; bezweifelt jedoch, daß die Zahl derer, die ihm huldigen, besonders unter den praktischen Geistlichen, groß sey.

Da der Rec. der ersten Auflage sich über das Eigenthümliche dieser Schrift ausführlich verbreitet hat: so können wir uns damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht des wesentlichen Inhalts zu geben, und nur bey einzelnen Bemerkungen, die uns neu scheinen, oder mit denen wir nicht einverstanden sind, etwas länger zu verweilen.

Einleitung. Abschn. I. *Allgemeine Grundlegung der praktischen Theologie.* §. 1—11. — §. 3. *Offenbarung.* S. 7. „Offenbarung und Leben oder Daseyn Gottes müssen als schlechthin unzertrennlich von einander, ja als völlig identisch angesehen werden; Gott ist wirklich nicht, wenn er sich nicht offenbart hat, und er hat sich nur dann nicht offenbart, wenn er nicht ist. Denn wo ein Seyn für sich ist, da ist auch eine Aeußerung, eine Spur dieses Seyns, und wo nun vollends ein rein geistiges Seyn hervortritt, da ist nichts als Aeußerung, Offenbarung. Noch mehr: Gott hat sich als Gott geoffenbart, oder, wie man sonst und richtiger zu sagen pflegte, unmittelbar, und nicht bloß durch Mittelursachen, wenn er wirklich ist; er hat sich persönlich geoffenbart, und nicht bloß also, daß man erst mühsam errathen muß, ob das sich Offenbarende Gott, oder bloß eine *natura naturans* sey, deren ganze Kunst in nichts Weiterem besteht, als in der Action und Reaction im Verhältnisse zu der Materie.“ Rec. verkennt nicht das Wahre, das hierin liegt; aber fragen möchte er doch, was man denn eigentlich unter einer *unmittelbaren* oder *persönlichen* Offenbarung Gottes verstehe, und welcher Sterbliche im Stande sey, zu bestimmen, wo Gott aufhöre, mittelbar zu wirken, und wo er anfange, unmittelbar zu wirken. Wenn es, wie der Vf. zu behaupten scheint, zum Wesen Gottes gehört, daß er sich unmittelbar offenbaren müsse, so muß diese unmittelbare Offenbarung Gottes auch in unseren Zeiten noch fortdauern, weil Gott sein Wesen nicht verändern kann, und das würde am Ende wieder auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen. Auch scheint es zuviel gesagt, daß „die in neueren Zeiten vorherr-

schende Tendenz zum Pantheismus der erklärteste Abfall vom Christenthum sey.“ Obgleich Rec. sich zum Theismus bekennt, so ist er doch mit *Tweffen* der Meinung, daß eine dem Pantheismus sich nähernde Ansicht dem christlichen Bewußtseyn nicht durchaus widerspreche. Mit dem, was über geschichtliche Offenbarung S. 9 gesagt wird, sind wir völlig einverstanden, und unterschreiben die auch hier angeführte bekannte Aeußerung *Fichte's*: „Ein höheres Wesen nahm sich der ersten Menschen an“ u. s. w. — §. 4. *Das Christenthum.* — S. 12. „Man hört jetzt, wo das Christenthum fortwährend, wie eine reine Sonne, am Himmel strahlt, leicht von einer bloßen Vernunftreligion reden; denn, was man so nennt, ist, *den Meisten freylich unbewußt*, Christenthum, oder doch wenigstens die Frucht davon.“ S. 14. „Das Herz findet im Christenthume mehr, als die ganze Schöpfung mit allen ihren Herrlichkeiten darbieten kann. Und das sind keine frommen Täuschungen; nein, sie bestehen neben der freyesten Geistesentwicklung, dafern nur das religiöse Talent nicht fehlt.“ (Sehr wahr!) — „Das Christenthum hat Geheimnisse, aber es werden daraus Thatfachen im Gemüthe, welche keine Vernunft wegeln kann. (Z. B. die Lehre von der Versöhnung; denn der Mensch fühlt sich Christi Leiden und Sterben gegenüber *wirklich* verfohnt.)“ Hier möchte man wünschen, daß sich der Vf. etwas deutlicher ausgedrückt hätte. — „Der Pöbel ist es wahrlich nicht, der bey uns, wie einst im Heidenthume, die Religion noch erhält; sondern es ist gerade der Pöbel, der das Christenthum nicht mehr will.“ Es giebt nämlich auch einen vornehmen Pöbel. — §. 11. *Von den Schwierigkeiten der Stellung des evangel. Geistlichen.* Prediger, welche, wie S. 67 gesagt wird, „die Bibel verächtlich bey Seite legen, oder wohl gar übel angebrachte Einwendungen dagegen zu machen haben,“ möchten doch in unseren Zeiten zu den Seltenheiten gehören. S. 71. „In keinem Stande läßt sich ohne Neigung viel leisten, aber in keinem Stande entscheidet Neigung so ganz und allein, wie in dem geistlichen, weil in keinem die Vollziehung des Aufgegebenen mehr von der Freyheit und Selbstbestimmung abhängt, wie eben hier.“ — Sehr richtig ist auch am Schlusse dieses §. S. 75 die Bemerkung, daß „unser moderne theologische Bildung die meisten Prediger für das gemeine Volk zu hoch, und für die höheren und gebildeten Classen zu niedrig gestellt habe.“ — Abschn. II. *Von dem Umfange der praktischen Theologie.* §. 12—17. Beachtenswerth ist, was §. 13: *Nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen reiner und angewandter (praktischer) Theologie*, über die innige Verbindung beider Wissenschaften gesagt wird, und jeder Unbefangene wird mit dem Vf. einverstanden seyn, wenn er S. 81 behauptet: „Keiner kann ein tüchtiger Theologe seyn, welcher dem praktischen Princip der Kirche ganz fremd ist, und Keiner ein Geistlicher, der Nichts aus dem Gebiete der reinen Theologie in sich aufgenommen hat.“ S. 82. „Der völlig unpraktische Theologe findet so wenig, als der unwissenschaftliche Geistliche,

Geltung, und das man die Geistlichen bisher nur Prediger nannte, geschah vielleicht aus dem dunkeln Gefühle, das sie nicht mehr Theologen genannt zu werden verdienten, so wie denn auch früher und noch alle Professoren der Theologie als wirkliche Geistliche betrachtet wurden, und an vielen Orten, was sehr heilsam ist, auch wirkliche geistliche Aemter bekleiden.“ Sehr gut würde es gewiß seyn, wenn auf jeder Universität wenigstens einige Professoren der Theologie zugleich auch praktische Geistliche wären. — §. 17. *Wichtigkeit des Studiums der praktischen Theologie.* S. 96 f. Diese bleibt, wenn auch in einem gewissen Sinne der Geistliche, wie der Dichter, geboren werden muß, und es nicht zu leugnen ist, das das schulgerechte Studium der Homiletik, Katechetik und Pastoraltheologie durch andere entsprechende Mittel, namentlich durch ein tüchtiges Studium der Alten und durch ein gleich tüchtiges philosophisches Studium, ersetzt werden könne. Besonders nöthig ist es, um dem mystischen Unfuge zu wehren. S. 98. „Wenn die Geistlichen irre reden, dann muß das Volk theilweise angesteckt werden. Lassen wir dieses Uebel einwurzeln, setzen wir ihm nicht ein gründliches Studium der praktischen Theologie entgegen, dann werden bald die mystisch fromm klingenden Glockentönen auf unseren Kanzeln und an unseren Altären in das Grabgeläute aller evangelischen Wahrheit verwandelt werden.“

Erster Theil. Die Wissenschaften des doctrinalen Princips der praktischen Theologie. — Erste Hauptabtheilung. Die Homiletik. §. 21. *Von den Schwierigkeiten der Kanzelberedsamkeit.* S. 182 bekennt der Vf. von sich selbst, das er, ohne nach Originalität zu haschen, wochenlang bloß damit kämpfe, einen interessanten und nützlichen Stoff zu finden, so lange er auch schon das Predigtamt verwaltet habe. Abschnitt I. *Erfindung des Stoffes zu einer Predigt.* §. 25. *Allgemeine Hülfsmittel der Erfindung des Predigers.* S. 149. „Alles kommt darauf an, das man einen Text gehörig aufzufassen versteht, lange dabey verweilt, ihn eigentlich durchdenkt, und ihn nicht eher verläßt, als bis man für diesmal, wie die Biene aus dem Kelch der Blume, allen Honig herausgesaugt hat. Wir sagen für diesmal; denn zu anderen Zeilen wird uns derselbe Text wieder andere Ausbeute liefern, je nachdem unsere Situation ist, in der wir uns befinden.“ — Cap. I. *Von dem Thema oder dem Hauptsatze der Predigt.* §. 27. *Formelle Bedingungen der Predigt.* S. 160. „Wie es sich auch mit dieser sogenannten Neuheit verhalten möge, das ächt und ursprünglich Christliche ist nicht neu, sondern recht alt, und das Ziel unserer Kanzelberedsamkeit ist nicht das Neue, sondern das Erbauliche.“ Das, wie S. 161 behauptet wird, der Gebrauch sprichwörtlicher Themen zu gemein für die Würde der Kanzel sey, kann Rec. so allgemein nicht zugeben; und gerade von denen nicht, welche der Vf. anführt. — S. 175. 176. Ueber biblische und christliche Predigten. S. 176. „Aufgeben kann die Predigt das Außerordentliche nie, was in und mit Christo hervorgetreten ist; erneuern

muß sie den Glauben daran bey jeder Gelegenheit; jedoch mehr im Sinne eines Zurückkommens darauf, als eines ersten Begründens; allein immer nur diesen Glauben predigen, und noch obendrein nur die Einbildungskraft der Zuhörer an dem Wunderbaren weiden, ist nach den ausdrücklichen Vorschriften der heil. Schrift selbst das Wahre nicht.“ — Wenn S. 178 *Tzschirner's* Behauptung, das die Verschiedenheit der theologischen Systeme kein Hinderniß des Zwecks der Kirche sey, bestritten wird, so müßte erst dargegan werden, das irgend ein theologisches System, wie es *Tzschirner* im Sinne hatte, durchaus unchristlich sey, und man bey demselben nicht biblisch predigen könne, welches gerade von diesem geleugnet wird. — „Im Allgemeinen hat sich das Zeitalter wieder für biblische Predigten entschieden, und ist der unsicheren Vernunft wie der trockenen Moral-Predigt herzlich müde.“ Aber muß denn jede Vernunftpredigt unbiblisch und jede Moralpredigt nothwendig trocken seyn? — §. 29. *Von den temporellen und casuellen Bedingungen des Hauptsatzes.* Wenn S. 184 der Tod Jesu „eine *thatfächliche* Veröhnung der Menschheit mit Gott und dem Göttlichen“ genannt wird, „denn in und an diesem Tode lernte und lernt das Menschengeschlecht sich verstehen, und findet zugleich in diesem Ereigniß mehr, als in aller Lehre.“ so kann dieß doch nicht von der Lehre des Christenthums überhaupt gelten, die immer vorausgesetzt werden muß, wenn der Tod Jesu seine hohe Bedeutung erhalten soll. — Cap. II. §. 32. *Von den verschiedenen Arten der Texte.* Der Vf. erklärt sich S. 218 u. f. entschieden gegen den Perikopenzwang, und behauptet, das die Perikopen, wenn fortwährend darüber gepredigt werden soll, der Sache, für welche es gilt, wie dem Prediger selbst, in hohem Grade nachtheilig sind. Obgleich auch Rec. sich nicht streng an die Perikopen bindet, so möchte er doch im Allgemeinen für die Beybehaltung derselben stimmen, weil der Zuhörer durch langen Gebrauch mit ihnen vertraut geworden ist, und eine gewisse Vorliebe für dieselben hat; auch das Evangelienbuch nicht selten für die Aermern die Stelle der ganzen Bibel vertreten muß. Nur vertausche man die unfruchtbaren und unzweckmäßigen Perikopen mit fruchtbaren und zweckmäßigeren. — §. 33. *Von der Behandlung der Texte.* S. 224 f. Ueber analytische und synthetische Predigten. Der Vf. findet den Ausdruck *Homilie* für die analytische Predigt nicht bezeichnend genug. Es sey bey derselben nur zufällig in der Beschaffenheit des Textes begründet, das derselbe sich zugleich auch unter einem Hauptgedanken aussprechen lasse, und das gebe uns kein Recht, ihr einen Hauptsatz vindiciren zu wollen. Die sogenannte *synthetisch-analytische* Form, welche von *Heinhard* in seinen Epistelpredigten vom J. 1806, aber nicht immer mit Glück, versucht worden sey, enthalte eigentlich einen Widerspruch in sich selbst, und sey wirklich nichts weiter, als eine synthetische Predigt, welche zufällig oder durch Kunst die Theilvorstellungen des Hauptbegriffs im Texte gefunden hat. Man brauche

beide Formen abwechselnd, und predige bald synthetisch, bald analytisch, womit Rec. einverstanden ist. — Cap. III. *Von der Erfindung der zur Ausführung eines Hauptsatzes erforderlichen Materialien.* §. 36. *Von den Nührungen des Herzens.* Hier kommen viele herrliche Stellen vor, die dem Rec. völlig aus der Seele geschrieben sind. Z. B. S. 246: „Das Christenthum, in seiner idealisch-praktischen Tiefe verstanden und behandelt, ist eine unerschöpfliche Quelle reiner und dauernder Gemüthsbewegungen, die zuletzt in eine wahre Begeisterung übergehen; und wenn unsere Prediger nur das Christenthum gehörig auffassen, so haben sie damit ein Mittel zu rühren, wie kein anderes aufgefunden werden kann.“ — Abschn. II. *Von der Anordnung oder der Disposition der Rede.* §. 38. *Natur, Wesen und innere Nothwendigkeit der Disposition überhaupt.* Sehr zweckmäßig durch Beyspiele erläutert. Richtig wird S. 260 bemerkt, daß der Prediger auf den oratorischen Organismus seiner Rede eben so viel Aufmerksamkeit verwenden müsse, wie auf den logischen. — Cap. I. *Die Disposition in logischer Hinsicht.* §. 39 bis 45. §. 40. *Von den verschiedenen Arten zu disponiren.* S. 270. „Je scharfsinniger, vielseitig gebildeter, je geübter und begeisterter ein Prediger ist, desto tiefer, vielseitiger und praktischer wird er auch seinen Gegenstand auffassen, und wo ein Dritter in der ewig alten Form sich bewegt, wird ein solcher vielbegabter Manu neu im Disponiren, wie im Erfinden, seyn.“ — §. 42. *Von der Einleitung.* Die Nothwendigkeit derselben wird sehr gut gezeigt. — §. 44. *Vom Gebet.* Der Vf. empfiehlt ein Andachtsgebet, wenn der Prediger in rechter Stimmung zum Beten sey; ist aber der Meinung, daß alle Regeln über die Einrichtung desselben Nichts helfen, „wenn nicht das Herz zuvor in einer ganz anderen Schule beten gelernt habe.“ Daher will er auch die zu haltenden Gebete nicht concipirt und memorirt wissen. Uns dünkt, daß hiebey der Unterschied zwischen einem Privatgebete und einem Gebete, wo der Prediger gleichsam im Namen der Gemeinde betet, nicht genug berücksichtigt sey. — Cap. II. *Die Disposition in oratorischer Hinsicht,* §. 46—50. — §. 47: *Besondere Regeln der oratorischen Disposition.* S. 291: „In dieser Kunst zeichnet sich oft *Harms* vortheilhaft aus.“ — „Auch minder talentvolle Köpfe können, wenn sie nur auf diese Sache mehr aufmerksam gemacht sind, ihren Eintheilungen mehr oratorische Fassung und Schwung geben. Und christlich begeisterte Herzen sollt ihr Prediger doch wohl Alle mitbringen.“ — Abschn. III. *Von der Ausführung.* §. 52. *Von der Nothwendigkeit der Ausführung.* Die Einwürfe gegen das Concipiren und Memoriren der Predigten

werden mit schlagenden Gründen widerlegt, wenn auch zugegeben werden muß, daß reich begabte Männer auch nach freyer Meditation gut predigen können. — Cap. I. *Vom Stil oder von der Schreibart überhaupt.* §. 54. *Natur und Wesen des Stils.* „Der Stil ist der Mensch selbst; im Stile malt sich die geheimste Individualität, und wie diese, so der Stil.“ Es wird gegen *Pölitz* gezeigt, daß der Stil auch an den Stoff gebunden sey, und durch denselben seine eigenliche Vollendung und Weihe empfängt. — §. 56. *Erste Grundbedingungen eines guten Stils.* In Ansehung der Deutlichkeit wird S. 316 richtig bemerkt, daß, wenn der Zuhörer auch nicht den vollsten Sinn jedes Ausdrucks versteht, er sich doch im Ganzen damit abfindet, und allmählich für eine höhere Sprache empfänglich wird. — Abschn. IV. *Von der körperlichen Beredsamkeit.* §. 63. *Wichtigkeit der körperlichen Beredsamkeit für den christlichen Kanzelredner.* S. 362: „Der evangelische Cultus steht mit dem Aeußeren des Geistlichen, mit dessen Anstand, Sprache, Vortrag und Action, in einer weit genaueren Verbindung, als der katholische, und es kommt darin, so wie überhaupt auf die Persönlichkeit des Mannes, überaus viel auf des Geistlichen äußere Beredsamkeit an.“ — Cap. I. *Von der Declamation.* S. 377: „Wahre Geistes- und Herzensbildung bleibt nie ganz ohne Einfluß auf die Stimme, weil die innere Feinheit und Zartheit der Empfindung nicht ruhen wird, sich die Stimme empfänglich und lenksam für ihre Zwecke zu machen.“ — Cap. II. *Von der Action.* S. 382: „Die in neueren Zeiten herrschend gewordenen Declamirübungen auf Schulen möchten großer Modificationen bedürfen, wenn sie nicht mehr schaden, als nützen sollen. Eine gewisse Unnatur, die sich hier festsetzt, wird späterhin schwer abzulegen seyn.“ — §. 68. *Specielle Bedingungen der Action.* S. 388: „In dem Blicke und im ganzen Gesichte des Predigers muß sich eine hohe und innige Andacht, mit sicherer Ruhe verbunden, an den Tag legen; zwischen durch muß eine edle Heiterkeit und Liebe schimmern; wie ein Vater unter seinen Kindern, wie ein recht treuer Freund unter heißgeliebten Freunden, so liebevoll, so sanft, so ruhig, so heiter, so seiner Sache ganz gewiß, erscheint der Prediger in seiner Gemeinde.“ — „Freylich ist das sehr schwer, aber auch auf der anderen Seite sehr leicht. Es kommt nämlich alles auf das Herz an, das hinter diesen Mienen schlägt. Wer das nicht glaubt, was er lehrt, und das nicht thut, was er als Pflicht aufstellt, wird in seinen Mienen bald verrathen seyn.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

T H E O L O G I E.

GIESSEN, b. Heyer d. Vater: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen*. Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange. Von Ludwig Hüffel u. s. w. 1ster u. 2ter Theil. 2te Auflage u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyte Hauptabtheilung. Die Katechetik. S. 398: „Wären unsere Schullehrer und Katecheten bey der ersten Grundlegung *christlicher*, so könnte man getrost die Jünglinge in die Hörsäle der Neologie und des Unglaubens senden, sie würden, wenn sie zu Verstande gekommen wären, von selbst zu dem zurückkehren, was sie in frühesten Jugend erlernt haben.“ Hier, wie anderwärts, spricht der Vf., als ob die Mehrzahl unserer Theologen Neologen, und — was damit fast für gleichbedeutend gehalten wird — Ungläubige wären. Rec. kann von einem sonst billigen Manne solche Aeusserungen um so weniger in unseren Zeiten gut heißen, da ohnehin schon durch die gehässigen Insinuationen unserer Neuevangelischen die Fürsten und Staatsmänner geneigt sind, die des Rationalismus verdächtigen Theologen mit mißtrauischen Augen zu betrachten. Wie sehr der Vf. selbst zur Neologie sich hinneigt, erhellt aus dem, was er sogleich hinzufügt: „Nur darf freylich der erste Jugendunterricht keine crasse Theologie und überhaupt nichts Unhaltbares enthalten; denn die Erfahrung lehrt, daß gerade die also unterrichteten Knaben späterhin alles verwerfen.“ — §. 72. *Schwierigkeiten des christlichen Religionsunterrichtes der Jugend. S. 400.* „Religion kann nur ein religiöses Gemüth lehren, weil man die Religion wirklich nur in so weit kennt, als man sie hat.“ Sehr richtig, aber was nun folgt, gehört wieder zu den Uebertreibungen des sonst gutmüthigen Vfs.: „Vielleicht ist dieser Umstand in unseren Tagen gerade das Haupthinderniß der Katechese; denn blickt man auf einen großen Theil der Schullehrer und Geistlichen, so ist es gewiß eben nicht wahre Religiosität, die sie auszeichnet, und jenes so häufige Verwerfen des unleugbar Christlichen und Biblischen ist, man mag sagen, was man will, von Irreligiosität eingegeben, und wird fortwährend davon beherrscht.“ Rec. ist zwar weit entfernt, allen Geistlichen und Schullehrern wahre Religiosität zuzuschreiben, so wenig er sie ihnen auch geradezu absprechen möchte; aber er ist auch überzeugt, daß man eine sehr fromme Sprache führen kann, ohne darum wahrhaft religiös zu seyn.

J. A. Z. 1832. Vierter Band.

Ueber das, was das unleugbar Christliche und Biblische sey, wird eben noch gestritten, und es ist doch hart, den, der vielleicht nicht Alles dazu rechnet, was der Vf. dazu rechnet, geradezu für irreligiös zu erklären. Rec. möchte hier Hn. H. mit dem Apostel zurufen: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest?“ Auch derjenige, der in Meinungen sehr weit von ihm abweicht, kann doch mit ihm die Ueberzeugung theilen: „Die reine Christusliebe ist und bleibt der reinste Kern wahrer Religiosität, und Christus ist und bleibt, wie er auch selbst erklärte, der Weg zu Gott und dem ewigen Leben.“ Wichtig ist, was S. 401 über den Nachtheil gesagt wird, daß die aus der Schule entlassenen Katechumenen so wenig unter dem speciellen Einflusse des Geistlichen ständen. Doch zweifelt Rec., daß bey der eigenthümlichen Lage der Dinge eine Aenderung Statt finden könne, wenn auch die Welt weniger geneigt wäre, sobald solche Dinge zur Sprache kommen, hierarchische Bestrebungen von Seiten der Geistlichkeit vorauszusetzen. — Abschn. I. *Allgemeine leitende Grundprincipien bey dem christlichen Religionsunterrichte der Jugend von Seiten des evangelischen Geistlichen. §. 75. Ueber den Zusammenhang der Katechese mit der Schulbildung der Katechumenen.* Wenn S. 418 über „eine Verbildung, eine Ueberbildung, eine einseitige Verstandesrichtung“ der Katechumenen geklagt wird, die in neueren Zeiten der Wirksamkeit des Geistlichen nicht minder gefährlich sey, als die frühere Rohheit und Dummheit derselben: so hat Rec., der in einer Provinz Deutschlands lebt, wo zwar von oben her für die Verbesserung der Volksschulen Vieles geschieht, aber der regelmäßige Schulbesuch der Kinder durch Hindernisse, die in der Verfassung und in anderen Umständen ihren Grund haben, sehr erschwert wird, davon noch keine Erfahrung gemacht; doch findet er diese Klage, wo sie Statt findet, völlig gerecht, und ist auch mit dem Vf. darin einig, daß „der Zweck der Volksschule allgemeine Menschenbildung, mit besonderer stets festgehaltener Beziehung auf ein religiös-sittliches Leben, als das Höchste in der Menschenbildung“, sey. Beherzigung verdient auch, was S. 420 über die Abwege gesagt wird, auf welche der Schullehrerstand zu gerathen anfängt. — „Unsere Schullehrerseminarien haben wohl zu prüfen, was der Menschheit zum Frieden dient, oder sie stiften mehr Böses, als Gutes.“ — §. 77. *Ueber den Zusammenhang der Katechese mit allgemeinen Principien von religiös-sittlicher Bildung überhaupt.* Rec. ist mit Allem einverstanden, was in diesem §. gesagt wird. Wenn

Y

der Vf. S. 429 verlangt, daß der Confirmanden-Unterricht ein volles Jahr, und zwar wöchentlich vier Stunden dauern solle, so stimmt Rec. ihm auch darin bey, wenn nur in Gegenden, wo die Kinder nur im Winter die Schule besuchen, weil die Eltern dieselben im Sommer bey ihren häuslichen Arbeiten nicht entbehren können, dieses zu erreichen wäre. — Abschn. II. *Vom Stoffe des christlichen Religionsunterrichts der Jugend.* Wenn S. 432 vorgeschrieben wird, daß sich an den vorbereitenden Unterricht über den Menschen, dessen Natur und Bestimmung, über die Natur überhaupt u. s. w. „eine allgemeine, oder, wenn man will, philosophische Religionslehre“ knüpfen solle, wobey dem Kinde begreiflich werden müsse, daß unser Wissen nur Stückwerk und daß eine höhere Offenbarung erst volle Gewißheit zu bringen im Stande sey: so kann Rec. die hier vorgeschlagene Trennung der Vernunft- und geoffenbarten Religion nicht billigen. Nach seiner Ansicht muß im Volksunterrichte auch die Vernunftreligion als geoffenbarte Religion behandelt, aber zugleich gezeigt werden, daß alle eigenthümlich christlichen Lehren den Forderungen der Vernunft vollkommen gemäß sind. — §. 80. *Bestimmung u. s. w. B., in Beziehung auf die Glaubenslehre.* Hier wird gefodert, daß die Glaubenslehre nothwendig den Anfang des Religionsunterrichts machen, und die Grundlage desselben bilden müsse. Rec. ist dagegen der Meinung, daß Glaubenslehre und Sittenlehre im Volksunterrichte nicht geschieden werden sollen, und daß man füglich auch, wie Luther, mit der Sittenlehre den Anfang machen könne. Aus der Sittenlehre entlehnte Begriffe wird man doch immer voraussetzen müssen, wenn man von Gottes Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. spricht. Was S. 434 von „einer Gemüthswelt“ gesagt wird, „zu der sich das Verstehen verhalte, wie die Schnecke zu dem Adler, die nicht erträumt, sondern factisch vorhanden, und das einzig ganz Gewisse unter lauter Ungewißheiten sey, und in welche die Veröhnung durch den Tod Christi falle,“ wird Vielen mystisch dünken; es leidet jedoch eine sehr richtige Erklärung. Sehr beherzigenswerth ist die Vorschrift S. 435: „In jedem Falle hüte sich der Katechet vor Erklärungen einer Sache, die an sich unerklärbar ist, und komme immer nur von Neuem auf sein höchstes Ziel zurück: Erweckung und Begründung der innigsten Religiosität und Sittlichkeit.“ S. 437: „Die Bibel ist so reich an innerer Gottesfülle, daß es eigentlich recht vielen Unverständnis und eine große Engherzigkeit verräth, über die Schale den Kern zu verwerfen. Würde diese große Wahrheit einmal so verstanden, wie sie es verdient, so hätte aller Streit ein Ende, und Supernaturalisten und Rationalisten würden sich veröhnt die Hände bieten. Aber so lange man an den Knochen nagt, findet man das Mark nicht, welches darin enthalten ist, und so lange man über Nebendinge streitet, findet man die Hauptsache nicht.“ Sehr wahr! Nur schade, daß dem Einen noch immer Hauptsache ist, was der Andere für Nebendinge hält, und daher dem, der auf Nebendinge nicht gleichen Werth legt,

Schuld giebt, daß er auch die Hauptsache verwerfe. — §. 81. *Bestimmung u. s. w. C. in Beziehung auf die Sittenlehre.* So einverstanden wir auch mit dem Vf. darin sind, daß sich eine bloße Vernunftmoral nicht für den Jugendunterricht eigne (S. 439), so müssen wir doch gegen seine Bemerkung, „daß es nicht einen einzigen kritischen Philosophen gegeben habt der im Sinne des *kantischen* Moralprincips tugendhafter gewesen wäre,“ erinnern, daß daraus Nichts folge, weil die Moral nur Ideale aufstellt, denen wir uns nähern sollen, und sein „andächtiger Beter, der so recht aus der Fülle des Herzens betet, und den inneren Menschen aus dem äußerem herausheben kann, um ihn mit Gott und dem Göttlichen in die innigste Gemeinschaft zu bringen,“ im Grunde auch nur ein Ideal sey. — Abschn. III. *Von der Form oder von der Methodik des christlichen Religionsunterrichts.* S. 83—90.

Zweyter Theil. Die Wissenschaft des liturgischen Principis der praktischen Theologie oder die Liturgik. Die Leser werden auf die Behandlung dieser Wissenschaft um desto gespannter seyn, wenn sie sich an dasjenige erinnern, was sie S. VIII der Vorrede zu diesem Theile gelesen haben: „Die Sache der Liturgik und ein tieferes Studium derselben bekam für mich ein um so größeres Interesse, als ich durch meine amtlichen Verhältnisse in Angelegenheiten verwickelt wurde, die mir vielen ungerechten Tadel zugezogen haben, ohne daß ich mich, aus Achtung gegen sehr zarte Verhältnisse, vertheidigen, und die Sache in ihrem wahren Lichte darstellen konnte. Meine einzige Schuld, die ich trage, ist die, daß ich, was ich stets und überall gewollt und bewerkstelligt habe, den evangelischen Cultus heben möchte; und da hiebey das *ästhetische Interesse* das hauptsächlichste, ja einzige ist, so kann die evangelische Kirche nur dadurch gewinnen.“ Rec. und mit ihm die Leser werden bedauern, daß Verhältnisse dem Vf. verbieten, sich über diese Angelegenheit, die ihm gewiß zur Ehre gereicht, offen zu erklären. — §. 2. *Wichtigkeit des Studiums der Liturgik.* Ueber die Nothwendigkeit eines festen Principis wird viel Wahres gesagt. S. 5. „Ein gewisser Grundtypus hat sich in dem christlichen Cultus fast gegen den Willen der Menschen durch seine eigene Kraft erhalten, bis ihn die neueste Zeit verdrängte. Der katholische Cultus ist von demselben nicht ganz verlassen, aber er hat sich von seiner Basis so weit entfernt, daß eine durchgreifende Reform nöthig wäre, wollte man sich wieder zurecht finden. Der protestantische Cultus gefiel sich anfänglich nur in einem Hauptprincip, dem der Negation.“ S. 6. „Die Reformatoren hielten bey aller Einseitigkeit doch an dem Grundtypus des christlichen Lebens noch fest. Der neuesten Zeit war es vorbehalten, vollends zu zerstören, was der christliche Cultus Eigenthümliches hat, und man irrte, mit Ausnahme der schwedischen Agende und einiger anderer, völlig planlos auf dem Gebiete der Liturgik umher.“ — S. 8 und 9: „Der Protestantismus ist durchaus gegen einen bis in das Einzelne gehenden Agendenzwang.

Ueber das, was die Reformatoren *Adiaphora* nannten, muß Freyheit herrschen.“ — §. 3. *Allgemeine historische Uebersicht der Gestaltung des liturgischen Principis oder des Cultus in der christlichen Kirche von Christo bis auf unsere Zeiten.* Hier findet sich zum Beschluß eine weilläufige Literatur. — Abschn. I. *Die allgemeine Liturgik.* Cap. I. *Vom Cultus überhaupt.* §. 4—7. — §. 5. *Weitere Entwicklung des Wesens vom Cultus.* Auch Rec. war früher in dem Wahne befangen, der S. 39 gerügt wird, „dem wahren Christenthume liege die Tendenz unter, allen Cultus entbehrlich zu machen, und diese Tendenz müsse man nicht aus den Augen verlieren.“ Er ist aber von diesem Wahne längst zurückgekommen, und mit dem Vf. überzeugt, daß, je inniger das Christenthum erkannt und empfunden werde, der Cultus (und die Anhänglichkeit an ihn, fügt Rec. hinzu) auch desto höher steigen werde, und „daß, wo der Cultus aufgehört hat, trotz aller Behauptungen vom Gegenheit, die Religiosität bis auf den Nullpunkt herabgesunken ist.“ — §. 7. „*Religiöse Symbole* dürfen in keinem Cultus fehlen, müssen aber einer sehr strengen Kritik unterworfen bleiben. Angemessenheit und Würde, mit welcher die Einfachheit genau verbunden ist, die aber nicht zu weit getrieben werden darf, wie dies im evangelischen und noch mehr im reformirten Cultus der Fall ist, sind ihre Haupterfordernisse.“ S. 48. „Wie überhaupt das liturgische Princip seine Verwandtschaft mit der Poesie nie ganz aufgeben wird, so sind namentlich die symbolischen Bestandtheile des Cultus in einer sehr genauen Verbindung mit den poetischen.“ — Cap. II. *Vom christlichen Cultus.* Hier kommen viele treffliche Stellen vor, welche wir aber, der Grenzen dieser Blätter eingedenk, nicht mittheilen können. So sehr übrigens der Vf. auch für eine gewisse Stabilität der christlichen Cultusformen, sofern diese wahrhaft biblisch und aus dem innersten Leben der Kirche hervorgegangen zu betrachten sind, spricht, so wenig redet er doch einem in das Kleinliche gehenden Agendenzwange das Wort. — Abschn. II. *Die specielle Liturgik.* Abth. 1. *Von den allgemeinen Cultusformen.* §. 18. *Das Orgelspiel und die Kirchenmusik.* S. 87. „Unsere meisten Organisten sind keine Virtuosen auf ihrem Instrumente, vielleicht darum eben, weil so viel dazu erfordert wird; vielleicht aber auch darum, weil sie ihre Stellung in der Kirche und im Cultus gar nicht verstehen.“ S. 88. „Zum Ausgange begleiten sie nicht selten die Zuhörer mit einem Walzer oder mit einem Marsche.“ Wie soll aber der einzelne Prediger hier helfen, wenn der Organist in seine Manier so verliebt ist, daß alle ihm deshalb gemachten Erinnerungen nichts fruchten! — Cap. II. *Vom Kirchengebete.* S. 100. „Der Himmel bewahre unsere Kirche vor einem bloßen Altardienst; denn, wie gut derselbe anfänglich seyn mag, tritt dabey das doctrinale Element zurück, so verliert es allmählich seine ihm gebührende Stelle, und so bildet sich unbewußt nach und nach dasselbe Verhältniß des Cultus, das wir an der katholischen Kirche, worin die Predigt so gut wie

ganz zurücksteht, beklagen.“ — §. 21. *Natur und Wesen eines ächt christlichen Kirchengebetes.* Die Probe eines Altargebetes S. 105, das der Vf. selbst entworfen hat, verdient Lob. — §. 22. *Vom Kirchengesegen.* Der Vf. nimmt den mosaischen Segenswunsch in Schutz; nur ist er im Tone des Gebetes vorzutragen, und auch der ordinirte Geistliche soll nicht sagen: der Herr segne dich, sondern uns. — Cap. III. *Von den biblischen Vorlesungen und der Predigt.* §. 24. *Ueber die eigentliche Art und Weise der biblischen Vorlesungen im Cultus.* Ihre beste Stelle ist am Schlusse der Altarliturgie. Sie müssen mit den kirchlichen Zeiten und namentlich mit dem Festcyklus in Verbindung stehen, und mit kurzen Erklärungen, gleich weit von gelehrten, als von unbiblischen Deutungen entfernt, verbunden werden. — §. 25. *Von der Predigt.* Auch Hr. H. tadelt mit Recht, daß die Predigt in unserem Cultus zu häufig wiederkehre, und andere Cultusformen, namentlich die Anbetung, zurückdränge. — Abth. 2. *Von den besonderen Cultusformen.* Cap. I. *Von den Sacramenten.* S. 116. „Der Liturg muß bey der Vollziehung dieser heiligen Gebräuche von ihrer innern Würde und Weihe selbst durchdrungen seyn; er selbst muß den Glauben an die Sache haben, um welchen es sich handelt. Es muß ferner dieser Glaube, wovon der Liturg durchdrungen ist, in sein ganzes Aeußere und in sein ganzes Benehmen übergehen, so daß die höchst mögliche Würde, die höchst mögliche Feierlichkeit die Folge davon ist.“ S. 117: „Soll das Abendmahl in seinem wahren liturgischen Sinne gefeiert werden, so muß es als eine für sich abgeschlossene Cultusform erscheinen, und daher alle übrigen Formen sich unterwerfen.“ In der Anmerk. S. 118 wird gewünscht, daß die evangelische Kirche nach dem Vorgange der alten Kirche ihre bestimmten Taufzeiten habe. Die Haustaufe soll nur bey kranken Kindern als Ausnahme von der Regel gelten. — §. 27. *Von der Taufe.* S. 120: „Die Sitte, Kinder zu taufen, ist seit dem fünften Jahrhundert allgemein, und sonach als eine uralte Gewohnheit, deren Abschaffung mit sehr nachtheiligen Folgen verknüpft seyn würde, zu ehren, um so mehr, als die Taufe von allen christlichen Confessionen als ein Sacrament, womit besonders höhere Gaben verbunden sind, anerkannt wird.“ — §. 28. *Vom heiligen Abendmahle.* S. 129: „Das ist eben der Sieg des Christlichen, daß es sich, wie auch die Theologen um seine Fassung — denn um weiter handelt es sich wirklich nicht — streiten, doch stets durch sich selbst behauptet, und daß, wer andächtig zum Abendmahl kommt, weder etwas von der Ubiquität, noch von einem bloß geistigen Genusse zu wissen braucht, um aus der ganzen Fülle der im Abendmahlsgenusse liegenden Erbauung zu schöpfen.“ — Cap. II. *Von gewissen mit den Sacramenten zusammenhängenden Cultusformen.*

Theil III. Die Wissenschaft des gesellschaftlichen Principis der praktischen Theologie, oder die Pastoraltheologie im engeren Sinne. §. 44. *Wesen und Begriff der Pastoraltheologie.* Sie zerfällt in die

Lehre vom *Kirchenregimente* und von der *Seelforge*. Der Vf. erklärt sich gegen *Niemeyer's* Behauptung: die Seelforge passe nicht mehr für unser Zeitalter. — §. 46. *Geschichtlicher Ueberblick der Pastoraltheologie in der christlichen Kirche*. S. 197: „Wenn auch die Seelforge in neueren Zeiten so gut wie ganz zerfiel, so steht doch zu hoffen, daß die Zukunft das Fehlende ersetzen, und die Geistlichen mehr über ihre eigentliche Bestimmung aufklären wird.“ — Abschn. I. *Vom Kirchenregimente*. §. 48. *Allgemeine Principien von der wahren Natur des Kirchenregimentes*. S. 97: „Die Kirche ist im Staate, was das christliche Gemüth im einzelnen Menschen ist, und so wenig dieses mit irgend einer andern Function des Geistes collidirt, eben so wenig thut es die Kirche; vielmehr so sehr das Gemüth zur vollen Harmonie des einzelnen Menschen wesentlich gehört, eben so wesentlich gehört die Kirche zur vollen Harmonie eines christlichen Volkswesens.“ — Aber wie weit ist man noch davon entfernt, dieses anzuerkennen, und der Kirche die Rechte zu gewähren, die ihr gebühren! — Cap. I. *Von der gesetzgebenden Gewalt im Kirchenregimente*. §. 49. *Die Synodalverfassung*. S. 213. Die Synode wird sich nie als die Wächterin irgend eines dogmatischen Systems, wohl aber als die strenge Richterin des in der Kirche herrschenden Geistes ansehen; und da dieser kein anderer ist, als der religiös-sittliche, basirt auf die historische Grundlage der heiligen Schrift: so wird die Synode nur da einschreiten, wo sie den christlichen Geist, den Geist der wahren Religiosität und Sittlichkeit gefährdet oder gar wirklich gehemmt erblickt.“ (Aber woran erkennt sie dieses? Und wie viele Mißgriffe wird sie da oft thun!) „Aber auch selbst in diesem Falle hat die Generalsynode ihre festen und nie zu

überspringenden Schranken. Sie kann in den Mitteln dazu nie weiter gehen, als sie von der Zustimmung der ganzen Kirche, welche sie repräsentirt, versichert ist“ (aber wie erfährt sie diese Zustimmung?), „und, was besonders bemerkt werden muß, als es die unverletzliche Grundlage der Kirche, nämlich die heil. Schrift, gestattet“ (aber in wiefern und wie weit es diese gestattet, darüber möchten die Meinungen sehr verschieden seyn); „sie kann z. B. nie für sich allein eine durchgreifende Reform der Glaubenslehre vornehmen, oder solche Regeln und Normen feststellen, wodurch eine äußere Nöthigung zur Religiosität und Sittlichkeit beabsichtigt würde.“ S. 214: „Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß das liturgische Recht der Regenten an die Einwilligung der Kirche gebunden sey, und daß daher die Bestimmungen über die Liturgie wesentlich mit zu der Competenz der Generalsynode gehören, was denn auch bey der vorausgesetzten und schlechthin vorauszusetzenden Mitwirkung der obersten Staatsgewalt unbedenklich angenommen werden kann.“ Eben so verhält es sich auch mit der Disciplin, wo die Kirche noch mehr an die Mitwirkung der obersten Staatsgewalt gebunden ist. S. 215: „Eine Synodalverfassung nach unserer Idee bringt doch wenigstens die kirchlichen Angelegenheiten wiederum zur Sprache, und indem dieses geschieht, kehrt auch nothwendig ein gewisses Interesse dafür zurück, das sonst gar keine Gelegenheit findet, sich geltend zu machen. Die Unkirchlichen werden wider Willen mit fortgerissen, schämen sich wenigstens ihrer Verirrungen, und lernen die Wichtigkeit der Sache allmählich wieder begreifen.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Berlin, in der Stühr'schen Buchhandlung: *Eine Predigt über den Ausspruch Jesu: „Es wird eine Heerde und ein Hirte werden.“* Nebst einigen Gedanken über Religionsstränkigkeiten und Verfolgungen. Als Vorläufer der unter dem Titel: „An Deutschlands Fürsten und Völker“ von ihm angekündigten Schrift. Herausgegeben von J. G. Wilfarth, Prediger in Dabergotz bey Neu-Ruppin. 1832. 37 S. 8.

Wenn gleich die Beurtheilung einzelner Predigten in der Regel nicht für unser Institut geeignet ist: so machen wir doch gern bey solchen eine Ausnahme, deren Vf. sich so einrichtsvoll und auch außer ihrem unmittelbaren Wirkungskreise so tüchtig, wie Hr. Wilfarth, erweisen. Derselbe hat sich nämlich, einem inneren Drange folgend, entschlossen, öffentlich zur Bekämpfung der Glaubens- und Gewissens-Tyranny mitzuwirken, welche (wie er S. 24 sagt) theils im Finstern unter uns umherflehcht, theils offen, kühn und frech das Haupt emporzuheben sucht, und jetzt wieder häufig in Schutz genommen, ja als heilsam und nothwendig dargestellt sey. Welche Ue-

berzeugung er hege, legt er offen durch den freymüthigen Tadel zu Tage, welchen er über *Marheinecke's* mehr als bigotte Aeußerungen in dessen Lehrbuche des christlichen Glaubens und Lebens und über die lieblosen, frechen Urtheile in der Evangelischen Kirchen-Zeitung ausspricht. Er bezweckt eine Schrift unter folgendem Titel herauszugeben: „An Deutschlands Fürsten und Völker: Versuch einer deutlichen und kräftigen Hinweisung auf das einzige und unfehlbare Mittel, dem ewigen unchristlichen Hader in der christlichen Kirche ein Ende zu machen, und nach 1800 Jahren endlich Frieden und Eintracht in derselben zu stiften.“ Wenn wir auch bezweifeln möchten, ob der Vf. das einzige und unfehlbare Mittel gefunden habe, und wenn wir auch seine Predigt selbst, von Seiten der Composition betrachtet, nicht als eine Musterpredigt ansehen können: so schätzen wir doch sehr die helle Denkart, welche er überall zu Tage legt, sowie den Muth und die Unerfrockenheit, mit welcher er seine Ueberzeugung ausspricht.

Bdf.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

T H E O L O G I E.

GIessen, b. Heyer d. Vater: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen*. Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange. Von Ludwig Hüffel u. s. w. 1ter u. 2ter Theil. Zweyte Auflage u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. II. *Von der vollziehenden Gewalt — Kirchenregiment*. §. 50. *Von den oberen Kirchenbehörden*. In der Anmerkung S. 220 behauptet der Vf. gegen Schuderoff, daß es gerade in unseren Tagen, in welchen es doch nicht viele Geistliche giebt, welche nicht irgend einer theologischen Partey mehr oder weniger anhängen, gerathener sey, einen *wissenschaftlich* gebildeten weltlichen Präsidenten des Consistoriums vorzuziehen, weil derselbe freyer über den Parteyen stehen dürfte. „Ein geistlicher Präsident würde mit den geistlichen Råthen gar bald einen kleinen Papst bilden.“ Hier scheint der Vf. anzunehmen, daß man allerdings auch bey den Geistlichen der evangelischen Kirche hierarchische Bestrebungen voraussetzen dürfe. In wiefern aber die Anhänglichkeit an eine theologische Partey es nicht wünschenswerth mache, daß ein Geistlicher Präsident des Consistoriums sey, begreifen wir nicht, da die Macht desselben doch nicht so überwiegend ist, daß die übrigen geistlichen Beysitzer vor ihm verstummen müßten, und sich von diesen, wenn sie nicht absichtlich aus Einer Partey gewählt sind, doch nicht erwarten läßt, daß sie alle zu Einer Fahne schwören. Ist aber dieses der Fall, daß sie absichtlich aus einer Partey gewählt sind, so wird die oberste Staatsgewalt auch schon einen solchen weltlichen Präsidenten wählen, der im Sinne der von ihr begünstigten Partey urtheilt. — §. 51. *Von den unteren Kirchenbehörden*. S. 224. „Nur solche Unordnungen und Vergehungen, welche das äußere Leben der Kirche wirklich berühren, und für welche die bürgerliche Gesetzgebung, als solche, keine Strafen hat, unterliegen der kirchlichen Disziplin, und gehören sonach vor das Presbyterium, keinesweges aber solche, für welche die bürgerliche Gesetzgebung, als solche, schon wirklich Vorforge getragen hat.“ Rec. kann sich noch immer nicht überzeugen, daß die Kirche, als solche, das Recht habe, Strafen zu verhängen. Das freye Wort muß ihr bleiben; Ermahnungen, Verweise darf sie ertheilen, selbst wegen solcher Vergehungen, für welche die bürgerliche Gesetzgebung Strafen hat; aber weiter erstreckt

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

sich ihr Gebiet nicht. In der Anmerkung S. 226 werden zu den Strafen, wodurch die Kirchenzucht sich geltend macht, „kleine Geld- und Gefängniß-Strafen, die sogenannte Sacramentsperre, und endlich die Excommunication“ gerechnet, und hinzugesetzt: „was auch die Theorie dagegen einzuwenden haben mag, die Wirklichkeit führt immer wieder nöthigend darauf zurück.“ Aber wenn die Einwendungen der Theorie richtig sind, so müssen sie auch für die Wirklichkeit gelten. Geld- und Gefängniß-Strafen sind rein bürgerliche Strafen, und dürfen nur von der bürgerlichen Obrigkeit verhängt werden, und auch die Sacramentsperre und die Excommunication werden es, sobald bürgerliche Rechte daran geknüpft sind. Auch scheint es Rec. widersprechend zu seyn, den Verbrechern, von denen man doch fodert, daß sie sich bessern sollen, die Besserungsmittel zu entziehen. Ueberdies würden auf die Unkirchlichen die letzten Strafen, wenn sie auf die Stellung im bürgerlichen Leben keinen Einfluß haben, wenig Eindruck machen. Der Vf. beruft sich auf ein, im J. 1820 an der Gemeinde zu Stornfels im Großherzogthum Hessen vollzogenes Interdict, welches so kräftig gewirkt habe, daß die Gemeinde nachgab. Gegen eine ganze Gemeinde, in der es neben den Unkirchlichen auch viele Kirchliche giebt, angewandt, kann eine solche Maßregel fruchten, aber nicht gegen einzelne Mitglieder, welche die Segnungen der Kirche nicht zu schätzen wissen. Im Grunde ist es doch auch immer die oberste Staatsgewalt, welche eine solche Maßregel auf Rath der Kirche und aus Fürsorge für das Beste derselben verfügen kann. Und wie oft möchte es auch von den Kirchenstrafen gelten: *Dat veniam corvis, vexat censura columbas!* — Abschn. II. *Von der Seelforge*. §. 54. Mit Recht wird S. 232 von dem Seelforger gefodert, daß er nicht verlange, daß alle seine Pflegebefohlenen ganz dieselben religiösen Vorstellungen haben, welche er hat; am allerwenigsten aber darauf besticke, *seine Theologie*, als die allein gültige und allein seligmachende, allen anderen Menschen aufdringen zu wollen; vielmehr zufrieden sey, wenn nur die Hauptsache, das Eine, was Noth thut, *ein religiöses Leben*, gewahrt ist. Der Vf. bezeugt S. 235, daß er unter den Landleuten die besten Menschen gefunden habe, und zu seinem Ideal des geistlichen Amtes eine Landpfarre gehöre, giebt aber doch zu, daß die Landleute gewöhnlich sehr eigennützig und kleinlich genau sind. Er hätte noch hinzufügen können, daß sie sich auch aus kleinen Diebereyen nicht viel machen, und besonders Holzstehlen in manchen

Gegenden zu den ganz erlaubten Diebstählen gehört, wogegen der Seelforger oft nicht einmal viel sagen kann, weil sie zum Theil durch die Noth dazu gezwungen sind. Auch wissen sie sich recht gut zu verstellen, wenn sie etwas dadurch zu gewinnen hoffen. Rec. hat die Leute auf dem Lande nicht besser gefunden, als in den Städten; und wenn hier grössere Verbrechen begangen werden, so rührt das wohl daher, weil hier die Armuth bey Einzelnen noch grösser ist, als auf dem Lande. Ueber Hausbesuche, „die sehr leicht ausarten, oder doch das nicht leisten, was sie leisten sollen, wenn sie nicht von Umsicht, Zartheit, und einem sehr feinen Tacte geleitet werden,“ wird S. 238 sehr viel Gutes gesagt. — Abth. 1. *Von der Sorge des Geistlichen für die Gesamtheit der Gemeinde*, Cap. I. *Von der Sorge des Geistlichen für den äusseren Zustand der Gemeinde*. S. 242. „Allzu grosse Armuth ist, wie allzu grosser Ueberfluss, eine Klippe, woran oft alle Thätigkeit des Geistlichen scheitert; denn in beiden Fällen ist eine gewisse Liederlichkeit die unvermeidliche Folge.“ Bey aller Richtigkeit dieser Bemerkung ist das Letzte doch wohl zu allgemein ausgedrückt. Aehnliche Erwiederungen, wie sie der Vf. auf seine Vorwürfe von einem Gliede seiner früheren Gemeinde erhielt, haben wohl schon viele Geistliche erhalten. — In der Anmerkung S. 243 wird an den trefflichen Oberlin erinnert, der das Muster eines tüchtigen Seelforgers genannt zu werden verdient. Von der angeführten Schrift: *Notice sur Jean Frédéric Oberlin, pasteur à Waldbach* (Paris u. Strassburg, 1826) hat Rec. eine deutsche Uebersetzung gelesen, die dem Vf. unbekannt geblieben ist. — §. 56. *Von der Sorge des Geistlichen für den ökonomischen Zustand der Gemeinde*. In der Anmerkung S. 246 erklärt sich der Vf. im Allgemeinen nicht wider die Landwirthschaft der Geistlichen, und glaubt, das, wer den Keim des Verbauerns nicht bereits in sich trage, bey aller Wirthschaft sich doch aufrecht erhalten könne. — Abth. 2. Cap. II. *Von der Sorge des Geistlichen für den inneren Zustand der Gemeinde*. §. 58—60. — §. 58. *Von der Sorge des Geistlichen für die Erhaltung der Einheit der Kirche*. Wenn S. 251 behauptet wird, „der Verfall des reinen Christenthums habe im Allgemeinen das Sectenwesen erzeugt, und nähere es fortwährend, und in Gemeinden, wo das Wort Gottes lauter und rein gepredigt werde, und der Geistliche auch in seinen übrigen Verrichtungen musterhaft erscheine, würden dergleichen Secten nicht nur nicht entstehen, sondern wenn sie schon Wurzel gefasst haben, allmählich wieder verschwinden“: so bleibt es allerdings wahr, das der Geistliche zur Verhütung und Verminderung dieses Sectenwesens Vieles beyzutragen vermöge, das aber doch ohne seine Schuld Umstände eintreten können, die seine Bemühungen vereiteln. — §. 59. *Von der Sorge des Geistlichen für den intellectuellen Zustand der Gemeinde*. Richtig heisst es S. 255, das „junge, unerfahrene, eben von Universitäten zurückgekommene Geistliche durch unzeitiges Aufklären oft statt Seelforger eigentliche Seelenverderber werden.“ Darum gebe man den

Geistlichen *Lehrfreyheit*, aber halte auch streng auf die so nöthige *Lehrweisheit*. — §. 60. *Von der Sorge des Geistlichen für den religiös-sittlichen Zustand der Gemeinde*. Wenn Hr. H. S. 259 „eine Wiedergeburt der Kirche, ein wirklich erneuertes religiös-sittliches Leben nur von den Geistlichen und von ihrer Beharrlichkeit in religiösen Dingen erwartet“: so erwartet er etwas von ihnen, was sie allein nicht zu leisten im Stande sind. — Abth. 2. *Von der Sorge des Geistlichen für die einzelnen Glieder in seiner Gemeinde*. Cap. I. *Von der Sorge des Geistlichen für den äusseren Zustand der einzelnen Glieder in seiner Gemeinde*, §. 61—64. §. 64. *Von der Sorge des Geistlichen für Unglückliche und Leidende*. S. 268: „Es ist nicht der bloße Geistliche, als solcher, sondern der geistliche Freund, der wahrhaft zu trösten vermag.“ — Cap. II. *Von der Sorge des Geistlichen für den inneren Zustand der einzelnen Glieder in seiner Gemeinde*, §. 65—68. §. 65. S. 271 findet der Vf. eine Hauptursache der Unkirchlichkeit in dem Verfall des kirchlichen Lebens überhaupt, namentlich in der Unangemessenheit des Cultus zu den gerechten Ansprüchen und Bedürfnissen der Zeit, und hält die Entschuldigungen derer für gerecht, die lieber zu Hause bleiben, als das sie sich in unseren kalten und unfreundlichen Kirchen, bey dem schlechten Gesange und den noch schlechteren Predigten, eine Stunde geärgert fühlen. Rec. giebt zu, das unser Cultus viele Mängel habe; aber so gross findet er sie nicht, das der Mann von Bildung, wenn er übrigens religiös ist, sie nicht sollte entschuldigen können, und sich deshalb geärgert fühlen müßte; und wenn unsere Prediger auch nicht alle Redner, wie *Heinhard* und *Drüfke*, seyn können, so predigen sie doch auch in der Regel nicht so erbärmlich, wie der Vf. anzunehmen scheint. Auch lehrt es die Erfahrung, das selbst beliebte Redner die Kirche nur so lange zu füllen vermögen, als der Reiz der Neuheit dauert. — Anmerk. 1 kommt der Vf. S. 275 auf die alte Klage zurück, „das die Neologie und der damit nothwendig (?) verbundene Verfall des kirchlichen Lebens, insbesondere des Cultus, der evangelischen Kirche mehr Glieder entzogen habe, als die Frömmelley; gewiss ist wenigstens, das die Neologie, unter der Firma des Rationalismus, die Menschen erst zum Mysticismus und von da zum Catholicismus naturgemäss verleite.“ Wenn auch zugegeben werden muß, das die Geistlichen in früheren Zeiten durch unvorsichtige Aeusserungen, und dadurch, das sie sich in ihrem äusseren Verhalten der Welt zu sehr gleichstellten, der guten Sache geschadet haben: so möchten sie doch den kleinsten Theil der Schuld tragen, und es darf dabey nicht vergessen werden, das die Neologie oder der Rationalismus nicht von den Theologen, sondern von den Weltleuten ausging, und das die ersten in der guten Meinung, wenigstens Etwas zu retten, Manches von dem, was sie nicht halten zu können glaubten, aufgaben. Mag es immerhin Erfahrungsthatsache seyn, was der Vf. versichert, das Leute zur katholischen Kirche übergegangen sind,

weil, wie sie sagten, bey uns kein fester Glaube mehr zu finden sey: so beweist das weiter Nichts, als das sie eine Uebereinstimmung in theoretischen Lehrmeinungen verlangten, die mit dem Wesen der protestantischen Kirche geradezu im Widerspruche steht. — §. 67. *Von der Sorge des Geistlichen für den religiösen Zustand der Einzelnen in der Gemeinde.* S. 283 will der Vf. die Erfahrung gemacht haben, das man sogar unter den niedrigsten Volksclassen, welche von aller wissenschaftlichen Speculation entfernt geblieben sind, nicht wenige Menschen finde, bey welchen der Glaube an Gott gänzlich gewichen ist, namentlich bey solchen, welche lange ein unsittliches Leben geführt haben, und auch bey solchen, welche durch mancherley Schickale in fernem und fremden Ländern sich herumtreiben mußten. Aber die, welche lange ein unsittliches Leben geführt haben, können nur wünschen, das kein Gott sey, und diesem Wunsche liegt schon die geheime Besorgnis zum Grunde, das es auch anders seyn könne. Bey den zuletzt angeführten kann der Gedanke an Gott völlig verschwunden seyn, aber von dem Glauben selbst möchten wir dies nicht behaupten. In einem geheimen Winkel der Seele liegt dieser gewis verborgen, wenn auch der Mensch sich desselben nur selten bewußt wird. — Cap. III. *Von der Sorge des Geistlichen für den Zustand der einzelnen Glieder seiner Gemeinde in ganz besonderen Fällen.* §. 69. *Von der Sorge des Geistlichen für die Kranken.* Anmerk. 2. S. 291 wird ein Pesteffig (*vinaigre de quatre voleurs*) gegen Ansteckung empfohlen, der wohl auch bey der Cholera gute Dienste leisten möchte. — §. 71. *Die Begleitung der Delinquenten zum Hochgerichte.* Rec. stimmt dem Vf. völlig bey, das es, so lange Todesstrafen angewendet werden, keinem Zweifel unterliegen könne, das es die Pflicht des Seelforgers sey, wenn es verlangt wird, den Verurtheilten zur Richtstätte zu begleiten.

Anhang. Von der Persönlichkeit des evangelisch-christlichen Geistlichen. Rec. ist schon zu weitläufig geworden, als das er sich über diesen Anhang, in dem über den religiös-sittlichen und wissenschaftlichen Standpunct des Geistlichen und über das äußere Leben und Benehmen desselben viel Herrliches vorkommt, noch weiter verbreiten könnte, und begnügt sich daher, auf §. 73: *Vom wissenschaftlichen Standpuncte des evangelischen Geistlichen*, aufmerksam zu machen, wo ihn das, was S. 312 u. 313 über *Kant* und *Fichte* und über den Werth ihrer Systeme für alle Zeiten gesagt wird, besonders angezogen hat. — Möchte die Schrift recht viele Geistliche für ihren ehrwürdigen Beruf begeistern, und sie antreiben, sich dem Ideale eines würdigen Geistlichen, wie es von dem Vf. aufgestellt worden ist, zu nähern!

Ein alphabetisches Register macht den Be-

S. M. N. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

ESSEN, b. Bädcker: *Gedichte von Karl Stockmeyer.* 1831. 396 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Wir begegnen hier einem jungen Dichter, welcher die erfreuliche Hoffnung erweckt, das er sich durch Bewahrung seiner poetischen Keuschheit und der Wahrheit und Reinheit seines Empfindens und Gestaltens auch auf die Dauer der innigeren Freundschaft würdig zeigen werde, die ihm nach den vorliegenden Proben seine Muse gönnt hat.

Wir wollen in möglichster Kürze andeuten, was uns das Eigenthümliche dieser Gedichte zu seyn scheint.

Der letzte Theil des Buchs, mit dem wir anfangen, enthält unter der allgemeinen Ueberschrift: „*Reinert*“ mehrere kürzere und längere Gedichte, deren Gegenstand jener Mann, der Lehrer des Vfs., ist. Der ausgezeichnete Geist *Reinerts* und die edle Weise seiner Schule sind aus des Hrn. *von Blomberg* höchst gelungener Darstellung seines Lebens (Lemgo, 1822) bekannt. Der Vf. bezeugt auch seinerseits ein sehr inniges Verhältniß zu dem hohen Geistesleben seines Lehrers, welches sich, besonders nach dessen Tode, ihm je länger, je inniger und belebender, mitgetheilt zu haben scheint. Wir müssen bekennen, das uns dies ein Hauptpunct für unser günstiges Urtheil ist. Nichts scheint uns bedenklicher, als jene Schaar junger Dichter, die, gewöhnlich mit eiler Vergötterung *Goethe's* oder *Shakespeare's*, die Kritik zum Hauptbestandtheile ihres Wesens haben, und durch dieselbe fast alle einem unreifen Vernichten und Vernichtetwerden entgegen eilen. Wir sehen den Vf., im Gegensatz mit jenen, mit wahren Vergnügen auf dem Pfade der Liebe und Ehrfurcht gegen einen Geist, der seinem werdenden Gemüthe der Vermittler des höchsten menschlich Schönen und Guten geworden ist, und ihm eine zarte Empfänglichkeit für Alles bewahrt hat, was des Menschen Herz in Freude und Leid bewegt.

Diese Empfänglichkeit und zarte Empfindung bildet das zweyte Motiv unseres Urtheils. Der Vf. trägt das Kriterium tüchtiger Menschennatur an sich: „auf der Erde heimisch, und dem Himmel nicht fremd.“ Ihm sind Erde und Leben, wie sie sind, schön und liebenswerth. Die grossen, einfachen Beziehungen des Menschenlebens, Geburt, Tod, Gesundheit, Krankheit, Alter und Kindheit, haben ihm ihren tieferen Sinn enthüllet, in dessen reiner Auffassung und Darstellung wir einen so hohen Reiz der alten, zumal der tragischen Dichter finden. Daher sehen wir ein grosses Interesse an allen diesen einfach menschlichen Situationen hervortreten, wie es sich z. B. S. 104 ausspricht:

Da steh'n die Unfern! Menschen sind sie, blicken
In unser Aug', die Seele zu erquickern;
Ihr Thun, ihr Lieben, ihrer Rede Ton
Verkünden froh: „Du bist, o Menschensohn!
Weich' Kindeswort, von welchem Geist erhellt:
„O Mutter, Mutter, ich bin in der Welt!“

Oder in der Apostrophe an die Heimath S. 181:

„Da lehnt ein Dörfchen sich an Feld und Höhen,
Ihm nahet sich durch Wiefengrün der Fluß,
Aus Obstwaldwipfeln Thurm und Dacher sehen,
Und drüber schwebt des Segens Genius.
Zwey Linden vor dem Vaterhause wehen
Mir hoch und mild entgegen trauten Grufs,
Ich muß, ich will dich schönes *Brake* nennen,
Wer sollte dich nicht lieben und dich kennen?“

Nicht Großes hing' ich, das sich hier begeben,
Hier rollt die Zeit das stillgewohnte Gleis;
Du aber hast so vieles mir gegeben,
Dafs ich nur Schönes rühmend von dir weiß!
Drey große Gaben: Licht und süßes Leben
Und lieber Menschen treu verbundenen Kreis.
Wo war die Sonne schöner, wo die Auen,
Als wo wir sie mit Kindesaugen schauen?“

O wenn die Erde jugendlich den Sinnen
Aufblühet zwischen Traum und Wirklichkeit,
Hinein sich liebend drängt die Luft von innen,
Verwundert faßt der Dinge buntes Kleid,
Die Kraft erwacht in spielendem Beginnen
Und jeder Morgen frohe That erneut:
Da werden Baum und Fluß und Hügel Brüder;
So treu, so schön sind nachmals keine wieder.

Auch Verhältnisse zu geliebten weiblichen Wesen
thun sich hervor. Durch sie verschönt, blüht dem
Dichter die Natur ringsher in doppelter Fülle; sie
erheben und reinigen sein Herz, welches dann durch
die Liebe seine schönsten Blumen zu zeitigen scheint.
Aber nicht minder schön ist die Frucht, wenn ein
solches Verhältniß sich wieder löst, da die Verfö-
hung und der Friede mit sich selbst immer durch die
Poesie gefunden werden. Nirgends findet man Co-
quettiren mit dem eigenen Gefühle. Auch Freund-
schaft und innige Seelengemeinschaft beglücken den
Dichter, und die Art, wie er auch diesen Stoff in
seinen Gedichten verarbeitet, zeigt ihn wieder auf
der angedeuteten Bahn höherer Empfänglichkeit und
Liebe.

Alle Gedichte scheinen mit Wahrheit und Noth-
wendigkeit von dem Dichter ausgegangen zu seyn,
und man merkt bald, daß seine Poesie eine wirk-
lich mit ihm lebende Kraft ist, welche ihn sein Le-
ben mit seinem Thun, Wollen, Lieben und Hasfen
zum Gedichte macht, und ihm, *ohne weitere Ab-
sicht*, um alle Verhältnisse seines Dafeyns den Kranz
der Dichtung sich schlingen läßt. Gern mag man
der Persönlichkeit, welche sich in derselben aus-
spricht, das Glück des Dafeyns auf seiner von ihm
so sinnig geliebten und verschönten Erde noch recht
lange gönnen. Eines aber wollen wir seinetwegen
und um des an ihm etwa Theil nehmenden Public-
cums willen hier noch aussprechen. Wir halten das
Gebiet, auf welchem wir den Vf. im Geleit seiner
Muse hier finden, für das ihm ganz eigentlich zu-
gehörende, erklären uns also hinsichtlich der Gattung
und des Geistes seiner Dichtungen völlig befriedigt,
da wir behaupten zu dürfen glauben, daß gerade
diese Art von Poesie seinem Gemüthe mit Nothwen-
digkeit, ohne alle Beymischung verderbender Absicht,
entspreche.

Wir schliessen also *nicht* mit der sonst wohl ge-
wöhnlichen Aufforderung an den Vf., sich nächstens in
größeren Arbeiten zu versuchen, sondern wünschen,
er möge so lange den eingeschlagenen Weg, sein ei-
genes Leben zum Gedicht zu gestalten, verfolgen, bis
er wirklichen Beruf zu etwa größeren Arbeiten fühlt.
Wir kennen die Weise unserer Zeit, wenigstens ein
halbes Dutzend Bände vom Dichter zu verlangen,
stimmen aber keinesweges mit ein, und berufen uns
dabey auf das kleine Bändchen, welches uns den,
vom Wust der Scholien gereinigten Horaz ein-
schließt.

Cln.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Hanau, b. Edler: *Zwey Novellen*.
Aus dem Italiänischen übersetzt von Dr. H. G. Zehner.
1832. VII n. 96 S. 8. (12 gr.)

Romeo und Julie, von *Luigi da Porta*, anziehend
durch den Gegenstand, anziehender durch den Vergleich
mit dem unübertroffenen Tragenspiel des großen Britten,
dessen Dichterruhm nicht durch die Uebersetzung ver-
dunkelt wird, daß er den Stoff zu seinem tragischen Ge-
dichte nicht aus sich selbst nahm, wenn er schon durch
die Art, wie er ihn bearbeitete, als freyes Eigenthum ihn

sein nennen durfte. — *Belphageo*, von *Nicolao Machia-
vell*, würde durch stärkere Komik, durch lustigen Humor
noch gewinnen. Schwänke der Gattung erlauben, ja so-
dern einige Uebertreibung.

Die Uebersetzung zeugt für des Vfs. Kenntniß bei-
der Sprachen und richtigen Tact, den wahren Ton zu
treffen, der weder alterthümelt, noch das altväterlich
Einfache modernisirt und verzierlich.

Vir.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

N O V E M B E R 1 8 3 2.

J U R I S P R U D E N Z.

AACHEN, b. Meyer, LOEWEN, b. Michel: *Doctrina juris philosophica*, aphorismis distincta in usum scholarum per Leopold August Warnkönig, in univ. Lovanensi jur. Prof. publ. ord. a. 1830. 201 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nach der Vorrede hatte der Vf. vorliegender Schrift den Zweck, ein kurzes Handbuch des Naturrechts, nach den Ansichten und im Geiste der sogen. historischen Schule, für seine Vorlesungen auszuarbeiten. Ausführlicher verspricht er sein System in künftigen Mufestunden deutlich oder französisch mitzutheilen.

Er versteht (nach der Einleit. §. 1—4) unter Naturrecht: die Philosophie, in sofern sie die höchsten Zwecke und Ursachen des gesammten Rechts und diejenigen Regeln auffucht, nach denen das Recht eines jeden Volkes geläutert und ausgebildet werden könne. In sofern stellt er die Philosophie, neben der Rechtsgeschichte, Didaktik und Exegese, als vierte Rechtsquelle auf, nachdem er zuvor die Meinungen Anderer über den Standpunct des Naturrechts im Verhältnisse zu der gesammten Rechtswissenschaft in ihren Grundzügen angeführt hat.

Die Nothwendigkeit des Studiums und der Bearbeitung seiner Wissenschaft unterstützt er damit, daß weder dem Philosophen, noch dem Juristen, derjenige Genüge leiste, der das Recht bloß aus den Meinungen und Sitten der Völker ableite, ohne durch eine höhere Begründung der Wissenschaft die Einheit und Klarheit zu geben, die zu ihrer richtigen Anwendung erforderlich ist. Undeutlich aber ist es, was der Vf. mit dem Satze zu dieser Bemerkung: „*etsi hoc verissimum putatur*“ (S. 9) sagen will. Wenn die Ableitung aus den bloßen Sitten u. s. w. die richtigste wäre, wie ließen sich da die Forderungen einer höheren Begründung rechtfertigen?

Die Gesetze des Naturrechts sind, nach §. 9, nach Verschiedenheit seines Stoffes aus verschiedenen Quellen zu schöpfen. Sie sind theils durch Geschichte und Erfahrung gegeben, theils Gesetze der menschlichen Natur, die wieder bald aus der Anthropologie, bald aus der Logik, Metaphysik und Moral geschöpft werden. Seitore Naturrechtslehrer, deren Ansichten §. 5—8 durchgegangen werden, haben fälschlich immer bloß eine oder die andere Quelle benutzt, und sprechen sich daher sehr abweichend über den obersten Grundsatz der Wissenschaft aus. Die Art, wie dieß von den Beachtungswertheren geschehen ist, er-
J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

giebt sich aus der Ueberficht §. 10—25, an welche der Vf. §. 24 die Aufstellung seiner eigenen Theorie anschließt. Der Mensch nämlich werde von seiner Natur getrieben, Recht und Unrecht mit seiner Vernunft zu unterscheiden; allein die Aussprüche der Vernunft des Einzelnen begründen bloß *moralisch* ein Recht und eine Pflicht; *rechtlich* entstehe ein solches erst aus der gemeinen Meinung eines ganzen Volkes. Das Naturrecht ist also nach der Meinung des Vfs. kein Recht, das abgesehen von dem Staate und auch außerhalb desselben gilt; es ist erst in diesem denkbar, in sofern dieser vorhanden ist, sobald ein Volk über gewisse Verhältnisse eine Norm aufstellt und danach urtheilt.

Nach Anführung der wichtigeren Literatur zum Schlusse der Einleitung, geht der Vf. S. 29 zum Haupttheile des Werkes über, zur Beantwortung mehrerer, schon in der Einleitung §. 9 aufgestellter Fragen, wodurch er theils seinen obersten Grundsatz zu unterstützen, theils die wichtigsten Folgerungen daraus zu ziehen, und so seine Theorie zu begründen sucht. Eine Schritt vor Schritt dem Vf. folgende kürzere Darstellung dieser Abtheilung wird dem Leser den besten Ueberblick über das Werk und die Möglichkeit der eigenen Beurtheilung verschaffen. Rec. erlaubt sich daher, jene Fragen einzeln durchzugehen.

1) Ist das Streben, Recht und Unrecht zu unterscheiden, wirklich dem Menschen von Natur eingepflanzt? — Der Mensch, aus Geist und Körper bestehend, hat von Natur die Fähigkeit, zu unterscheiden und zu handeln, so daß Letztes durch das Erste bestimmt, oder nach dessen Vorschriften modificirt wird. Die erste Fähigkeit äußert sich besonders bey dem Unterscheiden des Wahren und Falschen, wozu der Mensch durch seine natürliche Neigung (vielleicht mehr durch Noth) angetrieben wird. Nichts als diese Unterscheidung selbst, angewendet auf die Verhältnisse zu anderen Menschen, ist eben die Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht. Thätig zeigt sie sich bey der Reue, dem Unwillen, der Dankbarkeit, Achtung des Verdienstes u. s. w. — Mit dem Unterschiede zwischen Recht und Unrecht darf der zwischen Nützlichem und Schädlichem nicht verwechselt werden; denn oft wird etwas von uns für Recht erkannt, was uns doch schädlich ist (oder scheint) und umgekehrt. Bey der Unterscheidung von Nützlichem und Schädlichem ist unsere Eigenliebe thätig, wir sehen dabey nur auf uns (?), nicht auf unser Verhältniß zu anderen. Diese Begriffe und die von Recht und Unrecht scheinen daher nur verschwiebert und

nicht übereinstimmend zu seyn. — Die Fähigkeit und der Trieb, Recht und Unrecht zu unterscheiden, werden aber in ihrer Thätigkeit besonders gehindert: a) durch die Eigenliebe des Menschen und b) durch das Wohlwollen für Andere, was der Vf. für einen eigenen, den Menschen angeborenen Trieb hält, der sich besonders in dem Mitleiden, der Sympathie, der Liebe, Freundschaft u. s. w. kund geben, freylich aber sich häufig nicht ganz ohne Beymischung von Eigenliebe zeigen soll, wie z. B. in der Geschlechtsliebe, Wohlthätigkeit, Freygebigkeit und besonders in der Geselligkeit des Menschen. — Die Einwirkung dieser verschiedenartigen Triebe, die sich einander alle bedingen und bestimmen, nöthigt den Menschen zu einer Wahl zwischen dem, was seiner Eigenliebe, oder dem Rechte, oder dem Wohlwollen gemäß ist. Je stärker einer dieser Triebe ist, desto schwieriger wird der Sieg über ihn, desto größere Willensfreyheit wird dazu erforderlich seyn; je mehr Seelenstärke der Wählende besitzt, desto leichter wird der Sieg werden, desto größerer Willensfreyheit wird der Wählende sich erfreuen. Niemals kann sich der Mensch ihrer Herrschaft ganz entziehen. Der schwächste unter ihnen ist die Gerechtigkeitsliebe. Oft wird sie daher von den übrigen verdeckt; aber, allen anderen Interessen gleichgesetzt, würde der, bey dem sie sich dennoch nicht kundgäbe, nichts als ein Ungeheuer seyn.

2) Wenn der Mensch von Natur das Streben hat, die Begriffe von Recht und Unrecht aufzufassen, welche Gewalt über ihn darf man von der Auffassung derselben fordern? — Nur die *Ueberzeugung*, daß etwas Recht sey, in dem Einzelnen schwankend und unbestimmt, ist seine Gesetzgeberin außerhalb des Staates. Was ihr nicht gemäß ist, dazu ist er Niemanden verbunden; aber auch, wo sie gebietet, ist er nur ihr, d. h. seinem eigenen Gewissen, also nur *moralisch* verbunden. Für ihn giebt es keine *Rechtspflicht*. Aber ein Volk, eine *persona juris*, die aus den einzelnen Menschen, wie diese aus Gliedern, besteht, hat ebeyso, wie der Einzelne, eine Ueberzeugung, die sich in der gemeinen Ueberzeugung ausdrückt. Dieser ist die Ueberzeugung des Einzelnen, wie der Theil dem Ganzen, untergeordnet. Der Einzelne ist verpflichtet, zu thun oder zu lassen, was von dem Ganzen für Recht oder Unrecht anerkannt wird.

3) Wenn die Ueberzeugung eines Volkes die wahre Grundlage des Rechtes ist, giebt es dann, auch ohne besondere Gesetzgebung, d. i. auch ohne durch Wort oder That ausgesprochen zu seyn, gewisse Normen, die schon an und durch sich selbst Rechtskraft haben? — Die nothwendigen Bedingungen eines wahren Rechts sind: 1) daß eine *Mehrheit von Menschen*, *räumlich* mit einander verbunden, gegenseitig unter sich in *Berührung* trete. Hieraus leitet der Vf. die Eintheilung der Rechtssysteme in Personen-, Sachen- und Obligationen-Recht ab; 2) daß eine *gemeinschaftliche Beurtheilung* dessen, was als Recht gelten soll, Statt finde. Hiebey kommen theils wieder Personen, Sachen und Obligationen, theils die

Art und Weise in Betracht, wie die Beurtheilung zu einem Resultate; zur Feststellung des Rechts führen solle. Alles, was diese Bedingungen aufhebt, oder ihnen zuwiderläuft, ist dem Rechte zuwider, ist schon an sich Unrecht; was ihre Existenz erheischt, ist an sich Recht.

4) Welches sind demnach die Vorschriften, die sich aus jenen Bedingungen ergeben? — Der Vf. macht vor allen Dingen darauf aufmerksam, daß diese theils mit folgerechter Nothwendigkeit sich fest und bestimmt daraus ableiten lassen, und deshalb unabänderlich sind, theils aber noch einer besonderen (positiven) Regulirung bedürfen, um zu völliger Bestimmtheit zu gelangen, also veränderlich sind; ohne jedoch mit dem bloß Nützlichen verwechselt werden zu dürfen, welches mit seinen Folgerungen erst dann in das Gebiet des Rechts gehört, wenn es durch positive Gesetzgebung zum Rechte erhoben ist. — Das Naturrecht hat nicht bloß die Aufgabe, die unabänderlichen Vorschriften, sondern auch die, die abänderlichen aufzustellen. Der Weg, auf dem dies zu thun ist, wird daher derselbe seyn müssen, den man bey Darstellung einer *allgemeinen* Statistik oder Grammatik zu verfolgen hat; nämlich: an die Aufstellung der unabänderlichen Rechtsnormen alles das anzuknüpfen, worüber sich in jedem Rechte Bestimmungen finden müssen, weil ohne sie kein Recht denkbar wäre, und hiebey das zu erwähnen, was die Rechte der gebildeteren Völker der Vor- und Mitwelt darüber feststellen.

Da das Recht immer die Existenz eines Volks voraussetzt, so muß es Bestimmungen theils über die Verhältnisse der Einzelnen im Volke zu einander, theils des Ganzen zu den Einzelnen enthalten. In der Erfahrung bestehen aber verschiedene Völker neben einander; es muß also auch Bestimmungen über die Verhältnisse eines Volks zu dem anderen geben. Das gesammte Recht zerfällt mithin in das *Privatrecht*, das *öffentliche Recht* und das *Völkerrecht*. Bey jedem dieser drey Rechte ist theils auf das *Rechtssubject* Rücksicht zu nehmen, also beziehungsweise auf die Privatpersonen, auf den Staat und seine Bürger, und auf die Völker, denen Rechte zustehen; theils auf das *Rechtsobject*, d. i. auf die Sachen, das Territorium, oder die Territorien, an denen Rechte angesprochen werden; theils auf die *Handlungen* oder *Thatfachen*, wodurch Rechtssubjecte mit einander in Verbindung treten, also auf Obligationen, Verfassung, oder Verträge unter verschiedenen Völkern. Ueberall ist bey Angabe dessen, was Rechtes ist, zugleich die Art und Weise zu berücksichtigen, wie jedes Recht erworben, verloren, oder durch sogenannte *Nothrechte*, Rücksicht auf das Gemeinwohl und die Billigkeit beschränkt werden kann.

Dies nur ist der Plan, wonach der Vf. im Folgenden auf die einzelnen Rechtsfragen eingeht. Er stellt daher zuerst von §. 59—132 das Privatrecht dar, inden er von §. 59—84 das Personenrecht, d. i. die Lehre vom *status* oder der Rechtsfähigkeit (§. 59—75) und von der Ehe, woran sich das übrige Familien-

recht anknüpft (§. 75—84), abhandelt. — Der Mensch ist rechtsfähig, weil er von der Natur mit Vernunft (mit einem durch sie geregelten Willen) begabt ist; sie ist gleichsam der Fruchtboden aller Rechte; nur mit ihr könnte (und müßte auch) die Rechtsfähigkeit schlechthin verloren gehen. — Die Geschlechtsverbindung ist nicht bloß für die Menschen, sondern für alles Lebende ein Gesetz der Natur, die ewig sich verjüngend durch dieses Gesetz besteht. Die besondern Eigenschaften des Menschen haben ihm, soweit die Geschichte reicht, und ohne daß ein geschichtlicher Grund sich nachweisen läßt, die Ehe zum Gesetze gemacht; sie ist der Grund aller Familienverbindung. — In den §§. 85—105 wird das Sachenrecht vorgetragen, die ersten zwölf §§ prüfen die Meinungen verschiedener Naturrechtslehrer über den Rechtsgrund des Eigenthums, namentlich die von *Grotius*, *Puffendorf*, *Thomasius*, *Hobbes* und *Kant*. Der letzten tritt der Vf. §. 97 bey, indem er bemerkt: es stehe zwar dem Menschen von Natur das Recht zu, äußere Gegenstände zu seinen Zwecken zu ge- und verbrauchen; allein nur der wirkliche Besitz einer Sache verleihe ihm ein Vorzugsrecht vor allen anderen Menschen an dieser Sache; ein Eigenthum gebe es außer dem Staate nicht, weil erst die gemeine Meinung eines Volks der bloßen Erklärung, etwas für sich behalten zu wollen, ein solches Vorrecht auch nach Verlust des Besitzes zusichern, also die Eigenschaft einer *lex* für alle übrigen Menschen ertheilen könne. — Hierauf werden die Fragen beantwortet: woran und auf welche Art an gewissen Sachen ein Eigenthum bestehen könne, §. 100 ff. die Natur des Sondereigenthums betrachtet, endlich §. 102 ff. die Arten, das Eigenthum zu erwerben und zu verlieren, durchgegangen. Sobald die Gesetze ein *dominium* anerkennen, kann eine *occupatio* rechtlich nur Sachen, die noch in keinem sind, betreffen, an solchen hat sie aber die Wirkung einer Eigenthumserwerbung, weil und in wiefern in ihr die Erklärung liegt, die Sache für sich behalten zu wollen. Die Einschränkung auf das Bedürfnis des Erwerbenden schein zwar Rechtens zu seyn, weil der, welcher ohne eigenes Bedürfnis dem Bedürfnisse eines Anderen etwas entziehe, ihm einen (durch kein Nothrecht entschuldigten) Schaden, ein Unrecht zufüge; allein die Grenzen des Bedürfnisses sind zu unbestimmt, als daß sich im Leben ein anderer Satz, als der: *res nullius cedit primo occupanti*, durchführen ließe. Doch müßte (nach §. 105) der, welcher in der äußersten Noth einen Diebstahl verübte, wenn auch verpflichtet zu möglichem Schadenersatze, wenigstens für straflos gelten. — In §. 104 werden als *dominia rerum incorporalium* angegeben: Servituten, das Recht des Verfassers oder Erfinders eines Werkes; einer Maschine u. s. w. und die Actien der Mitglieder einer *societas*. — Endlich folgt §. 106—123 das Obligationenrecht und §. 124 ff. die Lehre von der Verfolgung der Rechte auf rechtllichem Wege (*jus actionum*). — Die §§. 132—144 enthalten eine kurze Darstellung

des öffentlichen, und die §§. 144—154 eine noch kürzere des Völkerrechts.

Ueberall ist ältere und neuere Literatur, besonders auch französische, reichhaltig angeführt. Druck und Papier sind sehr schön, jedoch erster leider nicht ganz correct. Bedürfte es einer Entschuldigung wegen des Gebrauchs der lateinischen Sprache, so bezieht sich der Vf. auf die Statuten der Universität Löwen, die ein lateinisches Handbuch bey Vorlesungen foderten. Allein ungern vermißt man öfter diejenige Klarheit der Darstellung und scharfe Bezeichnung des Ideenganges, die bey einem Handbuche für den Universitätsgebrauch um so wünschenswerther ist, je weniger von denen, für die es bestimmt bleibt, auf einer ihnen noch fremden Bahn ein leichtes Vermeiden aller Abwege zu erwarten ist. Doch gilt dies meist nur bis dahin, wo der Vf. zur Ausführung des Systemes selbst übergeht, was freylich auch der Punkt ist, von wo an er mehr Fremdes, als Eigenes, bietet. F. B.

A L T E R T H Ü M E R.

COBLENZ, in Commiss. b. Bädecker: *Das römische Denkmal in Igel und seine Bildwerke*, mit Rücksicht auf das von H. Zumpft nach dem Original ausgeführte, 19 Zoll hohe Modell beschrieben und durch Zeichnungen erläutert von *Carl Osterwald*. Mit einem Vorworte von *Goethe*. 1829. 60 S. gr. 4. Mit 4 lithographirten Tafeln. (2 Thlr.)

Die im Volke sogenannte Igel-Säule in der Nähe von Trier ist unstreitig das ausgezeichneteste, am reichsten verzierte architektonische Denkmal, welches von den Römern auf deutschem Boden übrig geblieben ist. „Das Monument könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in eine Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist, und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.“ Diese ganz allgemein gehaltene und im Großen aufgefaßte Beschreibung des Denkmals entnimmt Rec. gern aus *Goethe's* Tagebuche der Campagne von 1791, um nur näher zu bezeichnen, wovon die Rede ist. Es fehlt auch nicht an archäologischen Deutungen der Inschrift und der zahlreichen Bildwerke des Monuments. Auf drey Erklärungssysteme lassen sich aber alle zurückführen. Nach dem einen soll das Monument zu Ehren der Vermählung des Kaisers *Constantius Chlorus* mit der *Helena* errichtet worden seyn. Das zweyte sieht darin einen Ehrenobelisk für *Germanicus* und *Agrippina* und zur Feier der Geburt von *Cajus Caligula* errichtet. Die dritte, von den Meisten angenommene und am besten begründete Meinung erkennt in ihm ein Ehrendenkmal der *Secundinischen Familie*. So viel aber auch über das schöne Denkmal und seinen großen Reichtum an Bildern geschrieben und gedeutet war, und so viele Abbildungen auch schon davon vorlagen: so konnte

man doch keine der letzten völlig treu nennen; alle wichen bedeutend von einander ab; jeder Zeichner hatte, da er die mehr oder weniger verwitterten Reliefs des Monuments nur aus der Ferne von Unten herauf betrachten konnte, bald in diesen, bald in jenen Darstellungen etwas Anderes gesehen. Die kön. preuss. Bergwerksverwaltung fand es daher angemessen, ein getreues Modell, 19 Zoll hoch, ungefähr in $\frac{7}{8}$ der natürlichen Grösse, von dem Monumente durch den kunstfertigen Modelleur *Zumpft* anfertigen zu lassen. Ein Abguss davon in Eisen, auf der grossen königl. Eisenhütte zu Sayn gefertigt, war als ein Andenken dem Minister *von Schuckmann* zur Feier seines Dienstjubiläums bestimmt; die weitere Vervielfältigung in anderer Masse blieb dem Künstler überlassen, welcher sich zu diesem Zwecke mit dem Vf. der vorliegenden Schrift verband; dieser hatte übrigens auch an der ganzen Ausführung einen bedeutenden Antheil genommen. Die Modellirung war mit vielen Umständen, Schwierigkeiten und selbst mit bedeutenden Kosten verknüpft. Weil völlige Treue dabey beabsichtigt wurde, so konnten auch die plastischen Copirungen der vielen, durch den Zahn der Zeit oft bedeutend angenagten und theilweise zerstörten Reliefs nur mit Hülfe um das Monument errichteter Gerüste ausgeführt werden.

Die früheren meistens sehr abweichenden Darstellungen des Monuments, die Beforgnis, das das Modell, obgleich mit aller Sorgfalt ausgeführt, dennoch in einem oder dem anderen Theile unrichtig erkannt werden möchte, waren Umstände, welche zu einer weiteren, Anfangs nicht beabsichtigt gewesenen Darstellung des Denkmals durch ganz genaue Zeichnungen und Beschreibung auffoderten. So wie diese hier vorliegt, läßt sie in der That nichts zu wünschen übrig. Rec. hat sie mit dem Denkmal an Ort und Stelle verglichen, und sich dort selbst die volle Ueberzeugung zu diesem Urtheile eingeholt. Die

Darstellung giebt nur gewissenhaft das, was wirklich da ist; auf nähere antiquarische Deutungen hat sich der Vf. nicht eingelassen. Die Archäologen haben aber dadurch erst eine feste Basis erhalten, auf welche sie ihre ferneren Forschungen und Erklärungen gründen können. Mit einem löblichen Beyspiele ging *Goethe* auf dieser Bahn voran, indem er, gleich nach dem „erfreulichen Anblick“ des nachgebildeten plastischen Kunstwerks, sich in einem brieflichen Aufsatze ausführlich darüber vernehmen liess. Er stellte diesen Aufsatz den Hn. *Zumpft* und *Osterwald* durch Vermittelung des Hn. *Oberbergraths Noeggerath* in Bonn zu, und derselbe ist eine schöne Zugabe zu der vorliegenden Schrift, worin er als Vorwort abgedruckt erscheint. Rec. würde es vermessen halten, diesen ohnehin möglichst gedrängten Aufsatz *Goethe's* auszüglich mittheilen zu wollen.

Die Schrift selbst ist einfach und klar abgefaßt; die lithographirten Bilder sind völlig treu. Es bleibt keine Undeutlichkeit, durch diese wechselseitige Erläuterung, über das, was an dem Monumente und in seinen Bildwerken zu schauen ist. Sein ganzes Seyn geht höchst lebendig daraus hervor. Es tritt dadurch, auch ohne die Anschauung des Modell-Abgusses damit zu verbinden, in seiner Ganzheit völlig klar vor unser Auge. Die Modell-Abgüsse selbst müssen aber auch als in jeder Beziehung vollkommen gelungen betrachtet werden; neben ihrem antiquarischen Werthe eignen sie sich in ihrer herrlichen artistischen Ausführung noch besonders als verzierende Aufsätze in Prachtzimmer. Durch den Buchhandel sind sie von den Unternehmern, *Osterwald* und *Zumpft* in Saynerhütte bey Neuwied, zu beziehen; sie sind sowohl in Bronze als in Gyps ausgeführt. Ein Exemplar der ersten kostet 20 Thlr., eins der letzten 3 Thlr. 25 Sgr. Eine Schlußbemerkung der Schrift giebt über Debit und Versendung der Abgüsse nähere Auskunft.

Agricola.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Merseburg*, b. Weidemann: *Roman-tische Wälder*. Von *Wilhelm Heidelberg*. Erster Thl. Das böhmische Mädchen. 212 S. Zweyter Thl. Die beiden Gemälde. Die Dorfschenke. 1832. 270 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Rechnet man einigen Schwulst in den Beschreibungen und Gefühlsergüssen, allerley leere Stellen, durch süßlich wässerige Reflexionen dürftig genug ausgefüllt, ab; hält man das physisch Ekelhafte für leidlichen Spass: so mögen die Erzählungen in müßigen Stunden eine nicht üble Lectüre seyn. Im böhmischen Mädchen wird sogar die Aufmerksamkeit gespannt, es giebt Ahnungen, Geisterlehre,

und eine Mißheirath wird durch ein wiedergefundenes Kind zu der ebenbürtigsten. Rathen möchte man jedoch dem Vf., sich künftig bey modischen Damen nach Stoff und Schnitt der Kleider und Hüte, und bey Farbenkennern nach den zusammenpassenden Farben zu erkundigen, um seine Huldinnen, an deren Anzug er uns keine Stecknadel erläßt, mit besserer Uebereinstimmung und gewählterem Geschmack, als bisher, zu kleiden. Auch dürften feinnerige Leserinnen das Colorit des die Sinne empörenden Häßlichen gemildert wünschen.

Vr.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

M E D I C I N.

Berlin. b. Amelang: *J. D. Larrey's chirurgische Klinik*, oder Ergebnisse, der von ihm, vorzüglich im Felde und in den Militärlazarethen, seit 1792 bis 1829 gesammelten wundärztlichen Erfahrungen. Aus dem Französischen überetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. *Albert Sachs*, zu Berlin. Erster Theil. Mit Kupfern. XVI und 500 S. Zweyter Theil. Mit Kupfern. VI und 466 S. Dritter Theil. Mit Kupfern. VI und 607 S. 1831. 8. (6 Thlr.)

Larrey hat sich unstreitig einen unsterblichen Namen in der Chirurgie erworben — aber nur in Einer Beziehung, nämlich in operativer, und hier weniger durch Aufstellung solcher Erfahrungen, welche eine bleibende Norm ausmachen, als durch Vollführung neuer und kühner Versuche. In dieser Hinsicht ist sein Einfluss auf die Chirurgie sehr groß, wenn auch, was die ärztliche Seite derselben betrifft, sein Verdienst weniger bleibend seyn wird. Was außerdem, im Gegensatz zu *Dupuytren*, ihn besonders auszeichnet, das ist die Originalität, die in fast allen seinen Behandlungsweisen vorherrscht, und ihnen ein eigenes Colorit giebt. In jenem großen Kriegsheere, das vom Nil bis an die Moskowa wanderte, konnte der erste Wundarzt desselben nicht anders, als ebenfalls diesen Einfluss erfahren. In *Dupuytren* dagegen sehen wir den gewandten, leichten, talentvollen Pariser Chirurgen, welcher, der Erbe der ganzen französischen Chirurgie, mit Hochmuth Andere bereden möchte, zu glauben, er habe dies Erbe selbst erworben.

Larrey bedarf keines Lobes; aber er verdient eben so wenig den Tadel, den einige reisende deutsche Aerzte, die ihn einige Male am Krankenbette sahen, über ihn aussprechen. Seine früheren Schriften sind wohl in den Händen eines jeden Wundarztes. Vorliegende chirurgische Klinik enthält theils schon früher Bekanntgemachtes, theils manches interessante Neue. Er selbst äußert sich in der Vorrede folgendermaßen darüber: Das Bedürfnis, welches er empfinde, den jungen Aerzten, die seinem klinischen Unterrichte beywohnen, namentlich aber seinem Sohne, der jetzt die ärztliche Laufbahn betrete, die zahlreichen Beobachtungen im Gebiete der Militärchirurgie mitzutheilen, welche er während einer vierzigjährigen Praxis gesammelt habe, bestimme ihn; dieselben hier vereint dem Publicum zu übergeben. Einige von *J. A. L. Z.* 1832. *Vierter Band.*

diesen seyen bereits seinen Denkwürdigkeiten einverleibt, dort aber kaum skizzirt und verstreut unter die geschichtlichen Mittheilungen; auch wollte er diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sie hier vollständiger entwickelt und zweckmäßig geordnet aufs Neue dem Publicum vorzulegen. Wir möchten jedoch dies Werk weniger den Studirenden in die Hand geben, als vielmehr schon ausgebildeten Wundärzten. *Larrey* giebt nur seine Erfahrungen, wie er sie im Felde und im Gardehospitale machte — Umstände, welche sein Verfahren gar sehr modificirten, ihm Manches ausführen und gelingen ließen, was unter anderen Umständen nicht der Fall ist. Mit Hinweglassung aller fremden Ansichten berichtet er nur über die bedeutendsten Krankheitszustände, welche er beobachtet, über die Behandlungsweisen und Operationsmethoden, welche er wider dieselben in Anwendung gebracht hat, endlich über die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen: die auf jede der abgehandelten Krankheiten Bezug habenden Bemerkungen gründen sich auf eine Reihe von Beobachtungen, welche mit Genauigkeit und Sorgsamkeit gesammelt wurden. Wenn er aber sagt: „über seine Theorien möge die Kritik aburtheilen; welcher Natur sie auch sey, er sey von ihrem Nutzen für die Wissenschaft überzeugt,“ so können wir diese Ueberzeugung nicht ganz theilen. Inzwischen hat er manche Materialien, die er über verschiedene Krankheiten besitzt, hier nicht eingeschaltet; er will sie in einem eigenen Werke nachliefern; nämlich über den Skorbut, den Anthrax, die Pest, das gelbe Fieber, eine eigene Art von nervösem Fieber, hervorgebracht durch Einverleibung giftiger narkotischer Stoffe, über die Lepra, die Elephantiasis, die Lungenschwindsucht, die Neurosen u. s. w.

Erster Band. Die Krankheiten werden nach den verschiedenen leidenden Körperteilen abgehandelt. In der *Einleitung* hebt *L.* kurz hervor, wodurch sich sein Verfahren auszeichnet. Ueber die Zufälle nach Wunden will er hinsichtlich ihres Wesens und ihrer Ursachen einiges Licht verbreiten, in ihrer Heilart manche nützliche Modification getroffen haben. So handelt er das Erysipel, die Spitalfäule, den Brand, insbesondere aber den Starrkrampf, nach eigenen und neuen Grundsätzen ab. Durch seine Wahrnehmungen über die Verwundungen der verschiedenen Hirnthelle, über die Symptome, welche eine jede derselben bezeichnen, und über ihre Wirkungen auf die übrigen organischen Verrichtungen des Verwundeten, habe er vielleicht zuerst den Hauptpunkten der *Gall'schen*
ßß

Lehre Anerkennung unter den Wundärzten Frankreichs verschafft. Wir haben diese Beobachtungen aufmerksam gelesen, und mit verschiedenen Resultaten, die von Physiologen gewonnen wurden, zusammengestellt, können aber unseren Zweifel noch nicht ganz aufgeben. Volle Beachtung verdient gewiss der Gegenstand. Ebenso die Verletzungen des kleinen Gehirns, wegen des Einflusses desselben auf die Genitalien. — Auf einige interessante Beobachtungen über die Gehörkrankheiten folgen die Wunden und andere Krankheiten der Augen, die einen Hauptabschnitt ausmachen. *L.* scheint jedoch hier sein Verdienst zu überschätzen — für Deutschland ohne allen Zweifel.

Dies der Hauptinhalt des ersten Bandes. Wir wollen über einzelne Punkte noch Einiges hinzufügen. Ueber das Wundfieber geht *L.* sehr kurz hinweg, und doch ist dies ein Gegenstand, der im wahren Sinne des Wortes gänzlich in der Chirurgie vernachlässigt wurde. Weil dies Fieber täglich vorkommt, so hielt man es wahrscheinlich nicht der Mühe werth, etwas so Alltägliches näher zu besprechen. Dazu kommt noch die besonders in früherer Zeit auffallende Vernachlässigung der allgemeinen Behandlung, z. B. nach Wunden durch Operationen gesetzt. War die Operation vorbey, so glaubte man, nun sey alles Mögliche geschehen. Wie hätte man sonst das gefährliche intermittirende Wundfieber anders so lange unbeachtet lassen können? — Gegen die Behandlung der Wunden überhaupt läßt sich Manches erinnern — in Deutschland behandelt man dieselben wohl zweckmäßiger. — Die Wundrose entsteht nach *L.* durch eine übermäßige Reizung des Nerven- und Gefäß-Systemes, der Ränder und Wandungen tiefer Wunden durch fremde Körper u. dgl. oder durch ein *gastrisch-galliges Leiden*. Was er ferner über die Wundrose sagt, zeigt deutlich, daß er zwey verschiedene Zustände mit einander verwechselte. Erysipelas ist immer ein *gastrisch-galliges Leiden*. Mancher mag sich wundern, zu vernehmen, daß *L.* zur Heilung der Wundrose das Glüheisen anwendet, dessen Wirkungen er sehr geschickt aus einander zu setzen weiß. Auch bey der Spitalfäule nimmt er seine Zuflucht zu dem Glüheisen, dagegen verwirft er es bey dem Wundbrande; denn statt das Fortschreiten des Brandes zu hemmen, vermehre es die Entartung, und bewirke nur die Weiterverbreitung desselben. Eine gute Abhandlung lesen wir über den Wundstarrkrampf. Wer hatte öfter Gelegenheit, ihn zu sehen, als *L.*? Doch ist das Resultat der Behandlung kein erfreuliches, wenn auch nicht so trostlos, als es z. B. *Hennen* aufstellt. *L.* greift thätig und umsichtig ein, legt Werth auf die dabey stattfindende Rückenmarksentzündung, und giebt selbst Beobachtungen über die günstigen Erfolge der zum Behuf der Heilung des Tetanus vollzogenen Amputationen. Oelige Einreibungen veränderten den Krankheitszustand nicht; Quecksilbercinreibungen schienen ihm die Zufälle zu verschlimmern. Die beygefügten Krankheitsgeschichten sind zum Theil sehr interessant.

Von den *Krankheiten des Kopfs*, und hier zuerst

von den *Kopfwunden*. Bey Verletzungen des Gehirns selbst stellt *L.* folgende Behauptungen auf: Wenn die Verletzung oder das Erkranken Stellen des vorderen oder oberen Theils der Hirnoberfläche betrifft, so offenbart sich in Folge dessen der Verlust einiger Sinne, und eine Schwächung oder bedeutende Abirring in den Verstandesfunctionn. Findet dagegen die Verletzung nicht an der Basis des Gehirns oder in den Hirnhöhlen Statt, so waltet keine Geistesverwirrung ob, sondern man bemerkt alsdann verschiedene Lähmungszufälle, welche sich im ersten Falle nicht zeigen. Würde eine von den Halbkugeln des Gehirns verletzt oder comprimirt, so offenbarte sich die Lähmung beständig auf der der verletzten entgegengesetzten Körperseite. Diese Erfahrungen stimmen im Allgemeinen mit den seitherigen Untersuchungen der Physiologen überein. Wir sind überzeugt, daß wir nur durch die Wundärzte eine bestimmte Kenntniß über die einzelnen Theile des Gehirns erhalten können. Nur sey man behufsam. Die nun folgenden Krankheitsgeschichten über Gehirnwunden gehören zu den lehrreichsten. Man erkennt auch daraus, was die Natur vermag, wenn anders solche Verletzungen einen übrigen gesunden Körper treffen. Bemerkenswerth finden wir im Verlaufe dieses Artikels die Ansicht: „es sey ein großer Irrthum, der auch verderblich werden könne, wenn man jedem Individuum, welches einen Fall gethan, oder einen Schlag oder eine Verwundung erhalten habe, unmittelbar nachher zur Ader lasse. Dieser Aderlass vermehre den Collapsus, und raube oft der Natur die wenigen Hülfsmittel, die ihr noch übrig blieben, um das Gleichgewicht in den geschwächten Lebensverrichtungen wieder herzustellen.“ Besonders in Deutschland sind Aerzte sowohl als Wundärzte bereit mit Anordnung eines Aderlasses in solchen Fällen; und tritt hierauf der sogenannte nervöse Zustand ein, so bestürmen sie ihn mit reizenden und stärkenden Mitteln.

Weiter handelt *L.* 1) von den Kopfwunden, welche die Trepanation unumgänglich erfordern; 2) von denjenigen, wo, unerachtet der Behauptung der meisten Schriftsteller, dieselbe nicht allein unnütz ist, sondern auch sogar schädlich werden kann; 3) von der Behandlung des Hirnbruchs, und 4) von den Ursachen der, in Folge von Kopfverletzungen, sich bildenden Leberabscesse. Da der Vf. diese Gegenstände in seinen Denkwürdigkeiten schon ausführlich besprochen, und seine dort geäußerten Ansichten hier nicht wesentlich verändert hat, so setzen wir sie als bekannt voraus. Merkwürdig aber ist, daß die beschäftigten Wundärzte Frankreichs und Englands über die Trepanation nicht sehr von einander abweichen, und daß gerade deutsche Chirurgen, die im Jahre nur einen oder den anderen Fall zur Behandlung bekommen, so ganz entgegengesetzter Meinung sind, und ihre Einseitigkeiten fast in's Lächerliche treiben. — Angehängt sind Bemerkungen über den Schlagfluß. In den Beobachtungen über die Verletzungen des kleinen Gehirns will *L.* beweisen, daß dieser Theil des Gehirns nicht so wesentlich für die Fähigkeit zur Ortsbewegung ist,

wie gewisse Physiologen gemeint haben, sondern daß er im Gegentheil einen sehr deutlich ausgesprochenen, lebendigen Einfluß auf die Geschlechtstheile ausübe. — Die Bemerkungen über das *Heimweh* sind schon früher bekannt geworden. Ob übrigens *L.* der Erste war, der den eigentlichen Sitz des Heimwehs, den heimtückischen Gang desselben, angegeben hat, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — Ueber die Nerven des Beziehungslebens. Was er hier Hypothetisches vorbringt, übergehen wir. Wir haben jetzt bessere Untersuchungen, und von einem Nervenfluidum sollte man nicht im Ernste sprechen. Ueber Gehörkrankheiten nur Weniges; um so mehr von einigen Krankheiten der Augen, mit recht trefflichen Beobachtungen, die immer einen größeren Werth haben, als des Vfs. physiologische Ansichten und anatomische Untersuchungen. Seine Abhandlung über die ägyptische Ophthalmie ist bey uns schon längst bekannt. Den Schluß machen Bemerkungen über die Epilepsie. Man sieht gleich ein, daß *L.* ein großer Operateur, aber ein kleiner Arzt ist. Wie es einseitig ist, daß er dem Glüheisen und der Moxa einen so großen Spielraum in der Medicin geben will, so ist es eine Schwachheit, daß er nach seinen Feldzügen für einen großen Physiologen und Arzt gelten möchte. Viele Beobachtungen und Erfahrungen allein machen noch keinen großen Arzt aus.

Zweyter Theil. Von diesem Theile rühmt *L.*, laut der Einleitung im ersten Theile, daß man bey den Gesichtswunden einige neue Anweisungen bezüglich ihrer Behandlung, wenn sie durch Feuergewehre veranlaßt wurden, finden werde. Er glaube zuerst nachgewiesen zu haben, wie gefahrlos, wie schnell und leicht heilbar die Wunden der Zunge sind. Ferner werde nachgewiesen durch seltene Beobachtungen, daß bey Fractionen der Kinnladen und Zähne die Verschmelzung der Knochenfragmente und die schnelle Vereinigung der Weichgebilde erfolge. Für die *Ranula* giebt er ein neues Verfahren. Ueber Geschwülste am Halse, Wunden u. dgl. nichts Besonderes. Dann folgen die Brust- und Unterleibs-Wunden. *L.*'s Verdienst in Bezug auf diese Verletzungen ist bereits anerkannt. Ueber die *Gesichtswunden* aber findet man manches Praktische. Auffallend ist seine Aeußerung über die *Rhinoplastik*: sie sey nicht allein unnütz, sondern sie könne auch sehr gefährlich werden, und sollte daher nach seiner Meinung nicht in das Gebiet der Chirurgie aufgenommen seyn, wie man sie hiezu schon im siebenzehnten Jahrhundert bestimmt habe. Die Gründe, die *L.* für seine Behauptung anführt, sind nicht ohne Werth, und verdienen von jedem, der der *Rhinoplastik* huldigt, beachtet zu werden. Immer werde dadurch die Stirn eines Theils ihrer Bedeckungen beraubt, und in diesen eine Wunde gebildet, welche um so schmerzhafter sey, als hier eine große Anzahl von Zweigen des fünften Nervenpaares verlaufe, welches einen bedeutenden Einfluß auf die Sinnesorgane ausübe. Ferner geschehe es nicht selten, daß die fremden Gebilde, aus denen man nicht ohne Mühe die neue Nase gebildet habe, verwelken und brandig werden. Endlich könnten

die Ränder des Lochs, mit welchen sich die Stirnhaut vereinigt hat, durch eine neue Entwicklung des im Körper vorhandenen venerischen oder Krebs-Giftes, welches man selbst durch die sorgsamste Behandlung vielleicht niemals ganz zu tilgen vermöge, in Verschwärung übergehen. — Nun folgt Einiges über die Fractionen der Kinnlade und über die Wunden der Zunge. Als das beste Mittel zur radicalen Heilung der Froschgeschwulst nennt der Vf. das Glüheisen; er nennt es unbegreiflich, wie man diesem Mittel die anderen, in neueren Zeiten angerühmten, vorziehen konnte. Er empfiehlt, mit einem weißglühenden, gekrümmten Eisen, welches die Form eines Messers mit schmaler Klinge habe, die Geschwulst von einer Seite zur anderen zu durchbohren. Die benachbarten Theile und die Mundwinkel müssen durch dünne Holzplatten, welche schlechte Leiter des Wärmestoffes sind, und die ein Gehülfe festhält, geschützt werden, während der Operateur mit einem einzigen Stosse das glühende Messer durch die ganze Geschwulst hindurchstosse, und dasselbe zugleich nach vorwärts herausführe. Wir glauben, dies Verfahren, wenigstens in hartnäckigen Fällen, empfehlen zu dürfen. Auch *L.*'s Verfahren zur Behandlung der Speichelsistel verdient besondere Beachtung. — Von dem Kropfe. Der Vf. unterscheidet den aneurysmatischen Kropf, übereinstimmend mit *v. Wallher*, den parenchymatösen Kropf der Schilddrüse; den Luft- oder Blasen-Kropf und den skirrhösen Kropf. Den Blasenkropf will er ganz vollkommen deutlich beobachtet und erkannt haben, und zwar zuerst in Aegypten. — Ueber den Skirrhus der weiblichen Brust und der Gebärmutter folgen gute Beobachtungen; — aber das Wesen desselben bleibt dabey noch immer im Dunkel. In der Behandlung zeigt *L.* viel Umsicht. — Ueber die Wunden des Halses und der Speiseröhre wieder manche interessante Krankheitsgeschichte.

Von den *Krankheiten des Stammes.* Zuerst von den *penetrierenden Brustwunden.* Die Erfahrungen des Vfs. über diese Verwundungen gehören zu den lehrreichsten, die wir in der Chirurgie besitzen. Auch seine Behandlungsweise derselben hat sich in manchen Fällen als der Natur am entsprechendsten gezeigt. Besonders beachtenswerth dünken uns seine Ansichten über das Empyem und seine Behandlung. Die Paracentese der Brust wird in solchen Fällen in der Regel zu spät und zu selten gemacht. Daher der so häufige ungünstige Erfolg. Wir verrichteten diese Operation zweymal und frühzeitig, und zweymal mit günstigem Erfolge. — *Von den Verletzungen des Unterleibes.* Wir finden hier Verletzungen aller Art, und die glücklichsten Heilungen — durch die Natur herbeygeführt. Die Kunst kann hier höchstens Schädlichkeiten abhalten. Auf die Behandlungsweise des Vfs. wollen wir nicht eingehen; sie könnte in mancher Beziehung der Natur anpassender seyn. Immer wichtig bleiben seine Bemerkungen über die Leberentzündung. Merkwürdig ist es, daß *L.* unter so vielen Verletzungen nur dreyimal die Milz vor-

wundet fand. Zu dem Besten, was er geschrieben hat, gehört seine Abhandlung über die Harnblasenwunden. Den Schluss dieses Theils machen einige Bemerkungen über den Steinschnitt. Er ist kein Freund der *Civiale'schen* Methode. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir, daß *Dupuytren's* Bilateralinstrument durchaus nicht neu, sondern daß es bereits in den *Mélanges de Chirurgie* von *Pouteau* abgebildet und beschrieben ist.

Dritter Theil. Dieser ist sehr reich. Der Einleitung im ersten Theile zufolge wird man neue Bemerkungen über die *Hernia congenita* finden. Für den Krebs, Fleischbruch des Hodens, für die Hydrocele u. dgl. giebt *L.* entweder neue Operations- oder andere Cur-Methoden an. Ebenso glaubt er die Operation der Mastdarmfistel nicht allein vereinfacht, sondern auch vervollkommen zu haben. Nebst den Aneurysmen giebt er Bemerkungen über die Erweiterung des Herzens, und er will Mittel zu ihrer Bekämpfung aufgefunden haben, die dem Anscheine nach contraindicirt, nichts desto weniger höchst wirksam sind, und durch deren Hülfe ihm in mehreren Fällen die Heilung dieser Krankheit selbst in ihrer höchsten Entwickelung gelungen sey. Dann über Verrenkungen u. dgl., und einige neue Ideen über die Bildung der knorpeligen Körper, die sich in den Gelenken entwickeln. Manches über die weissen Gelenkgeschwülste, von denen er glaubt, daß sie bisher nur unvollständig beschrieben worden. In der wiederholt angewandten Moxa will er ein Hauptmittel wider dieselben entdeckt haben. Bey den eindringenden Gelenkwunden glaubt er zuerst nachgewiesen zu haben, daß der Eintritt der Luft in die Gelenkhöhlen nur in sofern schädlich wirke, als sie die in letzten ausgetretene blutige Flüssigkeit zersetzt, oder wenn sie eine sehr hohe oder sehr niedrige Temperatur besitzt. Bey den Knochenbrüchen wird die Stätigkeit und Unbeweglichkeit des zu ihrer Retention bestimmten Apparats, den man, ohne ihn zu wechseln, bis zur vollkommenen Erhärtung des Callus liegen läßt, als wesentliche Bedingung einer glücklichen Cur dargestellt. Die Abhandlung über die Amputationen beschließt das Werk. *L.* sagt, man könne dieselbe als die nützlichste und wichtigste in demselben, vorzüglich für die Feldwundärzte, ansehen. Er entwickelt hier neue Ansichten: 1) über die Verschiedenheiten in den Operationsmethoden, welche durch die Stelle des Gliedes, wo amputirt werden soll, bedingt werden; 2) über die verschiedenen Verbandweisen, welche zu wählen sind, je nachdem Amputationen oder Exarticulationen vollzogen wurden; 3) über die Erscheinungen, welche man in diesen beiden Fällen beobachtet hat. Er empfiehlt, alle Puls- und Blut-Adern zu unterbinden. Es ist überhaupt auffallend, wie sorgfältig die französischen Wundärzte in der Unterbindung sind; — wir sehen bey ihnen nie eine Nachblutung, wie sie nicht ganz selten in Deutschland vorkommt. Die Ligatur der Venen aber möchte sich nur im Felde, besonders wenn die Operirten noch transportirt werden, recht-

fertigen lassen. Der Vf. hält sich inzwischen überzeugt, daß die Unterbindung der Venen nach der Amputation nicht die primitive Phlebitis hervorbringe, sondern er glaubt im Gegentheil, daß dieselbe consecutiv oder sympathisch aus dem Ergriffenseyn anderer Theile hervorgehe. In Bezug auf das Streben der durchschnittenen Theile des Stumpfes, sich je nach ihrer organischen Gleichartigkeit zu vereinigen, kündigt er als eine wesentliche Entdeckung an, daß auch die Enden der Nerven des Gliedes sich vereinigen. Die wichtige Frage über die Wahl des zweckmäßigsten Zeitpunctes zur Ausführung der als nothwendig erkannten Operation glaubt er gelöst zu haben. Endlich wünscht er noch die Aufmerksamkeit auf den Wundbrand und den durch Erfrierung entstandenen Brand zu richten.

Manches des hier Angerühmten ist bereits den deutschen Aerzten hinlänglich bekannt. Aber man scheint bey uns einiges Mißtrauen in *L.'s* Curmethoden zu setzen. Nur selten verdienen sie es. So z. B. seine Operation der Hydrocele, die er so sehr rühmt. Statt des Einspritzens führt er eine kleine Federharzröhre durch die Troikarröhre in die Höhle der Scheidenhaut ein, um so das Ausfließen des Serums zu begünstigen, und die Scheidenhaut nach Belieben mehr oder minder stark reizen zu können. Der Fall, den wir vor mehreren Jahren von *L.* auf diese Weise operiren sahen, nahm einen unglücklichen Ausgang.

Besondere Aufmerksamkeit verdient dessen Ansicht über das Aneurysma des Herzens. Er glaubt nicht, daß es der Impuls des Blutes sey, welcher eine krankhafte Veränderung und Erweiterung der Herzhöhlen zuwege bringt, sondern er nimmt an, daß, wie bey den Pulsadergeschwülsten, eigenthümliche Krankheitsprincipien — so der syphilitische, der serophulöse, oder herpetische u. dgl. Krankheitsstoff — jene Veränderungen hervorbringen. Dem zufolge stellt er zur Bekämpfung dieses Herzaneurysma zwey Heilanzeigen auf; die erste erfordert die Vernichtung der Krankheitsursachen, welche ursprünglich das Gewebe jenes Eingeweidcs abnorm verändert, und es zur krankhaften Erweiterung und Hypertrophie und Atrophie prädisponirt haben. Der zweyten Heilanzeige gemäß soll man diese prädisponirende Ursache, während man sie durch specifische Mittel schwächt, auch durch örtliche Repulsivmittel nach einer anderen Stelle hin ableiten. Calomel und Moxen spielen die Hauptrolle.

Die vollständige Uebersetzung dieser chirurgischen Klinik halten wir für sehr lobenswerth, und glauben, daß der gleichzeitig erscheinende Auszug derselben doppelt unnöthig ist. Der Uebersetzer hat seine Aufgabe gut gelöst; auch im Deutschen erkennt man die etwas incorrecte, gezwungene Schreibart *L.'s* wieder. Die beygelügten Anmerkungen sind in der Regel zweckmäßig; wir hätten sie noch etwas zahlreicher gewünscht.

Was die beygegebenen Kupfer betrifft, so sind deren acht. Die Abbildungen derselben sind aber, mit nur wenigen Ausnahmen, sämmtlich aus den früheren Schriften *L.'s* bekannt.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

P H I L O S O P H I E.

LEIPZIG, b. Schaarfchmidt und Volkmar: *Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpuncte von Hegels Abscheiden.* Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von C. H. Weisse. 1832. 86 S. 8. (12 gr.)

Es mag ein verdienstliches Unternehmen genannt werden, wenn jemand zu einer Zeit, in welcher die Philosophie zu großartigen Resultaten gelangt ist, das Verhältniß des Publicums zu ihr mit leidenschaftsloser Ruhe, mit Umsicht, mit Gründlichkeit darzustellen versucht, wiewohl daraus, nach unserem Dafürhalten, die Wissenschaft keinen unmittelbaren Gewinn zieht. Die Forderungen, welche man an einen solchen Versuch macht, sind jedoch keinesweges so gering, als sie auf den ersten Anblick erscheinen mögen. Denn wollte jemand dasjenige für die Stimme der Nation oder auch nur des gebildeten Theiles derselben halten, was er in *seinem* Cirkel vernimmt, so hätte er sich einen engen Gesichtskreis gewählt, wo er des allgemeinsten, des weitesten bedürfte; und wäre es ihm vielleicht widerfahren, daß sich in seine Nähe nur die der seinigen verwandten Ansichten gedrängt, oder daß er fremde nur nach seinem Auge gemessen hätte: so würde er sich selbst und, was schlimmer ist, eine Menge urtheilloser Leser täuschen. An einen solchen Versuch macht man aber noch weit mehr die Forderung, daß er eine tiefe Kenntniß der speculativen Ansicht habe, welche zur Zeit als die letzte Production der sich manifestirenden Idee anzusehen ist, daß er diese durch geistige Autopsie gewonnen habe, und daß er nicht etwa noch auf Erkenntnißstufen weile, oder sich nur matt von ihnen zu erheben suche, über welche der philosophirende Geist hinweggedrungen ist, daß er nicht dabey noch unbewußt der Täuschung erliege, als sey er der Speculation auf den äußersten Gipfel gefolgt.

Des Vfs. Untersuchungen zerfallen ungefähr in drey Abtheilungen, wenn wir Anticipationen und Wiederholungen an die Stelle versetzen, wo sie hingehören. In der ersten schildert er das Verhältniß der *Schellingschen* Philosophie und der ihr verwandten Denkweisen zur endlichen Verstandesansicht, welche vorbergeht, in der zweyten das der *Hegelschen* Philosophie zu der *Schillingschen* und zu dem früheren Denken der Reflexion, in der dritten das Verhältniß des Publicums besonders zur *Hegelschen* Philosophie. J. A. L. Z. 1832. *Vierter* Band.

losophie. Rec. kann in Vielem beystimmen, was der erste Abschnitt jener Untersuchungen enthält, und er begnügt sich daher, nur das Bemerkenswerthe, zumal da es auch sonst schon bekannt ist, zu berühren. Der zweyte bietet der Kritik erst einen wissenschaftlichen Inhalt dar, weil der Vf. es nicht mehr bloß bey Versicherungen bewenden läßt, und den „historischen Glauben“ in Anspruch nimmt, sondern sich auf Denkbestimmungen einläßt, und zum Theil mit den wichtigsten verkehrt. Bey ihm werden wir am längsten verweilen. Das Urtheil über den letzten ist von der Kritik des vorigen abhängig.

Nachdem der Vf. die Bemerkung Einiger, daß die jetzt verminderte Theilnahme an der Philosophie aus dem schnellen Wechsel der Systeme und der geringen Befriedigung, welche in ihnen gefunden werde, abzuleiten sey, als unzulässig abgewiesen, bemüht er sich, zu zeigen, was in Deutschland die Geister am Anfange des Jahrhunderts zu der höchsten der Wissenschaften fortgerissen, und warum nicht nur die Zahl derer, welche sich diesen Studien gewidmet, groß gewesen, sondern auch die Begeisterung das Innerste der Gemüther ergriffen habe. Er findet den Grund der regsten Theilnahme in dem allgemeinen und tiefgefühlten „Bedürfniß einer Anschauung von der organischen Einheit und Lebendigkeit alles Daseyns und aller Wirklichkeit. Der Mangel, welcher dieses Bedürfniß erzeugte, wäre der Verlust dieser Anschauung gewesen, und die Ertödtung alles Lebendigen in der Erkenntniß durch die einseitig vorherrschende Verstandesaufklärung.“ Dem Vf. zufolge regte sich die Sehnsucht nach dem Höheren schon lange vorher in zwey bedeutenden Schriftstellern, in *Diderot* und *Lessing*. Beide jedoch setzten, was sie mit mehr oder minderer Deutlichkeit ahnten, den ganzen Reichthum ihres Geistes in die Verstandesform des achtzehnten Jahrhunderts um. *F. H. Jacobi* war in seinem tiefen Gemüthe die innigste Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit, von der Armuth des seitherigen Denkens aufgegangen. Sie war ihm zu einem unerschütterlichen Glauben geworden, welcher sich mit einer gereizten Geringschätzung alles Wissens verknüpfte; weil er Verstand und Vernunft, Wissen und Glauben in Zwietracht aus einander hielt, gehört er wesentlich dem Standpuncte seiner Zeit an. Das unendliche Verdienst der *französischen* Kritik war, was seither als objectives Wissen gegolten, als bloß subjective Verstandesoperation aufzuweisen, und in *Fichte* concentrirte sich die Weisheit des Jahrhunderts in dem Maße, daß er ihr Princip und ihre höchste Spitze

mit einer nie vorher dagewesenen Sicherheit und Richtigkeit an das Licht brachte. Unmittelbar dieser Entdeckung, durch welche die denkenden Köpfe erst das Idol kennen lernten, welchem sie opferten, und welches lange in göttlichem Nimbus verklärt die höheren Angelegenheiten des Geistes anmassend vertrat, folgte der allgemeine Abfall von einer Betrachtungsweise, die sich nun vollkommen überlebt hatte, in Wissenschaft und Kunst. *Schelling* war es, der, in der Philosophie „die Vernunft von der abstracten Subjectivität befreite, und zeigte, wie sie als absolute die äussere Natur nicht als ein ihr Ungleichartiges, rein Negatives sich gegenüber stellen dürfe, sondern sie für gleichen Wesens erkennen müsse.“ Mit ihm beginnt eine neue Epoche für die Philosophie. Das oben geschilderte Bedürfnis ist durch die neu gewonnene Idee befriedigt und hiemit — so behauptet der Vf. — hinreichend erklärt, warum sich seitdem so Viele von der Speculation ab und anderen begrenzten Gebieten des Wissens zugewendet haben. „Die Philosophie, so weit sie auch jetzt noch von ihrer Vollendung als System entfernt seyn mag, hat eine Stufe erreicht, die zwar nicht für den Geist ein absolutes Endziel, wohl aber für seine Strebungen und Bedürfnisse, die er als Geist der deutschen Nation und des gegenwärtigen Zeitalters hat, einen einstweiligen Ruhepunkt bezeichnet. Die Anschauungen, die durch diesen Standpunkt eröffnet sind, sind so grosse, reiche, tiefe, das sie denselben ausschliessend in Anspruch nehmen und beschäftigen, und die Grundsätze, die nun durch die Speculation gewonnen sind, auf den Gebieten der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Kunst zu realisiren hat.“ Rec. hat absichtlich diese letzte Stelle fast wörtlich mitgetheilt, weil der Vf. in ihr „das gegenwärtige Verhältniss des grösseren Theiles derer, die überhaupt eines wissenschaftlichen Interesses fähig sind, zur Philosophie und zu den übrigen Wissenschaften“ scharf und bestimmt ausgesprochen zu haben meint.

Wie es nun der Vf. unternimmt, das Verhältniss der *Hegelschen* Philosophie zu der *Schellingschen* darzustellen, die, wie wir eben gehört haben, ihm zufolge die Betrachtungsweise Aller ist, die irgend jetzt ein wissenschaftliches Interesse haben, so wird ihm Rec. Schritt vor Schritt folgen, theils weil der Gegenstand an sich wichtig ist, und so ganz unserer Zeit angehört, theils weil die Differenz jener beiden Philosophien noch nicht viel zur Sprache gekommen ist. Wir müssen aber zu unserem Bedauern sogleich im Voraus bemerken, das, je grösser der Schein der Gründlichkeit, und je grösser die Ansprüche auf Unfehlbarkeit sind, mit welchen der Vf. in diesem Theile seines Buches auftritt, desto bemerklicher die Oberflächlichkeit sey. Wenn er noch einmal von Vorne anhebend richtig als das oberste Princip der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts den Grundsatz der Identität (wir setzen hinzu der abstracten) ansieht, der an sich leer seinen Stoff von Aussen entlehnt und äusserlich zusammenfügt, dann aber fortfährt, das die neuere Philosophie seit *Fichte* ihr wesentliches Ver-

dienst darein setze, diesem rein äusserlichen und mechanischen Verhältnisse des zu verarbeitenden Stoffes und der verarbeitenden Thätigkeit ein Ende gemacht zu haben: so scheint seine frühere Bemerkung über die *Fichtische* Philosophie bloß nachgesprochen, aber nicht von ihm selbst geschöpft zu seyn. So sehr weicht seine Ansicht an der jetzigen Stelle (S. 28) von der Wahrheit ab. Nirgends nämlich ist jenes mechanische Verhältniss, wie es der Vf. nennt, so sehr auf seine äusserste Spitze getrieben worden, als in der Grundlage der geklammerten Wissenschaftslehre; nirgends ist die abstracte Identität in der Gestalt des abstracten Subjectes so schroff dem abstracten Gegensatz in der Gestalt des abstracten Objectes gegenüber getreten als in jenem Werke, der eigentlichen Quelle der *Fichtischen* Lehre. Es muss der Stolz der deutschen Philosophie genannt werden, das sie in *Fichte* den Mann fand, welcher das Princip jener ganzen Zeit, dem die meisten, ohne es zu wissen, huldigten, dem jetzt noch, ohne es gestehen zu wollen, manche ergeben sind, aufdeckte, das das Princip mit Anmassung an die Spitze des Systems trat, als absolute Causalität und absoluten Raum den abstracten Gegensatz, den es vorfand, zu überwältigen, in sich zu versetzen und aufzuzehren versuchte, das dies in einer Methode geschah, deren Vortrefflichkeit mit der äussersten Dürftigkeit des Principes in dem schneidendsten Contract stand, und das sie durch ungemaine Consequenz die Sache zu der Entscheidung brachte, durch welche der Despotismus jenes Principes und mit ihm jenes bloß äussere mechanische Verhältniss zwischen Subject und Object von dem Gebiete ächter Wissenschaft vertrieben worden und verbannt bleibt. Wie wenig gehören also *Fichte* und *Schelling* unter Eine Kategorie, und doch müssen sie sich hier zusammenfinden! Der Vf. scheint nicht einmal von der interessanten Polemik der ersten zehn Jahre unseres Jahrhunderts eine genaue Kenntniss zu haben, geschweige von der wesentlichen Differenz des Identitätssystems und der Wissenschaftslehre.

Es ist wohl keinem deutschen Denker wunderbarer ergangen als *Schelling*. Denn während die einen ihn als geistreichen Eklektiker charakterisiren, und ihn aus Platon, Bruno, Spinoza das Beste zusammentragen lassen, bewundern andere an ihm die Unmittelbarkeit des Genies und Seherkraft. Es beweist jedoch auf der Einen Seite wenig Studium des eigenthümlichen Gehaltes der Schriften des Mannes und wenig Achtung vor dem Trefflichen, wenn man ihn mit dem ersten besten compilirenden Historiker zusammen wirft, auf der anderen Seite wenig Tiefe, wenn man in den Entwicklungen des Geistes jene Urplötzlichkeit, jenes vorher ungeahnte Auftauchen unerhörter unsehener Gestalten annimmt. Das Object (hier in seiner weitesten Bedeutung genommen, nicht bloß als Natur) war in dem G. d. ges. Wissenschaftslehre vor dem abstracten Subjecte angetroffen und an der Spitze jener Wissenschaft als *vorhanden* zugestanden worden. Dennoch musste es sich gefallen lassen, von der abstracten Identität nur als Negation betrachtet zu

werden; die Negation aber war nichts als eine Maske, hinter welcher das Object sich selbst barg, hinter welcher seine drohende Macht während des Verlaufes der Wissenschaft in dem Grade wuchs, in welchem das abstracte Subject an Herrschaft und Ausdehnung zu gewinnen schien, hinter welcher es endlich da, wo das abstracte Subject seinen Sieg feyern wollte, hervorbrach und Anerkennung gebieterisch verlangte. Man mag sich nicht wundern, wenn der Erfinder der Wissenschaftslehre dieses Resultat nicht anerkennen wollte, es hatte sich durchaus gegen seine Absicht ergeben. Allein der Gegensatz in der Gestalt des Objectes war nun vollkommen in die Wirklichkeit getreten, und nach der gewaltsamsten Mißhandlung durch die Gr. d. gef. Wissenschaftslehre wurde es endlich von einem folgenden Denker in Schutz genommen, und trat in der Philosophie, welche sich die concrete Identität des Subjectes und Objectes nennt, in eigenthümlicher Würde mit dem Subjecte zugleich und ihm identisch an die Spitze des Systems. Hr. *Weisse* gehört unter die Zahl derjenigen, welche das System der concreten Identität als Anschauung charakterisiren, und zuerst von der zwar indirecten, aber nothwendigen Entwicklung aus der Gr. d. gef. Wissenschaftslehre nichts wissen, dann aber in dem Systeme nichts erblicken, als was poetische Erfindung in fast bewußtloser Lebendigkeit an einander fügt. Der Schöpfer des Identitätsystems hat zwar selbst sein Philosophiren ein Anschauen genannt, besonders das Princip seiner Wissenschaft. Er that es aber bloß im Gegensatz gegen die Leerheit und Seichtigkeit der gewöhnlichen Verstandesaufsicht. Den Ausdruck hat man aufgerafft und bequem genug gefunden; man hat sich die Mühe des gründlichen Eingehens erspart, und während man nur die eigene Auffassung oder einige naturphilosophische Fehlgeburten mit jenem Namen belegen sollte, hat man die Darstellung jener tiefgeschöpften Philosophie so genannt, da sie doch mit und in ihrer Anschauung einen hohen Grad von Dialektik entwickelte, oder vielmehr deren Anschauung eine Dialektik war, wie sie auf dieser Stufe seyn konnte, seyn mußte. *Schelling* sagt: „Ich halte dafür, daß, so wie überhaupt jeder edle Stoff durch die Form geehrt wird, so insbesondere eine so hohe Erkenntniß nicht der zufälligen Einsicht überlassen werden müsse, — daß wir darauf denken dürfen, ihre Fülle in der absoluten Form zu gestalten, um von dem Stückwerk einzelnen Wissens zur Totalität der Erkenntniß überzugehen. Dieses erkläre ich für die Endabsicht und den Zweck aller meiner wissenschaftlichen Arbeiten.“ Diese Form nun hat der Vf. eben so wenig zu würdigen verstanden, wie das Princip. Er hat nicht begriffen, wie die *Schelling'sche* Dialektik, welche von *Schelling* selbst Construction genannt wird, in und mit dem Anfang seiner Philosophie gegeben war, wie der Anfang selbst nur ein construirter war, wie diese substantielle Concretion durch die ungeheure Consequenz geboren ward, mit welcher die abstracte Causalität in der Gr. d. gef. Wissenschaftslehre sich ihren Untergang bereitet, und

jenem tieferen Denkverhältnisse Platz machte, und wie gerade deshalb das Princip nur ein construirtes seyn konnte, weil das Object in der *Ficht'schen* Lehre erst am Schlusse auf eine indirecte Weise machtvoll zum Vorschein kam, und nun mit dem Subjecte durch die Identität vermittelt werden mußte. Und was nun die Immanenz betrifft, mit welcher die concrete Identität sich geltend machte, das Höchste, wonach die wissenschaftliche Methode zu streben hat, so ist sie wenigstens in dem Maße und der Art vorhanden, wie sie das Princip selbst verstatete.

In Betreff des *Hegelschen* Systems der Philosophie im Verhältnisse zu den vorhergehenden Speculationen hätten wir erwartet, daß der Vf. vor allem untersucht hätte, wie sich dasselbe zu dem *Schelling'schen* verhielt. Statt aber die Differenz dieser beiden Systeme ganz besonders und zunächst im Principe und in der Methode nachzuweisen, was allein zu einer wahren Einsicht in die Natur dieser Gegenstände führen kann, hat er sich das Leichtere gewählt. Er giebt nämlich das Verhältniß der *Hegelschen* Speculation zu der *Schelling'schen* nicht an, sondern nur zu der Betrachtungsweise der abstracten Identität, und charakterisirt erste (die *Hegelsche*) „kurz und gut (*sic*) als eine Umgestaltung des alten logischen Grundsatzes der Identität.“ Für ihn ist also das System der concreten Identität des Subjectes und Objectes nicht vorhanden, nicht eben deshalb, weil, wie wir sahen, die Differenz der *Hegelschen* Speculation und der *Schelling'schen* übergangen worden, sondern weil der *Hegelschen* Philosophie eine schon vollständig gethane Sache noch einmal zu thun übertragen wird; anderer Seits ist für ihn die *Hegelsche* Speculation nicht vorhanden, weil, was diese wirklich Neues in Princip und Methode geschaffen, ihm gänzlich entgangen ist. Mit *Schelling* beginnt aber deswegen für die Wissenschaft eine neue Epoche, weil er es war, durch den die abstracte Identität in der Speculation auf directe und positive Weise fiel, nachdem sie sich selbst vorher ihren Grund untergraben hatte, weil er es war, der zuerst jene höhere Denkweise in die Philosophie einführte. Wenn jedoch die absolute Vernunft an die Spitze des *Schelling'schen* Systems tritt, so war dieses Princip als concrete Identität des Subjectes und Objectes nicht ohne die Voraussetzungen, von welchen sich die Wissenschaft zu befreien hatte. Dies zu erkennen, diese Voraussetzungen zu entdecken und mit Voraussetzungslosem zu beginnen, mußte den Fortschritt der Wissenschaft bilden. Er ist durch *Hegel* geleistet worden. Auch Hr. *Weisse* scheint darauf hinzudeuten, wenn er sagt: „die *Hegelsche* Logik gab eine Analyse der concreten Identität,“ oder wenn er die Kategorien des Seyns, Werdens u. s. w. die einfacheren Bestandtheile nennt, auf welche die Identität zurückgeführt worden wäre. Allein es ist bey ihm nur Schein, denn sogleich darauf konnte er behaupten, daß sich jene Kategorien „mit gleicher Präcision aus dem Grundsatz der Identität in umgekehrter Methode herausziehen ließen.“ Es zeigt einen gänzlichen Mangel an philosophischer Einsicht in die Natur aller Concretenz,

zu der wir auch die Identität des Subjectiven und Objectiven zu rechnen haben, wenn man sie für Voraussetzungsloses hält, oder aus ihr als dem Anfang das Voraussetzungslose zu entwickeln denkt. Ganz anders schrieb *Schelling*: „Sie ist das, was schlechthin und ohne alle Föderung vorausgesetzt wird, und kann in dieser Rücksicht nicht einmal Postulat der Philosophie heißen.“ Mit solchem Bewusstseyn stellte er die Voraussetzung als solche an die Spitze des Systems. Wie unvermeidlich dies aber für ihn war, darauf glauben wir im Vorhergehenden schon hingedeutet zu haben.

Es ist überhaupt zur Beurtheilung der Philosophie nothwendig, bey der neuesten deutschen Wissenschaft des Geistes aber unerlässlich, die Form durchdrungen zu haben, in welcher die speculative Idee ihren inneren Reichthum entfaltet. So sehr ist in dem, was man als die letzte Entwicklung derselben zu betrachten hat, die Form nicht Herrin des Stoffes, sondern dieser Stoff selbst, der Stoff nicht Inhalt der Form, sondern die Form selbst. Das Streben der deutschen Philosophie, mit dem Princip und in ihm die nothwendige Form zu gewinnen, das Streben nach Immanenz hat sich erst seit *Fichte* gezeigt. In der Gr. d. ges. Wissenschaftslehre findet man schon einen gewissen Versuch dazu, wie ihn nur immer das Princip der starren Causalität zuließ, die das vorgedene, das gegebene Object aufzureiben sich unterstand. In dem Systeme der concreten Identität des Subjectes und Objectes hat sie erst Wurzel geschlagen, da das tiefere Substantialitätsverhältniß Anfang, Mitte und Ende des Systems bildet. Die wahre Immanenz konnte der Verlauf des Systems deshalb nicht gewinnen, da das Princip noch die Voraussetzungen vor sich oder vielmehr hinter sich hatte. Lemmatischer Stoff unterbricht die Continuität. Wahre Einheit gewinnt die Methode zuerst mit der Immanenz des Principes.

Das einzig immanente Princip ist aber das Einfachste. Wenn das Einfachste den Beginn der Wissenschaft bildet, so fällt die construierende Methode von selbst weg. Denn soll die Wissenschaft einen Fortgang gewinnen, so muß jenes Einfache nur immanent in sich die Bewegung finden. Die Dialektik der bloßen Construction ist einer tieferen Form wissenschaftlicher Manifestation gewichen, nämlich der Selbstbewegung des Anfangs, der Selbstbewegung des Begriffes. Vor der philosophischen Methode, wie sie die *Hegelsche* Philosophie ausgebildet hat, zeigt Hr. *Weisse* überall die höchste Achtung. Allein wir möchten, er verzeihe uns diesen Ausdruck, selbst diese Achtung nur eine abstracte nennen. Er fühlt sich von einem Zuge, dem er nicht widerstehen kann, aus einer Denkbestimmung zu der anderen fortgerissen bis in die Mitte, bis zum Ende, bis zur concretesten; er folgt aber nur, weil er muß, nicht mit dem vollen Bewusstseyn über sich und über den leitenden Geist, und ohne auf dem Wege alles wahrhaft und ernstlich in sich aufgenommen und verarbeitet zu haben, was ihm geboten wird. Dies haben wir ihm vorhin schon an einer merkwürdigen Stelle nachgewiesen. Es siehe daher statt aller übrigen nur noch die Eine: „Von dem *Platonischen* Ideenbegriff und dem *Schellingschen* Begriff des Absoluten möchte die *Hegelsche* Philosophie gern glauben machen, sie seyen nichts, als nur zusammengezogene und deshalb unvollständige Ausdrücke für das, was sie selbst in ihrer Logik giebt. In Wahrheit aber sind beide vielmehr philosophische Ausdruckweisen für den Inhalt selbst, der sich bey *Hegel* in der Form verzehrt; für das Ewige und Göttliche, das, um zu seyn, zwar gleichfalls einer ewigen und göttlichen Form bedarf, aber darum nicht mit jener Form ohne Weiteres identisch ist.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Dresden u. Leipzig, b. Arnold: Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennamen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst. Ein Handbuch für Gebildete von August Müller. Zweyte und dritte Abtheilung. 1831 u. 1832. 501 S. 8. (3 Thlr.)

[Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1832. No. 26.]

Auch die letzten Abtheilungen gleichen der ersten. Sollte wirklich die Classe der Leser, welche die ausländischen Sprachen nicht versteht, und doch auf deren richtige Aussprache bey Eigennamen Werth legt, groß seyn: so wird das Buch guten Absatz haben. Uebrigens sind die letzten Abtheilungen weniger umfänglich, damit der Preis des Buches nicht zu hoch würde. Sonderbar genug haben manche Recensenten einige Auslassungen von Namen gerügt, deren Aussprache durchaus kein Bedenken hatte, und daher natürlich ausfallen mußte.

X.

Dresden u. Leipzig, b. Arnold: Die Einführung der neuen städtischen Behörde und der allgemeinen Städteordnung in der Residenzstadt Dresden am 31 Mai 1832, beschrieben von C. Baumgarten-Crusius. 1832. 31 S. 8. (4 gr.)

Die Abhandlung beginnt mit dem Lobe der sächsischen Städteordnung, geht dann über zu der Einführung eines neuen Stadtraths und den Kategorien, welche die Städteordnung jeder städtischen Behörde beylegt, wobey der Vf. als Stellvertreter des Vorstehers mitwirkte. Man hielt statliche Reden, und der Vf. hat in einer lebendigen Sprache die Feier der Einführung der neuen Stadtverwaltung den Nachkommen im Andenken zu erhalten gesucht. Den Schluss macht das Programm zur Ordnung der Feier, die Rede des königl. Commissars, Hof- und Justiz-Raths v. Falkenstein, die Rede des Bürgermeisters Hübler, des Vorstehers der Communalrepräsentanten Eisenhuth, der den Communalgarden Dresdens bey dem Festmahle am 31 Mai 1832 von Hn. Baumgarten-Crusius ausgebrachte Toast und Tafelgesang bey dem Festmahle wegen Einführung der Städteordnung in der Residenzstadt Dresden.

X.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

P H I L O S O P H I E.

LEIPZIG, b. Schaarschmidt und Volkmar: *Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegels Abscheiden.* Nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systems der Philosophie. Von C. H. Weisse u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

„Nichts ist naturgemäßer, sagt Hr. W. ferner, als das an dem Beginne der Entwicklung theils der Philosophie überhaupt, theils besonderer Perioden dieser Entwicklung, die Form noch in dem Inhalte gleichsam verborgen liegt, und erst allmählich aus demselben herausgezogen wird. Paradoxer ist es, ja sonderbar und abentheuerlich muß es erscheinen, wenn umgekehrt die, bereits von dem Inhalte ausgeschiedene und in ihrer Selbstständigkeit erkannte, Form für den Inhalt selbst genommen wird, und zwar nicht für den ersten besten, sondern vorzugsweise für den höchsten und tiefsten Inhalt, für den absoluten Geist, für das Ewige und Göttliche. — Und dennoch läßt sich auch dies erklären und entschuldigen; entschuldigen nämlich mit der Eigenthümlichkeit jener Formen, welche sie zur Verwechslung, theils mit dem Inhalte überhaupt, theils mit dem absolut Geistigen und Göttlichen insbesondere, geeignet macht. Schon dies, daß diese Formen nicht bloß eine subjective Gültigkeit für das menschliche Denken und Erkennen haben, sondern sich als gültig für alles Seyn und Erkennen ohne Unterschied erweisen, giebt ihnen einen Schein von Selbstständigkeit und Objectivität der menschlichen Erkenntnis gegenüber, dergleichen für die gewöhnliche Verstandesansicht nur die Objecte der sinnlichen Anschauung und der geistigen Erfahrung besitzen. Was aber das Wichtigste ist: so wohnt ihnen ausdrücklich die Natur und Bestimmung des Absoluten, die Ewigkeit und Nothwendigkeit, in, sie erheben sich durch dieselbe über den objectiven Inhalt der gemeinen Erkenntnis, und flößen dadurch dieser Erkenntnis die Täuschung ein, als seyen sie etwas Höheres und Inhaltvolleres als diese Objecte: eine Täuschung, die nur allzuleicht von der gemeinen Erkenntnis in die philosophische oder Vernunft-Erkentnis selbst übergeht.“ Wie unreif ist es unter anderen zu sagen, daß die Platonische und Schellingische Philosophie philosophische Ausdruckweisen für den Inhalt selbst seyen, während doch in beiden der Inhalt nur in so weit zum Vorschein gekommen ist, als durch die Form sich die Idee manifestirte, und der Inhalt eben deswegen sich nicht hinreichend ent-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

faltete, weil die Idee die Form noch nicht so gewinnen konnte, wie sie z. B. nach Platon Aristoteles ausbildete, welcher in dem Grade dem Inhalte nach reicher ist, als die Form sich bey ihm tiefer durchgebildet hat. Wie unreif ferner zu behaupten, daß die Kategorien der Philosophie, wie sie in *Hegels* Wissenschaft auftreten, nicht eine bloß subjective Gültigkeit für das menschliche Denken und Erkennen haben, sondern sich als gültig für alles Seyn und Erkennen ohne Unterschied erwiesen, und daß dies ihnen doch nur einen Schein von Selbstständigkeit und Objectivität und zwar der menschlichen Erkenntnis gegenüber gäbe! Welche Ungereimtheit, von der Wahrheit durchdrungen zu seyn, daß den Kategorien ausdrücklich die Natur und Bestimmung des Absoluten, die Ewigkeit und Nothwendigkeit, inne wohne, und doch hinzuzusetzen, sie erheben sich bloß durch dieselbe über den objectiven Inhalt der gemeinen Erkenntnis, und flößen dadurch dieser Erkenntnis die Täuschung ein, als seyen sie etwas Höheres und Inhaltvolleres, als diese Objecte! Denn, um nur das Letzte zu erwähnen, ist diese Erkenntnis, welche der Vf. die gemeine nennt, eben nichts als die gemeine, so erkennt sie von der höheren, welche der Vf. im Sinne hat, nichts, und wenn sie getäuscht wird, so liegt der Grund dieser Täuschung in ihr selbst; ist aber die Erkenntnis nicht die gemeine, so kann sie in Bezug auf das, womit sie selbst identisch ist, keiner Täuschung ausgesetzt seyn.

Rec. hat sich länger bey dem Theile der Schrift aufgehalt, in welchem es sich zeigen mußte, ob der Vf. des Stoffes mächtig sey, über welchen er zu schreiben unternahm, und er that es nur, um nun ganz kurz seyn zu können. Es muß im Voraus gründliches Bedenken erregen, ob der Vf., welcher in dem Theile der deutschen Philosophie, der in seinem Buche zur Sprache gekommen ist, nicht die beste Kenntniss beurkundet, und gerade da, wo es auf die innigste Gedankenbildung ankam, keine Einsicht bewiesen hat, uns das Verhältniß des Publicums zur Philosophie mit philosophischer Wahrheit werde schildern können. Rec. muß rückhaltslos gestehen, daß er nichts gefunden hat, was durchaus wahr, sondern vieles, was sogar durchaus unrichtig ist. Wir heben hier nur das Eine heraus. Der Vf. hatte in Bezug auf das religiöse Element in dem *Schellingischen* System den wesentlichen Mangel gefunden, daß diese Philosophie nicht bis zu dem lebendigen, selbstbewussten, persönlichen Gott vorgedrungen sey. Wir lassen es für diesmal dahin gestellt seyn, in wiefern oder ob dies überhaupt

D d

wahr sey. Diesen Mangel hatte, sagt der Vf., die folgende Philosophie zu ergänzen. *Hegel* habe dies zu thun versucht dadurch, daß er „das Princip seiner Logik, nämlich die concrete Identität, an die Stelle der Gottheit gesetzt habe,“ (S. 29) oder, „daß er das Princip der Identität unmittelbar in seiner reinsten metaphysischen Abstraction für die höchste Einheit alles Daseyns ausgegeben, und an die Stelle des Begriffes der Gottheit zu setzen wagte,“ (S. 32) oder „daß er den reinen, von allem concreten göttlichen sowohl als menschlichen und weltlichen Inhalt entleerten metaphysischen Begriff geradehin für den Grund und die Substanz aller Dinge, für die Gottheit selber ausgab.“ (S. 46.) Hier stehen wir zunächst still, und fragen den Vf., wo er das gefunden, wo er das gelesen hat. Und hat er es nirgends gefunden, wie es denn auch nirgends zu lesen ist, sondern glaubt er es bemerkt zu haben, so nehmen wir ihm zuvörderst solches Bemerkten, solchen Glauben nicht, verwundern uns aber, wie man zu solchem Abschluß über einen Denker kommen könne, wenn man seine Schriften nicht etwa bloß von Außen betrachtet hat, und sprechen einem außerlichen Betrachter alle Kompetenz ab, über das Verhältniß unserer deutschen Nation zu dem religiösen Gehalte der neuesten Philosophie zu urtheilen.

Hr. *Weisse* hat seiner Schrift eine kurze Darlegung seiner Ansicht des Systemes der Philosophie angehängt, auf einigen dreißig Seiten. Die Kritik enthält sich bis dahin alles Urtheiles, wo das System nicht mehr im losen Schematismus, sondern ausgearbeitet und durch philosophische Form gebunden, vor ihr liegen wird.

S. i. E.

LITERATURGESCHICHTE.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Handbuch der Geschichte der abendländischen Literaturen und Sprachen*, insbesondere der italiänischen, spanischen, portugiesischen, französischen, englischen, holländischen, dänischen und schwedischen. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Meisterstücke. Im Verein mit literar. Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. W. Genthe*. I Band. Italiänische Literatur. 1832. 510 S. 8. (2 Thlr.)

Zu den Werken, welche Deutschland den wohlbegründeten Ruhm erhalten, die Kenntniß dessen, was andere Nationen auf diesen Gebieten geleistet, stets mehr ausgebildet zu haben, als irgend ein anderes Land der europäischen Republik, wird künftig auch das vorliegende gerechnet werden, wenn anders auf eine consequente Durchführung des entworfenen Planes, auf denselben Geist tüchtiger und getreuer Forschung, der diesen ersten Theil auszeichnet, und auf dieselbe würdige Darstellung zu rechnen ist, die uns diesen Proband einer allgemeinen Geschichte der abendländischen Literaturen zu einer so erfreulichen Erscheinung gemacht haben.

Der Plan zum Ganzen ist dahin entworfen, daß nach einem kurzen pragmatischen Geschichtsabriss jeder Literatur die Erläuterung und Belegung dieser

Geschichte durch eine Sammlung übersetzter Meisterstücke in chronologischer Folge, die poetischen von den prosaischen getrennt, neben einer kurzen Biographie der auf diese Art eingeführten Literatoren folgen soll. Bey diesem Plane sind auf die italiänische, französische und englische Literatur je zwey Bände zu 30 Bogen, für die spanische und portugiesische aber ein Band für die Prosaiker und ein zweyter für die Dichter gerechnet, der holländischen, dänischen und schwedischen Literatur aber ist gemeinschaftlich ein Band für Prosa und einer für Poesie gewidmet, und die provenz. Literatur soll als Einleitung zu der französischen behandelt werden. Die Bearbeitung selbst beginnt, wie billig, mit Italien, dem Stamm- und Mutterlande der modernen Literatur überhaupt, welches die in der Provence anbrechende Dämmerung zum vollen Tageslichte ausbildete. Von hier aus ist der Uebergang, materiell und organisch, leicht zu überblicken. — Diesem Plane kann unser Beyfall um so weniger fehlen, als er vollkommen begründet, schon an sich eine Probe von der umfassenden Sachkunde der Vff. liefert, und die Einsicht bewährt, die ihnen in den ganzen Umfang und in die eigentliche Bedeutung ihres Unternehmens beywohnen mußte. Dies Urtheil bestätigt sich denn auch sowohl durch das treffliche Vorwort des Herausgebers, wie durch die Behandlung des prosaischen Theils der italiänischen Literatur, welcher uns in diesem ersten Bande vorgelegt wird. Mit bescheidener Selbstschätzung verspricht der Herausgeber keine neuen Aufschlüsse und unerhörten Forschungen über die Schicksale der verschiedenen Literaturen; aber er gelobt, das Vorhandene mit Fleiß zu sammeln, gleichfern von Neuerungsucht und Schulweisheit, in einer klaren Uebersicht zusammenzustellen, charakteristische Züge durch treue Uebersetzungen dem Leser zur Anschauung zu bringen, welche besonders für die nordeuropäischen Literaturen nerschn seyn sollen, und auf diese Art, nicht sowohl ein Surrogat für das eigene Studium derselben, sondern vielmehr eine neue Aufforderung dazu und eine dankenswerthe Anleitung dabey zu liefern. Dies Versprechen, durch zweckmäßige angeordnete Fragmente die Idee des Ganzen zur klaren Ansicht zu bringen, und dabey durch Nachrichten und Uebersichten behülflich zu seyn, erfüllt er vollkommen, und löset so die von ihm selbst gestellte Aufgabe. Nach einem grösseren Lobe, als dies Anerkenntniß in sich schließt, ringt er nicht; denn er kennt vollkommen die Gefahren und die Irrthümer, zu denen die unglückliche Lust, Neues und Unerhörtes vorzubringen, so manches gute Talent schon verleitet hat. Hierin aber ist er vollkommen zu loben. Denn um nur bey einem Beyspiel stehen zu bleiben, zu welchem verworrenen und völlig nutzlosen Wortstreit hat z. B. der Altersrang der sicilianischen und provenzalischen Literatur nicht Anlaß gegeben, oder der Streit darüber, ob die italiänische Nationalsprache einem altrömischen Volksdialekt oder germanischen Einflüssen ihren Ursprung verdanke! Mit der Erörterung und Berichtigung dieses Meinungsstreites beginnt der Vf. seine Geschichte

der italiänischen Sprache. Seitdem *Celso Cittadino*, *L. Bruni*, *Bembo* und *Gravina* diese Hypothese zuerst aufstellten, hat der gelehrte *Maffei* noch im Ganzen die besten Beweise für ihre Begründung beygebracht. Er hat mit grossem Fleiß ein ganzes Idiotikon solcher Worte der neueren Sprache gesammelt, welche nicht der römischen Schriftsprache, sondern einem uns freylich wenig bekannten römischen Volksdialekt entlehnt sind, der sich von der Sprache der Gebildeten allerdings wesentlich unterscheiden mochte. Zu diesen Worten gehören beyspielsweise folgende: *strada* für *via*, *tonus* für *tonitru*, *ruffus* (*rossa*) für *ruber*, *essere* für *esse*, *vernus* für *hiems*, *avere* für *habere*, *testa* für *caput*, *menare* für *ducere*, *bellus* für *pulcher*, *grossus* für *grandis*, *caballus* für *equus*, *puta* für *puella*, *bucca* für *os*, *bramosus* für *cupidus*, *torta* für *placenta*, die Aussprache des *au* wie *o*, des *x* wie *ss*, des *b* wie *w*, des *mn* wie *nn*, des *us* wie *o*, der Gebrauch des Ablativus *fonte* für den Nominativ *fons*, *sole* für *sol* u. s. w. Allein was folgt aus diesem allem weiter, als das eben das römische Element im heutigen Italiänischen durch den Volksmund in die Schriftsprache übergang, das neue Princip des Wortbaues, der Syntax und der Denkweise überhaupt aber aus ganz anderen Quellen her darin einflös? Wer kann zweifeln, das dies neue Princip ein ächt germanisches war, wie die überall sichtbare schärfere Bezeichnung durch Artikel, Präpositionen und Hülfswörter, die Vereinfachung der Construction nach deutschen Consequenzen und die Unzahl germanischer Wurzelwörter im heutigen Italiänischen zur Genüge darthun? *Ap. Zeno*, *Tiraboschi*, *Fontanini* und *Muratori* haben diese richtigere Ansicht der Sache auch bereits zu einer vollkommen siegreichen erhoben, und es ist jetzt selten mehr die Rede von jener hypothetischen Abstammung des Italiänischen aus einem römischen Volksdialekt. — Die Abweichungen des neu entstandenen „*Romanzo*“ nach seinen Provinzen, und den endlichen Vorrang, den das „*Florentinische*“ über alle anderen gewann, erörtert der Vf. kurz und befriedigend. Die National-Eitelkeit italiänischer Sprachforscher leugnet zwar häufig den Einfluss, welchen die fortschreitende Entwicklung des provenzalischen Romanzo auf das Italiens ausübte: aber dem unbefangenen Blick ist dieser Einfluss dennoch unverkennbar. Es ist kein Beyspiel von einem älteren Gebrauch des italiänischen Romanzo zu poetischen Zwecken vorhanden, als die bekannten sicilianischen Sprachproben, (*Vincenzio* (*Cuillo*) *d'Alcamo's*, *Friedrich II.* und seines Sohnes *Manfredi* u. a.) und diese sind offenbar provenzalischen Vorbildern nachgeahmt. Was aber aus *Petrarch's* Briefen zum Beweise dafür angeführt wird, das von *Onesto* *Bolognese* und den *Sicilianern* schon in italiänischer Sprache gedichtet sey, beweiset durch den Zusatz: *ut fama est* eben, das keine Poesien dieser Art selbst zu seiner Zeit erweislich und bekannt waren. Vielmehr ist gewiss, das alle Vorgänger *Dantes*, *Franc. Barberino*, *Guido*, *Guido Cavalcanti*, *Guitone v. Arezzo*, *Cino v. Pistoja* u. a. nicht bloß das Provenzale als Muster ins Auge faßten, sondern selbst, so oft ihnen

der Ausdruck fehlte, diesen geradezu aus dem Provenzalen entlehnten, ein Einfluss, der um so unausbleiblicher wurde, als der Hof der Päpste vollends nach *Avignon* verlegt wurde. *Fontanini* (*Elog. Ital. pag. 38*) und *Creseimbeni* (*volg. poes. tom. 1 cap. 2*) erkennen diese Einwirkung auch geradezu an, und in dem Werke des *Ant. Baffero de la Crusca* ist sogar nachgewiesen, welche Worte, Formen, Redensarten und Sprichwörter das Italiänische aus dem Provenzalen entlehnt hat. — Der Fortschritt der Florentiner in bürgerlicher und sitzlicher Cultur am Schluss des 13ten Jahrh., vor allen aber der gigantische Geist *Dantes* war es, was den Sieg des florentinischen Dialekts über alle anderen Volksdialekte in Italien entschied. Die oben genannten Vorgänger, nebst *Dino Compagni* und *Malespini*, hatten diesen Sieg des „*Tuscum*“ (*volgar illustre*) vorbereitet, der durch die „göttliche Komödie“ unzweifelhaft wurde.

An dieser Stelle nun beginnt die „ästhetische“ Geschichte der italiänischen Literatur mit einer Charakteristik *Dantes*, *Petrarch's* und *Boccaccio's*, aus der wir, weil sie in der That trefflich ist, einige Züge entlehnen wollen, welche dem Leser von Darstellung und Behandlung, sowie von Wissenschaft und Urtheil des Vfs., zur Probe dienen mögen. „Religion, Liebe und Philosophie, zu einer Energie und Harmonie verschmolzen, die bis dahin unerhört war, schufen das kolossale Werk der „göttlichen Komödie,“ das als ewiges Grenzzeichen auf der Marke der alten und der neuen Zeit dasteht. Diese dreyfache Richtung, welche *Dante* dem staunenden Europa in seiner Person zuerst concentrirt zeigte, und welche ihn universal machte, war den Italiänern in ihrer Vereinigung zu imponant. Religion und Philosophie meinten sie für die Poesie entbehren zu können, oder wenigstens der erotischen Richtung unterordnen zu dürfen. So ward es constanter Charakter der italiänischen Poesie, der die Prosa gehorsam nachschlich, das Religion und Philosophie nur Aufwärterinnen des Eros blieben. Den Tribut für die Religion entrichtete der italiänische Geist in den Formen des Katholicismus . . . mit dem Bedürfnis des Denkens aber fand er sich in spitzfindigen Gedankenspielen ab, bey denen er unter unendlicher Variation der Ideen niemals zur Beharrlichkeit eines Ideals gelangte. Dies aber ist die kurze Skizze und der Charakter der gesammten italiänischen Literatur. Diese Abweichung von dem Streben *Dantes* bekundet sich schon in den beiden Männern, welche mit ihm das Triumvirat der italiänischen Poesie bilden, in *Petrarch* und *Boccacaz*, mit dem Unterschiede, das diese für Italien, *Dante* aber für die Welt Epoche machen. In seinem Gedicht, an das Erd' und Himmel die Hand legen, war der Inhalt seines, auch nach Aufsen, reichbewegten Lebens niedergelegt; aus der Liebe quoll es hervor, und nahm seinen Ursprung in der Region, wo diese zum Himmel hinaufwallt. . . — Wie klein dagegen ist der Liebeszauber in *Petrarch's* grübelnden Erotiken und in *Boccacaz* sinnlichem Glühen! In dem Grade aber, als Letzter den Ton traf, den mau in Italien gern vernimmt, und welcher durch

ihn der herrschende wurde, entfernte sich die italiänische Poesie von dem erhabenen Streben Dantes und seiner riesenkräftigen Schöpfung. So ward die italiänische Literatur erschaffen, in ihren ersten Anfängen bereits vollendet und fertig.“ — In derselben Weise nun durchgeht der Vf. die älteste Periode der italiänischen Literatur (meist nach *Tiraboschi's Storia della L. I.*), gedenkt Ricard Malespini († 1281), Dino Compagni, der *Cento novelle* aus Dantes Zeit, seines Lehrers Brunetti Latini, Giov. Villani und seiner *Cronica*; der profaischen Schriften Dantes, Franz. de Acolis, Ubertis und seines *Dittamondos*, der *Fiammetta* des Boccac, die er mit *Schlegel* für sein tiefstes und bestes Werk hält, weil sie eine höhere und *edlere* Individualität entwickelt, als das Decameron (dem sie jedoch, wie er hinzusetzen sollte, an poetischer Erfindungsgabe unendlich nachsteht), Sacchetti's, des Burchiello (um 1432) u. s. w., worauf er zu der *Comedia dell' Arte* übergeht. Wir können dem Vf. hiebey nicht durch einzelne Stadien folgen, und müssen uns begnügen, anzuerkennen, daß er, auf etwa acht Bogen, eine an treffenden Urtheilen so reiche, so fachkundige und organisch zusammenhängende Skizze der italiänischen Literaturgeschichte liefert, wie uns weiter keine bekannt ist. In dieser Arbeit sind einzelne Punkte, bey denen wir seinem Urtheil zu widersprechen Neigung fühlen; allein, da dieß nur auf eine Geschmacksverschiedenheit hindeutet, Stoff und Form seines Urtheils aber sich stets richtig und consequent erweisen, so enthalten wir uns billig dieses Widerspruchs, um vielmehr sein Verdienst als gewissenhaften Wegweisers anzuerkennen. Prägnanz und eine völlig organische Entwickelung sind die unverkennbaren Vorzüge dieser kurzen, aber inhaltreichen Uebersicht der italiänischen Lit. Geschichte, welche uns besonders in *dem* neu erscheint, was sie über die unverständige Verehrung *Boccaccios* und *Petrarchs* sagt, und über die verderblichen Folgen, die diese maßlose Verehrung für Ausbildung des profaischen, wie des poetischen Stils entwickelte. Doch eben diese unbeschränkte und der Prüfung sich überhebende Nachahmung und Verehrung lag ja wiederum im Volksgeiste, und war eben ohne eine totale Umwandlung desselben nicht zu ändern. Denn die Bedingungen, welche die Literatur und die Kunst irgend eines Volkes *so* oder *so* gestalten, sind, unserer Meinung nach, als durchaus nothwendige und unabänderliche anzusehen, und es ist daher auch ein unstatthafter Irrthum vieler Lit. Historiker, dem Beyspiel eines Vorbildes, oder irgend einem *besonderen* Umstande, das gesammte Schicksal dieser oder jener Kunstbestrebung in einem Volke zuzuschreiben. Von einem solchen Irrthume erhält sich der Vf. frey; vielmehr bemüht er sich, die Schicksale der italiänischen Literatur aus allgemeinen Zuständen und Anlagen des ganzen Volks zu entwickeln. In dieser Art leitet er z. B. die vielen verschiedenen

Gattungen des Burlesken, an dem die italiänische Literatur des 17ten Jahrh. so reich ist, aus der allgemeinen Neigung des Volks zur carrikirenden Verspottung ganz richtig her, und macht auf die ihres Unsinns wegen wirklich merkwürdigen Erscheinungen in dieser Gattung wiederholt aufmerksam. Die *Poesia pedantesca, contadinesca, boscareccia*, die *trottole* u. a. dergl. sind der italiänischen Poesie in der That fast ausschließlich eigen, und wir möchten Crescimbeni's hartes Urtheil gegen sie nicht eben gern unterschreiben. Der Literatur bringen sie freylich keine besondere Ehre, aber eine wahre und ächte Lebenslust malt sich doch und oft ergötzlich genug in ihnen, wie z. B. in der *Tancia* des Buonarotti anerkannt werden muß. — Was die italiänische *Prosa* vorzüglich zurückhielt, scheint uns der Vf. nicht entdeckt zu haben; es war der gleichzeitige Gebrauch, und die unglückliche Neigung zur Nachahmung des lateinischen Wortbaues mehr, als die der freylich gedehnten, aber stets durchsichtigen und klaren Perioden Boccaccios. Die Prosa der Italiäner wird nicht eher eine leichte, fließende Gestalt annehmen, als bis man alle Erinnerung an den lateinischen Phrasenbau durchaus verloren hat. Die neuesten Bemühungen *Manzonis* u. a. Romantiker hätten hier eine besondere prüfende Rücksicht verdient. Für die *poetische* Blüthe scheint uns die Jahreszeit in Italien so ziemlich vorüber zu seyn; allein wir vertrauen, daß für einen glücklichen Gebrauch der Sprache in der *Prosa* der Lenz in eben diesem Lande gekommen seyn wird. Eben für diese neueste Umgestaltung der Dinge in Italien ist der Vf. jedoch nicht so ausführlich, als wir gewünscht hätten. *Manzoni* ist fast der einzige Literator, von dem er Proben oder Nachricht giebt, da auch *Lanzi* nun zu den Verstorbenen gehört.

Die Uebersetzungs-Proben, die von kurzen Lebensbeschreibungen und literarischen Andeutungen, über ihre Vff. begleitet sind, vereinigen Treue mit den Forderungen des Geschmacks. Sie lassen nichts Billiges zu wünschen übrig, und erwecken die Hoffnung, daß der geschickten Hand des Uebersetzers auch eine entsprechende Uebertragung der poetischen Musterstücke, welche der nächste Band liefern soll, gelingen werde. — Darauf, ob diese Hoffnung nicht täuscht, kommt für jetzt alles an. Wird sie erfüllt, so genügt dieß umfassende Unternehmen allen den Erwartungen, die es bey uns erregt hat; es ist dann im Stande, da vorzugsweise noch *unübersetzte* Werke zu Proben auserwählt sind, dem der Sprache unkundigen Literaturfreund Ersatz, dem Kundigen Anleitung und Anregung zu weiteren Studien, *Allen* aber eine lehrreiche und anziehende Lectüre zu gewähren.

Der Druck ist sorgsam und fehlerfrey, das Papier jedoch könnte besser ausgewählt seyn.

W. V. L.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

LITERATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Goethe in seiner praktischen Wirkksamkeit*. Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12 September 1832 von Friedrich von Müller. 1832. 46 S. 8.

Ueber *Goethe's* Genialität ist viel gesprochen und geschrieben worden. Aber geniale Menschen schweifen leicht über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus; im Gefühl ihrer geistigen Ueberlegenheit verschmähen sie oftmals die eng gezogene Schranke bürgerlicher Ordnung, und einer einseitigen Richtung aufs Ideelle hingegeben, das Studium der wirklichen Welt und ihrer Anforderungen. Wer *Goethen* nicht genauer zu kennen Gelegenheit hatte, ist wohl geneigt, ihn in die Classe jener Menschen zu setzen. Aber in ihm finden wir von seiner Jugend an zwey oft sich widerstrebende Eigenschaften innig verschwistert: eine überschwenglich productive Phantasie und einen kindlich reinen Naturfinn, dem überall ein Lebendiges begegnet, und der überall thätig ins Leben einzugreifen strebt.

Von dieser Seite *Goethen* darzustellen, und dessen praktische Wirkksamkeit hervorzuheben, welche man seither bey der Betrachtung seines so reichen Lebens viel zu wenig berücksichtigt hat — dies ist der Zweck dieser Schrift, deren Vf. nicht bloß durch eine lange Bekanntschaft mit dem Verewigten vorzüglich berufen war, ein Wort über Ihn öffentlich zu sprechen, sondern der auch durch scharfe und feine Beobachtungsgabe, durch ungetrübte Ansicht der Gegenwart und der Vergangenheit, durch anziehende Darstellung und ein seltenes Rednertalent diesen Beruf auf das würdigste zu erfüllen verstand.

Denn einer Rede freylich mehr, als einer Vorlesung, gleicht diese Schrift, man mag nun auf die hie und da (z. B. S. 22. 23 u. a. a. O.) mit oratorischer Amplification verbundene Ausführung des Gegenstandes, oder auf den blühenden, mit allen rhetorischen Zierden reichlich versehenen Vortrag Rücksicht nehmen. Wir sind aber weit entfernt, dem würdigen Vf. daraus, daß er auf dem Titel eine *Vorlesung* verhiess, einen Vorwurf machen zu wollen, da wir wohl wissen, wie leicht die ehrwürdige Versammlung, vor welcher er auftrat, zu einem höheren Ton begeistern kann, und wie gerade dieser Ton vor solchen Zuhörern und vor solchen Theil-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

nehmern sich als der schicklichste und geeigneteste rechtfertigt.

Haben wir sonach den rechten Standpunct gefunden, aus welchem diese lehrreiche Schrift zu betrachten ist: so wird es keiner weiteren Entschuldigung bedürfen, daß der Vf. nicht durchaus den chronologischen Faden einer Biographie verfolgte, daß er *Goethe's* Leben nicht vollständig aus dem von ihm gewählten Gesichtspuncte auffalste, sondern mehr rhapsodisch, und ohne strenge Zeitfolge, einzelne Züge heraus hob, in denen sich vorzüglich dessen praktische Wirkksamkeit recht anschaulich ins Licht setzen liefs.

Wenn wir demnach in dieser Hinsicht dem Vf. in unserer Anzeige folgen, so geschieht es nicht sowohl, weil auch uns dadurch die Anzeige selbst erleichtert wird, sondern vorzüglich in der Hoffnung, derselben auch für ein gemischtes, lehrreiche Unterhaltung mehr, als tiefe psychologische Entwicklung, suchendes Publicum ein größeres Interesse zu geben.

Der Vf. geht davon aus, wie *Goethe* schon als talentvoller Knabe, durch das emsige Lebensgewühl seiner gewerb- und handelsreichen Vaterstadt angezogen, sich leicht in die Zustände Anderer zu finden wufste, wie er jede besondere Art menschlichen Daseyns mitzufühlen, und den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen Begriff, Bedingung und technischen Vortheil abzugewinnen suchte. Mit Beharrlichkeit strebte er, sich jede imposante Naturerscheinung zu enträthseln, und was er erblickte, ward ihm alsbald zum Bilde. Wie er es mit Wärme in sich aufnimmt, will er auch äußerlich es wieder hervorbringen und darstellen; das Zeichnen — diese stillichste aller Fertigkeiten, wie er sie späterhin einstant nannte — wird ihm zum Organ seines Verständnisses mit der Natur, zur symbolischen Sprache für innere Anschauungen. In der Seele des Jünglings begründet nachher jeder bedeutende äußere Anlaß ein tiefes Gefühl der großen Wahrheit, daß alle Kunst durch klare Naturanschauung bedingt ist; und wie verführerisch auch dem durch seine ersten Productionen berühmt gewordenen Dichter das Bild eines ungebundenen Dichterlebens erscheinen mochte, so fühlte er doch gar bald, daß er vor allem einer würdigen Stellung im bürgerlichen Leben bedürfe, und daß der Dichter nur um so freyer und reicher schafften und gestalten könne, je breiter die Unterlage praktischer Wirkksamkeit und Erfahrung sey, auf die er sich stütze. Der ehrenvolle Ruf nach Weimar und

E e

sein alsbaldiger Eintritt in den Staatsrath eines regierenden Fürsten öffnete ihm dieses schöne Feld praktischer Wirkksamkeit.

Was ihm der befreundete Fürst ward, dem er nun „Neigung, Liebe, Vertrauen“ und volle Freyheit, der Neigung zu folgen, verdankte; was Er dem geistesverwandten Fürsten geworden, ist zwar allbekannt, wird aber in dieser Schrift noch einleuchtender durch ein paar von Hn. v. M. mitgetheilte Briefe, in denen der Günstling von Rom aus sein dankbares Gefühl zart und innig, dabey aber mit edlem Selbstgefühl, gegen den geliebten Fürsten ausspricht. „Wie Sie mich (so schreibt er ihm unter Anderem) bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: *Herr! Hier bin ich, mache aus deinem Knechte was du willst!*“

So wohlüberlegten Wünschen ward freundliche Erfüllung zu Theil: *Goethe* konnte nach seiner Rückkehr aus Italien sich lediglich nach seiner Neigung bald den Mufen, bald einzelnen Zweigen praktischer Wirkksamkeit widmen, wie der Genius es ihm eingab.

Der Vf. führt diese einzelnen Zweige auf, und zeigt einrichtsvoll, wie die Betreibung derselben sich immer wieder in dem Zauberkreise der Kunst hielt, der den Dichter angezogen hatte, und mit seiner Liebe zur Natur in Verbindung stand. So sieht man *Goethe* seine botanischen Forschungen treiben, welche ein fröhliches Jagdleben zuerst angeregt hatte; so ward in ihm der höhere Sinn für Mineralogie und Bergbau, für Osteologie und vergleichende Anatomie geweckt und ausgebildet; so begründete er viele Jahre hindurch seine Theorie der Farben, von deren Richtigkeit er (wie auch Rec. mehrmals von ihm gehört hat) so fest überzeugt war, daß er nicht zweifelte, sie werde dereinst, als die einzig wahre, allgemeine Anerkennung finden; so waren seine näheren Verhältnisse zu der Akademie Jena, um deren Museen und botanischen Garten er sich hohe Verdienste erworben hat; so die Uebnahme der Direction des Weimarer Hoftheaters, die Oberaufsicht über die freye Zeichenschule zu Weimar u. s. w. Diese unvergängliche Liebe zum praktischen Wirken schlingt sich durch das ganze Gewebe seines Lebens hindurch; sie schärft sein Auge für jede äußere Erscheinung, und leitet immerfort die oft unruhige Thätigkeit seines Geistes zum Realen hin. Und sowie er auf der einen Seite die Bedeutung und den Werth des Lebens zu würdigen verstand, so schwebte ihm auf der anderen fortwährend die große Wahrheit vor der Seele, daß, um das Möglichste zu leisten, man sich vor jedem

falschen Streben nach dem Unmöglichen, Unerreichbaren, vor jeder Zerfspaltung seiner Kräfte und Gefühle sorgfältig zu hüten habe.

Ueberhaupt aber war es für *Goethen* Bedürfnis, von jedem noch so heterogenen Zustande einen deutlichen Begriff zu gewinnen, und die unglaubliche Fertigkeit, mit der er jedes Ereignis, jeden persönlichen Zustand in einen *Begriff* zu verwandeln wußte, ist wohl als das Hauptfundament seiner praktischen Lebensweisheit anzusehen, und hat sicher am meisten beygetragen, ihn, den von Natur so Leidenschaftlichen, so leicht und tief Erregbaren, unter allen Katastrophen des Geschicks im ruhigen Gleichgewicht und in gleicher Thätigkeit zu erhalten. Indem er stets das Geschehene, Einzelne, sofort an einen höheren allgemeineren Gesichtspunct knüpfte, in irgend eine erschöpfende Formel aufzulösen suchte, streifte er ihm das Befremdliche oder persönlich Verletzende ab, und vermochte nun es in der Form naturgemäßer Gesetzmäßigkeit ruhig zu betrachten, ja als ein Geschichtliches, gleichsam nur zur Erweiterung seiner Begriffe Erscheinendes, zu neutralisiren. Wie oft äußerte er: „Das mag nun werden, wie es will, den Begriff habe ich weg; es ist ein wunderlicher complicirter Zustand, aber er ist mir nun doch völlig klar.“

Aus dem Allen erklärt sich auch so Manches, was *Goethen* oft vorgeworfen worden: z. B. daß er an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes so wenig Interesse genommen, daß er in gewissen Momenten patriotischen Aufschwunges seine Stimme nicht erhob, ja der Entwicklung freysinniger Ideen nicht selten abhold erschienen hat. Es lag (sagt der Vf. S. 25) allerdings nicht in seinem Naturell, nach einer politischen Wirkksamkeit zu streben, deren Vorbedingungen seinem Lebenskreise nicht zusagten, deren Folgen seinem Blicke nicht ermeßbar waren. Von der Höhe seines Standpunctes erschien ihm die Geschichte nur als ein ewig wiederholter, ja nothwendiger Kampf der Thorheiten und Leidenschaften mit den edleren Interessen der Civilisation; er kannte zu gut die Gefahren oder mindestens zweydeutigen Erfolge unberufener Einmischung, er wollte das reine Element seines Denkens und Schaffens nicht durch die wirren Erscheinungen des Tages trüben lassen, und noch weniger sich zum Wortführer irgend einer Parthey aufwerfen, wenn gleich *Gall* das Organ des Volksredners in höchster Ausbildung an ihm entdeckt haben will. — Er war überzeugt, daß dem Menschen weniger von Außen, als von Innen heraus zu helfen sey, und daß ein reines tüchtiges Wollen sich in jeder Form staatsbürgerlicher Existenz Bahn zu machen und nützlich zu wirken vermöge. In diesem Sinne hielt er fest an Ordnung und Gesetzmäßigkeit, als an den Grundpfeilern bürgerlicher Wohlfahrt, und nur alles dasjenige, was den stetigen Fortschritt sittlicher und geistiger Ausbildung, geregelter Benutzung der Naturkräfte aufzuhalten und zu verkümmern, die edelsten Güter des Daseyns dem wilden Spiele ungezügelter Leidenschaften, der Herrschaft roher Maf-

sen preiszugeben drohete, war ihm das wahrhaft Tyrannische, Freyheitvernichtende, durchaus Unerträgliche. Und in diesem Sinne hat er allerdings in Wort und Schrift immerfort zu wirken gestrebt, ermahnt, belehrt, ermutigt und beruhigt, das Falsche, Naturwidrige, Gemeine in seiner Nichtigkeit dargestellt, edlen Geistern sich thätig angeschlossen, und jene höhere Freyheit des Gedankens und vernünftigen Wollens standhaft behauptet, die den Menschen erst zum Menschen macht.“

Ungern versagen wir uns das Vergnügen, des Trefflichen und Treffenden mehr aus dieser Schrift auszuheben; ja vielleicht haben wir schon zu viel mitgetheilt, da unser Zweck war, nur zum Lesen derselben anzureizen, nicht durch Auszüge sie allenfalls entbehrlich zu machen.

Doch können wir versichern, daß dem Leser noch immer Nahrung und Unterhaltung genug in dem Buche vorbehalten ist, vorzüglich auch durch so manche hier zuerst bekannt gemachten, schriftlichen Herzensergießungen *Goethe's* an seinen vieljährigen und vielgeliebten Freund *Zelter*, welche den Wunsch einer wohlgeordneten Sammlung sämmtlicher, dem Publicum mittheilbarer Briefe des Verewigten von Neuem erwecken. Auch einzelne Maximen und Selbstbekenntnisse, welche *Goethe* oft bey seinen Vertrauten im Munde führte, sind hier und da eingewebt, goldene Worte eines Weisen, der den Menschen und das menschliche Leben durch lange Beobachtung sehr genau kannte. Wir wollen zum Schluss unserer Anzeige nur drey ausheben. S. 32: „Es giebt nur zwey Wege, hörte ich ihn oftmals behaupten, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf, und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden, und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es gerathener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, störet, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können.“ — S. 33: „Der Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nutzen weiß.“ — S. 35: „In den hundert Dingen, die mich interessiren, äußerte er zuweilen, constituirt sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken.“

Uebrigens ist auch die Außenseite dieser Schrift dem inneren Gehalt angemessen.

N. v. G.

PENIG, b. Sieghart: *Das Büchlein von Goethe*. Andeutungen zum besseren Verständniß seines Le-

bens und Wirkens. Herausgegeben von *Mehren*, die in seiner Nähe lebten. 1832. X und 140 S. kl. 8. (15 gr.)

Leider bestätiget dieses Büchlein von Neuem den unserer Nation oft gemachten Vorwurf, daß bey ihr nichts Seltenes sey, die größten Männer, denen sie ihren Ruhm und Glanz, auch im Auslande, verdankt, von den Zeitgenossen verkannt, oft gar gemißhandelt zu sehn. Der oder die Verfasser (ein gleichförmiger, durchs Ganze herrschender Ton scheint nur Einen zu verrathen) versichern zwar (S. 119), sich streng bekliffen zu haben, so *unparteyisch* und so *discret* wie möglich zu seyn; sie führen sogar den ruhigen Ton des Büchleins als Beweis dafür an, daß sie „keine verwerfliche Absicht“ antrieb, diese Schrift herauszugeben, welche (wie sie sagen) „die Frucht langer und ernster Betrachtungen“ sey. „Was uns dazu trieb (fragen sie sich selbst S. 118), diese Blätter zu sammeln und drücken zu lassen? *Goethe* ist eine so überaus bedeutende Erscheinung, und sein Leben mit allen Umgebungen desselben hängt so genau mit unserem deutschen *Volksleben* (?) zusammen, daß der geringste Beytrag zur Verständlichung und Verdeutlichung immer mehr Lob als Tadel verdient, sobald er aus *reiner Quelle* fließt.“ — Weit entfernt, über die Reinheit der Quelle absprechen zu wollen, erkennen wir gern das schriftstellerische Talent, die Gewandtheit und anziehende Lebendigkeit des Vortrags an, welche sich in diesem Büchlein geltend zu machen weiß; wir erblicken eine Auffassungsgabe, welche den gegebenen Stoff zu dem gewählten Zwecke sinnig zu benutzen versteht: aber verhehlen können wir es nicht, daß in dem allerdings ruhigen Tone überall sich Tadelfucht, oft Hohn, verkündet, daß der Mangel an Discretion bey einem Schriftsteller, dem man nicht Unkunde des Schicklichen zuschreiben kann, einen unabweislichen Verdacht der Parteylichkeit erregt. Oder ist es discret, ein ganzes Capitel mit Häuslichkeiten, die des Verstorbenen Gattin betreffen, anzufüllen, und sogar Scenen, welche mit der „hoffnungsvollen akademischen Plebs in Jena“ (wie der Vf. seine damaligen akademischen Commilitonen nennt, S. 32) zusammenhängen, recht *con amore* auszumalen? Zeugt es von Discretion, ja nur von Schönnung, wenn der Vf. das letzte Wort, das *Goethe*, als dem schon brechenden Auge das verdunkelte Zimmerlicht schmerzlicher aufstiel, vor den Tiefbekümmerten aussprach: „damit mehr Licht hereinkomme,“ und die letzten Gesticulationen des Sterbenden folgendermaßen persiflirt: „*Goethe* aber, der die Erde festhielt, wie Keiner, verlangte nur mehr irdisches Licht in seinen letzten Augenblicken. — Hell hat er stets alles Irdische angeschaut, bis zum letzten, und sein Auge blieb ungeschwächt und ungetrübt bis zum Abschiedshauch; aber er sah immer sich zuerst und am klarsten, und eben deshalb blieb ihm kein Glanzpunct und keine Schwäche an den anderen Objecten, die er vor seine Sinne brachte, verborgen; auf diese deutete er mit erhobenem Finger, während seine

Linke schützend die Parallellstellen am eigenen Körper deckte, oder Schatten und Licht für die Schönheiten künstlerisch milderte oder hob.“ — Wie stimmt mit dieser unwürdigen Charakteristik zusammen, was *Goethe* selbst im aufrichtigsten Geistes- und Herzens-Tausch noch im J. 1830 seinem treugeliebten *Zelter* schrieb: „Hierin bekräftigt mich das Wort jenes Alten: Ich lerne immerfort, nur daran merk' ich, daß ich älter werde. Darf ich mich doch nicht beklagen, da mir noch der Sinn bleibt, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen. Friede mit Gott! und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen!“ (*Goethe in s. prakt. Wirksamkeit v. Müller*, S. 43.) Doch der Vf. hat überall, auch wo er Rühmliches erwähnt, und sich selbst zum Lobe steigert, dennoch deutlich ausgeprägt, was in seinem Inneren lag: *si non qua nocuissim, mortuus essem*; und dies nicht bloß, wo er von *Goethe*, sondern auch wo er von dessen Umgebung spricht. Die im Ganzen wohlgeungene Schilderung von *Goethe's* Aeußerem schließt z. B. (S. 16) mit folgenden Worten: „Eine wahrhaft antike Ruhe herrschte in seiner ganzen Erscheinung vor; ich sah einmal den modern-eiteln *August Wilhelm v. S* — ihm gegenüber; es war — als ob ein gelecktes Bologneserhündchen um eine edle Dogge herumspänge und kläffte. Um Beide schlang sich damals ein Kranz von Blumen und schwarzen Krähen (?), und jener Abend mit seinen Contrasten wird vielleicht noch Manchem erinnerlich seyn.“ — Man findet oft Veranlassung, zu bedauern, daß der Vf. neben guten und feinen Bemerkungen die auffallendsten Ungerechtigkeiten über *G.* vorbringt. Wir rechnen dahin, was er S. 72 ff. über *Goethe als Dichter* sagt, wo er in dessen Poesien drey Perioden unterscheidet und sinnreich absondert, am Ende aber folgendes unerwartete Resultat aufstellt: „*Goethe* ist eigentlich kein Genie nicht allein nicht zu nennen, sondern er ist es wirklich nicht, aber das ausgebildetste Talent, welches die Geschichte der geistigen Fortbildung unter den Menschen aufzuweisen hat. Eine neue Bahn hat er nirgends gebrochen, weder für ganz Neues, noch für schon Belichendes, das durch ihn eine durchaus und gänzlich neue Richtung erhalten hätte“ u. s. w. Um dies und Aehnliches begreiflich zu machen, läßt der Vf. es sich sehr angelegen seyn, nachzuweisen, wie *G.* fremde Stoffe zu seinem Eigenthum gemacht habe, und liefert daher (wiewohl dies eben nicht unbekannt war) S. 100 ff. einen Abdruck des französischen Volksliedes, welchem das vortreffliche *Goethische* Gedicht: *Der Müllerin Verrath*, seine Entstehung verdankt. Wohl möchte man fragen: Nahn *Shakespear* den Stoff zu seinem schönsten tragischen Gedicht aus sich selbst, und durfte er ihn gleichwohl durch die Art, wie er ihn behandelte, nicht sein nennen? Und wie viele Fragen ähnlicher Art, auch bey den Alten, ließen sich aufwerfen! — Bey der Art übrigens, wie der Vf. uns *Goethen* darzustel-

len sucht, versteht es sich beynahe von selbst, daß er *Schillern* in jeder Hinsicht über *Goethen* stellt (S. 44. 117), daß er von den Gegnern des letztern vortheilhaft urtheilt, und selbst dem schmähfüchtigsten derselben (S. 112) „Redlichkeit und Geist“ zuschreibt, überhaupt aber mit Liebe jedes Ereigniß in Weimar auf faßt (z. B. S. 48), und selbst aus anderen Büchern abdrucken läßt (S. 121 ff.), wodurch *Goethe's* Namen und Rufe irgend ein vermeintlicher Makel anhaftet. — Die statt einer Vorrede dem Büchlein vorgesetzte *Canzone* ist flüchtig hingeworfen mit einem den Improvisatoren gewöhnlichen Leichtsinne in Gedanken und Darstellung.

M. M.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, b. Hoffmann: *Herr und Diener*. Eine Erzählung aus den mitgetheilten Papieren eines Freundes. Von *L. Hruße*. 1ster u. 2ter Bd. 1832. 596 S. 12.

Nichts Criminelles, noch Geisterhaftes, aber vortreffliche Charakterbilder, zumal das eines Fürsten, der sich einbildet, die weltbürgerlichen Ansichten, die am Schlusse des 18ten Jahrhunderts in Umlauf waren, zu hegen und zu besitzen, der seiner selbst willen geliebt seyn will, um einen chimärischen Begriff von Freundschaft zu verwirklichen, kein Opfer scheut, und bey alledem stolzer auf seine Fürstenrechte, als auf die des Menschen ist, der keines seiner Standesvorurtheile abgelegt hat, jedoch unter einem artigen Fremdnamen die lieben Schoofskinder, die er vertrieben wähnt, durch ein Nebenpörfchen wieder einführt. Nächst ihm ist der Charakter seines Günstlings, eines selbstlichen Höflings, kein albernes entmenschetes Zerrbild, am fleißigsten ausgeführt. Herr und Diener, Freunde in höchster, reinsten, und doch erreichbarer Potenz, ziehen durch die milde Gediegenheit ihrer Gefinnung und ihres Handelns an. Die Frauen sind untergeordnet, die ältere ist gut entwickelt; es wird dargeithan, wie sie vermittelt Eitelkeit, Leichtsinne und Trotz sich eben sowohl verführte, als durch Andere es wurde; die jüngere hat den Reiz jugendlicher liebender Unschuld.

Ogleich keine seltsamen Ueberraschungen, keine abentheuerlichen Ereignisse dieser Erzählung *haut gout* geben, so spannt sie doch bis zuletzt; im Plan und in den Betrachtungen spürt man das Walten der Nemesis; durch das, was er frevelte, sinkt der Schlechte; und er darbt an Herzensruhe mitten im Glück.

Der Vf. scheint anzunehmen, als habe zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland noch Leibeigenschaft geherrscht, die einzige Meinung, worin Rec. ihm nicht beypflichten kann, und die er als einen misfalligen Punct in der Erzählung bezeichnen muß.

Vir.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

M U S I K.

ESSEN, b. Bädeker: *Erste Wanderung der ältesten Tonkunst*, als Vorgesichte der Musik oder als erste Periode derselben, dargestellt von *Gottf. Wilh. Fink*. Mit acht Kupfertafeln. 1831. 271 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. hat für die Geschichte der Musik, besonders in ihrer ersten Epoche, bereits so manches Achtbare geleistet, daß man wohl etwas Außerordentliches von ihm erwarten durfte, wenn er dieses Thema noch einmal aufzunehmen der Mühe werth fand. Und in der That ist das vorliegende Werk geeignet, dem gesammten historischen System in der Musik eine neue Gestalt zu geben, eben so sehr durch die neuen, von ihm zuerst aufgestellten geschichtlichen Daten, als durch die überraschende Verbindung, in welche er dieselben unter einander bringt, und durch die Schlüsse, welche daraus hergeleitet werden. Es scheint demnach nöthig, von dem Ideengange des Vfs. wenigstens eine gedrängte Skizze vorzulegen, welcher sich unsere etwanigen Zweifel und Ausstellungen anschließen mögen.

Zuerst weist der Vf. der Nachforschung nach der ältesten Ausbildung der Musik, als einer Kunst, ein Gebiet an, das man bisher fast allgemein vernachlässigt hat. Alle bisherigen Lehrer der Geschichte der Musik beginnen ihre Untersuchung mit den Aegyptern und den Hebräern. Der Vf. hielt sich überzeugt, daß beide Völker, ihren nationalen Anlagen und ihrer äußeren Geschichte nach, nicht füglich Erfinder in der Musik seyn konnten. Er wendet daher seine Forschung nach der ältesten Musik zu zwey anderen Völkern hin, welche ihm eher, als jene, auf den Rang des Alters, und weil sie wohl im Besitz derjenigen Bedingungen seyn mochten, welche die Musik überhaupt ins Leben rufen (äußere Ruhe und eine gewisse Gemächlichkeit der Existenz), auch auf den Ruhm der Erfindung in dieser Kunst Anspruch zu haben schienen — mit einem Wort, auf die *Chinesen* und die *Hindu* hin. Dieser neue Gedanke ist ein höchst glücklicher, und er bewährt sich bey dem Vf. als ein äußerst fruchtbarer. Was hat in der That die Untersuchung über die alte Musik der Hebräer, Phönicier und Aegypter bisher an den Tag gebracht? Fast Nichts — es sey denn, daß dieses für etwas gelte, daß jeder Einsichtige ahnete, alle diese Völker wären höchst wahrscheinlich nur Nachahmer, nicht Erfinder, eines ihnen von Außen her

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

übergebenen Systems. Anders mußte es sich von Hause aus bey dem so durchaus abgeforderten Volke Chinas verhalten; wenigstens war so viel zuverlässig, daß man hier ein ursprüngliches, selbstständiges, nicht entlehntes oder überkommenes System erwarten konnte.

Wir haben hier nur Raum für die Resultate des Vfs.; aber wir bekennen gern, daß seine Beweisführung, seine Art, zu sehen, zu prüfen, zu schließen und darzustellen, uns mit Hochachtung für sein reiches Wissen, und mit Dank für seine mühevollen und überzeugenden Darstellung erfüllt haben. Um die Wahrheit ist es ihm wahrer Ernst, und er opfert eine glänzende Hypothese ihr so lange willig auf, bis jeder Zweifel auch aus seiner Seele geschwunden ist.

Die überraschenden Resultate seiner ersten Forschung aber sind in gedrängter Uebersicht folgende, für die Geschichte der Musik ganz neue Daten.

Das erweislich älteste Musiksystem (die älteste Tonleiter) finden wir bey den Chinesen; und da es fast gleichzeitig bey den Hindus sichtbar wird, so bleibt im Zweifel, welches dieser beiden Völker (welche zu der hier in Frage kommenden Zeit enger mit einander verbunden waren, als späterhin) der Lehrer des anderen sey. Aus allgemeinen Gründen ist der Vf. jedoch geneigt, den Chinesen die Priorität einzuräumen, als dem Volke, das eher zu einer feststehenden Staatsordnung, zu äußerer Ruhe gelangte, und dessen charakteristische Anlage, Selbstvertiefung, grübelnder Sinn und Abgeschlossenheit, mehr zur Musik hinwies, als der heitere, mehr äußerliche Hindu dazu von vorn herein aufgelegt erscheint. Indes getraut sich der Vf. nicht, seine Vermuthung als erwiesen auszusprechen. Welches von beiden Völkern nun auch dem anderen vorausging, so ist so viel gewiß, daß nicht bloß die ältesten Tonwerkzeuge beider, sondern auch ihr musikalisches System dasselbe, und zwar ein so besonderes ist, daß wir durchaus auf eine uralte Uebertragung von dem einen auf das andere Volk zurückschließen müssen. Dieses beiden Völkern gemeinschaftliche älteste Tonsystem besteht nun in einer rhythmisch-melodischen durchaus nicht harmonisch angewendeten Tonleiter aus fünf Tönen, Secunde, Terz, Quinte und Sexte, mit ganzlichem Mangel der Quart und der Septime; oder z. B. F als Grundton angenommen, aus f, g, a, c, d, f, g, a u. s. w., durch jede Umlegung der fünftönigen Scala. Von einer harmonischen Begleitung der Melodie, in unserm Wortverstande, ist nirgend die Rede; eben so wenig paßt unsere Tacttheilung auf dies bloß declamatorisch-rhythmische System, dessen Tonfall

F f

allein von dem Wortklange, der Vocallänge, der Betonung entschieden wird. Wiewohl unser zwölftöniges System dem daran gewöhnten Ohr nun leicht als das einzig natürliche erscheint, so ist doch nicht zu verkennen, wie jener uraltesten Tonleiter nicht bloß ein entschiedener Charakter und eine eigene Schönheit zukommt, sondern es scheint sogar eine eigene Tiefe der Empfindung, eine ganz besonders ansprechende Melodie schon in der bloßen Tonleiter dieses Systems zu liegen. Wir fordern Jeden auf, dies unbefangene zu prüfen, nachdem er diese Tonleiter mehrere Mal durchgespielt hat. Es ist, als machte sie die Harmonie entbehrlich, indem sie das Ohr auffodert, sie für sich zu ergänzen; es ist, als hörte man die Klage der Hirtenflöte, als sey dies Tonsystem geschickter, Sehnsucht und Selbstvertiefung auszusprechen, als unser vollendetes, als eröffne es der Phantasie mehr Spielraum, wie das unsere u. s. w., oder als müßte der einsame Bergwanderer gerade diese Töne für sich auswählen, während Quart und Septime einer ihm ganz fremden Welt anzugehören scheinen. — Doch wie dem auch sey, das älteste — ja, wie der Vf. glaubt, das ganze asiatische Tonsystem, kannte keine andere, als diese fünftönige Scala, ohne harmonische Begleitung und ohne Tact. Zunächst lehrt das heilige Buch der Hindu, die Sama, folgende sechs Tonweisen:

Maravi: c. d. e. g. a.

Dhanyasi: a. c. d. f. g.

Bhairavi: eben so.

Medhyamadi: d. a. g. a. c. und

Velavi: f. g. a. c. d.

Carnati: g. a. c. d. e. g.

die, wie der Augenschein zeigt, nichts Anderes sind, als die verschiedenen Umlegungen der uralten chinesischen Tonleiter. In ähnlicher Art, glaubt der Vf., habe es sich bey Aegyptern und Phönicern verhalten, und ihr Vocalsystem (denn uns fehlt jede andere Probe ihrer Musik) scheint eben jenen sechs indischen Umlegungen entprochen zu haben. Nicht anders mag es ursprünglich auch mit dem ältesten musikalischen System der Griechen gewesen seyn. Wiewohl diese hier aus der Untersuchung wegbleiben, so deutet der Vf. doch an, daß die verschiedenen provinziellen Benennungen, äolisch, phrygisch, lydisch u. s. w., auch nichts Anderes gewesen seyn können, als Umlegungen dieser ältesten asiatischen Tonleiter. (Vergl. hierüber *Dalberg* nach *Jones* Musik der Inder.) Indes nahm im Verlauf der Zeit diese Tonleiter doch einige Veränderungen an. Der Vf., welcher sehr geneigt scheint, den Ursprung dieses ältesten Tonsystems in die mongolischen Steppen zu setzen, berichtet, daß die grübelnden Chinesen bald auf dem Wege des Quintenzirkels die ihnen fehlenden Töne, Quart und Septime, finden mußten. Aber sie betrachteten dieselben nur als leitende, als Durchgangs-Töne, und gebrauchten sie nur, wenn sie moduliren, in einen anderen Ton übergehen wollten. Der Name schon, den sie diesen Tönen beylegte, spricht dies deutlich aus. *F* gilt ihnen als Grundton, als

Vater aller übrigen Töne (denn das Bambusschilf, von einem Ansatz zum anderen, giebt *F* an), und so nennen sie denn unser *h*, die Quart, *pientsche*, den Ton, der *Chè*, *c*, wird, und unser *e*, die Septime, *pienkung*, den Ton, der *kung*, *F* wird. Nicht minder fand ihr rechnender Sinn bald die übrigen halben Töne unserer Octav heraus, und sie besitzen eine höchst ausführliche und bewundernswürdige Lehre von den zwölf *Lü*, Gesetz- und Bestand-Tönen, die sie mit dem Monde parallelisiren. Dennoch ging diese Lehre nie wesentlich in ihr Musiksystem ein, und noch bis zu dieser Stunde halten die Chinesen in der Musik nicht bloß praktisch an ihrer fünftönigen Scala fest, sondern sie nennen sie auch die wirklichere und melodiosere. Der Vf. giebt, als eine Probe allerältester chinesischer Musik, den Hymnus zu Ehren der Vorfahren (nach *Aniot*), welcher die Darstellung ihres Systems auf das vollkommenste belegt. Die geflüchtliche Vermeidung der Quart und der Septime geht durch alle feierlichen Gesänge der Chinesen hindurch, und selbst in den neuesten bekannt gewordenen Proben chinesischer Musik findet sich dies beobachtet. (Vgl. z. B. das Lied: No. 30 in der *Bardale* V Heft, wo, außer einem offenbar falschen *e* im drittletzten Tact, weder Quart noch Septime anklingt.) Ganz in derselben Art ist es bey den Hindu. Der Vf. giebt das *Hooly* oder Frühlingslied auf *Krijhna* nach *Dalberg* zur Probe; in den späteren Liedern der Hindu sind die Leitöne häufiger anzutreffen. In diesem Tonssystem nun waren die alten Hymnen des *Schihing* des *Confucius*, aus 311 lyrischen und epischen Stücken bestehend, und ebenso die zu Gesängen bestimmten *Vedas* der Hindu, *Samavedas*, gesungen worden, und wahrscheinlich auch die Priestergefänge der Aegypter und der ältesten Griechen.

Wunderbar und nicht wenig überraschend ist es nun, daß dasselbe älteste Tonsystem, mit seinem rhythmischen Tacte, ohne allen harmonischen Zusammenklang, und seiner fünftönigen Scala, das wir an den Ufern des stillen Meeres herrschend gesehen haben, sich mit allen seinen Eigenthümlichkeiten an der nordwestlichsten Grenze Europas, unter den Hochschotten, und auf den Hebridischen Inseln und nirgend sonst in den dazwischenliegenden Ländern, unverändert wiederfindet. Dieses merkwürdige Resultat der Forschungen des Vfs. wird zunächst, was die Thatsache betrifft, im 4ten Abschnitte erwiesen, und zwar auf eine Art, die an dem Factum selbst keinen Zweifel zurückläßt. Die Zeugnisse und die Proben ächter und alter schottischer Musik, die der Vf. mittheilt, worunter auch die bekannteren Melodien von „*Roy's Wife of Aldivalloch*“ und „*Up and war them a', Willie*“ (nach dem *Orpheus Caledonius*), sind darüber entscheidend. Ja selbst die viel späteren Melodien, und sogar die nachgeahmten (z. B. in *Thomson's Collection* etc.), zeugen, wiewohl voll Unregelmäßigkeiten, doch eindringend, von dem ursprünglichen System der altschottischen Musik; jedes chinesische und altindische Lied erinnert an ein hochschottisches und umgekehrt, die ächten und alten Me-

Iodien aber zeigen durchaus dasselbe Tonssystem. Die Thatfache steht fest, und der Vf. bemüht sich nur, in den folgenden Abschnitten den historischen Zusammenhang zweyer jetzt so weit getrennter, so durchaus verschiedener Völkerschaften, Chinesen und Schotten, nachzuweisen. Er selbst macht sich die Sache nicht leicht; aber es bedurfte kaum einer so ausführlichen Darstellung, als er sie im 8—11 Abschnitte giebt. Der Gälische Ursprung der Ailschotten ist hinreichend bekannt; das Kelten (Galen) und Kymren aus Mitteleuropa stammen, ist unzweifelhaft; das die große Volksbewegung mit dem Entfalten des medischen Reiches begann, ist sehr wahrscheinlich, und das ein so abgeschlossenes Volk, wie die Gäl in den schottischen Bergen, beständig im Kampf um ihr Daseyn mit ihren Nachbarn, das Uralt-Tradirte bis auf eine spätere Zeit behaupten konnte, hat eben nichts Unglaubliches in sich. Finden wir nun noch dieselben Tonwerkzeuge bey ihnen, wieder (der schottische Dudelsack ist viel neueren Ursprungs), dieselbe Stimmung des Gemüths und der tönenden Saiten, welche von dem Gemüth Kunde geben sollen, so ist die Sache mehr als zur Hälfte erwiesen. Dies ist der Gang des Beweises, den der Vf. mit großer Gelehrsamkeit und tieferem Zurückgehen auf Bekanntes, als wir nöthig gefunden hätten, durchführt *). — Seine auf den er-

sten Blick allerdings überraschende Entdeckung scheint uns factisch und hypothetisch außer Zweifel gestellt, und es dünkt uns zuverlässig, das wir, wie er feststellt, an den ächten, ailschottischen Melodien einen treuen Nachklang der uraltesten, asiatischen Tonweisen besitzen, eine Nachricht, für welche jeder Liebhaber der Kunst ihm Dank wissen muß. Auch die Schotten kennen die harmonische Begleitung nicht (die Griechen kannten sie auch nicht, denn was sie *Harmonie* nennen, betrifft nur den Zusammenhang zwischen Wort und Melodie). Ihre Musik folgt dem Gesange, wie bey den altasiatischen Völkern, im *Unisono*; höchst selten klingt, wie bey den Chinesen, einmal eine Quinte oder Quart (nämlich zur Melodie) an, nie eine Terz, und jene nur als Zeichen, das die Melodie den Grundton verläßt.

Im 12 Abschn. beschäftigt sich der Vf. mit einer genauen Darstellung des ailschottischen Tonsystems. Dies Volk weist den Ursprung seiner Musik selbst auf einen Lyng-Lün (2700 v. Chr.) hin, der im Lande Si-jourg (die heutige Chofchot-Mongoley) auf Befehl Kaiser Hoangty's, am Ursprung des gelben Flusses (Hoangho), nach dem Gesange des Wundervogels Fung-hoang, die Musik entdeckt hat. Der Grundton dieses Gefanges war das *Hung, F*, wie es eine Bambusröhre von einem Knoten zum anderen angiebt. Den Raum dieser Röhre erfüllen genau 1200 Chou-Körner. Diese 1200 Körner sind das Grundmaß für Gewicht und Musik, und hierauf stützt sich ihre musikalische Rechnung mit bewunderungswürdiger Consequenz; jedes Hundert giebt ein *Lü*, deren die ganze Octave also zwölf hat.

Hoang-tschoung, die große Glocke, alt 81, später 100 Chou-Körner enthaltend, ist *f*.

Ta-lu, der große Mitwirker — *fis*.

Tay-tsu — *g* enthält 72 Körner.

Kio-tschoung — *gis*.

Kou-si — *a* — 64 —

Tschoung-lu — *ais*.

Zui-pien — *h*.

Lin-tschoung — *c* — 54 —

Y-tsé — *cis*.

Nan-Lu — *d* — 48 —

Ou-y — *dis*.

Yng-tschoung — *e* — 43 —

welche alle den 12 Monaten entsprechen, so das der erste Mond herabsteigend (d. h. aufwärts nach unserer Art) den achten, der achte den dritten, der dritte hinabsteigend den zehnten, dieser den fünften u. s. f. erzeugt, d. h. unsere gewöhnliche Quintenprogression. Bey aller dieser Kenntniß der vollen Octave, bey allen zum Theil höchst sinnreichen Lehren von dem Kreislauf der Töne, blieb ihre Musik dem uralten fünftönigen System praktisch treu; man hält unsere Quart und Septime für so unnütz, wie einen sechsten Finger an der Hand, und kaiserliche Verordnungen

*) Da von diesem Werke zufälliger Weise zwey Recensionen eingegangen sind, so theilen wir aus der zweyten wenigstens Eine, die den 11 Abschnitt betreffende Stelle mit:

„Der Vf. hat mit achtungswerthem Forschergeiste und rühmlicher Belesenheit alles aufgeboten, um den asiatischen Ursprung der Bergschotten, auf dem Wege der Völkerwanderung, darzuthun, auf welchem freylich jene die chinesische oder altasiatische Tonkunst mit sich hinweg geführt haben könnten. Aber dieser Weg war sehr weit, er wurde bekanntlich sehr langsam zurückgelegt, und auf demselben verloren die Völker viel von ihrer Eigenthümlichkeit. Sie fanden da, wohin sie kamen, oft andere, bereits gebildete Bewohner vor, und erhielten, mit ihnen vermischt, ein neues Gepräge, auf welches die Veränderung der Lebensweise und die Verschiedenheit des Klima mächtig einwirkte, und die Geschichte macht, so oft auch Einfälle der Barbaren erwähnt werden, von ihrem Kunstsinne und ihrer Kunstfertigkeit eben nicht viel Ruhmens. So läßt es sich nun unseres Erachtens schwerlich annehmen, das die Bergschotten, zumal da sich bey ihnen und ihren Stammgenossen, den Galen, sonst so wenig eine Spur asiatischer Bildung vorfindet, vorzugsweise die Musik auf dem langen Wege ihrer Wanderung unverfälscht aufbewahrt haben sollten, während mit der Sprache, mit den Sitten u. s. w. so große und tief eingreifende Veränderungen voringen. Um nun aber jene auffallende Uebereinstimmung der ailschottischen mit der chinesischen Musikweise dennoch zu erklären, nehmen wir an, das von Asien oder von irgend einem Punkte aus, wohin das asiatische Tonssystem bereits vorgedrungen war, eine Colonie, auf kürzerem, aber doch wenigstens schnellerem Wege, als dem der allgemeinen Völkerwanderung, nach Hochschottland gelangt sey, und dort den Ureinwohnern jenes Tonssystem mitgetheilt habe, von welchen es dann bey ihrer isolirten Stellung, leicht unverfälscht fort erhalten werden konnte, während die Sprache und Sitte der minder zahlreich einwandernden Colonisten unter der Ueberzahl der Aboriginer verloren ging.

Zwar sind wir nicht im Stande, diese Hypothese weiter zu begründen, allein sie scheint uns doch manche große Schwierigkeiten, welche die Erörterungen des Vfs. übrig lassen, einfach und natürlich zu lösen.“

erschienen gegen sic. Sie selbst erklären, zwischen dem allen *Kung* und *Chang* (*f* und *g*) fehle ein *Lü*, zwischen *Chang* und *Kio* wieder eins (*g* und *a*), zwischen *Kio* und *Tché* fehlen zwey (*a* und *c*), zwischen *Tché* und *Yü* fehle eins. Aber sie hielten für besser, diese nicht zu gebrauchen, und dies Gesetz ist bis zur Stunde praktisch geltend, wiewohl die Begleitung mit dem *Ta-hüen heou*; dem großen Intervall (Quinte), oder dem *Chao-hüen-heou*, dem kleinen Intervall (Quarte), bisweilen gehört wird. Das 13 Cap. behandelt die Instrumente der Chinesen und ihre Stimmung. Das 14 parallelirt damit die altägyptischen, das 15 die der Hochschotten, und die *Vina* der Hindu, von einer höchst eigenthümlichen Stimmung (*c. a. d. a. g. cis. a.*), und das 16 Cap. deutet endlich in einigen Hauptzügen den Uebergang zur zweyten Periode der Musik an, welche die älteste griechische Tonleiter: *c. d. e. g. as. c.* näher ins Auge faßt, bis auf die *Mollausweichung* in *as*, unzweifelhaft die althindostanisch-chinesisch-hochschottische; wobey zu bemerken ist, daß die Hochschotten diese *Mollausweichung* gleichfalls kennen.

Diese kurze Skizze muß uns genügen, um auf diese verdienstvolle Arbeit des Vfs. den Blick der Sachkundigen zu lenken. Im Ganzen genommen, haben wir ihm bloß den Vorwurf zu machen, daß er den neuesten Stand der historischen Forschung allzu sehr unberücksichtigt läßt, und aus älteren Werken zu beweisen liebt, was oft schon allgemein als anerkannt gilt. Dies ist besonders der Fall bey seiner geschichtlichen Zurückführung der Schotten auf die gälische Abstammung, welche doch nicht mehr zweifelhaft ist. Ob die neuesten Entdeckungen in Aegypten ihm gegenwärtig waren, ist uns eben so zweifelhaft, und *Legis* „Fundgruben des Nordens“ finden wir auch nicht benutzt. Wir machen ihn hier besonders auf den *Lodbrok-Gesang* aufmerksam. Ueber *Fulgence* „*Cent chants etc.*“ hätten wir gleichfalls gern ein Wort von ihm gehört, sowie über die in der „*Bardale*“ mitgetheilten späteren hindostanischen Lieder. Endlich lenken wir auch des Vfs. Aufmerksamkeit

noch auf die *bashischen* Volkslieder; ein Volk, das gewiß und unzweifelhaft zu den ältesten unvermischten Volksresten der europäischen Urbevölkerung gehört, und dessen Gefänge, so viel uns selbst erinnerlich ist, keine andere Tonleiter haben, als die von ihm bey den Chinesen nachgewiesene. Gewiß ist, daß die fünfrohre Flöte noch heute bey ihnen in Gebrauch ist. (Vgl. hierüber Jen. A. Lit. Zeit. 1830. Nr. 37. S. 297, und die 1824 in S. Sebastian erschienenen, aber freylich noch unübersetzte Schrift: *Giupuzcoaco dantza gogoan-garrien etc.*)

Bey unserer theilhaftigen Theilnahme an dieser gelehrten und tief sinnigen Nachforschung müssen wir uns freuen, aus dem Schluscapitel seines Werkes den Schluss ziehen zu können, der Vf. werde auch der von ihm bezeichneten zweyten Periode der Musik seinen aufhellenden Fleiß nicht entziehen, wenn gleich das Thema hier fast noch schwieriger ist, als das so eben behandelte.

Stil und Darstellung entsprechen vollkommen dem Zweck, welcher hier vorlag, und der Vortrag schwingt sich stellenweis und oft (z. B. in der Einleitung) zu wahrer Beredsamkeit auf. Vielleicht aber könnte die innere Einrichtung zweckmäßiger und für eine klare Uebersicht geeigneter seyn. Jetzt hat sie etwas Zerstückeltes und Zerstreutes; sie trennt zu sehr das Zusammengehörige, und verbindet das Fremdartige. Uns wenigstens wurde das Werk, bey wiederholtem Studium, dadurch lieber, daß wir uns mit den Abschnitten, welche zu Anfang des Buchs von der chinesischen Musik handeln, den 12 und 13, ferner mit denen, welche die schottische Musik einführen, den 15ten und vornehmlich gleich 1 mit 14 verbanden, wobey wir uns auch sonst manches Andere stoffmäßiger zusammenzuordnen suchten.

Der Druck ist würdig des Inhaltes. Uns bleibt nur der Wunsch übrig, den Vf. bald wiederum das Wort über einen Gegenstand nehmen zu sehen, in dessen Ergründung er unseres Wissens wenige oder keinen Nebenbuhler hat.

Kup.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Weimar, b. Gräbner: *Merlin's Liebe und Zauberey*. Phantasiestück von August. 1832. 78 S. 8. (14 gr.)

Eine recht artige Bearbeitung der wohlbekanntenen Sagen vom Zauberer Merlin, König Arthur, und einigen Rittern der Tafelrunde. Ohne Zwang, ja mit Zierlichkeit, mischen sich in das Phantasiegebild Märlein von Feen und Elementargeistern. Wäre in dem, was Merlin und die Paladine betrifft, ein gewisser altväterlicher Ton, der zugleich an den uranfänglichen Ritterroman und an die Romanze erinnert, richtiger getroffen und dauernder gehalten, so wüßte das Büchlein nichts zu wünschen übrig.

Vfr.

Weimar, b. Gräbner: *Das geheimnißvolle Schloß am See*, oder die Verschwundenen. Ein Roman aus neuerer Zeit. Von dem Vf. der Novantiken. 1832. 150 S. 8. (22 gr.)

Futter für die unersättliche Gier gewisser *habitues* der Leihbibliotheken, die alles verschlingen, was nicht durch platte Gemeinheit, moralischen Schmutz und unnatürliche Sinne und Gefühl empörende Gräu den noch nicht verbeizten Gaumen anwider.

R. t.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

S C H Ö N E K U N S T E.

PRAG, in der Calve'schen Buchhandlung: *Königinhofer Handschrift*. Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gefänge, nebst anderen altböhmischen Gedichten. Aufgefunden und herausgegeben von *Wenceslaw Hanka*, Bibliothekar des k. vaterländischen Museum; verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von *Wenceslaw Swoboda*, k. k. Humanitäts-Professor. Nebst einem Facsimile. 1829. XXVIII u. 244 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ein altes deutsches Sprichwort sagt, daß man in Böhmen in je zwey Häusern stets drey Geigen finde; und es ist in der That wahr, daß man schwerlich auf der Erde noch ein Land antrifft, wo man die Tonkunst mit gleicher Liebe und mit gleichem Eifer zu treiben stets bereit wäre.

Aber wie kommt es, muß man billig fragen, daß bey einem Volke, wo die Tonkunst so hoch gehalten wird, ihre Schwester, die Dichtkunst, nur so wenig schaffende Verehrer fand? Bezieht man diese Frage auf die neuere Zeit, so ist dies Räthsel leicht durch die Bemerkung gelöst, daß Worte etwas ganz Anderes als Töne sind, und tausend Töne auch sehr oft weit weniger zu bedeuten haben, als ein einziges Wort. Dies sehen wir auch dadurch bestätigt, daß es den Zigeunern zwar erlaubt ist, die Ohren der edlen Ungarn durch jene bekannte Weise des Liedes von dem Ragozy zu erfreuen; wollten sie es jedoch wagen, das Lied selbst zu singen, so würden sie ohne Weiteres in das Gefängniß wandern und mit Ruthen gestrichen werden. Allein in früheren Zeiten, als dieses alles noch ganz anders war, müßte Böhmen, sollte man meinen, doch auch seine zahlreichen Sänger und Dichter gehabt haben, wie es heute noch seine Geiger und Harfner hat, und dies um so mehr, da, wie bekannt, gerade die böhmische Mundart bis fast gegen das Jahr 1700 für die feinste und gebildetste unter allen slavischen Sprachen gehalten, und von allen gebildeten Slaven, Polen und Russen vorzugsweise gesprochen ward.

Sänger und Dichter mag Böhmen früher in größerer Anzahl gehabt haben als jetzt, da selbst einer seiner besten Könige, Wenzel I, der Dichtkunst huldigte. Wo aber Könige Dichter sind, da darf man sicher auch erwarten, die Dichtkunst von anderen Edlen gepflegt zu sehen. Wie nun diese Sammlung altböhmischer Dichtungen darthut, freute sich Böhmen

einst in der That zahlreicher Dichter, und zwar solcher, deren sich kein Volk der Erde schämen dürfte. Die Gedichte wenigstens, welche uns die Hnn. *Hanka* und *Swoboda* in derselben mittheilen, können, was Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Adel und Zartheit des Ausdrucks betrifft, mit den Dichtungen der hochgebildeten Griechen gar wohl verglichen werden. Die hohe Vollkommenheit dieser altslavischen Dichtungen beweist aber an und für sich schon, daß die Dichtkunst von den Böhmen seit den frühesten Zeiten schon geübt ward, so daß man wohl einen größeren Reichtum an Gedichten eigentlich erwarten dürfte. Allein was da war, mögen leicht die blutigen, alles verwüstenden Kriege, die Böhmen früher und später so häufig mit sich selbst führte, vertilgt; Vieles mag sich auch von dem Vater auf den Sohn nur mündlich vererbt haben, und vielleicht nie aufgezeichnet worden seyn, weil bey einem so heftigen, dem Zorne und einer langen Erinnerung geneigten Volke, wie die Böhmen von jeher waren, geschriebene Worte immer gefährlicher wirken mußten, als die, welche nur hie und da gesungen wurden. Den Beweis liefern die hier mitgetheilten altböhmischen Lieder selbst. Welch' einen glühenden Haß äußern sie gegen das Christenthum, gegen die Deutschen, die ihnen dasselbe mit dem Schwerte predigten, gegen einzelne Häuptlinge ihres eigenen Stammes, die andere zu unterdrücken trachteten, und überhaupt gegen Jedwedes, was auch nur von fernher ihre politische oder religiöse Freyheit, ihre heimischen Sitten und Gebräuche zu gefährden schien!

Außerdem war ein anderer Umstand bey den meisten dieser Lieder uns immer auffällig. Es ist bekannt, und sowohl der kritische Herausgeber, Hr. Bibliothekar *Hanka*, als auch der Uebersetzer, Hr. Prof. *Swoboda*, gestehen es abermals, daß die Handschrift dieser Lieder wahrscheinlich noch im 13ten Jahrhunderte (1290 — 1310) geschrieben ward. Wie war es aber möglich, daß in jenen Zeiten irgend ein christlicher Geistlicher — und ein solcher war der Schreiber gewiß, da außer diesen nur einige Fürsten nothdürftig in jenen Zeiten schreiben konnten — diese zum Theil offenbar in dem heidnischen Zeitalter Böhmens abgefaßten Gedichte, ohne auch nur eine Warnung gegen das Heidnische in denselben, ohne auch nur ein Wort gegen den Haß und die Verachtung, mit denen das Christenthum in diesen Liedern betrachtet wird, zu sagen, aufs Neue abschreiben, und dadurch verbreiten, wenigstens erhalten konnte? Unsere deutschen, ursprünglich gleichfalls heidnischen

Heldenlieder wurden, wie bekannt, insgesammt nach dem Christenthum umgeschmolzen, und an den altnordischen, dem Heidenthume angehörigen Gedichten machte man, wie offenkundig daliegt, dieselben Versuche, wenn auch behutsamer und leiser, und nie durchgreifend. Die Heldenlieder der heidnischen Gothen sind dem Anscheine nach gänzlich vernichtet, und sogar die christlichen Werke der arianischen Gothen erfahren, wie es scheint, dasselbe Schicksal durch die Hand sogenannter orthodoxer oder katholischer Priester. Kaum das sie die Bibel in gothischer Sprache übrig liesen!

Hätte nun aber bey den slavisch-heidnischen Gedichten eine solche Umwandlung und Anfügung an das Christenthum mehr Schwierigkeit gehabt, oder waren etwa die böhmischen christlichen Priester weniger gute, d. h. blind-orthodoxe Christen, als die späteren deutschen, dem Rationalismus abefagten? Wir gestehen, das wir uns diese Frage nicht genügend beantworten können. Da jedoch die Aechtheit der Urkunde erwiesen scheint, so sind wir geneigt, diese merkwürdige Erscheinung einer gewissen heiligen Scheu vor dem Alterthum zuzuschreiben, die dem Vaterländischen zu Gefallen jenen sonst gewöhnlichen ächt katholischen Eifer gegen alles Ketzerische und Heidnische bey Seite setzte.

Aber diese Lieder bieten auch noch Anderes, gleich Merkwürdiges dar, und zwar in Hinsicht der Form. Es ist nämlich bekannt, das das Messen der Verse nach dem Accent der Worte allein, wie wir und fast alle anderen Völker dies heut zu Tage thun, durchgreifend ziemlich spät erst eingeführt ward. Früher galten andere metrische Regeln, die im Ganzen eine grössere Freyheit bey größerem Zwange gestatteten. Wir erwarten demnach bey älteren Gedichten, das irgend ein äusseres Band neben dem oft sehr fein gefühlt seyn wollenden Rhythmus bestehe. Wir verlangen da entweder den Endreim (*Homoeoteuton*), oder den Anreim (*Allitteratio*, Stabreim), oder auch Fügung der Verse nach der Quantität der Sylben. Den Anreim finden wir bey den ältesten germanischen, der Dichtkunst angehörigen Schriftalterthümern durchgängig, abgesehen von jenen bekannten Hymnen in *Hichesti Thefauro*, welche fast nur Interlinear-Versionen lateinischer Kirchengelänge zu seyn scheinen. Bey den deutschen Dichtungen jener Zeit scheint der zwey- bis dreysache Stabreim neben dem höheren Schwunge der Sprache fast das einzige unterscheidende Merkmal zwischen der Sprache des Dichters und der des profaischen Schriftstellers auszumachen. Die angelfächsischen und altnordischen Gedichte legen jedoch unstreitig einen höheren Grad der Ausbildung und Verfeinerung schon dadurch an den Tag, das sie neben der Alliteration einen, wenn auch noch sehr freyen, doch immer regelmässigen Rhythmus befolgen, indem sie die langen Zeilen in zwey gleiche Hälften theilen, und, je nachdem zwey oder drey Reimstaben da sind, der einen Hälfte bald einen, bald zwey der anderen jedoch immer nur einen Reimstaben zuweisen. Dies beweisen wir durch

einen Beleg aus dem Angelfächsischen, und setzen vor jeden Reimstaben einen, nach der ersten Vershälfte jedoch zwey Striche.

Adhelstán cyning		éarla drihten
Bèorna beahgifa		and his bróðhor éac
Eádmund ádheling		éaldor langne dyr
Ge- slogon át secce		swéorda ecgum etc. *)

Der freye, aber regelmässige Rhythmus fällt von selbst in die Ohren; sollten wir ihn beschreiben, so würden wir sagen, das jeder Halbzeile in der Regel drey Längen zukommen, deren jede aber auch mit zwey Kürzen vertauscht werden dürfe. Doch leugnen wir nicht, das manche Halbzeilen, die unbetonte Ausfüllung (*málfylling*) ungerechnet, auch vier Längen zeigen.

Ganz andere, wiewohl eben auch fest bestimmte Messung haben die *Otfridischen* Langzeilen, deren jede acht Hebungen fodert, und das Ende mit der Mitte reimt. Zu den leoninischen Versen bilden sie aber dadurch gerade das Widerpiel, das beide Reime in der Arsis stehen müssen, und zu der späteren deutschen Metrik dadurch, das die Sylbe der Arsis der der Thesis den Ton mittheilen kann. Folgendes Beyspiel mag dies deutlicher machen:

*Nist úntar in thaz thúlté, thaz húnig íro quátté
in uuorólti nihéiné, ní si, thiz sí zugun héimé;
ódo in erðryngé ánder es beginné
in thihéinigemo thísté thaz úber sí gébiáté.*

Beides, Anreim und Endreim, vereinigen ferner altirische und albritunische (wallisische) Lieder. *Charl. Vallancey* sagt in seiner *Grammar of the Ibero-Celtic, or Irish language* S. 151. „*Irish verse is of three sorts: Hann direach, Bruilingtheacht, and Oglachas. In Hann direach are required 1) Number of quartans, 2) Number of syllables, 3) Concord, 4) Correspondence, 5) Termination, 6) Union, 7) Chief.*“ — Und S. 153: „*The concord (called uaim) requires two words in each quartan (neither of which must be an adverb) to begin with the same or different vowels or with the very same consonant.*“ Die Eigenheiten der altirischen Alliteration, wie des Versbaues überhaupt, in sofern sie von dem, was in der germanischen Sprache bräuchlich ist, abweichen, übergeht Rec., wie interessant es auch sonst seyn mag, da dies hier zu weit führen würde.

Keines Volkes Gedichte stimmen jedoch mit diesen altböhmischen Liedern, was den Versbau betrifft, so genau überein, als die der *Finnen*; nur das diese bey streng trochäischem Tonfalle, den sie mit den altböhmischen gemein haben, auch strenge, meist dreysache Alliteration behaupten, welche den slavischen Gedichten gänzlich abgeht. Davon kann man sich hinlänglich aus *H. H. v. Schöters* finnischen Runen (*Uppsala*, 1819) belehren.

*) D. h. „Adhelstein der König, der Edlen Herr, Der Manner Ringgeber, und sein Bruder auch Eadmund der Aedeling, der Herr, langen Ruhm Sie erfochten im Kampfe mit Schwerter Schneiden.“

Wenden wir uns nun zur näheren Betrachtung der Form dieser uns vorliegenden altböhmischen Gedichte. Die Auskunft, welche wir in dieser Hinsicht von den Herausgg. erhalten, ist etwas dürftig. Sie sagen: „Die ältesten, noch der heidnischen Urzeit angehörigen Lieder sind am wenigsten vollständig erhalten, wie die Anomalieen im Rhythmus zur Genüge anzeigen. Die späteren hingegen sind, wie der regelmässige Tact beweist, unverfehrt. Ob Mangel an Gewandtheit in abgemessener Bewegung den Verfassern der älteren, ob Umgestaltung der ursprünglichen Gebilde im Verlaufe der Zeit jene Unregelmässigkeiten herbeygeführt, wer entscheidet das?“ — Vor allem glauben wir, die Frage aufwerfen zu müssen, ob denn auch das Gesetz des Rhythmus in den älteren Gedichten schon hinlänglich erforscht sey und so klar daliege, das man nur so von Regelmässigkeit und Unregelmässigkeit sprechen könne. Diefs scheint uns bis jetzt keinesweges der Fall. Wäre diefs wirklich geschehen, so müßten die Herausgg. nothwendig im Stande gewesen seyn, uns ein und das andere Merkwürdige in Hinsicht der Metrik mitzuthellen. Oft sehen wir aber Anfangs da Unregelmässigkeit, wo wir später mit geübterem Auge gerade eine bewunderungswürdige Regelmässigkeit entdecken. Hält man z. B. deutsche Gedichte des 11ten Jahrh. an andere des 13ten, so erscheinen erste unregelmässig und fast willkürlich, und ohne anderen Rhythmus als den von selbst in der Sprache liegenden gebildet; allein dem ist nicht so: ihre Verfasser folgten eben so wohl bestimmten Regeln und Gesetzen, nur das diese von denen des 13ten Jahrh. abweichen. Hieraus erklärt sich denn leicht die Verschiedenheit der Gedichte in Hinsicht der Form. An eine spätere Umgestaltung der ursprünglichen Gebilde möchte Rec. aus einem zwiefachen Grunde nicht denken. Einmal nämlich sehen wir überall, das bey erfolgter Umbildung früherer Bildungen gerade äussere Gleichmässigkeit, ein genaues Entsprechen der einzelnen Theile, das vorzüglichste Augenmerk der des alten Gesetzes unkundigen oder auch nur neuerungsfüchtigen Umbildner gewesen ist. Dann aber könnte man sich auch das in voller Blüthe stehende Heidenthum dieser Gedichte noch weniger erklären. Denn verletzten die Umbildner die billige Scheu vor dem Alterthümlichen einmal so weit, das sie das eigentlich doch weniger Erhebliche, die Unregelmässigkeit der Form, abzuändern kein Bedenken trugen, wie sollten sie das bey Weitem Wichtigere, das Heidenthum dieser Gedichte, unangetastet gelassen haben? Diefes scheint uns der vollgültige Beweis, das die Gedichte auch der Form nach nicht verändert worden, deren Unregelmässigkeit ohnehin nur scheinbar ist. Sollten die Herausgg. jedoch nur den späteren Gedichten Regelmässigkeit der Form zugestehen, so könnte man leicht beweisen, das auch viele von diesen nicht regelmässig gebaut seyen. Es kommt nur darauf an, einen noch jüngeren, oder, wenn man will, einen sehr alten Mafstab an sie zu legen. Die Lieder nämlich: *Kytice* (das Sträufchen), *Jahody* (Erdbeeren), *Rócze* (Rose)

sind offenbar strophisch gebaut, und doch findet man in ihnen neben vierzeiligen (die grössere Anzahl) auch sechszeilige Strophen. Wäre diefs nicht Grund genug, ungeachtet des unverletzten Rhythmus der einzelnen Zeilen, dennoch eine Verletzung des Ganzen anzunehmen?

„Dafs auch in der Abwechslung der Mafse, sagen sie weiter, die uralten Sänger in ihrem richtigen Gefühle ein Gesetz befolgten, ist unverkennbar. Sie erzählen durchgehends im fünfzeiligen Trochäus mit weiblichem Falle. Wo aber die Bewegung wächst, da werden die Zeilen kürzer, und auch der aufstrebende männliche Fall wird gehört in Stellen, wo das Feuer der Heldenkraft hervortritt. Wo auch dieses Gesetz unbeachtet erscheint, da kann man mit Grund auf Verstümmelung schliessen. Oft ist sie auffallend erkennbar und zugleich Mittel zur Heilung.“

Dabey möchte denn doch Rec. die grösste Sorgfalt und Bedachtsamkeit angewandt wissen; denn eben weil jene Dichter freyere Gesetze befolgten, darf man mit der Nachhülfe nicht zu voreilig seyn. Den Fall nimmt Rec. natürlich aus, wo die *Wiederholung* eines Wortes einer vorangehenden Zeile den Rhythmus einer späteren vollständig machen kann. Solche Wiederholungen zeigen diese Dichtungen unleugbar sehr oft, besonders in der Rede der Leidenschaft, nur das das Wort oft der beliebten Kürze wegen in der Handschrift entweder ganz ausgelassen, oder auch nur durch dem Anfangsbuchstaben angedeutet ward, wie z. B. S. 74:

Pisnu z srsieda horsie
(*Piesnu*) iako Lumir etc.
Du singst mitten aus gramgefülltem Herzen,
(Du singst) so wie Lumir u. s. w.
Ai Ludiecie, ty si parob,
(*Parob*) na paroby krále.
Ha Ludwig, du bist Knecht.
(Knecht) über Knechte des Königs.

Diefs ist alles, was die Herausgeber in Hinsicht der Metrik bemerken, obwohl sie gewifs leicht mehr geben konnten. Nur Weniges will Rec. zum Beweis mittheilen.

Von gefuchter Alliteration bemerkte Rec. keine Spuren in diesen Gedichten. Ungefuchte, in der Sprache selbst begründete, muss natürlich in den Gedichten aller Völker vorkommen. Auffällig wird diefs zufällige Zusammentreffen alliterirender Wörter freylich in Stellen, wie (S. 74):

Zrsie Záboi na Slawoiewa
Zapolena zrazy,
Blickt Zaboï auf Slawoié
Flammende Blicke.

Allein solche Stellen stehen vereinzelt, und es geht aus allen Gedichten einleuchtend hervor, das den Dichtern die Alliteration als ein Werk der Kunst unbekannt war. Anders verhält es sich mit dem Reime. Bey diesem kann man, wo er vorkommt, gewissermassen etwas Abthätliches kaum ablenken; doch dürfen wir auch nicht leugnen, das wir hier nur dem ersten Anfang der Reimfügung begegnen. Gar keine Reime zeigt *Záboj*, *Slawoj*, *Ludiek* (S. 71—89),

wenn man den Schluß (*a iim hlásat milych slow i iim ornzié pobitých wrahów*, d. i. Ihnen (den Göttern) zu singen ihr Lieblingslied, ihnen zu weihen die Waffen erschlagener Feinde) abrechnet.

Das Lied *Czestmir* hat deren zwar einige; allein sie scheinen ohne besondere Absicht entstanden zu seyn. Gar keine zeigt hinwieder *Zbyhon*, *Kytice* (Straußchen), *Opustiená* (Verlassene), *Shrziwánek* (Lerche), obwohl letztes sogar strophisch gebaut ist. Von den übrigen Liedern zeigt *Ludische* und *Lubor* zwar absichtliche Reime; ein bestimmtes Gesetz jedoch, wonach sie gebildet wurden, lassen sie nicht erkennen. Bald sind sie unmittelbar, bald verschränkt gebunden; hier zählt man einfachen Reim (zwey Wörter), dort haben drey-, ja sogar vierfache Reime Anwendung gefunden. Die grössere Anzahl der Verse ist jedoch völlig reimlos. In demselben Verhältnisse steht *Jaroslav*, *Benesch Hermanow* (strophisches Lied von je vier Zeilen), *Oldrich*, *Jelen* (der Hirsch), *Jahody* (Erdbeeren, strophisches Lied, die erste Strophe hat sechs, die andere vier Zeilen), und alle anderen. Was die Reime selbst betrifft, so gleichen sie denen, die wir in deutschen Gedichten des 12ten Jahrhunderts antreffen. Diesen slavischen Dichtern reimen z. B. *sdieto: vymytieno; panóm: taino; jnieli: zviesti*; doch zeigen sie auch reine, z. B. *starostami: zeman-kami; údech: myflech; siesie: iniesie*. Doch wir wollen hier nicht ein Reimverzeichnis dieser altslavischen Lieder liefern, sondern nur aufmerksam machen, daß in Hinsicht der Metrik noch lo Manches künftigen Bearbeitern dieser Gedichte übrig gelassen ward, da die jetzigen Herausgeber dies und wohl noch Anderes unberücksichtigt ließen.

Nicht minder glaubt Rec. mißfällig bemerken zu müssen, daß Hr. *Hanka* die Wortschreibung der Urschrift hier verändert giebt, und eine solche einführt, „welche zwar an das Alterthum erinnerte, aber auch leicht verständlich sey.“ Dies ist, wie jeder selbst einseht, ein unrichtiges Verfahren in jeder lebendigen Sprache. In solchen darf durchaus nicht die Wortschreibung späterer Zeit auf die Schriftdenkmäler einer früheren übertragen werden; vielmehr muß die frühere nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und nach den durch solche Auffassung gewonnenen Grundsätzen frey und unabhängig von früherem oder späterem Gebrauche dargestellt werden. Hr. *Hanka* führte jedoch die neuere Orthographie ein, indem er für *cz*, *rz*, (*rs*) *si*, *z*, *g*: *č*, *r*, *š*, *ž*, *j* schrieb, und statt des durchgängig gebrauchten „*i*“, wo es, wie er sagt, die Analogie erheischte, „*ie*“ setzte. Dagegen vertauschte er das alterthümliche „*ie*“ oder „*i*“, nicht mit dem heut gebräuchlichen „*j*“.

Die Reihenfolge der Lieder ist in dieser zweyten Auflage anders angeordnet, als in der ersten, welche diplomatisch der Handschrift folgte. Der Grund dieser Aenderung ist darin angegeben, daß man glaubte, geschichtlich begründete Thatsachen nachweisen zu können, welche in diesen Liedern (den epischen) be-

sungen würden. Wie sehr jedoch dies täusche, lehrt am besten unsere einheimische Helden Sage. Doch scheint hier die historische Grundlage aller Heldengedichte, das erste, *Záboj*, welches die Herausgg. für das älteste halten, ausgenommen, sicherer zu stehen.

Dies führt uns zu dem diesen Liedern beygegebenen historisch-kritischen Vorbericht. Jedoch nur die epischen Gedichte wollen wir ihrem Inhalte nach in nähere Betrachtung ziehen, von den lyrischen aber ein für alle Mal versichern, daß sie durchaus tief empfunden, eigenthümlich gedacht, lebendig, zart, kräftig und doch immer klar und volksgemäß ausgesprochen sind. Dies Urtheil, welches schon *Meinert* in dem Archiv für Geschichte (Januarheft 1819) aussprach, hat bis jetzt noch keinen Widerspruch gefunden; vielmehr hat *Goethe* in seinen Werken, und *Dambek* im *Hesperus* (Jahrg. 1819) dasselbe bestätigt. Dennoch sind die Heldenlieder unstreitig wichtiger, weil sie, bey denselben Vorzügen, sich größtentheils auf wichtige inländische Begebenheiten gründen, welche die Hnn. *Hanka* und *Swoboda* in den ersten Zeiten der nicht unblutigen Bekehrung der Czechen zum Christenthum nachzuweisen sich getrauen.

Als das die früheste Begebenheit feiernde Gedicht sehen die Herausgeber, wie schon beyläufig bemerkt wurde, das „*Záboj*“ überschriebene an. *Meinert* setzte diesem jedoch jenes, welches den Namen „*Czestmir*“ führt, voraus. In dem ersten Gedichte will man nun einen verunglückten Zug Ludwigs des Deutschen geschildert sehen, den er zu Gunsten der vierzehn in Regensburg zum Christenthum übergetretenen czechischen Häuptlinge unternahm, als diese von den Iriegen waren vertrieben worden. Ludwig soll damals (im J. 849), wahrscheinlich an der Grenze von Baiern, eine schmachliche Niederlage erlitten haben, woraus er die Trümmern seines Heeres nur durch Vertrag zu retten vermochte. Zum Beweis werden die *Annal. Fuldens.* und *Lambert. Scafnaburg.*, allerdings nicht zu verwerfende Bürgen, angegeben, und der in dem Liede vorkommende *Ludiek* soll Ludwig seyn. Allein *Ludiek* wird nie König, sondern *Dienstmann des Königs* genannt. *Záboj* selbst sagt im Gedichte (S. 78):

Ai Ludicie ty si parob,
(*parob*) *na paroby hrále.*
Ha Ludwig, du bist Knecht,
Knecht über Knechte des Königs.

Ein um so mehr merkwürdiger Fall, als sonst in der Sage wohl einfache Helden zu Königen, nie aber Könige zu Dienstmannen gemacht werden; es sey denn, daß sie die Sage als *Vertriebene* ausführt. Unter dem „*König (král)*“ kann man hier auch nicht wohl den Kaiser Lothar verstehen, da das überwiegende Ansehen desselben in dieser Zeit wenigstens nicht gefunden wird. Eher, wenn die Beziehung richtig ist, könnte man unter dem „*König*“ Ludwig den Frommen verstehen; nur daß diesem dann wieder die angegebene Zeit des Zuges gegen die Böhmen entgegen steht.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

PRAG, in der Calve'schen Buchhandlung: *Königinhofer Handschrift*. Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gesänge u. s. w. Aufgefunden und herausgegeben von *Wenceslaw Hanka* u. s. w., verdeutlicht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von *Wenceslaw Swoboda* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die angedeuteten Widersprüche mögen auch wohl zunächst die Herausgeber veranlaßt haben, daß sie sich nach einem andern Kriegszuge der Deutschen gegen die Böhmen umsehen. So wird denn noch jener Zug herbegezogen, den der Bojoarenherzog Thassilo gegen die Slaven that. Dann sollen auch die Kriege der Thüringer mit den Böhmen, oder die Dagoberts des Großen (628—638), gemeint seyn können, besonders die letzten; denn unter Dagobert sollen die Deutschen von den Slaven gleichfalls geschlagen und bis „ad castrum Vogastense“ verfolgt worden seyn. Als Grund giebt man an, daß die Annalisten mit sichtbarem Unmuth von einer Niederlage der Deutschen durch Slaven unter *Samo* sprächen, ja daß sogar derselben ihren Bericht mit den Worten: „*Incipit scandalum*“ begännen. Auch hier findet sich wieder Aehnlichkeit zwischen einem, wiewohl sehr sagenhaften Namen der Geschichte, und einem des Liedes. *Slawoj* nämlich (alt *CAAWOI*) scheint an *Samo* zu erinnern, und leicht konnte, wie die Herausgeber meinen, ein Fremder, der diesen Namen so geschrieben fand (das umgekehrte W entspricht dem M, daher auch beide Formen wechselseitig gebraucht wurden), *CAMO*, *SAMO* daraus machen. Dieser *Samo* ist übrigens jener sagenhafte Mann, der zu den Slaven als Handelsmann eingewandert seyn, und ihnen einige Bildung beygebracht haben soll. Etwas Wahrscheinlichkeit hat nun zwar diese Hypothese; nur müßte vor allen die Kaufmannschaft und die Einwanderung *Samos* aufgegeben werden, denn er ist nach dem Liede ein Fürst und ein Eingeborener (*bratrsie*, Bruder, nennt ihn *Záboj* stets). Hiezu kommt noch, daß *Sam* in der böhmischen Sprache allerdings ein Appellativum ist, *Mann* bedeutet, und noch heut in den Diminutiven *Samec*, *Samice* (von Thieren, Männchen, Weibchen = Männin) gebraucht wird. Das *Vogastenburg* (*castrum Vogastense*) soll an Vogland erinnern, von wo aus besonders häufig Einfälle in Böhmen geschahen. Das Gedicht bietet aber

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

auch selbst Züge zur Bestimmung des Schauplatzes. Die Helden sammeln sich in einem Schwarzwalde (*czerny less*), und wirklich führt ein Berg zwischen Pilsen und Klattau diesen Namen. Die Richtung des Angriffs geht von Osten nach Westen, folglich eben so Flucht und Verfolgung (Vers 114). Ferner geht Flucht und Verfolgung über zwey wilde Ströme (V. 244. 265), welche auch heimliche Ströme genannt werden. Die Herausgg. rathen einmal auf die *Auhlawa* (Angel) und *Mtze* (Mies) im Westen Böhmens. *Auhlawa* bedeutet die Todtfeindliche, und diesen Namen könne der Fluß eben dadurch erhalten haben, daß er den fliehenden Feinden (*auhlawnjky*) Verderben brachte. Mehr aber scheinen sie noch geneigt, die *Elbe* und *Eger* anzunehmen, auch die letzte nur allein, da die Feinde bey ihren Krümmungen vom Donnerberge bis Miltelchau etwa zweymal über sie hinsetzen mußten. Dann wäre aber der Schauplatz im Norden Böhmens zu suchen, wohin auch das *Vogastenburg* der Annalisten zeigt. Wie mißlich jedoch alles solches Heimweisen sey, erkennen die Herausgg. selbst an. Wäre die Geschichte der böhmischen Vorzeit nicht so gar lückenhaft und verworren, so könnten allerdings *Záboj's* Worte (V. 32 f.), welche zu erkennen geben, die Fremdlinge seyen nach dem Tode eines Fürsten, während der Minderjährigkeit seiner Söhne, in das Land gefallen, die ganze Begebenheit in ein klareres Licht bringen. Allein da schon die Geschichte der Hauptdynastie, der Prager, mangelhaft ist, so darf man von der Geschichte der später ganz verschwundenen Nebenzweige um so weniger Vollständigkeit und Sicherheit erwarten. Aus allen diesen aber erhellt, daß es schwerlich jemals gelingen möchte, die geschichtliche Grundlage dieses Liedes völlig klar auszumitteln. — Demungeachtet bleibt dasselbe, wie dies auch die Herausgg. wohl erkennen, unstreitig das herrlichste dieser ganzen Sammlung. Die Kraft und sichere Ruhe des *Záboj*, sein schnell Alles erfassender Blick, seine hinreißende Beredsamkeit, alles Eigenschaften, welche seine Bestimmung zum Feldherrn bekrunden, bilden zu *Slawoj's* stürmischem und doch wieder auch mildem Gemüthe den vortrefflichsten Gegensatz. Das wahrhaft fromme Festhalten an den von den Feinden der strengsten Verfolgung unterworfenen Göttern verbreitet über das Ganze eine eigenthümliche Farbe, die sich wohl fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Es erhebt ihren Krieg zu einem heiligen Kampfe für ihr Höchstes, und zieht unsere Herzen schon im Voraus auf ihre Seite. Alles dies sind Züge, welche uns den Dichter

H h

dieses Liedes als einen vollkommenen Meister in seiner Kunst darstellen.

Das zweyte Gedicht, *Czestmir* und *Wlaslaw*, hat einen inländischen Kampf zwischen den Pragern und Lucanern zum Gegenstande, den Hájek auf das Jahr 869 setzt. Auch *Cosmas* und *Dalimil* erzählen ihn auf gleiche Weise; nur weichen sie von einander und auch von unserem Liede in Hinsicht der Namen ab. Dergleichen sind einige Umstände in unserem Liede anders angegeben. Merkwürdig ist besonders die Schilderung des *Cosmas*, wenn man sie mit diesem Liede vergleicht. Auch er scheint seinen Bericht einer dichterisch behandelten Sage entnommen zu haben, aber einer Sage, den Lucanern günstig, und dem *Neklan*, dem Herzoge der Prager, abhold. Dieser wird von *Cosmas* (und Hájek stimmt ihm bey) als ein muthloser Feigling geschildert, während ihn unser Gedicht nicht ohne Fürstenwürde auftreten läßt. Wer denkt dabey nicht an den Etzel der deutschen Heldenlage, und an den *Odysseus* der griechischen? Nach *Cosmas* läßt *Neklan* einen seiner Helden sich in seine fürstliche Rüstung verkappen; nach unserem Liede ruft der Herzog nur seinen Feldherrn auf, und heist ihn gehen und den Feind bekämpfen. Diesen Held nennt *Cosmas* „Tyro“, Hájek „Szytyr“, unser Lied jedoch *Czmir*, *Czestmir*. Nach den Chronikenschreibern fällt dieser Held im Siege, nach unserem Liede kehrt er jedoch als Sieger heim. So verschweigen sie auch den Abfall *Kruwojs* von dem *Neklan*, und *Wojmir's* verrätherische Gefangennehmung durch denselben. Merkwürdig ist übrigens ein Zug dieser bey *Cosmas* verarbeiteten Gestalt der Sage, nämlich, daß die muthlosen Prager einen Esel zerstückeln, ihn genießen, und dadurch von Muth erfüllt werden. Die deutsche Sage empfiehlt in gleichem Falle Wolfs- und Schlangen-Fleisch. Daß dieser Zug der slavischen Sage jedoch ursprünglich war, und keinesweges etwa erst durch *Cosmas* beygegeben ward, erhellt daraus, daß dieser sich nicht wenig über dergleichen heidnischen Aberglauben ereifert. Mehr aber verdient noch Beachtung, daß, wenn auch der Verfasser dieser zweyten Gestalt der Sage dem Pragerherzog *Neklan* abhold war, er doch auch den *Lucaner* keinesweges verherrlicht. Er schildert den *Wlatislaw* (in unserem Liede, welches ihn, wenn auch heftig und roh, doch immer menschlicher darstellt, *Wlaslaw*) als einen unmenschlichen Abentheurer, der sich vermifst, den Frauen der Feinde junge Hunde statt der niedergemetzelten Kinder an die Brust zu legen. Er schickt sein Schwert im Lande umher, mit dem Befehle: Jeder, der darüber reiche, habe Heerfolge zu leisten, oder dadurch zu sterben. Er verachtet und höhnt den Feind (die Prager), den er ohne Waffen, nur mit den Raubvögeln in seinem Heere aufzureiben gedenkt. Den Ort der Schlacht setzte *Meinert*, wie bekannt, in die Nähe von *Teplitz*, die Herausgeber jedoch geben als Ort die sogenannten *Fleischbänke* an der Grenze des *Rakonizer* Kreises an.

Erwähnung verdient noch, daß die bey *Cosmas* sich findende Gestaltung der Sage nicht nur diesen

einzelnen Krieg, sondern auch die ferneren Schicksale der *Lucaner* (*Sazer*) Herzöge umfaßt zu haben scheint. *Cosmas* und Hájek berichten nämlich, wie *Wlastiflavs* unmündiger Sohn (bey letztem *Zdislaw* genannt) von dem Sieger *Neklan* seinem bisherigen Pfleger *During* (Thüringer?) „*de gente Zribia*“ (d. h. aus dem Sorbenlande, durch welches die Thüringer nach Böhmen ziehen mußten) anvertraut gelassen, und wie dieser dem Pflegling, „welcher gern den Fischlein zusah, die unter dem Eiskrystalle spielten,“ mit der Axt das Haupt abhieb, es dann dem Herzoge *Neklan* brachte, aber statt erwarteten Lohnes verdiente Strafe fand, indem er verurtheilt ward, sich selbst zu erhängen. Man erinnert sich hiebey leicht an die deutsche Sage von den *Harlungen* und dem *Ermanarich*, worin, wiewohl unter anderen Verhältnissen, Aehnliches vorkommt, nur daß da *Ermanarich* die Ermordung seiner Neffen und auch (nach einer anderen Gestaltung der Sage) seines eigenen Sohnes selbst anstiftet. Daß übrigens *Cosmas* selbst die Wahrheit dieser Begebenheiten bezweifelte, und mehr Dichtung als Geschichte darin sah, beweisen seine eigenen Worte: „*Et quoniam haec antiquis referuntur evenisse temporibus, sagi er, utrum sint facta, an ficta, lectoris iudicio relinquimus.*“

Wenn die Herausgeber die geschichtliche Grundlage des dritten Gedichtes dieser Sammlung bezweifeln, so thun sie völlig recht daran. Es ist nämlich dieses Gedicht eine Schilderung eines Turniers, welches an dem Hofe eines dießseits der Elbe wohnenden böhmischen Herzogs gehalten ward. Wer war aber dieser *dießseits* der Elbe (d. h. im nördlichen Böhmen) wohnende Herzog? *Rec.* glaubt nicht, daß vor den Zeiten des prächtigen und gastfreyen *Primysl Ottokar* Turniere in Böhmen gehalten wurden; allein da gab es keine böhmischen Stammherzöge mehr. Diesen Widerspruch erkennen auch die Herausgeber, und deshalb nehmen sie an, das Gedicht sey absichtlich in eine höhere Zeit hinauf gerückt worden. Dennoch scheinen sie die Möglichkeit, es könne auch eine uralte Sage Grundlage des Gedichtes seyn, nicht leugnen zu wollen. Das jüngere Alter des Gedichtes, wie es hier gelesen wird, gestehen sie jedoch ein, und es möchte sich dies auch leicht genug aus der Sprache selbst nachweisen lassen, wenn man es mit den unbestrittenen älteren Dichtungen dieser Sammlung zusammen hält. Was die Herausgg. vielleicht auf die Meinung gebracht haben mag, es könne doch eine ältere Sage zu Grunde liegen, ist der in diesem Gedichte, wie in den älteren, offen ausgesprochene Haß gegen die Deutschen. Den Grund nämlich, weshalb dieß Turnier angeordnet wird, spricht der Fürst, welcher es anordnet, selbst aus, wenn er S. 110 sagt:

*W mirsie valhu mudro zdati,
Vezdi nam fusiede niemci.*

d. h. „Klug ist es, ob auch Friede seyn mag, sich auf Krieg gefaßt zu machen, unsere Nachbarn sind die Deutschen.“ — Allein auch hierin kann *Rec.* noch keinen haltbaren Grund für ein höheres Alter

des Gedichtes finden. Deutsche und Böhmen kamen ja auch in dieser Zeit noch in mannichfaltige feindliche Berührung, wie jedem Geschichtskundigen bekannt ist. Und muß denn *finiez*, wie der Herr, der das Turnier giebt, genannt wird, hier nothwendig einen unabhängigen Herzog bedeuten? Rec. glaubt dieß nicht, zumal da im Polnischen und Russischen heut zu Tage jeder Landedelmann so genannt wird, und das Wort demnach nicht vielmehr als „pán“ (Herr) bedeutet. Dafs aber die reichen und mächtigen böhmischen Landsassen Turniere gaben, möchte kaum bezweifelt werden dürfen, da auch deutsche dieß thaten; und gewifs haben die Berken von Duba, die Sternberge, die Rosenberge, die alle im nördlichen Böhmen ihre Sitze hatten, keinem deutschen Fürsten im Mittelalter in irgend einer Beziehung nachgestanden. Merkwürdig ist es allerdings, dafs der Turniergeber nicht genannt wird. Aber auch keiner der Kämpfenden führt einen Namen, woran man etwa erkennen möchte, welch einem Geschlechte er angehöre. Vielmehr sind alle Namen der Kämpfer so beschaffen, dafs man sie symbolisch zu nehmen leicht in Versuchung kommen kann. *Striebor* nämlich bedeutet (wie die Herausgg. sehr richtig angeben, indem sie den Namen von *strieti* ableiten) einen güterreichen Mann; und dieser fodert den *Ludislaw*, den beym Volke berühmten, den Volksgünstling, als Gegner zum Kampfe. Das zweyte Kämpferpaar ist *Srpos* und *Spitibor*, der Getreide-Mäher und der Getreide-Einsammler. Als dritte kämpfen *Lubor*, der Liebende, und *Bolemir*, der Mächtige. Der Sieger *Lubor*, alle vorhergehenden Kämpfer waren ermattet, aber weder Sieger noch Besiegte hatten die Schranken verlassen, fodert nun den *Rubos*, den Kampfgeübten (*rubiti*, hauen, schlagen), gleichsam den Haubold, Raufbold, und nachdem er auch diesen besiegte, den *Zdeslaw*, den Schrecklichen, Fürchterlichen. — Merkwürdig, und unsere Ansicht, dafs das Gedicht symbolisch zu nehmen und eigentlich nur zur Verherrlichung der Liebe gedichtet worden sey, bestätigend ist es, dafs das erste Kämpferpaar durch den Fürsten, das zweyte durch die Fürstin, das dritte jedoch durch die schöne Tochter derselben aufgerufen wird. Ob jedoch *Lubor* die Hand derselben als Preis erhielt, wird nicht gesagt; und wenn die Herausgg. meinen, dafs dieß wohl geschehen seyn dürfte, so hat Rec. nichts dagegen einzuwenden; nothwendig scheint es ihm bey der symbolischen Bedeutung des Gedichtes keinesweges. Aber auch dieß, die ritterliche Verehrung der Liebe und somit auch der Frauen, zeigt auf die spätere Zeit hin, in welcher das Gedicht abgefaßt seyn dürfte. Wie bekannt, war diese eine Blüthe des 12ten und 13ten Jahrhunderts.

Das vierte Gedicht bshandelt den Einfall der Tataren in Schlesien, Böhmen und Ungarn, und die Niederlage eines Theiles derselben am Berge *Hofstainow* (jetzt *Hofstein*) bey *Olmütz*. Das Gedicht dürfte demnach, wie richtig angegeben wird, zwischen 1259 und 1294 abgefaßt worden seyn. Das Urtheil der Herausgg. über dasselbe ist gerecht. „Es ist, sagen

sie, eines der trefflichsten und merkwürdigsten; der Plan ist mit mehr Kunst angelegt, auch darin das Gedicht dem Epos näher, dafs der Dichter sich zu einer univarseren Ansicht erhebt, durch den Eingang sowohl, als durch den Schluß, der Hauptthat den vaterländischen Schauplatz anweisend, das Ganze zur festeren Einheit bindend, dafs er den Helden seines Volkes preist, als Bezwinger einer Macht, der bereits so viele christliche Völker erlagen, die dem Christenthume den Untergang drohte.“

Der Inhalt des Gedichtes ist kürzlich folgender: Kublay's Tochter (*Kublajewna*) hatte von den wunderbaren Bräuchen der Völker des Abendlandes gehört, und den Entschluß gefaßt, diese durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Begleitet von zwey Jungfrauen und zehn Rittern, reich ausgerüstet mit Gold und Edelsteinen, beginnt sie ihre Reise. Mitten in einem Walde überfallen sie Deutsche — wieder Spur des slavischen Hasses — welche sie, angereizt durch ihre Schätze, ermorden. Als nun Kublay, der Cham der Tataren, dieß vernahm, sammelt er aus seinen weiten Reichen mächtige Heere, und beschließt, das ganze Abendland die Ermordung seiner Tochter büßen zu lassen. Die christlichen Fürsten rüsten die Gegenwehr, und lagern sich in einer weiten Ebene. Kublay fragt, wie einst *Attila* vor *Chalons*, bevor die Schlacht beginnt, seine Zauberer, wer den Sieg haben werde. Diese erforschen das Schicksal auf eine merkwürdige Weise. Sie schreiten einen Kreis ab, legen darein einen schwarzen Stab, und spalten ihn sodann in zwey gleiche Theile, deren einen sie Kublay, den anderen die christlichen Fürsten nennen, und singen darüber uralte Sprüche. Darauf heben die Stäbe zu kämpfen an, und der Stab des Kublay siegt. Schnell wird jetzt von Kublay die Schlacht angeordnet, und die Christen, die sich eines so schnellen Angriffs nicht versehen hatten, werden geschlagen. Wohl hätten die Christen sich der Mongolen erwehrt, sagt der Dichter, wenn die Zauberer nicht aufs Neue mit den zerpaltenen Stäben gekommen wären, und die Feinde dadurch zu großer Wuth entflammt hätten. Zwey Reiche eroberten dadurch die Tataren, „*Kiew's* alte Burg und das weite *Nowogrod*.“ Nun folgt neue Rüstung der Christen; vier gewaltige Heere schafften sie den Tataren entgegen; diese jedoch wenden sich nach Ungarn, und bleiben auch hier Sieger. Darauf überschwebten sie Polen, und dringen sogar bis *Olmütz* in Mähren vor. Zwey Tage lang ward hier unentschieden gestritten; da wächst aber das Mongolen Heer so gewaltig an, „wie das Abenddunkel im Herbst;“ und mitten in diesen Tatarenhaufen, die gleich Fluthen das Land überschwemmen, schwankt das Heer der Christen gleich einem Nachen. Da streben sie hinauf auf den Berg *Hofstainow*, wo die „wunderstarke“ Gottesmutter thronet, angeführt vom kühnen *Wneslaw*, dem Bannerträger, und verschanzen sich hier während der Nacht.

Den ganzen folgenden Tag stürmen die Tataren, jedoch ohne genügenden Erfolg; am Abend fällt der tapfere *Wneslaw*, und die Nacht unterbricht den

Kampf. Die Tataren halten großen Verlust, und ihr Cham beschließt nicht mehr zu stürmen, sondern die Christen durch Hunger und Durst aufzureiben. Drey Tage hindurch halten diese sich heldenmüthig, ungeachtet ein heftiger Durst sie quält; am Abend des dritten Tages jedoch rath Weston, sich zu ergeben, denn es sey besser, Knecht zu seyn, als zu verdursten; und er fodert alle Gleichdenkenden auf, ihm zu folgen. Da tritt ihm Wratislaw entgegen, schilt ihn einen Verräther, und eine ewige Schmach der Christen; heisst auf Gott allein vertrauen, und lieber den Tod als Knechtschaft wählen. In der Nacht kommt Regen, und mit dem Morgen ein zahlreiches Christenheer unter Jaroslaw. Im blutigen Kampfe, der sich jetzt entspinnt, tödtet Jaroslaw den Sohn des Kublay, und die Tataren wenden sich zu gänzlicher Flucht. So war die Christenheit von dieser drohenden Gefahr befreit.

Dafs die Grundlage dieses Gedichtes geschichtlich sey, unterliegt nun zwar keinem Zweifel; allein auch mehr als dies, einzelne Züge des Gedichtes wollen die Herausgeber nach sicheren Quellen der Geschichte anheimweisen. Zu diesem Behufe theilen sie eine gedrängte Geschichte der Mongolen im Amurlande von der Zeit Yefukai's, Cham von dreyzehn Horden, an Onon an, bis zu ihrer Niederlage vor Olmütz, mit. Rec. übergeht hier die Geschichte dieses Chans, wie die seines Sohnes Temudschins (geb. 1163), welchen später ein Chodfcha (Weiser) beym Kurultaj (Reichstag) zum Dschengis-Chan (Chan der Chane) erklärte. Dies geschähe, sagte er, nach Gottes ausdrücklichem Willen. Die von diesem begonnenen Eroberungen setzte sein tapferster Sohn, Octai, fort, und unter seine Regierung fallen die im Liede erzählten Begebenheiten.

Octai's Neffen, Batu, Manku und Peta, oder Baidar, griffen die Polowzer an, und diese riefen die Russen zu Hülfe. Batu eroberte alles Land bis gegen Nowgorod, und 1239 fogar Kiew. Mit dem Großfürsten Alexander Jaroslawicz ging er einen Vertrag ein, und wandte sich darauf nach Polen, welches ihm nach der Schlacht bey Siedlo preisgegeben war. Boleslaw der König entfloh. Nun theilten sich die Haufen, und Batu wandte sich nach Ungarn, Badair aber nach Schlesien. Die Verwüstungen in beiden Ländern sind hinlänglich bekannt, und König Bela ward so in die Enge getrieben, dafs er, nach dem gleichzeitigen *Chron. Lunenburg.* (in *Eccard. Corp. hist. med. Aev.*), seine Krone an den Kaiser Friedrich II gefandt, und so als sein Lehensmann um Hülfe gebeten haben soll. „*De Tarteren fören dö (nach ihrem Siege über die Polen) tö Ungeren, unde slögen das folk äne tale. Dorg dese nöð sande de koning fan Ungeren sin land unde sine krönen an den kaiser dorg helpe, he unde sine räkomelinge fan eme tö untfände immermër unde fan deme rike,*“ sagt das *Chron.* Die großen Rüstungen des leider damals sehr uneinigen Reiches werden daselbst

weilläufig beschrieben; der Kaiser jedoch hatte weder Mittel, noch Zeit; und so kam es, dafs nur große Schaaren Freywilliger dem Herzog Heinrich von Liegnitz zu Hülfe zogen. Auf der *Wahlstatt* ward die Schlacht geschlagen. Im Vordertreffen standen die Kreuzfahrer und die Bergleute von Goldberg unter Boleslaw. Er fiel unter feindlichen Pfeilen. Poppo, der Heermeister in Preussen, führte die deutschen Ritter; Mieczislaw von Oppeln einen dritten, Sulislaw, Bruder des Palatins von Krakau, den vierten Haufen. Heinrich selbst stand an der Spitze einer fünften Schaar; durch die Flucht der Polen ging die Schlacht verloren. Die Herausgg. sind noch der Meinung, dafs ein Mißverständnis die Polen zur Flucht brachte. Ihre Führer nämlich hätten geschrien: „*Zabijejcie!*“ (Schlagt todt!), sie hätten jedoch verstanden: „*Zabiezcie!*“ (Lauf, rettet euch!). Es war schlimm, dafs die Führer sich eines so leicht der Verwechslung ausgefetzten Wortes bedienten! Rec. ist jedoch mehr geneigt, dies für eine Sage zu halten, erdacht zur Beschönigung jener schmähhlichen Flucht. Durch diese Niederlage der Christen jedoch lag das ganze Reich den wilden Mongolen, deren Kern vermuthlich Tataren bildeten, daher sie meist nur mit letztem Namen bezeichnet werden, offen und als eine leichte Beute da. Es scheint jedoch, dafs sie es mehr auf die Völker slavischer Zunge abgesehen hatten.

Wenzel I, der Vater des Premysl Ottokar, rüstete sich; die Pässe im Riesengebirge wurden dem Feinde durch Verhaue unzugänglich gemacht. Bey Glatz sammelten sich die Böhmen, und aus allen Ländern strömten ihnen Kreuzfahrer zu. Bis Otmachau waren die Mongolen vorgedrungen; allein der Anblick des wohlgerüsteten Heeres bestimmte sie, sich in das minder gut versehene Mähren zu wenden. Bald standen sie in der Nähe von Olmütz. Hier hatte jedoch Jaroslaw, aus dem Hause Sternberg, der Held unseres Gedichtes, in der Eile, so gut, als es gehen wollte, Vorkehrungen getroffen. Nach Palacky, „dem glücklichen und sinnigen Geschichtsforscher,“ erzählen die Herausgeber: Jaroslaw sey mit 8,000 Kriegeren nach Mähren gezogen, und habe, durch die Landesbewohner verstärkt, Besatzungen in mehrere feste Oerter gelegt, sich selbst aber mit 12,000 Mann nach Olmütz gewandt. Die Stadt, deren verfallene Werke eilig hergestellt wurden, hielt dem Andränge der Wilden Stand. Zur Rettung der Stadt trug auch bey, dafs sie die sinesischen Ingenieure nach Ilidschuzai's Tode übermüthig entweder entlassen, oder auf ihren westlichen Zügen gar nicht mitgenommen hatten. Auch in der Umgegend fanden die Mongolen kräftigen Widerstand; besonders auf dem Berge Hostainow, wo lange nachher noch Spuren der Verschanzungen sichtbar gewesen seyn sollen; ein Zeugniß mehr, dafs der Dichter diesen Kampf vor Hostainow nicht erdichtete.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

PRAG, in der Calve'schen Buchhandlung: *Königinhofer Handschrift*. Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gefänge u. s. w. Aufgefunden und herausgegeben von *Wenceslaw Hanke* u. s. w., verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von *Wenceslaw Swoboda* u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sonderbar ist es, sagen die Herausgeber, daß bis jetzt so wenige Auswärtige von dieser Großthat Meldung thaten; aber die Fortsetzer unseres ältesten Chronisten, Cosmas, gingen sehr saumselig hierin um eben diese Zeit zu Werke.“ Die von Dubraw, Pessina und Publischka benutzten Klosterchroniken von Hradisch, Obrowiz Trebicz u. a. m. werden gemeint. — „Dalimil's hierin unverdächtiges Zeugniß schien Manchen nicht glaubwürdig genug, trotz der Localtraditionen, trotz der Feier der Begebenheit in der später aufgehobenen Kirche auf dem Hostainow. Sagen sprechen noch von den Heldenthaten des mährischen Volkes in jener Zeit der Schrecken, deren Gedächtniß auch noch durch den Gebrauch aufbewahrt wird, daß in Sternberg um Pfingsten Semeln in Gestalt von Händen, Ohren u. s. w. gebacken werden, zum Andenken an die abgehauenen Hände und Ohren, die den wilden Horden als Siegeszeichen dienten.“

Rec. gesteht nun zwar, daß auch er in keinem aller gleichzeitigen Chronisten, so viel er auch deren eingelehen hat, der Begebenheit an dem Berge Hostainow Meldung gethan fand. Eine sehr ähnliche Begebenheit erzählt jedoch Detmars, des Franciscaners, Chronikon unter dem Jahre 1242, welche sich mit einem Kloster in Ungarn zugetragen habe. „*Et der sülvén tid*, sagt er, *was in Ungerén én fast klöster up dem selde san sunte Bernardes orden, dar wären tosamende gësiliker persönen san drén orden, sunte Bernardes, sunte Franciscus, sunte Dominicus. Dat klöster hadden die Tateren beleged, unde lëgen darfore VI mände unde kunnen (i. konden) des nicht gewinnen, sö menlike werden sic de monehe.*“ „Erinnert man sich nun, daß in jener Zeit Ungarn und Mähren leicht als gleichgeltend genommen werden konnten, gleich wie Schlesien und Polen; gedenkt man ferner daran, daß auf dem Hostainow eine Kirche mit einem wundorthätigen Marienbilde stand, und daß man wohl schwerlich in

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

einem Kloster drey verschiedene Orden einträchtiglich zusammen finden dürfte, da jeder einzelne Convent des Zwiefpattes mehr als genug gewöhnlich in sich trägt: so kann man vielleicht annehmen, daß der Franciscaner Detmar von dem Kampfe bey Hostainow hörte, und, wenn er die Sache nicht schon ausgeschmückt erhielt, selbst sie ausschmückte. Ohnehin giebt er nicht den Namen des Klosters an, was er doch wohl zu thun im Stande seyn konnte, da ein dreyfach mit Mönchen besetztes Kloster gewiß bekannt seyn mußte als ein unerhörtes Beyspiel frommer mönchischer Eintracht in dem goldenen Zeitalter der Möncherey. Aber auch sonst hat dieser Kampf der Ungarn und Mongolen bey ihm Ausschmückungen, wenn er sagt: „*Also de Tateren gröten schaden hadden gedän in Ungerén unde Polenén, unde wolden fordten in düdesche land, dö was ér herre, de hét Bacho (Batu, Batho) én hertoge des hëseres san Taterén, én forste al des heres, dar mër inne wären, den honderd eder twè honderd düsend Taterén. Dese Bacho trechede ford; dar ward he bedrogen san deme bösen gëste. Sines folkes ward én gröt dël geflagen. Dar tö quam sö gröt frochte (Furcht) an de hëden, dat se alle begonden tö slënde (fliehen), unde hadden de Ungerén wat menlker wesen, se hadden se al död geflagen an der flocht. Als dat onsinnege folk flö, dö ronnede (raunte) ér herre Bacho for dat here med enem baren swerde unde rëp: „Es et, dat gi nü slëd, sö möte-gi alle sierven san unsen herren, den hëser! Lät uns hër tosamende bliven död unde lewendeg! Schole-wt sierven, sö sierve-wi jö med éren!“ Hër mede ward dat folk sère gesterked, unde deden in Ungerén noch gröten schaden.*“ — Das Mönchische dieser Erzählung leuchtet ein. In Ungarn aber wurden die Mongolen 1241 oder 1242 nicht geschlagen, vielmehr schlugen sie jetzt die Ungarn fortwährend. Sollte daher nicht vielleicht ihre Niederlage bey Olmütz gemeint seyn, wo sie Jaroslaw so wacker schlug? Die Herausgeber theilen über das Treiben, das dieser ihnen lieferte, Folgendes mit, und Rec. giebt es auszüglich hier, da gerade dieser Vorfall in geschichtlicher Hinsicht noch etwas im Dunkeln zu liegen scheint.

Wie Rec. schon eben erwähnte, hielt sich Olmütz, und Jaroslaw war klug genug, fürs erste die Mongolen nicht im freyen Felde zu bestehen. Die absichtliche Unthätigkeit, die Klugheit des Feldherrn, der den Streich nicht führen mochte, bis er wußte, daß er trifft, hielt Baidar für Feigheit, und die kolze Verachtung ließ ihn alle Vorsicht verabäumen.

Jaroslaw benutzte dies. Neue Schaaren hatten sein Heer verstärkt. In der Nacht vor dem 24 Juni 1241 berief Jaroslaw die Seinen zum Gotteshaufe; vor Tagesanbruch zogen sie in das sichere Lager der Feinde. In diesem Streite wurden die Mongolen völlig geschlagen, und den Führer selbst tödtete Jaroslaw nach Dubrav's, des Olmützer Bischofs, Berichte, ohne zu wissen, wen er erlegt hatte. Mit dem Morgen wandten die Mongolen sich zur Flucht; aber ein ganzes Jahr hindurch verwütheten sie Ungarn. Daher scheint die Annahme, die Mongolen seyen heimgezogen, weil Batu, nach Octai's Tode (1241), der Ernennung Kajak's zum Groß-Chan beywohnen wollte, allerdings etwas zweifelhaft. Die Herausgg. schreiben deshalb auch den Rückzug der Mongolen der Furcht zu, die sie vor dem statlich gerüsteten Könige von Böhmen, Wenzel I, hatten, dem Friedrich der Streitbare von Kärnthn und andere Große beystanden. „Wie Karl Martell bey Tours Europa vor der Herrschaft des Islams (732) befreyte, sagen sie, so schirmte jetzt der Böhme Jaroslaw Europa durch seinen Sieg bey Olmütz vor, den noch entsetzlicheren Gräueln mongolischer Zwingherrschaft.“

Noch muß bemerkt werden, daß die Herausgg. den Weston, welcher, wie oben erwähnt ward, den Helden auf Hostainow zur Knechtschaft anrath, nicht für einen Böhmen, sondern für einen Engländer gehalten wissen wollen. Ihre Ansicht scheint auch nach der Anmerkung S. 219 ziemlich begründet zu seyn.

Das fünfte Gedicht ist ein Volkslied im strengsten Sinne des Wortes. Für den Gesang war es bestimmt; daher der einfache strophische Bau desselben; daher in ihm mehr Gefühl, als That. Es behandelt den siegreichen Kampf eines gewissen Benefich Hermanow (Hermanns Sohn), wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Waldsteine; gegen die Unterdrücker des böhmischen Volkes, während der Vormundschaft Otto's des Langen von Brandenburg nach dem Tode Otokar II. Märker sollen es gewesen seyn, welche über Görlitz (*Zhorelice*) kommend, in das Iserthal bey Turnau eindringen, und zwischen Großskal und Troška von Benefich Hermanow geschlagen wurden. Merkwürdiger Weise werden sie im ganzen Liede „Sassen“ genannt (Vers 10 *niemci sasci*, d. i. sassische Deutsche, vrgl. V. 32 *protiw sascóm*, V. 40 *sasóm pleniucím*). Die Zeit dieser Schlacht fällt ungefähr in das Jahr 1282.

Im sechsten Gedichte kann Rec. keine historische Grundlage entdecken. Es waltet in ihm rein subjectives Interesse. Der Inhalt ist, daß ein Wladike Zbyhon einem Jünglinge sein Mädchen raubte, und dafür von ihm erschlagen wird. Zart und sinnig ist das Geschick des Liebenden und der Geliebten an ein gleiches Loos des Täubchens, das der Sperber raubte, geknüpft.

Das siebente Gedicht — ein Fragment — behandelt eine Niederlage der Polen durch die Böhmen um das Jahr 1002 (nach Cosmas). Sie hatten ganz Böhmen und sogar Prag durch List und Gewalt in ihre Hand bekommen, nachdem der König von Böh-

men, Boleslaw III, von ihren Herzögen Boleslaw und Miecziaw bey einer Unterredung geblendet worden war. Boleslaw's III Sohn, Jaromir, ward von Dowa oder Howora, dem Stammvater der Herren von Dubé, gerettet, und sein Bruder Odalrich entkam glücklich der Haft bey dem Baiherzog Heinrich, worin er auf Ansuchen der Polen gehalten ward.

Im achten Gedichte kann Rec. abermals keine historische Grundlage finden. Daß ein Jüngling, der sonst oft der Feinde Schaaren zerstreute, endlich von einem Feinde erschlagen wird, ist eine so nahe liegende Idee, daß sie wohl kaum, ward sie in einem Liede ausgeführt, auf ein bestimmtes Ereigniß bezogen zu werden braucht. Mehr aber enthält das Lied nicht. Uebrigens haben die Herausgg. vollkommen Recht, wenn sie dies Lied für das älteste unter allen halten. Neben der Sprache beweist es schon der ganze Ton desselben.

Dies wären denn alle Gedichte der Königinhofer Handschrift, bey denen historische Grundlage in Frage kam. Die übrigen können darauf auch nicht einen nur entfernten Anspruch machen. Als Anhang sind zwey Fragmente altböhmischer Gedichte gegeben, deren erstes, da es nur neun Zeilen enthält, zu keinem Urtheil, weder in Hinsicht des geschichtlichen Inhalts, noch der dichterischen Behandlung, Veranlassung geben kann. Das zweyte ist länger, und behandelt den Streit zweyer Brüder, und dessen Schlichtung durch Libussa. Der ältere Bruder ist jedoch mit dem Spruche der Fürstin unzufrieden, und schmäh't sie, indem er ausruft:

„Weh' der Brut, wenn Ottern mit ihr nisten,
Weh' den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer,
Und dem Erstgebor'nen ziemt das Erbe!“

Dadurch soll er denn, nach der Herausgg. Meinung, die Libussa veranlaßt haben, sich mit dem Premysl zu vermählen. Die Handschrift soll in das 11te Jahrhundert gehören; ihre Aechtheit ist jedoch angefochten worden, wird aber durch die Herausgeber vertheidigt.

Die streitenden Brüder heißen in unserem Gedichte Chrudosch und Staglaw. Hájek, welcher diese Begebenheit auch kennt, nennt sie jedoch Rohon, Kal's Sohn, und Milowec, Preslaw's Sohn, und setzt die Begebenheit in das J. 721. Cosmas hat sie auch, giebt jedoch keine Namen; scheint aber dennoch auch einem Gedichte zu folgen, wie die Herausgg. richtig bemerken.

Unser Gedicht ist übrigens auch deshalb merkwürdig, weil es angiebt, wie weit sich Libussa's Gebiet erstreckte. Es begriff ihm zufolge den Bydzower, Königgräzer, Berauner, Czaslauer, Kaurimer, Pilsner und Prachiner Kreis; denn in diesen Kreisen liegen die Wohnorte der Wladiken und Lechen (Stammhäupter und Edeln), welche Libussa zum Gericht entbieten läßt.

Den Beschluss des ganzen Bandes machen zwey Minnelieder, eines, das Minnelied unter dem Wyszrad genannt, das andere, König Wenzels I Minne-

lied. Letzter ist auch als Dichter eines deutschen Minneliedes genannt (Manesse I). Da nun das böhmische Lied — ein Fragment — den ersten vier Strophen des deutschen dem Inhalte nach entspricht, so entstand die Frage, welches Original, und welches Uebersetzung sey. Die Herausgg. entscheiden sich für das böhmische, Andere für das deutsche. Es fragt sich, ob er überhaupt eines gedichtet habe; ist dies erwiesen (denn die Ueberschriften der Urkunden täuschen nicht selten), dann kann es auch seyn, daß er dies eine Lied in beiden Sprachen dichtete. Uebrigens, kommt darauf auch etwas an, so möchte es doch immer schwierig bleiben, die Sache ganz ausser Zweifel zu setzen.

Was nun endlich die Uebersetzung anlangt, so muß Rec. diese im höchsten Grad gelungen nennen. Er bewundert des Uebersetzers Gewandtheit und treffende Kürze. Wie sehr daher diese zweyte Bearbeitung die erste, welche 1819 erschien, in jeder Hinsicht übertrifft, wird jeder selbst finden, der eine Vergleichung zwischen beiden anzustellen Gelegenheit hat. Rec. gedenkt jedoch hier nur einige Proben der neueren Bearbeitung vorzulegen, um theils die Herrlichkeit dieser altböhmisches Gedichte an sich selbst, theils auch das Gelungene der Uebersetzung, zu veranschaulichen. So sey denn die Erstürmung von Kruwoj's Burg, wie sie das zweyte Gedicht, Czeftmir, schildert, hier mitgetheilt; die Krieger Neklan's waren mit dem Abende in die Nähe von Kruwoj's Burg gekommen. Da spricht Czeftmir, ihr Feldherr:

„Krieger — spricht er — früh des Morgens
Fachen allen Grimm wir an.
Jetzo pflegt der müden Glieder.

Berge stehn zur Rechten,
Berge stehn zur Linken,
Und auf ihre Gipfel,
Ihre hohen Gipfel
Blicket hell die Sonne.
Längs der Berge dorthin,
Längs der Berge dothier
Zieh die Heere, Kampf im Busen tragend.

„Ha dorthin zur Veste,
Dort zur Felsenveste,
Wo in Haft den Woymir
Hält der wilde Kruwoj
Sammt der schmucken Tochter,
Die er sing im dichten Forst,
Unter'm grauen Felsen dort,
Wo Fürst Neklan er gehöhnt,
Treue hat gelobt dem Neklan Kruwoj
Bot in Treuen ihm die Rechte.
Doch die Hand, dieselbe Stimme
Brachte Jammer seinem Volke.
Ha! nun auf zur hohen Veste,
Auf zur Veste stürmt, ihr Heere!“

Und vor Grimm erglühn die Heere,
Und sie stürmen hin zur Veste,
Nach dem Wort des tapfern Czeftmir,
Aehnlich eis'gen Hagelwolken.
Schild an Schild gereiht zu Schirm die Vordern,
Angestemmt an ihre Speer' die Hintern,
Und an Balken, quer gereiht an Balken.
Und hoch ob des Waldes Wipfeln
Klirrten gen die Burg die Schwerter,
Schwerter rasten gegen Schwerter,
Die vom Wall' her haucn.

Oben in der Burg brüllt Kruwoj,
Kruwoj brüllet gleich dem Stiere,
Brüllet Muth in seine Mannen;
Und sein Schwert traf in die Reih'n der Prager,
Wie ein Stamm vom Felsen über Höhen
Viele starke Eichen schmettetert —
So zur Burg zusammenströmten
Neklan's Kriegerhaufen.

Czeftmir heist die Burg von rückwärts stürmen,
Heist von vorwärts sie den Wald berennen.
Siehe, hochgewachsne Stämme,
Dicht gereiht am Felsen,
Beugen sie zum festen Walle,
Daß die Stamm' hinab die Balken rollen
Ob der Krieger Häuptern.
Unter ihnen reihen sich die Starken,
Vorwärts reihen sich die stärksten Männer,
Mann an Mann mit ihren breiten Hüften
An einander dichtgedrängt.
Legen Balken quer sich auf die Schultern,
Festen sie der Länge nach mit Wieden,
Stemmen dran geschultert ihre Speere.
Und es springen Krieger auf die Balken,
Legen auf die Schultern sich die Speere,
Festen auf den Schultern sie mit Wieden.
Auf die zweyten springt der dritte,
Und auf den der vierte haufe
Und ein fünfter bis zur Schlosseszinne,
Wo die Schwerter flammten,
Wo Geschosse zischten,
Von woher die Balken tosend rollten.

Sieh, den Wall erstürmt ein Strom von Pragern,
Alle Macht im festen Schloß verschlingt er.

Ueber das Lebendige und ächt Dichterische dieser Schilderung verliert Rec. kein Wort; sie spricht am besten für sich selbst. Daß sie jedoch in der Ursprache noch weit mehr Reiz habe, glaubt Rec. nicht erst versichern zu dürfen, da sich dies von selbst versteht, und so wünscht er nur, daß diese Lieder allen Lesern so große Freude gewähren mögen, als sie ihm vom Anfange bis zum Ende verschafft haben. Druck und Papier sind ausgezeichnet und des Inhalts würdig.

E. D. I.

SCHWERIN, b. dem Verfasser: *Gedichte von Karl Heinrich Brüger*. 1831. VIII und 301 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In den die Stelle einer Vorrede vertretenden Stenzen „an die freundlichen Beförderer dieses Werkes“ klagt der Vf., daß „die Welt so manchem Wunsch gewehret“ habe, „der sich bescheiden aus der Seele rang, daß „Hals und Mißgunst frech zerstöret“ haben den Kranz der Jugend, „der das Haupt umschlang“, und daß er „habe frühe lernen müssen, das wahre Glück zu finden im Gewissen.“ Das Letzte ist kein Verlust, sondern großer Gewinn; indessen sind jene jugendlichen Klagen zu verzeihen, da die ihre Kraft fühlende und ihres ernstlichen Strebens und Wohlmeinens sich bewusste Jugend Erfolge, welche der Erwartung nicht entsprechen, leicht zu tief empfindet. Aber zu stark und unmaßend klingt es doch, wenn es ferner heist: „Was ich verdient, es wird mir hart entzogen; ich bin um Alles, um mich selbst betrogen!“ Auch sehen

wir nicht, wie Jemand ohne eigene Schuld um sich selbst betrogen werden könne; und wie paßt das zu dem Finden des wahren Glückes im Gewissen? Und wenn dem Vf. „die Kunst, das Wissen nur Beschwerde gab, der heitre Lohn ihn nimmer umfah'n will,“ so könnte man auf den Gedanken kommen, daß er bey dem Streben nach Kunst und Wissenschaft zu sehr den äußeren Lohn im Auge gehabt habe. Wenn endlich die Beförderer des Werkes „nicht wähen“ sollen, „daß“ sie „zu Lust und Freude das Lied gerufen und das Saitenspiel;“ wenn „es nur von des Dichters tiefem Leide tönen“ soll, und dieser nur „zartes Mitgefühl“ (dem Zusammenhange nach für Mitleid zu nehmen) zu erregen sucht: so dünkt uns, daß der klagende Dichter würdevoll nicht bloß das Mitgefühl mit seinem Leide aufreizen soll; am wenigsten soll er den Leser oder Hörer mit Klagen behelligen, deren Gegenstand im Dunkeln gehalten wird, die also nichts Anschauliches darbieten, nichts, woraus die Einbildungskraft Stoff zum Schaffen eines bestimmten Bildes hernehmen kann. Doch in dem Gedichte S. 28, „*Demuth*“ überschrieben, tritt allerdings ein Gegenstand der Klage hervor, aber auf eine Weise, die keinen vortheilhaften Eindruck macht. Die Hoffnung, die dem Vf. zu einer Pfarrerstelle gemacht zu seyn scheint, ist noch nicht erfüllt. Dieser Gegenstand mußte schon auf eine vorzügliche Weise behandelt seyn, wenn er den Eindruck machen sollte, den man von einem Gedichte fodert. Aber wie tritt er hier auf! Der Dichter bekennt, daß er, „der mit seines Herzens Wünschen zwar ein herrlich Ziel umfassen, einsam und verlassen, nimmer werde, nimmer könne hinaufgelangen, ob er gleich mit treuem Willen dürste jene heiligen Pflichten, denen er sich weicht, erfüllen; Pflichten, die die Seele heben, die in milder Geistesklarheit ihn zum Guten führen sollen, und zu makelloser Wahrheit;“ und daß „die schwache Rebe in den Stürmen verbluten werde, wenn nicht“ der „edle Fürst,“ welchen der Dichter durch *Sie* anredet, „die zarten Reiser kräftig halte und beschirme,“ und „die so milde gegebene Hoffnung“ erfülle. Würdiger, als in dieser „*Demuth*“, spricht sich der Vf. in anderen Stellen aus, z. B. S. 60:

„Ob nimmer auch das Glück nach Aufsen treibe,
Ob nie zum Frühling mir das Leben werde,
Ich hege Blumen, die noch stets geblühet.“

Ueberhaupt haben, uns die Gedichte der ersten Abtheilung: „Gedichte bey bestimmten Veranlassungen,“ am wenigsten angesprochen, ob sich gleich auch unter ihnen einige bessere finden. Dahin rechnen wir: „Letzte Bitte“ S. 14; „der Liebe Hingang“ S. 35, wo es aber störend ist, daß in der zweyten Zeile der zweyten Stanze eine Sylbe fehlt; „Abschied“ S. 37; „Weihnachtsklänge“ S. 48. Drollig ist der Scherz: „Hyperbolisch“ S. 45; auch

darin aber stört (S. 46. Z. 3 v. unten) die Verletzung des Versmaßes. — Die zweyte Abtheilung enthält „Sonette;“ die dritte „vermischte Gedichte“ in zwey Unterabtheilungen: 1) „Kleinigkeiten“ und 2) „Romanzen und Lieder;“ die vierte „Gesellen“ in drey Büchern; die fünfte „Triolette;“ die sechste „Distichen.“ Daß die Abtheilungen nicht nach scharfer logischer Eintheilung gemacht sind, sieht man ohne unsere Erinnerung. Wir finden aber in allen wirklich Stücke von Werth, freylich neben manchen unbedeutenden und unklaren.

S. 78 finden wir ein Sonett wider diejenigen, welche den Dichter und ihm Gleichdenkende, „die dem Heiland leben und die Vernunft dem Glauben unterstellen, und einzig nur auf innern Geisteswellen zu Gott empor und ihrem Meister streben,“ schelten und „mystische Gesellen“ nennen. Der Dichter ruft ihnen zu:

„Behaltet die vernünftigen Gedanken,
Die wir noch nie gen Himmel steigen sahen,
Wir bleiben gern in unserm Sinn befangen.“

Wir gehören nicht zu den Scheltenden; aber wir haben keinen Begriff davon, wie man ohne „vernünftige Gedanken auf inneren Geisteswellen zu Gott und zu Christus empor streben“ und „überzeugt seyn könne, daß man recht strebe und keinem Phantome nachjage.“

Auf das Technische des Verses und die Sprache sollte Hr. B. größere Sorgfalt wenden. Härten, wie: die *Farb'* der Treue; *hörrt'* mit; *möcht'* wohl; *ohn'* Gewissen; ich *hab'* die; *Klag'* verhalten; — Hiatus, wie: glaube ich; scheuchte er u. dgl., begegnen uns oft. S. 289 steht als seynsollender Pentameter: „Doch nicht Güte allein würdiger der *Professur*.“ S. 282 beginnt ein Pentameter: „Bleibe du *frey* und *bleib* deutlich;“ warum liefs der Vf. das *und* nicht weg? Meint er, daß durch Sorgfalt für die Form dem Geiste geschadet werde? Er spricht so etwas aus S. 91:

„Die Förmlichen.

Viele reimen, Wen'ge dichten.
Dieß beruht auf klaren Gründen.
Während sie die Formen schichten,
Maß wohl Geist und Leben schwinden.“

Giebt es denn nicht eine Sorgfalt für die Form, die den Geist und das Leben nicht verscheucht, vielmehr Geist und Leben in größerer Klarheit erscheinen läßt, und das Störende entfernt?

Den Gebrauch des Apostrophs liebt der Vf. sehr; er schreibt: „des *Lebens*, *Himmel's*lust, *Kummer's*, *Frieden's*.“ Bedarf hier aber der Genitiv mehr einer solchen Bezeichnung, als in: *Freundes*, *Hauses*, *Hafses*; *Fleisses* u. dgl., wo er ihn nicht setzt? Wenn er vollends immer *Herzen's* schreibt, so können wir dafür keinen Rechtfertigungsgrund auffinden.

HJKL.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

P H Y S I K.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cottaschen Buchhandlung: *Vom Licht*. Bearbeitet von J. F. W. Herschel. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. C. Eduard Schmidt, Privatdocent auf d. Universität zu Göttingen. Mit 11 lithographirten Tafeln. 1831. 693 S. 8. (3 Thlr.)

Es ist schon lange als ein bedeutender Mangel in der Literatur empfunden worden, daß wir kein dem jetzigen Zustande der Wissenschaft entsprechendes Lehrbuch der Optik besaßen, und es ist daher nicht zu zweifeln, daß dieses Buch, welches jene Lücke auf eine höchst genügende Weise ausfüllt, von dem Publicum mit Dank werde aufgenommen werden. Denn, obgleich der berühmte Vf. selbst dieses Buch nicht als ein allen Anforderungen Genüge leistendes System der Optik angesehen wissen will, so wird doch schwerlich sich irgend Jemand finden, der sich traute, in dem jetzigen Zeitpunkte bey gleicher compendiarischer Kürze mehr zu leisten, und wir werden so lange diesen Encyclopädie-Artikel als ein treffliches Lehrbuch der Optik dankbar annehmen und gebrauchen, bis entweder neue Entdeckungen ein vollkommeneres Buch möglich machen, oder eine noch ausführlichere Darstellung dieser Wissenschaft auch über solche Gegenstände vollständige Belehrung giebt, die hier nur kurz angedeutet werden konnten. Allerdings nämlich ist dieses Buch nicht als einzelnes Werk erschienen, sondern es macht als Artikel: *Light* einen Theil der *Encyclopaedia metropolitana* aus, und eben deswegen hat auch die Uebersetzung keinen anderen Titel als den höchst bescheidenen: *vom Lichte*, erhalten, indem auch dem Uebersetzer vermuthlich *Herschels* Aeußerung, es sey bloß ein Encyclopädie-Artikel, bekannt geworden war. Um so mehr aber ist es unsere Pflicht, unsere Leser auf den Reichthum von Gegenständen aufmerksam zu machen, die sie hier von einem der größten Kenner dieses Zweiges der Naturlehre dargestellt finden. Daß auch die Uebersetzung Lob verdient, wird Jeder im Voraus erwarten, dem des zu früh verstorbenen Prof. *Eduard Schmidt* Kenntnisse und Fleiß aus seinen übrigen Arbeiten bekannt sind. Wir theilen eine Anzeige des Inhalts mit, an die wir hier und da einige Bemerkungen anknüpfen werden.

Erster Abschnitt. *Von dem nicht polarisirten Lichte*. Einleitung. Ueber die einfachsten Phänomene der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes; Ge-
J. A. L. Z. 1832. Vierter Band.

schwindigkeit des Lichtes; Abirring des Lichtes. — *Photometrie*. Gesetze, nach welchen sich die Stärke der Erleuchtung richtet. Die genaue Bestimmung der Begriffe, was wir unter *wirklichem Glanze*, *scheinbarem Glanze*, *absoluter Helligkeit*, *scheinbarer Helligkeit*, verstehen, verdient beachtet zu werden, da nur zu oft selbst gute Schriftsteller durch Verwechslung dieser Begriffe Undeutlichkeit in ihren Vortrag bringen. Die wichtigsten Aufgaben über die Erleuchtung durch leuchtende Körper von gegebener Gestalt werden aufgelöst. Mittel, um photometrische Bestimmungen durch Gleichheit der Erleuchtung zu erhalten.

Spiegelung an ebenen und krummen Flächen.

Hier kommen allgemeine Formeln für die Bestimmung des Strahles vor, der zwey Zurückwerfungen von Ebenen, deren Lage bekannt ist, erlitten hat. Für die Spiegelung an krummen Flächen, die durch Umdrehung entstanden sind, werden die allgemeinen Formeln, welche die Lage des zurückgeworfenen Strahles bestimmen, angegeben, und hieraus wird die allgemeine Gleichung für Linien, welche die von einem Punkte ausgehenden Strahlen in einem Brennpuncte vereinigen, gefunden. Die genaue Bestimmung des Vereinigungspunctes aller Strahlen, die von einem gegebenen Ringe eines sphärischen Spiegels zurückgeworfen werden, und mit Hülfe der dafür gefundenen Formeln die Angabe der Längen-Abweichung und Seiten-Abweichung der nicht sehr entfernt von der Mitte einfallenden Strahlen, kommt ferner hier vor. Alle diese Gegenstände sind zwar mit Hülfe höherer Analysis vollkommen gründlich und zugleich ohne unnöthige Weitläufigkeit vorgebracht, dennoch aber giebt der Vortrag vollständig die nöthigen Entwicklungen an, so daß man ihm mit Leichtigkeit folgt. *Von den Brennlinien durch Zurückwerfung*. Zuerst völlig allgemeine Formeln, dann angewandt auf leichtere Fälle. Hier wird §. 141 der weniger geübte Leser eine kleine Schwierigkeit finden, die durch die kurze Bemerkung, daß es auf einen Winkel ankomme, welcher die Differenz von $\text{Arc. Tang } \frac{y}{x}$ und

$\text{Arc. Tang } \frac{dy}{dx}$ ist, gehoben werden konnte. Uebri-

gens aber sind auch diese Lehren bey aller Kürze doch so vollständig abgehandelt und mit so passenden Beyspielen erläutert, daß der Leser sich vollkommen befriedigt finden wird. An diese Untersuchung über die Brennlinien schliessen sich Aufgaben, deren Zweck ein praktischer ist, nämlich, wie man denjenigen Ort findet, wo eine Ebene, um die Strahlen aufzunehmen,

aufgestellt werden muß, damit die von *einem* Punkte ausgehenden Strahlen wenigstens in einen möglichst kleinen Kreis vereinigt erscheinen, wenn eine Vereinigung in *einen* Punkt unmöglich ist; ferner, wie man die in irgend einem gegebenen Punkte vereinigte Lichtmenge findet.

Brechung des gleichartigen Lichtes. Nach der Erklärung der Gesetze der Brechung, der Umstände, wann die vollkommene Zurückwerfung an der Fläche, wo der Strahl in ein dünneres Medium übergehen sollte, eintritt u. s. w., geht der Vf. zu einer vollständigen Darstellung der *Lehre vom Prisma* über. — Wie groß muß der brechende Winkel seyn, damit kein auf die eine Ebene fallender Lichtstrahl aus der anderen Seitenfläche hervorgehen könne? Wie muß der Strahl einfallen, damit er die kleinste Brechung leide? Wie bestimmt man das Brechungsverhältniß durch Beobachtung der kleinsten Brechung? Welche Brechung findet Statt, wenn der Lichtstrahl durch mehrere Prismen geht, und alle Brechungen in einer und derselben Ebene Statt finden? — Für krumme Flächen, die durch Umdrehung entstanden sind, wird der Punkt bestimmt, in welchem die durch einen Ring auf der Oberfläche eindringenden Strahlen sich sammeln, wenn die Strahlen von einem Punkte in der Axe ausgehen; ferner werden die Brennlinien, die hier vorkommen, durch allgemeine Formeln bestimmt, und die Curven bestimmt, nach welchen man die Oberfläche bilden muß, damit bey *einer* Brechung alle Strahlen in einen einzigen Punkt vereinigt werden. Es ist hier und an manchen anderen Stellen störend, daß in den Figuren manche Buchstaben fehlen; auch das englische Original ist davon nicht frey, indem z. B. Fig. 34 dort wie hier die Buchstaben *C*, *F*, nicht vorkommen, obgleich der Text sie erwähnt; indess ist es auffallend, daß der Uebersetzer hier nicht die leicht anzubringende Verbesserung besorgte. Ebenso fehlen Fig. 25 *D*, 9; Fig. 171 alle Buchstaben und so an mehreren Stellen.

Die beiden folgenden Abschnitte behandeln die *Brechung der durch mehrere sphärische Oberflächen gebrochenen Strahlen* vollständig. Die Fragen, wie eine durch sphärische Oberflächen begrenzte Linse beschaffen seyn muß, damit sie am wenigsten Abweichung wegen der Kugelgestalt hervorbringe, welche Form eine Linse haben muß, damit sie gar keine Abweichung hervorbringe (*aplanatisch* sey), wie man die vier Oberflächen zweyer Linsen mit sphärischen Oberflächen so bestimmt, daß die durch beide gehenden Lichtstrahlen sich aplanatisch in einem Brennpunkte vereinigen u. s. w., werden beantwortet.

Von den Bildern, die durch Linsen hervorgebracht werden. Unter den interessantesten Einzelheiten, die hier vorkommen, wollen wir nur die Bestimmung der Gestalt bemerken, die ein horizontaler Boden unter Wasser zu haben scheint, wenn das Auge ihn durch die horizontale Wasseroberfläche betrachtet.

Vom Baue des Auges und vom Sehen. Die Abbildung des Querschnitts des Auges ist im Originale nicht ein bloßer Umriss, wie in der Lithographie bey

der Uebersetzung, und man sieht daher in der dem Originale beygefügtten Abbildung die einzelnen Theile weit schöner, statt daß die Figur bey der Uebersetzung nur schlecht ausgeführt heißen kann. Die Beschreibung der Theile des Auges, die Angabe der einzelnen Umstände, durch welche das Auge seine große Vollkommenheit besitzt, sind sehr schön erklärt. Eine kurze Erklärung dessen, was Fernröhre und Mikroskope leisten, macht den Beschluß des ersten Hauptabschnittes.

Zweiter Abschnitt. *Die Farbenlehre.* Darstellung der Newtonschen Farbenlehre über die *ungleiche Brechbarkeit* der Farbenstrahlen. *Fraunhofers* Entdeckungen über die Unterbrechungen oder dunkeln Linien im Farbenbilde. Anleitung, diese zu beobachten. Formeln für die Verbindung zweyer Prismen von ungleicher Farbenzerstreuung, die ein achromatisches Bild geben. Hier ist §. 432 die Uebersetzung nicht ganz genau; dieß ist sowohl S. 198. Z. 7. 8. 9 v. u. als S. 199. Z. 15 der Fall; in der letzten Stelle würde es besser heißen: „Bringt man eine Drehung von 180° hervor, so ist, weil die Prismen dann nach gleicher Richtung wirken, der durch Vereinigung entstandene Winkel doppelt so groß“ u. s. w.

Die Untersuchungen über die ungleiche Zerstreuung der Farbenstrahlen, in welcher die Ursache der secundären Farbenbilder oder der unvermeidlichen Unvollkommenheit der achromatischen Gläser liegt, sind sehr vollständig und lehrreich durchgeführt; die Mittel, die praktische Untersuchung über die angemessene Verbindung zweyer Prismen anzustellen, sehr genau beschrieben u. s. w. Hier wird denn auch *Amici's* aus Prismen gebildetes Fernrohr beschrieben, dessen Einrichtung freylich keinen Gebrauch für stärkere Vergrößerungen gestattet, das aber doch als sehr eigenthümliche Anwendung einer Zusammenfassung von Prismen, die ihre Farbenzerstreuung gegenseitig aufheben, und dabey Vergrößerung des Sehewinkels bewirken, merkwürdig ist. Bey der Anwendung dieser Untersuchungen auf achromatische Linsengläser ist eine Tafel beygefügt, nach welcher man für verschiedene Zerstreuungsverhältnisse beider Gläser die vier Halbmesser der Oberflächen bestimmen kann. Es ist wohl schon ziemlich bekannt, welche Vorzüglichkeit diese aus eigenthümlichen Untersuchungen des Verfassers hervorgegangenen Angaben vor denen anderer Schriftsteller besitzen; uns wäre wohl erwünscht gewesen, wenn an einigen Beyspielen ausdrücklich gezeigt wäre, wie nahe die Vereinigungspunkte der verschiedenfarbigen Strahlen, und wie nahe die Vereinigungspunkte der Axenstrahlen und Randstrahlen zusammen fallen; um so in bestimmten Zahlen den Beweis für die Vorzüglichkeit der hier angegebenen Objective zu führen. Zu dem, was hier über die Anwendung von Flüssigkeiten zu Objectiven gesagt worden ist, sind seit der Vollendung dieses Werkes schon bedeutende Erweiterungen durch *Barlows* Bemühungen hinzugekommen, und es wäre angenehm gewesen, diese als Zusatz der Uebersetzung beygefügt zu finden.

Die folgenden Untersuchungen über den *Licht-*

verlust bey dem Durchgange durch nicht krySTALLIRTE Medien enthalten wieder vieles, was dem Vf. eigenhümlich ist. Seine Versuche über das von verschiedenen Medien bey verschiedener Dicke durchgelassene farbige Licht sind höchst merkwürdig, und dienen zu Widerlegung mancher irriger Meinungen über die Farben und das prismatische Farbenspectrum. — *Urtheil des Auges über die Farben.* Die hier mitgetheilten Erfahrungen über die Beurtheilung der Farben, wie sie sich der Empfindung eines Mannes darstellten, der in der Benennung und Unterscheidung der Farben die ungewöhnliche Eigenschaft des Auges besaß, welche *Goethe Akyanoblepsie* zu nennen geneigt war, sind im höchsten Grade beachtenswerth. — Sie stimmen in mancher Hinsicht, aber nicht überall, mit den von *Dalton* bekannt gemachten eigenen Erfahrungen überein, die unter anderen ergeben, daß diesem berühmten Physiker das Gras bey Tageslichte nicht merklich vom rothen Siegellack verschieden erscheint, daß er das Hellroth bey dem Tageslichte vom Himmelblau nicht unterscheidet u. s. w. — Andere Erfahrungen über farbige Flammen und die durch sie bewirkte Erleuchtung findet man hier gleichfalls.

Dritter Abschnitt. *Von den Theorien des Lichts.* Die Darstellung der *Newton'schen* und der *Hugenischen Theorie* ist mit gleicher Sorgfalt ausgeführt. Zuerst ist alles, was die erste in ihrem vortheilhaften Lichte zeigt, zusammengestellt, und auch die Erscheinungen, welche für einen ungleichen Zustand der leichteren Zurückwerfung und des leichteren Durchganges sprechen, sind als consequente Folgerungen aus dieser Theorie nachgewiesen. Es ist nicht nöthig, dies vollständiger aus einander zu setzen, da es ziemlich bekannt ist, wie die Theorie der Brechung, die Gründe für die vollkommene Reflexion u. s. w. die *Newton'sche* Theorie aufs schönste zu bestätigen scheinen; aber die Klarheit und Sorgfalt, mit welcher dies alles erklärt wird, ist sehr angenehm befriedigend. Bey der *Undulationstheorie* wird zwar die Schwierigkeit, die sie bey der ungleichen Brechbarkeit der verschiedenfarbigen Strahlen darbietet, hervorgehoben, aber auch sogleich bemerkt, daß man darum diese Theorie nicht voreilig verwerfen dürfe, da keine Theorie bis jetzt ganz ausreiche, und die Vortheile, welche die *Undulationstheorie* bey der Darstellung der aller schwierigsten Erscheinungen gewährt, sie im höchsten Grade beachtenswerth machen. — Gesetze der geradlinigen *Undulationen* des Aethers und ihrer Fortpflanzung. Gesetz der Abnahme des Lichtes bey dem Fortgange, abgeleitet aus der Voraussetzung, daß die Empfindung des Lichts sich wie die lebendige Kraft des bewegten Theilchens verhält. Darstellung der Gesetze der Zurückwerfung und Brechung. Einfache Bestimmung für die Curve, welche alle von einem Punkte ausgehenden Strahlen in einem Brennpuncte vereinigt. Ueber die Intensität des reflectirten Strahles und die Abhängigkeit derselben von dem Brechungsverhältnisse.

Von den Interferenzen. Die Erklärung des Begriffes der *Interferenzen* wird zuerst sehr vollständig

und verständlich angegeben; dann folgen mathematische Untersuchungen über die *Undulationen*, die aus dem Zusammentreffen zweyer *Undulationen* hervorgehen, — unter welchen Umständen zwey geradlinige *Undulationen* eine kreisförmige hervorbringen u. s. w. — *Ueber die Farben dünner Blättchen.* Der genaue Angabe der Erscheinungen bey convexen Gläsern, die auf ebenen Gläsern ruhen, ist eine ausführliche Erörterung der Erscheinungen beygefügt, die man erhält, wenn man durch ein auf einem Spiegel liegendes Prisma diese Farben wahrnimmt. Die Erklärung wird nach der *Undulationstheorie* vollständig gegeben, und in Hinsicht auf die verlorengelassene halbe *Undulation* der Grund, warum allerdings ein Theil einer *Undulation* verloren gehen muß, angegeben. — *Ueber die Farben dicker Platten* wird besonders das durchgeführt, was die *Undulationstheorie* zu ihrer Erklärung darbietet, weil diese Erklärung sonst noch nicht so vollständig durchgeführt war. Auch *Brewster's* hieher gehörige Versuche werden angeführt und erklärt, und dann auch von den Farben gemischter Platten und von den Farben feiner Fasern und gestreifter Flächen gehandelt. S. 360. Z. 9 v. u. ist das Wort: „unwahrscheinlich“ ein böser Druckfehler, da es im Originale heisst: *this is, indeed, highly probable.* — *Von der Beugung des Lichtes.* Der Vf. giebt die einzelnen Erscheinungen sehr klar beschrieben an, nämlich die *Farbenränder*, die den Schatten umgeben, wenn das Licht im dunkeln Zimmer durch eine enge Oeffnung einfällt, die *Farbenstreifen* in dem Schatten eines schmalen Körpers, die *Farben*, welche eine kleine Oeffnung zeigt, wenn man sie durch ein Ocular betrachtet, die *Erleuchtung*, welche in der Mitte des Schattens einer sehr kleinen kreisförmigen Scheibe Statt findet, die *Ränder*, die entstehen oder verschwinden, wenn man die Anzahl der *Undulationen* durch ein zwischengehaltenes Glas ändert, u. s. w. Die meisten dieser Erscheinungen sind auch theoretisch näher untersucht, es ist besonders auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht, daß hiebey der Abstand des das Licht beugenden Körpers von dem leuchtenden Körper in Betrachtung kommt — ein Umstand, der ganz vorzüglich für die *Undulationstheorie* spricht, u. s. w. Diesen Untersuchungen folgt eine Darstellung der *Fraunhofer'schen* Versuche, und dann eine auf eigenen Beobachtungen beruhende Angabe der merkwürdigen Erscheinungen, welche Sterne in Fernröhren gesehen darbieten, wenn man *Diaphragmen* von verschiedener Gestalt und Größe anbringt.

Vierter Abschn. *Von dem polarisirten Lichte.* Die Erscheinungen der *doppelten Brechung*, die von *Laplace* zuerst angegebenen analytischen Formeln, die diese Erscheinungen mit dem Gesetze der kleinsten Wirkung in Verbindung setzen, die Folgerungen für einzelne Fälle, die sich hieraus und aus dem *Hugenischen* Gesetze ergeben, u. s. w. — *Polarisation des Lichtes.* Der Vf. fängt mit der Eigenhümlichkeit des polarisirten Strahles, daß er durch eine der Axe des Krystalls parallel geschnittene *Turmalinplatte* nur

bey gewissen Stellungen der Axe der Platte gut, bey dem darauf senkrechten Stellungen der Axe gar nicht durchgelassen wird, an. Er geht dann zu der *Polarisation durch Zurückwerfung* über, und giebt hier einfache Mittel an, um die Verschiedenheit des polarisirten und des unpolarisirten Strahles wahrzunehmen. Aus *Brewster's* Gesetz, welches den Zusammenhang des Polarisationwinkels mit dem Brechungsverhältnisse angiebt, wird der Grund, warum nicht alle Farben gleich vollkommen verschwinden, oder sich der Zurückwerfung entziehen, nachgewiesen; hier scheint uns aber in der Uebersetzung das Wort „purpurroth“ nicht gut gewählt; wenn das weisse Licht am schwächsten zurückgeworfen wird, so sieht man statt eines völligen Schwarz allerdings eine sehr dunkle, sehr nahe an Schwarz grenzende Purpurfarbe, in welcher aber das Roth nicht im mindesten vorherrscht, daher *Herschel's* Ausdruck: *neutral purple*, besser ist. — Mittel, das Brechungsverhältniß durch den Polarisationwinkel zu bestimmen. Was die Intensität der zurückgeworfenen polarisirten Strahlen betrifft, so wird erst hier nach Regeln, die zuerst meistens empirisch gefunden wurden, angegeben. Es wird sorgfältig bemerkt, in welchen Fällen man ihre genaue Uebereinstimmung mit der Erfahrung untersucht hat, und welche Fälle noch einer genaueren Prüfung unterworfen werden müssen. — *Von der durch Brechung bewirkten Polarisation und von dem durch Glasplatten durchgehenden polarisirten Lichtstrahle. Bestimmung der Intensität des durch mehrere Glasplatten durchgehenden Lichts. — Polarisation bey der doppelten Brechung.* Hier kommen die frühesten Versuche, welche diejenige Eigenthümlichkeit, die wir jetzt Polarisation nennen, kennen lehren, vor, und es werden die Versuche, zu denen man den Doppelpath in Beziehung auf das polarisirte Licht anwenden kann, sehr einfach und deutlich angegeben. In der Uebersetzung bemerken wir hier wieder einige Mängel. §. 879 ist Z. 12. 13. 14 der Ausdruck des Originals viel genauer: dieser Fleck wird dann durch die zwey verbundenen Krystalle, so als wenn es ein Krystall wäre, doppelt gesehen, und die Linie, welche beide Bilder verbindet, wird dem Hauptdurchschnitte beider parallel.

Von den Farben krystallisirter Blättchen im polarisirten Lichte. Der Vf. geht von den Phänomenen aus, die eine Glimmerplatte, in verschiedenen Lagen gehalten, darbietet, wenn polarisirtes Licht auf sie fällt, und man dann die von ihr durchgelassenen Strahlen durch eine Turmalinplatte zum Auge gelangen läßt. Diese Erscheinungen sind sorgfältig beschrieben, und nur hie und da hat der Uebersetzer nicht ganz die hier so dringend nöthige Schärfe des Ausdruckes erreicht, die dem Original fast überall eigen ist. S. 481 Z. 3 steht: „so wird die zurückwerfende Kraft der Oberfläche hergestellt;“ — das Original drückt die Erscheinung richtiger, und ohne zu einem Mißverständ-

niss Anlaß zu geben, so aus: so *scheint* die zurückw. Kr. d. Oberfl. plötzlich hergestellt zu seyn; — dies ist aber wichtig, denn die Zurückwerfung bleibt in dem hier angegebenen Versuche ungeändert, und man würde irren, wenn man die Erscheinung auf eine wirklich neu entstehende Zurückwerfung beziehen wollte.

Die Farbenringe, welche bey dem Durchgange des Lichts durch Krystalle entstehen, werden nun genauer angegeben. Es werden die Mittel gezeigt, wie man die Gestalt dieser Ringe genau zeichnen, und bey Krystallen mit zwey Axen ihre Uebereinstimmung mit der Lemniscala, die Abstände der gleichfarbigen Curven von einander u. s. w. bestimmen kann. Wie die Farbenfolgen bestimmt werden, und welche Eigenthümlichkeiten gewisse Krystalle darbieten, wird umständlich gezeigt. Abhängigkeit der GröÙe der Ringe von der doppelbrechenden Kraft, u. s. w. — *Interferenzen der polarisirten Strahlen.* Die Versuche von *Arago* und *Fresnel*, welche die Gesetze angeben, nach welchen bey polarisirten Strahlen die Interferenzen sich richten, werden genau beschrieben, und die Erklärung der Farbenringe aus den Interferenzen mitgetheilt.

Anwendung der Undulationstheorie auf diese Erscheinungen. Es wird mit großer Klarheit gezeigt, wie *Fresnel's* Theorie, daß die Vibrationen des Aethers in Ebenen senkrecht gegen die Richtung des Strahls Statt finden, zu Erklärung der wichtigen Erscheinung führe, daß die in senkrecht gegen einander geneigten Ebenen polarisirten Strahlen keine Interferenzen zeigen. Die ganz auf mechanische Principien gebaute Bestimmung der Bewegung, welche aus zwey gegen einander senkrechten Vibrationen hervorgeht, zeigt nämlich, daß diese eine elliptische Vibration hervorbringen, deren Eindruck auf das Auge keinen solchen Aenderungen unterworfen ist, wie sie in den gewöhnlichen Fällen sich in den Interferenzen zeigen. Auch die Erklärungsgründe, welche sich in *Fresnel's* Undulationstheorie für die Entstehung zweyer Strahlen in den doppelt brechenden Krystallen finden, werden zuerst durch möglichst klare Darstellung erläutert, und dann erst geht der Vf. zu der mathematischen Darstellung der Theorie über. Von dieser bemerken wir nur, daß der Vf. sich Mühe gegeben hat, möglichst einfach die Hauptsätze der Theorie *Fresnel's* rechnend abzuleiten, daß er den Ursprung der zwey Strahlen in den Mitteln, welche nicht nach allen Richtungen gleiche Elasticität besitzen, und den Grund, warum (gewisse Fälle ausgenommen) im Allgemeinen keiner der beiden Strahlen strenge den Gesetzen der gewöhnlichen Brechung folgt, erklärt. Er giebt sodann *Fresnel's* Versuche an, die diese letzte Folgerung bestätigen. — Auch *Brewster's* Theorie wird hier erklärt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

N O V E M B E R 1 8 3 2.

P H Y S I K.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Vom Licht*. Bearbeitet von J. F. W. Herschel. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. C. Eduard Schmidt u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kreisförmige Polarisation. Statt dass in anderen einaxigen Krytallen ein polarisirter Strahl ungeändert bleibt, wenn er der Richtung der Axe folgt, und daher durch ein doppelt brechendes Prisma, dessen Hauptschnitt in der Ebene der ursprünglichen Polarisation liegt, nur ein Bild gesehen wird oder der Strahl ungespalten bleibt, findet man beym Quarz, dass die nach der Richtung seiner Axe durchgehenden Strahlen nicht mehr in derselben Ebene wie vorher polarisirt sind, sondern dass diese Ebene ihre Lage desto mehr geändert hat, je dicker die Quarzplatte ist; derjenige Winkel, um welchen die Polarisation sich geändert hat, oder um welchen die Polarisations-Ebene fortgerückt ist, findet sich bedeutend ungleich für verschiedenfarbige Strahlen, und deshalb zeigen sich die Bilder, welche man erhält, wenn das Prisma mit seinem Hauptschnitte der ursprünglichen Polarisations-Ebene parallel liegt, gefärbt. Diese Sonderbarkeit, dass die Polarisations-Ebene eine mit der Dicke immer zunehmende Drehung erleidet, hängt bey den Quarzen mit der Form der Krytalle zusammen, und ist dieser gemäß zuweilen rechts gedreht, zuweilen links gedreht; sie findet aber auch bey einigen flüssigen Materien Statt. *Fresnel* hat diese Polarisation aus kreisförmigen Schwingungen der Aethertheilchen erklärt. Die Erscheinungen, die mit dieser kreisförmigen Polarisation verbunden sind, werden genau beschrieben, und ihr Zusammenhang, wie die Theorie ihn nachzuweisen sucht, deutlich gemacht.

Absorption des Lichtes in krytallisirten Körpern. Die Ungleichheit der Verschluckung des Lichtes, je nachdem es senkrecht auf die Axe des Krytalls oder parallel mit derselben polarisirt ist, so wie es bey Turmalinplatten vorkommt, der Dichroismus mancher Krytalle u. s. w. wird hier betrachtet. An Fig. 206 müssen wir tadeln, dass sie von dem, was sie zeigen soll, gar keine Andeutung giebt, indem aus dem Originale zwar die geometrischen Linien copirt sind, aber die dunkeln Flecke ganz fehlen, auf die es hier gerade ankam, und die im Original deutlich dargestellt sind. — Ueber die Intensität der Erleuchtung der polarisirten Ringe bey zwey-axigen Krytallen,

über die hier vorkommenden hyperbolischen dunkeln Linien u. s. w.

Wirkung der Hitze und des Druckes auf durchsichtige Körper. Die *Seebeck'schen* Figuren, die man nämlich im polarisirten Strahle in schnell abgekühlten Glasplatten wahrnimmt, und die Polarisations-Erscheinungen, die man durch ungleichen Druck auf durchsichtige Körper hervorbringt, werden hier abgehandelt. — So findet man hier also fast jeden Umstand, der auf die Polarisation wirkt; vollständig erörtert; nur über die Polarisation bey der Zurückwerfung von Metallflächen scheint uns zu wenig gesagt zu seyn.

Ueber die Schlüsse, welche sich aus der optischen Beschaffenheit durchsichtiger Körper in Beziehung auf ihre Krytallisation und mineralogische Beschaffenheit herleiten lassen. Hier kommt eine sehr vollständige Tafel der Brechungs- und Zerstreungsverhältnisse verschiedener Körper vor. — Angabe der Winkel der beiden optischen Axen in verschiedenen Körpern. Bemerkungen über einzelne merkwürdige Erscheinungen, die auf besondere Umstände in der Krytallisation schliessen lassen u. s. w.

Von den natürlichen Farben der Körper. — Wärmestrahlen und chemisch wirkende Strahlen im Farbenspectrum.

Es erhellt wohl aus dieser Uebersicht des Inhalts, dass hier kein Gegenstand von einiger Wichtigkeit übergangen ist; allerdings könnte man über manchen Gegenstand noch vollständigere Untersuchungen wünschen, aber offenbar erlaubten die Grenzen eines, die ganze Wissenschaft umfassenden Buches nicht, alles das aufzunehmen, was Untersuchungen über einzelne Gegenstände ergeben haben.

Dass die Uebersetzung im Ganzen gut ist, haben wir schon zu Anfang bemerkt; indess finden sich Mängel im Einzelnen, deren wir hie und da einige angegeben haben, und noch mehrere aus manchen Stellen des Buches ausheben könnten. Was die Figuren betrifft, so ist es sehr zu bedauern, dass sie so ungemeyn weit hinter den dem Originale beygefügt zurückbleiben. Da, wo bloß geometrische Figuren darzustellen waren, sind sie sauber und tadellos; die Abzeichnungen von Instrumenten, die im Originale sich durch Schattirung besser ausnehmen, sind in den hier mitgetheilten bloßen Umrissen wenigstens doch auch deutlich dargestellt; aber die Figuren, welche die Polarisations-Erscheinungen, die Phänomene der Beugung des Lichtes u. s. w. vorstellen sollen, sind in so unvollkommenen Umrissen mitgetheilt, dass man von dem, was die Figuren des Originals angeben, keinen

Begriff bekommt. Dies ist um so mehr zu bedauern, da nur wenigen Lesern des Buches die Gelegenheit zu Theil werden wird, diese schönen Erscheinungen selbst zu sehen, weshalb eine so treue Nachbildung, als sich ohne Farben geben läßt, um so wichtiger und nothwendiger war. B.

MINERALOGIE.

DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnoldschen Buchhandlung: *Vollständige Charakteristik des Mineralsystems*, von August Breithaupt, Dr. der Philosophie, Professor der Oryktognose an der kön. sächs. Bergakademie zu Freyberg u. s. w. Dritte sehr bereicherte Aufl. 1832. XVI u. 353 S. 8. (2 Thlr.)

Diese Charakteristik kommt in die Welt geflogen, ohne etwas mit sich zu bringen, was ihr plötzliches Erscheinen vorbereiten könnte. Beladen mit kristallographischen Formeln und Ausdrücken, beladen mit besonderen Benennungen und Zeichen für die Bestimmung physikalischer Mineraleigenschaften erscheint sie, ohne für das Verständniß der kristallographischen, oder auch der physikalischen Sprache von einer Terminologie begleitet zu seyn. Der Vf. verspricht zwar in der Vorrede S. XVI, diesem Werk ein größeres Handbuch der Mineralogie auf dem Fusse folgen zu lassen; ein Handbuch, dessen erster Band des Vfs. Terminologie, Systematik und Nomenclatur und dessen zweyter und dritter das System enthalten soll; indess wird dadurch für das Verständniß vorliegender Charakteristik gegenwärtig nichts gewonnen. Denn bevor das versprochene Werk erscheint, hat dieselbe wohl für die aufmerksamen Schüler des Hn. Br., welche dessen Bezeichnung und Terminologie vorher gelernt haben, eine Brauchbarkeit, aber für das übrige Publicum, dem jene Bestimmungen noch nicht zugekommen sind, kann sie nur als eine ziemlich überflüssige Ankündigung dessen angesehen werden, was noch kommen soll.

In der Vorrede, welche zugleich die Einleitung ist, macht der Vf. zuerst auf seine Namengebung im Allgemeinen aufmerksam. Diese sucht er für gehörig bestimmte Mineralien systematisch zu bilden, wie sie jedoch nur in einem allseitig, nicht aber einseitig natürlichen Systeme möglich ist. Ueberzeugt von den noch immer zahlreichen Thorheiten jetziger Mineralogen und Chemiker, die sich durch schmeichelnde, nach den Namen berühmter Naturforscher gebildete Benennungen der Mineralien und Präparate bemerklich zu machen streben, überzeugt von der Bedeutungslosigkeit solcher Complimenten-Namen für die Wissenschaft, überzeugt aber auch von der unzweckmäßigen Contraction vieler Worte zu Einem Namen, entscheidet sich der Vf. im Sinne einer wissenschaftlichen Nomenclatur für grammatisch richtige, der Beschaffenheit eines Minerals möglichst entsprechende und nach der von ihm gewählten Terminologie gebildete Namen; er wählt z. B. nicht den Namen *Franklinit*, sondern *zinnisches Eisen-Erz*, nicht *Rothkupfer-Erz*, sondern *rothes Kupfer-Erz*, nicht *Talk-Spath*, sondern *allotropischer Kohlen-Spath*.

Außerdem ist die Menge der in diesem Werke enthaltenen Charaktere und insbesondere auch die Armut der ebenfalls in diesem Jahre erschienenen *Mohs'schen* Naturgeschichte des Mineralreichs nicht unerwähnt geblieben, welche letzte nur etwa ein Drittheil der bekannten Mineralien beschreibe. Endlich giebt der Vf. noch einige die Charakteristik selbst betreffende Bemerkungen, welche aber wegen ihres genauen Bezugs auf speciellere Terminologie hier nur als Bruchstücke erscheinen.

Was nun die Grundsätze der Systematik betrifft, so sind sie, der Ausführung des Systems nach zu urtheilen, dieselben, welche schon früher, in der Einleitung zur zweyten Auflage dieser Charakteristik, vom Vf. aufgestellt waren, hier aber leider gänzlich übergangen sind. Der Vf. macht sich nämlich zur Aufgabe, in der Reihung die natürlichen Verwandtschaften zu repräsentiren, zugleich aber auch allen chemischen Anforderungen zu entsprechen: eine Aufgabe, deren Richtigkeit wohl von jedem Mineralogen, welcher von mineralogischer Systematik nur einigen Begriff hat, anerkannt wird, und deren Anerkennung bey dem Systematisiren nur zu glücklichen Verfehlungen gelangen läßt, deren Vernachlässigung hingegen auch nichts als verunglückte Entwürfe hervorbringt; mit einem Worte, einseitige Systeme giebt, die entweder bloße chemische Register sind, weil dabey die physische Bedeutsamkeit der Stoffe unberücksichtigt geblieben ist, oder in denen bloß und allein die physikalischen Eigenschaften beachtet werden, und die so wichtigen chemischen Verhältnisse gänzlich hintangesetzt sind. Denn Jeder hat wohl schon längst den unnatürlichen Streit zwischen Chemie und Mineralogie erkannt, da man in jedem Minerale deutlich sieht, daß der Complex der physikalischen Eigenschaften und der Substanz keinesweges in einer etwa Beziehunglosen Unabhängigkeit von einander stehen, und daß folglich auch die Gesetze des äußeren Habitus keinesweges bedeutungslos für denjenigen seyn können, welcher die chemische Zusammensetzung näher erforschen und sie als Richtschnur seines Systems wählen will. Im Gegentheil lassen sich für jeden Fall eine Menge so überraschender Beziehungen, so unzweifelhafte Beweise einer gegenseitigen Abhängigkeit, eines inneren und nothwendigen Wechselverhältnisses entdecken, daß man sehr bald zu dem Schlusse gelangt, der Complex jener physikalischen Eigenschaften eines Minerals sey nur der Ausdruck des chemischen Wesens, das seinem Gehalte entsprechende äußere Gepräge.

Es bedarf demnach auch keiner weiteren Frage, wessen Geschäft es denn sey, für die einzelnen Mineralspecies diesen Zusammenhang zwischen Gepräge und Gehalt aufzusuchen. Offenbar gehört dieses Geschäft nur dem Mineralogen, dem jeder Versuch eines sogenannten natürlichen Systems nur ein fortwährendes Forschen seyn kann, durch welches für alle Mineralien jener Zusammenhang der Eigenschaften mehr und mehr mit Evidenz nachgewiesen wird; ein Forschen, für welches oft mehr ein durch Worte nicht bestimmbares Gefühl, als ein deutlich fixirter Begriff, als Regulator auftritt.

Und so glauben wir denn auch, Hn. Br. verstanden zu haben; wir glauben, seine Meinung sey, das, wofern er die Thatfachen der Anschauung richtig gedeutet habe, das chemische Wechselverhältniß nicht, oder doch nur im geringen Grade, dabey verloren gegangen sey.

Nun würden wir in dieser Beziehung gern hier eine ausführliche Mittheilung des Systems geben, wenn wir nicht befürchten müßten, dadurch den auf die vielen krytallographischen Mineralien-Namen, durch die dafür unumgänglich nothwendige Terminologie des Vf., noch nicht vorbereiteten Lesern ganz unverständlich zu werden. Wir geben daher nur einen ganz leichten Umriss des Systems, indem wir diejenigen Abtheilungen nennen, welche der Vf. zu den Classen und Ordnungen desselben bestimmt hat. Sie sind: *Erste Classe*. Salze. Erste Ordnung. Hydroit. 2te Ord. Karbonate. 3te Ord. Halate. 4te Ord. Nitrate. 5te Ord. Sulfate. 6te Ord. Alliat. 7te Ord. Borate. *Zweyte Classe*. Sisine. Erste Ord. Phyllite. 2te Ord. Chalcite. 3te Ord. Spathe. 4te Ord. Glimmer. 5te Ord. Porodine. 6te Ord. Ophite. 7te Ord. Zeolithe. 8te Ord. Grammite. 9te Ord. Dure. *Dritte Classe*. Miner. Erste Ord. Erze. 2te Ord. Kiese. 3te Ord. Metalle. 4te Ord. Glanze. 5te Ord. Blenden. 6te Ord. Kerate. *Vierte Classe*. Bronze. Erste Ord. Schwefel. 2te Ord. Refine. 3te Ord. Bitume. 4te Ord. Kohlen.

Unter diesen Ordnungen zeichnet sich, im Vergleich zur 2ten Auflage dieser Charakteristik, die der Phyllite vortheilhaft aus, in sofern in ihr nicht z. B. das Rauschgelb neben der Kobaltblüthe, dem Pyrosmalith, dem Uranglimmer stehen geblieben ist, sondern seinen Platz nun endlich unter den Blenden erhalten hat.

Einen für das Ganze sehr zweckmäßigen Anhang bilden die Gruppen der Schiefer und Thone, woran sich noch ein Verzeichniß solcher Mineralien schließt, welche künftig im Systeme Platz finden werden. Den Schluss machen mehrere Zusätze über einzelne Species, welche entweder nicht hinreichend bekannt waren, oder durch neue Untersuchung von einer neuen Seite bekannt worden sind, oder endlich eine Rechtfertigung über ihre Stellung im Systeme erfordern.

Schlüsslich müssen wir noch die Sorgfalt, welche die Verlagshandlung auf typographische Ausstattung und das Aeußere des Werkes gewendet hat, mit besonderem Lobe erwähnen.

N. N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

ERFURT, b. Verf. und in der Keyferschen Behandlung: *Leitfaden zum ersten Unterricht in der französischen Sprache*, von C. F. Gnüge, Lehrer der franz. Sprache. 1832. VIII u. 217 S. 8. (16 gr. Die 4 Tabellen besonders 6 gr.)

Wenn bey der großen Anzahl von grammatischen Schriften und Lehrbüchern der französischen Sprache stets noch neuer Zuwachs erscheint, so kann die Vermehrung dieses Theils der Literatur nur in sofern eine genügende Entschuldigung finden, als die Verfasser von dergleichen Schriften entweder seinen wissen-

schaftlichen Zweck zu erreichen suchen, indem sie das ganze Lehrgebäude der Sprache nach neuen Gesichtspuncten ordnen, Einzelnes genauer und tiefer begründen, die Sprachercheinungen nach ihrem Wesen auffassen, und auf ihre einfachsten Gründe zurückführen; oder indem sie, mehr einen praktischen Zweck verfolgend, nicht sowohl durch Neuheit der Ansichten, als vielmehr durch Zweckmäßigkeit der Methode und durch eine nützliche Zusammenstellung dessen, was einen erfreulichen Erfolg für die Lernenden verbürgt, einem Bedürfniß abzuheffen bemüht sind. Der Vf. des vorliegenden Leitfadens beabsichtigt das Letzte, wie schon der Titel des Werckens ausspricht, und dieser Zweck giebt natürlich den Maßstab zu dessen Beurtheilung an die Hand. Da die Erfahrung lehrt, daß junge Leute häufig nur unerhebliche Fortschritte in der franz. Sprache machen, weil sie zu lange bey Einzelheiten aufgehalten werden, diese erst erschöpfen sollen, ehe sie zu einem neuen Abschnitte gehen, und eigentlich erst die ganze Grammatik durchlaufen haben müssen, ehe sie dahin kommen, einen einfachen Satz zu bilden: so glaubte Hr. G. schneller zum Ziele zu gelangen, wenn er so früh als möglich und mit den einfachsten Mitteln gleich zur Anwendung des Gelernten hinführte, und nicht todte abgerissene Regeln lehrte, sondern den unmittelbaren lebendigen Gebrauch in der Bildung von Sätzen zeigte. Dem gemäß besteht das Eigenthümliche seines Leitfadens darin, daß er nicht die gewöhnliche Ordnung in der Aufstellung der Regeln befolgt, wonach erst der Artikel, das Hauptwort, das Adjectivum u. s. w. durchgenommen werden, und wobey dem Schüler eine Menge Formen, die er noch nicht gelernt hat, einstweilen gleichsam leihweise gegeben werden müssen, wenn einige Uebungen über die fraglichen Abschnitte angestellt werden sollen; sondern daß er gleich mit den Hilfszeitwörtern nebst den damit verbundenen Verneinungen und Fragen den Anfang macht, und nun zugleich mit deren vielfacher Anwendung die auf den Gebrauch des Hauptwortes und Adjectivums bezüglichen Regeln folgen läßt. Der Vortheil dieses Verfahrens leuchtet von selbst ein. Denn so wird der Schüler in den Stand gesetzt, sich gleich der ersten Regeln zur Bildung von Sätzen zu bedienen, ohne in den Fall zu kommen, hiezu etwas zu bedürfen, was ihm unbekannt wäre, und aus später Vorkommendem anticipirt werden müßte. Das Vertrautwerden mit den einzelnen Regeln sucht der Vf. hauptsächlich durch die mannichfaltigste Anwendung derselben in Beyspielen zu erreichen, zu welchem Zwecke eine reichliche und zweckmäßig gewählte Anzahl derselben zur Einübung eines jeden Paragraphen gegeben ist, welche zugleich darauf berechnet sind, die Anfänger mit den zur *Umgangssprache* nöthigsten Formeln und Wendungen vertraut zu machen. Auf ähnliche Weise, wie das Hauptwort nebst den verwandten Redetheilen behandelt ist, ist auch im zweyten Abschnitt die *Lehe* vom Zeitworte, und im dritten die vom Pronomen durchgenommen, und zwar auf eine so falsche und prak-

tische Art, daß der Schüler, der mit dem Inhalt dieser Abschnitte genau bekannt ist, schon eine bedeutende Gewandtheit und Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck erlangt haben wird. Daß der Vf. jedoch sein Buch zum vollständigen Erlernen der franz. Sprache nicht für ausreichend hält, braucht hier wohl kaum erwähnt zu werden, da ja dessen eigenthümliche Bestimmung dahin ausgesprochen ist, es solle dasselbe als tüchtige Vorbereitung und feste Grundlage zu einem umfassenden und tieferen Studium dienen. Wenn es daher eben so leicht als unstatthaft seyn dürfte, über das Zuviel und Zuwenig des in diesem Buche Gegebenen mit dem Verf. zu rechten, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß es, nach der im Vorwort geäußerten Absicht, völlig geeignet ist, den Schüler in den Besitz eines bedeutenden Sprachstoffs zu setzen, weshalb es für den ersten Unterricht sehr brauchbar und empfehlenswerth ist. Besonders nützlich hat der Vf. das Büchlein noch durch Beyfügung von vier Tabellen gemacht, auf welchen sämmtliche Regeln über die Verba und Pronomina sehr übersichtlich zusammengestellt sind. Mit Hülfe derselben wird es dem geübten Lehrer in ganz besonderem Mase leicht werden, den Schülern die nöthige Sicherheit und Fertigkeit in den genannten Punkten bezubringen, und wir finden es daher recht zweckmäßig, daß dieselben, da sie als Zugabe zu jeder französischen Grammatik betrachtet werden können, auch einzeln zu haben sind. Gewiß wird ein Jeder, auch wenn er den Leitfaden nicht besitzt, aus dem Gebrauche derselben wesentlichen Vortheil ziehen.

D. H. E.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Focke: *Neueste gesammelte Erzählungen*. 13ter Bd., oder: *Letzte Erzählungen von Friederike Lohmann*. 11ter Bd. 1832. 12. Die Ausgewanderten. Die Nacht im Gebirge. Mädchenfinn und Schicksal. 328 S. 14ter oder 2ter Bd. Die Erbschaft. Clemenze L'ôpital. Das Glück. 300 S. 3ter oder 15ter Bd. Die Schwalben. Lenardo da Sello. Des Müllers Töchter. 354 S. 4ter oder 16ter Bd. Die Entscheidung bey Hochkirch. Die Schlegler. Die Braut. Friederike Lohmann die Jüngere. Biographische Skizze von F. Kind. 342 S. (6 Thlr. 13 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 71.]

Was bereits früher in diesen Blättern über die Vorzüge der seltenen Schriftstellerin gesagt wurde, findet durch diese ihre letzten Erzählungen reichlich Bestätigung. — Wie gerecht ist die Trauer über ihren Verlust! Nicht oft reichen Schriftstellernde Frauen köstliche Früchte in werthvollen Gefäßen, entäußern sich des Phrasendrechfels, der breiten, hohlen Schönrednerey, wie *Friederike* (eigentlich *Emilie*) *Lohmann* es that. — Sie fühlte tief, zart, innig, aber nie wurde ihr die Empfindung zur Empfindeley, der Gedanke zur bloßen Redensart. Rein und züchtig, wie ihr Wandel, ihr ganzes Seyn, waren auch ihre Schriften, nie

verdarb sie durch Prüderie, der immer etwas Lächerliches, Zweydeutiges anhängt, den Eindruck ihrer Sittenlehren; bloß das läßt sich ihr vorwerfen, daß sie in ihrer jungfräulich milden Seele für der Männer rohe wilde Leidenschaftlichkeit nicht den rechten Ausdruck, ja kaum die rechte Vorstellung hatte. Dieß gilt besonders für die Erzählungen, welche in fremdem Lande sich zutragen. Wie viele, legt sie das Charakteristische des Südens in erhöhte Leidenschaft, bedient sich jedoch in der Nacht im Gebirge, Lenardo da Sello u. a. m. zu sanfter Farben, erkennt wohl auch nicht immer das wahrhaft Volksthümliche, obgleich man sie keiner Verstöße dagegen zeihen kann.

Das nicht häufige Geschick, aus fern liegenden geschichtlichen Stoffen ein kleines Ganzes herauszu ziehen, es uns menschlich nahe zu bringen, und Wahrheit und Dichtung so eng zu verbinden, daß man nirgends eine Lücke gewahrt, bethätigt sich auch hier. Sollte man einige dieser geschichtlichen Erzählungen abentheuerlich und romanhaft wännen, so erinnere man sich, daß das Wirkliche wunderlicher ist als der kraufeste Roman, und daß in jenen Geschichten recht viel Wirkliches sich zuträgt.

Bey alledem möchten wir den Erzählungen aus unseren Tagen, aus einer Vergangenheit, die sich noch an die Gegenwart anknüpft, und aus dem bürgerlichen Leben, die Palme reichen. Welcher Schatz einer gefunden kräftigen Moral ist darin enthalten! Kunst hat sich hier wirklich in Natur verwandelt, diese schönen Mädlein, ehrenfeste Väter, originelle, mehr achtens- als liebenswerthe Männer und Frauen, leben jetzt und für alle Zeiten. Das Laster ist nicht pechschwarz in ihren Schilderungen, und die Tugend mit einigen sonderbarlichen Ecken und Falten darzustellen, scheut sie sich nicht; ihr sicherer Tact für das Schickliche läßt sie nicht um die Breite eines Haars das rechte Maaß überschreiten. Wie herrlich ist der wahrhaft ehrwürdige Pfarrer mit seinem frommen Glauben, seiner Genügsamkeit und liebevollen Johannesseele in der „*Erbschaft*“! Ein Meisterstück der Zeichnung und Färbung ist die ehrbare alte Jungfrau Justine in dem „*Ueberfall von Hochkirch*“, die, um ihren gefangenen Herrn zu erretten, sich nicht allein in Gefahr begiebt, sondern auch, was das Schwerere für sie ist, ihren Gewohnheiten untreu wird. Daß Humor und Rührung sich recht gut vertragen, beweist in diesem Bildniß der Augenschein.

Das Glück weicht von allen übrigen Erzählungen ab, entbehrt nach unseren heutigen Begriffen des Märchens zu sehr der Heiterkeit und der Phantasie. Es schließt sich in seiner redlichen Absicht und didaktischen Zweck denjenigen Lehrgedichten in gebundener und ungebundener Rede an, die in älteren englischen Zeitschriften häufig sich fanden, die irgend einen moralischen Lehrsatz ins Gewand der Allegorie, Fabel, des Märchens kleideten, und meistens nach dem Orient verletzten.

Die *biographische Skizze* erregt das Verlangen nach einer ausgeführten Zeichnung von derselben Hand.

B. U.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

H Y D R A U L I K.

PARIS, b. Bachelier: *Expériences hydrauliques sur les lois de l'écoulement de l'eau à travers les orifices rectangulaires verticaux à grandes dimensions*, entreprises à Metz par MM. Poncelet et Lesbros, Capit. du genie, d'après les ordres du ministre de la guerre etc. 1832. 267 S. 4. Mit 7 Kupfertafeln.

Die Bewegungen flüssiger Körper bieten so schwierige Verwickelungen dar, daß die Theorie allein uns bis jetzt zu keiner vollkommenen Leitung, um dieselben zu bestimmen, dienen kann, sondern Versuche nöthig sind, um uns zu Beantwortung vieler wichtigen Fragen zu führen. Es ist daher sehr wichtig, wenn durch Versuche, die im Großen angestellt sind, immer mehr die Kenntnisse erweitert und berichtigt werden, welche der Anwendung der Hydraulik zum Grunde liegen, und solche Versuche sind es, die wir hier dargestellt finden. Der General *Sabatier* gab die Veranlassung dazu, indem er die beiden Vff. dieses Werkes zu Versuchen auffoderte, die sich an die Versuche von *Bossut* und *Dubuat* anschließen sollten. Die Kosten zu den Versuchen wurden vom Kriegsminister angewiesen, und die Vff. geben in der Einleitung umständlich an, welche großen Hindernisse sich bey der Ausführung ergaben, und welche Unterstützung sie durch mehrere Personen, die sie mit vieler Dankbarkeit erwähnen, fanden.

Um den Zweck der Experimente in das gehörige Licht zu stellen, fangen die Vff. mit der Bemerkung an, daß die Versuche von *Dubuat*, *Bossut*, *Michelotti*, *Eytelwein* u. A. zwar dahin geführt haben, die gleichförmige Bewegung des Wassers in langen Leitungsröhren zu bestimmen, daß man aber über die Bewegung in kurzen Leitungsröhren und in offenen Canälen noch sehr wenig unterrichtet sey, und selbst die Wassermenge nicht genau kenne, die der Canal an seinem Ursprunge empfängt. Dieser Gegenstand sollte daher vorzüglich neue Aufklärung erhalten; aber die Vff. hielten es auch für nothwendig, den Fall, wo das Wasser aus einer Oeffnung in einer dünnen Wand hervorstürzt, wieder vorzunehmen, indem die Contraction des Strahls nicht für alle Fälle, vorzüglich bey größeren Oeffnungen, sicher genug bestimmt sey. Die bisherigen Versuche gaben den Reductionscoefficienten, mit welchem man die der ganzen Oeffnung entsprechende Wassermenge multipliciren muß, um die vermöge der Contraction des

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Strahls nur hervorgehende Wassermenge zu erhalten, veränderlich nach Maßgabe der Größe der Oeffnungen und nach Maßgabe der Druckhöhen, und das genaue Gesetz hiefür hatte man noch nicht bestimmt; noch weniger kannte man bey größeren Oeffnungen die genaue Bestimmung der Wassermenge für den Fall, wo die Oeffnung nicht mehr ganz unter der Wasserfläche liegt; man hatte keine genauen Abmessungen der Gestalt des Wasserstrahls u. s. w. Diese Gegenstände alle boten sich daher den Vffn. als nähere Untersuchung verdienend dar. Sie setzten sich bey diesen Untersuchungen vor, besonders die Fälle vollständiger aufzuklären, die mit praktischen Anwendungen in Verbindung stehen, und machen auf mehrere solche Fälle, denen man bisher noch keine Versuche gewidmet habe, aufmerksam.

In der gegenwärtigen Abhandlung theilen sie in dem von ihnen, nach einem mehr umfassenden Plane angeordneten und noch nicht beendigten Versuchen zunächst nur diejenigen mit, wo verticale rechtwinkliche Oeffnungen von 20 Centimeter Basis und zwar solche Oeffnungen, die in einer dünnen Wand angebracht, von den Seiten und dem Boden des Behälters entfernt waren, angewandt wurden.

Die Festungsgräben von Metz bieten, indem sie das Wasser der oberen Mosel aufnehmen, und dieses der unteren Mosel zuführen, Gelegenheit dar, um einen Fall von 4 Meter zu erhalten, und Versuche unter Umständen, die ganz den in der Praxis bey Schleusen und in ähnlichen Fällen vorkommenden ähnlich sind, anzustellen. Die Vff. beschreiben sehr sorgfältig, wie die Anordnung zu den Versuchen gemacht wurde, indem in einem sehr großen Bassin das Wasser immer auf gleicher Höhe erhalten wurde, während es durch die Oeffnung bey den Versuchen abfloß. Jenes Bassin erhielt seinen Zufluß aus der oberen Mosel, und durch einen Seitenabfluß konnte man den Zufluß und Abfluß so ausgleichen, daß das Wasser während der Versuche gleiche Höhe behielt. Ein schmalerer Theil dieses Bassins diente als kurzer Canal zu der Oeffnung hin, die in der den Abfluß hindernden Wand angebracht war. Das abfließende Wasser gelangte in ein Maßbassin (*bassin de jauge*) und dann in die untere Mosel. Die Vff. erwähnen umständlich die Schwierigkeiten, welche die Durchsickerung des Wassers durch die auf keine Weise ganz wasserdicht herzustellenden Dämme machte, und die Anstalten, durch welche man diesen und andern Uebeln entgegen zu arbeiten suchte. Nachdem die sehr weitläufigen Vorarbeiten vollendet waren,

M m

bestimmte man durch Einfüllen bestimmter Masse Wassers die Capacität des Maßbassins, und bemerkte in einer mit demselben in Verbindung stehenden Seitenröhre die Höhen, die jedem bestimmten Masse entsprachen. Bey dieser Ausmessung bestimmte man zugleich den in einiger Zeit durch Mangel an vollkommener Dichtigkeit der Wände und des Bodens eintretenden Verluft; man wiederholte die Ausmessung durch Einfüllen größerer Masse Wassers auf einmal u. s. w. Bey den Hauptversuchen nahm dieses Maßbassin das ausfließende Wasser eine bestimmte Zeit durch auf, und durch eine plötzlich vorgeschobene Rinne, welche das Wasser über jenes Bassin wegleitete, ward der Zufluss aufgehoben, ohne an der Oeffnung irgend etwas zu ändern, weil man das Princip befolgte, die Oeffnung bey einer ganzen Reihe von Versuchen völlig unberührt zu lassen, damit nicht bey ihrem Oeffnen und Schließen Ungleichheiten hervorgingen. Es werden hier sehr ins Einzelne gehende Ueberlegungen mitgetheilt, damit man den Grad von Genauigkeit beurtheilen könne, den man in Hinsicht auf alle Umstände hier zu erhalten hoffen durfte, und nach der Vergleichung der Erfolge wirklich erhielt. Da die Bestimmung der Druckhöhe oder die Höhe des Niveaus im Bassin von der größesten Wichtigkeit ist, um die Wassermenge, wie sie sich nach theoretischen Gründen ergeben sollte, zu beurtheilen, diese Höhe aber nahe über der Oeffnung etwas geringer ist, als in größerer Entfernung (und dies vorzüglich dann, wann die Druckhöhe klein und die Oeffnung groß ist): so wurden die Höhenbestimmungen an zwey verschiedenen Orten gemacht, erstlich in einem entfernten Punkte, wo man die Gleichheit des Niveaus sorgfältig zu erhalten suchte, und zweytens in einem Punkte nahe bey der Oeffnung, wo die Depression der Oberfläche am merklichsten war; überdies aber bestimmte man auch noch das Profil der in der Nähe der Oeffnung nicht mehr horizontalen, sondern vertieften Oberfläche durch Vorrichtungen, die hier genau beschrieben werden. Diese Vertiefung erstreckte sich nie weit von der Oeffnung nach der Gegend hin, von wo das Wasser zuströmte, sondern sie bildete eine ziemlich plötzliche elliptische Einsenkung, deren eine Axe der horizontalen Breite der Oeffnung gleich war, die andere kürzer und verschieden nach Verschiedenheit der Druckhöhe.

Nach diesen sehr ausführlichen Vorerinnerungen, die für jeden, der sich mit ähnlichen Versuchen beschäftigen will, lehrreich sind, und das Bestreben zeigen, keinen Umstand unbeachtet zu lassen, folgen nun die Resultate der Versuche selbst. Da wir aber aus diesen doch nur wenige Notizen mittheilen können, so gehen wir sogleich zu den allgemeinen Bemerkungen über, welche an diese Versuche angeknüpft sind, und werden mit ihnen die Nachrichten über die Versuche selbst verbinden, die wir noch mittheilen nöthig finden.

Um die Gestalt des aus einer viereckigen Oeffnung von zwey Decimeter breit und hoch hervorkommen-

den Strahles zu bestimmen, ward ein Rahmen angewandt, der in verschiedenen Entfernungen von 6 bis 50 Centimetern von der Oeffnung befestigt wurde. Der Strahl ging, ohne ihn zu berühren, durch denselben, aber eine Schraube ward von den verschiedenen Seiten her und an jeder Seite in verschiedenen Punkten mit ihrer Spitze bis an die Oberfläche des Strahls gebracht, so das man die Abstände dieser Oberfläche von den Punkten des Rahmens genau kennen lernte, und folglich eine Ausmessung des ganzen Querschnittes erhielt. Die vierte Kupfertafel zeigt deutlich, wie der in der Oeffnung selbst quadratische Querschnitt des Strahles zuerst abgestumpfte Ecken, und nach und nach eine immer mehr krenzförmige Figur erhält, die in 5 Decimeter Entfernung völlig ausgebildet ist; in dieser Gegend liegen die äußersten Theilchen, welche sowohl den horizontalen, als den verticalen Theil des Kreuzes bilden, beträchtlich weiter von der Mitte des Strahles entfernt, als es zu Anfange die Seiten der Oeffnung erlaubten. Ungefähr 3 Decimeter von der Oeffnung (wo der quadratische Querschnitt mit horizontalen Seiten in einen beynahe wieder quadratischen, mit Seiten unter 45° Neigung, jedoch mit abgestumpften Ecken, übergegangen ist) war der Querschnitt am kleinsten = 0,563 der Oeffnung. Die Erklärung, wie diese Veränderung der Form entsteht, die Versuche, die Wege der einzelnen Wassertheilchen kenntlich zu machen, die Versuche über die Aenderung der Form anderer Strahlen, die eine geringere Höhe bey eben der Breite hatten, müssen wir übergehen. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, das man die Gestalt des Strahles auch noch weiter von der Oeffnung verfolgt hätte, obgleich es wahr ist, was die Vff. bemerken, das da eine vollkommen scharfe Bestimmung wegen der sich losreisenden Tropfen nicht mehr möglich ist.

Diesen Bestimmungen über die Gestalt des Strahles folgt eine allzu ausführliche Betrachtung über den anscheinenden Widerspruch, der darin liegt, das die ausgeflossene Wassermenge = 0,602 von der dem ganzen Querschnitte der Oeffnung angemessenen ist, und der zusammengezogene Strahl nur = 0,563 der Oeffnung. Die Versuche früherer Beobachter haben den Querschnitt des Strahles = 0,64 gegeben, und allerdings konnte dieser Unterschied nicht unbemerkt bleiben; aber da alle diese Ueberlegungen nur zu dem Resultate führen, das die Ausmessung des Strahls in den hier mitgetheilten Versuchen nur allenfalls um etwas Geringes ungewiß seyn könne, das aber von theoretischer Seite sich kein Aufschluß ergebe, warum die Geschwindigkeit im contrahirten Strahle größer seyn könne: so scheint uns ein großer Theil der hier mitgetheilten Betrachtungen überflüssig.

Auf ähnliche Weise, wie die Gestalt des aus der ganzen Oeffnung hervorstürzenden Strahles bestimmt wurde, ist nun auch der Strahl in dem Falle bestimmt, wo die Oberfläche des Wassers nicht mehr die obere Seite der Oeffnung erreichte, und wo also das Wasser, wie über ein Wehr, mit freyer Ober-

fläche herabstürzte. Die sechste Kupfertafel zeigt die Längenschnitte und auch einige Querschnitte der herabstürzenden Wassermasse, und die Zusammenstellung von Beobachtungen, welche der Text enthält, giebt mehrere interessante Bestimmungen über diesen Gegenstand, und eine Formel, welche das Verhältniß der Wasserhöhe in der Oeffnung zu der eigentlichen Druckhöhe sehr mit den Versuchen übereinstimmend angiebt. Da die eigentliche Druckhöhe so entfernt von der Oeffnung gemessen wurde, daß die Senkung gegen dieselbe zu dort keinen Einfluß hatte, so liefs sich auch mit Genauigkeit die Höhe angeben, bey welcher der durchfließende Wasserstrom sich von der oberen Seite der Oeffnung trennte, und als mit freyer Oberfläche hervordringend auszufließen anfing.

Die Wassermenge, welche aus der ganz unter dem Wasser liegenden Oeffnung ausfließen sollte, ist auf doppelte Weise berechnet, einmal für die der Mitte des Strahls zugehörige Geschwindigkeit, so als ob sie dem ganzen Querschnitte der Oeffnung entspräche; das zweyte Mal so, wie es die Rücksicht auf die in jeder Horizontallinie der Oeffnung verschiedene Geschwindigkeit fodert. Für beide Formeln ist der Coefficient bey jedem Versuche angegeben, mit welchem man die theoretische Wassermenge multipliciren muß, um die Wassermenge des Versuchs zu erhalten. Diese Coefficienten sind sowohl in Beziehung auf die wahre, ganze Druckhöhe angegeben, die weit genug von der Oeffnung gemessen war, als in Beziehung auf die in der Nähe der Oeffnung herabgedrückte Oberfläche; aber diese Depression bringt Unregelmäßigkeiten hervor, welche die Nothwendigkeit, die wahre Druckhöhe in bedeutenderen Entfernungen zu messen, deutlich zeigen. Indefs, auch wenn man jene richtige ganze Druckhöhe der Rechnung zum Grunde legt, so ist bey verschiedener Höhe der Oeffnungen und bey verschiedener Tiefe derselben unter der Oberfläche eine so erhebliche Verschiedenheit des Coefficienten merklich, daß man ihn nicht als auf alle Fälle passend ansehen kann. Da er weniger veränderlich ist für die zweyte Formel, die doch auch wohl den Vorzug einer genaueren Berücksichtigung der ungleichen Geschwindigkeit besitzt, so würde Rec. dieser den Vorzug geben; aber die Vff. äußern die Meinung, daß man, da der Coefficient doch in jedem Falle anders wird, der Leichtigkeit der Rechnung wegen für die Praxis wohl der ersten Formel den Vorzug geben werde. Für diese erste Formel haben sich folgende Werthe des Coefficienten ergeben. 1) Hatte die Oeffnung 2 Decimeter Höhe, und war die Druckhöhe nur 2 Centimeter über der oberen Seite der Oeffnung, so war der Coefficient 0,572; er nahm bis 0,605 zu, wenn die Druckhöhe 8 Decimeter betrug, und ging bey größerer Höhe sehr wenig wieder herab. 2) Bey einer Oeffnung von 1 Decimeter Höhe ist sein Werth 0,596 bey 2 Centimeter Druckhöhe, und 0,617 bey 6 Decimeter Druckhöhe; bey noch größeren Druckhöhen nimmt er so ab, daß man ihn 0,603 setzen kann bey

3 Meter Druckhöhe. 3) Für eine Oeffnung von 5 Centimeter Höhe entspricht der Druckhöhe = 2 Centimeter, der Coefficient 0,616; der Druckhöhe = 2 Decimeter der Coefficient 0,631; der Druckhöhe = 3 Meter der Coefficient 0,606. 4) Für eine Oeffnung von 2 Centimeter Höhe gehört 0,660 zu 2 Centimeter Druckhöhe, 0,649 zu 2 Decimeter Druckhöhe, 0,627 zu 1 Meter Druckhöhe, 0,608 zu 3 Meter Druckhöhe. Die zweyte Formel giebt in diesen vier Fällen bey 2 Centimeter Druckhöhe 0,592; 0,611; 0,625; 0,663; bey größerer Druckhöhe aber, wie leicht zu erachten, geringere Abweichungen von den vorigen Werthen.

Die 7te Kupfertafel giebt in zeichnender Darstellung eine Uebersicht aller dieser Coefficienten für die verschiedenen Druckhöhen und verschiedenen Oeffnungen. — Die Bestimmungen, welche sich für die Fälle ergeben, wo die Oeffnung nicht mehr ganz unter Wasser lag, müssen wir hier übergehen, so wie wir auch *Lesbros* als Anhang beygefügte Bemühung, die Resultate der Versuche in einer Formel zusammenzufassen, hier nur obenhin erwähnen können.

Nach den hie und da vorkommenden Andeutungen ist man berechtigt, anzunehmen, daß die Vff. die sehr großen Anstalten, die zu diesen Versuchen gemacht waren, noch weiter benutzt haben; ob sie aber schon zu einem solchen Ziele gelangt sind, um von den Resultaten ihrer ferneren Versuche etwas bekannt zu machen, läßt sich aus dem, was hier gelegentlich vorkommt, nicht schließen. In Beziehung auf die hier bekannt gemachten Versuche wäre es wohl wünschenswerth, daß die Hauptresultate, mit Weglassung des für den größten Theil der Leser ermüdenden, und nur dem, der mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt ist, interessanten Details, in irgend einer physikalischen Zeitschrift aufgenommen werden möchten, um so der leichteren Benutzung offen zu stehen. Wer dagegen die großen Schwierigkeiten kennen lernen will, die sich einer strengen Genauigkeit bey so großen Versuchen entgegensetzen, der wird in den Einzelheiten, die er hier kennen lernt, viele Belehrung finden, und nur bey den theoretischen Betrachtungen hie und da über Weitschweifigkeit klagen.

B.

SCHÖNE KÜNSTE.

ISENLOHN, b. Langewiesche: *Der ewige Jude*. Didaktische Tragödie von *Wilhelm Jemand*. 1831. 156 S. 8. (16. gr.)

Wenn Poesie, wie immer noch Einige wähnen, gleichbedeutend mit Leidenschaft wäre, so würde vorliegende Dichtung nicht zu den Werken der Poesie gehören. Ihr Charakter ist ruhige Beschauung der heiligsten Interessen des Menschen, und sie nennt sich ein didaktisches Gedicht, weil zu *belehren* ihr Hauptzweck ist. Man könnte darüber streiten, ob nicht jedes Gedicht, in dem Sinne des Vfs., am Ende ein didaktisches wäre; allein der Name ist hier a

potiori entlehnt und so weit gerechtfertigt. — Die Sage vom „ewigen Juden“ ist ein reicher poetischer Stoff; hier kehrt sie ihre ganze tiefe Innerlichkeit nach Aussen. Es sind mehrere dramatische Bearbeitungen dieses Stoffes versucht worden, keine aber auf dem Wege, den der Vf. eingeschlagen hat. *Klingemann* hat bloß das Scenische, das der Situation und dem Theatereffect Angehörige, in dieser Sage aufgefaßt, und das Bruchstück von *Wolf* kehrt die lyrische Seite der Fabel heraus. Hier aber erscheint Ahasver im Conflict mit der Welt, den Menschen und sich selbst. — Gang und Entwicklung der Fabel sind treu der Gestalt, welche *Horn* ihr in seiner meisterhaften Novelle gegeben hat, nachgebildet, und offenbar hat der Vf., dem es mehr auf den reflectiven und didaktischen Inhalt der Sage, als auf ihre dramatische Vollendung, ankam, recht gethan, sich an diesen Vorgänger zu halten. Das Neue, das er giebt, gehört dem Gedanken, nicht der Situation an. Dennoch enthält diese Dichtung auch vielerley Schönheiten rein dramatischer Art; das Lyrische selbst ist mit Glück hervorgehoben, und als tiefinnig und schön ist besonders die Legende des Pater Clemens S. 70 zu rühmen.

Durch das ganze Gedicht zieht sich die Belehrung hindurch, welche der Kreuzritter Strahlen von seinem räthselhaften Freunde Christianus (Ahasver) über Welt, Zukunft, Glaube, Fortdauer, Ewigkeit und Gottähnlichkeit des Menschen empfängt. Dem Lehrer fehlt keine Art von durchschauender Einsicht in diese Dinge, ihm fehlt nur eine Eigenschaft zur Glückseligkeit — die Liebe. Dieser Mangel ist es, der ihn weder Ruhe, noch Hoffnung für die Zukunft finden läßt. Er ist eine Personification des Rationalismus, wie Pater Clemens, sein Ankläger, der supernaturalistischen Weltansicht, und Strahlen des zum Glauben bereiten Gemüths. Aus der Controverse dieser drey Charaktere, welche in einigen Nebengestalten glücklich nüancirt erscheinen, geht der didaktische Inhalt des Gedichts hervor. Das Vernunftgemäße des Glaubens wird durch zwey schöne Parabeln gelehrt; dann beweist Ahasver die Nothwendigkeit der Unsterblichkeit durch die Gerechtigkeit des Höchsten, die Fortdauer alles dessen, was ist und war, selbst des Gedankens:

„Was wir gefühlt, gedacht, gesagt, gethan,
Was wir gehört, gesehn, erlernt, gelitten —
Das alles liegt, beschirmt und wohl verwahrt,
In unsres Geistes Allerheiligstem.
Und auch kein Titelchen und kein Atom
Von alle dem kann je verloren gehn.“

Es wird dir alles zum Bewußtseyn kommen —
Wenn nicht auf Erden, doch in höhern Welten.

Strahlen und Christianus, von dem gläubigen Clemens als Ketzler verklagt, werden von der Vehme verfolgt, gerichtet, und Strahlen fällt im Kampfe für seinen Freund. Vorher empfängt er noch eine trostreiche Belehrung über die Auferstehung, die sich in diesen Versen zusammenhängend läßt:

Ahasv. Wie heißt die Kraft, durch die der Menschenleib
Entsteht, gedeihet, wächst und sich bewegt?

Strahl. Die Lebenskraft.

Ahasv. Vermittelt dieser wunderbaren Kraft
Erschaffte sie (die Seele) sich ihren irdischen Leib,
Vermittelt eben dieser muß sie auch —
In andern Welten einen Leib sich bilden.

Hierauf bekennt Ahasver, wer er sey. Bey dem Heiland hatte er nur an Irdisches gedacht. Dieser ruft ihm vom Kreuze her zu:

„Du möchtest ewig auf der Erde leben? —
Wohlan, so habe denn, was du begehrt.“

Hochdichterisch ist die Schilderung, wie und wo Ahasver den Tod sucht, wie dieser ihn flieht. — Strahlen fällt, und Ahasver ruft aus:

Du Unerforschlicher! Allmächt'ger, du,
Des Weltalls ew'ge Seele — höre mich —
Soll ich dein Gnadenantlitz niemals sehn? —
Wenn du die Liebe bist, so gib mir Antwort.

Stimme von Oben:

Blick auf, du Staubgeborner, und vernimm! . . .
Nah' dich zu Gott, so naht er sich zu dir.
Im ew'gen Raume sind der Welten viel.
Wenn du im Trotz beharrst, so bleibst du hier:
Doch wenn du liebst, so wird er dich erheben
Vom Leben immer zu vollkommern Leben!

Hiemit schließt dies in mehr als Einer Beziehung ausgezeichnete Gedicht. Dem Gedanken folgend, haben wir seine einzelnen schönen Beywerke unberücksichtigt gelassen; alle diese jedoch, der hundertjährige Greis, das Kind, die Gräfin, der alte Graf, stehen in schönem Einklange mit der würdigen und edlen Haltung der Hauptcharaktere. Eine milde Poesie des Gefühls, wie wir sie nennen möchten, verklärt alle diese Gestalten, und dem Vf. gelingt das Lyrische, wie das Pathetische, gleich wohl. Viele seiner Bilder und Gleichnisse sind wahrhaft dichterisch, viele Wendungen seiner Reflexion tief und ächt poetisch. Seine Sprache ist so natürlich, wie seine Gedankenfolge; sie glänzt nicht, aber sie ist stets edel und würdig. Seine Charakteristik, voll einer schönen Mäßigung, ist bestimmt und scharf, ohne eckig und gesucht zu seyn; sein Vers ist nicht prunkend, aber tadellos. — Der Vf. nennt sich *F. Horns* Schüler; — er ist unstreitig ein solcher, der seinem Lehrer Ehre macht.

C. i. S.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

Ö K O N O M I E.

PRAG, in d. Calve'schen Buchhandlung: *Oekonomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthſchaft, des Forſt- und Jagd-Weſens im Oeſterreichiſchen Kaiſerthume und dem ganzen Deutschland.* Herausgegeben von *Chriſtian Carl André*, königl. württembergiſchem Hofrath u. ſ. w., und *J. G. Elsner*. Erſter Band. No. 1—48. Artikel No. 1—150. Des ganzen Werkes 21 Band. Zweyter Band. No. 49—96. Artikel No. 151—287. Steintafel No. 1 u. 2. Des ganzen Werkes 22 Band. 768 S. 4. (4 Thlr. 12 gr.)

(Vgl. Erg. Bl. z. Jen. A. L. Z. 1831. No. 49.)

Auch durch dieſe Zeitschrift hat ſich der Urheber derſelben, Hr. *André*, deſſen Tod im zweyten Bande angezeigt wird, ein ruhmvolles Andenken erworben. Er ſtiftete den Schafzüchterverein zu Brünn. Hier vereinigten ſich die kenntniſsreichſten Männer, welche mit dem größten Eifer ſich um richtige und gründliche Kenntniſs der höheren Schafzucht bewarben, und eben dieſe Zeitschrift zu dem Sammelplatz ihrer lehrreichen Aufſätze und Abhandlungen machten, welche anfänglich von dem Herausgeber eine wiſſenſchaftliche Richtung erhielten, und bald zu einer Selbſtſtändigkeit gelangten, nachdem ſie mit der Natur vollkommener bekannt wurden. Dadurch, und daſs auch noch andere gelehrte Männer aus allen Gegenden Deutschlands als Mitarbeiter für die Landwirthſchaft und ihre Zweige eben ſo lehrreiche Beyträge lieferten, kam dieſe Zeitschrift in eine ſo außerordentliche Aufnahme, daſs ſie ſogar in anderen Welttheilen geleſen wurde. Von dem groſſen Nutzen, den dieſelbe über Europa und andere Welttheile verbreitet, kann hier weiter nicht die Rede ſeyn. Wir gehen zu dem Inhalte der vorliegenden zwey Bände über, um zu ſehen, wie ſie ſich zu den vorhergehenden verhalten.

Erſter Band. S. 2 ſtellt Hr. *Elsner* eine Parallele zwiſchen der nord- und ſüddeutſchen Landwirthſchaft auf, und zeigt, welche Vorzüge der eine Theil Deutschlands vor dem anderen hat. Nachdem er die Grenzen bezeichnet, ſagt er: „Ich handle zuerſt vom Ackerbau. Zu leugnen iſt wohl nicht, daſs dieſer im Allgemeinen in Norddeutschland mit größerem Eifer und mehr Sorgſamkeit betrieben wird, wie im Süden dieſes Landes.“ Dieſs ſind wohl Verdienſte des ſel. *Thaers*. Ferner: „Im Süden von Deutschland bieten ſich uns zwar auch nicht minder gut beſtellte Fluren dar. Be-

ſonders wetteifert *Mähren* aufs rühmlichſte mit Norddeutschland.“ Sachſen aber, welches gleichwohl mit zum nördlichen Deutschland gerechnet wird, wird in der Hinſicht nicht gelobt. „Dieſes Land, heiſt es, hatte die Auffoderung zu einem verſtändigen und ſomit einträglichen Betriebe des Ackerbaues in ſich ſelbſt. Eine Menge Manufacturen und Fabriken in ſeinem gebirgigen Theile hatten dort die Volkszahl reiſend vermehrt. Dieſs und ein blühender Handel im Lande, den die Leipziger Meſſe hervorgerufen hatte, thaten das Ihrige, um alle Erzeugniſſe des Landbaues angenehm zu machen, und ihnen einen guten Werth zu ſichern. — Sonderbar genug aber iſt dieſes Land, welches ſchneller, als alle übrigen deutſchen Provinzen, in allen ſeinen Gewerben, und auch beſonders im Ackerbau, emporſtieg, eine lange Zeit faſt ſtille ſtehen geblieben, und dadurch von vielen ſeiner Nachbarn überholt worden. Denn es iſt nicht zu leugnen, daſs, ſo lange das ehemals und auch zum Theil jetzt noch herrſchende Ackerbauſyſtem (das der drey Felder) allein im Gange war, Sachſen an der Spitze ſtand.“ Sachſen treibt ſein Gewerbe in der Stille, und ſchon lange haben ſeine Landwirthe keine Aufſätze für die Zeitschriften mehr geſchrieben; doch Rec. ſcheint darum noch nicht, wenn man ſich genauer umſehen will, ein Stillſtand in der ſächſiſchen Landwirthſchaft eingetreten zu ſeyn. Nur ein Beyſpiel: es giebt Dörfer, die mehrere hundert und tauſend Thaler allein für weiſſen Kleefamen gewinnen. — Weiter unten, wo Hr. *E.* von der veredelten Schafzucht ſpricht, die in Sachſen ihren Anfang genommen, ſagt er: „Im ſüdlichen Deutschland begann man faſt zu gleicher Zeit daſſelbe, aber man war nicht ganz ſo glücklich, und die Fortſchritte in der Vollendung des Products zeigten ſich nicht gleich Anfangs ſo glänzend. Aber dennoch entwickelte ſich hier früher ein Streben und eine höhere Intelligenz im Betriebe; und wenn deſſen ungeachtet Norddeutschland ſchnellere und günſtigere Erfolge im Erzeugniſſe und deſſen Abſatze aufzuweiſen hatte, ſo verdankte es dieſs allein den günſtigen Zufällen. (Wohl weil man nicht prahlte?) Wenn es nun auch ſchnell und geſchickt ſich der Beobachtungen und Kenntniſſe zu bemächtigen verſtand, die ihm aus dem Süden herüberleuchteten (wie konnte man ſich ſolcher Kenntniſſe bemächtigen, mit welchen keine glücklichen Fortſchritte gemacht wurden?), ſo gebührt nichts deſto weniger dieſem die Palme, weil er (unter der Leitung des ſel. *André*) die Bahn brach, auf welcher jener nun leichter und ſicher wandeln konnte. (In der Veredlung der Schaf-

zucht sind beide Theile nach den Zeugnissen dieser Zeitschrift nie auf eine Bahn gebracht worden, sondern jeder Theil geht heute noch seinen eigenen Weg. *Thaer's* Principien waren nie die des Hn. *von Ehrenfels*.) Dafs aber auch die Landwirth des nördlichen Deutschlands eine besondere Fähigkeit entwickelten, sich das im Süden bereits ziemlich ausgebildete anzueignen, und diese Ausbildung vollenden zu helfen, das ist ihnen wahrlich nicht abzuspochen. — (Vollendete Ausbildung gab es schon früher in *Rochsburg*, *Machern*, in den Schäfereyen des Hn. *v. Ehrenfels* und *Petri*.) Es dürfte vielleicht zu Bemerkungen Veranlassung geben, dafs ich das Gelagte auch auf Sachsen, als zu Norddeutschland gehörig, ausdehne, da diese Provinz zuerst am glänzendsten mit ihrer veredelten Wolle auftrat. Aber trotz dem kann Keiner, der sich parteylos hält, behaupten, dafs im rationellen Betriebe es nicht von Süddeutschland (worunter hier nur die österreichischen Provinzen zu verstehen sind) überstrahlt worden wäre.“ — Ein lehrreicher Aufsatz von der Veredlung der Schafe befindet sich S. 17; der Vf., Hr. *Mayer*, nennt ihn *Nachbemerkungen zu den Gedanken des Freyherrn von Ehrenfels* über das Merinoschaf. Darin heifst es unter Anderem: „Die Form, der Typus jedes einzelnen, durch bleibende Merkmale deutlich geschiedenen, in und durch sich fortlebenden Schafstammes mufs sonach als ein Product angesehen werden, zu dem die Influenzen der Natur, des Menschen, oder beider zugleich, die Factoren sind, und das wir Race nennen. Näher bezeichnend mufs ich diese Factoren mit Frhn. *v. Ehrenfels* Klima, Nahrung und Zeugung nennen, aber auch noch Haltung und Züchtung beyfügen;“ (sollte beides nicht schon in dem Begriffe Zeugung gedacht worden seyn? Wenigstens halten wir sie von verschiedener Potenz;) „denn obchon die ersten drey Potenzen durch den starken Arm der Natur den mächtigsten Einfluss nehmen, so haben die letzten als Hebel der menschlichen Intelligenz doch Vieles, und besonders seit einigen Jahrhunderten (?) Vieles zur Bildung einzelner Schafracen beygetragen. Die Natur hat ihr Werk in den ersten Tagen der Schöpfung begonnen, und durch dieses in der langen Reihe der Geschlechter stets gleich fortschreitende, ungestörte Wirken (von dem sich aber wohl nicht viel mit Gewifsheit sagen läfst) dem Schafe, wenn dasselbe auch einer sorglosen menschlichen Hand anvertraut war, nach den örtlichen Verhältnissen verschiedene, aber so constante und fest ausgeprägte Formen aufgedrückt (örtliche Verhältnisse mögen schwerlich solche grosse Veränderungen hervorgebracht haben; was hat das Oertliche an unseren vorigen Schäfereyen von dem gewirkt, was wir an den jetzigen beobachten?), dafs selbst durch eine Verletzung unter ganz andere Lebensverhältnisse oder durch genetische Vermischung mit anderen Stämmen nur ein langsames, schweres Abweichen Statt findet. Nicht so unerschütterlich fest und unverwischbar ist das, was der Mensch durch intelligente Züchtung, Haltung und entsprechende Nahrung seinen Absichten gemäfs bilden und schaffen

konnte, wenn sein Geschäft auch durch lange Jahre nach einer Richtschnur fortgedauert hätte; denn der Arm der Natur ist stärker, als die Hebel der Intelligenz, und wo die letzten nicht wohlbedächtig in die Räder der ersten eingriffen, da konnte sich kein festes Gebilde der Beständigkeit formen, und es ist bald eine Alienirung, eine den natürlichen Verhältnissen angemessene Metamorphose, wenn die Kunsthand des Menschen sich zurückzog.“ Von diesem Gesichtspuncte aus, meint der Vf., könnten die verschiedenen Schafracen in natürliche und künstliche eingetheilt werden; das kirgische Steppenschaf, das spanische Standschaf u. c. w. wären Beyspiele der ersten, das spanische Merino, das Electoral- und feine deutsche Wollschaf Beyspiele für letzte. — Weiter unten sagt Hr. *M.*: „Ich habe schon früher darauf hingewiesen, dafs ich die Entstehung des Electoralschafes in Sachsen weder dem dortigen Klima, noch der Industrie allein zuschreibe, eben so wenig aber an deren Zufälligkeit glaube (die Nachkommenschaft wird nicht wissen, wie man hier in der Geschichte eine solche Lücke lassen konnte), sondern vielmehr dafür halte, dafs alle drey dazu beygetragen haben, bald mehr, bald weniger, wie schon die Nüancirungen unter den sächsischen Electorals annehmen lassen. Doch auch angenommen, der Zufall habe hier das Meiste gethan (was ist Zufall? und was wirkt er?), so frage ich nun: wenn unter deutschem Himmel schon gleichsam von sich selbst (!) ein so edles Wollthier entstand, das sich in einzelnen, rein gehaltenen Heerden bereits in fester Form ausgeprägt hat, sollte nicht, wenn man die Natur versteht und nach richtigen Principien die Züchtung leitet (das, meinen wir, müfste schon lange nach dem, was man darüber geschrieben hat, geschehen seyn), das Electoralschaf Sachsens noch intensiver, nach dem letzten Wunsche des Menschen meliorirt und auf eine, so zu sagen, ideale Höhe hinaufgebildet werden können, oder vielleicht schon irgendwo also zu finden seyn? Sollte es noch Niemand versucht haben, wie Canova aus Cararas Marmorblock eine Venus schuf, ebenso aus dem Electoralschaf noch ein edleres, gänzlich tadelfreyes Wollthier zu schaffen? Und wenn es sich bey näherer Untersuchung, genauer, unbefangener Umsicht zeigen sollte, dafs diese Fragen bereits in Deutschland beantwortet, diese Aufgabe gelöst sey, wäre es dann Arroganz oder Inconsequenz, dieses Product, zum Unterschied des sächsischen Electorals und spanischen Merinos, deutsches Edelschaf, deutsches Merino zu nennen (!)? Diesen Namen nicht mit Unrecht tragend, finden wir auch wirklich in einzelnen Schäfereyen Preussens, Schlesiens und Mährens, vielleicht auch noch in einigen deutschen Provinzen, ein in seinen Eigenschaften über dem sächsischen Electoral stehendes Edelschaf, das sich durch einen wohl proportionirten, festen Körperbau mittlerer Gröfse, durch ein reiches, ausgeglichenes Vlies, durch einen gediegenen, klaren und hochfeinen Wollstapel mittlerer Länge als die Perle des Schafgeschlechts darstellt. — Diesen Edelstamm, der kein Ideal, sondern ein Gegenstand der Wirklichkeit ist, extensiv zu ver-

mehren und intensiv zu consolidiren, wird die Aufgabe des höheren Schafzüchters seyn und bleiben. Beides liegt, hier näher, dort ferner, in den Grenzen der Möglichkeit, und wird an der deutlichen Beharrlichkeit seine Realisirung finden. Die von Hn. v. Ehrenfels angenommene Metamorphose des Schafgeschlechts kann, wenn wir wollen und es verstehen, zu unserem Besten geleitet werden; der Anfang ist gemacht, der Erfolg gesichert u. s. w.“ Im Wesentlichen bezeigen wir dem Vf. dieses Aufsatzes unsere vollkommene Zufriedenheit.

Zweyter Band. Wir finden No. 54. S. 425 eine ähnliche und sehr interessante Abhandlung über die *Veredlung der Rindviehzucht*. Vom Freyherrn v. Ehrenfels. Als Grundsatz für Rindviehzüchter oder Preisrichter wird aufgestellt: *Milch, Fleisch und Zugkraft* sind die vorzüglichsten Gesuche, die wir durch das Rind mehr oder weniger zu *erhalten, zu vermehren und zu erhöhen* streben. Wenn wir unter den verschiedenen Stämmen des Rindviehes einen Stamm auffinden und empfehlen könnten, der die meiste und fetteste Milch, mastfähig, das zarteste und meiste Fleisch und Fett zugleich, und nebenbey die größte Leichtigkeit und Kraftanwendung im Zuge vereinigte (Eigenschaften, die wir unter den verschiedenen Rindviehstämmen nur vereinzelt finden), wenn diese Eigenschaften bereits stammbaltig, d. i. die damit begabten Rinder constant wären, um ihre guten Eigenschaften genetisch fortzupflanzen: so u. s. w. Das in den Provinzen des Kaiserthums vorfindige Rindvieh theilt sich in nachfolgende Stämme, Racen und Varietäten: 1) In den Landschlag derjenigen Provinzen, welche, wie Oesterreich, Böhmen, Mähren u. s. w., keinen Originalstamm haben; 2) in den Original-Urstamm des Königreiches Ungarn; 3) in den nicht minder constant ausgebildeten Racestamm des Landes Tyrol; 4) in die bey uns acclimatisirten Originalstämme der Schweiz; endlich 5) in den Racestamm der Steyermark. Was sich nicht unter diese Abtheilung bringen läßt, ist aus der Kreuzung der Originalstämme und Landschläge entsprossen, und verdient, als nicht constant, um ihrer ephemeren Existenz willen, keine Rücksicht. Eben so ist der Landschlag aller Provinzen weiter nichts, als das Resultat der Kreuzung mit den Originalstämmen und nachbarlichem Landvieh. Von jedem dieser Racestämme folgt eine ausführliche Beschreibung sowohl von den Vollkommenheiten als Unvollkommenheiten, die wir aber hier wegen Mangel des Raums übergehen müssen; nur die von der steyerischen Kuh können wir nicht umgehen, weil sie der Vf. wegen ihrer Vortrefflichkeit den anderen vorgezogen hat. — Die steyerische Kuh theilt sich in die Berg- und Thal-Kuh. Die letzte, die Kuh aus dem Mur- und Mürz-Thale, hält der Vf. für ein gelungenes, aus Bergkühen entfallenes Resultat der Intelligenz und Cultur. Die Race sey constant, und habe an Gestalt und Farbe ihre festen Abzeichen, wie die Tyroler Kuh. An Milchergiebigkeit giebt eine gute steyerische Thalkuh der milchreichsten Schweizer Kuh, bey gleichem Futter, nichts nach. Der Vf. hat deren

gehabt und gesehen, die über 16 Maß Milch gaben. Je nach der Individualität verwandelt sich jedoch unter allen Stämmen eine bestimmte Quantität Futter durch die steyerische Kuh in die größte Quantität guter, fetter Milch. Auch giebt die steyerische Race eben so schwere Ochsen, als die Schweizer, und nach dem ungarischen Ochsen das wohlgeschmeckendste, ansehnlichste, feinfaserige, weißröthliche, beste Fleisch. In Fett und Mastfähigkeit kommt der Ochse dem Tyroler Schlag am nächsten; in der Zugkraft nähert er sich dem Schweizer und in der Schnelligkeit den ungarischen Ochsen. Alle diese guten Eigenschaften, die sich unter allen Rinderarten einzeln finden, vereinigen sich, nach der Meinung des Vfs., in der Steyrer Kuh, und wo sie sich nicht im höchsten Grade zeigen, kommen sie in ihr approximativ vor. Er stellt nun die Frage auf: „Soll man daher nach allen Verhältnissen, Zwecken und Motiven der Steyrer Kuh den verdienten Vorrang unter allen Rinderarten des Kaiserstaates nicht einräumen, da sie nach meiner Erfahrung auch noch eine für alle Zwecke höhere Hinaufbildung verspricht“? — Und fügt hinzu: „Nach dieser Charakteristik aller Racen und Stämme des Kaiserstaates hätten wir an unserer steyerischen Kuh das Musterbild gefunden, in dem sich alle Zwecke der Rindviehzucht am günstigsten vereinigen“. — Wir können uns nicht enthalten, den merkwürdigen Schluss dieser Abhandlung unseren Lesern mitzutheilen: „Dem Braminen ist die Kuh heilig. Er verehrt sie als die zweyte Mutter des Menschengeschlechts. Täglich wandelt sie ihr Blut in Milch, und ernährt damit Kind und Greis. Dem Europäer ist sie noch mehr. Im Leben giebt sie ihm Milch, Butter, Käse; mit ihren Kindern pflügt und düngt sie seinen Brodacker, verrichtet an der Hand des Landmannes die schwersten Arbeiten, und schützt durch ihre Pockenmaterie ganze Generationen Anlitz und Leben vor giftigen Blattern. Im Tode reicht sie ihr Fleisch zur Stärkung und Erhaltung menschlichen Lebens, ihr Fett erleuchtet die Nacht und verlängert die Arbeitsstunden des Armen und Weisen, und auf ihrer Haut gehen wir Alle und die ganze civilisirte Welt. Ein erhöhtes dankbares moralisches Gefühl verdient dieses Thier. Könnte man ein solches Gefühl in unsere Cultur bringen, so wäre das der sicherste Gewährsmann guter Behandlung und daraus resultirender Veredlung zugleich. — Die Rinderzucht verdient, als die vorzüglichste Stütze ländlichen Haushalts, die höchste Aufmerksamkeit und Achtung. Sowohl für das Privat- als National-Vermögen ist es nicht einerley, ob auf dem Platze, wo eine Kuh ernährt wird, diese 4 oder 8 Maß Milch giebt, und ob wir mit unseren Thieren auswärts Handel treiben, oder, wie die Wilden, bloß die Haut verkaufen. Die Kuh, das erste Nutzhier jeder Landwirthschaft, verdient die größte Aufmerksamkeit und den möglichsten Aufwand für ihre Cultur; aus der Steyrer Kuh kann und wird einst die vorzüglichste Racekuh der Welt entfallen“. — Wie verschieden aber die Meinungen der Menschen sind, siehet man auch hier, wenn man den Bericht des

Freyherrn von Sternburg in No. 59 an Sr. Maj. den König Ludwig, über *schnelle Beförderung der hochfeinen Schafzucht, sowie über nöthige Verbesserung der Rindviehzucht im Königreiche Baiern*, gegen obige Abhandlung hält. Beide Vf. sprechen für das allgemeine Beste: Hr. von Ehrenfels für den österreichischen Kaiserstaat und Hr. von Speck für das Königreich Baiern. Letzter giebt seinem König ein Beyspiel von Verbesserung des Rindviehes aus Württemberg S. 468: „Die dort getroffenen Veranstaltungen zur Begründung einer besseren Haushierzucht haben auf die dasige Landwirthschaft höchst vortheilhaft gewirkt. Derselbe Erfolg würde auch in Ew. Maj. Staaten durch Ueberlassung junger Bullen- und Mottchen-Kälber von ausgezeichneten Hornviehragen (aus der Schweiz, Tyrol und Nordholland) an Baiern bald herbeigeführt werden. Dann müßte die Kreuzung solcher Ragen (?) mit dem einheimischen Landvieh wohl auch schnell die Rindviehzucht im ganzen Lande heben (das dürfte nach des Hn. von Ehrenfels Grundsätzen zu bezweifeln seyn), wodurch denn ganz natürlich (!) 1) die Milchergiebigkeit vermehrt und verbessert, 2) durch grössere Kälber auch grösseres Vieh und besseres Fleisch für die Schlachtbank geliefert (unbedingt?), 3) überdiß besseres Zugvieh für die Landwirthschaft und besseres Leder für die Gerbereyen producirt werden würde“. Hr. von Speck übersieht dabey die häufig bey dem Landviehe vorkommenden Fälle unglücklicher Geburten. Er fährt fort: „Auf meiner Besizung zu St. Veit habe ich vor zwey Jahren versuchsweise einen schönen Stamm Kühe aus dem Canton Bern, das Stück zu 200 fl., eingeführt, um solche dem Landwirthe durch Ueberlassung der gezogenen jungen Zuchtthiere zur Kreuzung mit Landvieh zu verbreiten. Theilweise überzeugen sich auch meine Nachbarn von der Nützlichkeit desselben. (Allgemeine Ueberzeugung kann nicht Statt finden, weil gutgeartetes Landvieh im Milchnutzen besser ist, als eingeführtes Racevieh.) Nur ist das ganze Unternehmen für die Gröfse Ew. Maj. Staaten viel zu unbedeutend, und es bedarf auf jeden Fall mehrerer solcher Anstalten im ganzen Reiche, da nur durch große Unternehmungen ein großes Resultat gewonnen werden kann. Diese Anstalten nun überliessen alsdann die jungen Stierkälber an die Gemeinden und unbedeutenden Gutsbesitzer unentgeltlich oder zu geringen Preisen. Die Entschädigung für die unentgeltliche Vertheilung jener Thiere würden Ew. königl. Maj. geruhen, aus dem Industriefonds verabfolgen zu lassen. Die Wahl und Verbreitung der eben erwähnten Hornviehragen aber würde sich nach den Gegenden richten, wo sie aufgestellt werden sollten. (Nicht auf Gegenden, sondern auf einen reichlichen Futterkräuterbau dürfen Racestämme begründet werden; sonst bleibe man bey dem Landviehe.) Wo reiche, üppige Weiden sind, und reichliche Stallfütterung Statt findet, könnten Schweizer oder holländische Ragen eingeführt werden. In mageren, sandigen Gegenden würden die Tyroler

oder Altgauer Ragen besser gedeihen. (Warum?) Da ich auf allen meinen Gütern Stallfütterung eingeführt habe, so wie den Klee-, Kartoffel- und Rübenbau (also hat der Vf. seinen Viehstand nicht, wie oben gesagt, auf die Gegend gestützt), so halte ich auch überall großes Vieh. Denn es ist wohl allen physiologischen Grundsätzen entgegen, zu behaupten, daß eine Race mehr thierische Stoffe aus der erhaltenen Fütterung erzeugen könne, wie die andere. Daß große Kühe, bey gehöriger Fütterung und Wartung, mehr Milch geben, als kleine (ist wohl zu erwarten, aber —), sowie auch, daß durch Stallfütterung mehr Dünger und Milch gewonnen wird, als bey der Weidewirthschaft, das Alles ist hingegen unbezweifelt und wahr“. Rec. hegt hier noch so manchen Zweifel. — Sehr zu empfehlen ist die No. 60 befindliche *Anleitung über das Mästen des Rindviehes; mit besonderer Rücksicht auf Böhmen*. Von Anton Seibt, Wirthschaftsbuchhalter; indem diese Abhandlung theoretisch und praktisch gut, aber auch ausführlich und für den Viehmäster instructiv ist. Der Vf. hat Recht, wenn er als vortheilte Bedingung des Mästens vornehmlich das Alter ansieht. Er sagt, der Ochse soll in der Regel nicht über sieben und die Kuh nicht über acht Jahre alt seyn; denn die Ausnahmen von dieser Regel, daß ein Individuum im höheren Alter einen günstigen Mastungserfolg gewähren sollte, sind selten. Das Fleisch sey in diesen Jahren am saftigsten, und das Thier noch mit einer guten Verdauung begabt, um das Futter in Fleisch, Fett und Talg abzufordern. Die Stallmast des Rindviehes könne man füglich in zwey Classen eintheilen, und zwar in die als Gewerbe, und die als Privat- oder mit der Landwirthschaft verbundene Mastung. Erste werde meistens bey Brau- und Branntwein-Häusern, Stärkefabriken, Oelpressen und bey allen jenen Gewerben betrieben, wo viele zur Nahrung der Thiere dienliche Abfälle erzeugt und dann in Verbindung mit Stroh und Heu zu diesem Zwecke benutzt würden. Zu solchen Anstalten werde das Vieh erkaufte, mithin stehe die Mastung mit dem ganzen Gewerbe in genauer Verbindung, und werde nicht absolut der Landwirthschaft wegen betrieben, welches besonders der Fall in großen Städten sey. Die landwirthschaftliche Mastung stelle nur jenes Vieh auf, welches der Besitzer jährlich zum Verkauf bestimmt habe; oder ein Landwirth kaufe wohl auch von anderen Besitzern, die weniger Feld und zur Mastung keine Gelegenheit und Mittel haben, einige Stücke, um einen Theil seiner Feilschaft mittelst der Mastung besser umzusetzen, und zugleich mehr Dünger zu gewinnen. Der Zweck sey also hier hauptsächlich, die Wirthschaft in Kraft zu setzen, und hiedurch einen größeren Reinertrag zu erzielen. Ferner, die mit der Landwirthschaft verbundene Mastung lasse sich füglich in zwey Abtheilungen bringen, nämlich in die Weidewirthschaft und in die Stall-Mastung. Beide könnten entweder für sich betrieben, oder vereinigt, nämlich erste als Vorbereitung zur anderen angewendet werden.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) BERLIN, b. Reimer: *Die Oden des Quintus Horatius Flaccus*, deutsch und mit Anmerkungen. Vom Verfasser des deutschen Versbaues. 1831. 298 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)
- 2) LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Analecta Horatiana*, de Sermonum locis aliquot differens proponit C. Fr. Lud. Arndt, Rector. 1829. 22 S. 4. (6 gr.)
- 3) RINTELN, b. Steuber: *Quaestionum Horatianarum Libellus primus*, ed. D. Wifs. 1829. IV u. 14 S. 4. *Libellus secundus*. Ed. Wifs. 1829. 22 S. 4.

In neuester Zeit sind zwey Männer mit Uebersetzungen des Dichters hervorgetreten, Scheller (Q. Horatius Fl. sämtliche Werke; Halberstadt, 1830) und Günther (Des Q. Horatius Fl. sämtliche Werke; Leipzig, 1830), von denen jedoch der Erste in vieler Hinsicht ungerüstet an die Arbeit ging, der Zweyte aber seinem besondern Zwecke gemäß die lyrischen Dichtungen in modernen Versmaßen und selbst mit dem der alten Poesie widerstreitenden Reime über- setzte. Die vorliegende Uebersetzung erscheint in den Versmaßen des Originals, und wir freuen uns, sagen zu können, daß der Uebersetzer, wie sich das von dem Verfasser *des deutschen Versbaues*, Hn. Garve, wohl erwarten liefs, die kunstvollen Versmaße des Horaz recht glücklich und mit sichtbarer Leichtigkeit nachgebildet hat. Leid thut es uns aber, zugleich erklären zu müssen, daß wir keine Uebersetzung auch nur hinsichtlich des Metrischen den besseren früheren an die Seite stellen können, während sie in jeder andern Rücksicht denselben weit nachsteht, und selbst billigen Ansprüchen nicht Genüge leistet. Man braucht nur wenige Stücke zu lesen, um zu bemerken, theils daß Hr. G. die horazische Dichtung weder im Ganzen nach Ton und Charakter, noch auch im Einzelnen richtig aufzufassen und wiederzugeben vermochte, theils daß derselbe auch die Muttersprache nicht mit Einsicht und Geschmack zu handhaben verstehe. Nicht Ein Stück der Uebersetzung möchte sich finden lassen, in welchem nicht entweder ganze Gedanken oder einzelne Ausdrücke falsch aufgefaßt, schielend wiedergegeben, mit fremdartigen Zusätzen ausgeputzt wären, kein Stück, in welchem nicht wunderliche Wortbildungen und dem deutschen Sprachgeiste widerstrebende Wortfügungen abschreckten. Zur Be-
J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

gründung unseres Urtheils heben wir einige Stellen hervor, und beschränken uns dabey zunächst auf das zweyte Buch der Oden.

Od. II, 3, 15: Dum res et aetas et sororum Fila trium patiuntur, „Nun Jar' und Reichthum — es gönnen.“ Hier ist *res* für *res familiaris* genommen, da es, wie der Zusammenhang und die Weise des Horaz lehrt, ganz allgemein zu fassen war, *dum res fert, dum nihil obstat, dum licet*. Ebendasselbst sind Vers 23 die Worte *sub divo moreris* falsch übersetzt durch „zum Obdach freyen Himmel.“ So gefaßt enthalten die Worte ein unerträglich schleppendes Anhängsel. Der Dichter sagt: „Nichts kommt darauf an, ob du reich und von edlem Stamme, oder arm und von niederem Volke bist, du wirst ein Opfer des unerbittlichen Orcus.“ Nachdem nun *dives* in *pauper*, und *prisco natus ab Inacho* in *infima de gente* seinen Gegensatz gefunden hat, wie kann man da noch nachträglich eine nähere Bestimmung zu *pauper* erwarten? *Sub divo morari* ist nichts als poetischer Ausdruck für *in supera regione vivere*, im Gegenlatze zur Unterwelt. — Durch die unverständliche Uebersetzung der Worte *Od. 4, 13, 14:*

*Nescias, an te generum beati
Phyllidis flavae decorent parentes.
Weißt du wohl, ob dich in erhabener Eltern
Haus zum Eidam habe die blonde Phyllis,*

zeigt Hr. G., daß ihm der Sprachgebrauch von *Nescio an*, über den so viel geschrieben ist, daß man kaum noch die Literatur überfiehet, verborgen geblieben sey. *Od. II, 1, 4 herbe* Befreundungen (*graves amicitiae*). Ebend. Vers 11. 12:

Tritt nun an das große
Amt des kekropischen Hochkothurns:
— — grande munus
Cecropio repetes cothurno.

Ebend. Vers 14: „*Schwanker Ratsfals Lenker*“ (*prae- sidium consulenti curiae*). Vers 38: „*Greif ein ins Tonant keifches Klagelieds*“ (*Caeae retractes munera Naeniae*). Wer erkennt den schönen Anfang der dritten Ode in folgender Strophe wieder:

Gleichmuth in Unglückstagen zu wahren, des
Sey eingedenk; nicht minder in ungnügigen;
Vor Freudenunmafs ihn (?) mit Weisheit
Schützend, o Vellius!

Od. 9, 4, 5:

— — „Armeniens Gauen hegen
Nicht jeden Mond durch, theuerster Valgius,
Werthloses Eis.

Wie sind hier die höchst bezeichnenden Worte *stat*
O o

glacies iners so in nichts bedeutende verwandelt! Wir können uns wenigstens bey dem *werthlosen Eise* nicht viel denken; bey dem „*hegen*“ aber denkt man eher an einen *Hasen*, als an *Eis*. — Schwach und ungenau giebt Hr. G. auch Vers 9. 10 die Worte:

*Tu semper urgues flebilibus modis
Myfium adentum,
Du treibest nichts mit ewigem Klageton
Als Myfies Hinfchied.*

Od. 11, 18 erscheinen die *edaces curae* als „*Nagier des Mißmuths*“. *Od. 12, 9* wird aus *pedestribus historiis* sehr profaisch gemacht „*der schlichtere Gang historischer Kunst*“. Hr. G. vertauscht die Epitheta willkührlich, so dafs oft ein ganz anderer Sinn hervor geht. *Od. 14, 13. 14:*

„Fruchtlos entgehn wir blutigem Marsgefecht
Und heifche Sturmflut brechendem *Adria*.“
Fractisque rauci fluctibus Hadriae.

Od. 15, 18 ff.:

— — „aus dem gemeinen Schatz
Nur Städ' allein samt Göttertempeln
Heifsend mit schmückendem Stein verneuen.“

Templa novo decorare saxo heifst doch nicht mit schmückendem Steine erneuen, oder wie Hr. G. sagt, verneuen, sondern Tempel schmücken mit neuem Gestein; *novo saxo* aber ist *non usitato, pretioso*. *Od. 18, 9* werden die Worte: *At fides et ingeni Benigna vena est* übersetzt: „*Aber Treu' und Dichtergeif's uncharge Ader rüh' ich mein*“, wobey Hr. G. zwar alle Erklärer für sich hat; doch scheint er uns mit allen zu irren. Alle nämlich mühen sich ab, der *Treue*, oder *Tugend*, oder *Niechtlichkeit*, wie Andere erklären und übersetzen, hier den passenden Platz zu sichern. *Mißscherlich* glaubt: „*Ad exornandam tantum vatis ideam docte (?) hic a poeta adiici. Vatis enim ex antiqua ipsorum notione pietas vitaeque integritas propria. Döring* sucht in *fides* einen Gegensatz zu dem Folgenden, da man vielmehr zu dem Vorhergehenden einm durch *At* eingeführten Gegensatz erwartet. Bey den Schwierigkeiten, die sich den Erklärern darbieten, und die sie zu unschicklichen Annahmen verleiteten, muß man sich wundern, wie keiner auf eine Deutung kam, die sich, sollte man glauben, jedem Unbefangenen von selbst darbieten mußte. *Fides* ist nämlich die *Saite*, die *Cithar*, in welcher Bedeutung das Wort auch im Singularis bey Horaz und anderen Dichtern öfter vorkommt. S. *Od. I, 17, 18: fide Teia Dices laborantes in uno Penelopen vitreamque Circen. Epod. 13, 9: fide Cyllenea Levare diris pectora sollicitudinibus*. Aber auch ohne Epitheton, wie hier, oft bey *Ovid* und anderen Dichtern, z. B. *Heroid. 15, 23: Sume fidem et pharetram*. Ebend. 5, 139: *Me fide conspicuus Troiae munitor armavit*. Man wende nicht ein, dafs bey dieser Auffassung von *fides* der Dichter dasselbe zweymal sagen würde. Horaz liebt es gleich anderen Dichtern, dem Speciellen das Generelle, dem Concreten das Abstracte beyzufügen, und umgekehrt. S. darüber *Obbar. zu Horat. Epist. I, 6, 59* in der *Schmid'schen* Ausg. der Episteln; vgl.

auch ebendafelbst die Anmerk. zu I, 12, 8. Aehnlich unserer Stelle find *Od. I, 24, 4: cui liquidam pater vocem cum cithara dedit. A. P. 323: Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo loqui Musa. Od. IV, 6, 29: Spiritum Phoebus mihi, Phoebus artem carminis nomenque dedit poetae. Ovid. Met. XI, 317: Carmine vocali clarus citharaeque Philammon.* — Richtiger als die früheren Uebersetzer fafste indess Hr. G. *Od. 18, 29—31* auf, wo in den meisten neueren Ausgaben also interpungirt wird:

*Nulla certior tamen,
Rapacis Orci sine, destinata
Aula divitem manet
Herum. Quid ultra tendis? etc.*

Hier erscheint allerdings *destinata* nach *certior* schleppend, wie diefs auch *Döderlein* (*Lectio num Horatianarum Heptas p. 14*) richtig bemerkt, der deshalb nach *sine* einen Punct und nach *Herum* ein Semikolon zu setzen vorschlägt. Jede Schwierigkeit ist gehoben, wenn man hinter *destinata*, was zu *sine* gehört, das Komma setzt, und mit Hn. G. übersetzt:

„Doch gewisser als das Ziel,
Das Räuber Orcus vorbestimmt, erwartet
Nie des Gutes reichen Herrn
Ein Hof- u. f. w.

Certior gehört nun als Adverbialbegriff zu *manet*. So scheint auch *Bothe* in der *Baxter-Gesner'schen* Ausgabe die Stelle gefafst zu haben. — Richtig auch ist mit *Voss* und mehreren Erklärern *Od. 20, 5—7* gefafst:

— — — Ich, der bedürftigen
Vorfahren Blut; ich, den, o Mäcenas, du
Wahlfreund benennest; ich sterbe nimmer.

Was auch gegen die schon von den Scholiasten angedeutete Interpunction und Auffassung der Worte: *non ego, quem vocas „Dilecte“, Maecenas, obibo* von früheren und späteren Kritikern und Erklärern gesagt ist, sie bleibt die einzige, welche erträglich ist. Am wenigsten befriedigt die neueste Erklärung, welche Hr. *Wiss* in No. 3 giebt, wonach man zu *quem vocas Horatium* ergänzen, und *dilecte*, wie diefs die Meisten wollten, mit *Maecenas* verbinden soll. Ganz verfehlt aber ist desselben Gelehrten Conjectur *quem putas se. obiturum esse*. Wäre eine Conjectur nöthig, so würde die *Bothe'sche, quem vetas se. obire*, dem Zusammenhange am angemessensten seyn. Denn des Hn. *Wiss* bedenckliche Frage: „*Sed hoc ipsum num Maecenas potuit vetare?*“ läfst sich leicht beseitigen. Es bedarf keiner Aenderung, wenn man, wie oben geschehen, interpungirt. Dagegen spricht weder der Umstand, dafs *Maecenas* ohne Epitheton eingeführt wird, da diefs häufig vorkommt, z. B. *Od. II. 12, 3; 17, 3; III, 8, 14; 29, 3* und sonst, noch dafs *dilectum*, was sich wirklich in einem Codex bey *Vanderburg* findet, statt *dilecte* stehen mußte, da so oft der Vocativ steht, wo man den Accusativ oder Nominativ erwarten könnte. S. *Heindorf* zu *Sat. II, 6, 20*. Ganz so wie hier heifst es bey *Lucas VI, 46: Ti óá µε καλεῖτε Κύριε, Κύριε, καὶ οὐ ποιεῖτε, ἃ λέγω*. Einem Römer, glauben wir, konnte es kaum

einfallen, *dilecte* mit *Maecenas* zu verbinden, denn der Niedrigere lagte schwerlich von dem Höheren, *se diligere eum*, so wenig als man sagen konnte, *diligere deos*; der *diligens* sieht vielmehr dem, den er sich zum Freunde wählt (*legit*), *gleich* oder *über* ihm. S. *Döderleins* Lat. Synonyme und Etymologien. Thl. 4. S. 98. Das Verhältniß des Niederen zum Höheren bezeichnet namentlich auch bey Horaz immer *dilectus*. Vgl. *Od. I, 21, 4: Latona Jovi supremo dilecta. Epp. II, 1, 247: Dilecti tibi (Augusto) Virgilius Variusque poetae.*

Gern möchten wir mehr Beyspiele glücklicher Auffassung geben, wenn dergleichen nicht gar zu sparsam vorkämen. So müssen wir, wenn gleich ungern, das Sündenregister noch vermehren. *Od. 19, 3* werden die *Nymphae discentes* zu „lerngiervollen Nymphen.“ Ebend. Vers 13 wird ein guter Wittwer bey der Uebersetzung: „Auch deiner *Gattin* Ehre, der *seligen*“, sicher an die *selige Frau* erinnert. Bisweilen begreift man gar nicht, wie dem Originale so ganz fremde Begriffe in die Uebersetzung kommen konnten, wie wenn *Od. I, 15, 31* die Worte *sublimi fugies mollis anhelitu* gegeben werden: „Hoch aufkeuchend *das Haupt*, weichlich entfliehen wirst du.“ Oder sollte nur der Vers ausgefüllt werden, welche Rücksicht öfter geleitet zu haben scheint? So wird *Od. II, 1, 4 arma* ganz ohne Noth durch „*Römerwaffen*“ verdeutscht. Wie ungenau und unrichtig ist *Od. 2, 7, 8* übersetzt: „Ihn entträgt auf *Flügeln*, die keine *Glut* scheun, *Fama* zur *Nachwelt*“ (*penna metuente solvi*). Wozu werden *Od. 12, 15 oculi* zu *Zwillingsaugen* gemacht? Wie kann *Od. 15, 11 intonsus Cato* der „*bärtigweise Cato*“ seyn? Hier und da giebt uns Hr. G. statt der Uebersetzung eine nüchterne Umschreibung oder Erklärung, wie *Od. 14, 23 praeter invisas cupressus*, „*äußerm Baum unholder Gräber*.“ Ist etwa diese Anwendung der Cypresse so unbekannt? Oder, wenn es Hn. G. so schien, warum erklärte er sich nicht lieber in den Anmerkungen darüber? Lieber hätte sollen im folgenden Verse der „*kurze Besitzer*“ dem lateinischen Ausdrucke, *brevis dominus*, etwas weniger treu wiedergegeben seyn, da die deutsche Sprache diesen Gebrauch des Adjectivs *kurz* nicht zu gestatten scheint. Denn wer ertrüge die *kurze Lilie* (*breve lilium, Od. I, 36, 16*), oder die *kurze Rose* (*brevis rosa, Od. II, 3, 13*)? — Einen falschen Pathos legt Hr. G. häufig durch Wiederholung von Wörtern, wie *Od. 8, 4—7*:

— „*Dech du, wie du kannst mit arzem
Fluch ein treulos Haupt maledicest, stralst du
Neuversehnt viel, viel; und erscheint gesamter
Jünglinge Sehnsucht.*“

Hier ist sowohl das Vers 5 wiederholte *du* (*stralst du*) fehlerhaft, sowie der unbestimmte Artikel, *ein Haupt*, wofür *das* oder *dein Haupt* stehen müßte, als auch das doppelt gesetzte *viel* Vers 6. Eben so ist es mit *Od. 11, 4, 5*: „*Zurück, zurück* flieht glattes Jünglings Alter,“ wozu das einfache *retro fugit* keine Veranlassung gab. Auf der anderen Seite dagegen ist das Würdevolle und Kräftige des Originals in der Ueber-

setzung oft durch *glatte* oder *moderne* Ausdrücke geschwächt; *Od. 2, 1, 29*: „*seist* von Römerblut“ (*Latino sanguine pinguis*); *Od. 4, 10* „*der todt* Hektor“ (*ademptus H.*); *Od. 6, 8*: „*Tibur* ward ein Ziel mir Müden des Meers, der Strafsen Und der *Gewehre*“ (*militiae*); *Od. 6, 27*: „*Nüchtern* werd' ich nicht Als Thraker laut *bakchenzen*“ (*bacchabor*). Für die *Ode* gehört *bakchenzen* gewiß eben so wenig als *bochenzen* und *scharwenzen*, wonach *bakchenzen* gebildet zu seyn scheint. *Od. 10, 9, 10*: „*Oester* schwankt durch Sturm *getrillt* der Fichte *Riefenbaum*“ (*agitatur*). Die Worte *Od. 13, 13: Privatus illis census erat brevis*, würde Hr. G. vielleicht richtig übersetzt haben: „*Ihr eigenes Hausgut buchte* nur *kurze Schrift*“, wenn Horaz seines Zeichens ein Wucherer oder Krämer gewesen wäre. *Od. 18, 18 sub ipsum funus*, „*halb schon Leiche*“; *Od. 19, 23 Rhoetum retorqisti leonis Unguibus*, „*du warst* — rückwärts den *Rötus* (*sic!*) hin mit *Löwen-Pranken*.“ Wie übel nehmen sich hier die dem Weidmanne abgeborgten *Pranken* aus, um so mehr, da in der Jägersprache *Pranke* oder *Branke* nicht einmal von den Klauen des Löwen, sondern nur von denen des Bären gebraucht wird. Nur im mittelalterigen Latein, das wir in einer Verdeutschung des Horaz gern entbehren, heißt *branca* die Klaue aller Raubthiere. Ausdrücke und Wortbildungen, wie *lustlächeln* (*ridere*), *Od. 6, 3*; das schon erwähnte *bakchenzen*, ebend. Vers 28; *Starkmut*, *Od. 10, 22*; das *Schirmhühl* der Platane, *Od. 11, 13* (eine Wortbildung, in der sich der Uebersetzer besonders gefällt, so *Schatungshühl* *Od. I, 12, 5*, *Baumhühl* *Od. I, 17, 22*); wie *Muttlotz*, *Od. 16, 17*; *zäher Lachmut* (*lentus risus*), *Od. 16, 27*; *Ruhmlauf*, ebend. Vers 29; ferner, wie *leise Nachtanbruchesflüster eröffern* (*lenes sub noctem susurros repetere*), *Od. I, 9, 19*; der *Leichtlingschwarm* (*levis turba*), *Od. I, 10, 19*; *ich bin schwank* statt *ich schwanke*, *bin ungewiß*, ob u. s. w., *Od. I, 12, 35*; „*da der Pöner oblag*“ statt *oblag* (*superante Poeno*), ebend. Vers 38; *widergastlich* st. *ungastlich*, der *ruchreiche Geisbock* (*olens maritus*) u. dgl., erinnern zwar an *audacia*, aber keinesweges an die *felix audacia*, die *Quintilian* an dem Horaz rühmt. Dem modernen, aber sicher ungeläuterten Geschmacke gehören auch die Namenverkümmelungen, wie *Tantal*, *Regul*, *Shaur*, *Paul*, *Aemil*, und gar *Romuln* (d. i. den *Romulus*, *Od. I, 12, 33*) an. Nicht weniger als diese seltsamen Wortbildungen und Verkümmelungen stoßen den Leser auch unpoetische und undeutliche Wortfügungen zurück, wie *Od. II, 2, 13 ff.*:

„*Grasser* schwillt, nachgiebig sich selbst, und *nie läßt* *Wassersucht* vom *Durst*, wenn ihr *Seuchengrundstoff* Nicht dem *Herzblut* wich“ u. s. w.

worin das, nicht einmal durch den Grundtext veranlaßte Hyperbaton eben so unangenehm auffällt, als die schiefe Uebersetzung von *nec fitim pellit*. Ebenfalls Vers 20: — „*warnt* das Volk auch — *Worte* zu brauchen — *Schief* von *Sinn*.“ (*Virtus*) *populorumque falsis dedocet uti Vocibus. Od. 9, 13*:

„Nicht aber, der drey Alter gelebt, der Greis
Weint alle Jar' aus seines Antilochus
Liebreiz.“

Od. 19, 29:

„Dich scheut' in Unschuld Kerberus wohlgeschmückt
Mit deinem Goldhorne.“
Te vidit insons Cerberus aureo
Cornu decorum.

Wer möchte, wenn er die so gestellten Worte der Uebersetzung liest, nicht glauben, Cerberus sey mit dem goldenen Horne des Bacchus geschmückt gewesen?

Wir könnten des Mißlungenen und Verfehlten selbst aus dem zweyten Buche, in dem wir uns außer den angeführten eine nicht geringe Zahl von Stellen angestrichen hatten, noch mehr hier mittheilen, wenn nicht schon das Gegebene hinreichte, um die auf zartem Rosapapier gut gedruckte Uebersetzung zu charakterisiren, und unser vorangeschicktes Urtheil zu begründen. Besser unstreitig würde die Arbeit gerathen seyn, wenn Hr. G. die Vorgänger gewissenhafter benutzt, und namentlich den sorgfältig wählenden und streng abwägenden Voss, aus dessen Uebersetzung sich indess einzelne ganz unveränderte Verse wieder finden, wie Od. I, 4, 4 u. 29 und sonst, bey der Wahl einzelner Ausdrücke mehr beachtet hätte.

Auch die hinzugefügten Anmerkungen geben dem Buche keinen höhern Werth. Sie sind sehr gewöhnlicher Art, und verbreiten sich meist über mythologische und historische Gegenstände. Manche alte, durch neuere Forschungen weggeräumte Irrthümer findet man hier wieder, und sie wollen sich auch auf dem Rosapapier nicht gut ausnehmen. So läßt Hr. G. die *bandusische* (oder, wie er schreibt, *blandusische*) Quelle getrost auf dem sabinischen Landgute des Dichters am Lucretilis sprudeln, und sich in die Digentia ergießen. Die *Epoden*, von denen in der Uebersetzung nur eine Auswahl gegeben ist, werden für eine nicht von dem Dichter selbst, sondern erst nach seinem Tode aus dem Nachlasse veranstaltete Sammlung ausgegeben, und *Epodos* bedeute sonach einen *Nachtrag*. Heut zu Tage bedarf es kaum noch eines Wortes zur Widerlegung dieser ganz ungegründeten, sich auf kein Zeugniß der Alten stützenden Meinung. Die richtige Ansicht gaben längst die Scholiasten im Einverständnisse mit den ältern Grammatikern *Hephaestion* (s. in der *Gesnerschen* Ausg. des Horat.), *Diomedes* (p. 482. P.) und *Victorinus* (p. 2501. P.). Ja, was noch mehr ist, Horaz selbst widerlegt ausdrücklich den Irrthum, welchen Hr. G. mit mehreren älteren Auslegern theilt, *Epist.* I, 19, 23

durch die Worte: *Parios ego primus iambos Ostendi Latio.*

In No. 2 giebt Hr. Rector *Arndt* seine Bemerkungen über vierzehn Stellen aus den Satiren mit großer Bescheidenheit, die um so mehr am rechten Orte ist, als die Bemerkungen zum Theil unbedeutend sind, zum Theil nichts Neues geben, was der Beachtung werth wäre, doch aber nicht zu verachten sind, weil sie manches Alte wieder zu Ehren bringen. Zuerst wird *Sat.* I, 1, 18 *Heindorfs* Interpunction *mutatis discedite partibus, eia; quid statis* mit Recht verworfen, und *eia* zu dem folgenden *Quid statis* gezogen. Eben so mit Recht wird *Dörings* *nolunt* Vers 19 statt *nolint* abgewiesen; „nam si legas nolunt, statuendum erit ἀνακόλουθον. Quod etiam si alibi ad ornatum orationis possit conferre, hic tamen, ubi argumentatione utitur poeta, haud aequae rectum videtur ac si iunxeris: Si quis Deus dicat — nolint. Nam argumentari h. l. poetam non solum illa formula, quae praecedit: Audi, quo rem deducam, sed etiam particula atqui, quae sequitur, satis indicat.“ Wenn aber *Sat.* I, 1, 29 die zur Genüge abgewiesene Lesart *Perfidus hic caupo, miles etc.*, aufs Neue vertheidigt wird, so zeigt Hr. A. deutlich, daß er die dagegen sprechenden Gründe nicht kennt. Wir verweisen ihn auf die ausführliche P. handlung dieser Stelle in *Seebodes* Krit. Bibl. 1830 Nr. 81. 82. S. 323—325. — Vers 36—42 wird die gewöhnliche Interpunction geschützt, und *quae* Vs. 36 mit *Heindorf* durch *at ea* erklärt. Vers 43 rath Hr. A. mit *Döring* zu schreiben *Quod, si comminuas, vilem etc.*, während *Jahn* *Quod si* edirt. Gewiß aber falsch wird mit *Döring* *Quod* durch *ideo hoc iuvat, quia, si comminuas* erklärt. Das Pronom. relativ. *Quod* macht hier so gut als Vs. 36 einen Einwurf, und steht für *at id.* Vers 49. 50 wird *Quid referat, intra naturae fines viventi* mit *Heindorf* gegen Aenderungen geschützt ohne neue Gründe. Mehr Beispiele für den Dativ bey *referat* konnte Hr. A. in *Huddimanni Instit.* T. II. p. 204 ed. *Stallb.* finden, die jedoch zu prüfen sind. Falsch ist jedenfalls das hinter *referat* gesetzte Komma. Ganz stimmen wir mit Hr. A. überein, wenn er Vers 64 (*Ut quidam memoratur Athenis*) nicht einen Römer verstehen will. Der darin liegende Witz wäre doch allzu versteckt. Entweder bezieht sich Horaz auf die Stelle einer griechischen Komödie, oder, worauf das *memoratur* hinweist, auf eine bekannte Anekdote von einem atheniensischen Sonderling. Vers 73 wird das Fragezeichen hinter *quem praebeat usum* geschützt.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) BERLIN, b. Reimer: *Die Oden des Quintus Horatius Flaccus*, deutsch und mit Anmerkungen. Vom Verfasser des deutschen Versbaues u. s. w.
- 2) LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Analecta Horatiana*, de Sermonum locis aliquot differens proponit C. Fr. Lud. Arndt etc.
- 3) RINTELN, b. Steuber: *Quaestionum Horatianarum Libellus primus etc. Libellus secundus*, ed. D. Wifs etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vers 88 — 91 wird nach kurzer Abweisung der mancherley Verbesserungs- und Erklärungs-Versuche behauptet, alle Verirrungen der Herausgg. seyen aus dem mißverstandenen *mercaris* hervorgegangen, welches hier nichts Anderes bedeuten könne, als *emas, pecunia mercari tentes*. Vrgl. *Od. IV, 12, 16. Plaut. Most. I, 8, 124*. Der Zusammenhang sey nun: „*Avarus homo, qui ipse argento post omnia ponit, miratur — neminem ipsi amorem praestare, quem ne pecunia quidem donisque sibi comparare studeat. At etiam si cognatorum animos; qui nullo labore sola naturae necessitudine ipsi possunt esse conciliati, pecunia muneribusque retinere et servare velit, tamen operam perdat ac nihil agat, tamquam qui asinum in curriculo ambulare doceat.* — *Sat. I, 3, 25 — 37*. Nach Angabe des Ideenganges kämpft Hr. A. gegen die neuerlich wieder von C. Passow angenommene Ansicht, wonach Horaz von Vs. 25 an sich selbst anreden soll. Wenn gleich auch wir der Meinung sind, daß der Dichter sich nicht sowohl selbst anrede, als sich vielmehr nur im Sinne habe, und auf seinen Charakter anspiele, so hätten wir doch in Hn. Arndts Argumenten mehr Schärfe und Gründlichkeit gewünscht. So wird unter Anderem aufgestellt, die Worte Vs. 33 *at tibi amicus* könnten nicht auf Mäcenas gedeutet werden, weil Mäcenas in der ganzen Satire nicht angedet werde. Las denn Hr. A. etwa nicht bis Vs. 63, wo es heißt: *qualem me saepe libenter Obtulerim tibi, Maece-nas?* Auch wundern wir uns, daß Vs. 25 *male lippus* statt *mala* geschrieben wird. — Gut gelungen ist die Behandlung der in grammatischer Hinsicht schwierigen Stelle *Sat. I, 3, 20. 21*:

*Nam ut ferulā caedas meritum maiora subire
Verbera, non vereor, quum dicas esse pares res etc.*

Man hat bekanntlich an der Formel *non vereor, ut*
J. A. L. Z. 1832. *Vierter-Band.*

Anstofs genommen, wo man *ne* erwartet. Heindorf und Döring nehmen zu einer Anakoluthie ihre Zuflucht; Bothe sucht durch Conjectur zu helfen; Jahn nimmt *non vereor, ut* affirmirend in dem Sinne: *Quum enim omnia peccata aequalia esse dicas et, te parva similiter ac magna puniturum esse, mineres, non dubium est, quin eum, qui multo maiore poena dignus sit, ferula tantum caedas*. Allein dieser Sinn ist dem Zusammenhange durchaus zuwider. Es werden demnach alle Constructionen der *verba metuendi* mit ihren Bedeutungen durchgegangen, und zuletzt gezeigt, daß man eben sowohl sagen könne *non vereor, ne* als *non vereor, ut*, doch mit dem Unterschiede, daß bey nachfolgendem *ne* der Nachdruck auf dem Verb. *vereor*, bey nachfolgendem *ut* auf der vorangehenden Negation *non* ruhe. Der Sinn unserer Stelle sey also: *Ut ferula caedas meritum maiora subire verbera, non vereor i. e., ut levius punias eum, qui maiora commiserit, non magnopere curo; de hac re nihil mihi timendum erit; non enim puto fieri posse*. Aehnlich faßt diese Stelle A. Grotendorf in seiner latein. Gramm. Thl. II. S. 453. 454, indem *vereri* als Gegenheil von *sperare* durch „mit Besorgniß glauben,“ und der davon abhängige Satz durch ein gedachtes *fore* erklärt wird. S. 13—18 spricht Hr. A. über die neuerlich vielfach behandelte Stelle *Sat. II, 2, 29*, und findet endlich in der schon von Cruquius gegebenen Erklärung völlige Beruhigung. Eine andere Ansicht dieser Stelle werden wir unten berühren. — S. 18 bis 20 werden einige Meinungen über den Zweck der 4ten Satire des 2ten Buchs bestritten, und angenommen: „*Horatium delicatioris hominum gulosorum, quibus tum Roma abundabat, et quorum luxuriam scriptores omnes severiores castigant, persringere voluisse*.“ Dieser Zweck ergebe sich besonders aus dem Anfange Vs. 3 ff. und dem Ende. In dem ungenannten Lehrer jener Küchenphilosophie soll indess nicht mit Heindorf Mäcenas verstanden werden, weil sich dieß nicht mit des Dichters Urbanität vertrage. — *Sat. II, 5, 59. 60* wird *Haberfeldts* allerdings sehr geistreiche Emendation verworfen, und in der Vulgate eine dem satirischen Tone sehr angemessene Verpottung der Seherkunst von Seiten des Tiresias angenommen. Sinn: *Aut eveniet, aut non eveniet, quae vaticinabor, hoc nihil ad me, Apollinis erit culpa, qui mihi divinare donat*.“ Dazu sollen die Worte eine beabsichtigte Dilogie enthalten, indem darin auch der Sinn liegen könne (?): *quid quid dicam non futurum esse, id non fiet, quidquid*

dicam, futurum esse, id fiet, welchen aus den Worten herausgefolgerten Sinn Turnebus und nach ihm Andere allein wahrnahmen. Richtiger faßte vielleicht Mitscherlich (*Racemat. Venus. Fasc. II. p. 9*) den Sinn dieser Stelle. Wem dieser aber auch nicht genügt, dem gefällt vielleicht die Stelle also interpungirt:

*O Laertiade, quidquid, dicam, aut erit aut non:
Divinare etenim magnus mihi donat Apollo.*

d. i. *dicam, quidquid aut erit aut non erit etc.* Diese Interpunction und Erklärung gab der für die Wissenschaft zu früh gestorbene C. Reifig in seinen Vorlesungen über lat. Grammatik, aus denen sie uns von einem Freunde mitgetheilt wurde. Ein ähnliches Hyperbaton ist *Sat. II, 1, 60: Quisquis erit vitae, scribam, color.* Vrgl. *Tibull. II, 3, 14: Quidquid erat medicae, vicerat, artis, Amor.* Freylich wird es in der ersten Stelle Niemand einfallen, *Quisquis mit scribam*, oder in der zweyten *Quidquid mit vicerat* zu verbinden, weil das dazu gehörige *Verbum erat und erit* gleich hinter dem Pronomen steht, was in der besprochenen Stelle nicht der Fall ist, wo die Stellung der Worte jeden Leser, wie auch die Erfahrung gelehrt hat, in Verführung führt, *Quidquid dicam* zu verbinden. Doch läßt sich vielleicht zur Entschuldigung des Dichters anführen, daß wir hier ein Geprüch haben, wo zum richtigen Verständniß so manches der Betonung überlassen bleibt. Wenn ferner Horaz auf *quidquid* den Nachdruck legen, und es deshalb voranstellen wollte, so konnte des Verses wegen *dicam* keinen anderen Platz einnehmen, als den es gerade hat. — Zuletzt wird noch aus *Plutarch. Quaest. Conv. I, 3* gegen Döring gezeigt, daß die von Wieland und Heindorf nach *Salmasius* angegebene Ordnung der Gäste bey dem Gastmahle des Nasidienus *Sat. II, 8, 20 ff.* die richtige sey.

No. 3 behandelt ebenfalls mehrere Stellen aus den Satiren, doch mit wenig Glück. Ganz verfehlt ist die Behandlung der ersten Stelle *Sat. I, 1, 108*. Nachdem Hr. *Wifs* den Ideengang der Satire angedeutet, stellt er folgende demselben einzig gemäße Lesung und Interpunction fest: *Illuc, unde abii, redeo: nemo ut avarus se probet, ac potius laudet diversa sequentes etc.* Der Hiatus in *nemo ut* wird gerechtfertigt durch andere Stellen unseres Dichters, z. B. *Sat. I, 9, 38. II, 2, 28; 3, 137*. Nachdem die Unstatthaftigkeit der übrigen Lesarten und der entweder sprachwidrigen, oder sinnstörenden Erklärungen, wenn auch nicht eben mit schlagenden Gründen, nachgewiesen ist, giebt Hr. *W.* folgende Uebersetzung der Stelle: „wie kein Habfüchtiger mit seinem Schicksale zufrieden seyn kann, sondern vielmehr Anderer Lage preißt, und, weil eine fremde Ziege ein volleres Euter trägt, vergehen möchte, und er sich nicht mit der grösseren Menge der Aermeren vergleicht: so steht seinem Trachten nach grösserem Reichthume immer wieder ein Reicherer entgegen.“ So sehr wir mit Hr. *W.* hinsichtlich der aufzunehmenden Lesart *nemo ut* einverstanden sind, der wir nur etwa die des ältesten *blandin. Codex*

qui nemo ut vorziehen möchten, wo wir jedoch *qui?* als für sich bestehende Frage nehmen, wodurch auf das Folgende aufmerksamer gemacht wird, wie *Sat. I, 3, 128* (f. *Th. Schmid* in seiner Ausg. der *Epp. T. II. p. 303*): so wenig können wir doch die Auffassung des Ganzen und Interpunction des Folgenden billigen. Welch' ein absurder Sinn würde aus der Erklärung von *ut* durch *quomodo, quemadmodum* und der Beziehung auf das Vs. 113 folgende *sic* hervorgehen! Was soll man sich dabey denken: *Wie* kein Habfüchtiger mit seinem Schicksale zufrieden seyn kann, so steht seinem Trachten immer ein Reicherer entgegen (!). Nein, nach *laboret* Vs. 112 muß ein Punkt stehen, und der einfache Sinn ist: Dahin komm' ich zurück, wovon ich ausging, daß (nämlich) kein Habfüchtiger mit seinem Loos zufrieden lebt u. s. w. *Sic festinanti* ist eng zu verbinden, wie dieß *Hirchner*, der nur *nemone ut* nicht hätte aufnehmen sollen, gethan hat. Richtig erkannt ist der Sinn dieser Stelle schon von *W. Lange* in seiner *Commentatio de Sententiarum nexu et locis difficil. Hor. Sat. I, 1*. Halle 1828, und früher von *Wachsmuth* im *Alphenäum B. 1. H. 2. S. 305*; vrgl. *Obbarius in Seebod. N. Arch. 1830. Nr. 58. S. 465 ff.* — *Cap. I. S. 7—9* wird die Stelle *Sat. I, 6, 75: Ibant octonis referentes Idibus aera* beleuchtet. Von den drey Erklärungen, wonach *refer. idib. aera* entweder vom *Schulgelde*, welches die Knaben dem *Flavius* brachten, oder von *Zinsen*, welche sie eintrieben und nach Hause trugen, oder von *Zinsenberechnungen*, die sie in die Schule brachten, verstanden wird, war in der That nur die letzte, auch von *Heindorf* gegebene, noch beachtenswerth. Hr. *W.* gab sich indess die Mühe, auch die anderen beiden zu widerlegen. Bey *Heindorf's* Erklärung war ihm mit Recht die Verbindung *idibus aera*, d. i. die für die *Idus* ausgerechneten *Zinsen*, anknüpfend; weil der *Dativ* auch durch die von *Heindorf* angeführte Stelle *Sat. I, 5, 6*, wo er ja von dem *Adjectiv gravis* abhängt, nicht gerechtfertigt ist. Auch seyen *aera* nicht f. v. a. *aera computata s. exempla arithmetica a pueris solvenda*. Daher müsse man *referre* in der besonderen Bedeutung verstehen *de iis, qui pecuniam acceptam in tabulas inscribunt*; vrgl. *Cic. ad Div. 5, 20 = in die Rechnungsbücher eintragen. Cic. Att. 7, 3. Phil. 1, 8*, wofür man sonst sage *acceptum referre*. „*Hac vero re,*“ schließt Hr. *W.*, „*illius disciplinae ratio et finis notatur, qua pueri in ludo usuras idibus solvendas consignare adeoque, quod huic labori nexum est, computare discerant.*“ Recht gut; wenn nur für die Erklärung von *idibus* besser gesorgt wäre, welches Hr. *W.*, mit sich selbst im Widerspruche, von *aera* abhängig macht. Oder soll *idibus* der *Ablativ* seyn? Dann möchte man eben so zweifeln, ob *idibus aera* bedeuten könne *usurae idibus solvendae*. Richtig erkannte Hr. *W.* nur, daß *referre* hier ein Rechnungs Ausdruck sey; davon aber ist der *Dativ idibus* abhängig, also: *sie berechneten die Zinsen für die Idus*. Es bleibt noch übrig, *octonae* zu erklären. Wenn Hr.

W. sagt: „*idus octonas dici, quia nonis et idibus octo dies intercedunt, notum est*“: so müssen wir dagegen bemerken, daß dieß wohl niemand wußte, bevor *Lambin* in seiner Verlegenheit diese ganz grundlose Behauptung aufstellte, und dadurch den *idibus* ein völlig müßiges Epitheton beylegte. *Octonis idibus* heißt nichts weiter, als: für acht *Idus*, d. i. weil die Zinsen an den *Idus* bezahlt wurden, für acht Monate. *Horaz*, der alles so gern individualisirt, giebt uns also hier ein Beyspiel von Aufgaben, wie sie der gute *Flavius* seinen Schülern zum Rechnen vorlegte. Daß *Idibus oct.* zu *referentes* gehört, zeigt schon die Stellung. — *Cap. III* soll *Sat. II, 2, 29* durch folgende Conjectur: *Carne tamen, quamvis distat nihil hanc, magis illa*, hergestellt werden. Sinn: *tamen, quamvis (pavo) distat nihil carne (excellit), (suppletur ex versu proxime antecedente laudas) laudas magis hanc (carnem pavonis), illa (quam illam carnem gallinae)*. *Patet (igitur), te deceptum (esse) formis imparibus i. e. plumis versicoloribus*. Abgesehen davon, daß *formis imp.* schwerlich durch *plumis versicoloribus* erklärt werden kann, halten wir jede Aenderung für unnöthig, so bald man die Erklärung so faßt, wie in der *Jen. A. L. Z. 1827. Nr. 32. S. 251* geschehen ist, oder wie *Jahn*, der auch den, *Hn. W.* anstößigen, Gebrauch von *hic — ille* nachweist. — *Cap. IV* endlich wird eine neue Erklärung der Worte *Sat. II, 3, 72: Quum rapies in ius malis ridentem alienis* gegeben. *Malae alienae = vultus abhorrens a consilio pecuniae reddendae*. Der Schuldner soll also so lachen, daß seine Miene zeigt, wie wenig er geneigt sey, das Geld zurückzuzahlen, weshalb ihn der Gläubiger vor Gericht zieht. Auch über diese Stelle war das Richtige schon erkannt, nachdem *Mitscherlich (Racemat. Venusin. Fasc. I. S. 6)* *Lambins* Erklärung, *non ex animo ridentem, vultu invito (Od. III, 11, 21)*, mit Beziehung auf das homerische *γναρμοῖσι γελοίων ἀλλοτρίοισι, Odyss. XX, 346*, mehr ins Licht gestellt und begründet hat.

In dem 2ten *Libellus* werden in sieben Capiteln Stellen aus den Oden behandelt. Die erste ist *Od. II, 20, 5—7*, über welche wir bereits oben unsere Meinung gesagt haben. — *Cap. II* enthält eine Art Schutzschrift für *Horaz* wegen *Od. III, 3*, worin man Einheit des Plans vermißt hat. Diese Einheit findet *Hr. W.* in dem Gedichte, indem er das „*argumentum primarium*“ *non in laude viri iusti propositique tenacis, sed in fati imperii Rom. sollempniter declarandis, cuius felicitas a iustitia et fortitudine strenue colenda pendeat*“, zu finden meint. „*Has virtutes noster ab initio, velut argumento primario praeludens, extollit ad versum usque 15, ita ut, quae digressio habetur, ipsum propositum primarium habeatur*.“ — *Cap. III* werden die beiden gangbaren Erklärungen der Worte *Od. III, 24, 18: Privignis mulier temperat innocens*, da sie entweder *de muliere innocente privignis pocula miscente*, oder *de muliere, privignis parcente* verstanden worden, verworfen, und *innocens* als *Objectisaccusativ* zu *tem-*

perare genommen, wie *Od. I, 17, 21 innocentia pocula*. Vrgl. *Plin. H. N. 20, 4: opium innocens; ib. 33, 1 vinum innocens*. Also *temperat — miscet, parat privignis potum innocens, innocuum, neque potum perniciosum*. — *Cap. V* sucht die Aechtheit der vielfach, zuletzt noch von *Buttmann* (*Mythologie Thl. II. S. 364*) angefochtenen und verdammten Stelle *Od. IV, 4, 17—19 quibus — distuli*, zu vertheidigen. Der *Vf.* gesteht zu, daß, wie passend auch die Erwähnung der feindlichen Waffen sey, die ja im Triumphe mit einhergetragen wurden, dennoch die Art der Erwähnung mit dem erhabenen Tone des Gedichtes nicht zu vereinigen sey. Daraus, bemerkt *Hr. W.* ganz richtig, folge indess nicht, daß man die Verse dem *Horaz* absprechen müsse, weil ja auch ein *Homier* schlafe. Uebrigens müsse man so interponiren: „*quibus mos unde, deductus per omne tempus, dextras Amazonia securi obarmet, quaerere distuli*, d. i. ich will jetzt nicht untersuchen, woher ihnen die Sitte, welche sich durch alle Zeiten fortgepflanzt hat, die rechten Hände mit Amazonen-Beilen bewaffnet“ *Deducere* soll zugleich zu *unde* und zu *per omne tempus* bezogen werden. — Eine nicht weniger angefochtene Stelle nimmt *Cap. V* in Schutz, nämlich *Od. IV, 8, 17: Non incendia Carthaginis impiae*, gegen welchen Vers eben so sehr die Geschichte, in sofern *Horaz* die Besiegung *Hannibals* und die Einäscherung *Carthagos* demselben älteren *Scipio* beyzulegen scheint, als die horazische *Metrik* schreyt. — Die vernachlässigte *Cäsur* nach dem ersten *Choriambus Non incendia Car* — entschuldigt *Hr. W.* theils durch *Od. II, 12, 25: Dum flagrantia de||torquet ad oscula*, theils damit, daß dieselbe hier leichter vernachlässigt werden konnte, weil das Wort *Carthago* ein zusammengesetztes sey (*cartha* phönicißch = *nova, hothad = civitas*, *f. Solin. c. 27*). Außerdem habe *Horaz* diese *Cäsur* überhaupt nicht rein gehalten, was aus den häufigen *Elisionen* nach dem ersten *Choriambus* hervorgehe, z. B. *Od. I, 3, 36; 15, 18; 21, 13; 24, 14 u. f. w.* Wenn demnach der Vers in metrischer Hinsicht gerechtfertigt erschiene, so möchte man nur richtig construiren: *non fugae celeres et minae Hannibalis reiectae retrorsum, non incendia Carthaginis impiae clarius indicant laudes, quam Pierides Calabriae, eius, qui rediit, lucratus nomen ab Africa domita*. — *Hr. W.* fühlte wohl selbst das Unbehülfliche und Gezwungene dieser Construction; deshalb giebt er eine zweyte Aushülfe, die sicher Allen genügen würde. Nach Aufzählung aller der *Niederlagen* und *Verluste*, die *Scipio* d. Aelt. selbst durch *Brände* den *Carthagern* zugefügt hat, sagt *Hr. W.*: „*incendia Carthaginis tantum abest, ut Scipioni minori debeantur, ut major primarius verusque urbis aemulae domitor everisque habendus sit*.“ Diese *Auskußt* läßt sich allerdings eher hören; doch möchten wir der von *Fea* aufgestellten, der vorzüglich den *Pluralis incendia* urgirt, den Vorzug geben. — *Cap. VI. Epod. I, 5* soll in den Worten *Quid nos, quibus, te, vita, si superstite, Iucunda; ß*

contra, gravis? das erste *si* erklärt werden, wie andere Conjunctionen, die mit dem Ablat. absolut. verbunden werden, z. B. *quamvis* (??). Um indess die gar zu arge Synchysis ein wenig zu mildern, soll man lieber statt *si* die alte Lesart *sit* zurückführen. Uns scheint auf diese Weise die Correctur eines Abschreibers an die Stelle der zwar schwierigen, aber ächten Lesart gesetzt. Man darf nur nicht mit Hn. *W.* zu *si* das Verbum *agitur* ergänzen wollen, son-

dern *vivitur*, was sich aus *vita* leicht darbietet. Endlich *Cap. VII* werden Vs 19—22 desselben Gedichtes besprochen; *praesentibus* Vs. 22, was man bisher und wie es scheint, mit allem Rechte, für den Dativus (*sc. pullis*) hielt, soll als Ablativ. absolut. mit Ergänzung von *serpentibus* genommen werden. Auch möchte Hr. *W.* statt *adfit* Vers 21 *adfint* lesen.

F. E. T. d. H.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. Freiburg, in der Universitätsbuchhandlung d. Gebrüder Groos: *Beobachtungen über die Nerven und das Blut in ihrem gesunden und kranken Zustande.* von Dr. Carl Heinrich Baumgärtner, Hofrath, Professor in Freiburg u. s. w. Mit zwölf Steintafeln. 1830. VIII und 288 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Um autoptische Aufklärung über die Vorgänge im Capillargefäßsysteme zu erlangen, unternahm der treffliche Vf. mikroskopische Untersuchungen über die Entwicklung des Flußkrebse, der Forelle (deren Eyer nach ihm durchs Einfrieren nicht leicht zu Grunde gehen, wohl aber schon durch eine mäßige Wärme, z. B. der Hand), des Frosches, der Kröte, des Wasserfalamanders, der Eidechlen u. Schlangen, der Vögel im Ey. Die 12 Steintafeln in Octav sind bestimmt, das Gesehene zu veranschaulichen. Das zuerst Wahrnehmbare nach stattgehabter Befruchtung ist eine Bewegung der Dotterkugeln in einem Theile des Dotters oder auch im ganzen Dotter; durch größere Ansammlung der Kugeln an einem Punkte bildet sich die Narbe (die indess bekanntlich auch schon vor der Befruchtung zugegen seyn kann). Das sogenannte Schleimblatt entsteht durch eine nachfolgende Anlegung einer neuen Schicht von Dotterkugeln an die innere Fläche des zuerst entstehenden serösen Blattes. An der Oberfläche der Narbe entstehen durch Einkerbungen, welche im Verlaufe der Entwicklung bey den verschiedenen Thieren hinsichtlich der Richtung und Mannichfaltigkeit auf normale Weise abändern, sehr verschiedene Gestaltungen, bis sich als nächste bleibende Formbildung das Rückenmark und Gehirn, oder bey den wirbellosen Thieren der Ganglienstrang darstellt, geraume Zeit vor der Bildung aller anderen Organe, so wie des Blutes. Gehirn und Rückenmark oder Ganglienstrang sind aber in dieser frühen Periode erst formell aus den Dotterkugeln gebildet; Nervenmark ist noch nicht vorhanden. Unrichtig halt *Buer* diese ersten Bildungen für Hüllen des Gehirns und Rückenmarks, von denen die letzten Organe in die gebildeten Höhlen hinein seccernirt würden. Gehirn und Rückenmark erscheinen in der ersten Bildung paarig, nicht röhrig. Die Nerven entstehen wahrscheinlich erst nach der formellen Bildung der Centraltheile. Die Dotterblase gehört zu den sensibeln Organen; sie besitzt wahrscheinlich Nervenmasse. Nervenmasse und Blut scheinen gleichzeitig zu entstehen. Das Blut selbst ist aber Anfangs nichts als Dotterkugeln, welche verschiedene Bildungsstadien bis zum vollkommenen Blutkugeln durchlaufen, und durch ihre Bewegung gegen die Centraltheile des Körpers Rinne-Blutgefäße bilden. Die Bewegung der Blutkugeln, also auch die Bildung der Gefäße, steht unter dem Einflusse der Nervensubstanz. Unstatthaft ist es, die Entstehung des Gefäßsystemes von einem zwischen Schleimblatt und serösem Blatt befindlichen Blatte abzuleiten. — Auf diese Resultate seiner mikroskopischen Untersuchung ge-

stützt, untersucht dann der Vf. von S. 89—171 den Einfluß der Nerven auf die Blutbewegung. Die Bewegung des Herzens und der Gefäße; eine mechanische Ursache überhaupt sey zur Erklärung der Blutbewegung unzureichend, und sogar die selbstthätige Bewegung der Blutkugeln reiche dazu nicht aus; man müsse den Nerven eine Anziehungskraft auf die Blutkugeln zuschreiben. „Die Anziehungskraft der Nerven auf das Blut kann nur dadurch bedingt seyn, daß nicht allein in den Nerven, sondern auch in dem Blute gewisse Eigenschaften liegen, wodurch jene Erscheinung hervorgebracht wird, denn auf alle Körper möchten die Nerven wohl schwerlich den erwähnten Einfluß äußern. In dieser Beziehung kann man wohl dem Blute eine Kraft oder Eigenschaft beymessen, wodurch es zu seiner Bewegung beytägt; gegenüber dem Nervensysteme erscheint das Blut aber immer nur als der passive Theil, als das Bewegte, was schon daraus nothwendig folgen muß, daß die Nerven der feste Theil sind, das Blut aber der bewegliche, und daher von den Nerven aus dem Blute die Richtung angewiesen wird, in welcher es zu strömen hat. Der überwiegende Einfluß, den das Gehirn und Rückenmark in der Bildungsgeschichte aller Thiere auf die Bildung des übrigen Körpers des Embryos zeigen, spricht auch dafür, daß in ihnen vorzüglich die Bildungskraft concentrirt und das erst später entstehende Blut ihnen untergeordnet sey. Meine Ansicht unterscheidet sich also von derjenigen, die in das Blut selbst die Hauptkraft der Bewegung legt, aber einen gewissen Einfluß dem Nervensysteme zugestehet, dadurch, daß ich den Einfluß des Nervensystems nicht etwa dahin beschränke, daß es zur richtigen Beschaffenheit der chemischen Verhältnisse der Blutmasse beytrage, und dadurch auch zur Blutbewegung nothwendig sey, sondern, daß ich dem Nervensystem eine Kraft zuschreibe, die sich unmittelbar durch Bewegung der Blutkugeln äußert.“ (S. 161.) Ausser der Attractionskraft auf die Blutkugeln müsse aber den Nerven auch eine Repulsionskraft derselben zugeschrieben werden, welche indess von der ersten überwogen wird. Von S. 171—200 folgt die Nachweisung des Nerveneinflusses auf die Verdauung und Blutbereitung, auf die Erhaltung der Blutmischung, auf die Wärmebildung, auf die Absonderung und die Ernährung.

Die aufgestellten physiologischen Grundsätze sucht der Vf. im zweyten oder pathologischen Theile auf Fieber, Entzündung, seröse Entzündung, Hautausschläge, krankhafte Absonderungen, krankhafte Ernährung, Nervenkrankheiten, überhaupt auf Pathogenie, in Anwendung zu bringen; im dritten oder therapeutischen Theile aber sucht er ihre Gültigkeit und ihren Werth auch noch für die Therapeutik der Nerven und des Blutes darzuthun.

Die Verlagshandlung hat die sehr beachtenswerthe Schrift auf das Beste ausgestattet.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

N O V E M B E R 1 8 3 2.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

Taschenbücher und Almanache.

BERLIN: *Berliner Kalendar auf das Schaltjahr 1832.* Mit Kupfern. Herausgegeben von der kön. preussl. Kalenderdeputation. 394, 104 u. 78 S. *Derselbe auf das Gemeinjahr 1833.* Mit Kupfern. 220, 175, 106 u. 79 S. 12.

Gemeinnützig durch Postcoure und Genealogieen, dem Auge wohlgefällig durch gute Kupferstiche, welche griechische Landschaften und Gegenden aus der preussischen Monarchie darstellen, belehrend durch die *Geschichte des griechischen Befreyungskrieges*, von *Mano*, einem geborenen Griechen, und den sich in 2ten Kalender daran schliessenden Lebensabriss von *Johann Graf von Capo d'Istrias*, von *Friedrich Buchholz*, der bey manchen bedeutenden Vorzügen nicht ganz frey von Einseitigkeit ist, und endlich unterhaltend durch zwey Erzählungen, *die Steinhohlengruben* von *L. Hellstab*, und *die Reise nach Italien* von *Johanna Schopenhauer*.

Die erste Erzählung preßt das Herz zusammen, aber aus dem Krampfe entsteht neue Lebenskraft; die Liebe siegt über taubes Gestein und giftigen Schwaden, und da, wo sie nicht erretten kann, mildert sie den Schrey des Schmerzes zum Seufzer der Wehmuth. Da man annehmen darf, daß die Mehrzahl der Leser unkundig in den Bergwerkswissenschaften ist, so hätte der Vf. auf solche Rücksicht nehmen, und die bergmännischen Gegenstände und Ausdrücke mehr verständlichen sollen.

Eine Vertauschung von Kindern erhält in der *Reise nach Italien* durch den angenehmen Conversationston und scharfsinnige Bemerkungen, sowie Darstellungen über und von gefelligen Formen, den Reiz der Neuheit und Glauben an die Wahrscheinlichkeit gewisser Ereignisse.

Die *Madü Maränen*, von *Karl Streckfuss*, ein gereimter Schwank, zeigt den Teufel einmal wieder als einen dummen und geprellten.

Der Kalender für 1833 empfiehlt sich hinlänglich ohne solche poetische Zugabe, die schwerlich Jemand vermissen wird. Das Aeußere beider Jahrgänge ist höchst geschmackvoll. *Vir.*

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1833.* Mit 7 Stahlstichen. XX u. 367 S. 12. (2 Thlr.)

Würdig und edel schaut uns Dannekers wohlgetroffenes Bild auf dem Titelkupfer entgegen, das *J. A. L. Z.* 1832. *Vierter Band.*

bloß rückfichtlich des heiteren Wohlwollens den Ausdruck des Originals nicht völlig erreicht. Auch die folgenden Stiche sind auserlesen; nur die Fregatte, als ein zu gleichgültiger Gegenstand in der Wahl der Zeichnungen, ist nicht ganz zu loben.

Die vier Erzählungen, welche den Inhalt ausmachen, sind vielleicht nicht das Beste, was ihre Schöpfer leisten können, aber dennoch gut, und verglichen mit den gewöhnlichen Dutzendfabricaten der Taschenbücher, wahrhaft vortrefflich. *Wilhelmine, eine Erzählung in Briefen*, hält an Frische der Darstellung aus, aber der Schluss stimmt nicht zum Anfang; das anmuthige Naturkind lernt bald vernünfteln und dociren, und gar zu spitzfindig über ihre Gefühle klügeln. Entweder mußte sie unbefangen ihrem Herzen folgen, ohne viel zu überlegen, ob dieß auch das Rechte sey, oder die Geschichte mußte tragisch enden. — Ist man schon mit der Composition dieser Erzählung nicht ganz zufrieden, wie viel weniger kann man es mit der von *Idus*, Novelle von *Posgaru*, seyn, welche köstliche Perlen, Betrachtungen über Polens Schicksal, die Stellung Deutschlands zu dem übrigen Europa, auf einen gemeinen Romanenstoff sückt, ein Gewebe, gleich zu durchschauen, und in der Art; wie die Kinder ihren schwachen Vater hänseln, allenfalls modisch, aber wahrlich nicht tüchtig und dauerhaft. — *Die Ahnenprobe*, Novelle von *Ludwig Tieck*, bewährt den Meister, in dem, was ihm Ahnenprobe ist, der seltenste Stammbaum, und doch nicht stiftsfähig. Mehr zu verrathen, hiesse das Vergnügen des Lesers schmälern, der aus der Novelle erfahre, wie der ächte Dichter nicht Gold und Würden auf seine Lieblinge zu häufen braucht, um sie reich auszustatten, reicher als gewisse Romanenschreiber, die ungeheure Summen an ihre Helden vergeuden, gleich jenem Bildhauer, der seine Statuen reich machte, weil ers nicht vermochte, sie schön darzustellen. — *Der bleiche Ritter.* Erzählung von *A. Oehlenschläger*. Dieser abtrünnige Templer hat zu schwer an seinen Gewissensbissen zu tragen, unbewußt an Molays Hinrichtung mit Schuld zu seyn, er muß zu schwer an dem Sarg schleppen, den er mit sich herumführt, als daß wir mit harten Rügen den armen Gepeinigten noch belästigen möchten. Nur die leichte Erinnerung sey vergönnt, daß die Anklänge aus alten nordischen Balladen nicht ganz harmonisch in eine Geschichte klingen, die, wenn sie auch in Dänemark erzählt wird, doch im Süden von Europa sich zutrug, und von dort auf das, was in Seeland geschah, einwirkte. Die Scenery ist vortrefflich ausgemalt, die

Empfindung wahr und innig, der Schluß nothwendig, und bey aller Herbe fühnd, so dafs man die Erzählung, sowie das Taschenbuch, ohne einen bitteren Nachgeschmack endigen kann, und gewifs mit dem Inhalt zufrieden seyn wird.

Vir.

DRESDEN u. PIRNA, b. Frieße: *Hebe*. Eine poetisch-musikalische Toilettengabe, mit novellistischen und dramatischen Beyträgen, Gedichten, Rätheln, musikalischen Compositionen, Tanzturen und Mustern zum Sticken, von Fr. Kind, Th. Hell, Krug von Nidda, Caroline Leonhardt, Hohlfeldt, R. Roos, A. Peters, W. Kuhn, H. Meiner, A. Prölls, Ludwig, Winter, Ziehnert u. s. w., und von Gustav Pr. v. W., J. Otto, C. Erfurt, B. Meyer, R. Noch, H. Petschke, A. Weifs, E. Hering, G. Tschütter und F. Hüntzen. Mit einem Kupfer nach Bagnacavallo von Schule gestochen, einem Steindruck von W. Baisch lithographirt und 12 von J. Glänzner gravirten Devisen. 1832. IV, 164, 38 u. 6 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der fast überlange Titel ist auf dem ersten, aus feinem Doppeldruck bestehenden Blatte so fauber und in so ebenmäßiger Vertheilung und Verkleinerung der Zeilen lithographirt, und der Umschlag des Büchleins stellt eine so zarte Copie von Canova's berühmter *Hebe* zu Venedig (gezeichnet von Zieger, gestochen von A. Schule) dar, dafs schon beym ersten Anblick dieses neuen Toilettengeschenkes das Auge bestochen wird. Eben so lobenswerth ist das erste Kupfer, welches diese Gabe ziert: *Madonna des Bagnacavallo*, aus der Dresdner Gallerie, und überhaupt höchst zierlich Druck und Papier des ganzen Buches. Für Mannichfaltigkeit des Inhaltes ist nicht minder gesorgt, und wir dürfen hinzufügen, dafs vieles Werthvolle sich hier vereint findet. Wenn gleich die sonst gut erzählte Novelle *Leo* von Caroline Leonhardt einen etwas sehr abentheuerlichen Ausgang hat, indem hier ein unglücklich Liebender zu einem neuen Messias wird, und sein Leben in Wahnsinn endet: so ist doch manche Scene mit lebendigen Farben ausgemalt und anmuthig der Phantasie vorgeführt. Was H. Meynert's in drey Gefänge ausgesponnenem *Aiborn* hie und da an poetischem Geiste fehlt, das ersetzt reichlich durch liebliche Naivetät und fließenden Dialog Friedrich Kind's versificirtes Idyll: *das Mündel auf dem Lande*; nach Hebel's und seiner Nichte Bilde, gemalt von Carl Agricola, auf Stein gezeichnet von T. Hurter. Dieß sind die drey größeren Aufsätze, welche den poetischen Theil des Buches ausmachen; ihm folgen kleinere Gedichte verschiedenes Gehaltes, unter denen sich die von Hohlfeldt, Kind, Kuhn, Lina und Rosen besonders auszeichnen. *Krug von Nidda* hat einige, vorher in Handschrift eingereichte Strophen an den Kronprinz von Preußen abdrucken lassen, „*Memlebens Kaiserbilder*“ überschrieben, in welchen er ihn auffodert, das deutsche Ritterhaus zu

Marienburg und andere vaterländische Monumente herzustellen. Die Absicht scheint uns lobenswerther als die ziemlich gemeine Poesie, durch welche der Vf. jene zu erreichen sucht. Der Schluß des Gedichtes lautet:

Doch auch dem Sängermunde, der unser Mißgeschick
In diesen schlichten Reimen enthüllte deinem Blick,
Laß — königlicher Ritter! — willst du uns huldig seyn,
Vergebung seiner Kühnheit und Nachsicht angedeihn!
Soult — (möchten wir hinzufügen) — macht er nochmals
mils dir durch seine Verse Pein.

Der letzte Abschnitt dieses poetischen Theils, mit der Aufschrift *Sphinx*, enthält eine Sammlung von Rätheln, Charaden und Logogriphen (nicht *Logogryphen*) von Fr. Kind, Winter, A. Ziehnert, Grossmann und Widar Ziehnert, sowie auch einige aus dem Nachlasse des am 30 Jan. 1830 in Stuttgart verstorbenen HR. Haug. Wir fürchten, die meisten werden den Lesern zu künstlich seyn, und die Neckerey des S. 164 auftretenden Oedipus, welcher erst wieder auf einen Schlüssel hinzeigt, womit man endlich zu den inneren Pforten des Geheimnisses gelangt, wird mit Mißbehagen abgewiesen werden. — Hierauf folgen, als zweyter Haupttheil des Buches, *Spenden der Tonkunst*, für jeden Monat im Jahr Eine, mit 12 von L. Glänzner in Stein gravirten zierlichen Vignetten. Als gelungen sind zu nennen: *das Mädchen an die Hoffnung*, *das Notturmo*, *der Valse d'amour* und *das Adagio con espressione*. Der Faßnachtswalzer und Ermunterungswalzer sind durch ihre Gleichförmigkeit in den Ideen, Rhythmen und Uebertragungen so zusammenhängend, wie Schall und Echo, und scheinen deshalb ein Ganzes zu seyn. Dann III. *Neue Tanzturen*, erfunden und ziemlich deutlich erklärt von G. Tschütter, Lehrer der Tanzkunst in Dresden. In der Ecoffaise soll die erste Dame sich erst zwischen das dritte Paar stellen, bevor der Tanz beginnt. Das streitet gegen die Regel. Jeder Tänzer darf nur mit Begleitung der Musik seinen Platz verlassen, und bis zum Anfange des Tanzes muß in der Ecoff. die erste Dame an der rechten Seite der zweyten stehen bleiben. Das mag Hr. Tschütter auch wohl selbst fühlen, weil er nicht vermochte, zu dem Wechsel der Plätze eine besondere Figur zu zeichnen, und die dazu erforderlichen Tacte zu bestimmen, ohne den Tanz gleich beym Anfange zu verwirren. Bey der Wiederholung ist der Anfang der ersten Tour mit dieser Schwierigkeit freylich nicht mehr verbunden. — Die Contre-Ecoffaise ist *à la Figaro* gesetzt und eben so leicht und einfach, wie diese; nur sollte der Anfang auch in der Mitte gemacht werden, um Zeit zu ersparen, und die Tanzenden nicht ganz zu erschöpfen. — In der Quadrille sind bey jeder Wiederholung alle Touren verändert. Es ist jedoch eine strenge Regel, dafs bey jeder Wiederholung der Quadrille nur die ersten Touren verändert werden dürfen; alle übrigen müssen bleiben, wie sie sind, weil sie als Refrain dienen. Werden bey jeder Wiederholung alle Touren verändert, so hört die Quadrille auf, eine Quadrille zu seyn, und wird Contretanz, der keiner

Refrain haben darf. Eben *dadurch* unterscheiden sich beide Tänze von einander, was Hr. *Tschütter*, als ein sonst talentvoller Künstler, hätte bedenken sollen. — Im Contretanze, *la Gaieté*, Fig. I, wird ein *demi balancé* (und dazu 2 Tacte) vorgeschrieben; aber ein solches giebt es nicht. Fig. III. Bey der *Chaine des Dames* ist in der *Orchésographie* gefehlt, weil beide Herren, der erste und dritte, von dieser Tour ausgeschlossen sind. In Fig. IVb wird die *Chaine* eine *Chaine anglaise* genannt, da sie doch eine *Chaine en quatre* ist. Eine *Chaine anglaise* kann sie nur *dann* genannt werden, wenn, wie in der *Anglaise* und *Ecoffaise*, beide Damen *neben* einander, den Herren gegenüber, stehen. Dann giebt jeder Herr beym Begegnen zuerst der ihm gegenüberstehenden *Dame* die rechte, und hierauf dem anderen *Herrn* die linke Hand. In der *Chaine en quatre* aber, wo jeder Herr eine Dame *neben* sich stehen hat, giebt er *nur den Damen* die Hände, ohne mit dem anderen Herrn im Mindesten in Berührung zu kommen; eine Regel, welche jeder Tänzer wissen muß, um jede *Chaine* richtig zu benennen. Uebrigens sind die Touren einfach, aber gut gewählt. — Den Schluss des Buches machen IV. *Muster zum Weißficken und zum Blondiren oder Stopfen in Spitzengrund (Tüll)*, mitgetheilt von *Fanny Hünten*. Diese Muster sind größtentheils auf farbiges Papier gedruckt, um sie der Stickereney sogleich unterheften zu können: wofür die Damen leicht mehr, als für die kaum nöthige Belehrung über die zweckmäßige Verwendung eines jeden, der geschickten Vff. danken werden.

L. M.

ISERLOHN, b. Langewiesche: *Lies mich!* Ein Taschenbuch für gefellige Unterhaltung. *Jahrgang* 1833. Mit Beyträgen von *E. Karoli, Teutonium Acerbus, Jan Pol, Giovanni Puteolano, H. G. Hiorte, W. Jemand, Carl Laurens* und *Franz Horn*. 330 S. 12. (1 Thlr. 8 gr.)

Unter den *profaischen* Aufsätzen dieses zierlichen Taschenbuches halten wir den ersten: *die Ophelierritter*, Novelle von *E. Karoli*, für den besten. Die Charaktere der einzelnen Personen, besonders der geheimnißvollen *Ophelie* und des verkappten Hofmeisters, sind scharf gezeichnet und gut gehalten; und wenn man auch wünschen möchte, daß der Vff. in den eingemischten Bemerkungen über *Shakespeares Hamlet* einem berühmten Muster weniger gefolgt wäre, so bleibt doch die Aufmerksamkeit bis ans Ende gespannt, und der Schluss gewährt volle Befriedigung. — *Der Gottesdienst der Todten*, Erzählung von *W. Jemand*, bedient sich eines verbrauchten Mittels, das Unwahrscheinliche dadurch zu lösen, daß Alles, was vorgefallen, nur ein — Traum war. Sonst nicht übel vorgetragen. — *Der Tröster*, von *Franz Horn*, hat uns am wenigsten befriedigt. Der Tröster tritt mit zu großer Erwartung des Lesers auf; er wird bald lässig, weil er kein Interesse für sich zu erregen versteht, und läßt am Ende kalt, weil er *Julien*, für

die er sich erst aufzuopfern scheint, nach so ergreifenden Katastrophen, in einer höchst unbestimmten Lage läßt. Die Begebenheiten sind, einzeln betrachtet, alltäglich und fast gemein, und dennoch bey ihrer Zusammenreihung unwahrscheinlich. — Unter den *Gedichten* wird das *Poetische Klein-Gewehrfeuer*, weil es an die Zeit der Xenien erinnert, hie und da gern gehört werden; nur hätte es geübteren Händen anvertraut werden sollen. *Schlegel, Hein (Clauren)* und *Menzel* sind vorzüglich diejenigen, auf welche das Feuer gerichtet ist: ob sie auch immer getroffen werden? — Wir führen Einiges zur Probe an:

Der Schlegel und die Glocke.

Schlegel, du schiltst! doch hängst du als Schlägel dich
bloß in die Glocke,
Dafs sie mit lauterem Klang künde des Manbachers
Ruhm.

Ja ja! die Klöpfel, die in manchen Glocken hangen,
Sie möchten bald zu früh dir an zu läuten fangen.
Ich bin der Küster nur, noch stehend vor dem Thurm;
Es kommt der Menzel leicht, und läutet frisch zum
Sturm.

Magst die Perücke nur, die grundgelehrte, wahren!
Es sitzt dein Lorbeerkrantz doch nur auf falschen Haaren.

Schiller, der schwächliche Kratzfüßler.

Schwächlich nanntest du ihn, der noch mit entseeltem
Arm dich
Bräche zu Staub, ständst du eben nur über dem Staub.

Wer hat hündischer je als Schlegel den Goethe vergöttert?
Wer wie Schiller so frey Goethen vor Schmeichlern
gewarnt?

Doch weil Schlegel er hiefs, des Schmeicheln der Schil-
ler getadelt,
Schilt nun Schlegel getroßt Schillern, er schmähet
sich selbst.

Dies und Aehnliches steht unter der Rubrik: „*Literarischer Ernst von Teutonium Acerbus*“ die „*Leimereyen von W. Jemand auf den grossen Kritiker Dr. Wolfgang Menzel*“ sind nicht einmal jenen vergleichbar. — In den „*Epigrammen von Giovanni Puteolano*“ findet man doch manches Witzige, wenn auch vieles Unrhythmische; z. B.:

Bockspiele.

Vormals gab man den Bock an den Dichter als Lohn;
doch es ward jetzt
Anders fürwahr! Jetzt macht Böcke der Dichter für
uns.

Wendt's Almanach für 1832.

Vierzehn Seiten, o Wendt, mit dem Lobe des Weines
zu füllen, —
Nun ist der Almanach nicht trocken zu nennen, o
Wendt.

Schnitte der Riemer dem Goethe des Ruhms phönizische
Stierhaut,
Glaub' ich, das Weltall selbst würde für Goethe zu
klein!

Die Gedichte der übrigen Vff. erheben sich nicht über
das Mittelmäßige.

St...tz.

MERSEBURG, in der Buch- u. Kunst-Handlung von Weidemann: *Almanach der neuesten Modetänze auf das Jahr 1833*. Für Freunde und Freundinnen der höheren Tanzkunst. Von E. D. Helmke. Mit Kupfern, Musikbeylagen und Tanz-Engagementskarten. VI, 224 u. 24 S. 12. (2 Thlr.)

Die Einrichtung dieses Taschenbuches ist im Ganzen wie bey dem vorjährigen (Jen. A. L. Z. 1831. No. 237), und das diesem von uns ertheilte Lob gebührt auch dem vorliegenden. Die erste Abtheilung, redigirt von Helmke, welche Erklärung der Pas, der Kunstausdrücke und Touren, der Figuren und Zeichen, zwölf Tänze und zuletzt eine interessante Biographie des wackeren Tanzmeisters Franz Anton Holler (dessen Bildniß auch das Titelkupfer ausmacht) in zweckmäßiger Ordnung enthält, bildet den lehrreichen Haupttheil des Almanachs: vorausgesetzt, daß Tanzlustige es schon so weit in der Fertigkeit gebracht haben, solche schriftliche Belehrungen ohne Veranschaulichung und unmittelbare Anleitung eines Lehrers zu verstehen. Uebrigens zeigt sich Hr. Helmke auch hier wieder als einen verständigen Tanzlehrer, welcher den Zweck seiner Kunst darein setzt, nicht zu künfteln, sondern zu bilden und zu vergnügen, und wenn sie spielt, wenigstens mit Würde und Anstand zu spielen. Nichts ist ihm widriger, als die Tanzkunst zur Beförderin gemeiner Sinnlichkeit herabzuwürdigen; gegen Nichts eifert er mehr, als gegen die unzuchtigen Bewegungen und Stellungen, durch welche die Sinne bis zum wilden Ausbruche der Wollust gereizt werden. Nach solchen Grundfätzen sind seine Tänze erfunden und ausgeführt. — Die zweyte Abtheilung, redigirt von Dr. J. Weidemann, liefert zuerst eine vaterländische Novelle von F. Norberg: *Der falsche Waldemar*, etwas breit erzählt, sonst nicht ohne Interesse; dann folgen *Sonette* von Heinr. Schulze und *Gedichte* von einigen Anderen; zuletzt *Reflexionen über die Liebe*; an deren harmlosem Daseyn wohl Niemand Aergerniß nehmen wird. L. M.

ISERLOHN, b. Langewiesche: *Taschenbuch zur Beförderung des Familienglücks*. Von dem Verfasser des Spiegels, des Hilarion u. a. S. 1833. VI u. 278 S. 12. (1 Thlr.)

Wir müssen zuvörderst bekennen, daß es uns nicht möglich gewesen ist, dieses Taschenbuch ganz durchzulesen; bey dem aber, was wir lasen, fragten wir uns oft, welchen Lesern wohl der Vf. dasselbe bestimmt, und welchen Zweck er dabey vor Augen gehabt habe. Der auf dem Titel angegebene, und in der Vorrede wiederholte: „zur Beförderung des Familienglücks,“ ist ein sehr löblicher, und wir hätten gewiß alle Ursache, dem Vf. sowohl als dem Verleger dafür zu danken, daß sie ein Taschenbuch, gegen die Sitte unserer Zeit, so guter Absicht weihten, wenn wir nur hoffen dürften, daß sie irgend erreicht werden könnte. Aber wem möchte wohl mit so alltäglichen Betrachtungen gedient seyn, als hier über den Ehegatten, die Ehegattin, den Vater, die Mutter, die Kinder im Verhältniß zu den Eltern; die Geschwister,

oder die Kinder im Verhältniß zu einander, die Schwiegereltern und Schwiegerkinder, die Großeltern und Enkel, die Stiefeltern und Stiefkinder, den Vormund und die Mündel, die Familie in ihren Beziehungen zu den Anverwandten und Nachbarn; die Familie in Rücksicht auf das Gefinde, angestellt, und in eben so alltäglicher Redeweise ausgeführt werden? Denn aus diesen Rubriken besteht das Büchlein. Die Rubrik: *der Vater* (S. 40), hebt also an: „Der Vater erblickt einige Menschen um sich her, welche ihm ihr Daseyn verdanken! Sie wachsen in die Höhe, ohne daß er es bemerkt, und je größer sie werden, desto mehr Thätigkeit fordern sie für sich von ihm. Mag seyn! allein noch segnet er die Stunde, und wird sie ewig segnen, in der er Vater ward.“ Abgesehen von dem Trivialen dieser Einleitung, möchte der letzte Satz sogar eine anstößige Zweydeutigkeit enthalten. In der Rubrik: *die Schwiegereltern* (S. 121), heißt es: „Thöricht ist es, wenn Eltern in Ausstattung ihrer Kinder mehr thun, als ihre Kräfte erlauben. Auch dürfen sie nicht so verschwenderisch wohlthätig gegen das eine von ihnen sich verheirathenden Kindern seyn, daß die übrigen, wenn die Reihe an sie kommt, darunter leiden müssen. Wenn sie auf diese Punkte weise Rücksicht nehmen, dann mögen sie sich dem natürlichen Triebe ihres Herzens überlassen, so werden sie weder zu viel noch zu wenig für sie thun. Statt daß sie nur auf Glanz und Pomp bey der Verbindung ihrer Kinder denken, so, daß sie eine Menge unnützer Sachen für sie anschaffen, oder große Schmausereyen und Feste anstellen, um auf längere Zeit der Gegenstand des Gesprächs und der Bewunderung zu seyn, mögen sie lieber diese Summe den Neuerbundenen geben, um damit ihren Haushalt einzurichten. Die Kinder werden sie für diese Klugheit segnen.“ — In dieser Manier und in diesem Tone laufen die Betrachtungen und Ermahnungen durch das ganze Taschenbuch fort. Wer solcher bedarf, wird schwerlich dieses Buch lesen; Leser der Taschenbücher aber verlangen heut zu Tage mehr Gedankengehalt und eine anziehendere Darstellung.

Das Aeußere des Buches macht dem Verleger Ehre. Gsn.

BERLIN, b. Kecht: *Euphrosyne. Spenden auf dem Altar der Laren für das Jahr 1833*. Ein Taschenbuch, enthaltend: Redespiele, Scenen, Trinksprüche, bey gesellschaftlichen Vereinen, Polterabendfcherze, Neujahrs- u. Sylvesterabend-Lieder. Herausgegeben von Karl Mückler. IV u. 250 S. 12. (1 Thlr.)

Als Wörterbuch, um nach einer zierlichen Idee, einer artigen Erfindung zu suchen, paßlich für die auf dem Titel angegebenen Fälle. Die Verse jedoch sind überflüssig. Wer nur jemals *Liebe* und *Triebe* gereimt hat, wird sein dichterisches Vermögen nicht unter dem, was in diesem Büchlein davon sichtbar wird, erachten. Denn bey ganz Alltäglichem giebt ein bischen mehr oder minder Zierlichkeit der Form keinen Ausschlag an Gewicht. n.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Ueber Kunst und Alterthum*. Von Goethe. Aus seinem Nachlass herausgegeben durch die *Weimari'schen Kunstfreunde*. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. Hierbey ein vollständiges Register zum 5 und 6 Bande. 1832. Mit fortlaufender Seitenzahl. 672 S. 8.

Ogleich von diesem Kunstjournale nur erst die 3 Hefte des ersten Bandes und von dem zweyten das 1ste in unseren Blättern (1810. No. 171. 1818. No. 114 u. 1819. No. 193) beurtheilt worden, weil die darauf folgenden Hefte zufälliger Weise uns nicht zugekommen sind: so eilen wir doch, den Schluss des Ganzen anzuzeigen, weil er das Erste ist, was aus *Goethe's* Nachlasse dem Publicum mitgetheilt wird. Der Verewigte selbst gedachte mit diesem Hefte ein langjähriges schönes Verhältniß zu der literarischen Welt abzuschließen, und seine Freunde, von denen der Eine, der berühmte Kunstkenner, *Johann Heinrich Meyer*, ihm auch bereits, zu früh für seinen ausgezeichneten Wirkungskreis, in die Ewigkeit gefolgt ist, haben dieses köstliche Vermächtniß, mit eigenen Gaben vermehrt, so einsichtig als liebevoll zu einem würdigen Gemeingute gemacht.

Die erste Stelle in diesem Hefte nimmt gebührendermaßen ein Aufsatz ein, den *Goethe* noch selbst für dasselbe entworfen hatte, an dessen Ausarbeitung er aber durch den Tod gehindert worden war: *Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände*. Vorausgeschickt ist ein kurzer Entwurf, mittelst dessen man sich einen Begriff von dem machen kann, was *G.* in seiner Biographie das *Schematisiren* nannte, und was er der Bearbeitung eines jeden Gegenstandes vorgehen liefs. Wir wollen zur Probe nur Einiges mittheilen: „*Rembrandts* Realism in Absicht auf die Gegenstände.“ — „Licht, Schatten und Haltung sind bey ihm das Ideelle.“ — „Die *Carracci*.“ — „*Grimaldi*.“ — „Im *Claude Lorrain* erklärt sich die Natur für ewig.“ — „Die *Poussins* führen sie ins Ernste, Hohe, sogenannte Heroische.“ — „Anregung der Nachfolger.“ — „Endliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften.“ — Dann wird nun Einiges in dem 2ten Theile dieses Aufsatzes ausgeführt, zwar so, daß eine weitere Ausföhrung, auch nach den von *Meyer* eingeschalteten, ergänzenden Zusätzen, immer noch wünschenswerth bleibt; indeß offenbart sich auch in dem Fragmentarischen überall gründliche Sachkenntniß, mit einem

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

hellen, eindringenden, das Ganze beherrschenden Geiste vereint. Auch hievon eine Probe. S. 452: „Das siebzehnte Jahrhundert befreyt sich immer mehr von der zudringlichen ängstlichen Welt: die Figuren der *Caracci* erfordern weiteren Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schön bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht, und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.“ — „Von *Claude Lorrain*, der nun ganz ins Freye, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaftarchitektonische sich ergeht, ist nur zu sagen, daß er ans Letzte einer freyen Kunstäußerung in diesem Fache gelangt.“ — II. *Siegesglück Napoleons in Oberitalien: zwey und dreyßig Kupferblätter nach Appiani von verschiedenen Meistern*; von *Goethe* und *Meyer*. Die *Appianischen* Bilder, welche Napoleons Thaten in Bezug auf die von ihm gestiftete Republik und das nachherige Königreich Italien darstellen, und in dem königlichen Palaste zu Mailand eine Galerie als Frieße zu verzieren bestimmt waren, wurden damals von mehreren Künstlern in Erz gegraben. Nach der großen politischen Umwendung verheimlichten sie ihre nicht mehr begünstigten Arbeiten, weshalb es schwer ist, sie nur zum Theil, geschweige denn ganz zu besitzen. *Goethe* war so glücklich, zwey und dreyßig derselben zu erhalten, welche nun hier sinnreich im welthistorischen Zusammenhange aufgeführt und beurtheilt werden. — III. *Ueber Goethe's Colossalbildniß von David*, von *Meyer*. Glimpflich und billig beurtheilt, nach *Meyer's* Weise, welcher hier vorzüglich den Grundsatz geltend zu machen sucht, daß man in Würdigung der Werke bildender Kunst sorgfältig das Zeitalter, aus welchem sie herrühren, und den jedesmal herrschenden Zeitgeschmack beachten müsse. — IV. *Aus Italien an Goethe*. Zwey anmuthige Gedichte; eines aus *Villa Pliniana*, mit einem Lorbeerblatt, 28 Aug. (*Goethe's* Geburtstag) 1829, von *Fr. v. Müller*; das andere aus *Pompeji*, mit einem Fläschchen *lacrimae Christi*, October 1829, von *F. Förster*. — V. *Epochen gefelliger Bildung*, bey Eröffnung des *Weimari'schen Lesemuseums* durch höchste Begünstigung 25 April 1831 von *Goethe* niedergeschrieben. Sinnig werden die idyllische, die sociale oder civische, die allgemeinere und die universelle Bildungs-Epoche unterschieden und charakterisirt. — VI. *Le livre des Cent-et un*. Tom. I. Paris. Ladvocat 1831. Von *Goethe*. Eine kurze, aber gedankenreiche Analyse des merkwürdigen Werkes, durch welches eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller in Frankreich den wohlthätigen und recht-

Rr

lichen Buchhändler *Ladvoat* bey unerwarteten Unglücksfällen, die über ihn einbrachen, aufrecht zu erhalten sich vereinigt hatten. — VII. *Für junge Dichter*, von *Goethe*. Dafs fast jeder deutsche Jüngling, der einige glückliche Verse oder vollends ein Trauerspiel geschaffen zu haben vermeinte, Urtheil und Rath von *Goethe* begehrte, ist neuerlich von einem der Weimarischen Kunstfreunde auch in einer anderen Schrift berichtet worden, und *Goethe* erwähnt es hier mit schonender Klage. Da er im einzelnen Falle es für unmöglich hielt, das Gehörige schriftlich zu erwiedern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde: so entschloß er sich, etwas im Allgemeinen anzudeuten, das Allen frommen könnte. Und so entstand das goldene Wort, das er hier den jungen Dichtern ans Herz legt (es war eines der letzten, die er in seinem Leben niederschrieb), und dessen Resultat er in folgende Reime einschloß:

Jüngling merke dir, in Zeiten
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Dafs die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

VIII. *Ueber Objectives und Subjectives in der Kunst*. Dem etwas dunkeln Briefe von dem G. O. R. R. *Schulz* (*Wetzlar*, 12 Sept. 1831) folgt eine kurze Antwort von *Goethe*, worin er den Hauptgedanken nach seiner Art, durch Gleichniß, anschaulich darstellt, aber freylich nicht erschöpft. — IX. *Im Sinne der Wanderer*, von *Varnhagen von Ense*. Auch dieser Vf. mühet sich ab, den tieferen Sinn der Goethischen Werke, namentlich der Lehr- und Wander-Jahre, abgezogen von dem Spiele der Einbildungskraft, zu ergründen und darzulegen. „Die Nothwendigkeiten des irdischen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchsten Vergeistigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Christenthum; die Erziehung bereitet ihre Anstalten auf eigenem Boden mächtig und allumfassend aus; die Bildung zur Kunst, reich ausgestattet im Besonderen, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerstörendem Wettstreit in weise Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunst heran, seiner Berechtigung und Ehre neben dieser gewifs; Beruf und Fähigkeit bestimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündnissen, hier vorzugsweise die ungleichen Stände zusammenfügend, schwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erscheinung fogar zum freyen, priesterlichen Segenswirken gesteigert ist; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebensloose, ein neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, vermittelt einer großen, über den Erdboden hin sich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchsten Gegenstände und die geringsten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, freybeweglichen und dabey hierarchisch geordneten Association, die reiche Aussicht einer in Arbeit und Bildung fortschreitenden Menschheit, deren höchsten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen möchten: Im Irdischen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Besitze und Genusse der vorhandenen Güter zu gewäh-

ren, im Geistes- und Gemüths-Leben aber, bey so vielem Unmöglichem, welches ewig verlaget bleiben muß, das besagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreyen.“ — Ob wohl dem Meister (wenn er den Aufsatz noch gelesen hat) aus diesen tief und hohl klingenden Phrasen der Sinn seiner klaren Rede und Darstellung aufgegangen seyn mag? — X. *Ueber die Federzeichnungen von Töpfer in Genf*; von *Soret* und *Echermann*. Nach einer wohlgeschriebenen Einleitung einige Auszüge aus Briefen von *Goethe*, worin er interessante Bemerkungen über die ihm mitgetheilten Arbeiten des talentvollen Künstlers, eines wahren Rabelais unter den Federkizzisten, niedergelegt hat. — XI. *Einiges zur Geschichte des Uebersetzens*, von *Riemer*. Einer der haltvollsten Aufsätze dieses Heftes. Araber, Griechen, Römer, Italiäner, Portugiesen, Spanier, Franzosen und Engländer werden, obwohl in eiligem Fluge, vorgeführt. Bey den Deutschen verweilt der Vf. am längsten, und leitet am Ende Alles auf die zwey Elemente der Uebersetzungskunst, Gerechtigkeit und Liebe, zurück, bey denen sich die Anhänger der strieten sowohl als der laxen Observanz gern beruhigen werden. — XII. *Ueber die Eigenthümlichkeit von Goethe's Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft*, von *Wilh. von Humboldt* (aus einer Vorlesung im Verein der Kunstfreunde im preussischen Staate, zu Berlin am 1 Mai d. J., kurz nach *Goethe's* Tode gehalten). Zur Grundlage dieser kurzen, aber inhaltreichen Betrachtung dient ein an *GR. Beuth* gerichteter Brief von *Goethe* vom 4 Jan. d. J. Wahr und treffend sagt *Humboldt* S. 612: „Zu den schönsten Eigenthümlichkeiten *Goethe's* gehört sein Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, dafs er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Daseyn und sein Wirken in sich, den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist diess noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit.“ — XIII. *Ueber den Abschluß des Faust* von *Goethe*, in zwey Briefen an *Heinrich Meyer* (1831) und *Wilh. v. Humboldt* (1832). Ohne Zweifel die beste Einleitung zu dieser eben so genialen als problematischen Schöpfung, welche, wie wir hören, zu Weihnachten d. J. ans Licht treten soll. — XIV. *Rückblick und Schlusswort* von *Friedr. von Müller*, von demselben, welcher diesem Heft auch eine lezenswerthe, die zarte Aufmerksamkeit einer einsichtsvollen und theilnehmenden Fürstin auf unseren großen Dichter schön bezeugende Zueignung an die Großfürstin *Maria Pawlowna* kais. Hoheit vorgesetzt hat. Mit Scharffinn und nach *Goethe's* Art, indem die Hauptgedanken gleich im Anfange durch ein sinnreich gewähltes Bild veranschaulicht werden, zugleich in einer edeln, gewählten Sprache, ohne Uebertreibung und mit zweckmäßiger Beachtung der einwirkenden Zeitumstände, hat der Vf. die Tendenz ausgesprochen, die sich in *Kunst und Alterthum* zu Tage legt, und gezeigt, wie dieselbe in den einzelnen Rubriken, worein das Werk zer-

fällt, mit großer Consequenz durchgeführt ist. Dabey sind manche beherzigungswerthe Winke für die jüngeren Zeitgenossen angebracht, manche heilsame Lehren, welche *Goethe* durch Wort und That bekräftigt hat, eindringlich dargestellt. Wir erlauben uns zum Schlusse nur Eine auszuheben, die den Charakter des Verewigten trefflich bezeichnet: „Nirgends eine Spur von jenem hochfahrenden, schneidend absprechenden Sinn, den langjährig bewährte Meisterchaft vielleicht zu entschuldigen vermocht hätte, der aber minder vollbürtigen Kritikern um so übler zu Gesicht steht, wenn sie den literarischen Scepter wie pedantische Schulpræceptoren handhaben, die der körperlichen Züchtigungsmittel nicht entbehren zu können glauben.“

Dafs ein Inhaltsverzeichniß über den 5 u. 6 Band diesen letzten beendigt, zeigt schon der Titel an; den Lesern, welche sich des Buches zur ermunternden Unterhaltung bedienen, wird dieses Verzeichniß sehr willkommen seyn. Gsn.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Focke: *Auswahl aus Fanny Tarno'us Schriften*. 1ster Bd. XXXVI u. 202 S. 2ter Bd. 228 S. 3ter Bd. 312 S. 4ter Bd. 226 S. 5ter Bd. 264 S. 6ter Bd. 196 S. 7ter Bd. 250 S. 8ter Bd. 288 S. 9ter Bd. 244 S. 10ter Bd. 220 S. 11ter Bd. 262 S. 12ter Bd. 186 S. 12. 13ter Bd., oder *Novellen* 1ster Bd. 382 S. 14ter, oder *Novellen* 2ter Bd. 276 S. 15ter, oder *Novellen* 3ter Bd. 240 S. 1830. 8. (16 Thlr.)

Zeichnet sich diese Schriftstellerin vor den meisten ihrer Mitschwester durch eine meisterlich blühende, und doch natürlich einfache Diction aus, die mit Gedanken- und Bilder-Reichthum Gedrängtheit verbindet: so ist sie vielen auch in anderen Eigenschaften überlegen, und theilt nicht ihre Schwächen. An Erfindungsgabe mögen andere sie übertreffen; denn, wo es keinen gegebenen Gegenstand gilt, sind bey ihr Pläne und Verwickelungen überaus einfach und nur die Schnur, welche die köstlichen Perlen, Betrachtungen, tiefe Blicke in das menschliche, vor allen in das weibliche Herz, zusammenhält. Was sie mit dem scharfen Auge des Sehers, dem zarten Ahnungsvermögen des feinfühlenden Weibes erforschte, legt sie klar den Blicken dar, nicht als abschreckendes Präparat; man sieht gleichsam, wie durch einen Krytall, das offene Herz, und bewundert es, wie es möglich sey, Gefühlen und Ahnungen Rede abzugewinnen, damit das Dämmern hell werde. Fern bleibt dabey auch die leiseste Spur von Predigerton, von gewaltsam herbeygeführter Nutzenanwendung; Ursache und Wirkung folgen sich nach dem natürlichen Laufe der Dinge. Auch zeichnet sie mit fester Hand bestimmte Umriffe, ihre Männer sind nicht nach Schriftstellerinnen Branch flauc, mark- und fastlose Ideal- und Schaum-Bilder, noch ihre Frauen aufgeschwemmte Tugend-Puppen und frivole nüchterne Leiber, denen keine Seele innewohnt. Die Verführer ermangeln weder der Liebenswürdigkeit, noch sind sie bloß schwarz in Schwarz gemalt; die Frauen treiben das Entfagen nicht als Handwerk und aus Liebhaberey, die Ausübung ihrer Pflichten und

Tugenden wird ihnen keinesweges kinderleicht, noch sind die schlechten unter ihnen der Auswurf der Gesellschaft. Vor Uebertreibung jeder Art hat sich die Vfn. sorgfältig gehütet, eben so vor schleppenden Sentenzen und moralischen Gemeinplätzen. Das Gute belohnt sich bey ihr in sich selbst, ohne dafs sie, wie weichherzige Damen es zu thun pflegen, ihre Tugendhaften, nachdem sie sie schwer geprüft, mit irdischen Gütern überschüttet, und die poetische Gerechtigkeit überschwenglich handhabt. Dagegen trifft sie in einigen Erzählungen der Vorwurf des Verhüllens der Grundidee, die sogar eine ganz entgegengesetzte Deutung zuläfst, so dafs nicht unbedingt jeder Band jungen Mädchen in die Hände zu geben ist, wenigstens nicht, ohne ihnen vorher das Verständniß zu eröffnen für die Tendenz der Geschichte.

Nach dieser Beurtheilung des Charakteristischen der gesammten Werke der Vfn. sey es gestattet, sie im Einzelnen zu betrachten, die minder bedeutenden aber zu übergehen.

Thekla hat den einzig befriedigenden Schluss, einen frühen Tod. Das Originelle in diesem Charakter, das zugleich gereifte und unerfahrene Tiefe und mit Bewußtseyn auf der Oberfläche sich Beengende, diese scheinbare Entzweyung, ist von der seelenkundigen Erzählerin in Harmonie aufgelöst, zu einer gelungenen Gestalt gerundet worden, ohne Paradoxieen, an deren Wahrhaftigkeit wir nicht zu zweifeln haben.

Erinnerungen aus Gustavs Jugendleben sind einigemal nahe daran ins Romanhafte überzuschlagen, aber sie bleiben auf der Grenzlinie des Schönen, Wahren und Edlen. Die beschwerliche Aufgabe, Kleopatra, Königin von Aegypten, zu einer sich aufopfernden, sitlichen Frau zu formen, ist nicht so gelungen, als man es dem Eifer und der Kunst ihrer Biographin wünschen möchte. Mit geringerer Anstrengung hat sie in Amala das Ziel erreicht, eine sanfte hingebende jungfräuliche Seele aus allen Verirrungen des Lebens liegend, aber demüthig, zu bringen, und ihr und uns die Ueberzeugung zu geben, dafs ein höheres Glück existire, als das, das man im alltäglichen Leben so nennt.

Natalie ist ein Meisterwerk psychologischer Entwicklung, sowohl in dem Hauptcharakter als in den Nebenpersonen. Aber die rechte Befriedigung fehlt, und Neulinge der Welt sind in dem Irrthum, das Mißlungene in dem Schicksale der Helden nicht in falschen Begriffen von Unzufriedenheit, Selbstverleugnung, ja Liebe und Freundschaft, zu suchen, sondern in ihrem Stoicismus, vorfätzlich das Unangenehme, ja Thörichte zu thun, um ihr Fleisch zu kreuzigen. Die Vfn. weiß einigemal auf den richtigen Standpunct, doch zu spät und zu schwach, um frühere und stärkere Eindrücke jungen Gemüthern zu nehmen, die es der geliebten Natalie nicht verzeihen, dafs sie selbst ihr Unglück verhängt, und die alle, welche ihr feindlich oder hemmend entgetreten, hassen und verabscheuen werden.

In: „*Das getheilte Herz*“ ist abermals ein gewagtes Unternehmen weniger gelöst als umgangen. Ueberreden kann uns die beredte, einnehmende Vfn., dafs Frau *L'Espinasse*, deren Vertheidigung sie sich aufgegeben, trotz ihres Wankelmuths, ein wahrhaft weiblich lieben-

des Gemüth, und das die philosophirende Freundin *d'Alemberts Diderots* und anderer Encyclopädisten gläubig sey; überzeugen kann sie uns davon nun und nimmermehr, ja sie benimmt sich gleich einem geschickten Advocaten, welcher, der Dialektik zu Liebe, mit allerley Scheingründen eine schlechte Sache zu einer guten umwandeln will.

Thorilde v. Adlerstein übertrifft noch *Natalien* an Anmuth und Lebhaftigkeit der Darstellung, und ist eben so durchgeführt und vollendet, wie sie in den Charakteren, ja noch motivirter. Nach den eigenen Worten der Vfn. beabsichtigte sie, zu zeigen, das „*Thorilde* untergehe, weil ihr bey allem sitlichem Adel ihrer Grundsätze und ihres Charakters die Kraft fehlt, sich mit ihrem Schicksal zu versöhnen, welche uns allein die feste Zuversicht geben kann, das die Vorsehung mit göttlicher Liebe und Weisheit über uns wacht.“ — Weil nun dieser Fingerzeig in der Vorrede zum ersten, *Thorilde* im 5ten Bande steht, so ist es um so nöthiger, das Mütter ihre jungen Töchter die Erzählung nicht ungewarnt lesen lassen; sie dürften auferdem wöhnen, *Thorilde* sey unglücklich geworden, weil sie, obgleich im Geist sündigend, der Leidenschaft zu Trotz, aus Prüderie, oder Rücksicht auf ihren Ruf, sich die äußere Reinheit erhielt. *Blätter aus Theresens Tagebuch* können zum Gegengift dienen; eine eben so tief Betrübte, wie *Thorilde*, und vom Schicksal Verfolgte ergiebt sich sonder Murren, mit Freyheit und liebevoller Milde, in das über sie Verhängte, weil sie darin das Walten der Vorsehung ahnet, und glaubt, wenn sie auch nicht schauet. Etwas mehr Kraft in der Dulderin, frischere Farben des Gemäldes, und die Hauptfigur würde mehr anziehen, gleich jener schönen unglücklichen *Thorilde*.

Erinnerungen aus Franciska's Leben sind in Anfang, wo von weiblicher Erziehung zur Häuslichkeit und Genügsamkeit, von ächter anspruchsloser harmonischer Bildung die Rede ist, unvergleichlich, und enthalten in den wenigen Bogen das Vortrefflichste, was nur über diesen Gegenstand gelehrt werden kann. Später wird die einfache Geschichte zum Roman, zwar noch recht gut, aber doch nach dem gewöhnlichen Typus gegossen. Bey *Eudoxia Fedorowna*, Kaiserin von Rußland, theilt die Vfn. das Geschick ihrer schreibenden Mitschwester, sich in ihre Heldin zu verlieben, und kein schwaches Fleckchen an ihr zuzugeben. — *Cäcilie*, eine Ehestandsgeschichte, berührt geheime Leiden der Frauen, die in einer sogenannten guten Ehe geistig untergehen, weil der Mann sie zu Maschinen herabwürdigt, zu nichts tauglich, als mechanisch ihr Tagewerk zu betreiben, und sich zu putzen. Auch in einigen der übrigen Erzählungen, die wir nicht besonders erwähnen, sind die Verhältnisse der Frauen, ihre oft falsche Stellung zur Gesellschaft, mit scharfem, geübtem Blick und Mäßigung beleuchtet.

Briefe an Freunde, geschrieben auf einer Reise nach Petersburg, müchten wir gewiss rühmen als die Krone der Sammlung rühmen; hier ist auch kein Wort zu viel und zu wenig, die deutlichste Veranschaulichung der prächtigen Kaiserstadt, ihrer Paläste und Kirchen, Gärten und Kunstschätze, der Sitten, der Denk- und

Lebens-Weise, der gefelligen Verhältnisse ihrer Bewohner, um so willkommener, als selten unparteyische Männer, die keinen speciellen Zweck verfolgen, dorthin reisen, und ihre Beobachtungen öffentlich machen. Noch seltener geschieht dies von Frauen, geistreich und urtheilsbefähigt, deren Ansicht zur Vervollständigung des Panorama's wesentlich nothwendig ist. Die Darstellung von *Hilinger* als Mensch und Schriftsteller wurde von ihm selbst dankbar als das Wahrhafteste, wie er zu erläutern sey, anerkannt.

Paulinens Jugendjahre geben eine Entfugungsgeschichte der besten Art, das Ergreifen des Rechten und Nothwendigen, ohne Ziererey, Wortkram und Spielerey mit dem Märtyrertum. *Zwey Jahre aus Melanie's Leben*, stellen ein Beyspiel der Verblendung auf, des launenhaften Eigensinns, durch welchen wohlbegabte, einsichtige Frauen leichtsinnige Wüßlinge trefflichen, treu und innig sie liebenden Männern vorziehen.

Franz von Bourbon und Margarethe von Valois verdankt der Bearbeiterin viel, aber das Gebäude des veralteten französischen Romans war zu morsch; es mußte ganz niedergedrückt werden, wenn aus diesen Haupt- und Staats-Actionen, welche Leute mit hochtönenden Namen vollbringen, nach dem galanten Jargon am Hofe Ludwig XIV sprechend, etwas werden, wenn Leben und ein Begriff geschichtlicher Wahrheit in diese eingebildeten Herren und Damen, Zeitgenossen Franz des Ersten, kommen sollte.

Unter den 5 Erzählungen des 11ten Bandes gebührt *Augustens Tagebuch* der Vorzug; Entwicklungsgeschichte eines lieblichen hold weiblichen Wesens, in beschränkten äußeren Verhältnissen, als Lehre und Beyspiel, in seiner ruhigen Schlichtheit wirkungsreich.

Sehr zu beklagen ist es, das die Vfn. die beiden Fragmente: *Glaubensansichten*, nicht vollendete, ein gerundetes Gemälde des trüben, erkältenden Zustandes, durch mißleitete Andächteley hervorgebracht. Keine grellen Gegensätze erwecken Opposition, nur ein Gleisner scheint unter den abgebildeten Frömmeln zu seyn; aber auch überspannte Gewissenhaftigkeit, knechtische Gottesfurcht kann Geist und Herz lähmen, zur grassen Selbstigkeit, zur Härte gegen den Nächsten verführen, gleich Heucheley und rohem Fanatismus.

Die Erzählungen der drey letzten Bände scheinen französischen Ursprungs, und können dies, trotz dem, was die Bearbeiterin dafür gethan, den gehaltvollen Reflexionen, die sie eintrouete, nicht verleugnen. Sie nimmt der Sentimentalität das Sophistische, Süßliche, erhöht sie zur Sehnsucht, zum Gefühl; der eiteln, eingeizigen Gefällsüchtigen möchte sie gern den *esprit* in Seele verwandeln, was Inconsequenzen erzeugt, wie es im Original, wo solche Ansprüche nicht vorhanden seyn mochten, nicht der Fall war. Die Tiefe, die philosophische gemüthliche Beschaulichkeit der deutschen Nachbildnerin mischt sich nicht mit der Wesenheit französischer Romanschriftsteller; nicht selten dissonirend, immer gesondert gehen beide Selbsthülichkeiten neben einander hin, und erregen den Wunsch, das die Uebersetzung ganz frey, nur im Plan einiges beybehaltend, oder getreuer seyn möchte.

I N T E L L I G E N Z B L A T T .

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

N O V E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierter Jahrgang.

Mit *Rubens* Bildniss.

12. Auf feinem Druckpapier. Cart.
1 Thlr. 16 gr.

Inhalt: I. Das Fest des Fürsten von Schwarzberg zu Paris, im Jahre 1810. Von *K. A. Varnhagen von Ense*. II. Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert. Von *Johannes Voigt*. III. Ueber den Maler Petrus Paulus Rubens. Von *G. F. Waagen*. IV. Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Von *Eduard Gans*. V. Ueber Ehe und Familie. Von *Friedrich von Raumer*.

Jeder der drey ersten Jahrgänge (mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilians II und Ferdinands II) kostet 2 Thlr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

Neue Verlags- und Commissions-Artikel der Buchhandlung des *Waisenhauses* in Halle, welche durch alle Buchhandlungen für beygesetzte Preise zu beziehen sind:

Aristotelia von *Dr. A. Stahr*. 2ter Theil. Mit Zusätzen und Registern zum I und II Theile. *Inhalt:* I. Die Schicksale der Aristotelischen Schriften von Aristoteles bis auf Andronikos von Rhodos. II. Die vorhandenen angeblichen Werke des Aristoteles. III. Ueber den Unterschied exoterischer und esoterischer Schriften des Aristoteles. IV. Sach- und Na-

men-Register zum ersten und zweyten Theil. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. (1 Thlr. 22½ Sgr.)

Auch unter dem Titel:

Leben, Schriften und Schüler des Aristoteles. Von *Dr. A. Stahr*. Zweyter Theil.

Credner, K. A., *Beyträge zur Einleitung in die biblischen Schriften*, 1r Band, die Evangelien der Petriner oder Judenchristen. 2 Thlr. 6 gr. (2 Thlr. 7½ Sgr.)

Däthe, J. A., *libri historici Vet. Test.* Josua, Judices, Ruth, Samuel, Reges, Chronici, Esra, Nehemia und Esther. Ex recensione textus hebr. et versionum antiquar. lat. versi notisque philolog. et crit. illustrati. Edit. II. 8 maj. 2 Thlr. 12 gr. (2 Thlr. 15 Sgr.)

Dieck, C. F., *Beyträge zur Lehre von der Legitimation durch nachfolgende Ehe*. Nebst einer Einleitung, enthaltend: aphoristische Bemerkungen über die Behandlung des gemeinen deutschen Rechts. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. (1 Thlr. 7½ gr.)

Geschichte, neuere, der evangelischen Missionsanstalten, zur Bekehrung der Heiden in Oindien; aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien, herausgegeben von *Dr. H. A. Niemeyer*. 78stes oder 7n. Bandes 6s St. 4. 10 gr. (12½ Sgr.)

Gratii Falisci et Olympii Nemesiani carmina venatica cum duobus fragmentis de aucupio. Cum scripturae varietate et aliorum suisque commentationibus edid. *R. Siern.* 8 maj. 1 Thlr. 8 gr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Gütergemeinschaft, die allgemeine eheliche, im Herzogthum Cleve und der Graffschaft Mark. Eine mit erläuternden Anmerkungen begleitete Zusammenstellung der darüber vorhandenen Quellen vom Regierungsrath von *Ronne*. gr. 8. 2 Thlr.

Hauspostille, evangelische, auch für den kirchlichen Gebrauch; enthaltend: Predigten über die Sonn- und Festtags Evangelien und einige freygewählte Texte von dem Verfasser der vom christlichen Verein herausgegebe-

- nen Schrift: Offenbarung Gottes u. I. w. 3r Bd. gr. 8. 10 gr. (12½ Sgr.)
- Hohl, Dr. A. F.; *Analogien der asiatischen Cholera mit der blauen Krankheit und daraus entnommene Resultate.* gr. 8. broch. 4 gr. (5 Sgr.)
- Jourdain, *Forschungen über Alter und Ursprung der lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles und über griechische und lateinische von den Scholastikern benutzte Commentare; eine von der Akademie der Inschriften gekrönte Preischrift. Aus dem Französischen übersetzt, mit einigen Zufätzen und Berichtigungen und einem Namenregister von Dr. A. Stahr.* gr. 8. 1 Thlr. 20 gr. (1 Thlr. 25 Sgr.)
- Kohlrausch, Fr., *die Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments, zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet.* 2 Theile. 15te unveränderte Auflage. gr. 8. 16 gr. (20 Sgr.)
- Kummer, *Dissertatio de cosinu et sinuum potestatibus secundum cosinus et sinus arcuum multiplicium evolvendis.* 4 maj. geh. 8 gr. (10 Sgr.)
- Madai, *Commentatio jur. rom. de vi publica et privata.* 8 maj. 10 gr. (12½ Sgr.)
- Morgenbesser, M., *Auswahl kaufmännischer Briefe über alle Gegenstände des Handels nebst Abhandlungen und Aufsätzen, enthaltend: Darstellungen über den Handel im Allgemeinen; Erörterungen über den Wechsel-, Stempelpapier- und Waaren-Handel; über Rhederey, Havarie und Affecuranzwesen, mit Bezugnahme auf die verschiedenen Anstalten zur Beförderung des Handels, sowie auch auf das Verfahren bey Handels-Streitigkeiten und bey Fallimenten; schliesslich Formulare zu allen im kaufmännischen Geschäftsgange vorkommenden Aufsätzen, verbunden mit einem vollständigen mercantilisch-terminologischen Wörterbuch. Zum Gebrauch für angehende Kaufleute verfertigt.* gr. 8. broch. 1 Thlr. 6 gr. (1 Thlr. 7½ Sgr.)
- Programm der lateinischen Hauptschule im Waisenhaus für das Schuljahr 1831—1832.* Inhalt: 1. Briefe von Phalaris, aus der Sammlung *Φαλαργίδος ἐπιστολαί* ausgewählt und aus dem Griechischen übersetzt von Friedrich Stäger. 2. Historische Nachrichten von der Schule. Von J. G. Diek, Professor und Rector. 4. geh. 6 gr. (7½ Sgr.)
- Ruge, A., *die Platonische Aesthetik.* gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. (1 Thlr. 7½ Sgr.)
- Schmidt, Max., *Commentatio de pronomine graeco et latino.* 4 maj. geh. 20 gr. (25 Sgr.)
- Schmieder, K. C., *Geschichte der Alchemie.* gr. 8. 2 Thlr. 8 gr. (2 Thlr. 10 Sgr.)
- Schulbuch, *neues französisches, mit einem vollständigen französisch-deutschen Wortregister.* 10te Aufl. 8. 10 gr. (12½ Sgr.)
- Schulz, Dr. O., *Schulgrammatik der lateinischen Sprache.* 7te verb. Auflage. 10 gr. (12½ Sgr.)
- Seyffert, M., *de duplici recensione Iphigeniae Aulidenfis quae stiuncula.* 8 maj. geh. 4 gr. (5 Sgr.)
- Splittegarb, C. F., *französisches Lesebuch für Anfänger.* Nebst einer kurzgefassten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 10te Auflage. 10 gr. (12½ Sgr.)
- Thilo, Dr. J. C., *über die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa. Ein kritisches Sendschreiben an Herrn Consistorialrath Dr. Augusti zu Bonn.* Mit einem Anhange mehrerer bisher unbekannter Homilien des Eusebius von Alexandrien. gr. 8. broch. 18 gr. (22½ Sgr.)
- Thomae Magistri sive Theoduli Monachi *Ecloga vocum Atticarum.* Ex recensione et cum Prolegomenis Fr. Ritschelii. 8 maj. Charta impr. velin. 3 Thlr. 12 gr. (3 Thlr. 15 Sgr.)
- Weihe, E., *Gedächtnisrede auf Friedrich Heinr. Jacobi, gehalten am 10 März 1832.* gr. 8. broch. 6 gr. (7½ Sgr.)
- Wie Luther in unruhigen Zeiten und bey ansteckenden Krankheiten beruhiget und tröstet; eine Schrift für das christliche Volk und ein Spiegel für unsere Zeit, von Dr. Ernst Bernhardt.* Mit einer Zugabe aus Zwingli's Schriften. 8. broch. 8 gr. (10 Sgr.)

Bey C. A. Reitzel in Copenhagen ist erschienen, und durch die *Reinolds* Buchhandlung in Leipzig zu beziehen:

De Synesio Philosopho, Libyae Pentapoleos Metropolitae. Commentatio, auctore A. Th. Clausen. 8. 1 Thlr.

In der *Nauckschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Bau der Fluss-Bagger-Maschinen, nebst Erfahrungen über die grossen Vorzüge derselben vor den gewöhnlichen Handbaggern, von G. G. Schwahn (königl. preuss. Obermühlen- und Bau-Inspector). Mit Kupfern und Holzschnitten und einem Kostenüberschlage. Folio. geh. 3½ Thlr.

Die Vorzüge der Baggermaschinen heym Reinigen der Flüsse vor gewöhnlichen Handbaggern sind zwar durch Erfahrung hinreichend erprobt und vielseitig anerkannt, jedoch bis jetzt in keinem Lehrbuche gehörig hervor-

hoben; auch ist die Construction und der Gebrauch dieser Maschinen nirgends so genau beschrieben, daß danach bey dem Bau und bey der Anwendung verfahren und der Kostenbedarf berechnet werden könnte.

Die angezeigte Abhandlung dürfte diese Lücke in der hydrotechnischen Literatur auf befriedigende Weise füllen. In derselben wird nachgewiesen, daß bey gleichem Aufwande von Kraft eine zweckmäßige Flußbaggermaschine fünf bis sechsmal so viel leistet als der Gebrauch der Handbagger. Da bey ersten auch die Kraft von Pferden der Kraft von Menschen substituirt werden kann, so wächst der pecuniäre Vortheil in noch viel größerem Verhältnisse.

Grundriss der allgemeinen Erd- und Länder-Kunde. Ein Leitfaden des geographischen Unterrichts für die Mittel-Claffen von Gymnasien und die Ober-Claffen höherer Volksschulen, entworfen von S. Fr. A. Reufcher. (Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Cottbus.) gr. 8. 10 Bog. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses Lehrbuch ist, nach Anlage und Ausführung, bestimmt: die *Hauptlehren* der *allgemeinen* Erdkunde, als die allein sichere Grundlage eines rationellen Schulstudiums der Geographie, nicht bloß von *Neuem* in die Gymnasien einzuführen, sondern dieselben auch, behufs der Auffassung auf einer *bestimmten* (der *mittleren*) Bildungsstufe, in propädeutischer Form planmäßig darzulegen. Wie dasselbe demnach *einer* Seits die primären, großartigen Höhen- und Tiefen-Verhältnisse und Formen der Continente, in ihrer typischen Bedeutung, nach dem Vorgange des Koryphäen der erdwissenschaftlichen Forschung und Darstellung, *Ritters*, und auf den Grund des vortrefflichen Relief-Globus von *Kummer*, in *allgemeinsten* Umrissen entwirft, um die Auffassung der festen Erdoberfläche *vorzubereiten*: so deutet dasselbe auch *anderer* Seits die *secundären* Formen und Bildungen der Natur in ihrer telurischen Plastik, oder die von den Hochländern sich ablenkenden Terrassen und Tiefländer, kurz die landschaftlichen und Uebergangs-Formen der Erdoberfläche an, um auf diesem naturentsprechenden und daher einzig wahren und richtigen Wege für die *politische* Geographie in ihrem Grenzgewirre und deren schulgerechten Vortrag einen sicheren Lehr- und Leit-Faden zu bieten. Grundsatz, didaktischer, des Verfassers war: das sogenannte *formale* oder *belebende*, anregende und wissenschaftlich bildende Princip der Erdbeschreibung in Aufnahme zu bringen, und nach seinem ganzen Vollwerth für die mittleren Schulkreise des Vaterlandes geltend zu machen;

demnach nicht sowohl durch das *Material* und die *Masse*, als durch den *Geist* der Methode auf die, über den Fundamental-Cursus in der Geographie emporgereifte Jugend und deren Lehrer, fördernd und rathend einzuwirken.

By *W. Natorff* und *Comp.* in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das
römische Dotal-Recht.
Eine civilistische Abhandlung
von

Prof. Dr. *Friedrich Wilhelm von Tiegerström.*
Iiter Band. gr. 8. 31 Bogen. 2 Thlr.
Beide Bände zusammen 4 Thlr.

Magazin
für die gerichtliche *Arzneywissenschaft.*
Nebst einem Anhange
die polizeyliche *Arzneywissenschaft* betreffend.
Herausgegeben
von Dr. *C. F. L. Wildberg*,
großherzogl. mecklenb. strelitzsch. Ober-Medicalrathe, Mitglied mehrerer gelehrten
Gesellschaften.
Iiter Band. 2 Heft. gr. 8. 20 Sgr.

So eben erscheint bey uns, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Coup d'oeil sur l'état politique du royaume de Pologne sous la domination Russe pendant les quinze années de 1815 — 30. Par un Polonais. gr. 8. 21 Bogen. Geh. 1 Thlr. 16 gr.

Diese Schrift liefert die wichtigsten Aufschlüsse über die Zeit von 1815 — 30, und erklärt so die späteren Ereignisse.

Paris, im October 1832.

Heideloff und *Campe.*

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merlin. — *Eine Mythe,*
von *K. Immermann.*

Düsseldorf, bey *J. E. Schaub.*
244 Seiten in 8. auf feinem Velinpapier, in farbigen Umschlag geheftet. Preis
1 Thlr. 12 gr.

Dieses Werk behandelt den Mythos vom *Zauberer Merlin*, den Satan erzeugte, um das Reich Christi auf Erden zu zerstören. In diesen Stoff verschlingt sich die mittelalterliche

che Sage vom *Gral*, König *Artus* und den Rittern der *Tafelrunde*, mit denen Merlin, als weltlicher Heiland, den *Gral* erobern will, aber auf dem Zuge in Noth und Verzweiflung untergeht.

Der zweyte Band
von

Apparatus criticus et exegeticus in Aeschylī tragoedias, contin. *L. F. Abreschii animadversionum ad Aeschylum libros III*,

ist so eben an alle Buchhandlungen versandt, und damit das ganze Werk (Preis 4 Thlr. 12 gr.) geschlossen. Der erste Band enthält *Stanleys* und *Reisigs* Commentare.

Halle, im Sept. 1832.

Gebauersche Buchhandlung.

Literarische Anzeige. Im Verlage von *August Lehnhold* in Leipzig ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

F. A. Wolfs Darstellung der Alterthumswissenschaft, nebst einer Auswahl seiner kleinen akademischen Schriften; und literarischen Zugaben zu dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. *S. F. W. Hoffmann*. Mit *Wolfs* Bildniss. gr. 8. 1833. 1 Thlr. 18 gr.

Die Freunde und Verehrer des unsterblichen *Wolf* erhalten hiemit dessen Schrift über die Alterthumswissenschaft, vereinigt mit andern kleinen, meistens als akademische Programme erschienenen, sehr interessanten und belehrenden Aufsätzen. Gewiss sind auch den Besitzern der im nämlichen Verlag erschienenen und vom Hn. Diak. *Gürtler* herausgegebenen Vorlesungen *Wolfs* die literarischen Zugaben zu denselben sehr erwünscht, indem sie darin eine vollständige Uebersicht der die Philologie betreffenden Literatur erhalten, von der Zeit an, in welcher *Wolf* die Vorlesungen hielt, bis herab in unsere Tage, begleitet von andern belehrenden Zusätzen. Von den Vorlesungen selbst sind bis jetzt 3 Bände erschienen, welche folgende Gegenstände behandeln:

- 1r Bd. *Vorlesung über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft.* 1831. 1 Thlr. 18 gr.
- 2r Bd. *Vorlesung über die Geschichte der griechischen Literatur.* 1831. 1 Thlr. 18 gr.
- 3r Bd. *Vorlesung über die Geschichte der römischen Literatur.* 1832. 1 Thlr. 18 gr.

Es ist dies das einzige Umfassendere, was

von den Vorträgen dieses ausgezeichneten Mannes bekannt gemacht worden ist.

Das obigem Werke beygefügte Bildniss *Wolfs* ist durch Aehnlichkeit, sowie durch Stich und Druck, gleich ausgezeichnet, und werden auch einzelne Abdrücke davon auf schönem Schweizerpapier in 4. zu dem billigen Preise von 8 gr. pr. Exemplar abgegeben.

Bey *Gerhard* in Danzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen gehftet für 10 gr. zu haben:

Preussen und Polen, eine Beleuchtung der Verhältnisse beider in Bezug auf die neueste polnische Revolution, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Journalisten gegen Preussen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bey *Elbing*, *Dirschau* und *Marienburg*. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigener Wahrnehmung. Von einem Bewohner *Westpreussens*.

Die vorliegende Schrift ist sehr interessant und der Wahrheit getreu. Sie sollte von recht vielen, namentlich aber von allen denen gelesen werden, die dem Benehmen der preussischen Behörden gegen die Polen einen Tadel anheften wollen.

Wohlfeiler Bücher - Verkauf.

Das Vite Verzeichniss meiner antiquarischen Bibliothek, welches 2247 Bände aus allen Fächern der Wissenschaften enthält, ist fertig geworden, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Literaturreunden bietet dasselbe eine reiche Auswahl dar, die Preise der Bücher sind sehr billig gestellt.

Gotha, im Nov. 1832.

J. G. Müller.

II. Uebersetzungs - Anzeigen.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist so eben unter der Presse, und wird in Kurzem erscheinen:

Genesis des Strafrechtes von *G. D. Romagnosi*. Aus dem Italiänischen.

Als Hinteitung:

Vergleichung der Theorie von *Romagnosi* mit ähnlichen Theorien deutscher Rechtslehrer. Von *Heinrich Luden*, Doctor der Rechte und der Philosophie, Privatdocenten zu Jena. Jena, im Oct. 1832.

Bran'sche Buchhandlung.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1832.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Erschienen und verandt ist:

Journal für technische und ökonomische Chemie, herausgegeben von Prof. O. L. Erdmann. XVten Bandes 2tes Heft. 1832. No. 10. Mit 1 Kupfer.

Inhalt: 13) *Winkler*, einzelne Bemerkungen über Amalgamation. 14) *Hamann*, Nachrichten über die Tarnowitzer Bley- und Silberfchmelz-Procette. 15) *Seffström*, Fortsetzung der Versuche über die Bildung und Eigenschaften der in den Schlacken von Eisenhüttenwerken vorkommenden Verbindungen. 16) *Sevén*, Versuche zu Ausmittlung des Einflusses, welchen das Eisenoxydulsilicat beym Glühen in verschiedenen Gasarten erleidet. — Zusatz vom Prof. *Seffström*. 17) *Lampadius*, über die Bildung und chemische Mischung der Hüttenproducte. Fortsetzung. 18) Ueber schlagende Grabenwetter und die Davysche Sicherungslampe. 19) Ueber zweckmäßige Behandlung des Holzes als Brennmaterial. 20) Ueber die Wirkung der Adhäsion auf das Kochen. 21) Notizen.

Leipzig, den 23 Oct. 1832.

Joh. Ambr. Barth.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Heinr. Leng's Jahrbuch aller neuen wichtigen Erfindungen und Entdeckungen, sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Haus-Wirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. VII Jahrgang (Erfindungen von 1828). Gr. 12. Cartonirt. 2 Thlr.

Bey der überaus ehrenvollen Anerkennung, welche dieses wichtige Werk in den vorzüg-

lichsten deutschen und französischen kritischen Blättern einstimmig fand, ist es bereits den Literatoren und auch namentlich den Technologen zu wohl bekannt, als dafs es mehr als der Anzeige vom Erscheinen dieses neuesten Jahrganges bedürfte. (Der ferneren Fortsetzung kann jeder Abnehmer versichert seyn.)

Neue Verlagsbücher und neue Auflagen, welche im Jahr 1832 bey *H. R. Sauerländer* in Aarau erschienen, und in allen bekannten Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz um die beygesetzten Preise vorrätzig zu haben sind.

Bronner, Fr. X. (Archivar des Cantons Aargau), Anleitung, Archive und Registraturen nach leichtfalslichen Grundfätzen einzurichten und zu besorgen. gr. 8. 45 kr. od. 12 gr.

Hirzel, C., *praktische französische Grammatik*, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. *Achte* viel verbesserte Auflage von *C. von Orell*. gr. 12. 54 kr. od. 14 gr.

Hirzel, C., *neues französisches Lesebuch*. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben; vervollständigt von *C. v. Orell*, dem Revisor von dessen Grammatik. *Dritte* verbesserte Auflage. gr. 8. 45 kr. od. 12 gr.

Dictionnaire français-allemand, à l'usage des écoliers, première partie; und *deutsch-französisches Wörterbuch*, zweyter Theil; zum Gebrauch für Schüler, welchen *Hirzels* französische Grammatik zum Unterricht dient. Beide Theile in einem Band. *Dritte* verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.

Orell, C. von, *kleine französische Sprachlehre für Anfänger*, namentlich für solche, mit welchen der Lehrer späterhin die von dem Verfasser mehrmals revidirte *Hirzelsche* Grammatik zu durchgehen gedenkt. In 12. 13 $\frac{1}{2}$ Bogen. 24 kr. od. 6 gr.

Histoire de la nation suisse par Henri Zschokke, traduite de l'Allemand par Ch. Monnard. Nouvelle édition revue par le traducteur. En 12. papier ordinaire 1 fl. od. 16 gr.

Keller, G. Victor, Katholikon, für Alle unter jeder Form das Eine. Dritte verb. Auflage. gr. 8. Weifs Pap. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr. Halbweifs. Pap. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Legende, goldene, oder wahre und kurze Glaubens- und Lebens-Beschreibungen der Heiligen Gottes. Ein Erbauungsbuch zur Beförderung des ächten Christenthums auf jeden Tag des Jahres. Zweyte sorgfältig revidirte Ausgabe. gr. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Maltens, H., Bibliothek der neuesten Weltkunde. Neue Folge. Jahrgang 1832. Zwölf Theile in vier Bänden. 12 fl. od. 8 Thlr.

Moskau und Petersburg beym Ausbruch der Cholera morbus. Blätter aus dem Tagebuch eines Reisenden. Mit Bemerkungen über die bisher gemachten Erfahrungen von dieser Krankheit, von Dr. Th. Zschokke. 8. geh. 30 kr. od. 8 gr.

Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizerbote. Ein Volksblatt von H. Zschokke. 29r Jahrgang 1832; in gr. 4. mit Stempelgebühr für 52 Numern. 3 fl. 20 kr. oder 2 Thlr. 4 gr.

Der Nachläufer für 1832 hiezu besonders 1 fl. 40 kr. od. 1 Thlr. 2 gr.

Dieses Volksblatt wird auch im nächsten Jahr 1833, als der dreysigste Jahrgang, fortgesetzt, und es kann dieses Blatt den auswärtigen Verlegern für ihre literarischen Anzeigen noch insbesondere empfohlen werden, indem solche dadurch in der Schweiz zur Kenntnifs gelangen.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Dreyzehnte vollständige Originalausgabe, in 12 Theilen in Taschenformat auf ordinärem Papier 6 fl. od. 4 Thlr. Auf weissem Papier 8 fl. od. 5 Thlr. 8 gr.

Desselben Werkes vierzehnte vollständige Originalausgabe in grossem Druck; auf halbweissem Papier 7 fl. 30 kr. od. 5 Thlr.

Desselben Werkes fünfzehnte vollständige Originalausgabe in grossem Bibelformat und in reinem Druck; zwey Abtheilungen in einem Band, auf halbweissem Papier. 3 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. 12 gr.

Diese wohlfeilste Ausgabe hat sich schnell verbreitet, und ist nun nach kaum beendigem Druck auch schon wieder vergriffen. Es ist bereits mit dem Druck der sechszehnten Auflage angefangen worden, welche in demselben grossem Bibelformat auf halbweissem Papier und zu dem gleichen Preis à 3 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. 12 gr. erscheint;

die erste Lieferung wird bis im nächsten Monat November in allen Buchhandlungen zu haben seyn, wo man vorläufig Bestellungen darauf annimmt; der Druck dieser wohlfeilsten Ausgabe wird ununterbrochen fortgesetzt, und bis zur künftigen Ostermesse beendigt seyn.

Kleine gesammelte Schriften von Dr. Paul Usteri, weiland Amtsbürgermeister und Präsident des groszen Rathes des eidsgenösslichen Standes Zürich. Ein Band in grossem Octavformat auf weissem Papier. 2 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 20 gr.

Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. gr. 8. geheftet. Erster und zweyter Theil, jeder Theil 3 fl. od. 2 Thlr.

Ueber die Erscheinung dieser neuen Zeitschrift des verehrten Herrn Herausgebers, so wie über ihre äusserst günstige Aufnahme, sind uns bis jetzt auf dem Wege des ausgebreiteten Buchhandels aus allen Gegenden die erfreulichsten Berichte zugekommen, und wir haben bey diesem Anlafs abermals wahrnehmen können, welcher hohe Grad von Achtung, Liebe und Verehrung Hn. Zschokke auch im Ausland zu Theil geworden. — Der zweyte Theil, welcher hauptsächlich den Briefwechsel zwischen dem verewigten Hn. C. von Bonstetten in Genf und dem Herausgeber enthält, und der der gebildeten Lesewelt einen interessantten Genuss gewähren wird, ist sehnlichst erwartet; der Druck desselben soll daher im nächsten Monat beendigt, und die Versendung im October bewerkstelligt werden.

Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechszehn Theile in Taschenformat. Weifs Pap. 8 Thlr. od. 12 fl. Ord. Pap. 6 Thlr. od. 9 fl.

Dessen ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zehn Theile in Taschenformat. Weifs Pap. 9 Thlr. 16 gr. od. 14 fl. 30 kr. Halbweifs Papier 6 Thlr. 16 gr. od. 10 fl.

Dieselbe vollständige Sammlung in Einem Bande in grossem Median-Octav. Weifs Pap. 7 Thlr. 8 gr. od. 11 fl. Halbweifs Papier 5 Thlr. od. 7 fl. 30 kr.

Diese beiden Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften bilden die *ausgewählte Sammlung* von H. Zschokke's Schriften.

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.

Das sechste und siebente Heft, bis Ende E,

womit der erste Band geschlossen ist, wird so eben ausgegeben, und ist besonders reich an den interessantesten Artikeln über die neueste Zeit, unter denen ich hier nur *Deutschland, Diebitsch, Diplomatie, Domainenfrage, Dresden im Jahr 1830, Dupin d. Aelt., Dwernicki, Eisenbahnen, Emancipation der Juden, Emancipation der Katholiken, England, Entdeckungsreisen*, namhaft machen will. Diefes Werk, das immer mehr Theilnahme findet, so daß eine Auflage von fast 30,000 Ex. bald vergriffen seyn wird, ist sowohl für sich bestehend und in sich abgeschlossen, bildet aber auch einen Supplementband zu allen früheren Auflagen des Conversations-Lexikons, und seine Tendenz wird durch das Motto aus *Shakspeare*: — „*Der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen*,“ treffend bezeichnet. Jedes Heft kostet

auf weißem Druckpapier 6 Gr.
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Das achte Heft, mit den wichtigen Artikeln über Frankreich, ist seiner Beendigung nahe, und jede drey Wochen wird ein neues Heft erscheinen.

Leipzig, im Oct. 1832.

Fr. A. Bröckhaus.

*Neueste Erscheinung
im Gebiete der Philologie.*

Von dem wichtigen Werke:

CORPUS GRAMMATICORUM LATINORUM VETERUM, collegit, auxit, recensuit ac potiorum lectionis varietatem adiecit *Frider. Lindemannus* sociorum opera adiutus. Tom. I. Donatum, Probum, Eutichium, Arufianum, Messium, Maximum Victorium, Asperum, Phocam continens. 4 mai. 50 Bogen (incl. $4\frac{1}{2}$ Bogen Indices).

Druckpap. 3 Thlr. 6 Gr. od. 3 Thlr. $7\frac{1}{2}$ sGr.
Engl. Pap. 4 Thlr. 12 Gr. od. 4 Thlr. 15 sGr.
welcher schon im vorigen Jahre erschienen, ist so eben an alle soliden Buchhandlungen die Fortsetzung verfannt, und enthält:

— Tom. II. Pauli Diaconi excerpta et Sex. Pompeii Festi Fragmenta continens. 4 mai. 107 Bogen (incl. 60 Bogen Commentar und 12 Bogen Indices).

Druckpap. 8 Thlr. 12 Gr. od. 8 Thlr. 15 sGr.
Engl. Pap. 12 Thlr. 9 Gr. od. 12 Thlr. $11\frac{1}{2}$ sGr.

— Tom. III. Isidori Hispalensis Episcopi etymologiarum Libros XX continens. Accedunt Tabulae tres lapidi inscriptae. 4 mai. 89 Bogen (incl. 7 Bogen Indices).

Druckpap. 5 Thlr. 18 Gr. od. 5 Thlr. $22\frac{1}{2}$ sGr.
Engl. Pap. 8 Thlr.

Eine ausführliche Anzeige über den Werth und die Vorzüglichkeit dieses in feiner Art einzigen Werkes befindet sich in *Jahn's Jahrbüchern* 6r Band 1tes Heft u. s. w. Diefes zur vorläufigen Notiz für jeden Freund der lateinischen Sprache.

Leipzig, im November 1832.

B. G. Teubner u. F. Claudius.

Medicin.

Bey *Gerhard* in Danzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *Ernst Barchewitz*, über die Cholera. Nach eigener Beobachtung in Rußland und Preußen. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Des Hn. Verfassers in Rußland und Preußen selbst gemachte Erfahrungen über die Cholera sind in diesem Buche, durch dessen Erscheinen die Wissenschaft vortheilhaft bereichert wird, niedergelegt.

Geschäfts-Tagebuch für praktische Heilkünstler auf das Jahr 1833. Ein Taschenbuch zum täglichen Gebrauch für ausübende Aerzte. Nebst einem Anhang enth. Mittheilungen praktisch gemeinnützigen Inhalts, in neuester Zeit gesammelt, im Gebiete der Heilkunde und der damit verbundenen Naturwissenschaften, herausgegeben von *H. S. Sinogowitz*, Dr. der Med. und Chir. königl. preuß. Regiments-Arzt u. s. w.

Das vorliegende ärztliche Geschäfts-Tagebuch ist so *compendiös und zweckmäßig* eingerichtet, daß es für jeden, selbst den *eine sehr bedeutende Praxis* habenden Arzt brauchbar ist, und selbst die gewöhnlich größeren Tabellen unnöthig macht.

Schriften von Fr. H. von der Hagen,
Professor an der Universität Berlin,

welche im Verlage der Buchhandlung *Josef Max und Comp.* in Breslau erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten sind.

Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien. Von *Fr. H. von der Hagen.* Mit Abbildungen. 4 Bände. gr. 12: 2 Thlr. 16 gr.

Irmin; seine Säule, seine Strafe und sein Wagen. Einleitung zu Vorlesungen über alteutsche und altnordische Götterlehre. Von

- Fr. H. von der Hagen.* gr. 8. Geheftet.
4 gr.
- Nordische Heldenromane.* 1r bis 3r Band.
Wilkina- und Niflunga-Saga oder *Dietrich von Bern* und die *Nibelungen.* Von *Fr. H. von der Hagen.* 12. Geheftet, 2 Thlr.
- Nordische Heldenromane.* 4r Band. *Volsunga-Saga*, oder *Sigurd der Fafnirstöðter* und die *Niflungen.* Von *Fr. H. von der Hagen.*
8. 16 gr.
- Nordische Heldenromane.* 5r Band. *Ragnar-Lod-Brok's-Saga* und *Norna-Gest-Saga.*
Von *Fr. H. von der Hagen.* 8. 16 gr.
- Die Nibelungen:* ihre Bedeutung für die Gegenwart und immer. Von *Fr. H. von der Hagen.* 8. Geheftet. 8 gr.
- Das Nibelungen-Lied.* Zum ersten Male in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift, mit Vergleichung aller übrigen Handschriften. Herausgeg. von *Fr. H. von der Hagen.* 3te, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte *Schul-Ausgabe.* gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. Velinpapier 2 Thlr. 18 gr.
- Das Nibelungen-Lied. Große Ausgabe.* Mit Lesarten aller Handschriften unter dem Texte und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geschichte. Herausgegeben von *Fr. H. von der Hagen.* 1r Band. Auch unter dem Titel: *Der Nibelungen-Noth.* 3te berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. gr. 8. Cartonirt 3 Thlr. 16 gr. Velinpapier. 4 Thlr. 20 gr.
- Gottfrieds von Straßburg sämtliche Werke.* Mit Einleitung und Wörterbuch, herausgegeben von *Fr. H. von der Hagen.* Mit 1 Kupfer. 2 Bände. *Tristan* und *Isolde* und *Gottfrieds sämtliche Gedichte* enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. Velinpapier 2 Thlr. 18 gr.

Von *Ernst Fleischer* in Leipzig ist so eben an alle Buchhandlungen verlanpt worden:

- Löhr, J. A. C.,* wohlfeiles ABC- und Lese-Buch. Neu herausgegeben von *M. K. F. Bräunig.* Mit 11 Bildern. Dritte vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. 8. à 4 gr.
- Sophoclis Oedipus Rex.* Ad optimorum Librorum fidem iterum recensuit et brevibus Notis instruxit *C. G. A. Erfurdt.* Editio III cum Adnotationibus *Godofr. Hermannii.* 8. à 1 Thlr. 4 gr.
- Treitschke, Fr.,* die Schmetterlinge von Europa. (Fortsetzung des Ochsenheimer'schen Werks.) gr Bd. 1te Abth. gr. 8. à 1 Thlr. 16 gr.

Leipzig, d. 1 Oct. 1832.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. C. A. Gründler (k. b. Hofr. und Prof. d. Rechte zu Erlangen), Uebers. der Quellen der in den deutschen *Bundesstaaten geltenden Land- und Lehn-Rechte*, nebst Sammlungen derselben und Nachweisung der darüber vorhandenen Commentare und Schriften. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Handbuch hilft einem Bedürfnis ab, welches bisher sowohl theoretische als praktische Juristen und Staatsmänner sehr gefühlt haben, indem es an einem Werke mangelte, das die allgemeinen und particularen Gesetze der deutschen Bundesstaaten in chronologischer Ordnung, ferner eine Angabe der Gesetzsammlungen und ein systematisches Verzeichniß der Schriften über die particularen Gesetze enthält. — Der Hr. Verf. ist, wie er in der Vorrede bemerkt, der Meinung, daß dieses Werk bey den Lehrvorträgen gebraucht werden könne, wo es unmöglich ist, die Menge von Landesgesetzen und von Schriften über dieselben durchzugehen, daß es aber auch dem theoretischen wie dem praktischen Juristen von großem Nutzen seyn werde, indem jene durch die mitgetheilten Verordnungen und Schriften mit den Rechtsinstituten und Gültigkeit derselben bekannt werden, welche Kenntniß ihnen zur Bildung und Begründung über die Theorie des germanischen Rechts nothwendig ist, diese aber eine genaue Kenntniß der Rechte, welche in dem Lande ihrer Anstellung gelten, erhalten, und zugleich mit den Schriften über die einzelnen Lehen bekannt werden, aus denen sie sich Rathsholen können. — Der Hr. Verf. erwartet von seinen in ganz Deutschland zerstreuten Freunden und ehemaligen Zuhörern, daß sie für die Ausbreitung dieses Werkes sorgen und ihm Berichtigungen und Zusätze zu demselben mittheilen werden.

So eben ist bey mir erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmid (Reinhold), die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Gr. 8. 25 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 6 gr.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

N O V E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

I. Universitäten-Chronik.

Chronik der Universität Marburg im Studienjahre 1831—1832.

Das Prorektorat verwaltete vom 11 September 1831 bis zum 9 Sept. 1832 der Prof. der Rechte, Hr. Dr. *H. E. Endemann*. Bey der Uebergabe desselben an den Prof. der Medicin, Hn. *E. C. J. von Siebold*, schrieb er ein Programm „*de chirographo et exceptione non numeratae pecuniae*.“

Zur Feier des Geburtsfestes S. K. H. des Kurfürsten am 28 Juli 1832 und des S. H. des Kurprinzen und Mitregenten am 20 Aug. 1832 lud Hr. Prof. *Wagner* ein durch zwey Programme „*Chronicon Parium adnotationibus illustratum. P. I et II.*“

Hr. Dr. *Karl Friedrich Hermann* wurde am 14 März 1832 als ordentlicher Professor der alten Literatur von Heidelberg hieher berufen, Hr. Dr. *Cornelius Boek* als außerordentlicher Professor der Archäologie am 28 Dec. 1831 bestellt, und Hr. Dr. *Joseph Rubino* aus Cassel, mit dem Titel Professor, als Lehrer der alten Sprachen und alten Geschichte, am 29 März 1832 hieher versetzt. — Hr. Prof. *Hermann* schrieb als Antritts-Programm „*de conditione atque origine eorum, qui homoei, apud Lacedaemonios appellati sunt*.“

Als Privatdocent habilitirte sich am 26 Oct. 1831 in Fache der Philosophie Hr. Dr. *Conrad Matthias* aus Cassel durch Vertheidigung seiner Dissertation „*de philosophiae in academiis docendae via ac ratione*.“

Im Sommersemester 1832 erhielt derselbe von der Herzogl. Nassauischen Regierung zum Professor an der katholisch-theologischen Facultät designirte Hr. Dr. *Jakob Sengler* aus Frankfurt a. M. die Erlaubniß, philosophische Vorlesungen halten zu dürfen. — Der bisherige Professor der Rechte Hr. Dr. *J. W. Bickell* wurde nach Oßern 1832 an das Oberappellations-Gericht in Cassel versetzt.

Gehaltszulagen erhielten die Professoren Hr. *Zimmermann*, *Justi*, *Hupfeld*, *Löbell*, *Endemann*, *Wenderoth*, *Ullmann*, *Bünger*, *Herold*, *Creuzer*, *Gerling*, *Rehm*, *Suabedissen*, *Hessel*, *Vollgraff*, *Scheffer* und *Hüter*.

Die Fonds sämmtlicher akademischer Institute, mit Ausnahme des zoologischen Cabinets und des philologischen Seminars, wurden beträchtlich vermehrt.

Die juristische Facultät ertheilte am 3 März 1832 Hn. *Carl Sternberg* aus Marburg die Doctorwürde.

In der medicinischen Facultät promovirten die Hnn.: *Ernst Fuhrhans* aus Cassel, am 5 Nov. 1831; *Carl Gustav Philipp Altmüller*, Leibchirurg zu Cassel, am 19 Nov.; *Carl Adolph Gustav Ofius* aus Hanau, am 15 Nov.; *Heinrich Groell* aus Lichtenau, *Hermann Lipprofs* aus Veckerhagen und *Philipp Kothe* aus Mellungen, am 16 Nov.; *Carl Justi* aus Pymont und *Georg Ludwig Bauer* aus Marburg, am 17 Dec.; *Benedict Stilling* aus Kirchhain, am 25 Jan. 1832; *Johann Ludwig Grandidier* aus Cassel, *Julius Emilius Valentin Schütte* aus Cassel und *Georg Friedrich Siebrecht* aus Cassel, am 10 März; *Marius Heinemann* aus Schlüchtern, am 28 März; *Christ. Heldmann* aus Frankfurt a. M., am 29 März; *Fr. Adolph Arnold Heisen* aus Rotenburg, am 30 März; *Johann Gustav Krupp* aus Cassel, am 8 Aug.; *Georg Adelman* aus Fulda und *Johann Georg Ofenstein* aus Fulda, am 22 Aug.; *Friedrich Schreier* aus Marburg, am 4 Sept.; *Ernst Matsko* aus Cassel und *Wilhelm Schirmer* aus Rotenburg, am 6 Sept.; *Georg Friedrich Lambert* aus Fritzlar und *Peter Bäumler* aus Gudensberg, am 8 Sept.

Die philosophische Doctorwürde erhielten die Hnn. *Johann Heinrich Riecken*, Lehrer an der Bürgerschule zu Chemnitz, am 16 Jan. 1832; *Jak. Sengler*, designirter Professor der katholischen Theologie zu Marburg, am 21 März; *Carl Eichhoff*, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Grefeld, am 24 März; *Ludwig*

Heinrich Richard genannt *Bressel* aus Neuwied, am 26 März.

Die Zahl der Studirenden betrug im Wintersemester 1851: 372, im Sommersemester 1852: 401

Der Prolog zu dem neuesten Winter-Lecti-
ons-Kataloge ist diesmal von dem Hn. Prof.
Dr. *Karl Friedrich Hermann* verfaßt worden,
und enthält *Observationes in Platonis rempu-
blicam* lib. VI. p. 505 seq.

II. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der erste Professor der Medicin zu Gies-
sen, Hr. Dr. *Nebel*, hat den Charakter eines
Geheimen Medicinalraths erhalten.

Hr. Prof. *Speck* ist von dem Lyceum zu
Constanz an das Gymnasium zu Freyburg im
Breisgau versetzt worden.

Hr. *Marchese Arditi*, Director des Museo
Borbonico in Neapel, hat vom Könige von
Preussen den rothen Adlerorden 2 Cl. erhalten.

Hr. *Konrad Stephan Matthias*, Licentiat
der Theologie in Greifswald, ist zum außer-
ordentl. Prof. daselbst ernannt worden.

Hr. Prof. *Nörrenberg* in Darmstadt hat
die erledigte ordentl. Professur der Mathema-
tik, Physik und Astronomie auf der Universität
zu Tübingen erhalten.

Hr. Staatsrath *Krug*, Mitglied der Akad.
der Wissenschaften zu Petersburg, ist zum wirk-
lichen Staatsrath befördert worden.

Hr. Dr. *J. Ruft*, ord. Prof. der Theolo-
gie zu Erlangen, ist zum ord. Professor der
Dogmatik, Moral und Apologetik und zum
Mitgliede der theolog. Facultät daselbst mit
Gehaltszulage ernannt worden.

Hr. Oberbibliothekar und Prof. *J. D. Reufs*
zu Göttingen hat von dem Könige von Würt-
temberg den Orden der Württembergischen
Krone erhalten.

Hr. Prof. *Matter*, Inspector der Akademie
zu Straßburg, ist zum Generalstudien Director
an die Stelle des Hn. *Chenedolié*, der in Ru-
hestand versetzt ist, ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Lücke* zu Göttingen hat den
Charakter als Consistorialrath und die Hn.
Professoren *Dissen*, *Müller*, *Albrechts* und
Biume den Hofscharakter erhalten.

Der v. k. Hofrath Hr. *Joseph von Ham-
mer* zu Wien ist vom König von Dänemark
zum Commandeur des Dannebrog-Ordens er-
nannt worden.

Die Hn. Professoren *Adäle* und *Schlof-
fer* in Heidelberg sind vom Großherzoge von
Baden zu Gen. Räten zweyter Classe ernannt
worden.

In Paris ist Hr. *Julien* Professor der chi-
naischen Sprache, Hr. *Elie de Beaumont* Pro-
fessor der Geologie, am Collège de France

Hr. *Dumas*, Prof. der Chemie im botanischen
Garten, Mitglied der Akademie der Wissenfch.:
Hr. *Eugène Burnouf* Mitglied der Akademie
der Inschriften, an *St. Martins* Stelle, und
die 6 erledigten Professuren bey der medicini-
schen Facultät sind mit den Hn. DD. *Forget*,
Dübois (aus Amiens), *Hourman*, *Vidal*, *Mai-
nière* und *Guillot* besetzt worden. Hr. *De
Blainville* hat die von *Cuvier* bekleidete Pro-
fessur der vergleichenden Anatomie am Jardin
des Plantes erhalten, und Hr. *Dulong* ist an
Cuviers Stelle lebenslänglicher Secretär bey
der Akademie der Wissenschaften geworden.

Hr. Prof. Dr. *Falk* in Kiel hat den Cha-
rakter eines Etatsrathes erhalten.

Zu Königsberg ist Hr. Prof. *Schaub*, seit-
her Director des Gymnasiums zu Danzig,
Schulrath bey dem Provinz-Schul-Collegium
und der Regierung, und Hr. Schulrath Dr.
Lucas Director des Kneiphöfchen Gymnasiums
geworden. Hr. Dr. *Richelet*, seither Privatdo-
cent, hat eine außerord. Professur in der phi-
los. Facultät daselbst erhalten. Hr. Dr. *von
Wegnern* ebendaf. ist zweyter evang. Prediger
zu Schaaken in Preussen geworden.

Hr. Prof. Dr. *Struve* zu Dorpat hat den
Charakter eines Staatsrathes erhalten.

Zu Berlin ist der bisherige Redacteur der
Preuss. Staatszeitung, Hr. Hofr. Dr. *John*, zum
Geh. Hofrath ernannt, und Hr. Alumnus-
Inspector *Seebeck*, sowie Hr. Oberlehrer *Salom-
on* am Joachimsthaler Gymnasium haben den
Professor-Titel erhalten.

Hr. Prof. Dr. *Ernst Nizze* ist Director des
Gymnasiums zu Stralsund, Hr. Prof. Dr. *Ferd.
Hasenbalg* Conrector und Hr. Dr. *Friedr.
Cramer* Subrector geworden.

Der Oberlehrer am Gymnasium zu Zerbst,
Hr. *Heinrich Ritter*, ist zum Director dessel-
ben, und Hr. Dr. *Friedr. Sintenis* zum Ober-
lehrer an demselben ernannt worden.

Hr. *Hermann*, seither Rector zu Ottern-
dorf, ist Lehrer der dritten Classe am Gymna-
sium zu Göttingen mit dem Titel eines Con-
rectors geworden.

Der Prof. und Dr. der Theologie, Hr.
Böhmer in Greifswalde, ist von da nach Bres-
lau abgegangen.

Hr. *C. A. Munzel*, Professor der Archi-
tectur, ist von Berlin nach Greifswalde ver-
setzt worden.

Die medicinisch chirurgische Gesellschaft
zu Edinburgh hat den Dr. med. Hn. *Cerhard
von dem Busch* zu Bremen zu ihrem corres-
pondirenden Mitgliede ernannt.

Dem Rector des Lyceums zu Saalfeld, Hn.
Dr. *Friedrich Reinhardt*, welcher sich jetzt
an der lateinischen Bearbeitung der *Voss-
schen* Commentare zu Virgils Landgedichten
beschäftigt, ist, „in Betracht des lobenswer-

then Eifers in seinem Lehramte und seiner Verdienste um die genannte Lehranstalt,“ durch ein höchstes herzogl. Rescript das Prädicat als *Professor* ertheilt worden.

Der seitherige sechste ordentl. Prof. der Rechte auf der Universität Jena, Hr. Dr. *Heimbach*, ist zum vierten nicht akademischen Rath bey dem Gesamt-Oberappellationsgericht daselbst ernannt worden, und hat diese Stelle bereits angetreten.

III. Nekrolog.

Am 18 April starb in Wiesbaden der Prof. der Rechte an der Universität zu Bonn, Dr. *C. A. von Drafte Hülshoff*, noch nicht 39 J. alt.

Am 22 Juni zu Mailand der als Botaniker und Numismatiker ausgezeichnete Ritter *Ludwig Castiglioni*, im 75 Jahre d. A.

Am 6 Juli in Baden-Baden der wegen seiner dramatischen und ästhetischen Schriften geschätzte Schriftsteller, *Ludwig Robert*, geb. zu Berlin im J. 1779.

Am 19 zu Kupferzell der durch Schriften bekannte Gräfl. Erlbachsche Hofrath *Karl Weber*.

Am 28 zu Wien der k. k. Hoftheatersecretär und Dramaturg, *Joseph Schreivogel*, als Dichter auch unter dem Namen *West* bekannt.

Am 30 Juli zu Paris der Präsident des Consistoriums der reformirten Kirche und

seit 50 Jahren verdienstvoller Prediger, *Marron*, 78 J. alt.

Am demf. Tage zu Posen der Regierungs- und Medicinal-Rath, Dr. *Christian Gottlieb von Gumpert*, im 58 Lebensjahre.

In demf. Monate der ausgezeichnete russische Dichter *Romanowitz/ich Derschawin* auf seinem Landgute bey Nowogrod.

Am 16 August zu Bern der Altschultheiß *v. Wattenwyl*.

Am 12 zu Florenz der Abbé *Zannoni*, Antiquar des Großherzogs, Secretär der Akad. della Crusca.

Am 17 zu München der k. baier. Leibarzt und Obermedicinal-Rath Dr. *Jacob von Distelbrunner*.

Am 20 zu Berlin der Prof. *Karl Giesebrecht*.

Am 27 zu Mailand der berühmte Wundarzt, Physiolog und Astronom, *G. B. Paletta*, im 86 Lebensjahre.

Am 31 zu Chelsea der berühmte Physiolog, Baronet *Everard Home*.

Am 21 Sept. zu Abbotsford der berühmte schottische Dichter und Romanenschreiber, Sir *Walther Scott*.

Am 27 zu München der durch seine philosophischen und andere Schriften bekannte Dr. *K. Chr. Fr. Krause*, ehemals Privatdocent an der Universität Jena, geb. zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg d. 14 Mai 1781.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Schriften von *K. O. Müller*,

Professor an der Universität Göttingen, welche im Verlage der Buchhandlung *Josef Max und Comp.* in Breslau erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten sind.

Geschichte hellenischer Stämme und Städte. 1r Band. *Orchomenos* und die *Minyer*. Mit 1 Charte. Von Dr. *K. O. Müller*. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 2r 3r Band. *De Dorier*. Mit einer Charte von Griechenland während des Peloponnesischen Krieges. Von Dr. *K. O. Müller*. gr. 8. 5 Thlr. 18 gr.

Tabula quo Graecia superior, qualis tempore belli Peloponnesiaci inuentis fuit, descripta est a C. O. Müller. Mit dem hiezu gehörigen Texte: *Zur Charte des nördlichen Griechenlands.* Eine Beilage zu den *Geschichten hellenischer Stämme und Städte*,

von Dr. *K. O. Müller*. Royal Folio und gr. 8. 1 Thlr.

Bessere Ausgabe. 1 Thlr. 4 gr.

Charte des Peloponnes, während des Peloponnesischen Krieges, von Dr. *K. O. Müller*, gestochen von *K. Kolbe* in Berlin. Royal-Folio. 18 gr.

Die Etrusker. Vier Bücher. Von Dr. *K. O. Müller*. Eine von der königl. Akademie in Berlin gekrönte Preisschrift. 2 Bände. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Handbuch der Archäologie der Kunst. Von Dr. *K. O. Müller*. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Von allen diesen Werken existiren Ausgaben auf besserem Papier, sorten- und verhältnismäßigem höhern Preise.

Neue Schrift.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Systematische Darstellung der Gebirge und Gewässer Europa's. Zum Gebrauche bey

erweiterten geographischen Unterricht in lateinischen und Real-Schulen. broch. 5 gr.

Je mehr in neuester Zeit auf die *reine Geographie* Rückficht genommen wird, und je weniger man sich mit der Statistik allein begnügt, desto zeitgemäßer und zweckmäßiger erscheint gegenwärtiges Werkchen.

Die Hon. Lehrer in lateinischen und Real-Schulen können solches von jeder Buchhandlung zur Einsicht bekommen, und erhalten bey Einführung in ihren Schulen auf 9 zugleich genommene Exemplare je das 10te frey, obgleich der Preis für das *bereits brochirte* Exemplar — gewiß sehr billig gestellt ist.

So eben erschien bey Unterzeichnetem folgendes, für Geographen, sowie für jeden Gebildeten, interessante Werk:

Die Erde und ihre Bewohner,
ein
Lehr- und Lese-Buch
für

Schule und Haus,
bearbeitet
von

K. Fr. Vollr. Hoffmann.
Zweyte Auflage.

gr. 8. Elegant gedruckt und gebunden.
1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Die erste Auflage dieses Buches erschien vor zwey Monaten, und war 14 Tage nach dem Ercheinen vergriffen; der beste Beweis für die Vortrefflichkeit desselben! Auch sind dem Verleger seit jener Zeit so außerordentlich günstige Urtheile der achtungswertheften Sachkenner und Gelehrten zugekommen, das er „Hoffmanns Erde“ mit voller Ueberzeugung als ein *vorzügliches Lehrbuch für Schulen*, und als ein *höchst interessantes, wahrhaft belehrendes Bildungsbuch für Jung und Alt* hie-mit empfehlen kann.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

So eben ist erschienen, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Evertii Folliveti aurelianensis Fulmen in Aquilam, seu Gustavi Magni, Serenissimi Suecorum, Gothorum, Vandalorum Regis etc. bellum Sueco-Germanicum. Heroico-Politicum Poema. Mit Titelkupfer, Gustav Adolph auf den bezwungenen Adler Blitze herabschleudernd und einer Vignette, Gustav Adolphs Denkstein bey Lützen darstellend, mit sauberem Umschlag. 1 Thlr.

Dieses heroische Gedicht ist wegen seiner

historischen Genauigkeit in Hinsicht der Züge und Schlachten Gustav Adolphs besonders merkwürdig.

Der Sieg bey Lützen am 6 November 1632.
Episch-lyrisches Gemälde von Emil Schmidt.
geh. 2 gr.

Wahrheit und Phantasie, eine Novelle von Victorie. br. 1 Thlr.

Leipzig.

G. Wolbrecht.

Für Thierärzte und Landwirthe.

So eben ist bey Gerhard in Danzig erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lungenseuche des Rindviehes,
von

L. Wagenfeld, königl. preuff. Kreis-Thierarzt zu Danzig.

Mit 5 sauber colorirten Tafeln. gr. 4.
Preis 1 Thlr. 12 gr.

Der Hr. Verfasser, dessen thierärztliche Schriften sich bereits einen ehrenvollen Ruhm erworben haben, sagt in der Vorrede:

„Meine eigenen häufigen Erfahrungen haben mich die Lungenseuche von einer der allgemein angenommenen ganz entgegengesetzten Seite kennen gelehrt;“

und beruft sich auf 14 Krankheitsgeschichten lungenfüchtiger Heerden, die aus den Acten der königl. Regierung zu Danzig genommen sind, aus denen hervorgeht, wie richtig seine Ansichten über die Lungenseuche sind, und wie zweckmäßig seine Behandlung und Kur dieser Krankheit ist. Die Abbildungen sind so sauber colorirt, das sie die Natur getreu wiedergehen.

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Herabgesetzter Preis.

Um vielfältigen Wünschen zu genügen, habe ich mich entschlossen, das bekannte, für jeden Buchhändler, jeden Antiquar und jeden Bücherfreund unentbehrliche

Allgemeine Bücherlexikon
von Wilhelm Hauffius,

sieben Bände in großs Quart, 427 Bogen enthaltend, im Preise zu ermäßigen, und ist dasselbe für 20 Thlr. von mir zu beziehen. Auch einzelne Bände erlasse ich zu verhältnißmäßig billigen Preisen. Später wird ein Supplementband das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Leipzig, im Oct. 1832.

F. A. Brockhaus.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M. L I T E R A T U R - Z E I T U N G.

N O V E M B E R 1 8 3 2.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind in der zweyten Hälfte des Jahres 1832 folgende neue Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Buchholz, Fr., Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, 18r Bd. (Histor. Taschenbuch 15r Jahrg.) Begebenheiten des Jahres 1829. 12. br. 2 Thlr.

Cholera-Archiv, mit Benutzung amtlicher Quellen, herausgegeben von *Albers, Barez, Bartels, Eck, Horn, Klug, Rust* und *Wagner*; 2r Bd. 3 Hefte, mit einer großen fauber illum. Charte über die Verbreitung der Cholera im preuß. Staate bis zum 15 Mai 1832. gr. 8. br. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.

(die Charte einzeln $\frac{2}{3}$ Thlr.)

— — desselben 3r und letzter Bd. in 3 Heften. gr. 8. br. 2 Thlr.

Eggert, F. F. G., (Phys. u. Bergarzt in Eisleben,) der gewaltsame Tod ohne Verletzung. Ein Handbuch für Criminalisten und gerichtliche Aerzte zur Untersuchung der Erhängten, Erstickten, Ertrunkenen, todtgefundenen Neugeborenen und Vergifteten. gr. 8. 2 Thlr.

Hecker, J. F. C., die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter; nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearb. gr. 8. br. $\frac{1}{2}$ Thlr.

— — über die Volkskrankheiten. Eine Rede zur Feier des 38n Stiftungsfestes des königl. med. chirurg. Friedrich-Wilhelms-Instituts am 2 August 1832. gr. 8. br. 3 gr.

Hünefeld, Fr. Ludw. (Prof. in Greifswald), die Chemie der Rechtspflege, oder Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie. gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Küster, S. C. G., (Superint. u. f. w.) die Pfaffen, mit Einleitungen und Anmerkungen, als Handbuch der Erbauung für fromme Gemüther. gr. 8. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Paul, Jean, über das Immergrün unserer Gefühle. 4te Auflage. 12. geh. mit Goldschnitt. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Richter, A. L., (Reg. Arzt u. f. w.) Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Medicin und Chirurgie. gr. 8. 1 $\frac{3}{8}$ Thlr.

— — Beyträge zur Lehre vom Wasserkrebs; ein Nachtrag zu der Monographie dieser Krankheit (aus Vorstehendem besonders abgedruckt). gr. 8. br. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Rust, J. N., Handbuch der Chirurgie. 7r, 8r Bd. gr. 8. jeder Band im Prän. Preis. 3 Thlr.

Schmidt, Jos. Herm., Physiologie der Cholera, mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Tacitus, C. C., sämtliche Werke, übersetzt von Prof. *Wilh. Böttcher*. 2r Bd. (Annalen 11—16.) 8. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Zeitung, medicinische; herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter *Rust's Praefidio*). 1r Jahrg. 1832 vom Sept. bis Dec. 1 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Basilicorum libri LX, post Annibalis Fabroti curas ope Codd. Ms. a *G. E. Heimbachio* aliisque collatorum integrioribus cum scholiis edidit, editos denuo recensuit, deperditos restituit, translationem latinam et adnotationem criticam adjecit *Dr. C. G. E. Heimbach*. 4 maj. Sect. I. 1 Thlr. 8 gr.

Es würde überflüssig seyn, über die Wichtigkeit des Basilikenwerkes etwas zu sagen. Aber das darf von dieser neuen Ausgabe mit Recht gesagt werden, daß sie eine längst gefühlte, sehr bedeutende Lücke in der juristischen Literatur füllt, daß das glückliche Zusammentreffen, die vereinten Kräfte zweyer, der Herausgabe ganz hingegebenen, gleichbediegen gelehrten Brüder benutzen zu können.

dem Werke seinen Werth unbedingt verbürgt, daß ich in Gestattung der Reifen nach Frankreich und Italien sehr gewichtige Opfer nicht gescheut habe, um diesem Hauptwerke den größtmöglichen Grad der Vollkommenheit zu verschaffen, und daß die dadurch erlangten Resultate weit über Erwarten günstig ausfallen. Die einzige große *Fabrot'sche* Ausgabe ist sehr schwer zu bekommen, ist bey allen Mängeln über Gebühr theuer, und wird durch diese *Heimbach'sche* Bearbeitung um so mehr in Schatten gestellt werden, als der aus allen noch nicht benutzten Quellen berichtigte und bereicherte Text eine, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaften genügende, neue Uebersetzung erhielt, und in den Anmerkungen alles gegeben ist, was Kritik und Literatur erheischen. Die Marginalien erhöhen die Leichtigkeit des Gebrauchs, so wie ein am Schlusse des Ganzen gegeben werdender Index und Glossarium den Wünschen aller Brauchenden entsprechen sollen.

Das Ganze dürfte 350 Bogen stark werden, und wird in Lieferungen von je 20 Bogen ausgegeben, deren jede

auf Velinpapier 1 Thlr. 8 gr.
auf extrafeinem starkem Velinp. 2 Thlr.

kostet, und von 3 zu 3 Monaten regelmäßsig erscheint.

Ich darf ohne weitere Empfehlung wohl die Bitte wagen, diesem großen Unternehmen, das als rühmlicher Zeuge für deutsche Gelehrsamkeit und deutschen Fleiß sich dem Würdigen in der neueren Literatur anreihet, durch recht zahlreiche Unterzeichnung die kräftigste Förderung angedeihen zu lassen.

So eben hat folgendes in meinem Verlag erschienene Kupferwerk die Presse verlassen, und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Beyträge zur Naturgeschichte der Urwelt.
Organische Reste (Petrefacten) aus der Altenburger Braunkohlen-Formation, dem Blankenburger Quadersandstein, Jenaischen bunten Sandstein und böhmischen Uebergangsgebirge. Von Dr. J. C. Zenker, Prof. zu Jena. Mit VI illum. Kupfertafeln. gr. 4. VIII u. 67 S. Cartonirt. 3 Thlr.

Ich beile mich um so mehr, die Erscheinung desselben dem respect. Publicum anzuzeigen, als ich hoffen darf, daß die Auswahl der darin behandelten Gegenstände nicht allein dem Mineralogen, namentlich Geologen und Geognosten, sondern auch dem Botaniker und Zoologen von großem Interesse seyn werde. Aus der Altenburger Braunkohlenformation sammt das merkwürdige vom Vf. *Retinoden-*

tron pityodes genannte Holz und die cacao-ähnlichen Palmenfrüchte (*Baccites cacoides*), aus dem Blankenburger Quadersandstein die schönen zur Gattung *Credneria* gehörigen Blätter. Das böhmische Uebergangsgebirge liefert einen neuen Krint (*Scyphocrinites elegans*) und mehrere Trilobiten, welche größtentheils ganz neuen Gattungen beyzuzählen sind. Die bunte Sandsteinformation aus der nächsten Umgebung von Jena gewährte gleichfalls durch 2 neue zweyschälige Conchylien und die Knochen von 4 Arten krokodill- oder eidechsenähnlicher Thiere interessanten Stoff, so daß hier 22 neue oder früherhin wenig genau gekannte Arten unter 13 Gattungen lateinisch und deutlich charakterisirt, ausführlich beschrieben und auf 6 Tafeln farbig dargestellt werden konnten. Das weiße Papier und der scharfe schöne Druck werden hoffentlich gleichfalls ihre Anerkennung finden.

Jena, d. 12 Nov. 1832.

Friedrich Mauke.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu finden:

Commentarius grammaticus criticus in vetus Testamentum, scripsit F. J. V. Maurer, phil. Doct.

1ste Lieferung, Subscriptions-Preis für das Ganze in circa 48 Bogen Lexikon-Format 2 Thlr. 6 gr.

Die vielfache Aufmerksamkeit, welche bereits der vor einigen Monaten ausgegebene Prospectus erregte, läßt uns mit Grund hoffen, daß die jetzige Erscheinung der ersten Lieferung dem ganzen theologischen Publicum willkommen seyn werde.

Der *Commentar* bezweckt, aufser der Erleichterung und Belebung des hebräischen Sprachstudiums auf Schulen und Universitäten, auch die unmittelbare Förderung der grammatischen Interpretation des alten Testaments, so wie er über zahlreiche Stellen desselben neues Licht verbreitet. Er dürfte demnach den gelehrten Theologen nicht weniger, als den Gymnasialen und Studirenden, von vielem Werthe seyn.

Wir bemerken nur noch, daß im Verlauf der Arbeit der als Prospectus ausgegebene 1ste Bogen dem Hn. Verfasser dem gestellten höheren Zwecke in sofern nicht angemessen erschien, als derselbe mit allzu vieler Rücksicht auf den Anfänger ausgearbeitet war. Demnach wurde solcher mit Vermehrungen und Veränderungen umgearbeitet, ohne daß der ursprüngliche Plan: „das Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren,“ gestört worden wäre.

Die beiden fehlenden Lieferungen erscheinen in möglichst kurzer Frist.

Leipzig, den 28. Oct. 1852.

Schaarschmidt u. Volckmar.

In der *J. Reitmayr'schen* Buchhandlung in Regensburg sind erschienen, und zu haben:

Lehrbuch der Lithographie, oder leicht falscher Unterricht, um in kurzer Zeit alle Arten des Steindrucks vollkommen zu erlernen. Mit der Erklärung nicht nur aller bekannten Manieren, sondern auch der neuesten Erfindungen in dieser Kunst; nebst der Beschreibung und Abbildung einer zu jeder Manier tauglichen leicht zu handhabenden Druckpresse. Verfasst von *K. Sennefelder*, Bruder des Erfinders der Steindruckerey. 8. br. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Inhalt: 1) Um mit einer Stahlfeder und chemischer Tinte auf Stein zu schreiben u. f. w. und abzdrukken. 2) Mit der Tinte gespritzte Manier. 3) Mit der Tinte und der Radirnadel getufchte Manier. 4) Ausgesparnte oder ausgeschabene Tintenmanier, dass die Zeichnung u. f. w. weifs, das Papier aber schwarz, roth oder in einer anderen beliebigen Farbe erscheine. 5) Dieselbe Manier ohne das Ausschaben auf eine leichtere Art. 6) Holzschnitt-Manier. 7) Schwarze Manier oder *Aqua Tinta*. 8) Geschabene Manier in Gestalt der *Aqua Tinta*. 9) Kreidemanier, oder mit chemischer Kreide auf Stein zu zeichnen und abzdrukken. 10) Kreidemanier mit beliebigen Tonplatten. 11) Farbendruck mit Tonplatten. 12) Farbendruck mit Wasserfarben u. f. w. auf Papier, Leinwand, Percal, Seide u. f. w. 13) Um von einem Stein zwey verschiedene Oelfarben zugleich abzdrukken. 14) Gold- und Silber-Druck. 15) Weisses oder gefärbtes Basrelief-Druck. 16) Ueberdruck auf Porzellan, Steingut, Blechwaaren, Holz, Tabacksdosen u. f. w. 17) *Fac Simile*, oder jede Handschrift auf Stein überzutragen und abzdrukken. 18) Alten oder neuen Buch-, Kupfer-, Musik- und Stein-Druck auf Stein überzutragen, ohne das Original zu beschädigen. 19) Alte und neue Kupferstiche u. f. w. auf Stein überzutragen, um sie gleich wieder nachzumachen und abzdrukken. 20) Kupferstiche u. f. w. auf Stein überzutragen, welche aber nachgemacht werden müssen. 21) Um mit einer Radirnadel in Stein zu graviren und abzdrukken. 22) In den Stein gleich auf Kupfer mit der kalten Nadel zu zeichnen, in die Tiefe zu ätzen und abzdrukken — Verbesserung der Fehler für jede Manier einzeln angegeben. — Behandlungsart des Abdrucks und

Verfertigung der Druckfarben für jede Manier. — Anleitung zum Steinschleifen für jede Manier, nebst Belehrung über die gehörige Vorficht bey dem Feuchten der verschiedenen Papiere und allen nöthigen Bemerkungen für den Drucker über Einschwärzen, Reinigen, Behandlung, Conservirung, und Aufbewahrung der Steine. — Abbildung und Beschreibung einer guten, billigen und leicht zu handhabenden Druckpresse.

Gnadenbild, das, auf Maria Culm. Eine Legende aus sehr alter Zeit, von dem Verfasser der rührenden Erzählungen für die Jugend. 8. br. 24 kr. od. 6 gr.

Klusmann, Fr., die Wahrsagerin. Novelle aus dem Leben gegriffen. 8. br. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr.

Suspensions-Process des Pfarrers *Königsberger*. 8. br. 12 kr. od. 3 gr.

Melodikon. Eine Auswahl vorzüglich beliebter Tonstücke für das Pianoforte. 6s Heft. 12 kr. od. 3 gr.

Orphea. Eine Sammlung auserlesener Gesangsstücke mit Begleitung des Pianoforte, oder der Guitarre. 4s Heft. 15 kr. od. 4 gr.

Türk, D. G., 150 vier- und zweyhändige Klavierstücke. Nach dem Fortschreiten der Anfänger geordnet; mit dem nöthigen Fingersätze und der Erklärung der darin vorkommenden Zeichen- und Kunst-Wörter versehen, von *G. F. Kutschker*. 2s u. 3s Heft. à 1 fl. od. 16 gr.

Bey *Gerhard* in Danzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen, von *Otto von Deppen*. 8. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Preussenlieder, von *Otto von Deppen*. 8. br. Preis 8 gr.

Saitenklänge, von *Emil Hecker*. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Neues Odeum, von *Gustav Lüning*. Eine Sammlung deutscher Gedichte ersten und scherzhaften Inhalts, zur geselligen Unterhaltung in freundschaftlichen Kreisen. Nebst einem Anhang in Prosa. Taschenformat. br. Preis 8 gr.

Neuer Verlag der *Creutz'schen* Buchhandlung in Magdeburg.

Die Entlarvung der asiatischen Cholera; eine auf Erfahrung gegründete Systematik, von *Dr. P. E. Streicher*. 1 Thlr.

Deutsche Wandvorschriften für Volksschulen, von *C. A. Nicolai*. Neue Auflage. 1 Thlr.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Cousins Bericht über Preussens Schulwesen.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Cousin, Staatsrath u. s. w., *Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland.*

2te Abtheilung:

Elementarschulen und Seminarien im

Königreich Preussen,

übersetzt und mit zahlreichen Anmerkungen begleitet von

Dr. J. C. Kröger,

Katecheten am Waisenhaus in Hamburg.

Altona, b. *Hammerich*. 24 Bogen in gr. 8.
1 Thlr. 21 gr.

Der Leser erhält hier eine geordnete Uebersicht des meisterhaften preuss. Schulwesens, zum Theil nach ungedruckten Documenten, welche dem Hn. Verf. von der preuss. Regierung nebst anderen Hülfquellen bereitwillig mitgetheilt worden. Hiedurch ward es nur möglich, ein *so vollkommenes* Werk als das vorliegende zu liefern.

III. Erklärung.

Einige meiner Zuhörer haben vor Kurzem meine Vorträge über Ipecielle Pathologie und Therapie nach einem höchst unvollständigen, sehr unrichtig nachgeschriebenen, ja häufig baaren Unsinn enthaltenden Collegienhefte ohne mein Wissen abdrucken lassen. Ein eben so fehlerhafter Nachdruck ist sicherem Vernehmen nach zu Heidelberg veranstaltet worden. Indem ich das ärztliche Publicum von diesem Unfuge in Kenntniß setze, bitte ich dasselbe mit dem Urtheile über meine medicinischen Forschungen noch einige Monate zurückzuhalten: meine „*Naturgeschichte der europäischen Krankheiten*“ wird demnächst erscheinen.

Würzburg, im Juliushospital, Nov. 1832.

Dr. Schönlein.

IV. Vermischte Nachrichten.

Freiburg im Breisgau, im November 1832.
— Die Lehrkanzel der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät der hie-

figen Hochschule ist noch erledigt, und soll so lange durch einen Supplenten verfehen den, bis sie einem Lehrer von literarischer Bedeutung und gediegenem Charakter übertragen werden kann. Die dafür bestimmte fixe Befoldung beläuft sich auf 1200 bis 2400 fl.; je nach der Auszeichnung und den früheren Verhältnissen des eintretenden Ordinarius. Was dieser Stelle überdies einen besonderen Reiz verleiht, ist die Lage der Stadt Freiburg in einer der schönsten Gegenden von Süddeutschland, die Wohlfeilheit der Lebensmittel daselbst und der humane gefellige Ton, welcher unter ihren Bewohnern herrscht. Die Universitäts-Bibliothek besitzt einen seltenen Reichthum besonders von älteren kirchenhistorischen Werken, und eine im Fache der Patristik beynahe vollständige Literatur. Auch läßt es sich von unserer aufgeklärten Regierung mit Zuversicht erwarten, daß sie rein wissenschaftlichen Leistungen sowohl hinreichenden Schutz gewähren, als dieselben durch wohlwollende Anerkennung ermuntern und befördern wird.

In Straßburg hat sich ein Verein würdiger Gelehrten gebildet, um dem unvergesslichen Wiederhersteller des praktischen Christenthums, *Philipp Jacob Spener*, am 2ten Säculartage seiner Geburt, den 25 Jan. 1835, in der Kirche seines Geburtsortes Rappoltsweiler im Ober-Elfaß eine Gedächtnisfeier zu halten. Eine gedruckte Ankündigung giebt genauere Nachricht von der Art der beabsichtigten Feier, und meldet zugleich, daß Hr. Prälat Dr. *Hüffel* in Carlsruh, Hr. Dr. *Ernesti* in Coburg, Hr. Oberhofprediger Dr. *von Ammon* in Dresden, Hr. Vicesenior Dr. *Benkhard* in Frankfurt a. M., Hr. KR. Dr. *Schwarz* in Heidelberg, Hr. Pfarrer *Münzenberger* in Lübeck, Hr. GR. Dr. *Justi* in Marburg, Hr. Pfarrer *Graf* in Mühlhausen, Hr. GR. Dr. *Schuderoff* in Ronneburg, Hr. Kirchen- und Schul-Inspector *F. W. Spener* zu Sulzbach (ein Abkömmling eines Bruders vom sel. *Spener*), Hr. Prof. Dr. *Stuedel* in Tübingen, Hr. Antistes *Gesner* und Hr. Chorherr *Uferi* in Zürich zu diesem Zwecke mitzuwirken, und die ihnen zugetheilten Beyträge nach Straßburg zu befördern sich bereitwillig erklärt haben. In Straßburg selbst aber nimmt nunmehr, nach dem am 27 Jun. d. J. erfolgten Tode des sel. Prof. Dr. *Dahler*, Hr. Prof. *Herrensneider*, als Präsident des Vereins, die darauf bezüglichen Mittheilungen und Beyträge an.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

N O V E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

Oeffentliche Lehranstalten.

Pforta.

Das wichtigste Ereigniß in dem Schuljahre von Michaelis 1831 bis Michaelis 1832 war unstreitig die Anstellung des neuen Rectors Hn. Dr. *Kirchner*, der am 1 Mai 1831 sein Amt angetreten, und seitdem zum Heil der Anstalt unausgesetzt verwaltet hat. Die Einführung erfolgte unter den herkömmlichen Feierlichkeiten, die in dem neuesten, am 1 Nov. d. J. ausgegebenen Programme beschrieben sind. Das Collegium besteht nach den Angaben des Programms jetzt aus folgenden ordentlichen Lehrern: Prof. Dr. *Wolff*, Prof. *Jacobi*, geistlicher Inspector und Prof. *Schmieder*, Prof. *Koberstein*, Prof. Dr. *Jacob*, Prof. Dr. *Steinhart* und den Adjuncten, Dr. *Jacobi*, *Buttmann*, Dr. *Lorentz* und Dr. *Büchner*. In den schönen Künsten ertheilen Unterrichts der Musik-Director *Kötschau*, der Tanzlehrer *Roller*, der Zeichenlehrer Prof. *Oldendorp*, im Schreiben der *Kirchner Gräßner*. Eine der Professuren, die des Diakonus, welche bis zum Juni 1831 von dem jetzigen Prediger *Nalop* zu Zechlin verwaltet wurde, ist noch unbefetzt, und die Entscheidung ist höheren Orts noch nicht gegeben, ob diese Stelle in der früheren Art und Weise besetzt, oder eine sonstige Aenderung, welche die Verhältnisse der Schule nothwendig machen, bey dieser vorgenommen werden soll. Die neue Besetzung wird dringend gewünscht.

Die Zahl der Schüler betrug vor der Aufnahme und Versetzung zu Michaelis 1831 gerade 190 Schüler, eben so viel nach der Aufnahme und Versetzung zu Ostern 1832. Ueber 200 darf die Zahl der Zöglinge verfassungsmäßig nicht steigen. Von jenen 190 Schülern verließen zu Ostern 13 Inländer die Anstalt; zu Michaelis gingen 3 ab. Zu anderen Be-

rufsarten gingen 3 Schüler über, 7 begaben sich auf andere Schulen, 4 wurden wegen größerer Vergehungen von der Anstalt entfernt, und einer seinen Anverwandten zurückgeschickt, einer entfernte sich heimlich.

Die Schul-Bibliothek ist sowohl von Seiten der hohen Behörden als durch die Gschenke mehrerer Freunde und Gönner der Anstalt, sowie der ehemaligen Schüler, auch in diesem Jahre bereichert worden. Eben so erhielt die Lesebibliothek der Alumnen und der physikalische Apparat mehrere Vermehrungen. Für ehemalige Schüler der Pforte dürften die in diesem Programme beschriebenen Feierlichkeiten am Gedächtnistage der im Laufe des Jahres verstorbenen Portenser, sowie die Feier des Bergtages, von einem besonderen Interesse seyn. Das auswärtige Publicum wird auch die einleitenden Worte des Rectors nicht ohne Theilnahme lesen, sowie die nochmalige Erwähnung der unter dem 8 März 1831 von dem Provinial-Schul-Collegium der Provinz Sachsen in Druck gegebenen *Bekanntmachung für Eltern und Vormünder, welche ihre Kinder und Pflégbefohlene der Landeschule Pforta übergeben wollen* (17 S. 4.), ein Nutzen für alle diejenigen ist, welche in der genannten Beziehung mit der Landeschule in Verbindung zu treten beabsichtigen. Dieser neue Abdruck ist in mehreren wesentlichen Punkten von dem früheren Drucke, der auch in *Seebode's Archiv für Phil. und Pädagogik* 1826. H. II. S. 111—123 sich findet, verschieden.

Den erwähnten Schulnachrichten ist ein vom Hn. Adjunct *Aug. Buttmann* verfaßtes Programm: *Quaestiones de Diccaearcho eiusque operibus quae inscribuntur Blos 'Ελλάδος et 'Αναγραφή 'Ελλάδος* vorangeschickt, in welchem zugleich ein *Specimen Collectionis omnium Diccaearchi fragmentorum instituendae* gegeben ist. (Naumburg, in der Klaffenbach'schen Buchdruckerey 60 S. 4.)

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Literarische Neuigkeiten.

Von uns sind so eben verandt und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele; herausgegeben von *F. W. Gubitz*. Zwölfter Jahrgang, für 1833. Inhalt: Der Empfehlungsbrief. Lustspiel in vier Aufzügen, von *Dr. C. Töpfer*. — Künstler-Liebe, oder die moderne Galathe. Lustspiel in einem Aufzuge von *F. W. Seidel*. — Margarethe. Poffenspiel in einem Act von *C. v. Holtei*. — Der Mytiker, oder die Schuld. Lustspiel in einem Aufzuge von *Wilh. v. Lüdemann*. — Die Gefangene. Trauerspiel in einem Aufzuge, von *W. Itter*. — Der Graf und der Bürger. Trauerspiel in vier Acten, von *Dr. Schiff*. Preis 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von *Karl Simrock* und erläutert von *Karl Simrock* und *Wilh. Wackernagel*. Zwey Theile. Mit dem Bildnis des Walther von der Vogelweide. Preis: 2 Thlr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Dänemarkss zu haben:

Geschichte der letzten 50 Jahre,
von

C. F. E. Ludwig,

Dr. der Philosophie, herzogl. gothaischem Rath und Mitredacteur der literarischen Blätter der Börsehalle in Hamburg.

2ter Theil.

gr. 8. Altona, b. Hammerich. 33 Bogen.
2 Thlr.

Dieser 2te Band — „die Geschichte der franz. Revolution von der Berufung der Notabeln bis zum Sturz der Schreckensregierung oder dem Tode Robespierres“ — enthaltend, ist an alle Buchhandlungen verandt, und es bedarf gewiss nur dieser Anzeige, um alle Freunde der Geschichte zu veranlassen, diesem Werke, das wegen seines Stils und seiner historischen Genauigkeit einen hohen Platz in unserer Literatur einnehmen wird, einer Durchsicht zu würdigen. Schon der 1ste Band, obgleich nur die Einleitung enthaltend, hat ungemeine Sensation erregt, und unsere vorzüglichsten Journale (namentlich *Pölitiz Jahrbücher*) haben die günstigsten Urtheile darüber gefällt, und die philosophische Facultät in

Kiel dem Hn. Verf. vorzugsweise wegen dieses Werkes, die Doctorwürde ertheilt.

In der *Nauckfchen* Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen verandt:

Friedrich der Große.

Eine Lebensgeschichte von *J. D. F. Preufs*. Erster Band mit einem Urkundenbuch in gr. 8. Subscriptionspreis für diesen Band auf Druckpap. 2 $\frac{3}{4}$ Thlr., auf Schreibpap. 3 $\frac{3}{4}$ Thlr., auf Velinpap. 4 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Das ganze Werk wird aus 4 Bänden bestehen, und bis zur Ostermesse 1833 vollendet; alsdann tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. Vollständige Anzeigen über dieses wichtige Werk sind in jeder Buchhandlung unentgeltlich zu haben.

Ferner ist in derselben Buchhandlung erschienen:

Ist Friedrich der Zweyte, König von Preussen, irreligiös gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung von *J. D. E. Preufs*. 2te Aufl. in 12., geh. $\frac{7}{8}$ Thlr.

Anzeige für Studien-Anstalten.

Im Verlage der *Karl Kollmann'schen* Buchhandlung in Augsburg ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

M. Tullii Ciceronis Orationes pro Lege Manilia, in L. Catilinam, pro A. Licinio Archia poeta, pro T. Annio Milone. Mit historischen, antiquarischen und grammatischen Anmerkungen zum Schulgebrauche
von

Fr. Jos. Reuter,

k. b. Prof. am kath. Gymnasium in Augsburg. 1831. gr. 8. sehr schön gedruckt 1 fl. 12 kr. oder $\frac{3}{4}$ Thlr. fächf.

Es schien ein Bedürfnis zu seyn, von den vorzüglicheren Reden des Cicero eine Schulausgabe mit solchen Anmerkungen zu haben, welche für praktische Lectüre geeignet wären, damit eines Theils mehrere Reden gelesen werden könnten, als dies geschehen kann, wenn die Schüler bloße Textausgaben in den Händen haben, bey welchen der Leser durch die Erklärung jedes einzelnen Falles zu lange aufgehalten wird, und dem grösseren Theile der Schüler doch wieder vieles Erklärte entgeht; anderen Theils der jugendliche Geist Anregung zum Selbstdenken und ernster Prü-

fung erhalte, worauf bey der Behandlung der Classiker in Schulen vorzügliche Rücksicht genommen werden muß. Zu diesem Zwecke wurden die angezeigten Reden bearbeitet, so daß die historischen und antiquarischen Erklärungen etwas ausführlicher, die aber über die Sprache, Grammatik, Bedeutung der Wörter, die oratorischen Wendungen und Figuren, der Ideengang theils nur kurz, theils nur andeutungsweise durch Fragen, Parallelfstellen, Hinweisung auf die Grammatik und Ausführung der bemerkenswertheften Lesearten gegeben werden. Durch die Einleitungen in die einzelnen Reden und die Zergliederung des Inhalts ist das Verständniß derselben erleichtert u. s. w. Zugleich kann eine solche Ausgabe dem Lehrer als Leitfaden dienen. — Mit dieser Ausgabe steht folgende in Verbindung:

M. Tullii Ciceronis Orationes

pro Sexto Roscio Amerino, in C. Verrem Actio prima; pro P. Sulla, pro Q. Ligario, pro rege Dejotaro, Philippica secunda.

Mit grammatischen, kritischen, historischen und antiquarischen Anmerkungen zum Schul- und Privat-Gebrauche

von

Fr! Jos. Reuter,

k. b. Prof. am kath. Gymnasium zu Augsburg. 1832. gr. 8. sehr schön gedruckt 1 fl. 36 kr.

oder 1 Thlr. lächl.

Diese Ausgabe ist für *curforische*-Lectüre in Schulen und für das *Privatstudium* bestimmt. Denn es möchte wohl kein einsichtsvoller Schulmann in Abredè Rellen, daß *statarische* und *curforische* Behandlung der Classiker verbunden am sichersten zur Erreichung des wichtigen Zweckes, aus welchem das classische Studium in gelehrten Schulen mit vollem Rechte zur Hauptaufgabe gemacht wird, führen können, da durch jene der Geist des Schülers zu ernsterem und tieferem Denken geweckt und geschärft; durch diese aber ihm ein reicher Stoff vielseitiger Ideen, ein besserer Ueberblick über die ganze, vom Schriftsteller behandelte Materie der Form und dem Inhalte nach gegeben wird, und die bey der statarischen Behandlung gegebenen Erläuterungen oft weiter begründet werden, wodurch der Geist des Schülers in formeller und materieller Hinsicht gebildet wird. Der Nutzen einer solchen curforischen Lectüre ist aber nur sehr einseitig, wenn nicht dem Schüler eine Ausgabe in die Hand gegeben wird, in welcher er alle zum Verständniß des Classikers nöthigen Anmerkungen findet, welche er für sich zu studiren hat, wobey auch sein Privatfleiß in dieser Beziehung am sichersten geleitet wird. — Zu diesem Zwecke wurden die angezeigten Reden Ciceros in der Art bearbeitet, daß Alles, was

in Betreff der *Sprache*, d. i. der Grammatik, Bedeutung und Confruction der *Wörter*, der Synonymik und Redensarten, ferner der *Sachen* in historischer und antiquarischer Beziehung, die Entwicklung des Ideenganges, der Andeutung der Tropen, Figuren, Beweise, Schlüsse und sonstigen oratorischen Wendungen, der Einleitungen in die Reden u. s. w. zum Verständniß nothwendig schien, erörtert und mit den nöthigen Belegen durch Citate versehen wurde, doch in dem Mafse, daß nicht durch unnöthige Ausdehnungen in die Länge und Breite der Lehrer und Schüler bey der Durchlesung ermüdet werden. Das beygefügte Inhalts-Verzeichniß zu den Anmerkungen erleichtert den Gebrauch des Buches.

Bey Abnahme einer *Partie Exemplar* für Schulen wird auf 5 eins gratis gegeben.

Oken's Naturgeschichte.

Vielfache Anfragen bestimmen mich, nochmals zu erklären, daß hinsichtlich des *Erscheinens*, der *Ausstattung* und des *Umfangs* der schon früher ausführlich angezeigten

Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände

von

Hofrath *Oken*,

6 Bände: Jeder zu 6 Lieferungen von 6 Bogen, Preis 18 kr. — 5 gr. für die Lieferung

pünctlich Wort gehalten wird. Die erste Lieferung (mit dem, meisterhaft in Stahl gestochenen, Porträt des Verfassers) wird demnach Ende December dieses Jahres ausgegeben, und das Ganze in zwey Jahren vollendet seyn. Weder der Hr. Verfasser, noch der Verleger können sich entschließen, die Herausgabe des Werkes zu übereilen, desto eher aber den Erwartungen der Subscribenten vollkommen entsprechen.

Stuttgart, im November 1832.

Carl Hoffmann.

Bildungsschrift, als Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk.

Bey *F. von Ebner* in Nürnberg ist so eben erschienen:

Stahl, K., geb. *Dumpf, Rosalinde*, oder *die Wege des Schicksals. Den Töchtern gebildeter Stände gewidmet.* Mit 1 Kupferstich. 8. in elegantem Umfchlage. 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Bey *Georg Joachim Götschen* in Leipzig sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

*Abend-Unterhaltungen
für Kinder,
von Ernst von Houwald.*

Erstes Bändchen mit 4 Kupfern, elegant gebunden 1 Thlr.

Der Inhalt dieses neuen Geschenks, welches der gefeierte Verfasser der Jugendwelt darbietet, besteht in dreÿ Erzählungen, einem Drama und einem Märchen. Dasselbe Interesse, welches den *Bildern für die Jugend*, sowie dem *Buch für Kinder gebildeter Stände*, zu Theil wurde, wird auch diesen Abend-Unterhaltungen nicht fehlen, welche sich würdig an jene Werke anschließen.

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Von *Krusenstern Reise um die Welt*, 3 Theile. 16. Mit 14 schwarzen Kupfern. Berlin, b. *Haude und Spener*, 1811—12. Ladenpreis 5 Thlr. 3 gr. gebe ich eine kleine Anzahl Exemplare für 1 Thlr. 12 gr.

A. Asher in Berlin.

III. Vermischte Anzeigen.

An deutsche Schriftsteller.

Ein junger Buchhändler, in Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, wünscht sein Verlagsgeschäft durch Werke von wissenschaftlichem Werthe und allgemeinem Interesse zu vermehren und zu beleben. Aus Mangel an hinreichender Bekanntheit und einer gewissen Schüchternheit, die ihm einen persönlichen Antrag schwer macht, wählt er den Weg einer öffentlichen Aufforderung. Achtungswerthe Gelehrte, welche ihr eine geneigte Aufmerksamkeit schenken wollen, werden ersucht, ihre Anträge und resp. *Manuscripte* unter der *Chiffre: A. i. Z. franco* an Hn. *Friedrich Fleischer* in Leipzig einzufenden, welcher die richtige Beförderung und Sicherheit der Zusendungen zu *garantiren* sich freundlichst erboten hat, und gern jede Auskunft über die Person des Bittstellers geben wird *). Eine bestimmte Erklärung über die Annahme oder Nichtannahme, im Verlauf weniger Wochen, von der Zeit des Empfanges an, wird hiemit zugesichert. ****.

*) Bestätige ich mit Vergnügen.

Friedrich Fleischer.

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage im November-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 81—88 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Amelang in Berlin 205.	Haude u. Spener in Berlin E. B. 87.	Schaarschmidt u. Volkmar in Leipzig 206. 207.
Arnold in Leipzig u. Dresden 206. 214.	Heinrichshofen in Magdeburg E. B. 87.	Schulz u. Wundermann in Hamm E. B. 81.
Bachelier in Paris 215.	Herold u. Wahlstab in Lüneburg 217. 218.	Sieghart in Penig 208.
Bäcker in Essen 203. 204. 209.	Heyer in Gießen 201—203	Steuber in Rinteln 217. 218.
Brockhaus in Leipzig 219.	Hoffmann in Stuttgart 208.	Stuhrsche Buchh. in Berlin 202.
Galve in Prag 210—212. 216.	Hoffmann in Weimar 280.	Taubert in Zittau E. B. 87.
Cotta in Stuttgart u. Tübingen 213. 214.	Kecht in Berlin 219.	Teubner in Leipzig E. B. 86.
Edler in Hanau 203.	Keyfersche Buchh. in Erfurt 214.	Universitäts-Buchhandl. in Freiburg 218.
Enpel in Sondershausen E. B. 83.	Langewiesche in Iserlohn 215. 219 (2).	Weidemann in Merseburg 204.
Focke in Leipzig 214.	Mayer in Aachen 204.	Wild in Naumburg E. B. 85.
Frieße in Dresden u. Pirna 219.	Michel in Löwen 204.	Wilmans in Frankfurt a. M. E. B. 85 (3).
Götschen in Leipzig E. B. 81.	Reimer in Berlin 217. 218.	Zeh in Nürnberg u. Leipzig E. B. 81. 88.
Gräbner in Weimar 209 (2).	Rein in Leipzig E. B. 87.	
Gyldendal in Copenhagen E. B. 84. 85.	Rubach in Magdeburg 207.	
Hahnische Hofbuchh. in Hannover E. B. 82. 83. 86.		

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Götschen: *Die Seeräuber*. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von *Ernst v. Houwald*. 1831. 232 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach ziemlich langem Stillschweigen tritt die dramatische Muse des Vfs. mit diesem Trauerspiel hervor, das zu einer Menge von Bemerkungen Anlaß giebt. Die Gaben des Dichters sind vielfach und in ihrem ganzen Umfange anerkannt worden, und Hr. v. H. hat, trotz *Börne's* kaufmännischen Beurtheilungen, im Ganzen genommen Ursache, mit der Milde der Kritik zufrieden zu seyn. Niemand hat ihm bisher ein achtbares lyrisch-dramatisches Talent, viel Reiz der Sprache, eine geschmackvolle Behandlung verwickelter Stoffe, und poetische Erhebung in einzelnen Stellen abgesprochen. Es ist aber die Frage, ob der Dichter seit seinen ersten Leistungen im Drama, welche mit einer großen Theilnahme empfangen wurden, in der Kunst fortgeschritten sey oder nicht; ob seine letzten Arbeiten, ob die *Seeräuber*, seine früheren, *das Bild*, *die Feinde*, *Fluch und Segen*, *den Leuchthurm*, an Würdigkeit der Idee, an dramatischer Wirksamkeit, an Tiefe der Weltanschauung, an Seelenmalerey, an formeller Vollendung, übertreffen. Wir beklagen, diese Frage nicht unbedingt bejahen zu können, und dieß um so mehr, als ein schönes Talent in ihm durch einen Mangel an Ernst in ein unbedeutendes überzugehen droht.

So viel schöne Stellen, so viel einzelne glückliche Pinselstriche, ja selbst, so viel dichterische Erhebung, diese Tragödie auch unverkennbar verkündet, sie leidet als Kunstwerk an zwey unermesslichen Fehlern. Es fehlt ihr an *Einheit*, und es fehlt ihr an *Pathos*. In allen formellen Beziehungen, in geschickter Entwicklung der Fabel, in wirklamer Anordnung der Scenen, in vielseitiger Charakteristik und in harmonischem Ausdruck zeigt der Dichter sichtbare Fortschritte: allein das wahre und durchdringende Verständniß der Tragödie, die Gemeinschaft mit dem dramatischen Genius überhaupt, scheint dem Vf. der *Seeräuber* so wenig, wie dem des *Bildes*, aufgegangen zu seyn. — Diesen Vorwurf ist Rec. zu belegen verbunden. Doch zuvor ein Wort von der Fabel selbst.

Diese ist in wenigen Zügen folgende. Silvano, des Herzogs von Venedig Pflugesohn und Geliebter

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

seiner Tochter Flaminia, ist verschwunden. Er weist sich aus als der Sohn des Fürsten der Seeräuber, mit welchen Venedig in einem alten Kampf begriffen ist. Vater und Sohn erscheinen als Abgesandte, fordern die Braut und bieten einen ewigen Frieden. Der Herzog, in dem Fürsten seinen alten und von ihm verfolgten, vertriebenen Nebenbuhler erkennend, verweigert. Die Seeräuber entführen die Braut und zwölf andere Jungfrauen vom Altar. In Curzola, ihrem Sitz, angekommen, zeigt sich Flaminia nicht mehr als Liebende. Ihr Vater naht, sie zündet die Halle an, erkämpft mit ihm den Sieg, die Piraten sind vernichtet, Vater und Sohn erwarten den Tod im Kerker. Da erwacht des Herzogs Gewissen. Er will sie retten — das Volk fordert ihren Tod, ohne in Bartolomeo den Venetianer zu erkennen. Der Herzog will sie zur Flucht bewegen, er sendet Flaminia verkleidet in den Kerker; Vater und Sohn verweigern die Flucht. Flaminia leert den Giftbecher, und die Seeräuber sterben. Der Herzog schließt die Tragödie mit den Worten:

Laß mich! — Ist einer, der mich noch beneidet?
Ich stehe einsam auf dem sichern Thron;
Kahl ist der Berg, der die Gewitter scheidet. (!) —

Dieß wohl gewählte, aus der alten Geschichte Venedigs entlehnte Stüjet schließt unstreitig tragische Elemente in sich. Einfach und mit Kraft behandelt, konnte die Wirkung kaum zweifelhaft seyn. Der Vf. hat Verwicklung und Schwäche hineingetragen, und die Wirkung ist entflohen.

Das Wesen der dramatischen Wirkung nämlich scheint dem Rec. auf der *Einheit* der tragischen Handlung zu beruhen. Diese Einheit ist es, die den heterogensten dramatischen Gestaltungen — den Werken des Sophokles und den Arbeiten Shakespeare's — ihre Wirkung verbürgt. Unter dieser Einheit verstehen wir aber das Emporichreiten einer durch Geschichte oder Erfindung gegebenen Handlung zu einem Höhepunct der Verwicklung, den man die Katastrophe nennt, welche diese Verwicklung auf tragische Weise löst, und zugleich das Drama abschließt. Der Gang dieser Verwicklung kann gestört und aufgehalten werden — aber er darf nicht in jedem Augenblick ein ganz anderer seyn. Wo jede Scene ganz andere Zwecke der handelnden Personen aufstellt, aus anderen Materien Handlungen ableitet, wo jeder Act eine völlige Verwandelung von Umständen, Zielpuncten, Absichten und Motiven darstellt, da ist von *Einheit* der drama-

K k

tischen Handlung nicht mehr die Rede, und die tragische Wirkung ist unwiederbringlich verschwunden.

Dies ist der Fall mit den *Seeräubern*. Wir haben uns zu wundern, warum ein so wohlgeschriebenes, an poetischem Schmuck und an einzelnen Schönheiten reiches Stück keine Wirkung hinterläßt, warum es uns nicht rührt, ergreift, erschüttert. Der Mangel an Einheit erklärt das Räthsel. Caramano, der Herzog, Flaminia und Silvano, die Träger des tragischen Gebäudes, sind in jedem Act, ja fast in jeder Scene andere Personen, von anderen Trieben bewegt, andere Zwecke verfolgend. Flaminia ist bald liebende Braut, bald Tochter des Vaterlands; ihr Vater will jetzt das Verderben, jetzt die Rettung des Gegners, und Silvano will nichts mit dem nöthigen Pathos. Die Handlung zerfällt in zehn, zwanzig kleinere Handlungen — nicht Einer der Handelnden verfolgt ein Ziel, mit Ausschluss der übrigen. Die Handlung schreitet *historisch* fort, sie wechselt ihr Ansehn; aber in künstlicher Beziehung verwickelt sie sich nicht, steigert sich nicht und ist im ersten Act dieselbe, wie im letzten. Jede Abtheilung hat ihre kleine Katastrophe, aber an einer *allgemeinen* fehlt es.

Dieser tiefliegende Fehler hätte vielleicht verborgen werden können, wenn die handelnden Personen mit einem hohen Maß von *Pathos* ausgestattet worden wären. Allein hier zeigt sich die zweyte Hauptschwäche des Gedichts. Die Handlung ist mit ihrem tragischen Elemente an die Liebe Silvanos und Flaminias geknüpft, und wir haben alle Ursache, zu zweifeln, daß sich diese Beiden wirklich lieben. Welch eine schwache Gluth in Silvano im III Act, vor allem in der X Scene desselben! Und vollends Flaminia! Diese ist entweder eine sehr gewöhnliche Liebende, oder eine unnatürliche Heldin — sie hat keine Wahl: das eine oder das andere Prädicat kommt ihr zu! In beider Leidenschaft suchen wir umsonst nach dem Pathetischen, nach tiefer, alles verzehrender Gluth. Die ihrige ist eine schwächliche, und als solche von dem Dichter mit verdienter Geringschätzung behandelt. Aber der Herzog ist tragisch, pathetisch! Wohl! Schade nur, daß sein Pathos sich in Spitzfindigkeiten und Gewissenscrupel verliert, wie wir sie einem tragischen Helden unmöglich nachsehen können. Die an sich schöne und wahre Idee, welche der Dichter durch ihn darstellen will — die nämlich, daß er mit unserem Gewissen keinen Pact schließen können — tritt aus diesem Gewirr von Zweifeln und Scrupeln nicht heraus; sie ergreift uns nicht, weil wir sie mühsam aufzufuchen genöthigt sind. — Bartolomeo ist unstreitig ein Held — aber er ist ohne Pathos, und alle übrigen Gestalten sind nur scenenfüllende Nebenpersonen. — So fehlt der Tragödie, was keiner solchen fehlen kann, die *Leidenschaft*, und die sich darin zeigt, ist entweder eine schwächliche oder eine in Spitzfindigkeit verlorene.

Hiemit hat die Kritik ihr Amt gethan. Von jetzt an kann sie nur loben. Sein Talent für Charakteristik hat der Vf. in Bartolomeo Caramano bewährt. Diese Gestalt, die am kräftigsten ergriffene, ist unzweifelhaft schön und der Tragödie würdig. Der Adel seiner Ge-

sinnung verräth sich nie; er strebt, er verzeiht, er stirbt als Held. Silvano ist ohne Festigkeit, schwach charakterisirt, eine Gestalt, für die wir kaum einen Augenblick lang, im I Act, Theilnahme gewinnen. Flaminia ist eine übertriebene Heldin — sie thut keinen natürlichen Schritt. Der Herzog ist in seiner Art vorzüglich, Clemente und die Volkstribunen sind würdig, wie die alten Seeräuber; die übrigen sind ziemlich unnütze und nebelhafte, ja, wie Flavia, Theodora und Alonso, nur störende Gestalten. Der alte Gaspardo vertritt die Stelle des Chors; die veröhnende Auskunft, die er in der Schlusscene giebt, ist fein; aber der Gedanke tritt aus der Dichtung nicht von selbst hervor. Caramano ruft aus: All sein Streben sey — *nichts*. Nichts? entgegnet Gaspardo.

... „Du ballst mit Trotz
Die Faust zum Himmel? — Sinke in den Staub;
Und bet' ihn an! Du hast dein Ziel erreicht!
Nur weil du in dem Mittel dich vergriffen,
Und einen Frevel auf die That gewälzt,
Der in das Heiligste der Menschen griff,
Drum mußt du untergehn. Denn in der Kraft,
Womit der Glaube auch den Schwächsten rüstet,
Daß er sein Allerheiligstes vertheid'ge,
Da offenbart sich Gott dem Menschen. — Herr!
Geheiligt sey dein Name! —“

Die Sprache des Dichters ist bekannt. Man hat ihren lyrischen Reiz, ihre Mannichfaltigkeit, ihre harmonische Fülle gelobt, und wir können dies Lob auch in Bezug auf die *Seeräuber* wiederholen. Doch Sprachgewandtheit ist heute fast ein Gemeingut der Deutschen geworden, und wir verlangen mehr nach kräftigen Gedanken, als nach Wohl laut. Dieser Anerkennung zum Trotz schmückt sich der Dichter doch auch oft mit falschen Flittern. Es wird unteren Lesern schwer seyn, in folgender Stelle *ächte* Poesie zu erkennen. S. 15 fagt:

Flaminia: Nein, Vater! Nein! Zurück will ich dich halten.
Nicht an der Pracht der kalten, todtten Steine
Soll sich dein Auge weiden! Nein! du kannst
Wohl einen andern schönen Schmuck betrachten.
Da sind die köstlichen Juwelen von
Lebend'gem Feuer wunderbar erwärmt.
In heißer Todesangst verglaste Tropfen
Der armen Muschel sind die Perlen nicht,
Nein, sie sind Himmelstau der Frühlingnacht! —

Herzog: Von welchem Schmucke sprichst du so begeistert?

Flaminia: Es sind die schönen Tage meines Lebens,
In deiner Vaterliebe Gold gefast (?!).
Auf sie nur richte deinen Blick! u. f. w.

Wenn das nicht falsche Steine, falsche *Poesie* ist, so kennen wir keine. Der Vf. hätte sich vor poetischem Geschwätz dieser und ähnlicher Art um so mehr hüten sollen, als ihm bey dem Reichthum seines Stoffes der Raum zur Entwicklung der Charaktere an sich schon knapp genug zugemessen war. Doch sein größter Fehler ist überhaupt eine Neigung für die Malerey des Schwächlichen. Er muß sich erwärmen, erheben an seinem Stoff, zu dessen Höhe emparklimmen, wenn er seinen Ruhm liebt, und hier konnte dies nicht schwer seyn, da der Stoff wirklich mit mehr Glück

gewählt ist, als in allen früheren Arbeiten des Vfs. Es wäre indess ungerecht, nicht auszusprechen, daß diese Tragödie auch reich an sehr schönen Stellen ist. Hie und da sind Wendungen und Ausdrücke von solcher Kraft anzutreffen, daß sie uns bey diesem Dichter überrascht haben. So sagt Badoero S. 27: Ich eile her zu Dir:

.... Du aber stellst den Schreck

Als Wächter auf den bleichen Wangen aus,
Daß des Verlobten Kufs sie nicht berühre.

Bartolomeos Rede gegen das Priesterthum S. 77 ist reich an schönen kräftigen Bildern:

.. Wer flucht, wer segnet

Auf solche Weise? Wem ist eine Stelle
Auf dieser Erde heil'ger, als die andere? —
Der Priester nur! Auf sein Geheiß erbauten
Die schwachen Völker ihre stolzen Tempel.

.... Er verschleifst

Der Kathedrale Bau mit finst'rer Wölbung,
Damit kein Blick den klaren Gotteshimmel
Erfchaue, wenn er den leichtgläub'gen Herzen
Den selbst erfundenen trüben Himmel giebt.
Es glaubt der Mensch in thörichter Verblendung,
Er habe seinem Gott ein Haus erbaut,
Doch nur das Reich der Priester wohnt darinnen! —

S. 96 sagt Wornik, der Weiberfeind, sehr kräftig:

Und selbst im Meere

Ist wen'ger Großes noch ertrunken, als
In Weiber-Thränen.

Des Herzogs Monolog S. 186 ist ein schönes, poetisches Bruchstück. Er schließt:

„So kanns nicht enden; nein, so solls nicht enden!
In meinem Leben soll ein Lichtpunct bleiben,
Der, wie am Himmel auch die Wolken treiben,
Doch nimmer seinen stillen Glanz verliert.“

Nun beschließt er des Feindes Rettung.

Bey so vielen Druckfehlern, wie sie diese Ausgabe veranzieren, weiß Rec. nicht, ob das: „*seinen Vater in den Armen*“ S. 25, und manches Andere, als solcher gelten muß. — Der jambische Vers ist fast immer wohlklingend und gut. Doch ist es schlimm, daß der Vf. beständig *Seeräuber* (*v — v*) scandirt, und nicht lieber öfter *Piraten* und *Corfaren* dafür gebraucht. Manche üble Verse finden sich auch:

S. 31: „Vernählung, laß ein glücklicheres Paar“
S. 27: Erspar es Dir, ich weiß bereits (?) genug.

„Der Gott in Liebe und vielleicht der Mutter“ S. 107 ist ein sehr übler Zug für eine so jungfräuliche Gestalt, wie Flaminia. Doch genug! So kleine Gebrechen können bey einem Gedicht dieser Art kaum in Anschlag kommen, und der Vf. spricht, nächst *Rampach*, unter allen heutigen Dramatikern, vielleicht die reinste Sprache, und bildet den reinsten Vers. — Wir wünschen, daß sein Drama sich Freunde gewinnen möge, damit ihm der Muth nicht fehle, bey seiner nächsten Arbeit dieser Art alle seine Kräfte zu einer *Gesamtwirkung* aufzurufen. — Die Ausstattung und der Druck des Buchs sind geschmackvoll.

Kug.

HAMM, b. Schulz u. Wundermann: *Das Auge der Liebe*. Ein Lustspiel von Karl Immermann. 1824. 143 S. 8. (16 gr.)

Dem Vf. steht zwar nicht in der Haupthandlung, sondern fast ausschließlich in der Nebenhandlung die sogenannte *virtus comica* zu Gebote; nur sollte er sie nicht zu Sylbenstechereyen und Ekel erregendem Wortkram mißbrauchen, wie z. B. S. 16 und 17 geschehen ist, wo er unleidlich und langweilig zugleich wird. Ein „in Lüften“ spielendes, *wunderliches* (nicht wunderbares und noch weniger bewundernswerthes) Vorspiel bildet die Ouvertüre dieses Lustspiels. Oberon und Titania zanken sich, fast ein wenig zu menschlich; solche Wendungen und Ausdrücke, wie sie hier vorkommen, sollten einem göttlichen Munde, selbst im gerechten Zorn, nicht entschlüpfen. Und warum zanken sie sich? Alidor, Oberons Liebling, ist diesem seinem hohen Gönner entfremdet oder gar entführt worden; er hat sich auf Titania's Veranlassung sterblich in ein Mädchen verliebt, oder, wie es im Original heißt, er „jagt dem süßen Mädchenfleische (!!) nach“. — Nun ist es eine bekannte Sache, daß, wenn die Götter sich zanken, die Menschenkinder dies entgelten müssen. *C'est tout, comme chez nous*. Der entrüstete Gemahl läßt es nicht die hohe Gemahlin unmittelbar fühlen, wie sehr ihn der Verlust seines Ganymedes schmerze, sondern er verwandelt das Schooskind derselben, die Prinzessin Amanda, bis dahin einen wahren Ausbund von Schönheit, in einen gar häßlichen Schatz durch angezauberte Pockennarben, Mäler u. s. w. und zwar auf so lange, bis sie, vom „Auge der Liebe entdeckt, Liebe erweckt“. Eine Entdeckung setzt ein Verborgenseyn voraus; Amanda wird deshalb vom Hofe — dem glänzenden, neapolitanischen, durch Oberons Zaubernacht in einen — Bauerhof versetzt. Titania, ihrerseits wärend, es sey unmöglich, daß sie in dieser Umwandlung je entdeckt, je wieder für Amandens angesehen werden könne, bewirkt durch ihre dienstbaren Elfen, daß sich die Verwandelte, jedes irdischen Glücks beraubt, wenigstens glücklich und selig — träumt. (Schluß des Vorspiels.)

Das Lustspiel selbst beginnt ohne allen komischen Stoff damit, daß der König von Neapel seinen Kummer über das urplötzliche, unerklärliche Verschwinden Amandens — dieser „pfandgesetzten Perle“, zu erkennen giebt. Sie, die deutsche Prinzessin, ist früher dem Könige von Neapel, oder vielmehr dessen Gemahlin (wahrscheinlich Behufs ihrer feineren Bildung), anvertraut worden, der Kronprinz aber ist ihr heimlicher und seit ihrem Verschwinden ihr erklärter Liebhaber. Was Wunder, daß er über dieses ihr Verschwinden, je spurloser es bleibt, desto untröstlicher ist? Amandens königlicher Vater auf dem deutschen Throne wittert aber dahinter Gift und Dolch und schändlichen Verrath; er erklärt deshalb dem Cabinet zu Neapel den Krieg, oder letztes zieht ihn vielmehr der verlangten Länderabtretung vor, was man sich leicht erklären kann, wenn man weiß, wie unendlich lieb den legitimen Königen das Erbe ihrer Väter ist.

An die Spitze der kampfluftigen (?) Neapolitaner, die hier ganz anders erscheinen (*tempi passati!*) als vor nicht gar langer Zeit, stellt sich der königliche Liebhaber, um zugleich den weit furchtbareren Krieg in seinem Inneren zu beschwichtigen. Und — o des Glückes im Unglück! *Sein* Auge, „*das Auge der Liebe*“, erspähet im Walde, in der Nähe einer Bauernhütte, die zum Scheusal gewordene Amande um so leichter, je weniger ihre schönen Augen verändert worden sind, und je melodischer ihre Stimme, nach wie vor, geblieben ist; ihre Stimme, die sich in einem Schrey der freudigen Ueberraschung vernehmen läßt. Der Liebhaber befehlet — den Feldherrn, ohne sich um den Feind zu bekümmern. Oberon, hievon in vollständige Kenntniß gesetzt, bequemt sich, das Lärchen Amandens wieder *in integrum* zu restituiren, um so mehr, da der Kronprinz die zweckmäßigsten Anstalten trifft, sie zur Kronprinzessin zu machen, und sich darüber S. 118 gegen seinen Vater wahrhaft poetisch erklärt. Unterdessen freylich hat sich der unhöfliche Feind nicht abhalten lassen, gewaltig vorzurücken. Die angebotene und angenommene Schlacht steht auf dem Punkte, durch die schülerhaften Dispositionen des Vicefeldherrn Claudius, der bloß den Kamarschendienst versteht, verloren zu werden. Da kommt, im entscheidenden Moment, der aus Liebesträumen aufgerüttelte Kronprinz, sieht, ein zweyter Cäsar, den Feind und wirft ihn. Dafs Friede wird, und bald darauf ein Beylager celebrirt werden soll, versteht sich fast von selbst.

Unsere Leser haben nun sich überzeugt, wo die gerühmte *virtus comica* des Hn. I. nicht steckt, nämlich ganz gewiß nicht in der Haupthandlung, da man eher Thränen der Rührung vergießen könnte für solchen königlichen Liebhaber, der unter allen Umständen Stand hält; es ist daher billig, das wir die Nebenhandlung gleichermassen entfalten, denn da steckt wirklich ein guter Theil der belobten Kraft. Claudius = Odyffeus, der Jägermeister und Vicefeldherr, ist ein eingebildeter, alter, vom Eiferfuchtsteufel besessener Narr, dem die Lust ankommt, zu erforschen, ob er seiner Penelope auch während seiner Abwesenheit vertrauen könne. Frigida ist ihr Name. Zwey andere Narren, von Seybold und von Thymian, die gerade so viel Verstand haben, als zu einem Kammerherrn erfordert wird, werden als Versucher engagirt. Durch Eroberung des Trauringes und der Halskette der Hausfrau sollen sie sich als die Beglückten legitimiren. Diese drey Herren sind, was ihre angegebene närrische Qualität betrifft, in der That recht gut gezeichnet und gehalten. Sie gelangen wirklich zum Besitz der Trophäen, keinesweges aber durch die Frigida-Penelopeische Untreue, sondern durch des Claudius'schen Dieners Johann Türk List und Tücke. Durch diesen Pifficus werden Ottilie und Willa den beiden lusternen, alten, geckenhaften Junggesellen, jedem besonders, als die Frau vom Hause vorgestellt, ob sie gleich nur deren Dienstmädchen sind. Eine giebt von Seybolden die Halskette, die andere dem Herrn v. Thymian, denn beides hatte die Frau vom Hause, aus allzu großer Aengstlichkeit, nicht getragen, sondern in einem Schächtelchen gar wohl verwahrt; die Mägdle

aber hatten sich damit herausgeputzt. Man kann sich denken, was die vermeintlichen Sieger damit beginnen, und wie Claudius, der Getäufchte, sich darob begehret. Er verklagt seine Frau bey dem König. Der Prinz führt die Untersuchung auf komische Weise, die keusche Frigida wird gerechtfertiget, an den Kammerherrn wird poetische Gerechtigkeit geübt; sie müssen eine Mesalliance schließen und den Hof meiden. Das Papier ist gut; der Druck, nach Abrechnung von 42 Druckfehlern, gleichfalls gut; der Preis ist billig.

gnil.

NÜRNBERG und LEIPZIG, b. Zeh: *Lambert, Herzog von P***, und *Adolph, Graf von Schönborn*. Ein fürstliches Charaktergemälde aus dem 17 Jahrhundert, von *Ferdinand Joseph Gruber*, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine. Mit einem Kupfer. (Ohne Jahrszahl.) VI u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die gelehrten Vereine, welchen Hr. *Gruber* angehört, mögen es uns sammt und sonders nicht übel deuten, wenn wir an der geistigen Zueignungsfähigkeit dieses ihres, übrigens verehrten Mitgliedes, nach genauer Ansicht dieses „fürstlichen Charaktergemälde“, einige Zweifel hegen. Wäre es in Oel gemalt, so gehörte es unmaßgeblich unter die Erzeugnisse der bekannten „Gurkenmalerey“. — Namentlich können sich die „Herren Grafen von Schönborn“, deren „erlauchtem, hochedlem Stamme“ das Product gewidmet ist, schwerlich über die gereimte, — beziehungsweise ungereimte, — wenn auch noch so kurz gerathene Zueignung freuen, so fleckenlos und herrlich auch Graf Adolph im Buche selbst dasteht. Indessen wird dem Leser schon durch die wunderliche „Einleitung in das geschichtliche Ganze“ (S. 1. 2) fast das Weiterlesen verleidet, oder doch erschwert, weil man bey einem solchen Vorwort erwartet, der Vf. werde Alles aufgebieten haben, um wenigstens darin als ein Coryphäus zu erscheinen; statt dessen glaubt man einen aufgeblasenen Frosch zu erblicken. Diese Meinung wird bestätigt, wenn man sich durch die lächerlichen Uebertreibungen des ersten und die jämmerlichen Tiraden des zweyten Capitels durchgearbeitet hat. Wir sagen „durchgearbeitet“; denn über den ellenlangen Perioden geht einem Engbrüstigen der Athem aus. Das 3, 4, 5, 6 bis zum 18ten und letzten Capitel bieten ebenfalls nichts dar als langweilige Gemeinplätze, dünkelfhaftes Bemerkbarmachen der eigenen Person, barocke Ansichten, fromme Wünsche, wunderliche Schilderungen, lahme Gleichnisse, undeutsche Wortfügungen und Redensarten u. d. m. Weder der Anfang, noch die Mitte der beiden Geschichtserzählungen befriedigt, und nur das ersehnte Ende löhnt den Leser mit dem Vf. wieder aus, eben weil es das Ende ist, ohne das man sagen kann: „Ende gut, Alles gut“, obwohl ein zärtlicher Vater und Fürst einen geraubten und todt geglaubten Sohn und Erbprinzen nebst einem treuen Freunde, dem biedereren Grafen Adolph von Schönborn, wieder erhält.

gnil.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOLOGIE.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung:
Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache zum Schulgebrauche. Von *August Grotefend*, Corrector am Kön. Pädagogio zu Hildfeld (nunmehr Director des Gymnasiums zu Göttingen). 1 Theil. Die Lehre vom Worte. 1829. XVI u. 222 S. 2 Theil. Die Lehre vom Satze. 1830. X u. 517 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Je größer die Zahl der lateinischen Grammatiken ist, die in der neuesten Zeit erschienen sind, und, wenigstens dem größten Theile nach, ausgezeichnete Sprachforscher zu Verfassern haben: desto größer sind die Forderungen, welche man an ein Werk machen muß, welches jene Zahl vermehrt. Es ist nicht hinreichend, daß es das Bekannte in einer etwas veränderten Gestalt, in einer schönen Darstellung, die allerdings lobenswerth ist, und mit einigen Hypothesen wiederlege; es kann nicht genügen, wenn es die Spracherscheinungen ohne inneren Zusammenhang und ohne tiefere Begründung auf die Denkgesetze zusammenstellt; es kann nicht darauf rechnen, beachtet zu werden, wenn es, ohne Rücksicht auf die neuesten Forschungen zu nehmen, sich nur an die Eine Sprache hält, und das Feld der allgemeinen Grammatik, das in der letzten Zeit mit so gutem Erfolg angebaut worden ist, meidet, mit Einem Worte, wenn es sich nicht durch Neuheit der Ansichten auszeichnet, und die Sprachwissenschaft weiter fördert. Eine Grammatik, die sich dieses Ziel gesteckt hat, muß auf philosophischem und historischem Grunde ruhen. Der sorgfältige und fleißige Grammatiker sucht das Gegebene mit Eifer überall auf, vergleicht die verschiedenen Zeitalter und Stilarten, und ordnet und durchdringt den Stoff mit philosophischem Geiste. — Es war von Hn. *Grotefend*, der als scharfer Denker und gründlicher Sprachforscher rühmlichst bekannt ist, nicht anders zu erwarten, als daß er etwas Vorzügliches liefern würde. Und diese Erwartung hat er nicht getäuscht. Seine Grammatik zeichnet sich aus durch eine ganz neue Anordnung des Stoffs, durch tiefes Eindringen in das Innere, in den Geist der Sprache, durch einen großen Reichthum feiner Bemerkungen und genaue Darstellung der allmählichen Ausbildung der lateinischen Sprache, indem er die verschiedenen Zeitalter gehörig sichtet und sondert. Er

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

weist mit vielem Scharfsinn, den er in hohem Grade besitzt, nach, wie die lateinische Sprache von der Bezeichnung der sinnlichen Eindrücke durch Abstractionen nach und nach immer bestimmter, aus einer Gemüthsprache eine Verstandesprache wurde. Denn sie erhielt ihre höchste Vollendung durch die Redekunst, und bildete sich erst nachher zu größerer Bestimmtheit und philosophischer Schärfe aus, so daß sie, was sie an ursprünglicher Schönheit verlor, an Genauigkeit und Strenge gewann.

Der Vf. hat seine Grammatik in 3 Theile getheilt. Der erste behandelt die *Lehre vom Worte*, der zweyte die *Lehre vom Satze*, und der dritte, dem wir mit Vergnügen entgegensehen, wird die *Lehre von der Rede* enthalten. Er hat sie für den Schulgebrauch bestimmt, doch nicht so, daß sie das erste lateinische Schulbuch des Knaben sey. Dazu ist sie auch bey Weitem zu schwer. Doch geben wir dem Vf. gern zu, daß ein tüchtiger Lehrer, der den ganzen Stoff beherrscht, und daher das, was gerade frommt, auszuwählen versteht, sie auch bey dem ersten Anfänger gebrauchen kann. — Welche Forderungen Hr. G. an sich selbst bey Ausarbeitung dieses Werkes gemacht hat, erhellt aus der Vorrede zum ersten Theil. Er sagt da (S. V): „Bey einer lateinischen Schulgrammatik ist meiner Anlicht nach dreyerley zu berücksichtigen. Sie muß *erstens* möglichst vollständig seyn, um nicht nur über die gewöhnlichen, sondern auch über die ungewöhnlichen, und gewissen Zeitaltern oder Stilgattungen oder Schriftstellern eigenthümlichen Wort-, Satz- und Rede-Formen der lateinischen Sprache eine zum Verständniß aller lateinischen Schriftsteller und zum eigenen Gebrauch dieser Sprache genügende Auskunft zu geben. Sie muß *zweytens* streng wissenschaftlich geordnet seyn, soweit sich dieses mit der *dritten* Forderung vereinigen läßt, daß die Grammatik auch durch ihre Form dem leichten Auffassen und sicheren Behalten des Gedächtnisses zu Hülfe komme.“ Diese drey Punkte werden darauf mit vieler Sachkenntniß, an der man den erfahrenen Schulmann erkennt, aus einander gesetzt, um die ganze Anlage der Grammatik im Voraus gegen Tadel sicher zu stellen. Vollkommen stimmen wir dem Vf. bey, wenn er (Vorr. VIII) sagt: „Wir sollen nicht die Sprache der Sprache willen lernen, sondern um durch die Sprache zu lernen. Die Masse unseres Wissens hat nur einen sehr unsicheren Werth; denn wie Vieles, was wir heute wissen, haben wir morgen vergessen, und wie

Vieles, was heute für wahr galt, wird morgen als falsch verworfen! Aber was wir *durch* das Lernen gewonnen haben, d. h. die Ausbildung und Kraft unfere Geistes, das ist ein unveräußerlicher Schatz und der allein wahre Maßstab der Bildung, welche sich nicht auf dem Katheder und in dem Studierzimmer, sondern im geselligen Leben und im bürgerlichen Berufe bewährt, und deren reife Frucht die ächte *Humanität* ist. Soll aber diese wahre Bildung des Geistes erreicht werden, so muß schon der erste Unterricht des Knaben systematisch seyn; in der Nichtbeachtung dieser Forderung ist der Grund zu suchen, daß die wahre Bildung auch bey trefflichen Anlagen des Geistes doch so oft verfehlt wird. Ungebildete Lehrer taugen zum Elementarunterrichte eben so wenig, als unwissende. Daher sollte man auch auf Schulen den Elementarunterricht in den Sprachen und Wissenschaften nur gründlich gebildeten Lehrern anvertrauen, und nicht den ersten besten Neuling, wie er die Universität oder das Seminar verläßt, für gut genug dazu halten; daher sollten auf unseren Universitäten außer den Vorlesungen, welche die Köpfe der Zuhörer mit Kenntnissen anfüllen, Anstalten getroffen werden, um die künftigen Lehrer in einer systematischen Unterrichtsmethode zu unterweisen, damit das Unterrichten nicht erst auf Kosten der Schüler gelernt werde. Und wenn es sich nicht leugnen läßt, daß auf Schulen in der Regel ein weit besserer Grund zur wissenschaftlichen Bildung gelegt werde, als durch den Privatunterricht, so wird der Grund hievon hauptsächlich darin zu suchen seyn, daß die Lehrer der Elementarclassen doch meistens Männer sind, die das Unterrichten verstehen, und einen systematischen Gang befolgen, während die meisten Privatlehrer, junge Männer, welche eben erst die Universität oder das Seminarium verlassen haben, oder gar Primaner, noch keine Idee von einem systematischen Unterrichte in ihre Lehrstunden mitbringen, sondern erst allmählich durch den schlechten Erfolg ihres Unterrichts das Unterrichten lernen“. Wir heben diesen Punkt aus der so lesenswerthen Vorrede deswegen besonders hervor, weil an so mancher Schule die verkehrte Gewohnheit herrscht, den Elementarunterricht entweder ganz unerfahrenen oder, was weit schlimmer ist, solchen Lehrern anzuvertrauen, welche aus Unwissenheit oder Mangel an Lehrtalent in den oberen Classen nicht bestehen können, und so viele Eltern noch in dem Wahne befangen sind, ein Schüler könne das, was er heute mit Mühe gelernt hat, morgen schon wieder lehren.

In den Vorerinnerungen zu dem ersten Theile, die sich durch genaue Bestimmung der Begriffe empfehlen, erwähnt der Vf. des muthmaßlichen Ursprungs der lateinischen Sprache. Er sagt hierüber: „Die römische Sprache, gewöhnlich die lateinische genannt, hat sich aus einer oder mehreren Sprachen der altitaliänischen Völkerschaften unter dem Einflusse der griechischen Sprache entwickelt. Sie scheint keine Tochter dieser Sprache zu seyn, aber die ihr zu Grunde liegenden Stamm Sprachen scheinen mit der griechischen Sprache von Einer Mutter herzustammen, welche neuere

Sprachforscher in den gebildeteren Sprachen Indiens suchen.“ Es ist endlich auch Zeit, von der falschen Ansicht zurückzukommen, als habe sich die lateinische Sprache lediglich aus dem äolischen und dorischen Dialekte der griechischen Sprache gebildet, da ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit, dem Persischen, dessen Alter Hr. von Hammer noch über den Sanskrit hinaussetzen will, und dem Alt-Germanischen unverkennbar ist. Man vergleiche *Dorn über die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes*. Hamburg 1827.

In den genannten Sprachen finden sich die Wurzeln vieler ihnen gemeinsamen Wörter, deren Ausdruck und Gepräge oft nur wenig verschieden ist, so daß man wohl auf eine asiatische Ursprache schließen kann, die allen zum Grunde liegt. Ferner mögen sie manche Wechselwirkung auf einander geäußert haben. In dieser Hinsicht bemerken wir ganz vorzüglich den Einfluß der griechischen Sprache auf die lateinische sowohl in der Ausprägung der Declinationen, die den griechischen so sehr befreundet sind, als in der Bildung späterer Wortformen. Mit Recht macht daher nach dem Vorgange von *Jacob Grimm* Hr. *Ramshorn*, der die lateinische Sprache aus einem althochdeutschen Dialekt ableitet; darauf aufmerksam, daß die lateinische Conjugation, die von der griechischen ganz und gar verschieden ist, weit älter sey, als die Declinationen. Es ist zu wünschen, daß es dem Scharffinn und Fleiß unfere Grammatiker gelingen möge, in diese zum Theil noch dunkeln Punkte mehr Licht zu bringen.

Nach den Vorerinnerungen folgt die Uebersicht des ersten Theils. 1 Buch, *Erklärung der Redetheile und ihrer Formen*. Erstes Hauptstück. Vom Verbo. Viele Leser werden mit Hn. *Moser* daran Anstoß nehmen, daß der Vf. das Verbum vor das Nomen gestellt hat; aber wir müssen ihm hier ganz beypflichten. Es hat uns schon lange gewundert, daß die lateinischen Grammatiker nicht dem Beyspiel der orientalischen gefolgt sind, und das Zeitwort als das Haupt- und Grund-Wort der Sprache vor allen anderen Redetheilen derselben behandelt haben. Wir können uns dieß nicht anders als durch eine gänzliche Verkennung der Natur des Verbums erklären. Denn mit Recht sagt der Vf. (Vorr. zum 1 Thl. S. X): „Es ist durchaus unsystematisch, wenn der Unterricht einer Sprache mit dem Nomen oder gar, wie es in den Grammatiken der neueren Sprachen gewöhnlich ist, mit dem Artikel beginnt. Das Verbum ist die Basis der ganzen Sprache, sowohl in etymologischer als syntaktischer Rücksicht; es ist nicht nur die Mutter der übrigen Redetheile, sondern auch der Mittelpunkt des Satzes, von welchem alle übrigen Theile desselben, wie die Planeten von der Sonne, zusammengehalten werden. Mit dem Verbum muß daher nothwendig der Anfang gemacht werden, wenn nicht das ganze System in seinem Mittelpuncte zerstört werden soll. Dieß ist so augenfällig, daß es kaum eines Beweises bedarf. Wie kann man dem Anfänger einen Begriff von einem Casus geben, ohne das Nomen mit einem Verbum in Verbindung zu setzen? Und wie viel schwieriger ist es schon, den Unterschied der Ca-

fas begreiflich zu machen, als den der Personen, *ich, du, er*, der Zeiten und selbst der Redeweisen? Er führt dies weiter aus, und behauptet nicht mit Unrecht, daß die Conjugationen weit leichter zu lernen sind, als die Declinationen, wenn man das Ding nur recht angeht. Das ganze *erste Hauptstück* dringt viel tiefer in das Wesen des *Verbums* ein, als es gewöhnlich in den Grammatiken zu geschehen pflegt. Es finden sich überall die scharfsinnigsten Bestimmungen, welche später für die Syntax von großer Wichtigkeit sind. Sehr richtig finden wir unter anderen S. 22 die Distinction des *Conjunctivus* in die zwey Arten, den *Conjunctivus Praesentis* oder *absolutus* und den *Conjunctivus Praeteriti* oder *relativus, veniat* und *veniret*. Sehr treffend finden wir auch, was S. 35 über den Unterschied zwischen *amatus sum* — *sim* und *amatus fui*, — *fuero* gesagt ist. Er stellt ihn so: „Wenn die vollendete Thätigkeit in dem Object keine Wirkung hervorgebracht hat, so sind immer die zwey Formen gleichbedeutend; bringt aber die Thätigkeit in dem Object eine Wirkung hervor, so bezeichnen die mit *sum, eram, ero, esse* gebildeten Formen die *dauernde* Wirkung der vollendeten Thätigkeit; aber die mit *fui, fuero, fuisset* gebildeten die *vollendete* (nicht mehr vorhandene) Wirkung der vollendeten Thätigkeit, z. B. *captus sum* ich bin gefangen (worden) — *captus fui* ich bin gefangen gewesen. Bey der gleichen Bedeutung bedient sich der gewöhnliche Gebrauch der Formen, welche mit *sum, eram, ero, esse* gebildet sind.“ Sehr zweckmässig finden wir für den Anfänger, dessen Gedächtniß geübt werden muß, die Tafeln zur Lehre von den Formen des Verbi (S. 38—67).

Das *zweyte Hauptstück* handelt von dem *Nomen*. Auch hier haben wir uns über die scharfe Bestimmung und über die große Vollständigkeit in Angabe der Wortformen gefreut. Wie Viel findet sich hier nicht, wovon z. B. in der Bröder'schen Grammatik sich noch keine Spur zeigt! Sehr zweckmässig und sprachrichtig giebt der Vf. bey der dritten Declination die Regeln an, nach welchen der Nominativ aus dem Genitiv gebildet wird. Auch hier ist schon Manches eingewebt, dessen Vorkenntniß bey der Lehre von der Syntax von Wichtigkeit und Nutzen ist. Vorzüglich gefällt es uns, daß der Sprachgebrauch überall so genau angegeben ist. Sonst begnügte man sich häufig, anzuführen, daß neben der Form *orum* im *Gen. plur.* der zweyten Declination auch die Endung *um* vorhanden sey — als *Archaismus* — ohne, wie *Grotensend*, hinzuzufügen, daß diese Endung bey Benennungen des Geldes, der Masse und den Distributiv-Zahlen fast allein üblich ist. Es ist sehr gut, wenn der Anfänger schon früh auf solche Dinge aufmerksam gemacht wird.

Drittes Hauptstück. Vom Pronomen und vom Zahlworte. Es ist sehr zu loben, daß der Vf. alle, auch die veralteten, Formen aufführt, und schon im Voraus auf ihren richtigen Gebrauch hinzeigt. Dasselbe gilt von den Zahlwörtern, die er mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. Der Anfänger findet hier über Form und Gebrauch Belehrung. Er wird vor mehreren Formen gewarnt, die in mancher Grammatik als gangbar

angenommen werden, z. B. vor *huicce, hicc, haecce, horumce, harumce, huiuscine, huiccine, horumcine, harumcine*.

Viertes Hauptstück. Von den Partikeln. Ihr Begriff wird genau gefaßt. In dem 1 Cap. werden die *Adverbia* als *Adverbia modi*, als *A. loci*, als *A. temporis* abgehandelt. Jede dieser drey Classen wird wieder in drey Arten von Adverbien, Nominal-Adverbia, Pronominal-Adverbia und Negationen, eingetheilt. Auch hier wird man vollkommen befriedigt. Das 2te Capitel bezeichnet die Präpositionen als diejenigen Partikeln, welche an und für sich räumliche Beziehungen einer Thätigkeit zu einem Gegenstande ausdrücken. Das 3 Capitel beschäftigt sich mit den Conjunctionen, welche der Vf. als die Partikeln bezeichnet, welche die Beziehung eines Satzes auf einen anderen ausdrücken. Auch hier gefallen uns die Tafeln, die zur Uebersicht und zum Memoriren dienen, vorzüglich wohl.

So weit geht das *erste Buch*, das unter Anleitung eines geschickten Lehrers auch dem Anfänger verständlich ist; aber schwerer ist das *zweyte: Von der Bildung der Wörter und ihren Formen*. So wenig es für den Anfänger paßt, so interessant ist es für den Lehrer und den Schüler, der schon weit fortgeschritten ist, und sich einen gewissen Sprachtact erworben hat. Hier werden tiefe Blicke in das Wesen der menschlichen Sprache gethan, und die Resultate der allgemeinen Sprachforschung werden mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit auf die lateinische Sprache angewandt, daß man dem Vf. mit großem Vergnügen in seinen Untersuchungen und Hypothesen folgt, wenn man ihm auch nicht überall beystimmen sollte. Er hat hier immer genau das Historische berücksichtigt, und als Belege seiner Behauptungen die ältesten Sprachproben der Römer gegeben. Die Eintheilung dieses zweyten Buches, das uns ganz vorzüglich gefallen hat, ist folgende: *Vorerinnerungen. 1 Abschnitt. Von den Elementen der Wörter, als den Lauten und Sylben. 2 Abschnitt. Von der Bildung der Wortformen, der Flexions-, der Derivations-Formen, der Nominalformen, der Pronomina und Zahlwörter, der Partikeln.* Als *Anhang* findet sich vor dem ersten Theil ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Abbreviaturen.

In Hinsicht der Orthographie ist sich der Vf., was er in der Vorrede zum 2 Theil zu entschuldigen bittet, nicht immer gleich geblieben. Er schreibt S. 141 *tanquam* und S. 142 *quamquam*. S. 117 giebt er die Regel bey *idem, eadem, idem: das m verwandelt sich vor d in n*. Das könnte aussehen, als sey dies nothwendig und *eundem* u. s. w. ein Fehler, da wir vielmehr der Meinung sind, daß hier und in allen ähnlichen Fällen das *m* dem *n* vorzuziehen ist. Bey der Lehre von der Abbrechung oder Trennung der Sylben S. 171 und 172 weicht er von den gewöhnlichen Annahmen ab. Er trennt nicht bloß *po-tes, ani-madverto, ve-neo, ambages, lon-gaevus*; sondern auch *om-nis, cap-tus, ac-tus, reg-num, ip-se*. In der Anm. äußert er sich so darüber: „Die Grammatiker wollen, daß auch die lateinischen Wörter alle wie die griechischen in ihren Sylben getheilt werden sollen, jedoch ist dazu

durchaus kein hinreichender Grund vorhanden. Eher könnte man verlangen, daß die griechischen Wörter den lateinischen gemäß getheilt würden, so lange nicht eine Zusammenfassung die griechische Theilung nothwendig macht.“ S. 174 ist in der 6 Ausnahme: *e* und *i* ist lang in den griechischen Eigennamen auf *eus*, *ius*, *ea*, *ia* und *ion*, wo es im Griechischen *ei* ist, eine Unbestimmtheit, da in *Amphion* z. B. kein *ei* ist. Es sollte heißen: und in denen auf *ion*, welche im Griechischen im Genitiv ein kurzes *o* haben, da hingegen diejenigen, welche im Genitiv das lange *o* (*ω*) behalten, *ion* kurz haben, z. B. *Deucalion*, *Phocion*. S. 180. Z. 13 v. u. ist *odium* fälschlich von *odi* abgeleitet. Es kommt vom alten Präsens *odio*, und aus diesem ist die Kürze des *o* zu erklären. — Sollte *tergiverfor* (S. 194. Z. 3 v. u.) von keinem *nomen* abzuleiten seyn?

In der Vorrede zu dem zweyten Theile giebt der Vf. folgenden Zweck seiner Grammatik an: „Wenn ich meiner Grammatik die Bestimmung zum Schulgebrauche anwies, so war ich dabey nicht der Meinung, daß sie gerade als erstes Lehrbuch beym Unterricht in der lateinischen Sprache dienen sollte; sondern ich beabsichtigte, ein Werk zu liefern, das von der Zeit an, wo der Unterricht in der lateinischen Grammatik einen systematischen Gang nehmen muß, zum Lehrbuche dienen, und für die ganze Schulzeit auch dem künftigen Philologen ausreichen könnte.“ Seine Grammatik ist ein Werk, das ein langes und tief eindringendes Studium erfordert; nur ein Schüler von sehr reifem Verstande wird sie verstehen können. Die Anordnung dieses zweyten Theils ist von der Einrichtung der bisherigen Grammatiken ganz verschieden, und wir wollen nicht leugnen, daß der Vf. bey der Ausführung des Einzelnen hie und da etwas unklar geworden ist. Er wird sich in einer neuen Auflage bemühen, den Ausdruck hie und wieder etwas deutlicher und verständlicher zu machen. In Einem Punkte der Anordnung können wir nicht mit ihm einverstanden seyn. Es betrifft die Scheidung des grammatischen Stoffs in zwey Bücher, von denen das erste nur die allgemeinen Erscheinungen der lateinischen Sprache, ohne tiefer in die allgemeine Sprachlehre oder in die Entwicklung

der lateinischen Sprache eingreifende Erklärungen, enthält, das zweyte aber nicht nur in die Besonderheiten des lateinischen Sprachgebrauchs, sondern auch in die allgemeine Sprachlehre tiefer eindringt. Diese Trennung ist uns bey dem Durchstudiren sehr störend gewesen. Wir hätten gewünscht, daß der Vf. die Erklärungen jedem Paragraphen, etwa durch den Druck ausgezeichnet und mit Ueberschriften versehen, hinzugefügt hätte. Das wäre gewiß bequemer gewesen, und hätte auch die Uebersicht nicht gehindert. Jetzt muß man immer an zwey verschiedenen Stellen des Buches suchen.

Die Uebersicht des zweyten Theils ist folgende:
Erstes Buch. Allgemeine Regeln der lateinischen Syntax. Erster Haupttheil. Von den Bestandtheilen des Satzes und ihrer Verbindung unter einander. 1 Abschnitt. Von den untergeordneten Theilen des Satzes und ihrer Verbindung. Erstes Hauptstück: Vom Nomen. 1 Cap. Verbindung der Nomina mit Verbis. Anhang: Verzeichniß der Verba, welche wegen ihrer Rection zu merken sind. 2 Cap. Verbindung der Nomina mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Nomina mit Partikeln. Zweytes Hauptstück: Vom Verbum infinitum und vom Participium. 1 Cap. Verbindung der Verba mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Verba mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Verba mit Partikeln. Drittes Hauptstück: Vom Pronomen und Zahlworte. 1 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Partikeln. Viertes Hauptstück. Von den Partikeln. 1 Cap. Verbindung der Partikeln mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Partikeln mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Partikeln mit Partikeln. Anhang, von den Interjectionen und vom Vocativ. Zweyter Abschnitt. Fünftes Hauptstück. Vom Verbum finitum. 1 Cap. Gebrauch der Genera des Verbi. 2 Cap. Gebrauch der Personalformen des Verbi. 3 Cap. Gebrauch der Tempora des Verbi. 4 Cap. Gebrauch der Modi des Verbi. 5 Cap. Gebrauch der zusammengesetzten Verbalformen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Don Enrique von Toledo.* Roman von *Wilhelm Genhe.* 1827. 356 S. 12.

Soll es Satire auf unsere Romanfchreiber im Stil der Romantiker, spanischer Novellisten, Humoristen, Rittergeschichten u. s. w. seyn, wie es fast das Ansehen hat:

so verfehlte der Schreiber durch allzu große Länge so ziemlich seinen Zweck, wenn er auch hie und da die Manier glücklich abguckte. Um leidenschaftlichen Romanenlesern den Kitzel dazu durch Ueberfättigung zu verleiden, wäre dieser *Don Enrique* ein probates Mittel.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOLOGIE.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung:
*Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache
zum Schulgebrauche.* Von August Grotefend
u. f. w. 1ster und 2ter Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyter Haupttheil. Von der Verbindung der Sätze unter einander. 1ster Abschnitt. Von der Verbindung der beygeordneten Sätze unter einander. 1stes Hauptstück, Regeln für die Verbindung der beygeordneten Sätze. 2tes Hauptstück. Von den verschiedenen Arten der Beyordnung und ihrer Bezeichnung. 2ter Abschnitt. Verbindung der untergeordneten Sätze mit den ihnen übergeordneten (der Nebensätze mit ihrem Hauptsatze). 1stes Hauptstück. Regeln für die Verbindung der untergeordneten Sätze mit ihrem Hauptsatze. 1 Cap. Von den Attributivfätzen. 2 Cap. Von den Objectivfätzen. Anhang. Auffallung der Participialconstructions in Nebensätzen. 2tes Hauptstück. Vom Gebrauch der Modi in untergeordneten Sätzen. 1 Cap. Gebrauch der Modi in Attributivfätzen. 2 Cap. Gebrauch der Modi in Objectivfätzen und in der *oratio obliqua*. Von der Stellung der Wörter und Sätze. 1 Cap. Von der Stellung der Wörter. 2 Cap. Von der Stellung der Sätze. Von der Construction. Von der Interpunction.

Zweytes Buch. Erklärungen und besondere Bemerkungen. Der erste Haupttheil bezieht sich genau auf den ersten Haupttheil des ersten Buchs; hinzugefügt ist ein Anhang: Vom Pleonasmus und von der Ellipse. Der zweyte Haupttheil bezieht sich eben so auf den zweyten Haupttheil des ersten Buchs. Als besondere Rubriken sind hinzugefügt: Von der Verschränkung und Verschmelzung der Objectivfätze mit ihrem Hauptsatze. Vom Anakoluth. Von der Stellung der Wörter und Sätze. Beygaben sind: 1) Verzeichniß der grammatischen Figuren. 2) Kalenderrechnung der Römer. 3) Sesterzrechnung der Römer. 4) Bruchrechnung der Römer. 5) Denkverfe.

Das ist also die Grundlage, auf welcher der Vf. sein Gebäude als ein geschickter Baumeister aufgeführt hat. Es leuchtet von selbst in die Augen, wie er bemüht gewesen ist, die ganze Anordnung eng an die *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.*

Logik anzuschließen, und die Sprache gleichsam als ein organisches Ganzes darzustellen. Es würde zu weitläufig seyn, und den Raum dieser Blätter überschreiten, wenn wir Satz für Satz einzeln betrachten wollten. Wir heben daher nur Einiges aus. Der Zusatz S. 9: Alle Städtenamen und die Namen der Inseln stehen auf die Frage Wo? im Dativ, indem die Stadt oder Insel als ein persönliches Wesen, das den Gegenstand aufgenommen hat, gedacht wird; jedoch ist dieser örtliche Dativ bey den Städtenamen der zweyten Declination im Singularis dem Genitiv gleichlautend — möchte schon durch §. 11. Anm. 2 (S. 10): Die Städtenamen der dritten Declination stehen häufig auch im Ablativ auf die Frage Wo? z. B. *Carthagine, Lacedaemone*; so auch *rure* statt *ruri* — und §. 144 (S. 110) — einigen Widerspruch finden. — S. 24, Z. 8 v. o. Die Kürze der Pänultima von *praestolor* ist nicht entscheiden. *Forcellini* sagt: *De quantitate paenultimae lis est. Apud veteres nihil invenies quod rem conficiat. Valla produxit. Voss. lib. 2 de Grammat. cap. 37 corripendam censet.* — S. 48. Z. 11 v. u. ist durch ein Versehen die Stelle: *Atticus sepultus est iuxta viam Appiam ad quintum lapidem* dem Livius zugeschrieben, sie steht aber *Corn. Nep. 25, 22.* — S. 82. Z. 13 v. u. Die Schreibart *Epicuraei* für *Epicurei* ist ganz zu verwerfen. S. 100. §. 131 war bey *equidem* zu bemerken, daß es vorzugsweise bey der ersten Person Sing. Num. und zwar im Anfange des Satzes steht. — S. 102. Z. 6 v. u. sollte *Pythagorei* für *Pythagoraei*, dergl. S. 127. Z. 19 v. u., geschrieben seyn. S. 108 ist die Erklärung und Eintheilung der Präpositionen vorzüglich schön. S. 111. §. 147 findet sich eine sehr genaue Distinction zwischen *a* und *e*. Der Vf. sagt: „Auf die Frage: *Seit wann?* werden die Präpositionen *a* und *e* gebraucht. *A* bestimmt den Anfang dessen, was gesagt wird, von dem Anfange der genannten Zeit, *e* aber von dem Ende derselben; jenes ist daher genau genommen durch *von* — *an*, dieses durch *seit* und zuweilen auch durch *nach* zu übersetzen.“ — Sehr gut finden wir S. 126 fg. den zweyten Abschnitt vom *verbum finitum.* — S. 138. §. 190. Nach *memini* ist der *Infinitiv* als *Infinitiv Imperfecti* zu betrachten. — S. 150. §. 203. Bey *possum, debeo, oportet* und ähnlichen ist die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Sprachgebrauchs zu berücksichtigen. Der Deutsche drückt sich mit einer Bescheidenheit und

M m

Vorsicht aus, die der Lateiner in diesem Falle der Bestimmtheit des Ausdrucks nachsetzt. — S. 222 fg. §. 308 fg. findet sich eine sehr gute Anmerkung über das so vielfach besprochene *nescio*, *haud scio* und *dubito*, an. Der Vf. sagt: Nach *nescio*, *haud scio* und *dubito* pflegten die Römer zwey adverbativ-disjunctive Fragen zu denken, wenn sie ihre Meinung zweifelnd aussprechen wollten, z. B. *Haud scio, num sit aliud, an quae dixit, sint vera omnia*. „Ich weiß nicht, ob etwas Anderes ist, oder ob alles, was er sagte, wahr ist.“ Nun wurde aber das erste Glied nie ausgesprochen, sondern nur gedacht, und daher gleich das zweyte Glied, in welchem die Meinung enthalten ist, mit dem Hauptverbum verbunden. Daher wird durch *nescio an*, *haud scio an*, *dubito an*, eigentlich niemals bloß gesagt, daß man etwas nicht wisse, oder an einer Sache zweifle; sondern, daß man noch unentschieden sey, das für wahr zu halten, was man für wahr zu halten geneigt ist. Alle drey Ausdrücke heißen soviel als: *Es kann seyn, daß, vielleicht*, oder wörtlich übersetzt: *ich weiß nicht, bin ungewiß, ob nicht*. Enthält aber der abhängige Satz eine Negation, so müssen wir im Deutschen, um eine doppelte Negation zu vermeiden, die ersten Ausdrücke gebrauchen. „Für den Sinn trägt es im Ganzen wenig aus, ob man sagt: *Nescio (dubito) an nemo* oder *an quisquam*, *an nihil* oder *an quicquam*, *an nullus* oder *an ullus*, *an nunquam* oder *an unquam* u. s. w. Die Bedeutung von *quisquam*, *quicquam*, *ullus* ist schon gewissermaßen an sich negativ; aber *nescio an aliquis* würde das Gegentheil *non nescio an nemo* auslagern. Jedoch verneint *nescio an quisquam* noch weniger entschieden, wie *nescio an nemo*; jenes heißt so viel als: *nicht leicht Einer*, dieses aber: *vielleicht Keiner*.“ §. 309 fügt der Vf. hinzu: „Ich weiß nicht ob, bin ungewiß ob, wird ausgedrückt durch *nescio*, *dubito num* oder *ne — necne*, z. B. *nescio (dubito) num verum sit* oder *verumne sit*, *necne sit*. Jedoch scheint im silbernen Zeitalter in diesem Falle der Unterschied zwischen *num* und *an* nicht mehr beobachtet zu seyn.“ S. 285 und 86 ist §. 377 recht geeignet, in das Innere der Sprache einzuführen. S. 310 ff. spricht der Vf. fast poetisch und wehmüthig über die Veränderung der Phantasie-Sprache in eine Verstandes-Sprache. S. 314. §. 406 findet sich eine vorzüglich gute Auseinandersetzung über die Verbindung eines Nomens mit einem anderen. Auch hier ist die Zusammenstellung des Lateinischen mit dem Deutschen recht an ihrem Orte. Man sieht, wie sehr der Vf. bemüht ist, jede Sprachercheinung aus dem Grunde, nicht bloß oberflächlich zu erklären. — Von eben solchem Gehalte sind S. 317. §. 410 und 411 die Bestimmungen, welche einen Hauptunterschied der lateinischen und deutschen Sprache betreffen. — Als Beyspiel, wie feine Unterschiede der Vf. aufzufinden weiß, kann das dienen, was S. 338 über den Gebrauch des Ablativs anstatt eines Vergleichungssatzes mit *quam* gesagt ist. Er giebt folgende Bestimmung: „Durch den Ablativ wird jedesmal ein positiver Mafstab der

Vergleichung angegeben; d. h. es wird ein Gegenstand genannt, zu dessen Eigenthümlichkeit das vergleichene Prädicat gehört, so daß es nicht erst von ihm ausgelegt werden muß; dagegen giebt ein Vergleichungssatz an und für sich nur einen relativen Mafstab, indem von zwey Gegenständen einerley Prädicat in ungleichem Grade ausgesagt wird, ohne daß dadurch bestimmt ist, in welchem Mafse das Prädicat jedem zukommt. Sage ich z. B. *Haec belua elephantum prudentior est*, so schreibe ich dem Thiere, von welchem die Rede ist, einen hohen Grad von Klugheit zu, weil in dieser Form Klugheit als eine Eigenthümlichkeit des Elephanten angedeutet wird; aber in dem Satze: *Haec belua prudentior est, quam elephante* würde nur gesagt seyn, daß das Thier klüger sey, als der Elephant, ohne daß dadurch der Elephant selbst als ein kluges Thier bezeichnet ist.“ Doch fügt der Vf. hinzu: „Oft aber kann die Rücksicht auf Deutlichkeit einem Satze mit *quam* den Vorzug geben, wenn es nur auf eine relative Vergleichung ankommt.“ S. 352. Z. 17 v. o. kann der Satz *nobis legentibus oratoribus* unmöglich den angegebenen Sinn haben. Es ist wohl durch ein Versehen *oratoribus* für *oratores* gesetzt. — S. 370 — 71 ist der Unterschied von *qui* und *quis* sehr gut gezeigt. Ueberhaupt gereicht die genaue Bestimmung der Synonymik dieser Grammatik zum großen Verdienst. — Vorzüglich hat uns auch angesprochen, was S. 384 — 392 über den Vorzug der deutschen Sprache bemerkt ist, daß sie philosophisch bestimmter sey, als die lateinische, eine Denker Sprache. — Zu S. 408. §. 504 könnte hinzugefügt werden, daß *et* am häufigsten vor *pronomibus* für *etiam* steht. — S. 443 finden sich sehr gute Bemerkungen über den Unterschied von *quod* und dem *Accus. c. Inf.* — Sehr richtig finden wir auch, was S. 447 — 48. §. 539 über *ut ne* gesagt ist. — S. 495 — 96 ist bey dem Kalender das *ante diem* sehr sinnreich erklärt. Der Vf. sagt: „Es liesse sich vielleicht am natürlichsten annehmen, daß man ein zusammengesetztes Wort *antedies* gebildet habe, gleichsam ein *Vortag*, so daß man diejenigen Tage, welche einem der drey bestimmten Tage vorhergingen, *antedies Vortage* nannte. Dieses Wort setzte man auf die Frage Wenn? in den Accusativ, wie auch im Deutschen der Montag im Accusativ angegeben wird, z. B. *den ersten Mai*. Daher sagte man auch *in ante-diem*; z. B. *Consul comitia in ante-diem tertium Nonas Sextiles, Latinas in ante-diem tertium Idus Sextiles edixit*. L. 41, 16.“

Wir könnten noch Viel ausheben, um unser Urtheil zu bestätigen, und auf dies vortreffliche Werk aufmerksam zu machen, welches in die Hände eines jeden Philologen zu kommen verdient.

Ob. H.

SONDERSHAUSEN, b. Eupel: *Lateinische Grammatik*, für Schulen und zum Privatunterricht ausgearbei-

tet von *J. Schwerdt*, Primissarius zu Breitenworbis im königl. preussischen Eichsfelde. 1828. 259 S. gr. 8. (16 gr.)

„Die Erkenntniß und Befolgung aufgestellter Sprachregeln — so beginnt die Vorrede vorliegender Grammatik — sind immer der sicherste und oft nur der einzige Weg, um in den Besitz erwünschter Kenntnisse zu gelangen. Dieser einzige bleibt, wie bey den Sprachen überhaupt, so auch hier bey der lateinischen. Diesen Weg nun recht eben, ihn den Wandern desselben recht bequem und angenehm zu machen, dieser Wunsch führte mich zu dem Entschlusse, dem dieses Werk sein Daseyn verdankt. Wie glücklich ich aber in Erreichung dieser meiner Absicht gewesen bin, das mögen nur Kenner entscheiden.“ Nachdem der Vf. noch Einiges über seinen Plan gesagt hat, heisst es am Ende der Vorrede, wie folgt: „Nun werde ich mich freuen, wenn Kenner dieses Buch, woran ich seit zwölf Jahren mit unermüdeter Sorgfalt gearbeitet habe, für so brauchbar halten, das es zur gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache jedem Studirenden kann empfohlen werden. Uebrigens bin ich erbötig, jeden gerechten Tadel wegen darin vorkommenden Mängel (sic!) wenn er mit Anstand und zur Verbesserung dieses Lehrbuches geschieht, bereitwillig anzunehmen. Ja ich versichere hiemit, das ich solcher Männer Urtheil mit Vergnügen vernehmen will.“ Obschon Rec. es sich zum strengen Gesetze gemacht hat, in keiner seiner Beurtheilungen jemals den Anstand zu verletzen, so kann er doch diesmal, auf die Gefahr hin, in den Augen des Vfs. jene Sünde zu begehen, keinen Anstand nehmen, unverhohlen zu erklären, das in unserer Zeit nicht leicht Jemand weniger berufen war, eine lateinische Grammatik zu schreiben, als Herr *Primissarius Schwerdt*. Vor sechzig Jahren hätte er vielleicht mit seinem Werke noch einiges Glück machen können; aber im Jahre 1828 müssen wir ihm zum Ruhme der Wissenschaft das traurige Prognostikon stellen, das sein Werk, so bald als die erste Kunde von demselben verhallt, im Meer der Vergessenheit untergehen wird. Abgesehen davon, das der Vf., wie die wenigen Proben der Vorrede beweisen, nicht einmal in seiner Muttersprache sich ganz richtig und bestimmt auszudrücken versteht, ist seine Kenntniß der Sprache überhaupt und der lateinischen insbesondere noch ganz und gar in jenem groben Empirismus befangen, aus welchem sich unsere Zeit Gottlob! seit mehreren Decennien glücklich herausarbeitet. Dazu kommt, das Hr. S. von Logik nicht einmal eine Idee zu haben scheint, und das auch manches auffallende *Quid pro quo* ihn leicht der Ignoranz anklagen könnte; der nothwendigen grammatischen Genauigkeit in den gegebenen Bestimmungen und Regeln gar nicht zu gedenken. Fast scheint es, als habe er nicht der Mühe werth gehalten, sich mit irgend einer unserer neueren lateinischen Grammatiken bekannt zu machen; denn sonst hätten ihm unmöglich die Anforderungen unserer Zeit an eine lateinische Grammatik so ganz unbekannt bleiben können.

Um das ausgesprochene Urtheil, wie es die Pflicht des Rec. ist, zu belegen, dürfen wir unseren Lesern nur eine gedrängte Uebersicht des Buches mit Heraushebung der auffallendsten Einzelheiten vorlegen. „Die lateinische Grammatik, heisst es S. 7, ist eine Sammlung der Sprachgesetze, die lehren, wie man die Wörter der Sprache bilden (soll wohl heissen *flectiren*) und anwenden (soll heissen *verbinden*) soll. Sie theilt sich in vier Theile, als in: I. *Orthographia* Schreiblehre, II. *Prosodia* Sylben-Tonlehre, III. *Etymologia* Wortbildungslehre (so wird vom Vf. die Flexionslehre genannt), IV. *Syntaxis* Satzlehre. — Orthographie ist ein Theil der Grammatik, der lehrt, richtig zu reden (?) und richtig zu schreiben. Daher (?) zerfällt sie in die Lehre: 1) Von den Buchstaben. 2) Von den Sylben. 3) Von den Wörtern. 4) Von den Interpunctionszeichen. — Die Buchstaben sind 1) *Vocales* Selbstlauter. 2) *Consonantes* Mitlauter. 3) *Diphthongi* Doppellauter (sic!).“ — S. 12. „Die Sylben sind in Ansehung ihrer Quantität entweder lang (—) oder kurz (v) oder lang und kurz zugleich. Dieses gleichgültige Sylbenzeichen kann wegbleiben, weil das Wort immer richtig ausgesprochen wird.“ — S. 13. „Producirt wird auch gewöhnlich der Vokal vor t in der Mitte eines Wortes: *peritus, ritus cet.* Indess in der Mitte eines Wortes ist der Vokal vor t auch kurz, als: *gemitus aet.* Die Vokale i und u vor c sind lang in *dico, indico, dūc, amicus, pudicus, urtica, lorica, vestica, lectica.* Ausgenommen: *dico (are), dūcis, indico, indicium, leutricus* (vielleicht *lubricus*), *efficio, beneficus, maledicus* — sind kurz“ (als wenn diese die einzigen Ausnahmen wären!). — „Ein Vokal vor zwey Consonanten und dem x und z sind lang. Ausgenommen die Wörter, die von *arbitro, duplico* herkommen, sind kurz: *arbitra, arbitrium, duplicum, duplex, triplico, triplex*, auch *est (!)* von *sum*. — Die Sylbe vor qu wird corripirt: *equile* (ist wohl ein Druckfehler statt *equile*), *equito, aquila, utique.* Jedoch qu mit der Endsyllbe verbunden, macht die kurze Sylbe lang: *honestusque; amabit que.* — Ein von Natur kurzer Vokal ist vor einem stummen und flüssigen Buchstaben (also ohne Ausnahme!) einer Sylbe lang oder kurz; jedoch ausser der Poesie wird er gemeinlich corripirt.“ — S. 19. III. *Etymologia*. Die Wortbildungslehre lehrt den Ursprung und die Veränderung der Wörter. — Die Wortarten der lateinischen Sprache überhaupt theilt man in acht Theile, *partes orationis*, als: 1) *Nomen*. 2) *Pronomen*. 3) *Verbum*. 4) *Participium*. 5) *Adverbium*. 6) *Praepositio*. 7) *Conjunctio*. 8) *Interjectio*. — S. 20. Drey Briefe soll heissen *ternae literae*, also nicht *trinae literae?* S. 25. „*Pax* und *os* haben keinen *Genitivum pluralis*“, als wenn diese die einzigen Wörter der Art wären. S. 31. *Chelys* soll die Laute und die Schnecke heissen. — S. 35. „Der natürlichen Bedeutung nach sind: 1) *generis masculini* die Namen der Monate, Winde, Flüsse, und männlicher Bedeutung. Ausgenommen die Flüsse: *Sequana, Visula, Lethis* sind *gen. fem.*“ — Andere nicht? — S. 37. „*Generis*

feminini sind die Wörter auf *a* und *e* und die Pluralia auf *ae*, *mensa*, *epitome*, *divitiae*, *paragraphae*. Rec. kennt nur *paragraphus*. — Nach S. 40 sollen alle Adjectiva dreier Endungen nach der zweyten und ersten Declination gehen. Also auch *silvestris*, *celeber*, *acer* und die übrigen dieser Art? — S. 41. „Die Adjectiva auf *ilis* formiren den Superlativ mit *illimus*.“ Also auch *amabilis*, *laudabilis* u. a.? — S. 43. „Die Pronomina haben alle Casus aufser des Vocativs, welchen nur *tu*, *meus*, *nostris* und *nostras* behalten.“ — S. 52. „Der Inf. Passivi ist nur selten mit der Sylbe *er* verbunden.“ — S. 81. „Conjunctiones sind Wörter, welche dazu dienen, Wörter, Sätze und Glieder der Rede mit einander zu verbinden, damit ein deutlicher Zusammenhang entstehe. Sie werden in gewisse Classen eingetheilt. Da diese Eintheilung aber keinen Nutzen hat, so will ich sie nicht aufführen.“

In den ersten 7 Paragraphen der Syntax ist von Subject, Prädicat und Copula die Rede; gelegentlich aber auch von manchen anderen Dingen, als: vom Gebrauch der Zahlwörter und von der Bezeichnung der Seltzrechnung. Unter Prädicat versteht übrigens der Vf. nicht, was man sich bisher darunter zu denken gewohnt war; sondern *suo jure* dasjenige, was wir Object zu nennen pflegen; denn §. 2 heißt es: „Der zweyte wesentliche Theil eines Satzes, um dessen Aufindung man bemüht seyn muß, ist das Prädicat, welches gewöhnlich im Accusativ steht; es sey denn, daß das Verbum einen anderen Casus regiert. Oft ist es im Zeitworte selbst enthalten.“ Nach der Lehre des Vfs. ist demnach in dem Satze: „Der Schüler lese dieß Buch“, *der Schüler* Subject, *lese* die Copula, *dieß Buch* das Prädicat. Vom Schüler wird also durch das Lesen ein Buch prädicirt!! — Die ersten 7 Paragraphen haben keine besondere Ueberschrift; dann folgt aber als Ueberschrift: *Bestimmende Wortfügung (Syntaxis rectionis)*, unter welchem Titel der Gebrauch der 6 Casus, nebenher aber auch noch manches Andere, was eben sich hie oder da anknüpfen ließe, abgehandelt wird. — So heißt es z. B. S. 101. §. 10: „Sind zwey Substantiva beyfammen, die, obgleich sie nicht zu einer Sache gehören, sich aber doch auf einander beziehen, so wird das *beziehende* in den Genitiv gesetzt auf die Frage: *wessen?* — 1) Gehören aber mehrere Substantiva zu einer Sache, so daß ein Substantiv vom anderen gesagt wird, oder, das andere (doch wohl den dadurch bezeichneten Gegenstand) beschreibt, so müssen beide in Einem Casu stehen, wenn auch das eine *sing.* oder *plur.* Numeri, *generis masc.*, *fem.* oder *neutr.* ist. — 2) Wenn aber zwey Substantiva beyfammen stehen, und auf keins die Frage *wessen* palst, so muß das Substantiv im Genitiv stehen, das in der Construction das zweyte wird, oder es schon ist, z. B. Schaaf-Heerde *ovium grex*.“ Auch heißt es noch unter dem Abschnitt vom Genitiv

S. 107: „Wenn man im Deutschen hat: *valde sehr*, so wird es in *magnus*, *summus*, *saepe* in *assiduus* und *nullus* bey dem Substantiv in *nihil* verändert, wenn man sie verändern will, z. B. „Er ist oft nach der Arbeit in Krankheit gefallen, *Ipse ex labore in morbum incidit assiduus*.“ Die *Syntaxis rectionis* erstreckt sich bis §. 60. Dann folgt mit §. 61 eine neue Ueberschrift: *Bindewörter = Conjunctiones*. — *Ut dafs* §. 62. Von *ne* §. 63—65. Von *quin* §. 66. Von *quominus* §. 67. Von *fore ut* §. 68. — Dann wieder ohne Ueberschrift: §. 69. „*Praesertim cum*, *praesertim qui*, *praesertim maxime cum* besonders aber *da*, stehen mit dem Conjunctiv. *Et si*, *tametsi*, *quanquam*, *quamvis*, *etiamsi* regieren gemeinlich den Conjunctiv, wenn ein Satz vorausgeht.“ — §. 70. „Die Conjunctiones sind entweder *copulativae* oder *disjunctivae*, und dienen dazu, entweder einzelne Redetheile, oder ganze Sätze zu verbinden.“ — §. 71. „Noch müssen bemerkt werden: a) die Wörtchen *eben so wohl*, *eben so wenig*, *eben so sehr*, *so*; im Lateinischen *non minus*, *quam*; *non magis*, *quam*; *juxta ac*; *aeque*, *aequeque*, *atque*. — b) *gleichsam*, *gerade als wenn* — *juxta ac*: *perinde ac*, *perinde ut* statt *quasi*. — c) *tantum non*, *modo non* für *propemodum* *beynahe*, *fast*. — d) *ve* am Ende eines Wortes einmal angehängt, heißt *oder*: ist es aber zweymal angehängt, so heißt es: *weder*, *noch* (?). — e) *vel*; steht es nur einmal, so kann es heißen: *auch sogar*; folgt es aber mehrmal auf einander, so heißt es: *entweder*, *oder*.“ — *Vom Conjunctiv*. „Mit den Regeln des Conjunctivs, welche oft vorkommen, muß sich der Lernende, wenn auch mit Mühe, genau bekannt machen. Er mag sich daher angegebene Wörter, auf welche die Classiker gemeinlich den Conjunctiv folgen lassen, merken.“ — Dann werden die Wörter §. 72 angegeben. *Von den Fragwörtern* §. 73. — *Von der Präposition cum* §. 74. — *Tenus*, *versus*, *contra*, *per* §. 75. — *Usque ad*, *sub*, *super*, *in*, *ante*, *pro* §. 76. — *Vom Pronomen* §. 77. — *De pronomine reciproco et demonstrativo* §. 79. — *Von den persönlichen Fürwörtern mei*, *tui*, *et.* §. 80. — *Vom Redditivo (talıs qualıs cet.)* §. 81. — *Vom Zeitworte lassen* §. 82. — *Vom Zeitworte müssen* §. 83. — *Vom Infinitiv* §. 84 f. *Ohne zu*, *ohne dafs* §. 86. — *Gerundia* §. 87—90. — *Von den Participiis* §. 91. *Vom Participio futuri passivi* §. 92. *Vom Ablativo absolute posito* §. 93. *Von Supinis* §. 94. 95. — *Der römische Kalender*. — *Sapienti sat!* Um uns nicht öfter der Gefahr ausgesetzt zu sehen, durch zu harten Tadel den Anstand zu verletzen, haben wir das Urtheil über die ausgehobenen Stellen und über die Anordnung des Ganzen unseren Lesern ganz anheim stellen wollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

G E S C H I C H T E.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Critisk Undersøgelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie; eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved* (Kritische Untersuchung der dänischen und norwegischen Sagengeschichte; oder: über die Glaubwürdigkeit der Quellen von Saxos und Snorros Werken. Von) Peter Erasmus Müller. 1823. 314 S. gr. 4.

Wie vieles die altnordische Geschichte, besonders in sofern sie aus den Sagen der Vorzeit des Nordens einiges Licht erhält, dem gelehrten Vf. zu verdanken habe, das kann Niemand unbekannt seyn, der nur einige Kenntniß von der neueren dänischen Literatur besitzt. Verstattet es zwar die Einrichtung unserer *A. L. Z.* und die bey dem jährlich gröfser werdenden Umfange der vaterländischen Literatur immer nothwendiger werdende Einschränkung des Raumes in ihr für die Anzeigen der Werke des Auslandes nicht, jede einzelne Schrift des Vfs. ausführlich zur Sprache zu bringen: so haben wir es doch nicht unterlassen, in unserer *Uebersicht der Literatur der Dänen* u. s. w. (f. *Erg. Bl.* 1819. No. 43 f. 72 f. 1820. No. 52 f. 80 f. 1821. No. 20—25) die wichtigsten seiner in dieses Fach einschlagenden Werke mit dem Ruhme zu erwähnen, welchen sie verdienen. Inzwischen wird sich eine Ausnahme von unserer sonstigen Regel bey einem Erzeugnisse der wissenschaftlichen Bemühungen von dem Belange, wie das vorliegende, noch wohl entschuldigen lassen; wir glauben sie selbst unseren Lesern schuldig zu seyn, weil dieses Werk gleichsam als eine Wagschale für die Schätzbarkeit und den seltenen Werth früherer Arbeiten desselben Vfs. von verwandtem Inhalte betrachtet werden kann. Was uns bey Hn. Dr. M., als Bearbeiter der altnordischen Sagen und dergl., immer vorzüglich angesprochen hat, und was seinen Schriften vor so vielen anderen in dieser Art einen ausgezeichneten Werth giebt: das ist die Unbefangenheit und der Freymuth, womit er seine von den Auslegungen Anderer abweichenden oder ihnen geradehin widersprechenden Ansichten vorträgt, verbunden mit der wahren Mäßigung, Bescheidenheit und Anerkennung der anderweitigen Verdienste seiner Gegner, die sich nie deutlicher ausspricht, als wenn ihn seine Gründlichkeit, sein Studium der Quellen und seine gesunde Vernunft

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

nöthigt, auf Verschiedenheit zwischen seiner Ueberzeugung und den Meinungen Anderer aufmerksam zu machen. Von diesen Eigenschaften findet man die Spuren in vielen seiner Schriften, z. B. über die *Authentie der Snorroischen Edda* und die *Aechtheit der Asalehre*, Kopenhagen 1812. *Ueber die Wichtigkeit der isländischen Sprache*, eine gekrönte Preisschrift, 1813. *Ueber den Ursprung und Verfall der isländischen Geschichtsschreibung* u. s. w. 1815. *Sagabibliothek*, mit Anmerkungen und Abhandlungen, Th. 1. 1817. Th. 2. 1818. Th. 3. 1821. Für die letzte dieser Schriften, zu welcher sich Hr. M. nach seiner gewohnten schriftstellerischen Besonnenheit und Ordnungsliebe durch frühere Abhandlungen gewissermaßen den Weg gebahnt, und das von Manchen bezweifelte Daseyn einer Dichtkunst, Fabellehre und Geschichte der altnordischen Völker mit unumstößlichen Gründen dargethan hatte, war Anfangs der letzte Theil der gegenwärtigen *kritischen Untersuchung* bestimmt; damit aber seine Untersuchung zu einem desto befriedigenderen Resultate führe, sahe er sich genöthigt, tiefer in das Einzelne zu gehen, und dadurch seine Abhandlung weiter auszudehnen, als solches mit der Einrichtung der Sagabibliothek verträglich war. Er beschloß also, seine Untersuchung über *Snorro*, in Verbindung mit der über des *Saxo Grammaticus* Werk, besonders herauszugeben: welches um so viel mehr zu billigen ist, da jene Bibliothek bereits zu einer Gröfse angewachsen ist, wodurch der Ankauf derselben für Manchen erschwert wird, so gern er auch sonst ein Werk, wie das über *Snorro* und *Saxo*, sich anschafft. Noch darf nicht unbemerkt bleiben, daß diese beiden Abhandlungen ursprünglich zu Vorlesungen in den Versammlungen der *königlich dänischen Societät der Wissenschaften* bestimmt waren, in deren Schriften sie auch schon 1819. 1820 abgedruckt sind. Ebenso befindet sich ein Abdruck von der Untersuchung über *Snorro* in der dänischen Folioausgabe der *Geschichte der nordischen Könige*, und zwar im 6ten Theile dieses wichtigen Werkes, begleitet, nach dem Plane desselben, von einer Uebersetzung der Abhandlung ins Lateinische vom Et. R. *Thorlacius*, wovon zwar einige wenige Exemplare nach Deutschland, die Schrift selbst aber nicht in den Buchhandel gekommen ist.

Das Ganze dieses Werkes zerfällt seinem Inhalte nach in die beiden Haupttheile, deren *erster* S. 3—174 von *Saxos neun ersten Büchern*, der *letzte* S. 177—294 von *Snorros Heimskringla* die Quellen und deren Glaub-

N n

würdigkeit kritisch darstellt. *Eine tabellarische Vergleichung zwischen den verschiedenen Bearbeitungen von Oluf Trygvessens Geschichte* beschließt S. 296—314 das Ganze. Eine kurze Uebersicht des Hauptinhaltes von einem jeden der beiden Haupttheile wird ohne Zweifel den Freunden der altnordischen Literatur willkommen seyn.

Unter den früheren Bearbeitern von *Saxos* Nachrichten, deren das Vorwort zum ersten Theile Erwähnung thut, sind es besonders vier, welche mit einiger Ausführlichkeit die Glaubwürdigkeit derselben geprüft haben; nämlich: *Torfaeus* (*series regum Daniae*, 1702), *Gram* (in f. Noten zu *Meursii historia danica*, 1746), *Dahlmann* (in der Einleitung in die Kritik der Geschichte von Altdänemark, f. dessen *Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte*, Th. 1. 1822), und vor diesem noch *Suhm* (in f. *kritischen Geschichte von Dänemark*, Th. 3. 1776). Nur dieser bemüht sich, mittelst Vergleichen, die er zwischen *Saxo* und anderen geschichtlichen Ueberbleibseln des Alterthums anstellt, den Werth desselben mit einiger Gründlichkeit darzuthun, obgleich auch er Manches auf bloße Möglichkeiten, von denen eine die andere zuweilen aufhebt, bauet, die angegebenen Gründe nicht immer gehörig wiegt, und daher verschiedenen Sagen einen höheren Werth beylegt, als sie verdienen. Die drey Erstgenannten haben das mit einander gemein, das sie hauptsächlich suchen *Saxos* Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen, oder sie ihm völlig abzufprechen: welches letzte besonders von *Dahlmann* in Beziehung auf die acht ersten Bücher von *Saxo*, „die, da sie nur auf Volkssagen beruhen, gar keinen Glauben verdienen“, geschieht. Der Vf. hielt also eine neue und vollständigere Untersuchung von *Saxos* Nachrichten für nothwendig, um die von ihm befolgten Grundsätze, seine benutzten Quellen und die grössere oder geringere Glaubwürdigkeit derselben darzustellen. Wie sehr der Vf., sowohl wegen seiner vertrauten Bekanntschaft mit der isländischen Literatur, als wegen anderer, einen gründlichen Geschichtsforscher bezeichnender Eigenschaften, zu dieser Arbeit den Beruf habe: das bedarf nach dem oben Bemerkten nicht noch der Versicherung. Nach dem Vorworte folgen *allgemeine Bemerkungen über Saxos Quellen* S. 5 f. Dals *S.* Sinn für die Dichtkunst hatte, zeigen nicht sowohl die vielen Verse, womit er die Prosa abwechseln läßt, so, wie sich ihm diese Einkleidung in seinen benutzten Hilfsmitteln darbot, sondern mehr noch die dichterischen Bilder, deren er sich bediente, und sein Bestreben, von den erzählten Begebenheiten die dichterische Seite aufzufassen. Eben der öftere Wechsel zwischen Prosa und Poesie und die Anwendung der letzten auf unbedeutende Gegenstände, wo man sie am wenigsten erwartet, zeigt, das er sich oft fremder Quellen bediente; auch bemerkt er in der Vorrede, er habe dänische Verse in lateinische übersetzt. Ausserdem nennt er ausdrücklich als seine Quellen die in Klippen eingehauenen Runeinschriften und gewisse, nicht näher bezeichnete, Schriften der Isländer: doch waren jener und dieser nur wenige. Auch benutzte er ohne Zweifel mündliche Nachrichten von dem in

Abfalons Diensten stehenden Isländer *Arnold*, der sich auf die alten Sagen wohl verstand, und von welchem *Saxos* kürzere Erzählungen herrühren mögen; und überdies die alten schriftlichen Listen über die dänischen Könige. Für alles dieses führt der Vf. *S.*'s eigene Worte aus dessen Schriften an. Von fremden Schriften nennt *S.* nur *Dudo* und *Beda* und zuletzt noch *Paulus Diaconus*: doch ist wahrscheinlich, das er auch *Eginhards* Schrift über *Carl den Großen* und die Kirchengeschichte von *Adam von Bremen* kannte. Gegen die Vorwürfe, das *S.* fremde Chroniken gebraucht habe, nur um die Thaten seines Volkes auszufschmücken, und das er sich nicht oft genug die geschriebenen Chroniken bedient, vertheidigt ihn der Vf. mit Gründen, die von der Beschaffenheit seines Zeitalters entlehnt sind. Auf die Chroniken des Mittelalters konnte er, zumal wenn sie ihm nur in deutschem Gewande vorkamen, kein hohes Gewicht legen. Uebrigens litt die Sagen, je weiter sie im Laufe der Zeit sich verpflanzten, aus äusseren und inneren Ursachen, desto mehr Veränderungen. Der Vf. unterscheidet nun zwischen *ächt*en und *zuverlässigen* Sagen, und versteht unter jenen solche, die in allem Wesentlichen nur unwillkürliche Veränderungen erlitten haben; unter diesen die, von denen wir mit Wahrscheinlichkeit das ihnen zum Grunde liegende Factum ausfindig machen können. „Ob nun gleich *S.*'s 9 erste Bücher manches Unzuverlässige und mehrere spätere Verzierungen alter Erinnerungen enthalten: so finden wir in ihnen doch auch nicht wenig ächte und verschiedene zuverlässige Alterthumsagen.“ Dies zu zeigen, die Glaubwürdigkeit und den grösseren oder geringeren Werth der einzelnen Sagen zu bestimmen, ist der Gegenstand der folgenden Untersuchungen. *Saxos* erstes Buch. S. 15 f. „*Dan*, *Angul*, *Humble*, *Lother* — etymologische Hypothesen. *Skjolds* Thaten, der Nachhall alter Erinnerungen. *Gram*, ein Appellativ, womit in den ältesten dänischen Liedern die *nobilitas regia* bezeichnet wurde. *Haddings* Geschichte, eine uralte Sage, welche um des Vielen willen, das sie über die *Jotunen* enthält, hier ihre Stelle erhielt.“ *Saxo* fand über den Ursprung des dänischen Reiches keine Erzählung; *Odin* an die Spitze der Könige zu stellen, litt sein Glaube nicht; er fing also mit dem Könige an, von dem, nach seiner Meinung, das Reich den Namen erhalten hat, mit *Dan*. Nur der Etymologie verdankt *Dan* seine Existenz als König der *Dänen*, so wie *Angul*, *Dans* Bruder, als Ahnherr der *Angeln*. Mit *Dans* Söhnen *Humble* (*humilis*) und *Lother* (isländisch *Ljotr*, hässlich) hat es dieselbe Bewandnis: die dänische Geschichte liefert in ihnen gewissermassen ein Seitenstück zu *Abel* und *Kain*, zu *Remus* und *Romulus*. Mehr aber, als bloße Hypothese, ist die aus der Bedeutung der beiden Wörter *Skjold* und *Gram* hergeleitete Königswürde der beiden so benannten Stammkönige, *Skjold*, (Schild, Wappen, Held) und *Gram* (ein kriegerischer Hauptmann). Den ersten Ehrennamen erhielten die dänischen, den letzten die anderen nordischen Könige. Die Sage von *Hadding* trägt die unverkennbarsten Spuren eines sehr hohen Alters, die zum Theil selbst darauf führen, wie die Er-

zählung von den Jotunen aus der Erinnerung an einen älteren hohen Volksstamm, welchen die Aflaverehrer im Norden fanden, entstanden ist. Was Saxo zunächst veranlafste, *Hadding* mitten unter die ältesten dänischen Könige zu setzen, das war ohne Zweifel seine einmal angenommene Theorie von den ältesten Bewohnern des Nordens. Er sagt unter anderen: „Zuerst lebten im Norden die *Jotunen* (*Jaetten*, Riesen), nachher die *Afen* (*Koglere*, Gaukler), welche die *Jaetten* bekriegten und sie um ihr Ansehn brachten; zuletzt Kinder aus einer Vermischung von beiden, die *Heroen*: selbst von diesen wurden einige für Götter gehalten. Uebereinstimmend mit dieser Hypothese war es, zunächst nach *Dan* und *Skjold* die Sage von *Gram* aufzunehmen, in welcher die *Jotunen* vorkommen; alsdann die von *Hadding*, der mit den *Jaetten* und *Afen* vieles zu schaffen hatte; endlich auch die von *Frode dem Ersten*, mit welchem *Saxo* zweytes Buch beginnt. S. 24 f. „*Frode der Erste* fällt mit den späteren *Froden*, die nur durch Zunamen verschieden sind, obgleich manche Erzählung, ohne nähere Bestimmung von Zeit und Ort, nur Einem *Frode* gilt, zusammen. *Helge*, der mit *Yrsa* den *Hrolf Krage* zeugte; dessen Zug zu *Adils*, sein Tod u. s. w. macht den Inhalt einer uralten Sage aus“ u. s. w. Alles, was *Saxo* dem ersten *Frode* zuschreibt, die Belagerung von großen Städten, die Anlage von Minen, die Kriegszüge nach Westen, selbst bis nach Britannien, wo *Frode* als Sieger von den schottischen Grenzen geradehin nach London zog u. s. w.: das hat, was man nicht selten bemerkt hat, das Fabelhafte der Vorzeit älter ist und mehr Grund hat, als das Historische. Bestimmter und auf mehrere übereinstimmende Sagen sich gründend sind die Erzählungen von *Frodes* Enkel *Helge*: besonders dessen Ehe mit der eigenen Tochter, *Yrsa*. Die in diesem Buche vorkommenden zwey, von *Saxo* paraphrasirten, Wechselgespräche über *Hrolfs* Tod gehören einem sehr hohen Zeitalter an. Schon in *Snorros* Edda ist ein Fragment enthalten von dem alten *Bjankemaal*, wo die Rede davon ist, daß der freygebige König seine Hofleute mit goldenem Schmucke erfreut habe u. s. w., welches mit *Saxo*, dem *Hjalte* in den Mund gelegten, Versen übereinstimmt:

„Dulce est, nos Domino percepta rependere dona,
Acceptare enses, famaeque impendere ferrum“ etc.

Hrolfs Lebensalter läßt unser Vf. in Beziehung auf die einzige bekannte gleichzeitige Begebenheit von *Adilses* Regierung zu Upsala in das Ende des sechsten Jahrhunderts fallen; wogegen ihn *Saxo* mehrere Jahrhunderte vor der Geburt Christi leben läßt. Der Grund davon war der, daß derselbe *Hother*, welcher mit *Balder* gekämpft haben soll, nach der Sage, *Hothbroths* Sohn

war, dieser aber, nach dem Zeugnisse alter Lieder, von einem *Helge* umgebracht wurde. „Da nun *Saxo* diesen *Helge* für *Hrolfs* Vater hielt, so sahe er *Hother* für den Zeitgenossen von *Hrolf* an; zu *Hothers* Geschichte gehörte aber die ganze mythische Erzählung von seinem Streite mit *Balder*. In diesem Streite spielten die *Afen* eine bedeutende Rolle: ihr Leben gehört also, nach *Saxos* Annahme, zur nächstältesten Periode in der Geschichte des Nordens, oder es machte vielmehr, da *Balder* eine Hauptrolle dabey hat, den Uebergang zur dritten Periode, nämlich zu der der Heroen.“ (S. 36.) *Saxo*s drittes und viertes Buch. S. 36 — 55. Der Vf. betrachtet hier mit kritischem Auge die alten Mythen von *Balders* Tod, *Odins* einstweilige Vertreibung aus der Verfammlang der Götter, deren die beiden Eddas keine Erwähnung thun, obgleich *Snorro* in seiner *Ynglingasaga* den *Odin* eine Zeitlang von jener Verfammlang abwesend seyn läßt; *Odins* Ehe mit *Rinda*, erklärt als eine historische und geknüpft an eine Local-Sage. Die Erzählung von *Amleth*, eine von *Arnold*, *Saxos* Zeitgenossen, verfaßte Sage. Die uralte Erzählung von *Vermund* und *Uffo* wird mit angelsächsischen Erzählungen verglichen. Wie wenig man von dänischen Königen Namens *Dan* weiß. Ueber verschiedene *Frodes* und *Fridleifer*. *Saxo* kennt drey *Dans*; der erste soll *Danmark* den Namen gegeben haben; vom zweyten weiß *Saxo* nur, daß er sehr hoffärtig gewesen: welches *Saxo* aus dem Zunamen *Mykilati* schließt; den dritten läßt er im zwölften Lebensjahre Krieg mit den Sachsen führen, sie schlagen und schatzpflichtig machen: auch soll er *Frode*, des Friedliebenden, Großvater gewesen seyn. „Hier ist also wieder ein Bruchstück von einer Sage, allzu unvollständig, als daß man aus inneren Gründen dessen Glaubwürdigkeit beurtheilen oder bestimmen könnte, welchen *Dan* es betrifft, und in welchem Zeitalter er lebte.“ *Snorro* redet nur von Einem *Dan*, dem dritten Könige von Dänemark, der dem Lande den Namen gab, und schreibt ihm Alles zu, was *Saxo* unter drey *Dans* vertheilt. — *Saxo*s 5. 6 und 7tes Buch. S. 56 — 111. Das ganze fünfte Buch ist der Geschichte *Frode* des Dritten gewidmet; die große Ausführlichkeit rührt aber allein daher, daß hier mehrere an sich verschiedene Sagen in einander verflochten sind. Die Hauptbestandtheile der Erzählung sind nämlich 1) einige alte Denkmäler, welche an den Namen „*Frode der Friedfertige*“ geknüpft und absichtlich ausgeschmückt sind; 2) die Sage von *Erich*, dem Kunstredner, eine Volksfabel; und 3) spätere Bearbeitungen von den uralten Sagen von *Hedin* und *Hogne*, *Asmund* und *Asvit*, *Arngrimm* und dessen Söhnen. Das Uebereinstimmende in den verschiedenen Sagen besteht darin, daß es unter den alten Königen in *Lejre* Einen gab, der, indem er durch Weisheit und Kraft den Landfrieden aufrecht hielt, ein dauerndes Denkmal von seiner glücklichen Regierung hinterließ, und zu seinem Namen *Frode*, *Fridleifs* Sohn, den Zunamen *der Friedegode* erhielt. Wie alt die Sage, oder das Lied, von *Arngrimms* Söhnen sey, erhellt schon daraus, daß von den Namen derselben, die alle nach Reimbuchstaben geordnet sind,

6 in dem Eddaischen Liede *Hyn dluliod*, 8 in der *Herfarar saga* und 6 in der Sage von *Orvarodd* vorkommen. Ob nun gleich *Frodes* Leben ein (von *Arnold*) planmäßig zusammengesetztes Ganzes ausmacht: so verräth doch die Behandlung desselben in ihrer grossen Verschiedenheit von dem Vorhergehenden und dem Nachfolgenden, dass *Saxo* ihm nicht selbst die Form gegeben, und der Vf. findet es mit *Dahlmann* (s. dessen *Forschungen* u. s. w. Bd. 1. S. 237) wahrscheinlich, dass eine andere Hand, als *Saxos*, dem Ganzen seine Gestalt verliehen hat. — Das 6te Buch enthält die Erklärung der Sage von *Hjarne*, dem Dichter, der es seiner auf *Frode* verfertigten Grabchrift zu verdanken hatte, dass er ihm in der Königswürde folgte. Die Grundzüge in jener Sage sind nicht unwahrscheinlich. Umfang und epische Haltung in der Erzählung von *Frode*, *Ingilds* Vater, welche zu *Staerkodders* Geschichte gehört. Ihre Quelle ist nicht eine einzelne Sage, sondern sie ist entlehnt aus nordischen, dänischen, Schwedischen, vielleicht auch deutschen, Sagen und aus alten dänischen Liedern. In des *Staerkodders* Geschichte finden sich übrigens viele Widersprüche, und der Vf. setzt es aufser Zweifel, dass es nur Einen *Staerkodder* gegeben hat. — Klagen über den Mangel an Nachrichten von *Ingilds* Nachfolgern in der Regierung eröffnen *Saxos* 7tes Buch; er nimmt ein Interregnum bis zu *Harald Hyl detands* Regierung an. Die Geschichte von *Halfdan Bjerggram* ist nur aus der Sage von verschiedenen *Halfdans* entstanden. Es folgen vier Liebesgefänge von *Othar* und *Syrithé*, *Alger* und *Alvilde*, *Signe* und *Habor*, *Gurithé* und *Halfdan*. Ueber *Harald Hyl detands* Herkunft. Mythische Grundzüge in *Har. Hyld*. Geschichte. Das Bemerkenswerthe in seiner Regierung ist die Errichtung eines grossen Steinmonumentes, welches in den Klippen von *Bleking* noch bis in die neueste Zeit in einigen Ruinen sich erhalten hat; und die grosse Schlacht, die unter ihm in den Feldern von *Bravalla* vorfiel, die in sehr alten Liedern, von denen man noch jetzt die Uebersetzung hat, besungen worden. „Das Mythische in *Haralds* Geschichte macht allerdings die ältesten Nachrichten aus, die wir von ihm haben. Seine Geburt war an ein Sühnopfer auf Veranlassung eines Brudermordes geknüpft, welches in dem Tempel zu *Upsala* Statt hatte. *Odin* hatte ihn schulsfrey gemacht, und ihn überdies seine Flotte und sein Kriegsheer ordnen gelehrt; daher wurde er ein starker Krieger, der viele Gefallene dem Heervater in *Valhall* zuschickte“ u. s. w. In *Saxos* achtem Buch wird die *Bravallaschlacht* beschrieben. Alte dänische Lieder, vorgeblich von *Staerkodder*, die bloß im Gedächtnis sich erhalten hatten, gaben den Stoff zu der Beschreibung. *Saxo* sagt dieses selbst, und die Einkleidung und ganze Beschaffenheit der Beschreibung läßt keinen Zweifel dagegen übrig; auch eine Vergleichung

zwischen ihr und dem isländischen Bruchstücke von den Thaten der dänischen Könige, welches *Sögubrot* heisst, und das zwar jünger ist, als *Saxo*, doch aber wegen der damals unterbrochenen Gemeinschaft zwischen Island und Dänemark nicht von ihm entlehnt seyn kann, bürgt für die Glaubwürdigkeit und das hohe Alter der Nachrichten, deren er sich bediente. Uebrigens hatte *Saxo* auch hier Schwierigkeiten zu bekämpfen, um den Zeitraum zwischen der von ihm um einige Jahrhunderte zu weit zurück verlegten *Bravallaschlacht* und *Godefrids* Regierung auszufüllen. *Oluf*, des Frechen, Geschichte gehört einem späteren Zeitalter an. *Ömunds* Fehden mit *Rusla* sind nur Wiederholungen früher benutzter Erzählungen. Die abentheuerliche Geschichte von *Jarmerik*, die sich auf eine romantische Volks Sage, einem Gemische von deutschen romantischen Dichtungen und dänischen Ueberlieferungen, gründet, hat mit Dänemark nichts zu schaffen. Auch die Erzählung von den *Longobarden*, einem germanischen Volksstamme, der ursprünglich von *Vendisyffel* ausgewanderte, ist entlehnt von deutschen Sagen, die im 11ten Jahrhunderte in Dänemark localisirt wurden. „Man könnte die Frage aufwerfen: wie *Saxo* die Auswanderung der Longobarden aus Skandinavien um mehrere Menschenalter nach der *Bravallaschlacht*, also gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts, wo ihr Reich in Italien schon einige Hundert Jahre geblüht hatte, habe geschehen lassen können. Wir erwidern: das Auffallendeste bey dieser Verrechnung verschwindet, wenn man sich erinnert, theils, dass *Saxo* diese Schlacht weit früher sich ereignen läßt, als sie wirklich gehalten worden ist, und dass er daher nach seiner Zeitrechnung die Auswanderung in den Anfang des 7ten Jahrhunderts verlegen konnte; theils, dass er dem *Paulus Diaconus* folgt, der sich mit *Saxo* desselben Fehlers schuldig machte, indem er die Longobarden mehrere Jahrhunderte später auswandern liess, als sie wirklich ausgewandert seyn können. Hiedurch wird zwar die chronologische Unrichtigkeit nicht gehoben, aber doch die auffallende Ungereimtheit vermindert.“ (S. 138.) *Gorms* und *Thorgils* Reisen an das Ende der Welt sind nur moralischreligiöse Dichtungen u. s. w. — Die Geschichte von *Regnar Lodbrog* macht den Inhalt von *S.*'s 9tem Buch aus, S. 150 ff. Nur Einen dieses Namens hat es gegeben; aber seine Geschichte ist zusammengesetzt aus einigen alten Sagen, die sich noch jetzt in der isländischen Erzählung von diesem Könige finden; aus zweifelhaften dänischen Sagen von den Frauen desselben; aus einer Liste der Feldschlachten, entlehnt von *Regnars* Sterbelied; und aus einer Ueberlieferung von einem weit jüngeren *Regnar* oder *Reginfred*, der in *Regnar Lodbrogs* Zeitalter mit einem *Harald* kämpfte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEM

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

G E S C H I C H T E.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Critisk Undersøgelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie; eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved* (Kritische Untersuchung der dänischen und norwegischen Sagengeschichte; oder: über die Glaubwürdigkeit der Quellen von Saxos und Snorros Werken. Von) *Peter Erasmus Müller u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Anfange des 9ten Jahrhunderts hörte in Dänemark die Sagengeschichte in der eigentlichsten Bedeutung auf. „Wir haben nicht weiter nöthig, nur auf die innere Beschaffenheit der dänischen Sagen Rücksicht zu nehmen, oder sie mit den Berichten der Isländer zu vergleichen. Wir können nun in den englischen und fränkischen Annalen, in *Ansgars* Leben und in den Nachrichten von dänischen Königen, die an die Berichte von der Verbreitung des Christenthums geknüpft sind, Aufklärung suchen. Auch veränderte sich in diesem Jahrhunderte das altnordische Leben in Dänemark; die normännischen Raubzüge, die am Ende des 8ten Jahrhunderts häufiger geworden waren, und besonders im 9ten mit Eifer fortgesetzt wurden, wirkten auf Dänemark so, wie nachher die Kreuzzüge auf ganz Europa“ u. s. w. (S. 166.) Mit einigen Bemerkungen über *Gorm, den Alten, und Thyre Dannebod* schließt der Vf. diesen Abschnitt.

Bey des Vfs. *Untersuchung der Quellen von Snorros Heimskringla und der Glaubwürdigkeit derselben*, welche den Inhalt der 2ten Hauptabtheilung ausmacht, muß sich Rec., zur Schonung des Raumes, mehr noch der Kürze befehligen, als bey dessen kritischer Bearbeitung des *Saxo*. Die *Einleitung* S. 179 f. handelt von den Quellen, aus denen *Snorro* schöpfte, von der Art, wie er sich ihrer bediente, von dem größeren oder geringeren Werthe derselben im Allgemeinen. Wie *Saxo* den Grund zur Sagengeschichte für *Dänemark* legte: so that *Snorro* ebendasselbe für *Norwegen*. Ueber *Halvdan Svarte* hinaus sind seine, wie Anderer, Nachrichten nur dürftig; von ihm an aber, und bis zu *Sverres* Erscheinung, also von den viertelhalb hundert Jahren 824 bis 1176, giebt er eine ausführliche Darstellung.

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

lung von den Thaten und Unternehmungen der norwegischen Könige. Sein Werk, nach dem Anfangsworte der Vorrede *Heimskringla* genannt, als einzige gedruckte Quelle, woraus die Kenntniß der Schicksale des alten Norwegens geschöpft wird, betrachtet, veranlaßte die Meinung, *Snorro* habe Norwegens Geschichte eben so selbstständig behandelt, als *Saxo* die von Dänemark: indem er sein Werk nach alten Liedern, nach Sagen der Vorzeit, nach Ueberlieferungen von den Altvorderen, ausgearbeitet, und dabey nur die kurzen Aufzeichnungen von *Are Frode* und *Saemund Frode* benutzt habe. Der Vf. zeigt aber, was er schon in f. *Sagabibliothek*, Th. 3. S. 399 f., ausführlicher bewiesen, daß *Snorro*, aufser den genannten Hilfsmitteln und den Lebensbeschreibungen einzelner Isländer, auch noch eine ganze (S. 180 namhaft gemachte) Reihe geschriebener Sagen von den Thaten der norwegischen Könige gebrauchte. Vergleichen zwischen seiner *Heimskringlasaga* und anderen Werken, z. B. *Gunlangs* und *Oddurs, Jomsvikingasaga* und dergl., zeigen deutlich, wie er jene Sagen benutzte. *Snorro* vermied sorgfältig jede zu große Weitläufigkeit, jedes Kleinliche oder den Anstand Beleidigende, wie auch alles allzu Unglaubliche. Zu den Dichterstrophen, die sich ihm darbieten, fügte er aus bekannten Liedern manche, deren er sich erinnerte, hinzu. Doch trug er kein Bedenken, wörtlich alles das aufzunehmen, was er zu berichtigen nicht nöthig fand. Der Vortrag ist daher auch keinesweges sein eigener, sondern der der ungenannten Sagaverfasser, oder auch des Zeitalters im Allgemeinen. Nur die dreyzehn ersten Capitel scheint *Snorro* selbst ausgearbeitet zu haben. Auf den Einwurf, daß die Einförmigkeit des Stils sich nicht wohl mit der Zusammenfassung von verschiedenen Berichten verschiedener Vff. vereinigen lasse, bemerkt Hr. M. sehr richtig: man dürfe den Unterschied zwischen einer Literatur in ihrer Kindheit und in ihrem reiferen Alter nicht übersehen. Die verschiedenen Schattirungen, welche ein bücherreiches Zeitalter in der Eigenthümlichkeit gleichzeitiger Vff. verurfacht, konnten sich bey den alten Isländern nicht äußern. Ihre schriftlichen Vorträge waren nicht etwa das Resultat tiefer Reflexion, oder einer besonderen Geistesrichtung, sondern das treue Gepräge von dem Mündlichen, welches durch die verschiedenen Verhältnisse, worin sie aufgewachsen

O o

waren und sich befanden, seine Bildung erhalten hatte. „In den vielen Schriften, die uns aus Islands Freyheitsperiode übrig geblieben sind, lassen sich drey besondere Arten des Stils unterscheiden; nämlich der *juristische*, der sich in den alten Gesetzformularen beweget; der *theologische* oder didaktische, der die Spuren davon trägt, zum Theil nach dem Lateinischen gebildet worden zu seyn, und sich durch lange Perioden und viele Beywörter auszeichnet; und der *historische*, oder die Sagasprache.“ Auch bey dieser findet sich Verschiedenheit, die aber nicht den Vfn., sondern dem Zeitalter zugeschrieben werden muß. Die Sagen aus einerley Zeitalter haben auch meist einerley Stil und Ton. — Ob nun gleich *Snorro* sich nicht an die Sagen band, sondern nur schriftliche Denkmale benutzte: so verdient doch der grösste Theil seines Werkes den Namen der *Sagengeschichte*, in sofern er, was er vorfand, nicht nach einem ihm eigenen Gesichtspuncte bearbeitete, sondern solches nur so aufnahm, wie es war, und nur das Ueberflüssige und Unedle davon wegließ. Die Vff. der Königsagen, deren er sich bediente, schrieben die mündlichen Erzählungen, die im Umlaufe waren, nieder, und folgten der Sage. Aber der bedeutende Unterschied waltet zwischen der in *Saxos* neun ersten Büchern enthaltenen Sagengeschichte und der in *Snorros Heimskringla* ob, daß jene die Sagen des hohen Alterthums enthält, welche sich durch viele Menschenalter hindurch fortgepflanzt haben, diese hingegen, mit Ausnahme der *Ynglingasaga*, die Denkmale weniger Jahrhunderte. „Wir wissen nicht, wer den Alterthumslagen ihre Einkleidung gegeben hat; aber wir können von den in der *Heimskringla* enthaltenen Nachrichten nicht selten die Augenzeugen nachweisen, auf deren Aussage die Erzählungen beruhen. Die Untersuchung über der *Heimskringla* Quellen und deren Glaubwürdigkeit führt daher auf sicherere Resultate, als die über *Saxo*: da wir bey jener so viele schriftliche Denkmale vergleichen können, und in diesen so oft der Sagen Gewährsmänner finden“ (S. 183).

In 13 Abschnitten geht nun der Vf. auf eine ähnliche Art, wie die 9 ersten Bücher *Saxos*, die Hauptquellen durch, die in *Snorros Heimskringla* benutzt sind. Rec., der sich nur darauf einschränken muß, sie namhaft zu machen, darf versichern, daß er in diesen kritischen Untersuchungen denselben Geist der Prüfung, dieselbe Freyheit von vorgefaßten Meinungen, denselben Scharfsinn, dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit, verbunden mit den Spuren der ausgebreitetesten Kenntniß der Geschichte des alten Nordens, gefunden hat, wie in der vorhergehenden Untersuchung. Diese Quellen sind: die *Ynglingasaga* S. 184 f., ferner die Sage von *Halvdan Svarte* S. 195 f., die Sage von *Harald Haarfager* S. 199 f., die von *Hakon*, dem Guten, S. 206 f., von *Harald Graafeld* und *Hakon Jarl*, S. 212 f., von *Oluf Trygvæsen*, S. 213 f., von *Oluf*, dem Heiligen, S. 238 f., von *Magnus*, dem Guten, S. 258 f., von *Harald Haardraade*, S. 263 f., von *Oluf Kyrre*, S. 285 f., von *Magnus Bar-*

fod, *Sigurd Jorsalafar*, *Eistein* und *Oluf*, S. 287 f., von *Harald Gille*, nebst dessen Söhnen, S. 292 f., und zuletzt von *Hakon Herdebred* und *Magnus Erlingfen*, S. 295 f. Die S. 298—313 angehängte tabellarische Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen von *Oluf Trygvæsens* Geschichte gehört zu S. 232. Die Sage von *Gunlang Munk* ist, als die ausführlichste, dabey zum Grunde gelegt; diese ist zunächst mit *Snorros Heimskringla* und *Oddur Munks* Sage mit *Gunlangs* verglichen, so, daß daraus die größeren oder geringeren Abweichungen und Auslassungen der beiden kürzeren Sagen klar hervorgehen. — Rec. bedauert, daß er sich das Vergnügen verlagern muß, auch aus dieser 2ten Hauptabtheilung Proben von des Vfs. eigener Gabe, Licht in die Dunkelheit zu bringen, und dem historischen Aberglauben; woran auch heutiges Tages so Mancher noch leidet, zum Trotze, der Wahrheit die Ehre zu geben, da, wo ihm seine ruhige Forchung und seine Unbefangenheit im Auslegen dazu in den Stand setzt, — auszuheben, wie aus der ersten Abtheilung: aber schon diese werden hinreichen, die Aufmerksamkeit der Freunde der altnordischen Geschichte auf ein Werk zu lenken, das classisch ist in seiner Art, eine Menge bloßer, oder wohl gar modernisirter, Uebersetzungen, wie z. B. *Grundtvigs Danmarks Krønike*, Kopenh. 1818, an innerem Gehalte unendlich überwiegt, und dem Rec. aus neuerer Zeit keine Schrift von ähnlichem Inhalte an die Seite zu setzen weis, als *Finn Magnussens den aeldere Edda; en Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfusson. Oversat og forklaret*. Bd. 1—4. Kopenh. 1821—1823. 8.; mit welchem aufgeklärten Isländer Hr. Dr. M. unter Anderem auch darin übereinstimmt, daß er die Asen, sowie die Götter der meisten anderen Völker, keinesweges für ursprünglich historische Personen, sondern nur für personificirte Naturgötter hält, deren meiste ihnen zugeschriebenen Thaten nur eine symbolische Bedeutung haben. „Diese Ansicht, sagt Hr. M., konnte freylich *Snorro* zu seiner Zeit nicht haben. Er mußte die alten Götter entweder für Teufel, oder für Menschen halten. Jenes litte die Ableitung der Geschlechtsregister der nordischen Könige und seines eigenen von diesen Stammvätern nicht; er betrachtete sie also als Menschen, und glaubte so seiner norwegischen Königsgeschichte die erwünschteste Vollständigkeit zu geben“ u. s. w. S. 186.

v. G.

SCHÖNE KUNSTE.

- 1) FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr 1829. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. XXIV u. 310 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Taschenbuch für das Jahr 1831. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Heraus-

gegeben von Dr. St. Schütze. 304 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

- 3) Ebendafelbst: *Taschenbuch für das Jahr 1832. Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Von Dr. St. Schütze. 342 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Habent sua fata libelli! Dafs dieser Ausspruch auch auf Recensionen neuer Bücher seine Anwendung haben würde, konnte jener alte Dichter freylich nicht ahnen: dennoch ist es so! Das freundliche und mit Recht geschätzte Taschenbuch, dessen Titel wir oben dreymal wiederholt haben, ist in unserer A. L. Z. durch alle seine Jahrgänge (zuletzt noch 1830, No. 15) angezeigt worden; nur jene drey Jahrgänge blieben zurück, weil der Tod die Recensenten so wenig, als andere ehrbare Schriftsteller, verschont. Wir glauben daher die Anzeige dieser Jahrgänge jetzt nachholen zu müssen, um dann, in ununterbrochener Reihe, das neue aufs J. 1833 bereits erschienene Taschenbuch an seine Vorgänger anschliessen zu können.

In No. 1 hat Hr. C. Spindler sinnreich aus dem Taschenbuche selbst eine *Historie in 8 Kapiteln mit 8* (nicht übel gerathenen) *Bildern* von Ramberg geschöpft: *Das Taschenbuch für Liebe und Freundschaft.* Sie ist leicht und anmuthig erzählt, bringt die aus den früheren Jahrgängen gewonnene Unterhaltung in erfreuliche Erinnerung, und ladet zu fortgesetztem Genufs ein. Dann folgt: *Weiss-Hütchen, eine Volks-sage, nacherzählt von Wilhelm Blumenhagen.* Eine Unwahrscheinlichkeit mehr oder weniger wird bey solchen Volkslagen nicht beachtet, wenn sie nur sonst die Erwartung spannen und gehörig befriedigen. Diefs, und eine zierliche Darstellung, muß man dieser Sage vom Winzenburger Spuk, welcher im Hildesheimischen sich zugetragen hat, nachrühmen. Sehr vortreflich ist die *Wanderung nach Paris*, eine Erzählung von *Friederike Lohmann*, sinnig erfunden und mit Zartgefühl ausgeführt. Die ehrliche Einfalt eines Schweizerjünglings und der frivole, oft verbrecherische Leichtsinns französischer Wüflinge ist nicht leicht in einem anziehenderen Contraste geschildert worden. — *Der Beruf, Erzählung* von C. Weisflog, ist launig, oft drollig. Eine Dame, welche die Gefälligkeit hatte, die Erzählung vorzulesen, wünschte die zu gehäufte und deshalb störende lateinische Nomenclatur der Pflanzen und Blumen, und manche schönthuende Ausdrücke weg, deren Begriff sie sich nicht veranschaulichen konnte: wie wenn z. B. ein niedliches Blumen- und Treib-Häuschen freundlich mit seinem rothen Dache aus den grünen Laubmassen *herausgenickt* haben soll. — Hr. D. Schütze selbst hat sich diesmal des Taschenbuches unmittelbar nicht so angenommen, wie es wohl der ihm anvertraute Pflegling erwarten konnte und verdiente; er hat nur einige, aber recht artige Gedichte beygegeben, so wie *Langbein, Kannegieser, Manfred, K. Simrock* und *Agnes Franz.* Doch bald hätten wir das beste und ergreifendste unter allen

Gedichten vergessen, *Löwenbraut* von *Adelbert von Chamisso*, hinter welchem der fast langweilende *Junker Udo; poetische Erzählung* von K. G. Prätzel, sehr zurückbleibt.

Mit Recht sind die schönsten Kupfer in diesem Jahrgange den besten Beyträgen, der *Löwenbraut* und der *Wanderung nach Paris*, als empfehlende Zierde beygegeben worden.

No. 2 eröffnen „*Ergötzlichkeiten in acht Bildern.*“ Diese Bilder (sowie die übrigen Kupfer, welche diesen Jahrgang zieren) sind von *Ramberg* in bekannter Manier, und stellen komische Scenen aus dem Leben vor; die darauf bezüglichen Gedichte von *St. Schütze*, leicht versificirt und dem komischen Inhalt angemessen. Die darauf folgende Erzählung: *Letzte Liebe* von *Blumenhagen* und der *Vogelsteller*, Erzählung von *B. v. Miltitz*, halten wir für die gelungensten Aufsätze in diesem Jahrgange. Interessant, aus Erfahrung geschöpft und die inneren Saiten des Herzens berührend ist ihr Inhalt, zierlich, doch ohne Affectation, und lebendig die Sprache. *Die Schwalben*, Erzählung von *Fr. Lohmann*, streift zu sehr in das Mährenhaft-Abenteuerliche, und weiß nicht zu fesseln. Unter den Gedichten verdienen die von *H. Döring* und *St. Schütze* besondere Auszeichnung; andere, namentlich die von *K. Simrock*, sind unter dem Mittelmäßigen.

In No. 3 sind zuerst acht Gedichte von *Theodor Hell* den 8 Rambergischen Bildern: *der Sängerin Tonleiter*, beygegeben. Das Sujet kann nur durch manche Reminiscenz an vermeinte Virtuofinnen in der Tonkunst, deren Ruf eben so schnell stieg als wieder sank, Interesse erregen. Hierauf folgt: *Rache und Ver-föhnung*; nach einer wahren Begebenheit erzählt von *C. Borrom. von Miltitz.* Nach einer wahren Begebenheit? Wir hoffen zum Himmel, dafs es nicht so sey. Dafs ein Liebender, der gekränkt worden, sich an einer Geliebten dadurch rächt, dafs er ihr mit einem Glühwein ein Schandmahl auf die Stirne brannte, ist eben so gräßlich, als die Art der Heilung, welche ihm später gelungen seyn soll, unwahrscheinlich. Die Ver-föhnung, wie man denken kann, wird mittelst der Ehe bewirkt. Wenn der Vf. diesmal in der Wahl des Stoffes nicht besonders glücklich war: so muß man doch das Verdienst seiner frischen, lebendigen Darstellung abermals anerkennen. Anmuthiger ist die Erzählung: *die Schlegler*, von *Friederike Lohmann*, und eine *Alltagsgeschichte* von *L. Kruse.* Auch der *Egoist* von *Wilh. Blumenhagen* gewinnt, der Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, durch die kräftige Charakterzeichnung.

Man ist schon längst gewohnt, das *Taschenbuch für Liebe und Freundschaft* wegen des größtentheils wohlgevählten und anziehenden Inhaltes zu den vorzüglichsten zu zählen, welche das neue Jahr bringt. Auch der wackere Verleger sorgt rühmlich für die äussere Ausstattung. Zu loben ist endlich, dafs dieses Taschenbuch seine ursprüngliche Bekimmung, das Nützliche mit dem Angenehmen zu einen, noch jetzt nicht

verleugnet, sondern die Leser nächst den poetischen Gaben, die es beut, zugleich mit einem niedlichen Jahreskalender verfolgt.
Bdf.

NAUMBURG, in der Wild'schen Buchhandlung: *Denke Mein*. Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von Archibald. 414 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Mitarbeiter an diesem Taschenbuche, dessen Fortsetzung wir lange vergebens erwartet haben, um ein desto umfassenderes Urtheil über dasselbe fällen zu können, sind, mit Ausnahme des Herausgebers, bis jetzt noch nicht in der Schriftstellerwelt — wenigstens nicht in der Taschenbuchliteratur — genannt. Dafür ist der Name Archibald's aus seinen „*Umrissen einer Reise nach London, Paris und Amsterdam*“, aus den unter eigenem Namen herausgegebenen „*Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge von 1812*“, und aus mehreren trefflichen Aufsätzen im „*Hermes*“ hinlänglich bekannt. Wir wollen ihn jedoch jetzt nicht nennen, weil wir glauben, daß sein Incognito aus guten Gründen gewählt sey, wenn gleich ihn schon *Ersch* in der *Literatur der Geschichte* S. 193 zweyte Ausg. den Lesern verrathen hat. Auch die anderen Mitarbeiter sind uns nicht unbekannt: wir erkennen in ihnen einzelne Mitglieder eines schönen gefelligen Vereins in einer freundlichen Stadt an der Saale, dem auch wir einst anzugehören das Glück hatten, und können nur wünschen, daß dieser Verein trefflicher Gelehrten, die theils jene Stadt, theils eine benachbarte berühmte Lehranstalt umschließen, und erfahrener Geschäftsmänner von Zeit zu Zeit ähnliche Früchte tragen möge.

Die Aufsätze des Herausgebers sind folgende: „*Kleine Streifwege in Rübezahls Reiche*“, ein interessanter Aufsatz, aus dem die Verfasser geographischer Handbücher, wenn sie nicht bloß Zahlen geben wollen, oder sich begnügen, aus zehn Büchern ein eilftes zu machen — viel lernen können. Die Beschreibung jener großartigen Natur im Riesengebirge ist sehr gelungen, und verräth an vielen Stellen, daß der Vf. mit einem ächt künstlerischen Blicke Alles gesehen und wiedergegeben habe. Einzelnes herauszuheben, verbietet der Raum, auch würde dies uns schwer werden, da Alles wie aus einem Gulle gearbeitet ist, und der Vf. es versteht, durch geschicktes Individualisiren dem Ganzen einen besonderen Reiz zu geben. Auch an heiteren Scherzen fehlt es nicht. Dahin rechnen wir besonders die Inschrift aus dem Fremdenbuche der Schneekoppe auf S. 179. Die *Kriegsbilder aus dem russischen Feldzuge* sind eine so lebendige Darstellung des kriegerischen Lebens, daß sie gewiß jeden Leser ansprechen werden, wozu die Darstellung, die sehr geschickt Ernst und Scherz vermischt, nicht wenig beyträgt. Möchte der Vf. doch ja fortfahren, uns in den nächsten Jahr-

gängen ähnliche Bilder aus seinem Leben vorzuhalten! An diese Scenen aus dem wirklichen Leben schließt sich das *Wiedersehen*, ein Bruchstück aus dem Tagebuche eines Freywilligen, von Carl Friedrich Lüdicke. Es hat uns dieser gut geschriebene Aufsatz wieder recht lebendig an jene verhängnißvollen Tage des Jahres 1813 erinnert, und mit Vergnügen sind wir dem wackeren Krieger, obgleich er nichts von besonderer Bedeutung erzählt, zur Vertheidigung von Halle und auf das Schlachtfeld von Groß-Görschen gefolgt. Indefs ist der uns eng befreundete Verfasser dieses Aufsatzes in den letzten Monaten des verfloffenen Jahres nach langen Leiden zur ewigen Ruhe eingegangen, und es bleibt uns daher jetzt nichts übrig, als das Zeugniß, daß der Staat in ihm einen treuen Diener und ächt willenshaftlichen Geschäftsmann verlor, seine nähere Umgebung aber einen Mann beklagt, dessen Andenken ihr stets theuer und werth seyn wird.

Auch die Erzählung von Heinrich Schwerdtner, überschrieben: *Ursula von Leutsch*, (S. 195 — 256) scheint auf geschichtlichem Grunde zu beruhen. Wir können derselben sowohl in der Anordnung als in der Darstellung unsere Beystimmung nicht verlagern, und stellen sie gern den besten Erzählungen der diesjährigen Taschenbücher zur Seite. Mehr in das Gebiet der Phantasie gehört die Erzählung: *Es giebt keine unglückliche Liebe*, von Carl Heinrich (S. 1 — 100). Wir haben mit Vergnügen das poetische Talent des Verfassers, sowie auch seine humoristische Darstellungsart, in dieser Erzählung wieder erkannt, glauben aber doch, daß der bey Weitem anziehendste Theil derselben der ist, wo der Vf. von sich selbst spricht, indem die Episoden mitunter zu weit ausgedehnt sind. Sehr ergreifend ist die Beschreibung der Nacht in der Stephanskirche S. 87 ff.

Gedichte enthält dies Taschenbuch mit Ausnahme einer Zueignungstrophe gar nicht. Aber um ihm den Reiz der gebundenen Rede nicht fehlen zu lassen, nahm der Herausgeber ein Trauerspiel *Elfride* (S. 261 — 374) auf. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in der Vfn. eine hochgebildete Frau zu errathen glauben. Die Erfindung ist glücklich und die Ausführung gelungen, die Diction edel und rein, der Versbau ohne Härte und andere Anstöße, und mehrere eingeflochtene lyrische Stücke sind von vieler Zartheit. Auf den Theatern, wo noch nicht der Opernprunk und die französischen Vaudeville's den Sinn für das Bessere verdrängt haben, und wo man nicht bloß dem Ausspruche eines einseitigen Dramaturgen gehorcht, wird diese Tragödie gewiß Glück machen, zumal da die gleichnamige von Gotter jetzt sich wohl nicht mehr auf den Repertoires befindet.

Die Ausstattung dieses Büchleins ist sauber und nett, und auch hierin unterscheidet es sich von der oft übertriebenen Pracht der übrigen Taschenbücher.

J. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Teubner: *Emendationes Tullianae.* —
Scripsit Reinholdus Klotz, D. Philos. ac Prof. ex-
traord. def. Seminar. philol. reg. socius honorarius.
1832. 35 S. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, ein mit Sprachkenntnis und Scharfsinn begabter und in Cicero's Schriften wohlbeliebener junger Mann, hat mittelst derselben seine akademische Lehrstelle in Leipzig sehr würdig angetreten. Er sucht mehrere Stellen der Ciceronischen Reden aus den von *Mai* verglichenen Palimpsesten herzustellen, und eifert, hie und da in zu wenig gemessenen Ausdrücken, gegen die kritische, oder vielmehr unkritische Willkühr der neuesten Herausgeber, besonders *Orelli's*. Wir danken ihm für die Sorgfalt, mit welcher er eine solche Herstellung versucht hat; das aber auch da, wo er die Richtigkeit seiner Lesart für unbezweifelt hält, sich dem Aufmerkamen noch Zweifel darbieten, wollen wir an einigen Stellen zeigen. In der Rede *pro P. Quintio* c. XV. §. 49 stellt Cicero, nach der gewöhnlichen Lesart, folgende Schlussfolge auf: *Pecuniam si cuiquam fortuna ademit, aut si alicuius eripuit iniuria, tamen dum existimatio est integra, facile consolatur honestas egestatem. Ut non nemo aut ignominia affectus, aut iudicio turpi convictus, bonis quidem suis utitur, aliterius opes, id quod miserrimum est, non expectat: hoc tamen in miseris adiumento et solatio sublevatur. Cuius vero bona venierunt, cuius non modo illae amplissimae fortunae, sed etiam victus vestitusque necessarius sub pracone cum dedecore subiectus est, is non modo ex numero vivorum exturbatur, sed, si fieri potest, infra etiam mortuos amandatur. Etenim mors honesta saepe vitam quoque turpem exornat: vita turpis ne morti quidem honestae locum relinquit.* Um den Widerspruch zu heben, der offenbar in den letzten Worten liegt, und den die Herausgeber auf vielfache Art zu entfernen gesucht haben (die kühne Aenderung, welche Hr. Kl. mit Recht misbilligend auf *Schütz's* Rechnung setzt, rührt, um dies beyläufig zu erwähnen, von *Becker*), will Hr. Kl. also lesen: *etenim mors honesta saepe vitam quoque non turpem exornat.* Er er-
Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

klärt: *etenim mors honesta vitam quoque, modo ne sit turpis, exornat: vita, si est turpis, ne morti quidem honestae locum relinquit,* und versichert, *locum facili opera esse persanatum.* Auf wen aber soll die *vita non turpis* bezogen werden? Cicero macht (wie *Wolff* in seiner Uebersetzung S. 92 treffend bemerkt) eine dreyfache Steigerung. Unglücklich, sagt er, ist einer, der aus einem Wohlhabenden ein Armer geworden ist; aber wenn er seinen guten Ruf erhalten, so findet er in diesem noch Trost gegen die Dürftigkeit. Unglücklich ist, wer einer schimpflichen Verurtheilung wegen seinen Ruf einbüßte; aber wenn er sein Vermögen behielt, so ist er doch nicht ganz unglücklich, weil er sich nicht von fremder Unterstützung abhängig sieht. Ganz unglücklich aber ist, wer beides, guten Ruf und Vermögen, verliert. — Offenbar hat der Redner bey jener Antithese den Ersten, den er schildert, nicht weiter berücksichtigt; dieser war schon durch das beygesetzte: *existimatio integra* und *honestas* aus der Sphäre weiterer Reflexion gerückt; dem Zweyten eine *vita non turpis* zuzuschreiben, verbieten die Worte: *ignominia* und *iudicio turpi*; auf diesen aber bezieht sich ohne Zweifel das erste Glied der Antithese: *mors — vitam quoque turpem exornat*, sowie das zweyte Glied auf den Dritten, von dem Cicero auch bereits gesagt hatte: *infra etiam mortuos amandatur.* Darum muß in diesem zweyten Gliede der Ausdruck sich steigern, und gelesen werden: *vita tam turpis ne morti quidem honestae locum relinquit.* Wollte man annehmen, in der Antithese seyen bloß der Erste und Dritte ins Auge gefaßt, und der Zweyte ganz unberücksichtigt geblieben, so würde eine kaum verzeihliche Gedankenlücke entstehen, sowie eine solche Lücke in Bezug auf die *Redeform* noch jetzt im Texte vorhanden ist, welche nur dadurch ausgefüllt werden kann, wenn man zwischen *suis* und *utitur* die Partikel *si* wiederholt, und nach *expectat* ein bloßes Komma setzt, um Vorderatz und Nachsatz gehörig zu verbinden. — In der Rede *pro P. Sextio* c. VIII, §. 18 wird Sinn, Zusammenhang und Periodenbau auf folgende Art hergestellt: *alter unguentis affluens, calamistrata coma, despiciens confcios stuprorum ac veteres vexatores aetatulae suae, puteali et feneratorum gregibus inflatus, a quibus compulsus olim, ne in Scyllaeo illo aeris*
P P

alieni tamquam in freto ad columnam adhaeresceret, in tribunatus portum perfugerat, contemnebat equites Romanos, minitabantur senatui cet. Wir pflichten dem Vf. in seiner treffenden Ideenentwicklung dieser Stelle vollkommen bey, behalten aber dennoch zwey Zweifel. Einmal glauben wir, daß *in* vor dem Wort *freto* durchaus getrichen werden müsse, weil Cicero in *Scyllaeo* — *tamquam freto* verband, und *Scyllaeum* kein Substantiv seyn kann; sodann vermischen wir Beyspiele für den von Hn. Kl. angenommenen Sprachgebrauch *inflatus feneratoribus* (Dativ) statt *contra feneratores*, wie er erklärt. Denn das einzige von ihm angeführte Beyspiel aus Horaz (*Sat. 1, 1, 20*): *quin illis Iuppiter ambas iratus buccas inflet*, ist nicht passend, weil hier *illis* zu dem Wort *iratus* gehört.

Der Raum erlaubt, nicht Mehreres auszuheben. Wir bemerken nur noch, daß hie und da auch seine Sprachbemerkungen über Ciceros Latinität vorkommen: z. B. S. 23, daß derselbe *ignoratio*, aber nirgends *ignorantia*, gebraucht; S. 28 (gegen den neuen *Turfellinus*), daß *fortasse*, aber nicht *fortassis*, das Ciceronische Wort sey u. f. w.

Die Schreibart in dieser lobenswerthen Schrift ist rein, dabey recht absichtlich alterthümlich, selbst in der Orthographie, z. B. *volgata*, *lubido Schützi Orellique* (und so alle Genitive dieser Art); dennoch S. 31 *Iupiter*. Auch muß das Auge sich daran gewöhnen, daß nach der größeren Interpunction keine größeren Initialen gesetzt sind; wiewohl wir fragen möchten: wozu solche Neuerungen?

Gsn.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *M. Tullii Ciceronis de claris oratoribus liber (.) qui dicitur Brutus*. Zum Gebrauch in Schulen (:) neu durchgesehen und mit den nothwendigsten Wort- und Sach-Erklärungen ausgestattet von Dr. Ludwig Julius Billerbeck. 1828. 8. (10 gr.)

Man kann es dem Hn. B. in der That Dank wissen, eine so wohlfeile Ausgabe dieses trefflichen Dialogs der Jugend in die Hände gegeben zu haben, da sie namentlich in Bezug auf das Geschichtliche in demselben mancherley Erörterungen findet, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, in die damaligen Verhältnisse einen Blick zu thun. Eben so werden schwierigere Stellen aufgeheilt und Bemerkungen aus der niederen und höheren Grammatik eingestreut. Hierin hätte jedoch Hr. B., der das Bedürfnis der Schüler sonst so genau kennt, eine zweckmäßigere Auswahl treffen können. Denn diese Schrift des Cicero kann doch bloß in der ersten Classe einer gelehrten Schule gelesen werden, und hier darf man im Allgemeinen voraussetzen, daß der gewöhnliche syntaktische Theil genau bekannt ist; dagegen müßten die feineren Bemerkungen, so oft sich nur Gelegenheit darbietet, in Anwendung gebracht werden. Z. B. sind C. 1, 1 die Grammatiken angezogen über den Ablativus nach einem Comparativ; §. 4 über *frui* und dessen Con-

struction. *Grotensend* §. 221; *Zumpt* §. 465; über *illi ipsi Grotensend* §. 259; *amico amisso* für *amici amissione Grotensend* 266. a. c. 4 *nec (non) est, quod* mit *conj.* u. f. w. Diese Bemerkungen verrathen, daß Hr. B. mit seinem Plane nicht ganz einig war. Späterhin verschmäht er selbst solche Anmerkungen zu geben, und er verbreitet sich mehr über den feineren Sprachgebrauch. Außerdem wird auch sehr besonnen, so weit es der Zweck dieser Ausgabe gestattet, Kritik geübt, was eine gute Vorübung für die Schüler ist, um hierin ihren Verstand zu schärfen. Den Text wählte Hr. B. nach *Wetzel*, benutzte aber auch die Ausgaben von *Ernesti*, *Schütz*, *Ellendt*, *Orelli* und die Uebersetzung von *Woller*. Rec. würde zwar die Ausgabe von *Orelli* gewählt haben, doch mag er deshalb nicht rechten. Das *Argumentum* nahm Hr. B., ohne es zu bemerken, von *Schütz*. In Bezug auf die Interpunction ließe sich manches bemerken; da man aber in neueren Zeiten verschiedenen Ansichten folgt, so übergeht diese Rec., und erlaubt sich einige Bemerkungen hinzuzufügen, wo er mit der Erklärung des Hn. B. nicht übereinstimmen kann.

Im Anfange von C. 1: *Nam et amico amisso quum consuetudine jucunda tum multorum officiorum conjunctione me privatum videbam* u. f. w. Hr. B. erklärt: des Verkehrs vielfacher gegenseitiger Dienstbeflissenheit, Dienstfertigkeit, und setzt hinzu: „*Er. Ellendt* substituirt nicht mit Recht *mutuorum off.* für *multorum*, da der Begriff der Gegenseitigkeit schon durch *conjunctione* angedeutet wird, und Cicero noch mit mehreren Freunden in solcher Verbindung lebte.“ Auch *Schütz* hat *mutuorum* und unseres Erachtens mit Recht. Abgesehen davon, daß *conjunctio*, die der *consuetudo* gegenübersteht, keinesweges an und für sich den Begriff der Gegenseitigkeit in sich schließt, wäre es doch auffallend, wenn Cicero *multorum* geschrieben hätte, indem er ja mehrere Freunde befaß, denen er *multa officia* erweisen konnte. Durch *mutuus* wird vielmehr die Intimität bezeichnet, vermöge welcher Hortensius und Cicero sich bemühten, es einander in der Dienstfertigkeit zu vorzuthun. Es soll das Wiederholte ausgedrückt werden, wodurch sie sich so sehr an einander gekettet fühlten. *Mutuorum* hat also einen stärkeren Begriff wie *multorum*, und mußte hinzugesetzt werden, weil jene Stärke durch das einfache *conjunctione* nicht erreicht werden konnte. §. 2 wird statt *augebat*, *augebant* und im *Guelph. 1, 2 augebam* geboten, was Hr. B. fälschlich erklären will analog der Stelle im *Virg. Aen. IV, 2, Dido vulnus alit*. Hier hat man ein *id* zu suppliren, worauf sich *quod* bezieht. Mit Recht hat Hr. B. C. 3 *quod mihi visus est et monere te prudenter*, die *Vulgata monere* beybehalten, da *emonere*, das *Schütz* aus dem *Guelph. 2* aufgenommen hat, erweislich sich nirgends findet, obgleich diese Composition analog ist, und einen trefflichen Sinn bietet, nämlich des ernstlichen, dringenden Ermahnens. C. 4. *Ille vero et nova, inquam, mihi quidem multa attulit et eam utilitatem etc. Attulit* bieten bloß der

cod. Gud. und Guelph. Wer da weiß, wie oft dergleichen Verba ausgelassen sind, wie *Beier* in seiner Ausgabe *de amicitia* wiederholt anmerkt, den kann es nicht befremden, daß *attulit* fehlt; und es kann, wie *Schütz* richtig bemerkt, ausfallen, wenn nach *mihiquidem* ein Komma gesetzt wird; im Dialog ist ein solches Ausfallen nicht ungewöhnlich, die Abschreiber setzen oft zur Ergänzung ein Verbum hinzu, das aus dem Zusammenhange sich erklärt. Cap. 4 hat Hr. B. mit Recht gegen *Schütz* die alte Lesart in Schutz genommen: *Pomponi, ut a te ipso fumerem aliquid ad me ref.* Billig konnte er in demselben Cap. die Aenderung von *Schütz*, die numeröser ist, in den Text nehmen: *exustusque flos fitti veteris ubertatis exaruit.* Warum *neque exigam nisi tuo commodo et* (nach B. Cap. 6 und *Sch.* Ende des 4ten Cap.) *sondern* bedeuten soll, sieht *Rec.* nicht ein; *neque nisi* durch *et tantum* aufgefaßt giebt die zweckmäßige Bedeutung: *theils — theils.* Cap. 5 hat Hr. B. mit Recht *ad veterum rerum memoriam* statt des früheren *annalium* gegeben. Ebenso nimmt er C. 7 mit *Ellendt*: *qui sunt eam consecuti* auf statt des früheren auch von *Schütz* dargebotenen *sint.* Ein arger Druckfehler findet sich S. 16, wo *Aristoteles* statt *Aristophanes* steht. C. 7 möchte *Rec.* mit *Schütz ex Thucydidis scriptis* lesen. S. *Goerenz* zu *Acad. lib. 2. c. 34. p. 197*; ferner zu *de fin. c. 11. §. 35. p. 175. c. 35. §. 116. Aristidi, Themistocli, Herculi, Agathocli, Ulyssi, Isocrati.* C. 8. *multi subito extiterunt* u. s. w. Hr. B. bemerkt, *Schütz* und *Ellendt* hätten hinter *extiterunt* ein Punct gesetzt, was zweckmäßig ist; und *Schütz* setzt hinter *temporibus eisdem* ebenfalls ein Punct, und fängt den folgenden Satz mit einem eingeschobenen *hi* an, was *Rec.* billigt. In demselben Cap. *ante hunc enim verborum quasi structura et quaedam ad numerum conclusio nulla erat, aut, si quando erat, non apparebat eam dedita opera esse quaesitam, quae forsitan laus sit, verumtamen natura magis, tum casu nonnumquam, quam aut ratione aliqua aut observatione fiebat.* Hr. B. bemerkt: „Diese bis auf *quam* alte Lesart ist statt der von *Ernesti* verbesserten Lesart, wo *tum* oder *tunc* im Wege steht, nämlich statt *natura magis tum, casuque nonnumquam, quam* auf *Schneiders* Rath von *Wetzel* mit Recht wieder hergestellt. Dennoch will das von *Ernesti* nach *Victor.* und *Lambin* hinter *nonnumquam* eingeschobene übellautende *quam* gar nicht behagen, das überdies von keinem *cod.* bestätigt wird. Man lasse es daher weg, und lese nach *Priscian*, der diese Stelle citirt, statt *aut* die Negation *haud*, was *haut* geschrieben den Hauch leicht verlieren und in *aut* übergehen konnte.“ So scharfsinnig diese Bemerkung ist, so dürfte doch *quam* unerläßlich seyn, wegen des vorhergehenden *magis*, außerdem würde die Stelle matt. Man schliesse die Worte *casuque — nonnumquam* in Parenthese, gleichsam als würden sie bey Seite gesprochen; denn *Cicero* bezieht *natura* und *ratio* und *observatio* auf einander, schließt aber beyläufig *casu* nicht aus; *que*

an casu ist entweder zu tilgen oder durch *quidem* aufzufassen; *aut* in *haud* zu verwandeln, dürfte für unferre Stelle verbindungswidrig seyn, wenn man den Zusammenhang betrachtet; überdies wurde ja auch *aut* mit dem *spiritus* geschrieben; s. *Putschius* p. 2336. Fälschlich nimmt Hr. B. C. 9 die *Vulg.*: *cui nihil admodum desit* auf, statt der Lesart des *Guelph. 2*: *in quo nihil admodum desit*, wie *Or. 3, 4*: *in Antonia deesset ornatus.* Der Unterschied zwischen *mihideest* und *in me deest* ist klar. Cap. 10 schreibt er *videsne igitur in ea ipsa urbe*; besser *Schütz* *videsne igitur vel in ea ipsa urbe*, was der Context fodert; in demselben Cap. *si quidem non infra superiorem Lycurgum fuit*, wird erklärt: *superiorem sc. Romulo i. e. Romulo antiquiorem*, etwas zu gekünstelt; naturgemäßer ist es, mit *Wetzel* so zu erklären, daß der Gesetzgeber *Lycurg superior* genannt wird in Vergleich mit dem Athener *Lycurg.* C. 9. §. 36. C. 11. *Quare quoniam tibi ita quadrat omnia fuisse in Themistocle paria etc.*; besser setzt *Schütz* *ita* vor *tibi*, und wiederholt vor *Coriolano* die Präposition *in*; s. *Zumpt* S. 502. *Grotefend* §. 262. Dann erklärt Hr. B. *quadrare* von *quattuor*, viereckig machen, hier intransitiv. *passen.* Man vergl. *Voss* zu *Virg. Georg. lib. 2. p. 674*; die Erklärer zu *Juvenal. V, 2* und *Gesneri Thesaurus sub h. v.* C. 12 bemerkt Hr. B. §. 46, *Schütz* folge der Verbesserung *Jacobs*: *res privatae longo intervallo judicii repeterentur, tum primum quod esset acuta illa gens et controversis nata*, da doch *Schütz* selbst bemerkt, er folge *Schneiders* Verbesserung *res privatae longo intervallo controversis et judicii repeterentur, tum primum, quod esset acuta illa gens natura.* C. 15. §. 58 *quae nunc quidem non tam est in plerisque; non tam* erklärt Hr. B. für *talisis est in plerisque*; besser *Ellendt* durch *non sane, non admodum*, nicht eben, als Ellipsis, und citirt *Goerenz* zu *de fin. 1, 1, 1 de legg. 1, 14, 40. C. 15. quae-stiorque hic consulibus* ist wohl bloß Druckfehler, für *his.* Eben so ist C. 17. §. 67 in *Catone* *ne noverunt quidem* zu lesen, statt *non.* Ueber die Formel *nescio an* C. 18, 71 war vor allen Dingen *Beiers Excurs. II* zu C. 6. §. 1 *de amicit.* zu citiren; ferner *Gernhard Progr. de lat. serm. form. nescio an, vel haud scio an* als *part. II* l. *Comm. gramm.* 1822. *Heusinger* zu *Cic. offic. 1, 11, 1. Grotef. §. 272. 264.* Auch bedurfte diese schwierige Formel einer kurzen Erklärung für Schüler.

Rec. schließt mit der Bemerkung, daß diese Schrift, trotz mancher Mängel, der Jugend sehr zu empfehlen ist.
D. A.

HANNOVER, in d. Hahn'schen Hofbuchhandlung. M. T. *Ciceronis Cato Major seu de senectute, Laelii sive de amicitia et Paradoxa ad Marcum Brutum.* Scholarum in usum edidit *Ludovicus Julius Billerbeck*, Philologiae Doctor. 1829. 8. (4 gr.)

Hr. B., der schon früher eine Ausgabe dieser Schrift

ten des Cicero zum Gebrauch für die Jugend mit Anmerkungen herausgegeben hat, (vgl. Jen. A. L. Z. 1832. 120) liefert hier eine neue Ausgabe ohne Noten für die unbemittelte Jugend, welche, aufser dem Texte nach *Wetzels* Ausgabe, eine kurze Inhaltsanzeige und ein erklärendes Verzeichniß der historischen und geographischen Namen u. s. w. enthält. Da es wünschenswerth ist, daß die Jugend privatim die alten Schriftsteller, namentlich aber mehrere Schriften des Cicero (vergl. *Schelle*: welche alte classische Autoren, wie, in welcher Folge und Verbindung mit anderen Studien, soll man sie auf Schulen lesen? Lpz. 1804), lese, so ist es nothwendig, daß ihr Hülfsmittel in die Hände gegeben werden, die ihnen das Verständniß jener Schriften erleichtern. Die Erklärung der Begriffe wird der Jugend durch zweckmäßige Benutzung der Lexica, das Verständniß der Sätze durch Entwicklung der Construction und durch den Gebrauch der Grammatik erleichtert. Denn in *Secunda*, für welche Classe namentlich die Lectüre dieser Stücke paßt, muß der Schüler mit der Grammatik in soweit vertraut seyn, daß er selbst die feineren grammatischen Lehren benutzen kann; und sollte wirklich manche Stelle nicht ganz richtig aufgefaßt seyn, so muß er bey dem Lehrer sich jederzeit Rath holen können. Weit mehr Schwierigkeit machen die historischen und geographischen Notizen. Abgesehen davon, daß ein Name mehreren Personen, mehreren Oertern beygelegt ist, und daß dem Schüler selbst die nöthigen Mittel fehlen, diese aufzufinden, so ist jenes noch weit schwieriger, wenn sich Cicero bloße Hindeutungen erlaubt, die den Römern bekannt waren, bey uns aber schon eine genaue Kenntniß der Specialgeschichte jenes Volkes voraussetzen. Es verdient daher anerkannt zu werden, daß Hr. B. eine so wohlfeile Ausgabe für die ärmere Classe der Studirenden veranstaltete, um, mit Berücksichtigung dieses Bedürfnisses, das Historische und Geographische zu erörtern, und zwar in alphabetischer Ordnung, wodurch der Schüler in den Stand gesetzt ist, selbst dann, wann etwas seinem Gedächtnisse entfallen seyn sollte, durch Nachschlagen des Verzeichnisses es wieder dem Gedächtnisse einzuprägen. Wenn man nun auch nicht einen Text, wie *Gernhard* und *Beier* hergestellt haben, hier erwarten darf, so hat sich doch Hr. B. keinesweges slavisch an *Wetzel* gehalten. Um dieses durch einige Beyspiele zu belegen, vergleiche man sogleich den Anfang, wo richtiger des Verles wegen *adjuro* statt der von *W.* gebotenen Lesart *adjuero*, und gleich darauf *praemi* statt *pretii* geschrieben wird, obgleich *Rec.* *pretii* mit *W.* vorziehen möchte. Hätten nicht *W.* und die Lexica Stellen in Menge aufgeführt und die richtige Erklärung gegeben,

so würde hier dargethan werden, daß *praemium* bloß Glosse seyn könne, da *pretium* unstreitig poetischer ist. Weiter unten ist zweckmäßig nach *et prudentiam intelligo* ein Punct gesetzt, wo *W.* bloß ein Komma gab. Cap. 2 giebt Hr. B. mit *W.* *eandem accusant adepti*, wofür andere Ausgaben *adeptam* schreiben. Bekanntlich nahm *Ernesti* zuerst aus der *edit. Vict.* und *Mf. adepti* auf, indem er dem *Aldus* folgte. *Rec.* zieht auch jetzt noch *adeptam* vor, weil es die Lesart der meisten Ausgaben und Handschriften ist, weil sie die schwerere und weil sie durch Beyspiele vertheidigt wird. Erstlich kommt *adipisci* selbst als Passiv vor: *non aetate, verum ingenio adipiscitur sapientia. Plaut. Trin. 2, 88.* Zweytens ist das Partic. *Sull. Catil. 7. Tacit. 1, 7* und an mehreren Stellen passiv gebraucht. Der Zusammenhang scheint zwar ungewöhnlich, es ist aber im Geiste Ciceros dieses Participium gesetzt. Cap. 4 schreibt Hr. B. richtiger: *Non hic ponebat rumores ante salutem*, wofür *Büchling*: *Non enim rumores p. und W. non ponebat enim etc.* Dagegen ist zu tadeln, daß er in demselben Capitel schreibt: *quae contra rempublicam ferrentur, contra auspicia fieri*, wo andere richtiger lesen *ferri*, wie auch das vorhergehende *geri* und *gererentur* beweist. Cap. 6 zu Ende ist zweckmäßig der veränderte Vers gegeben *proventabant oratores novi. stulti adolescentuli*, wogegen fälschlich *W. provehebantur ad res novi u. s. w.* Cap. 8 *init.* hat Hr. B. richtiger *de sene alteri saeculo prospicienti* geschrieben; vergl. *Zumpt* über d. Ablat. sing. der Wörter auf *ans* und *ens*; und *Heindorf* zu *de nat. deor. p. 226 b. 57 b. 220 a.* Cap. 16 schreibt Hr. B. *mea quidem sententia haud scio, an ulla beatior esse possit* statt *nulla*, was *Rec.* vorgezogen werden zu müßte scheint; s. *Gernhard Progr. de lat. serm. form. nescio, an.* Eine Vergleichung des Textes des *Laelius* nach *Billerbeck* und *Beier* giebt zu viele Differenzen, um sie durchführen zu können. Cap. 2 liest Hr. B. *quia multum — habebat*, wofür *Beier haberet* schreibt mit *Vergl. v. C. 4, 9. Garat. ad Phil. II, 8. p. 210. Zumpt §. 569.* C. 5 *sapientes nostri majores judicabant*, wofür *Beier e cod. Goerenz.* liest *patres nostri judicabant.* C. 6 hat Hr. *Bill. est autem, B. hingegen natürlicher enim.* C. 7 *imbecilles, B. aber imbecilli.*

Was den historischen Index betrifft, so ist das Nützliche desselben schon oben angedeutet; doch wünschten wir, daß er hie und da ausführlicher wäre, damit der Schüler den ganzen Umfang des historischen begriffe. Ausführlicher ist *Büchling*, sowie auch *Wetzel.*

D. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEM

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

JURISPRUDENZ.

BERLIN, b. Haude und Spener: *Grundriss der deutschen Bergrechtslehre mit Rücksicht auf die französische Bergwerksgesetzgebung.* Von Dr. C. J. B. Karsten, Königl. Preull. Geheimen Ober-Berg-Rathe u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1828. VIII u. 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Nach der Stellung, welche der Vf. unter den Schriftstellern unserer Zeit einnimmt, möchte man geneigt seyn, ihn mit *Agricola* und *Canrcin* zu vergleichen. Gleich diesen bearbeitet auch Er nach und nach mit dem glücklichsten Erfolge die verschiedensten Zweige des berg- und hüttenmännischen Willens. Nur darin liegt zwischen *Karsten* und *Canrcin* ein großer Unterschied, daß erster, auch abgesehen von seiner gerade für die physikalischen Wissenschaften und ihre Anwendung so viel weiter vorgerrückten Zeit, mit weit mehr Geist und eigener Erfahrung ausgestattet ist, wie es bey *Canrcin* der Fall war. *Canrcin* steht mehr als fleißiger Sammler und Compiler da; seine Arbeiten verhalten sich gewissermaßen zu denen von *Karsten*, wie wohlgeordnete, schulgerecht aufgestellte und zugeschnittene Katheder-Vorträge zum schlichten, klaren, ins Leben greifenden praktischen Unterricht des erfahrensten Berg- und Hütten-Mannes. *Karsten* verbindet vielmehr *Agricola's* Geist und Erfahrung mit *Canrcin's* Fleiß. Auch das vorliegende Werk ist einer der vielen trefflichen Beweise von *Karsten's* Vielseitigkeit in der von ihm gewählten weit ausgedehnten Sphäre. Als Bergrechtslehrer tritt er hier auf mit einer Umsicht, Bestimmtheit und Klarheit im Urtheil und in der Darstellung, wie vor ihm keiner. Bloße Rechtsgelehrte waren es bisher meistens, die sich mit der Bearbeitung des Bergrechts abgaben. Es liegt aber so tief in der Natur der Sache, daß eine klare Einsicht in dasselbe ohne vollständige Kenntniß des kunstgerechten Gewerbes selbst unmöglich ist, und so ist es denn auch eine recht erfreuliche Erscheinung, daß einmal ein tüchtiger Techniker, dem das rechtliche Wissen daneben nichts weniger als fremd, sondern vielmehr für den abgeschlossenen Zweig desselben, wovon es sich hier handelt, vollkommen zugänglich war, die Bearbeitung eines Lehrbuches des Bergrechts nach seinem neuesten Stande unternahm und recht glücklich durchführte.

Es war ein guter Gedanke des Vfs., das deutsche Bergrecht vergleichend neben das französische zu stellen, und so eine Art von Parallelen zwischen beiden zu liefern, welche vor ihm noch nie versucht wurde. Es war selbst bisher nicht einmal in Frankreich ein Compendium des französischen Bergrechts vorhanden. Höchst wichtig ist diese Nebeneinanderstellung für die deutschen Provinzen am Rhein, sowohl preussische als andere, welche sich auf beide Ufer des Flusses ausdehnen, und wo links desselben noch allenthalben das französische Bergrecht gilt, während rechts des Stromes das alte deutsche Bergrecht stets kraftbeständig geblieben ist. Dadurch eignet sich das *Karsten'sche* Werk besonders zur Grundlage bey Vorlesungen auf Universitäten, wie in Bonn und Heidelberg, und wie Rec. vernommen hat, soll auch wirklich schon auf der erstgenannten Universität mehrmals danach gelesen worden seyn. Eine Uebersetzung des Buchs wäre auch für die Franzosen und Belgier wichtig, besonders da in französischer Sprache bis jetzt kein anderes Compendium des deutschen Bergrechts erschienen ist, als das von *Canrcin*, wovon *Blavier* eine Uebersetzung besorgt hat.

Demjenigen, der minder tief in das französische Bergrecht eingedrungen ist, der dasselbe nicht nach den Detail-Festsetzungen der einzelnen Gesetze und Decrete studirt hat, kann es scheinen, als wäre eine Vergleichung des deutschen und französischen Bergrechts nicht recht thunlich, da sie in ihren Grundprincipien völlig und so aus einander gehen, daß man glauben könnte, die Sache selbst wäre in beiden Ländern eine durchaus verschiedene. Das deutsche Bergrecht geht lediglich von der Regalität des Bergbaues aus, während das Gesetzbuch Napoleons in seinem Art. 552 festsetzt, daß der Eigenthümer der Oberfläche zugleich derjenige des Unterirdischen sey. Diese Divergenz im Princip gleicht sich aber in der weiteren Ausführung bedeutend aus; die Gleichheit des Objects und der Art seiner Benutzung hat durch die in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit als Folge herbeygeführt, daß bey beiden Nationen sehr viel Analogie in den Festsetzungen über Erwerbung und Benutzung des Bergwerkseigenthums entstehen mußte. Die näheren Entwicklungen über diese und andere Hauptmomente treten selbst in einzelnen Fällen so nahe zusammen, daß sie zu einem und demselben positiv-gesetzlichen Resultate führen. Und so wird denn nicht allein eine durch alle Materien des Bergrechts in Deutschland und Frankreich durchzuführende Vergleichung und Parallelisirung möglich und nützlich, sondern sie gewinnt auch daneben noch ein ganz besonderes Interesse. Durch eine solche Gegeneinanderstel-

Q q

lung wird man zu Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Institutionen und Anordnungen beider Nationen in Hinsicht auf das Bergwesen mit vieler Leichtigkeit geführt, und der Vf. unterläßt es auch nicht, durch eigene Reflexionen, welche überall eingestreut sind, eine solche prüfende Vergleichung zu begünstigen. Wenn sich dadurch herausstellt, daß für den ganzen Complexus des Bergwesens, für sein allgemeines Gedeihen in staatswirthschaftlicher und Privat-Rücksicht, die deutsche Bergwerks-Verfassung im Allgemeinen vor der französischen bey Weitem den Vorzug erhalten muß, so stellt sich doch auch manches Gute und Lößliche der letzten dar, welches Beachtung verdient. In einer Zeit, in welcher manche Staaten damit umgehen, ihre, allerdings meist veralteten, Bergwerksgesetze zu revidiren und zu reformiren, ist es erfreulich, zu vernehmen, wie der Vf. dazu viele Winke und Rathschläge ertheilt, welche hinlänglich liberal, dem Geiste der Zeit und den Fortschritten der berg- und hüttenmännischen Cultur angemessen, dargestellt sind, und gewiß vielfältig Beyfall und Eingang finden werden.

Das Geschichtliche der deutschen Bergregalität und ihrer Herkunft hat der Vf. von ganz neuen Seiten aufgefaßt, beleuchtet und dargestellt. Die Entwicklung des unterirdischen Eigenthums, „wie das unterirdische Eigenthum, durch Privatverträge, ein Gemeingut für alle Theilnehmer des Vertrages, und der Fürst der Vollstrecker ihres Willens lange vorher gewesen ist, ehe jenes unterirdische Eigenthum als ein Regal an die Fürsten überging, — wie durch einen zufälligen Umstand die Regalität herbeygeführt ward, — und wie es geschehen konnte, daß sich durch die Regalität des Bergbaues, in der Verwaltung des unterirdischen Eigenthums, gegen die frühere Verfassung gar nichts abänderte“: — die Entwicklung dieser Momente ist als ganz neu und dem Vf. eigenthümlich zu betrachten. Aber diese Verhältnisse sind es auch, welche, wie der Vf. ganz richtig in der Vorrede bemerkt, nur ganz allein Licht über die Bestimmungen der alten Bergwerks-Institutionen verbreiten, und durch welche sich allein der wahre Grund, und der häufig sehr zarte Zusammenhang derselben erkennen läßt.

Sonst zeichnet sich das Werk bey sehr großer Vollständigkeit noch durch sehr gedrängte Kürze aus. Die Casuistik der deutschen Bergwerksgesetze ist, wo es thunlich war, sehr in die Enge gezogen, und auf allgemeinere Grundsätze zurückgeführt worden. Wenn man in dieser Beziehung dasjenige Lehrbuch desselben speciellen Rechts, welches bis dahin als das beste in unserer Literatur bekannt war, nämlich *Hake's* Commentar über das Bergrecht, mit dem Grundriffe von *K.* vergleicht, so gewinnt letzter ein ganz besonderes Relief. Nur der in die Sache selbst klar hinein sehende Techniker war im Stande, einfache Principien aufzustellen, unter welche sich die zahlreichen Fälle der positiven Gesetzgebung unterordnen, während der reine Jurist, dem der technische Gegenstand fremd blieb, sich nur an den Buchstaben der weniger im Geiste als in der Form vermittelten Gesetzgebung halten konnte, wodurch unnöthige Wiederholungen und Weitläufigkeiten hervorgerufen werden mußten.

Die Bestimmungen des französischen Bergrechts hätten nur hin und wieder noch mehr ausgeführt und schärfer ausgesprochen werden können; auch hätten dieselben manchmal in Bezug auf die Motive, aus denen sie hervorgegangen, und die meist ihre Basis in dem allgemeinen französischen Recht finden, eine nähere Erörterung verdient. Für diesen Zweck hätte *Hr. K.* viel aus den Debatten über die französische Bergwerksgesetzgebung schöpfen können; diese waren aber damals wohl noch nicht gesammelt in seinen Händen, da die *Legislation sur les mines par Locré* auch erst im Jahre 1828 in Paris erschienen ist.

In das Detail des trefflichen Buches näher einzugehen, kann uns hier nicht verstattet seyn; und wenn wir dabey auch auf Einzelnes stolsen würden, worin unsere Meinung von der des Vfs. abweichen möchte, so würde doch dadurch der Werth und die Brauchbarkeit des *Grundriffes*, an dem wir noch am meisten den zu bescheidenen Titel zu tadeln haben, durchaus nicht beeinträchtigt werden. Wenn wir ihm daher recht viele Ehrlichkeiten wünschen, und ihn allen diesen recht angelegentlich empfehlen, so glauben wir mehr nicht zu thun, als das Buch in seiner Nützlichkeit so anzuerkennen, wie es bey jedem unbefangenen Leser derselben von selbst und aus voller Ueberzeugung der Fall seyn wird.

K. II.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU, b. Taubert: *Geschichte der sächsischen Verfassung*, nebst einer Würdigung des Inhalts der Verfassungsurkunde und einer Betrachtung über das, was zu ihrer Erfüllung theils schon geschehen ist, theils noch geschehen soll. Denkschrift zur Jahresfeier der Uebergabe der sächsischen Verfassungsurkunde an die Landstände, von *Hermann Just*, Jur. utr. Baccal., ordentl. Mitglieder der Oberlausitzer Gesellschaft der Willenshaften zu Görlitz und Ehrenmitglieder der Oberlausitzer wendischen Prediger-Gesellschaft in Leipzig. 1832. VI u. 52 S. 8. (8 gr.)

Die Abhandlung zerfällt in drey Theile: I. *Eine kurze Geschichte der sächsischen Verfassung*. Auch Sachsen hatte ursprünglich Volksversammlungen (*placita provincialia*), bis das Lehnsystem solche verdrängte. Seit dem 11ten Jahrhundert nahmen eine Zahl der Städte an den Berathungen der Landeswohlthat Theil, obgleich die Curien der Ritterschaft und Städte getrennt blieben. Der Bauernstand concurrirte zu dem von der Ritterschaft und den Städten bewilligten Staatslasten, ohne persönliche Theilnahme an der Bewilligung, wegen seiner Hörigkeit. Die ständische Bewilligung der Steuern war freywillig. Auch an anderen wichtigen Landesangelegenheiten nahmen die Landstände kraft Vertrags und der Landtagsreverses Theil, welche übrigens von den Ministern leicht gewonnen, dem viel bedürftenden Staatshaushalt sehr hohe Steuern

bewilligten. Ohne der Landschaft Rath und Einwilligung versprachen die Fürsten ihr Land nicht zu zergliedern, zu trennen, zu veräußern und zu verpfänden. Manches fügten jedoch die Zeiten, was wider die anerkannten Rechte eingeführt zu seyn schien. Doch will der Vf. keine traurigen Erinnerungen wecken, und behauptet, daß die Verfassung und Verwaltung Sachsens bis zu den letzten französischen Kriegen vor den Verfassungen der meisten deutschen Staaten Vorzüge gehabt habe. Dieß sey theils eine Folge der ehrenwerthen Persönlichkeit der sächsischen Fürsten, theils des Festhaltens der Volksvertreter an ihren Rechten gewesen. Das Decret Friedrich Augusts III, vom 30 April 1821 ließ nach Beendigung jeder Landesversammlung einen kurzen Auszug der Beschlüsse durch den Geheimen Rath bekannt machen. Der 13 Art. der Bundesacte des J. 1815 interessirte Sachsen wenig, da es bereits eine Verfassung hatte, und bey Friedrich Augusts III Regententugenden jede formelle Garantie einer weisen und gerechten Staatsregierung unnöthig schien. Wirklich verbesserte er auch die bestehende Verfassung einigermassen, bis er den 5 Mai 1827 starb. Seitdem genügte die seitherige Verfassung von Tage zu Tage weniger, weil sie sich überlebt hatte. Die Ereignisse der Julitage des Jahres 1830 in Frankreich wirkten auf Sachsen und auf einen Aufstand wider die Behörden in Leipzig vom 2 bis zum 4 September, worauf ein ähnlicher in Dresden am 9 September folgte. Letzter drang, neben den Beschwerden wider die städtischen Obrigkeiten, auf Abänderung der seitherigen Staatsverfassung. Der König berief nun am 13 September seinen Brudersohn, den Prinzen Friedrich, nach der Verzichtleistung seines Vaters, zum Mitregenten. Die Bürgerschaft der Dresdner Neustadt bat am 13 September um eine allgemeine Verbesserung des Staatslebens. Am 16ten September schlossen sich solcher die Vorsprecher der Dresdner Stadtgemeinde an. Hierauf erklärte sich eine Commission den 18, daß solche bey dem Wiederzusammentreten der Stände zur Berathung gelangen sollten. Noch gnädiger waren die Worte des Prinzregenten an die Deputation der Dresdner Bürger, welche derselbe mit dem Könige am 5ten October wiederholte. Den 1 März 1831 wurden die alten Landstände zusammenberufen, und ihnen der Entwurf einer Verfassungsurkunde mit einer summarischen Uebersicht des Finanzetats übergeben. Die Stände ertheilten ihr Gutachten den 19 Juli, welches schon am 10 August in einem königl. Decret beantwortet wurde. Nach einem ferneren Schriftwechsel wurde am 4 September 1831 der Landtag aufgelöst, und den Ständen die Verfassungsurkunde überliefert. Die besonderen staatsrechtlichen Verhältnisse der Oberlausitz sind noch nicht regulirt. Schon die alten Stände hatten auf eine zeitgemäße Verbesserung der Verfassung angetragen. So wurde der Volkswunsch erfüllt, jedoch die etwas dunkle Verfassung nicht mit dem erwarteten lauten Enthusiasmus aufgenommen, weil das Volk sie weder genügend kennt noch versteht, auch überhaupt von den Vorzügen des constitutionellen Systems keine klaren Begriffe hat. Jeder fühlte manchen Druck der bis-

herigen Verfassung, und nur diesen wünschte der Egoismus abgeschafft und überhaupt eine Verminderung der Steuern. Uebrigens habe das Volk das lebhafteste Vertrauen zu seinen Fürsten, daß die Verfassung redlich vollzogen werden solle. Noch erschien das Wahlgesetz im nämlichen Monat und den 7 und 11 Nov. eine Verordnung wegen der Einrichtung der Ministerialdepartements und des Staatsraths. Eine Verordnung vom 1sten October hob den Unterschied des Examens der adlichen und nicht adlichen Studenten auf. Den 2ten Febr. 1832 erschien die neue Städteordnung, den 6ten Febr. eine Verbesserung in der Recrutirung, am 20ten Febr. die Ausschreibung des Landtages in diesem Jahre, am 1 März eine Verordnung wegen der Ablösungen und Gemeintheitheilungen und einer Landrentenbank.

II. *Würdigung des Inhalts der Urkunde der Verfassung*, aus welcher uns der enge Raum nicht alles hervorzuheben erlaubt. Der Vf. hat sehr Recht, hier nur das Gegebene als Wirklichkeit und das Gehobte nur als eine Chimäre zu betrachten. Zuerst preist er, daß kein Bestandtheil des Königreichs oder Recht der Krone ohne Zustimmung der Stände auf irgend eine Art verändert werden könne, und daß der Monarch einer Beschränkung der Souverainetät durch äußere Politik nicht ausgesetzt sey. Dieses letzte ist aber ein frommer Wahn; denn die Verfassung soll ja nach den neuesten Bundestagsgesetzen dem höheren Willen der Mehrheit der 17 Bundestagsstimmen kein *Veto* entgegensetzen. Nach bisheriger Praxis gingen die neuesten Gesetze stets aus der Politik der Höfe von Wien und Berlin im Wege der Acclamation, wie in manchen Papstwahlen, hervor. Sehr wahr sind dagegen die Worte S. 29: „Das Volk will Ueberzeugung, daß seine Steuern zu den Bedürfnissen und nicht zum Luxus des Staatshaushalts verwendet werden; mit dieser erlangten Ausgabe bewilligt es eher eine vermehrte Ausgabe, als es ohne diese über eine Ersparniß sich freuet.“ Die Civilliste ist auf 500,000 Rthlr. bestimmt worden als Entschädigung der den Staatscassen überwiesenen Nutzungen des Domänenguts. Die Verwendung der Steuern nach dem Willen der Landstände ist allerdings ziemlich gesichert und für außerordentliche Fälle gesorgt worden. Eins der wichtigsten versprochenen Gesetze ist ein neues Abgabenverhältniß; doch dürfte es genug Opposition erfahren von den dann entbehrlichen Beamten und denen, die bey dem künstlichen Steuerwesen sich bisher fast mit Beyträgen verschont sahen. In Ansehung der Superiorität des Bundestages tröstet uns der Vf. mit der Lehre, daß Niemand dem Anderen mehr Rechte abtreten könne, als er selbst hat. Auch Rec. will hierin nicht tiefer eindringen. Daß alle Gerichtshöfe ihren Entscheidungen die Gründe beyfügen, gehörte wohl kaum in die Verfassung, wobey der *Juris. utr. Baccalaureus* den sächsischen Spruchcollegien und Richtern das Compliment der ihnen beywohnenden Gerechtigkeit macht, und künftig eine kürzere Justizpflege hofft, da die bisherige Langsamkeit ein schrecklicher Justizdruck war. Niemand soll nach §. 48 den ordentlichen Richtern entzogen werden, und doch verurtheilte die Meuterer im Sept. 1831 in Leipzig, nicht das Criminalgericht, sondern eine Commission; aber es hat

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JEN A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, in der Zeh'schen Buchhandlung: *Die Erhebung des geistlichen Standes zu Würde und Wirksamkeit, als Hauptbedingung zur Ruhe und Sitte in den Völkern*, von dem Vf. der Divinität u. s. w., Dr. J. B. Grafer, kön. bayerischem Regierungs- und Kreis Schul - Rathe. 1831. IV u. 171 S. 8. (20 gr.)

Es ist eine höchst auffallende, schreyende Thatfache, daß die Achtung und der Einfluß des geistlichen Standes in den letzten Jahrzehnten fortwährend herabgegangen, und namentlich in einigen Ländern, an dem Gradmesser des öffentlichen Lebens, fast bis auf den Gefrierpunct gesunken ist. Mögen auch einzelne durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften, Gelehrsamkeit, höhere Lebensbildung, Rednergaben, Reichthum, Familien - Verbindungen, sich noch eine bessere Stellung bewahrt haben, so ist es doch nur die Gunst des Schicksals, welche den Einzelnen beglückte, der Stand im Ganzen, und als solcher, hat sich derselben nicht zu erfreuen. Daß dies früher nicht so war, darf man als Erfahrungssache voraussetzen; aber woher es gekommen, das ist jetzt die Frage, da von deren Beantwortung es abhängt, wie dem Uebel, in sofern es als solches erkannt wird, Einhalt zu thun sey. Die Ursachen der betrübenden Erscheinung können theils in dem geistlichen Stande selbst liegen, theils außer ihm. Die Mehrsten sind gar sehr geneigt, alle Schuld dem Stande selbst aufzubürden, und sie in dessen wissenschaftlichen und sittlichen Mängeln zu suchen. Aber gewiß mit großem Unrechte; denn, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Geistlichen an den Krankheiten der Zeit, der Irreligiosität, der Vergnügensucht und dergl. ihren Antheil genommen haben; wenn nicht geleugnet werden kann, daß sie die einseitige Verstandes - Cultur, mit Zurückstellung der Herzenserhebung, vorzüglich förderten, und so das Wesen der Religion — Herzlichkeit — untergruben: so ist es doch auf der andern Seite ganz gewiß, daß unsere jetzt lebende Geistlichkeit ihren Vorfahren an Wissenschaft weit überlegen ist, und an wahrer Sittlichkeit und Lebensbildung nicht nachsteht. Aber es haben gar viele und ganz andere Ursachen mitgewirkt, warum der geist-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

liche Stand verlieren mußte, welche theils schon seit der Reformation, obgleich es anfänglich weniger bemerkbar war, Einfluß übten, theils seit den letzten funfzig Jahren erst rechte Wirksamkeit gewannen. Als in der Reformation die römischen Priester, ihrer Glorie beraubt, in auffälliger Blöße den Augen des Volks dargestellt wurden, blieb ihnen doch noch zweyerley, wodurch sie sich in Ansehn erhalten, ja sogar neues gewinnen konnten, nämlich die Unabhängigkeit von der Civilgewalt und das reiche Kirchengut; beides aber wurde den protestantischen Geistlichen entrißen. Eigener Oberrath beraubt, unterwarf man die Kirche der Staatsgewalt, und statt, daß sie sonst selbst eine gewisse Herrschaft übte, ihre eigene Jurisdiction, — einen geistlichen Arm — hatte, wurde sie nun beherrscht, und ihre Diener wurden, ohne bürgerlichen Rang, ohne Einfluß auf anderer Menschen Wohl und Web, den höheren und sogar den niederen Staatsdienern unterworfen, ja, nachdem man das Kirchengut zum Staatsgut gemacht hatte, größeren Theils so ärmlich ausgestattet, daß Armuth und Dürftigkeit, wenn auch nicht als nothwendige, doch als ganz gewöhnliche Prädicate der Geistlichen erschienen. Dazu kam, daß in der Reformation die höheren geistlichen Würden, um welche selbst Fürsten und andere Große der Erde sich bewarben, die aber doch auch zuweilen dem aufstrebenden Talent und Verdienst zufielen, eingingen, und die Protestanten keinen Papst, Cardinäle, Erz- und andere Bischöfe, Prälaten und Aebte, sondern nur einfache Pfarrer noch hatten, so daß nicht mehr die Vornehmen und Reichen, sondern nur die Armen und Niedrigen sich einem Stande widmeten, welcher von allem, was die Welt begehrt, fast nichts gewährte. Doch hielt sich der geistliche Stand, auch unter den Protestanten, noch immer, so lange der fromme Glaube in ihnen Vermittler zwischen der Erde und dem Himmel sah; in ihrer Belehrung Gottes Wort, in ihren Gebeten und Segnungen eine höhere Wirksamkeit anerkannte; als aber dieser Glaube für Aberglaube erklärt, ja der ganze äußere Gottesdienst, den sie verwalteten, von vielen für überflüssig, und die gesammte Religiosität nur für einen Kapzaum des Pöbels gehalten wurde, da mußte — mit der Kunst die Künstler — auch der geistliche Stand um so gewisser sinken, als gleichzeitig die fromme Scheu schwand, welche bis dahin die un-

R r

sehr schwer, im unconstitutionellen Dienste grau gewordene Beamte durch den Zügel der Verfassung Spur halten zu lassen, sowohl in der Justiz als in der Verwaltung. Die §. 48 abgeschaffte allgemeine Güterconfiscation ist theoretisch weise; aber gerade die reicheren Mitbürger sind gemeinlich heimliche und mitunter öffentliche Feinde der Verfassungen. In absoluten Staatsverfassungen bedrohet dieser Neronismus die Menschheit nicht mehr; die sächsische Verfassung hat jedoch das Eigenthümliche, alles, was in anderen Verfassungen oberflächlich schimmert, als Vorzug glänzen zu lassen. Der sechste Abschnitt, die Kirchen, Unterrichtsanstalten und milden Stiftungen betreffend, ist ganz aus den Wünschen und Bedürfnissen des protestantischen Theils der Unterthanen geschöpft. Der siebente Abschnitt befriedigt den Vf. ganz, mit der Beybehaltung der Kreisverfassung in den alten Erblanden und der Landschaft der Oberlausitz. Die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen §. 135 hebt der Vf. mit einiger Uebertreibung der freylich unverkennbaren Vorzüglichkeit hervor. Freylich mögen nur die städtischen und 10 Ritterschafts-Deputirte für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beider Kammern und den Druck ihrer Protocolle gestimmt haben; indess bewilligte solche dennoch die Regierung, die hierin den Volkswunsch und die öffentliche Meinung ehrte. Der Artikel der Gewähr der Verfassung ist der vollkommenste Theil und sehr individuell für Sachsen angepaßt. Der Vf. scheint übrigens die Kritik der Verfassung in Heft 1 und 4 des *Müllerschen* Archivs der Gesetzgebung nicht gekannt zu haben, die nicht so sehr das Schimmernde, als einige Mängel der Verfassung mit Anerkennung aller Schwierigkeit eines besseren Zustandes, hervorheben. Die sächsische Verfassung ist am unvollkommensten im Panorama der Verwaltung.

III. Was ist schon zur Erfüllung der Verfassung

geschehen? Wenn eine freywillige Vereinigung der Ablösung bisher selten Stand fand, so muß uns das nicht wundern; denn das Gesetz ist in seiner Anwendung gar dunkel und das Resultat nur einem Rechner übersehbar. Rec. glaubt, daß man nicht im übeln Willen der pflichtigen Landleute, sondern in der schwierigen Berechnung des Gesetzes die bisher noch seltene Auseinandersetzung sich erklären muß. Drückend waren die Bande der Erbhörigkeit, aber Holsteins Beyspiel beweiset, daß in einer Generation alle Spur der Ungleichheit der gewesenen Leibeigenen mit den Freygebornen verschwinden kann. Auch die Städteordnung ist nur eine Brücke zum Besseren. Von dem statistischen Verein erwartet der Vf. wohl zu viel, obgleich ein Staatsminister darin vorsitzt, und eben so vom §. 35 unter der Disciplin neuer Bundestagsbeschlüsse. Erst ein thätiger Landtag kann die neue Verfassung bey aller Ungunst dieser Verwaltungsform in einigen größeren Staaten ins Leben führen. Wichtig ist der Zollverband und die Handelsfreyheit, aber am wichtigsten ein weises allgemeines Ackerbaugesetz, das die Industrie zur Verbesserung des Bodens und des Klimas leitet. Möge die von den größeren Staaten so gefürchtete freye Presse, Censur u. s. w. eben wegen jener leidigen Furcht der absoluten Regierung fürs Erste in den Hintergrund gestellt werden! Erst gründe man den materiellen Wohlstand, in dessen Durchführung uns keine Inspection einer Bundestagscommission bedrohet, und weiche in der Beobachtung dieser Klugheit zunächst dem Trotze des Absolutismus und seinen drohenden Schlägen aus. — Ein Muster anderer Staaten war Sachsens Gesetzgebung vielleicht niemals. Eine innere bessere Socialgestaltung überläßt uns der Bundestag gerne. Möchte diese vor allen Dingen die Regierung und die Patrioten des Landtages beschäftigen!

X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Rein: *Die bunten Abenteuer Hadshi Baba's von Ispahan*, von Jakob Morin. Aus dem Englischen. Zweyte Ausgabe. Mit einem Vorworte und erläuternden Anmerkungen von Wilhelm Adolph Lindau. 1ster Theil. 384 S. 2ter Theil. 392 S. 3ter Theil. 421 S. 1827. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein des Landes und der persischen Sitten kundiger geistreicher Engländer lehrt uns, durch die sinnreich zusammengestellten Abenteuer eines asiatischen Gil Blas, Persien besser kennen, als es vielleicht durch eine gründliche und gelehrte Reisebeschreibung des Vfs. hätte geschehen können; denn gar Mancher mag sich bloß spielend belehren. Unser Abenteuerer ist nach einander Barbier, Slave, später Colloge der räuberischen Turkomanen, Tabakverkäufer, Gehülfe eines Arztes, eines Mollahs, wahrfagender und erzählender Derwisch, Unterlieutenant des Oberfcharfrichters, endlich Gefandtschaftssecretär; nie läßt er den Muth sinken, nie fehlt es ihm an Auswegen. Von laxer Moral, und die Günst des Augenblicks stets benutzend, erlebt er der lustigen Abenteuer, der verdrießlichen und droiligen Verlegenheiten

mancherley, in reicher Abwechslung. Selbst über die bedenklichen breitet er den Schleier der sittlichen Grazie; man kann dem angenehmen Taugenichts nicht schmollen, und auch die züchtigste Dame wird sich nicht an ihm ärgern.

Trotz des heiteren Tons, in dem das Buch gehalten ist hat es doch eine sehr ernste, ja trübe Seite. Mit dem wahrsten, gewis nicht übertriebenen Colorit ist die Verfunkenheit des persischen Volks, die niedrige Stufe der Gesittung, auf der die Bekenner des muhamedanischen Glaubens, eben durch diesen, festgebannt sind, dargestellt. Eine Erhebung aus dem trost- und rettungslosen geistigen Elend ist kaum denkbar, und was man von Völkern von keinen oder den verderblichsten Grundätzen, denen nichts ehrwürdig ist, als Vorurtheile, zu erwarten habe, ist eine Frage, deren Beantwortung gar wohl zu bedenken ist.

Von der Uebersetzung und den Anmerkungen braucht bloß der Name des Vfs., Lindau, genannt zu werden, um für ihre Güte zu beweisen.

n.

heiligen Hände abgehalten hatte, die Kirche und ihre Rechte anzutasten. Dieser Zeitpunkt trat besonders nach Eintritt des jetzigen Jahrhunderts in Wirksamkeit, und es verging kein Jahr, in welchem nicht fortgesetzt dahin gewirkt, und etwas erlangt worden wäre, was den geistlichen Stand niederdrücken mußte. Man fing damit an, die Nützlichkeit des Predigtamts zu bezweifeln, man meinte ihnen mehr Geschäfte zuweisen zu müssen; da erfand man das hochbelobte Berichts- und Tabellen-Wesen, auf welchem bekanntlich jetzt das Heil der Welt beruht, da wollte man den Pfarrer zum Volkarzt, zum Polizeybeamten machen, da sollte er Landwirthschaftspredigten halten, und den Schulunterricht mit übernehmen. Dagegen hob man alle geistliche Gerichtsbarkeit auf, raubte den Predigern das privilegierte Forum, nahm ihre Immunitäten hinweg; entzog ihnen die Aufsicht über das Kirchengut, welche sie wenigstens mit anderen Personen theilen mußten; ordnete nicht nur neue geistliche Visitationen im Kirchen- und Schul-Wesen an, sondern unterwarf sie auch vielfacher weltlicher Controle; milderte die Kirchendisziplinär- und Sabbaths-Gesetze, und endlich empörte sich auch in neuester Zeit der Schullehrerstand, oder doch einige Stimmführer desselben, gegen die Aufsicht der Geistlichen — und so vereinigte sich Alles, den Rest von Ansehen und Einfluß zu vernichten, welchen die Vorzeit noch gelassen hatte. Von der fühlbarsten Einwirkung war der langjährige Krieg, wo eine ganze Generation, und in ihr gerade der Kern und die Blüthe der Nation, in ununterbrochenen Feldzügen der Religion entfremdet wurde, und somit die Achtung gegen deren Diener zugleich verlor. Hiezu kam aber doch endlich noch der eben so gefährliche innere Krieg, wo die theologischen Meinungskämpfe, welche zwischen Rationalisten, Supernaturalisten und Mystikern obwalteten, in offene Feindseligkeit ausgeartet, die Persönlichkeit nicht mehr schonten, und schonungslos vor das Volk brachten, was nur für die Esoteriker von Bedeutung war.

Erkennen wir aber in den angegebenen Verhältnissen und Erscheinungen der Zeit die wahren Ursachen des Verfalls des geistlichen Standes, so können wir auch nicht ableugnen, daß die Staaten- und Volksführer selbst einen großen Theil der Schuld tragen, welche sie selbst in neuerer Zeit haben büßen müssen; nämlich die Aufregung unter den Völkern und die Unsitlichkeit derselben, welcher die geistliche Wirksamkeit nicht mehr gewachsen ist. Ist es nämlich wahr, daß der Geist die Welt regiert, so liegt es am Tage, daß alle Militär- und Polizey-Anstalten nicht hinreichen können, die Welt zu beruhigen, wenn nicht der Geist durch sittliche Beweggründe die Haltung gewinnt, die man begehrt. Hierin liegt die politische Bedeutung des Lehramtes. Die lebendige Stimme des Predigers, immer und immer wiederholt, gleicht dem Tropfen, der im wiederholten Fallen endlich den Stein aushöhlt. Ist diese Stimme noch dazu die Stimme eines geachteten Mannes, so gewinnt sie unendlich an Kraft;

ist sie die Stimme eines Gottgesandten an die Menschen, so ist sie unwiderstehlich. Darum ist, so große Mühe sich auch die Welt gegeben hat, allen Einfluß des Predigtamts zu vernichten, dieses doch nicht ganz möglich gewesen, und dem scharfen Beobachter wird es nicht entgehen, daß die belchrichtigende Stimme der Kirche ein nicht geringes Verdienst dabey hatte, wenn die deutschen Völker dem Aufruhr entsagten, daß aber, wenn die Volksredner je der Partey der Bewegung dienen sollten, gewiß die unter der Asche glimmenden Funken sehr leicht zur hellen Flamme würden angeblasen werden können. Darum nun ist es unbegreiflich, wie man von Seiten der Regierungen hat zugeben, ja selbst mitwirken können, daß der geistliche Stand so herabgedrückt worden ist, wie es jetzt am Tage liegt, indem sie sich selbst dadurch des kräftigsten Allirten beraubt, und die Kraft des Worts — das jetzt mächtiger als je ist — so ganz verkannt haben.

Doch scheint man auch, wenigstens hie und da, den Mißgriff zu fühlen, welchen man gethan hat, und namentlich hat der erste protestantische Staat, und dessen höchstachtungswerther König, in neuester Zeit bedeutende Schritte gethan, die Fehler früherer Zeit auszugleichen. Nicht nur, daß man dort durch zeitgemäße Anordnungen und erfolgreiches Beyspiel die Kirchlichkeit zu heben suchte, auch den geistlichen Stand hat man durch bessere Befoldungen, durch Versorgung seiner Wittwen, durch Herstellung mehrerer höheren geistlichen Würden, und durch angemessene Rangertheilung an die niedere Geistlichkeit, sowie durch eine Menge Ehreenauszeichnungen an Einzelne dieses Standes, kräftig emporzuheben sich bemüht. Wenn auch dieses Beyspiel auf die anderen deutschen Staaten wenig, auf mehrere gar nicht gewirkt zu haben scheint, so ist doch gewiß selten Jemand so verblendet, daß er nicht die Nothwendigkeit einsehen sollte, daß für diesen bisher so vernachlässigten Stand endlich einmal etwas geschehen müsse.

Dies ist nun besonders der Aufruf, welchen unser würdiger Vf. an Fürsten und Völker erschallen läßt. Hr. G., welcher schon in seiner „Divinität, das einzige Princip wahrer Menschenerziehung“, darauf hingewiesen hat, daß *einzig in der Religiosität das Heil der Menschen zu finden*, diese daher der einzig richtige Erziehungszweck sey, zeigt in der vorliegenden Schrift wahr und klar, daß es in der Welt nur dann besser werden könne, wenn das Christenthum wieder in die gebührende Wirksamkeit eintrete, diese aber nur dann zu erwarten sey, wenn der geistliche Stand die nöthige Achtung und den gehörigen Einfluß erlange. Was hiezu dieser Stand selbst beyzutragen, und was dagegen auch die Welt zu beobachten habe, das ist der Inhalt des vorliegenden Buchs. Zwar bezieht sich diese Schrift eines katholischen Vfs. zunächst auf seine Kirche, aber bey Weitem das Meiste leidet auch auf die unsere um so mehr volle Anwendung, als der Vf. überhaupt den Confessionsunterschied kaum erkennen läßt.

Nächst einer Einleitung (S. 1 — 11), in welcher er das Bedürfnis und die hohe Bedeutsamkeit des geistlichen Standes darthut und sodann beklagt, daß, vorzüglich durch die Schuld der gelehrten Laien, das Ansehen desselben so sehr verfallen sey, handelt er in fünf Abschnitten 1) von dem hohen Charakter des geistlichen Standes; 2) von den Bedingungen des Ansehens und der Wirksamkeit; 3) den Ursachen des Mangels an tüchtigen und würdigen Gliedern, und giebt 4) Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse, und endlich 5) zur zweckmäßigen Bildung des Standes.

Die Erhabenheit und Wichtigkeit des geistlichen Standes findet der Vf. (S. 12) schon in den allgemeinen Principien der Vernunft; denn so wie das geistige Leben über das physische gehe, so müsse der Stand, welchem die Geistescultur anvertraut sey, höher stehen, als die, welche sich mit der Sorge für das physische Wohlfeyn befassen. Diefs steigere sich aber im Christenthume, wo die Geistlichen als Gesandte Christi auftreten, der sie berufen habe mit den Worten: „Wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich euch.“ Durch solchen Auftrag empfing der geistliche Stand 1) das *Lehramt*, wobey gefragt wird, *was* und *wie* er lehren soll; und 2) *das Amt der Jugenderziehung*, 3) *das Amt der Leitung des öffentlichen Gottesdienstes*. Die Bedingungen (S. 31), unter welchen er diesem dreifachen Auftrage genügen und wirksam seyn kann, sind 1) *öffentliche Achtung der Standesglieder*, 2) *geziemter Unterhalt* und 3) *hinreichende Verwendung*. Soll der Geistliche wirksam seyn, so muß, da diese Wirksamkeit und sein Einfluß größtentheils von der Achtung abhängt, die er bey den Gemeindegliedern hat, ihm diese bestens bewahrt bleiben, und weltliche Beamte dürfen weder im Range ihm vorgehen, noch ihn mit feindseligen und eifersüchtigen Gelünnungen, wie leider oft geschieht, verfolgen wollen. Diese erste Bedingung der Wirksamkeit tritt in unserer Kirche nur in einem um so viel höheren Grade ein, als sie bisher ganz unerfüllt geblieben. Nicht nur, daß die große Zahl der Geistlichen im Range weit unter den weltlichen Unter- und Mittelbeamten, und nur wenige geistliche Räte den sehr zahlreichen weltlichen Räten gleich, aber immer noch tief unter den vielen Präsidien, geheimen Räten, Directoren, Ministern, Stabs-officieren, hohen Hofbeamten u. s. w. stehen, und kein einziger der weltlichen Hohen, die über dem Ganzen schwebt, so, wie in der römischen Kirche, sich gleichstellen darf, so hat auch die gesammte Geistlichkeit in ihrer Stellung so wenig Ermunterendes, und entbehrt aller äußerlichen Auszeichnungen so sehr, daß die Söhne der Reichen und Gebildeten überall einen Stand verschmähen, der nichts bietet, was die Welt sucht, wodurch nun aber der Stand selbst, der nur aus den Armen und Niederen im Volke sich ergänzt, aufs Neue leidet, indem ihm, wenn er auch an Gelehrsamkeit und Pflichteifer reich ist, doch die feinere Umgangs- und Lebensbildung fehlt, die zum Umgange mit der höher gestellten Welt unentbehrlich ist. Nicht minder wich-

tig ist die zweyte Bedingung der Wirksamkeit, welche der Vf. (S. 35) ausführt, indem er *zum genügenden Unterhalt* begehrt, daß dem Geistlichen ein sorgenfreyes, anständiges und würdevolles Leben gesichert seyn müsse, ohne daß er seinen Unterhalt aus einzelnen Darbringungen der Gemeinden, aus Beichtgeld u. a. Accidenzien zu ziehen habe. Der Geistliche hat (S. 38) mehr geistige Bedürfnisse zu befriedigen als der weltliche, und doch stehen die weltlichen Beamten, selbst die niedrigsten, weit höher; denn selbst die 600 fl., welche die bayerische Regierung als Minimum einer Pfarrey bestimmt hat, werden bey vielen nicht erreicht. — Alles wie bey uns. Ein Geistlicher steht rückfichtlich seiner Befoldung oft weit unter dem Cancellisten, Actuar, Einnehmer u. d. gl. Natürlich stellt die öffentliche Meinung die besser Befoldeten auch höher, zumal da diese nie von schimpflichen Accidenzien abhängen. Der größten Beherzigung werth ist auch, was unser Vf. S. 41 ff. von *der hinreichenden Verwendung*, d. h. der Anstellung und Benutzung der Geistlichen, sagt. Er findet nämlich höchst pflichtvergessen, wenn man die Christenheit nicht mit hinreichenden Geistlichen versorgt, und theils durch Einparren oft weit entfernter Einwohner anderer Orte in eine andere Kirche, oder durch Einziehung von Pfarrstellen, oder durch lange Leerlassung derselben und Vicariatsbestellungen den Gemeinden den Wahn aufdringt: „der Gottesdienst und die Geistlichen müssen eben nicht so nothwendig seyn, sonst sorgte man in dieser Beziehung besser für uns.“ Man weiß, daß auch diese Klage in vielen protestantischen Staaten ihren Wiederhall findet; und mit größerem Rechte noch, als jenseits, könnte die evangelische Kirche ihren detsfalligen Bedarf vom Staate erwarten, da dieser früher das Kirchengut an sich genommen hat.

Sehr gerecht sind aber auch die Forderungen, welche der Vf. (S. 49 ff.) an die Geistlichen macht, indem er *Wissenschaft, Tugend und ästhetische Bildung* von ihnen in höherem Grade begehrt, als sie von denen gefodert werden können, denen sie als Lehrer und Muster vorstehen sollen; welche Vorschrift er durch Hinweisung auf die classische Stelle Pauli 1 Tim. 3, 2 ff. erläutert, und welcher er, als eine besonders für unsere Zeit wichtige Forderung, noch „*Treue gegen den Staat*“ (S. 56) hinzufügt. — S. 57 kommt der Vf. auf die dritte Betrachtung, *über die Ursachen des Mangels von tüchtigen und würdigen Standes-Candidaten*. Die Klage über Mangel an Candidaten überhaupt findet jedoch in der protestantischen Kirche keinesweges so, wie in der katholischen, Statt, vorzüglich wohl detswegen, weil bey uns der Stand sich durch sich selbst ergänzt, indem doch eine nicht geringe Zahl geistlicher Kinder wieder in den Stand des Vaters treten, auch eine Menge anderer, besonders Schullehrer-Söhne, sich dieses Eldorado wählen. Wenn daher die mit Scharffinn und mit geschichtlichen Belegen entwickelten Gründe, warum in der katholischen Kirche es an Candidaten fehlen muß, bey uns nicht ganz passen, so trifft doch gar Vieles von dem, was der Vf. sagt, auch bey uns in so-

fern zu, daß durch ähnliche Gründe bewogen, zwar nicht die Jugend im Allgemeinen, aber doch die Söhne der reicheren und gebildeteren Familien von dem geistlichen Stande sich zurück, und für denselben sich für zu gut halten. Diese Gründe sind nämlich, wie sie S. 97 zusammengefaßt sind: 1) die vorgeschrittene Bildung der Welt, 2) die Geringschätzung des geistlichen Standes, 3) der zu stark gewordene Freyheits Sinn, und 4) die zu früh entwickelte Sinnlichkeit. Wie dem nun zu begegnen, zeigt er in der 4ten Betrachtung: *über die Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse*. Hier zeigt er (S. 102 ff.), was von der geistlichen, und was von der weltlichen Regierung geschehen könne und solle. Von der geistlichen Regierung erwartet er: a) *höhere Bildung der Geistlichen*. Er meint nicht nur die wissenschaftliche Bildung, sondern insbesondere die ästhetische und praktische, die mehr fehlt als jene. b) *Beseitigung des die Zuneigung unterdrückenden Hindernisses*. Er meint das strenge Cölibatgebot in seiner Kirche, welches er *bedingt* aufgelöst wissen will, jedoch so, daß er protestantischen Lesern nicht genügen wird. Von Seiten der weltlichen Regierung erwartet der Vf. (S. 126 ff.): a) *Bestimmung des Ranges der Geistlichen im Staate*; es soll der Pfarrer mit dem Beamten (Amtmann) auf gleicher Linie stehen, und der Geistliche soll nie einem ihm gleichgestellten weltlichen Beamten (der Pfarrer nie dem Amtmann) untergeordnet werden, und Befehle von Oben nie durch ihn, sondern unmittelbar von der höheren Stelle empfangen. Auch dürfen solche Beamte nie Commissionen von Oben über die Pfarrer erhalten. In gemeinschaftlichen Geschäften kann nur das Dienstalder den Vorsitz bestimmen. So viel wir wissen, ist diese Forderung in mehreren protestantischen Ländern schon erfüllt, wogegen in anderen sogar die Superintendenten dem Beamten, wenn dieser länger im Amte ist, im Range nachstehen müssen. b) *Sorge für dessen Nahrungsstand*. Der Gehalt eines Pfarrers sollte, nach unserem Vf. S. 132, nie unter 700 fl. seyn (denn selbst der Landgerichtsaffessor, der doch nach obiger Annahme einen Grad tiefer im Range steht, habe 600 fl. Fixum, und könne noch 200 fl. Accidenzien erwerben, so daß er 800 fl. Einnahme habe), wobey der höhere Bedarf des Geistlichen immer noch nicht berücksichtigt ist. Es müßten aber die Messgelder, die Beicht- und Communion-Gelder und die Stolgebühren für Kindtaufen, Hochzeiten und Leichen aufgehört. Hat der Pfarrer einen Caplan, so muß natürlich die Einnahme für diesen nicht nur besonders, und mindestens mit 200 fl. außer der freyen Station bestehen, sondern auch, rückichtlich der zu leistenden

Verpflegung, die Einnahme des Pfarrers höher steigen. Dieses Verhältniß findet bey uns nur da Statt, wo Collaboratoren oder Vicarien angestellt werden, für welche gewöhnlich leider gar nichts geschieht, als was der Pfarrer selbst aus seinen oft spärlichen Einkünften leisten muß. Zum Behuf der Besserstellung der Geistlichen verlangt unser Vf. nicht nur, daß die geistlichen Güter von Steuern freygelassen werden, sondern auch, daß der Staat das Fehlende zuschieße. Dabey findet er es mit Recht höchst bedenklich, das Deficit durch Abzüge von reich dotirten Pfarreyen zu decken, da solche überhaupt selten seyn, und als Reiz- und Belohnungs-Mittel für Ausgezeichnete erhalten werden müßten; dagegen dürfte der Vorschlag der Einziehung sogenannter Messstipendien und deren Ueberweisung an die dienstthuenden Seelforger zu erwägen seyn. — Auch zur Unterstützung und Verforgung emeritirter und dienstunfähiger Geistlichen will der wohlmeinende Vf. (S. 142) Anstalten hergestell und eingerichtet wissen, wozu er die Mittel besonders in den Klöstern findet.

Endlich enthält der 5te und letzte Abschnitt eine Betrachtung: *über die zweckmäßige Bildung der Geistlichen*. Hier führt der Vf. mehr aus, was er oben nur andeutete, daß die Bildung nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf Leben und Amtsführung sich erstrecken müsse. Er erwartet die rechte Bildung (S. 149) vorzüglich von den *Seminarien*, in welchen er nicht mehr die Zeit auf Repetition der Dogmatik, Exegetik, Moral, Kirchengeschichte, sondern auf Philosophie, Aesthetik, Liturgik, Pastoral, Pädagogik verwendet wissen will. Rückichtlich der moralischen Bildung verbreitet er sich (S. 151 ff.) über die nöthige Disciplin, und giebt mancherley Regeln, die, wenn sie auch zunächst für die katholische Kirche berechnet sind, doch auch auf unsere eine mehrfache Anwendung leiden.

In einem Schlussworte (S. 166) wiederholt er noch, daß eine solche Erhebung des geistlichen Standes zur Beruhigung der aufgeregten Völker nothwendig sey, und widerlegt die Einwürfe, die man machen könnte; alles so, daß man mit Achtung gegen ihn erfüllt wird. Der Vf. ist bekanntlich kein Geistlicher, aber ein Mann, welcher sich in mannichfaltigen Verhältnissen im Leben für das Leben ausgebildet hat, und jetzt im Erziehungsfache rühmlichst bethätigt ist. Ein solches Zeugniß dünkt uns hoher Bedeutung voll. Möchten doch auch unsere Kirche und die protestantischen Staaten einen solchen menschenfreundlichen Aufruf, und eine solche Mahnung zu dem, was Noth ist, nicht unbeachtet lassen!

S. W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GREIZ, b. Henning: *Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1830.* Mit Beyträgen von Ackermann, Alberti, Engel, von Fouqué, Girardet, Gittermann, Grumbach, H. Hoffmann, Hundeliker, Kochen, Köthe, Leo, Münchner, Oesfeld, Schorch, Schwabe, Trautschold, Weicker und Anderen herausgegeben von D. C. B. Meissner, D. G. Schmidt, E. Hoffmann. *Vierter Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, Bethanien vorstellend). XVI und 324 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Für 1831. *Fünfter Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, den Bach Kidron vorstellend). XIV u. 332 S. kl. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Auf 1832. *Sechster Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, die Quelle Siloah vorstellend). XVI u. 296 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Auf 1833. *Siebenter Jahrgang.* Mit vier Musikblättern (und einem Titelkupfer, das Thal Josaphat vorstellend). XVI und 320 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ein so ausgezeichnetes Andachtsbuch, wie das vorliegende, dessen ungestörter Fortgang den mit Recht gewonnenen Beyfall bestätigt, bedarf nicht einer jährlich wiederkehrenden Empfehlung. Indem wir daher hier vier Jahrgänge in Eine Anzeige zusammenfassen, genügt es zu bemerken, daß das Lob, mit welchem wir die ersten Jahrgänge eingeführt haben (Jen. A. L. Z. 1828. No. 214. Erg. Bl. 1828. No. 89), auch diesen Fortsetzungen gebührt. Im Ganzen ist die Ordnung und die Eintheilung in diesen Büchern dieselbe geblieben; nur um in die Form mehr Mannichfaltigkeit zu bringen, sind verschiedene Ueberschriften für die einzelnen Theile jedes Jahrganges gewählt worden. Der Inhalt des 4ten Jahrganges: „*Der Himmel; die Erde; die zukünftige Welt*“, soll, wie der Vorredner sagt, an die Anordnung des großen Weltgedichtes des unsterblichen Dante erinnern; und wenn man auch nicht immer den Grund einer solchen Vertheilung der einzelnen Stücke unter jene Rubriken einseht; wenn man z. B. nicht wohl begreift, warum der *Adventsgruß* (S. 20), das *Weihnachtsfest* (S. 21), die *Kindertaufe* (S. 31) dem *Himmel* zugetheilt worden, während sich das *Tauflied* J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

(S. 125), der *Sonntag* (S. 146), *des Dulders Neujahrsnacht* (S. 154) und andere Aufsätze mit der Erde begnügen müssen: so kommt doch darauf im Ganzen wenig an, wenn die profaischen und poetischen Gaben, welche auch hier wieder wechseln, nur sonst den Zweck religiöser Erbauung erreichen. Und dies kann man allerdings den meisten nachrühmen. Viele Betrachtungen sind ideenteich, ermunternd, erquickend; in manchen Gefängen (wie namentlich in dem *Abendgebete* aus dem Nachlasse der Hofrätin Geisler in Gotha S. 144) ergießen sich fromme Empfindungen in erhebender Dichtersprache. Nur hie und da dämmert die frömmelnde Mystik, und versteckt ihre unklaren Ideen hinter biblische Bilder und Aussprüche, welche, nackt hingestellt, heut zu Tage nicht mehr wahre Erbauung befördern. Was soll man z. B. mit dem *Charfreytagsprüchlein* von Fouqué (S. 51) anfangen, welches so lautet:

„Drück mir, o Herr, dein Kreuz tief, tief ins Herz herein,
So dämmert draus empor der Freude Morgenschein,
So blüh' ich, wenn dereinst mein müder Leib zerfällt,
Gleich der Passionsblum' auf im ew'gen Gartenfeld.“

Glaubt man nicht, die Verse seyen aus *Schmolke's* oder eines ähnlichen Verfassers Gebetbuche entlehnt? Wozu das Lied (*am Michaelisfeste* von Köthe, S. 94) von

„der heiligen Engel Kreis,
Die vor Gottes Angesichte
Steh'n entzückt im Lob und Preis,
Entbunden von Sorgen, von Schmerzen und Bangen,
Vom Arme der ewigen Liebe umfangen“ u. f. w.

oder die in Verse gebrachten crassen Ideen von der *Auferstehung* der Leiber von demselben Vf. (S. 321)? — Den würdigen Herausgeber, Hn. D. Meissner, dessen Talente und Verdienste wir hochachten, und dessen Aufsätze durch den ächt religiösen Sinn, welcher in ihnen herrscht, anziehen, können wir von einem fast übertriebenen Hange zu künftlicher, oft verkünstelter Rede, auch bey diesen Jahrgängen nicht freysprechen.

Der *fünfte* Jahrgang vertheilt seinen Inhalt unter drey etwas mystisch klingende Ueberschriften: „*Das Leben in seinem seligen Ursprunge; das Leben in seinem seligen Dahinströmen; das Leben in seiner Rückkehr zum seligen Urquell.*“ Unter denen, welche Beyträge geliefert haben, werden von jetzt an auch Lutz, Oesfeld, Lina Reinhardt, Schott, E. und J. Schuderoff auf dem Titel genannt; einige der früheren Mitarbeiter sind abgetreten. Fouqué liefert wieder Schmolke'sche Poesie, z. B. S. 163:

Lieb Herz, frisch auf! Sollst selig werden,
Ja, herrlich einst in Gottes Huth!
Dazu sind lauternde Beschwenden.
Sind Reingungschmerzen dieser Erden
Dem *leibgebundenen Geiste gut*.
Fühlst du, indem es *wieh dir thut*,
Das still und fromm im treuen Muth —
Frisch auf! So ist's schon ewig gut.

Welcher mittelmäßige Poet möchte nicht solche Verse zu Hunderten in Einer Stunde, *stans pede in uno*, fertigen können? — Ein schöner, wohl durchdachter und aus der Erfahrung geschöpfter Aufsatz ist vom Superint. D. *Schuderoff* (S. 216) mit der Aufschrift: *Feine äußerliche Zucht und unsittliche Gefinnung*. Auch der Aufsatz seines würdigen Sohnes (Pfarrers in Reichstädt): *Nicht wie ich will, sondern wie du willst*, Matth. 26, 39 (S. 148) ist voll wahren Gefühls, und wird durch die richtige, aus dem Leben gegriffene Darstellung gewiss beunruhigten Gemüthern Erleichterung und Trost bringen. Ungern übergehen wir so manchen anderen trefflichen Aufsatz, und machen nur noch auf die ergreifenden Betrachtungen des ehrwürdigen Senior *Engel* in Plauen, vorzüglich S. 171 „Beruf und Gebet,“ aufmerksam.

Der Inhalt des *sechsten* Jahrganges zerfällt in die drey Rubriken: *Die Geburt, das Leben, der Tod*. Jede derselben ist mit inhaltreichen Aufsätzen ausgestattet; aber es fehlt auch hier nicht an solchen, welche wir der Nachbarschaft nicht ganz würdig finden. *Fouqué* hat wieder (S. 25) ein „*Frisch auf, mein Herz!*“ zum Morgenliede ertönen lassen, und läßt errathen, was mit den folgenden Worten:

„Die Hölle ging dir unter,
Der Himmel geht dir auf!“

eigentlich gesagt seyn soll. Desto gelungener und bey aller Einfachheit tief ergreifend ist das, auch in Musik gesetzte *Neujahrslied* vom Pf. *Hundeiker* (S. 47), und mehrere Gedichte von *Oesfeld*, namentlich das S. 143 befindliche: „*Der Herr im Gewitter*,“ in welchem die Kraftworte aus den Psalmen an ihrem Platze stehen. Was *Achermann, Engel, Girardet, Schwabe, Schuderoff* in Prosa beygesteuert haben, ist nicht das Einzige, das den Leser befriedigt; sowie im Gegentheil die langweilige Breite, welche sich in *Koethe's* Beyträgen offenbart (z. B. S. 192 in der Vorlesung: „*Woher es kommt, das es uns sehr oft an Zeit fehlt*“), auch andere Aufsätze, vorzüglich einiger Candidaten, mit ihm gemein haben.

Den *siebenten* Jahrgang theilen die Rubriken: *Ahnung, Wissen, Schauen* in drey Hauptabschnitte, welche wiederum zeigen, das durch solche Eintheilungen die Herausgeber sich eine unbequeme Fessel angelegt haben. Denn die wenigsten Aufsätze entsprechen den Rubriken, unter welche sie gebracht worden. Das D. *Schott* in Jena und D. *Schwabe*, jeder nur Einen Beytrag geliefert haben, muß man bedauern, weil ihre Arbeiten wegen Klarheit der Gedanken und Angemessenheit der Form zu den gediegensten dieses Jahrganges gehören. D. *Franche* in

Dresden hätte bey schlichter Prosa verbleiben sollen; Poesie können wir wenigstens in folgenden gereimten Zeilen nicht finden (S. 34):

Jesu, hoher Menschensohn!
Bild des Lebens,
Das den sel'gen Gnadenlohn
Frommen Strebens
Einst empfängt vor Gottes Thron;
Nicht vergebens
Seh mir Bild des Lebens!

und bald darauf:

Dafür will ich dir, dem Herrn,
Dem Gerechten,
Der Verehrung Kronen gern
Dankbar flechten (!!),
Bist du doch des Glaubens Stern
In den Nächten,
In des Lebens Nächten.

Aber auch die profaischen Aufsätze dieses Vfs. lassen kalt, so sehr man ihnen ein gewisses Streben nach Neuheit und gezielter Rede ansieht, wie z. B. in dem Aufsatz S. 176: „*Er verwandelt unsere Klage in einen Reigen*.“ Unter den übrigen hat uns vorzüglich der Aufsatz von *Engel* (S. 170): „*Der Greis auf dem Krankenlager*“ (wirklich auf dem Krankenlager niedergeschrieben), wegen seiner Innigkeit angesprochen. Uebrigens ist dieser Jahrgang vorzüglich reich an dichterischen Beyträgen, von denen mehrere trefflich zu nennen sind. Einen dieser Art (S. 112) theilen wir noch am Schlusse unserer Anzeige mit; er ist von dem Conrector an der Domschule zu Naumburg, M. *Schmidt*, verfertigt, von dessen, mehr als Mathematiker berühmt gewordenen Vater wir auch ausgezeichnet schöne Gedichte in der Handschrift gelesen zu haben uns erinnern.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Drey sind es, die den irren Schiffer führen
Durch dieses Lebens wilden Ocean.
Wann laut erbraut die Fluth und der Orkan,
Läßt frommer Glaub' ihn nicht den Muth verlieren.
Die Liebe hilft ihm selbst das Ruder führen,
Sie kettet sanft und traulich Kahn an Kahn,
Das froher wir vereint dem Hafen nah'n;
Mit Blumen seh' ich sie den Nachen zieren.
Die Hoffnung laßt von fern die sel'gen Auen
Der neuen Welt im hellen Glanz uns sehn;
Doch scheidet sie, wann wir ans Ziel gelangen;
Der Glaube wandelt sich in freud'ges Schauen,
Die Liebe nur wird ewig mit uns gehn,
Und inn'ger noch und heil'ger uns empfangen.

Noch halten wir es für Pflicht, ausdrücklich zu erklären, das wir denjenigen Aufsätzen, welche wir, durch den Raum beschränkt, in dieser Anzeige nicht namentlich aufgeführt haben, deshalb keinesweges ihren Werth absprechen, oder die verdiente Anerkennung verweigern wollen, sowie wir auch der Beharrlichkeit und dem Eifer der Herausgeber gern und mit Ueberzeugung unseren Dank abstatten.

Das Aeufere sämlicher Jahrgänge fällt angenehm ins Auge, und erwirbt dem Verleger gerechtes Lob.

D..fs.

BERLIN, b. Amelang: *Christliche Morgenandachten auf alle Tage des Jahres.* Von C. W. Spieher, Dr. d. Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O. 1831. XII und 359 S. 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (1 Thlr. 8 gr.)

Ebendasselbst: *Christliche Abendandachten auf alle Tage des Jahres.* Von C. W. Spieher, Dr. der Theol., Super. u. Oberpf. zu Frankfurt a. d. O. 1832. XIV u. 545 S. 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (1 Thlr. 16 gr.)

Wenn ältere Familien sich mit Rec. gern der erbaulichen Stunden erinnern, welche ehemals *Witschel's* Morgen- und Abend-Andachten gewährten: so muß man jüngeren Freunden häuslicher Erbauung Glück wünschen, daß ihnen von Hn. D. Spieher ein Werk geschenkt worden, das den jetzigen Zeitbedürfnissen noch mehr entspricht, und eine eben so allgemeine Verbreitung verdient. Nur ist dasselbe, bey aller Popularität, allerdings bloß für gebildete Leser geeignet, da das *Witschelsche* auch dem grösseren Kreise weniger gebildeter zusagte. Der würdige Vf. zeigt auch in diesem Erbauungsbuche, wie in den früheren, welche wir ihm bereits verdanken, überall geläuterte Religionsbegriffe und große Gewandtheit, dieselben aufs Leben anzuwenden; der Stoff ist so mannichfaltig, als die Form. Denn diese besteht theils in profaischen Aufsätzen, theils in Gedichten und Bearbeitungen der Psalmen, welche Hr. Sp. theils selbst verfaßt, theils von Anderen zweckmässig entlehnt hat. Bey der Wahl des Stoffes aber hat der Vf., einem wahren Ausspruche des ehrwürdigen *Ritgen* folgend, sein Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet, daß auch neue, dem Betenden nicht immer nahe genug liegende Gedanken herbeygeführt, daß durch überraschend dargebotene Wahrheiten und Einkleidungen die Empfindungen stärker aufgeregt, und Vorstellungen, welche man vielleicht nicht gern lebendig vor die Seele treten läßt, oder die man bey eigenem Gebet wohl als schreckend oder beschämend zurückschiebt, in voller Kraft erweckt werden. Er giebt oft mehr religiöse, meist an Bibelstellen geknüpfte, zuweilen aus der Natur oder aus eigenen Lebenserfahrungen geschöpfte Betrachtungen, als eigentliche Gebete, ausgezeichnet durch Kürze, welche vor Ermüdung schützt, und immer in einer edeln, dabey verständlichen Sprache, in der uns nur selten etwas Tadelnswürdiges auffieß (wie z. B. No. 1. S. 71: *warme Raufche zum Guten*). Die Gedichte sind von der Art, daß sie von jungen Lesern und Leserinnen auswendig gelernt zu werden verdienen, um sie auch in späteren Jahren dem Gedächtniß und Gemüth gegenwärtig zu erhalten. Für Abwechslung und Mannichfaltigkeit ist auf eine lobenswerthe Art gesorgt. Ueberhaupt aber ist der richtige Blick des Vfs. vorzüglich auch daraus erkennbar, daß er den Abendbetrachtungen einen anderen Charakter und ein anderes Colorit als den Morgenandachten gegeben hat. „Der geschlossene, vollendete Tag (sagt er selbst in

der Vorrede zu No. 2. S. VII) führt uns in die ernstern, ruhigen Stunden der dämmernden Nacht, und fodert uns dringender, als der Morgen mit seinem lichten Glanze und mit dem beginnenden Tage voll Mühe und Arbeit, zu einer stillen Einkehr in uns selbst, zu andachtsvoller Erhebung des Gemüths, sowie zu einer weisen Betrachtung und Benutzung der gemachten Erfahrungen.“ Uebrigens athmen auch diese Abendandachten den Geist ächter Religiosität, und sind, was heut zu Tage besonderes Lob verdient, fern von mystischer Frömmelley. Wir empfehlen daher jedem Gebildeten, dem die Stunden häuslicher Andacht noch etwas werth ist, mit voller Ueberzeugung diese beiden Bücher, welche zusammen ein Ganzes ausmachen, und in welchen jeder Monat gleichsam eine eigene Abtheilung bildet. Auch der wackere Verleger hat, wie man von ihm schon gewohnt ist, für ein dem Auge sehr gefälliges Aeußere gesorgt, und diese Werke auch dadurch vor einer großen Menge sogenannter Andachtsbücher ausgezeichnet.

L. M.

LEIPZIG, b. Dürr: *Religiöse Vorträge bey besonderen Fällen,* von *Karl Friedrich Hempel*, Pastor in Stünzhayn bey Altenburg. 1824. VIII und 192 S. 8. (18 gr.)

Gelegenheitsreden, die sich durch eine einfache, lichtvolle und doch herzliche, nicht selten beredte Sprache auszeichnen. Man findet nichts von dem eiteln Schmuck der Rede, durch welchen manche ihre Casualpredigten ausputzen zu müssen glauben. Dabey besitzt der Vf. eine große Gewandtheit, Umstände der Zeit, besondere Verhältnisse der betreffenden Personen und Eigenthümlichkeiten des Orts in vorliegenden Fällen zur Belehrung und Erbauung der Zuhörer zu benutzen, ohne der feinen Sitte, dem guten Geschmack und der behutamen Schonung zu nahe zu treten. Diefs sieht man besonders in der Rede bey der Beerdigung eines Schullehrers, der bey manchen rühmlichen Eigenschaften einen äußerst heftigen Charakter, ein unversöhnliches Gemüth und eine starke Neigung zum Streit hatte. Dafs es dem Redner auch nicht an Freymüthigkeit und edler Wahrheitsliebe fehlt, erkennt man aus der Gedächtnispredigt auf den verewigten Herzog August von Sachsen-Gotha, nach Sprichw. Salom. 10, 7. Er denkt wohl der Fehler und Schwachheiten des Verewigten, aber mit solcher Zartheit und der dem Entschlafenen gebührenden Achtung, daß man diefs Benehmen musterhaft nennen kann. In den Traureden geht der Vf. zu sehr ins Specielle, und verweilt zu lange bey einzelnen Familienverhältnissen. Auch wünschten wir wohl die Bibel und ihre Aussprüche fleissiger benutzt zu sehen. Die Vorträge würden dadurch mehr Salbung und biblischen Geist erhalten.

R. d. e. K.

HEILBRONN am Neckar, in der Classischen Buchhandlung: *Beicht- und Communion-Buch* für evangelische Christen von jedem Standa, Alter und Geschlechte, von A. H. d'Autel, kön. würtemb. Oberhofprediger, Prälaten u. s. w. Dritte verbesserte Auflage. 1830. VIII und 332 S. 8. (12 gr.)

Die erste Ausgabe dieses Andachtsbuchs erschien im J. 1807, und ist von einem anderen Mitarbeiter an dieser Zeitung (1810. No. 194) beurtheilt worden. Die zweyte Ausgabe kam im J. 1820 heraus. Ob bey dieser dritten bedeutende Verbesserungen mit demselben vorgenommen worden sind, kann Rec. nicht angeben, weil er keine der beiden ersten Ausgaben bey der Hand hat. Indefs sagt der Vf. in der Vorrede: „Obgleich ich auch dies Mal wieder die verbessernde Hand an dasselbe gelegt habe, so glaubte ich doch, den Charakter dieses Erbauungsbuchs festhalten zu müssen, und darum weder in dem Plane, noch in dem Inhalte desselben, wesentliche Veränderungen machen zu dürfen.“

Rec. beurtheilt es daher nur nach vorliegender Auflage. Der Hauptinhalt besteht aus der Einleitung, welche die Geschichte der Abendmahlsstiftung darstellt, und vom Zweck und Sinn der Abendmahlsfeier, vom würdigen und unwürdigen Genuß des Mahles, von der Vorbereitung dazu, und von der Beichte handelt — aus Betrachtungen nach den verschiedenen Zwecken und Wirkungen des heil. Abendmahles — zur Vorbereitung auf die Feier — bey und — nach dem Genuße, und aus einem Anhang für solche, die es zum ersten Male — die es im hohen Alter — und die es auf dem Kranken- oder Sterbe-Bette genießen. Meistentheils ist den einzelnen Betrachtungen ein Lied angehängt.

Die Wahl der Materien ist zweckmäsig, und die Ausführung herzlich und biblisch. Dagegen findet Rec. die beygefügtten Gefänge nicht immer passend gewählt zu dem Inhalte der Betrachtungen, glaubt auch, daß der Vf. in manchen Betrachtungen zu weiterschweifig geworden ist. Am meisten aber hat

Rec. daran Anstoß genommen, daß der Vf. sich alle seine Leser als große Sünder denkt, und in vielen Betrachtungen eine Sprache führt, die nicht auf Jeden paßt. Dieses gilt besonders von den Abschnitten: Demüthigung vor Gott wegen unserer Sünden — die Sünde, des Menschen Verderben — fromme Entschlüsse für den bevorstehenden neuen Kampf mit unseren Neigungen und tiefgewurzelten Lastern — Gebet um Gottes Beystand zur Besserung. Denn, um nur Eine Stelle dieser Art anzuführen, beruft sich Rec. auf folgende: „Trauriger Zustand, in dem ich mich befinde! Jeden Tag foltert mich Reue über Handlungen, die ich mit Widerspruch meines inneren Richters beging, jeden Tag nehme ich mir vor, besser zu werden, und immer übereilt mich die alte Sünde wieder. — Mit jedem Tage wird mein Zustand schlimmer, ich habe keinen freyen Willen mehr, die Leidenschaft und des Lasters gewohnte Lust gebietet mir, und reißt mich fort zum Handeln, das mein Wille verabscheuet. — Alles, was mir einst Glück und Freude gab, hab' ich dem Laster aufgeopfert“ u. s. w. — Diese Worte sind aus dem Abschnitt: *Demüthigung vor Gott* genommen, und werden jedem Communicanten, der sich dieses Andachtsbuches bedient, in den Mund gelegt. Traurig stünde es um christlichen Sinn und christliche Tugend, wenn Alle so sprechen müßten. Sollte das Buch noch eine Auflage erleben, so würde Rec. dem Vf. rathen, dergleichen Abschnitte etwas zu mildern, oder über diese, wenn sie wörtlich stehen blieben, Betrachtungen einzuschalten für solche Christen, die von ihrem Gewissen ein günstigeres Zeugniß haben.

Abgesehen hiervon, enthält das Buch viel Gutes, und wird mit Nutzen zu dem bestimmten Zweck gebraucht werden können. Auch die Sprache ist verständlich, dabey edel und frey von gemeinen Ausdrücken.

Ein Titelkupfer, Jesum auf dem Wege nach Golgatha mit dem Kreuze vorstellend, verchönert das Buch.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Rothweil*, in der Herder'schen Buchhandlung: *Das erklärte Vater Unser*. Als Hausandacht an Sonn- und Fest-Tagen zu benutzen. Aus *Johann Michael Sailer's* vollständigem Lese- und Gebet-Buche für katholische Christen besonders abgedruckt. Ohne Jahrzahl. 54 S. 8.

Die *Sailer'schen* Erbauungsschriften, und so auch insbesondere das hier genannte Lese- und Gebet-Buch, sind schon so vortheilhaft bekannt, daß der besondere Abdruck

des Vater Unfers aus diesem Buche keinesweges getadelt werden kann, da dieses Vater Unser, dem keine der katholischen Kirche eigenthümliche Lehre oder Satzung eingemischt ist, für Christen jeder Confession erbaulich werden kann. Man könnte höchstens den Ueberfluß an Worten, die Wahl einzelner, oft zu starker Ausdrücke und den hie und da vorkommenden Erzählungen in Anspruch nehmen.

7. 4. 5.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

JURISPRUDENZ.

- 1) LEIPZIG, b. Kayser u. Schumann: *Handbuch des in Deutschland geltenden Eherechts*. Mit besonderer Angabe des *Sächsischen* und *Preussischen Rechts* begleitet von Adv. *Harl. Heinr. v. Hartitzsch*, Doctor der Rechte (seitdem Oberhofgerichtsath zu Leipzig). 1828. LII u. 484 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)
- 2) NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Kann nach katholischen Grundätzen das Eheband in keinem Falle aufgelöst werden?* Zwey theologisch kirchen- und staatsrechtliche Gutachten. Zugleich zur Begründung und Erläuterung einiger sich anscheinend widersprechender Stellen in der G. H. Badischen Eheordnung. Mit einem Anhang: 1) über das sogenannte Ehehinderniß des Katholicismus; 2) über das Badische Censuredict in seiner Anwendung auf Religionschriften. 1826. X u. 86 S. 8. (12 gr.)
- 3) Ebendasselbst: *Beyträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte*; oder staats- und kirchenrechtliche Erläuterung des Großh. Sachf. Weimarschen Gesetzes vom 7 Oct. 1823, die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen betreffend, mit besonderer Beleuchtung der dawider versuchten Ausstellungen; von *Alex. Müller*, Regierungsrathe in Weimar. 1825. XXII u. 401 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wenn es bey dem Ueberblick der heutigen Rechtswissenschaft und namentlich desjenigen, was zum Gebiete des Kirchenrechts gehört, oder demselben misbräuchlich beygezählt wird, unerfreulich für den Beobachter ist, überall auf Plätze zu stoßen, die mit dichtem Nebel umhüllt sind; wenn selbst die Vorsteher der Staaten hin und wieder dieses Dunkel absichtlich zu unterhalten scheinen, und wenn diejenigen, welche den hohen Beruf haben, es aufzuhellen, von Parteygeist und Eigenliebe irre geleitet, es nicht selten mit neuen Finsternissen umgeben: so erheitert ihn nicht nur der Anblick so vieler wirklich vorhandener Lichtpunkte, sondern auch die Wahrnehmung des betrieblichen Fleißes, womit einzelne Arbeiter die Vermehrung derselben vorzubereiten und allmählich herbeyzuführen sich angelegen seyn lassen. Geleitet von diesen Ansichten, schreiten wir zur Anzeige der drey obgenannten Schriften, die, bey aller Verschiedenheit in der Form, sämmtlich ein achtungswerthes

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Streben beurkunden, und mittelbar oder unmittelbar das Fortschreiten zum Besseren zu erleichtern bestimmt sind.

No. 1 enthält eine systematisch geordnete Darstellung des jetzt bestehenden Eherechts in seinen mannichfaltigen Verzweigungen und Verhältnissen. Die dahin gehörigen Bestimmungen des römischen, kanonischen und gemeinen deutschen Rechts werden mit den merkwürdigsten Abänderungen des preussischen und sächsischen vollständig, genau und unter sorgfältiger Beweisführung durch die größtentheils buchtätlich beygefüigten Gesetzstellen, zu einem Ganzen vereint, das zu gleicher Zeit ein Handbuch für den praktischen Juristen und eine Quelle von Belehrung für den Nichtjuristen abzugeben bestimmt ist. Bey streitigen Fragen erlaubt der Vf. sich keine Entscheidung, sondern begnügt sich vielmehr, die bewährtesten Schriften für beide Meinungen anzuführen, und auf den herrschenden Gerichtsgebrauch aufmerksam zu machen, ein Verfahren, das allerdings einen hohen Grad von Bescheidenheit beurkundet, in Rücksicht auf das Interesse der Wissenschaft jedoch manchen Wunsch unbefriedigt läßt. Eine reiche Literatur geht durchweg der Anführung der Quellen zur Seite; selbst einzelne, in größeren Werken versteckte, oder in periodischen Schriften enthaltene Abhandlungen sind nicht unbemerkt geblieben, manches noch Fehlende wird der sorgsame Fleiß des Vfs. bey einer neuen Auflage ohne Schwierigkeit nachtragen können. Das System, welches er vorzugsweise befolgte, ist das *Dabelow'sche*. Das Ganze zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Jener handelt von den Quellen, den Hilfsmitteln und der Literatur des Eherechts, von dem Begriffe, dem Zwecke und den verschiedenen Arten der Ehe, von der Gerichtsbarkeit und dem Verfahren in Ehefachen und von den Beförderungsgesetzen der Ehe. Dieser, der besondere Theil, verbreitet sich in vier Hauptstücken über die Schließung, die Wirkungen und die Trennung der Ehe und anderweite Verheirathung. Das erste dieser Hauptstücke umfaßt die Lehren von den Ehehindernissen, von den Eheverlöbnißnissen, vom Aufgebote, der priesterlichen Einsegnung und einigen anderen, bey Schließung der Ehe vorkommenden Handlungen. Das zweyte beschreibt die Wirkungen der Ehe in Bezug auf die Personen der Ehegatten, auf die Kinder und auf die Vermögensverhältnisse sowohl bey vorhandener, als bey nichtvorhandener Gütergemeinschaft. Das dritte handelt von der Trennung der Ehe durch den Tod sowohl, als durch den Ausspruch des Richters, und

von den Wirkungen einer jeden dieser beiden Arten der Trennung auf die Person und das Vermögen der Ehegatten; das vierte von der Schließung und den rechtlichen Folgen einer anderweiten Ehe. — Auf das Verdienst der Neuheit macht die Bescheidenheit des Vfs. keine Ansprüche. Sein Ideal von dem Berufe eines Reformators im Rechte ist zu hoch gestellt, als daß er sich den Gedanken hätte erlauben sollen, es zu verwirklichen. Er beschränkt sich auf den Wunsch, daß es ihm auf seine Weise gelungen sey, einen Beytrag zur Fortbildung der Wissenschaft gegeben und denjenigen vorgearbeitet zu haben, welche das Positive mit philosophischem Geiste durchdringen, und eine Regeneration dieses hochwichtigen Rechtstheiles versuchen wollen (Vorr. S. L u. LI). Mehrere in dem Werke zerstreute Winke und Andeutungen, so wie der ganze Inhalt der Vorrede, lassen es bedauern, daß der Vf. nicht selbst einen Versuch dieser Art wagte, der bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Quellen und Hülfsmitteln und bey weiterem Eindringen in das Gebiet der Geschichte und Staatskunst gewiß nicht verfehlt haben würde, die Aufmerksamkeit der Kenner in einem hohen Grade in Anspruch zu nehmen. — Die Vorrede enthält einleitende Betrachtungen über die Wichtigkeit und Würde des Ehestandes in physischer, politischer und religiös-moralischer Hinsicht. Als eine Probe derselben wird es hinlänglich seyn, hier einen kurzen Auszug desjenigen mitzutheilen, was S. XXXV ff. über das Verhältniß des Staats und der Kirche in Beziehung auf Ehefachen bemerkt wird. „Es ist zwar nicht zu leugnen — sind die eigenen Worte des Vfs. — daß die Kirche sich über die ehelichen Verhältnisse sehr viele Rechte angemast hat, welche sie weder aus den sittlichen, noch aus den religiösen Beziehungen derselben rechtfertigen kann. Denn wenn es auch ihre Aufgabe ist, das Wesen der Ehe im Lichte der Sittlichkeit und der Religion darzustellen ... so gebührt ihr doch keinesweges das Recht, Gesetze über ein solches Verhältniß zu geben, oder Streitigkeiten der an ihrem Rechte verletzten Ehegatten vor ihren Richterstuhl zu ziehen ... Es können im Staate nicht zwey Gesetzgebungen über rechtliche Verhältnisse der Staatsbürger bestehen. Entweder die Kirche giebt und executirt Gesetze über bürgerliche Rechte, und wird dadurch eine politische Kirche oder ein weltliches Papstthum, welches, wie in Tibet, Japan und Rom, die bürgerliche Staatsgewalt in sich aufnimmt, oder richtiger sich in dieselbe verwandelt; und als ein solches muß sie der Consequenz gemäß alle Rechte ohne Ausnahme von ihrem kirchlichen Standpunkte aus bestimmen. Daraus aber entsteht nothwendig eine geistliche Monarchie, welche die Duplicität der Gesetzgebung aufhebt. Oder die Rechtsgesetze gehen aus von der Staatsgewalt, welche die Macht, sie in Ausführung zu bringen, besitzt. Dann muß diese Staatsgewalt über alle bürgerlichen Verhältnisse, so weit sie Rechte betreffen, entscheiden und richten. Darunter müssen alsdann auch diejenigen begriffen seyn, welche sich die Kirche angemast hat. Damit aber hebt sich wiederum die

Duplicität der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt im Staate auf. Will man hier einwerfen, daß Kirche und Staat in ihren rechtlichen Verhältnissen neben und außer einander bestehen, und daß es im Staate zweyerley Rechte und zweyerley Gerichte, bürgerliche und geistliche, gebe, so kann das allerdings in der Erfahrung vorkommen, aber nicht gebilligt werden. Denn wenn die Kirche unabhängig vom Staate ihre Gesetze geltend macht, und mit bürgerlicher Gewalt (denn mit anderer ist es unmöglich) ihre Anwendung bey Rechtsstreitigkeiten durchsetzt, so ist sie ein Staat im Staate und folglich außer dem Staatsverbande. Wenn aber die Kirche Gesetze giebt, und danach richtet, dem Staate jedoch die Vollziehung überläßt, so bekennt sie damit selbst, daß sie für sich kein Recht zum Gesetzgeben und Rechtsprechen besitzt, sondern nur als ein besonderes Tribunal des Staates erscheine, folglich auch nach Staatsgesetzen entscheiden müsse, und nicht nach kirchlichen, die den Staatsgesetzen fremd sind. ... Der Staat hat das Kirchenrecht in sich aufgenommen und als sein Recht anerkannt. Deshalb kann er auch füglich nicht Appellationen an ein ausländisches Tribunal gestatten, noch von demselben Entscheidungen annehmen und ausführen, ohne damit zu bekennen, daß er sich von jenem Tribunal abhängig erkenne, und in seiner Gesetzgebung von jener fremden abhängige. ... In wiefern dieses Gericht, den Rechten unbeschadet, nur die Sittlichkeit betrifft, muß es der Staat mehr wünschen, als vermeiden. Alle Kirchenzucht aber, welche störend in die bürgerlichen Rechte eingreift, muß er zurückweisen.“ Wir ersuchen unsere Leser, sich dieser Grundsätze bey einigen der jetzt folgenden Bemerkungen zu erinnern, die, ohne auf den Charakter einer umfassenden Kritik Anspruch zu machen, wenigstens als Belege der Aufmerksamkeit gelten mögen, mit welcher wir den Vf. in seinen Darstellungen gefolgt sind.

Ueber die Anordnung des Ganzen enthalten wir uns aller zu weit führenden Bemerkungen. Ohne Zweifel ist der Willkühr des Schriftstellers hier ein großer Spielraum geöffnet, und, genau betrachtet, stimmen wohl alle oder die meisten Systeme im Wesentlichen hier überein, namentlich diejenigen, welche sich, wie unser Verfasser und sein Vorgänger *Dabelow*, nicht auf denjenigen Inhalt beschränken, den man früherhin vorzugsweise im Kirchenrechte abhandelte. Nur hinsichtlich der Quellen-Aufzählung erlauben wir uns einige Bemerkungen, die für das Ganze des Systems nicht ohne Wichtigkeit seyn dürften. Der Vf. theilt die Quellen in allgemeine und besondere. Unter den ersten begreift er 1) die heilige Schrift, 2) die deutschen Reichsgesetze und Gewohnheitsrechte, 3) das kanonische Recht, 4) das römische und 5) das Naturrecht. Als besondere Quellen bezeichnet er *a*) bey den Katholiken die Satzungen der Tridentinischen Kirchenversammlung; *b*) bey den Protestanten: 1) die symbolischen Bücher ihrer Kirche, 2) einige Schlüsse des *Corpus Evangelicorum*, 3) mehrere Observanzen. Bey dem Naturrechte wird

bemerkt, es sey in Bezug auf die rechtlichen Verhältnisse der Ehe nur eine subsidiarische Quelle, d. h. es äußere nur dann seine Wirkungen, wann die positiven Gesetzgebungen schweigen. Hier fragen wir zuerst: äußert es nicht auch dann seine Wirkung, wann diese Gesetze dunkel, nicht auch dann, wann sie mit einander im Widerstreit sind? Und dann bitten wir zu erwägen, ob nicht dem Naturrechte, in sofern es reines Vernunftrecht ist, auch darum eine höhere Stelle gebührt, weil es die älteste und allgemeinste Offenbarung enthält, ohne welche keine andere gedacht werden kann. Unseres Erachtens müßte sie bey Aufzählung der Quellen obenan stehen. — Von Wohnheitsrechten ist sowohl unter den allgemeinen, als unter den besonderen Quellen die Rede. Am letzten Orte scheint diese Anführung überflüssig zu seyn; auf jeden Fall hätte die Andeutung von Observanzen auch bey den Katholiken eine Stelle verdient. — Wenn von dem kanonischen Rechte bemerkt wird, es umfasse nicht allein das *Corpus juris canonici*, sondern „sämmliche, ganz Deutschland bis zur Zeit der Reformation verbindende Vorschriften,“ so dürfte es schwer seyn, sich von diesem Umfange einen bestimmten und unterscheidenden Begriff zu machen. Uebrigens wird sehr richtig hinzugesetzt: die Protestanten haben diese Entscheidungsquelle mit vieler Vorsicht zu gebrauchen. — Sehr richtig wird §. 11 bemerkt, daß über den Begriff und den Zweck der Ehe eine große Verschiedenheit der Ansichten herrsche. Mehrere derselben werden in einer Anmerkung mitgetheilt, doch scheint der Vf. der von *Glück* gegebenen den Vorzug zuzuerkennen. Nach dieser ist nämlich die Ehe eine, unter dem Schutze der Gesetze und nach Vorschrift derselben eingegangene, und mit besonderen Rechten und Pflichten verknüpfte, Verbindung eines Mannes und eines Weibes zu einer lebenslänglichen ungetheilten Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse. Wir sind ganz mit dem Urtheile des Vfs. einverstanden, daß „dieser Begriff den wesentlichen Charakter der Ehe ganz bestimmt ausdrücke,“ finden es jedoch unangemessen, nicht diesen, als den richtigsten, sondern einen „nach den Meisten“ gebildeten, offenbar zu engen Begriff in den Text des §. aufgenommen, und sodann im folgenden 12 §. Schlüsse daraus hergeleitet zu sehen, deren Bündigkeit nicht überall gleich einleuchten dürfte. Für den Werth eines Begriffs sollte doch nicht Stimmenmehrheit, sondern die innere Gülte desselben entscheiden. — Das Institut der „priesterlichen Einsegnung“ (auf welche Benennung wir weiter unten zurückkommen werden) wird §. 162 ff. rechtlich und geschichtlich entwickelt, und dabey sorgfältig dasjenige unterschieden, was deshalb in der katholischen Kirche nach Vorschrift des Tridentinums, und in der protestantischen nach Kirchenordnungen und kirchlichem Herkommen beobachtet wird. Was von der Form dieser Feierlichkeit in einer jeden dieser beiden Kirchen gesagt wird, dürfte wohl ziemlich auf eins und dasselbe hinauslaufen. Liturgische Feierlichkeiten finden sich in der Begriffsbestimmung von beiden; unter diesen

„erklärt“ nach §. 162 der katholische Pfarrer „die Ehe für gesetzmäßig geschlossen,“ während bey den Protestanten das Brautpaar, nachdem es vor dem Pfarrer den Eheconsens ausgesprochen hat, „zu einem Ehepaare verbunden“ wird. Das Aussprechen des Eheconsenses hätte auch bey der katholischen Copulation um so gewisser eine Stelle erhalten müssen, als ja selbst das in der Note angeführte Tridentinum mit ausdrücklichen Worten („*viro et muliere interrogatis et eorum mutuo consensu intellecto*“) darauf hinweist. — Was §. 172 von der Copulation in der protestantischen Kirche gesagt wird, ist nicht ganz genau. Wir sind einverstanden, daß sie sich „auf ein allgemeines Herkommen“ gründet; wenn aber hinzugesetzt wird, sie dürfe bey Strafe der Nichtigkeit nicht unterlassen werden, so deutet dieses zugleich auf Gesetze, welche dieses Herkommen bestätigen, und deren wohl nur wenige deutsche ermangeln dürften. Daß übrigens diese Form nicht überall für gleich wesentlich gelte, beweist schon das in der Note angeführte Beispiel eines Landes, in welchem die Ehen vor der Civil-Obrigkeit abgeschlossen werden, und schon dadurch, nach der eigenen Bemerkung des Vfs., ihre völlige Gültigkeit erhalten. — Nach §. 190 hat der Mann die Verbindlichkeit, die Frau vorkommenden Falles zu vertheidigen, und jede ihr zugefügte Beleidigung als die seinige zu „rächen.“ Ob ein Ausdruck, wie der letzte, in einem für christliche Leser bestimmten Lehrbuche passend sey, wollen wir dem eigenen Gefühle des Vfs. anheimstellen. Wir würden darauf antragen, den letzten Satz ganz zu streichen. Alles rechtlich Begründete, was dadurch hätte angedeutet seyn können, ist schon in der Vertheidigungspflicht des Mannes enthalten. Selbst die, in der Note angeführten Stellen des, nicht ganz von dem Vorwurfe des Paganizirens freyzusprechenden, römischen Gesetzbuches sagen nichts weiter. — Bey dem §. 308 angeführten, wie der Vf. bemerkt, einzigen Falle, in welchem nach römisch-katholischem Kirchenrecht die Aufhebung des Bandes einer gültigen Ehe erlaubt ist (*transitus ad monachatum*), hätte auch derjenige Erwähnung verdient, wo von zwey jüdischen Ehegatten der Eine Theil zum Christenthum übergetreten ist, und der andere die Ehe nicht friedlich oder nur unter Bedingungen fortsetzen will, die das Seelenheil des Neubekehrten in Gefahr setzen. In diesem Falle erlaubt die kirchliche, noch bis auf den heutigen Tag von den meisten Ordinariaten befolgte Praxis dem christlich gewordenen Eheheile, noch bey Lebzeiten des im Judenthume verbleibenden Ehegenossen nach erfolgter Trennung zu einer neuen Heirath zu schreiten. Man berief sich deshalb auf die Stelle des Apostels Paulus 1 Kor. VII, 15, und selbst Innocentius III (c. 7 et 8 X. de divort.) trat dieser Auslegung bey. „*Si alter infidelium conjugum, altero vero vel nullo modo vel non sine blasphemia divini nominis, vel ut eum pertrahat ad mortale peccatum, ei cohabitare volente* (nach J. II. Böhmer eine Art bösslicher Veranlassung): *qui relinquitur, ad secunda, si volue-*

rit, vota transibit.“ — Der Artikel von der Nichtigkeits-Erklärung der Ehe (§. 301 ff.) läßt sowohl in Rücksicht auf die Anforderungen der Wissenschaft, als auf das Bedürfnis der Praxis Manches zu wünschen übrig. Bey einer neuen Auflage würden wir namentlich die Berücksichtigung folgender dahin gehöriger Punkte empfehlen: a) Genaue Bestimmung des (§. 306 in einer Note nur im Vorbeygehen angedeuteten) Verhältnisses von Nichtigkeits-Erklärung und Ehescheidung. b) Genaue (§. 308 und 325 nur allgemein angedeutete) Aufzählung und Unterscheidung der in der katholischen und der in der protestantischen Kirche aufgestellten Ehenichtigkeitsursachen. c) Genauere Bezeichnung derjenigen Personen, welchen namentlich bey vernichtenden Privatehehindernissen ein Klagrecht zusteht, z. B. Väter oder Vormünder. (Der Vf. bezeichnet diese Personen sowohl §. 33 als 304 bloß durch die allgemeine Benennung: „Interessenten,“ und §. 305 nennt er nur Eheleute als diejenigen, welchen das Recht zusteht, um Annullirung der Ehe zu bitten. Von einem gleichen Rechte der Eltern ist §. 128 die Rede.) d) Die (in dem vorliegenden Cap. gänzlich mit Stillschweigen übergangene) Aufzählung der rechtlichen Folgen einer Ehenichtigkeits-Erklärung sowohl für die getrennten Personen, als für die von ihnen erzeugten Kinder. — Den §. 388 gegen die usurpatorische Behauptung eines päpstlichen Breve vom 8 Oct. 1803: daß die richterlich geföehene Trennung vom Bande, wie dieselbe bey den Protestanten Statt finde, von den Katholiken als gültig nicht angesehen, und folglich eine Ehe zwischen einem Katholiken und einer geschiedenen protestantischen Person, deren geschiedener Ehegatte noch lebe, nicht erlaubt werden könne — angeführten Autoritäten (Preußen, Baiern, Baden u. s. w.), hätte auch die hochwichtige Bestimmung der Bundesacte vom 8 Jun. 1815 beygefügt werden müssen, nach deren 16tem Artikel die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteyen des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen kann, eine Bestimmung, die auch, bey dem der katholischen Kirche selbst aufgedrungenen Priester-Cölibat (§. 13) und dem vernunft- und schriftwidrigen Wiederverheirathungs-Verbote geschiedener katholischer Ehegatten (§. 388), die achtungsvollste Erwähnung verdiente. Auch hier wird es früher oder später der Kraft und Weisheit deutscher Fürsten und Stände gelingen, den segensreichen Inhalt des gedachten Artikels auf die angemessenste Art geltend zu machen. Hinsichtlich der erstgenannten Annahmung würde es vielleicht einem großen Theile der Leser erwünscht gewesen seyn, das erwähnte Breve in einer Note vollständig mitgetheilt zu sehen. Welch ein schneidender Abßich zwischen dieser Ausgeburts des ultramontanischen Absolutismus und den aufgeklärten, ächt christlichen Ansichten einer königl. bayerischen Verordnung vom 29 Juli des letztverfloßenen Jahres über die Ehen zwischen Katholiken und geschiedenen Protestanten! Kaum ist es möglich, zu glauben, was leider jenes

Breve zur Gewißheit erhebt, daß noch in unserem, nach Recht und Wahrheit ringenden Jahrhundert ein Priester an der Tiber es gewagt haben würde, allen Grundfätzen der Achtung für die aufgeklärteste Kirche der Welt und deren Regierungen zum Trotz diese Verbindungen als „ungeheueres Frevelthat,“ als „schändlichen Ehebruch“ („*immane facinus! turpe adulterium!*“) zu brandmarken. — Aus der §. 391 mitgetheilten Bemerkung, daß es nach katholischen Grundfätzen bey Schließung einer anderweiten Ehe keiner neuen Einsegnung bedürfe, ergiebt sich, daß die vom Vf. dem Capitel von der priesterlichen Einsegnung gegebene Ueberschrift (§. 179) nicht umfassend genug sey. Schon frühere Kirchenrechtslehrer haben bemerkt, daß die Einsegnung nicht alles Wesentliche der dadurch zu bezeichnenden Handlung andeute, und nur bey dem Formellen stehen bleibe. Die, von dem Vf. selbst hin und wieder gebrauchte Benennung Trauung oder Copulation dürfte auch in anderer Hinsicht weit entsprechender seyn, um eine Feierlichkeit zu bezeichnen, welche nicht nur von Seiten der Kirche, sondern auch von Seiten des Staats, die öffentliche Anerkennung eines gesetzlich geschlossenen Ehebündnisses und der damit verbundenen Rechte und Verbindlichkeiten beurkundet. — In dem Vortrage der einzelnen Lehren ist die von dem Vf. befolgte Methode sich nicht überall gleich geblieben. Sehr angemessen werden bey den meisten derselben die Rechte, worauf sie sich gründen, sowie die abweichenden Bestimmungen der Gesetzgebung einzelner Länder, in längeren oder kürzeren Anmerkungen bezeichnet, oder im Auszuge mitgetheilt. Bey anderen hingegen, namentlich bey einer Reihe von Artikeln über die Wirkungen der Ehe in Bezug auf das Vermögen der Ehegatten, werden eigene Abschnitte: 1) für das römische, 2) für das deutsche, 3) für das heutige Recht gebildet. Nicht zu gedenken, daß diese Abtheilung schon in logischer Hinsicht Manches gegen sich hat, so wird durch diese Absonderung — wie es uns scheint, ohne hinlänglichen Grund — die schöne Einheit des Ganzen und der Zusammenhang einzelner Lehren gestört, und eine Menge Wiederholungen und altherkömmlicher Bemerkungen herbeygeführt, von denen die ersten füglich erspart und die letzten, sofern sie zur Aufklärung des Gegenstandes nöthig gewesen wären, in den Anmerkungen hätten beygefügt werden können. Reinrömisches und altdeutsches Recht find in einer großen Anzahl eigends hiezu bestimmter Werke zu finden. Bey dem vorliegenden war die Aufgabe, fremdes und einheimisches, altes und neues, mit beständiger Rücksicht auf praktische Brauchbarkeit, durchweg auf die angemessenste Art zu verbinden. Eine Bearbeitung der unter den drey erwähnten Abschnitten aufgestellten Hauptbestimmungen zu einem gemeinschaftlichen Ganzen hätte zwar einen größeren Aufwand von Mühe in Anspruch genommen, aber auch das Verdienst der Darstellung verhältnißmäßig erweitert.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1832.

JURISPRUDENZ.

- 1) LEIPZIG, b. Kaiser u. Schumann: *Handbuch des in Deutschland geltenden Eherechts*. Mit besonderer Angabe des sächsischen und preussischen Rechts bearbeitet von Adv. Karl Heinrich v. Haritzsch u. s. w.
- 2) NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Kann nach katholischen Grundsätzen das Eheband in keinem Falle aufgelöst werden?* Zwey theologisch kirchen- und staatsrechtliche Gutachten u. s. w.
- 3) Ebendafelbst: *Beyträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte*; von Alex. v. Müller u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die bisher dargelegten Bemerkungen, deren Inhalt wir dem weiteren Nachdenken des Vfs. empfehlen, werden hinlänglich seyn, die Unpartheylichkeit unseres Urtheils zu begründen, das das vorliegende Werk unter allen bis jetzt in unserem deutschen Vaterlande erschienenen Hand- und Lehr-Büchern dieses wichtigen Rechtsheils bey weitem das umfassendste und brauchbarste sey, und die unverkennbarsten Keime einer Vollendung enthalte, die bey künftigen Auslagen jedem Wunsche, wie jedem Bedürfnisse, zufügen wird.

Angehängt von S. 435—475 befindet sich: *conclii Tridentini sessio XXIV de sacramento et reformatione matrimonii, additis declarationibus Cardinalium*, nach der in Deutschland selten gewordenen Ausgabe dieser Kirchenversammlung, von Joh. Gallmart — eine dankenswerthe Zugabe, die vielleicht durch ihren *Contract* mit dem in einem nicht unbedeutenden Theile der deutschen Bundesstaaten vor der *Restauration* eingeführten neufranzösischen Eherechte mittelst eines Auszugs der betreffenden Verfügungen des bürgerlichen Gesetzbuchs an Interesse gewonnen haben würde. Noch bemerken wir hinsichtlich der äußeren Form, das jeder §. seine eigene *Uebersicht* hat, das eine vollständige *Inhalts-Anzeige* dem Werke vorangeht und ein alphabetisches *Sachregister* dasselbe beschließt und eben dadurch den Gebrauch des Ganzen um ein Großes erleichtert. Erstere fanden wir hin und wieder etwas undeutlich, z. B. in den Artikel von den Wirkungen der Ehe bey nicht vorhandener Gütergemeinschaft (S. 221) die Aufschrift einer Unterabtheilung: *Von den gemeinsamen Wirkungen beider Ehegatten*. Auch dürfte es bey der, oft meh-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

rens §§. hinter einander gegebenen Ueberschrift: *Fortsetzung* bequemer gewesen seyn, den Gegenstand selbst vor dieser Ueberschrift mit einigen Worten wiederholt zu bezeichnen. In dem letzten, und zu unserer größten Freude nur hier, vermischen wir ungeru Artikel, wie folgende: *Concubinatus* §. 22. *Conflitorien*, deren Rechte in Ehefachen 26. *Divortium*, was dieser Ausdruck in den Gesetzen bedeute. 306. 322. *Dispensations-Gründe* 96. *Ehe*, bürgerliche 15. 21. — *Der Sklaven (contubernium)* 21. — *Mit Geschiedenen* 388. *Ehescheidungs-Ursachen*, streitige 318. *Ehescheidung*, Fälle in denen sie, ungeachtet der vorhandenen Scheidungs-Ursachen nicht erfolgen kann 319. *Eid bey Schenkungen unter Eheleuten* 212. 222. *Genehmigung*, nachherige, ausdrückliche oder stillschweigende, bey Eheverlöbnißen 121. *Gewohnheitsrechte* 3. *Gütetermine* 27. *Incidentpuncte* 25. *Kirchenbuch* 165. *Kirchenversammlung*, Satzungen der Tridentinischen 7. *Klagrecht um Vollziehung der Ehe* 143. *Leviratsehe* 76. 69. *Note k*). *Militär-Vorgesetzte*, deren Einwilligung 133. *Nichtheirath als Bedingung* 29. *Novellen*, nichtglossirte 211. 218. *Possessio bonorum ventris nomine* 360. *Privationsstrafe* 376. *Rechtsbeystände* 27. *Richter in Ehefachen* 26. *Scheidung nicht selten gleichbedeutend mit Nichtigkeitserklärung* 301. *Sequestration der Braut* 49. *Spolium* 298. *Stillschweigen*, dessen Bedeutung 116. *Territorialgesetze* 9. *Trennung*, eigenmächtige 298. 305. *Verkuppelung* 319. *Vorgesetzte*, deren Einwilligung 133. *Verlöhnung* 319. 324. *Widerruf von Schenkungen* 218. *Wiedereinsetzung in den vorigen Stand* 27. 153. 240. *Zeugen in Ehefachen* 28. Von dem Artikel bürgerlicher *Tod* wird §. 299 eine weiter unten zugebende Erörterung angekündigt, die sich aber nicht vorfindet, vielleicht weil der Vf. sich überzeugte, das das deutsche gemeine Recht für dieses Meisterwerk fremdländischer Grausamkeit nicht empfänglich sey.

Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

No. 2 enthält die auf Begehren einer hohen Staatsregierung schon im J. 1811 ertatteten Gutachten zweyer, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, katholischen geistlichen Räte über einige das Eherecht ihrer Glaubensgenossen betreffende Fragen, namentlich über die *Scheidung* vom Bande mit dem Rechte der *Wiederverheirathung* und über die *Ehen* mit geschiedenen Personen protestantischer Confession. Wir beziehen uns deshalb auf die unter No. 1 mitgetheilten Ansichten und empfehlen diese kleine Schrift mit voller

Ueberzeugung als einen schätzbaren Anhang zu jenem größeren Werke. Die Verfasser wetteifern an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und menschenfreundlichem Wohlwollen, um diese Fragen auf eine dem Bedürfnis des Jahrhunderts entsprechende Art mit Umsicht und Besonnenheit zu beantworten. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen sind kürzlich folgende: 1) Vernunft und Christenthum fodern in gewissen Fällen die völlige Auflösung des Ehebandes.

2) Die dagegen Sprechenden Bestimmungen des Tridentinischen Concils, weit entfernt Glaubenspunkte zu enthalten, sind bloße Disciplinar-Verfügungen, die von der höchsten Staatsgesetzgebung mit vollem Rechte nach Erfodernis der Umstände um so gewisser abgeändert werden können, als der eheliche Vertrag (Staatsehe) mit all seinen bürgerlichen Gerechtigkeiten und Verbindlichkeiten als die Materie des bloß auf Heiligung desselben gerichteten Sacraments ganz unabhängig von diesem letzten Statt finden kann, während das Sacrament ohne diese Materie — ein Unding ist.

3) Die Gültigkeit und Kraft der Ehe als Contract betrachtet hängt einzig von den Gesetzen des Staats ab, und gehört daher ausschließlich unter die Gerichtsbarkeit des Landesherrn, welchen es auch allein zusteht, Eehindernisse festzusetzen und nach Umständen wieder aufzuheben, wie es die ältesten christlichen Kaiser ohne Widerspruch thaten.

4) Die Kirche hat bloß über das Sacrament der Ehe als geistlichen Gegenstand zu disponiren; die von ihr in späterer Zeit ausgeübte Theilnahme an der Gesetzgebung über den bürgerlichen Ehevertrag beruht auf einer bloßen Vergünstigung des Staats, die so viel gewisser zurückgenommen werden kann, als die Rechte des letzten unverjährbar sind. „Die aus dem Wesen der Staatsgewalt und aus der Natur der Sache fließenden Majestäts-Rechte (heißt es in den ersten dieser Gulachten S. 6) sind heilig, sind unveräußerlich und keiner Verjährung unterworfen, und können, ja müssen, wenn es das Staatswohl fodert, durch die Thronfolger zu jeder Zeit, selbst dann, wenn die Vorfahren sich derselben begeben hatten, vindicirt werden.“

Wie gut auch von biblisch-exegetischer Seite die Sache der Verfasser stehe, ist ihnen keinesweges entgangen; eine historisch-kritische Erörterung der einschlägigen Bibelstellen, namentlich eine Vergleichung von Matth. V, 31. 32 und XIX, 3—9 mit Marc. X, 11. 12 und Luc. XVI, 18 würde die Unhaltbarkeit der daraus abgeleiteten Gegengründe bis zur Anschaulichkeit gesteigert haben. Mit Uebergehung der von Christus selbst längst beantworteten Frage, ob es diesem erhabenen Stifter einer allgemeinen (im edelsten Sinne des Worts: katholischen) Weltreligion jemals in den Sinn gekommen sey, die zur Zeit seiner Erscheinung und noch eine Reihe von zehn Jahrhunderten hindurch mit seiner ausdrücklichen Billigung ausschließend von den Kaisern ausgeübten Rechte der bürgerlichen Gesetzgebung für sein Reich des Glaubens der Liebe und der Hoffnung in Anspruch zu nehmen, begnügen wir uns hier, an eine dreyfache Auslegungs-

regel zu erinnern, deren von keiner Parthey zu verweigernde Anerkennung den wahren Sinn dieser vielbestrittenen Stellen, unserer innigsten Ueberzeugung nach, über jeden Zweifel erhebt. Die erste: Dunkle, oder zweifelhafte Stellen müssen aus hellen, und nicht helle aus dunkeln erklärt werden. Die zweyte: Kürzere Stellen müssen aus weitläufigen, den Gegenstand in einem größeren Umfange (*ex professo*) abhandelnden, ihre volle Bedeutung erhalten. Die dritte: Um den Sinn eines Worts zu bestimmen, muß man demselben keine Bedeutung beylegen, die dem Sprachgebrauche des Zeitalters in welchem es vorkommt, durchaus unbekannt ist. Hermeneutische Fictionen sind eben so unzulässig als theologische. Nach den beiden ersten dieser Regeln müssen offenbar die gedachten Stellen des Matthäus bey Erklärung der Parallelstellen des Marcus und Lucas zur Grundlage dienen. Wenn daher nach dem erstgenannten Evangelisten der göttliche Sittenlehrer die Unzertrennlichkeit des Ehebandes als Regel aufstellt, und nur in dem Falle grober Ausschweifungen (*πορνεία, λόγος πορνείας*) die Scheidung vom Weibe für moralisch erlaubt erklärt, während die beiden letztgedachten Evangelisten in ihrer kurzgefaßten Darstellung nur der Regel mit Uebergehung der Ausnahme gedenken: so entsteht, wenn es auf eine umfassende Vergleichung ankommt, für den Ausleger die unerlässliche Pflicht, bey den sich auf die Regel beschränkenden Stellen auf die Ausnahmen hinzuweisen, welche in der ausführlicheren Erzählung beygefügt sind, mit einem Worte: Schrift durch Schrift zu erklären. Nach der dritten Auslegungsregel kann die von den Vertheidigern der entgegen stehenden Meinung gebrauchte Auskunft, daß bey der angeführten Ausnahme nur von einer Scheidung von Tisch und Bett, nicht aber von einer Scheidung vom Bande, die Rede sey, nicht Statt finden, weil diese erst in späterer Zeit erfundene Distinction in der Sprache des Volks unter welchem Christus lebte und wirkte, damals noch ganz unbekannt war, und bey einer Scheidung nie an etwas anders als an völlige Auflösung des ehelichen Bandes gedacht wurde. Wir berufen uns hier statt alles weiteren auf einen Schriftsteller dessen Ansehen nicht zweifelhaft ist. J. H. Boehmer (*Jus eccles. Prot. To. IV. Lib. 4. Tit. XIX*) „*Nemo inficias ibit*, sind seine Worte (§. 25), *de eo divortio Salvatorem interrogatum fuisse, quod Judaeis in more positum erat, i. e. quod vinculum omne solvebat et divertentem in statum libertatis collocabat. Conveniens ergo quoque est, ut Salvator de eodem divortio mentem suam prodiderit, docueritque, illi quidem regulariter locum non esse relinquendum, si excipias fornicationis causam vel rationem. Potest hoc casu ex quoque Salvatoris fieri divortium non tantum quoad thorum, sed etiam quoad vinculum, quia hoc duntaxat Judaeis notum, testatum, pervulgatum, illud nec usu nec ratione cognitum erat.*“

Das Recht der Wiederverheirathung war nach jüdischer Sitte so unzertrennlich mit der Scheidung verbunden, daß es nicht einmal einer obrigkeitlichen

Erlaubniß, zur zweyten Ehe zu schreiten, bedurfte. „Diese Erlaubniß — sagt J. D. Michaelis — (Mos. Recht Th. 2. §. 119) — ward unter den Juden und nach dem Mosaischen Recht nie erfordert, weil die Polygamie gestattet war, jeder hatte sie, wenn seine Frau auch ungeschieden bey ihm blieb, ohne einige Erkenntniß der Obrigkeit.“ — Mehrere andere von eben diesem Schriftsteller (§. 119 u. 120) zur Erläuterung der fraglichen Ausprüche Christi aus dem älteren Staats- und Privat-Rechte der Juden mitgetheilte Bemerkungen hätten von den Verfassern der vorliegenden Gutachten vortheilhaft für ihre gute Sache benutzt werden können, wenn es ihre Aufgabe erfordert hätte, den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu erschöpfen. Es ist eine nur zu sehr eingerissene Gewohnheit der höchsten Behörden, in Ehesachen mehr nach den Schlüssen des Tridentinischen Concils als nach den Ausprüchen Christi zu fragen. Wer möchte sich wundern, wenn die Verfasser des Gutachtens den ersten ihre ganze Aufmerksamkeit widmeten, und die letzten — nur in weiter Ferne berührten?

Druck und Papier sind vortrefflich.

No. 3 kann als Fortsetzung der von eben diesem Verfasser im J. 1823 herausgegebenen: Kirchenrechtlichen Erörterungen mit besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Weimar angesehen werden, welche wir in diesen Blättern (1825. No. 10. 11 u. 12) mit verdientem Beyfall angezeigt haben. Sie enthält einen wörtlichen Abdruck des von den Denkern aller Confessionen hochgefeierten Gesetzes vom 7 Oct. 1823 über die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen im G. H. Weimar mit einer Einleitung und, von §. zu §. fortlaufenden Erläuterungen, die nicht nur dem Geschäftsmanne dieses deutschen Bundesstaats, sondern jedem Freunde der Wissenschaft überhaupt, selbst dann, wenn er nicht in allen und jeden Behauptungen mit dem Inhalte derselben übereinstimmen sollte, nicht anders als in einem hohen Grade willkommen seyn können. Dafs auch (wie S. 2 bemerkt wird) die gedachte Recension den Vf. veranlaßt habe, seine Ansichten und Forschungen über manche wichtige Punkte zu erweitern, liefs sich erwarten. Unsere dort (No. 11. S. 86) geäußerte Besorgniß, dafs er der Staatsgewalt zu viele und dem Gewissen zu wenige Rechte beylege, wird durch seine, ihn als Katholiken doppelt ehrende Erklärung über Glaubens- und Gewissens-Freyheit (S. 3 u. 288) vollständig beseitigt. Der Geist des befragten Gesetzes wird vortrefflich entwickelt, und gegen die Einwürfe einer durch hierarchische Anmassungen verunstalteten Kirchenpraxis siegreich vertheidigt; auch für künftige Vervollkommnung, dieses vielumfassenden Gesetzes werden lehrreiche Winke ertheilt. Eine auserlesene Literatur, mit geschichtlichen Nachweisungen verbunden, erhöht die Brauchbarkeit dieser Bemerkungen, unter denen diejenigen, welche das Eherecht der Katholiken und ihre Verhältnisse zu den Protestanten betreffen, bey Weitem die reichhaltigsten sind. Nur selten wird man bey geschichtlichen Andeutungen eine Anzeige ihrer Quellen vermissen. Der Ton des

Verfassers ist größtentheils ruhig und edel. Nur selten stößt man auf heftige, leidenschaftliche Ausdrücke, die nur in Augenblicken einer durch das schreyendste Unrecht aufgeregten Stimmung seiner Feder entchlüpfen konnten. In welcher würdigen Haltung er übrigens in mehr als Einem Orte die gehässigsten Vorwürfe seiner Gegner beantwortet, mag u. a. seine Erklärung (S. 61) gegen die Beschuldigungen beweisen, womit man seinen, von den Schlacken des Vorurtheils gereinigten Glauben zu verdächtigen gesucht hat. „Ich bin kein abtrünniger Katholik — aber ich segne laut den Protestantismus, dafs er dem Christenthum keinen verhüllenden Mantel umwirft, dafs er alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt, dafs er auch den Papst aufrichtig in sein Gebet einschließt.“ Gewifs, wer so denkt, der denkt wohl, rufen wir mit einem warmen Händedrucke ihm zu.

Die äußere Ausstattung dieses Buches ist von ausgezeichnete Güte. G. H. J.

FRANKFURT a. M., in der Andrä'schen Buchhandl.: *Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts*, herausgegeben in Verbindung mit vielen Gelehrten, von Dr. *Heinr. Ludw. Lippert*. Zweytes Heft. 1832. VI u. 263 S. 8. (1 Thlr.)

Das erste, zu Anfang dieses Jahres erschienene Heft dieser vielversprechenden Zeitschrift haben wir bereits in den Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. (1832. No. 51) mit Beyfall erwähnt, und glaubten von dem als Kanonist rühmlich bekannten Herausgeber die Erwartung hegen zu können, dafs er auf eine gleiche Ausstattung der folgenden Hefte bedacht seyn werde. Es gewährt uns daher Vergnügen, dafs dieses zweyte Heft offenbar in seinen Abtheilungen noch mehr, als das erste, das Interesse des mit dem Kirchenrechte sich beschäftigenden Publicums in Anspruch nimmt.

Die erste Abhandlung betrifft die Frage: ob die, sogar in *sehr wichtigen* Punkten mit dem bairischen Concordate in Widerspruch stehenden Bestimmungen des, einen Bestandtheil der Constitution bildenden Religions-Edictes denen des Concordats vorgehen, oder ob das letzte, wo es mit jenem in Disharmonie steht, demselben präjudicire. Der Gegenstand ist namentlich für Baiern von höchstem Interesse. — Der Verfasser dieser lobenswerthen Abhandlung ist zu dem Resultate gekommen, dafs das Concordat dem Religions-Edicte vorgehen müsse. Unverkennbar dreht sich die Beantwortung der Frage um die einer anderen: ob bey octroyirten Constitutionen der Regent, von dem die Verfassung herrührt, ohne Zuziehung der Stände des Reichs jene interpretiren könne. Diese Frage ist nun aber unter unseren Publicisten sehr bestritten. Beantwortet man dieselbe bejahend, so muß man der Ansicht des Vfs. beypflichten.

Die zweyte Abhandlung von Hn. Dr. *Spangenberg*, Ob. App. Rathe zu Celle, ist einer Darstellung des im Königreiche Hannover geltenden Territorialkirchenrechts gewidmet. Durch diese sollte lediglich

eine Uebersicht der in jenem Staate bestehenden *particularrechtlichen* Grundsätze, also nichts Gemeinrechtliches, da dieß der Vf. mit Recht als bekannt vorausgesetzt hat, aber auch von jenem nichts von nur unbedeutendem Interesse, geliefert werden. Ein Urtheil über diese Bearbeitung glauben wir bis zum Beschlusse derselben versparen zu müssen; doch dürfen wir hier schon unsere Ueberzeugung aussprechen, daß dadurch abermals eine fühlbare Lücke in unserer particularrechtlichen Literatur ausgefüllt worden, und vorzüglich die Bewohner des Königreichs Hannover dem Vf. sehr dankbar seyn werden. Durch eine ziemlich umfangreiche historische Einleitung, umfassend die kirchlichen Verhältnisse Hannovers zur Zeit der Reformation und nach derselben bis zur Gestaltung des jetzigen Zustandes der lutherischen, reformirten, der katholischen Kirche und der bloß geduldeten Religionsgemeinden, dann durch eine Uebersicht der Quellen des Kirchenrechts der verschiedenen Confessionen im Königreich-Hannover, wie sie der Vf. gegeben, mußte das Interesse dieser Abhandlung weit größer werden, als wenn er auf eine Darstellung der heutigen Verhältnisse sich beschränkt hätte.

Die dritte Abhandlung enthält eine Fortsetzung der im ersten Hefte begonnenen Abhandlung über das Zehendreht, von Dr. Steiner, Gr. Hess. Hofrath und Historiographen des Hauses und Landes zu Kleinkrotzenburg b. Seligenstadt. Indessen ist hier nicht der Faden, wo er am Schlusse dieser Bearbeitung in jenem Hefte abgebrochen war, aufgenommen worden, sondern der Vf. hat die bekannte Streitfrage über den Ursprung des Zehends in Deutschland, wozu ihm namentlich die auf dem letzten Landtage des Großherzogthums Baden vorgefallenen Discussionen Veranlassung dargeboten haben, berührt, und wir sehen nun entgegen, wie im kommenden Hefte jenes bis jetzt noch in Dunkelheit gehüllte Verhältniß, welches die verschiedensten Hypothesen erzeugte, aufgeklärt werden wird.

Die vierte Abhandlung verbreitet sich über die Admission der Postulanten; mit besonderer Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse in Deutschland, und hat den Herausgeber zum Verfasser. Hier findet sich die interessante Frage beantwortet, ob, auch sogar dann, wenn das Wohl der Kirche für die Dispensation eines nicht mit allen kanonischen Eigenschaften versehenen durch Wahl zu einer Pfründe bestimmten Geistlichen, und für dessen Zulassung zur Stelle durch den Oberen, spricht, der letzte die Ertheilung der Admission nur als Gnadenfache betrachten könne, oder dazu rechtlich verbunden sey, und im Verweigerungs-

falle von seinem Vorgesetzten dazu angehalten werden könne. Alle Kanonisten behaupten das Letzte, indem sie sich namentlich auf Cap. 1. 3. 5 *de postul. praelatorum* stützen. Der Herausg. zeigt dagegen, daß nach dem kanonischen Rechte, und insbesondere nach den bemerkten Stellen, die Zulassung eines Postulanten ohne alle Ausnahme als bloße Gnadenfache sich darstelle. Nach Rec. Ansicht hat er dieß auf eine so überzeugende Art erwiesen, daß man ihm beypflichten muß. Sowohl das wissenschaftliche als praktische Interesse dieser Abhandlung ist dadurch erhöht worden, daß der Vf., nachdem er seine Aufgabe aus den Bestimmungen der kanonischen Gesetzgebung gründlich und scharfsinnig gelöst, auf eine eben so lobenswerthe Weise untersucht hat, ob und in wiefern die Grundsätze des kanonischen Rechts durch die neueste Legislation der einzelnen deutschen Staaten modificirt worden sind.

Ebenfalls vom Herausgeber ist die fünfte Abhandlung, über die Zulässigkeit des Ergänzungsseides in Ehesachen. Der Vf. hat schon früher den Gebrauch des *Schiedseides* eine, dem Rec. nicht zu Gesicht gekommene Abhandlung geschrieben, worin derselbe, wie wir aus der angezeigten entnehmen, jenen verwirft, in sofern er gegen die Fortdauer der Ehe deferrirt werden soll. Dagegen beweist er nun hier, daß dem Ergänzungsseide zu demselben Zwecke, unsere Gesetze nicht entgegenstehen. Auch dieser Aufsatz gewährt sowohl durch die Wichtigkeit der Frage, deren Beantwortung auch von den neueren Kanonisten und Processualisten verschieden geschah, als durch die klare Darstellung eine anziehende Lectüre.

Die Recensionen dieses Heftes betreffen die liturgischen Schriften von Kühn und Eiferschmid, *Müllers* Lexicon des Kirchenrechts und *Staudenmeiers* Geschichte der Bischofswahlen. Die dritte Rubrik, „Gesetzgebung“ enthält vollständig die kirchenrechtlichen Verordnungen aus Preussen, Hannover, Württemberg, Weimar, Gotha, Altenburg und Coburg vom Jahr 1830. Aus diesem interessanten Cyklus möchte Rec. die Verordnung aus Württemberg vom 4 Dec. 1830 wegen ihres starken Tones und die für Altenburg vom 16 Oct. wegen großer Vollständigkeit der Vorschriften, besonders nachhaft machen.

Möge diese Zeitschrift einen immer mehr sich erweiternden Lesekreis finden, zumal da auch der geringe Preis und die vorzügliche äußere Ausstattung zur Benutzung derselben einladen.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

M E D I C I N.

Schriften über die Cholera.

(Fortsetzung der in den Ergänzungsblättern der Jen. A. L. Z. 1832. No. 78 abgebrochenen Recension.)

107) HÄLLE, in der Rengerischen Verlagshandlung: *Die Verbreitungsweise der epidemischen Cholera*, mit besonderer Beziehung auf den Streit über die Contagiosität derselben, historisch und kritisch bearbeitet von H. W. Bueh, Med. und Chir. Doct., Arzte am Freymaurer-Krankenhanse und Garnison-Arzte in Hamburg, Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1832. XV u. 364 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

108) KÖNIGSBERG, b. den Gebrüdern Bornträger: *Historisch-statistische Studien über die Cholera-epidemie vom Jahre 1831 in der Provinz Preussen, insbesondere in Ostpreussen.* Von H. F. Burdach, Professor und Medicinalrathe in Königsberg. 1832. 76 S. 8. (1 Thlr.)

Auch unter dem Titel: *Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera.* Zweyter Band. Drittes Heft.

Wir haben in dem Vorigen unsere Meinung über die Natur des der Cholera zu Grunde liegenden Krankheitsprocesses mitgetheilt; wir glauben auch, daß nur durch diese Auffassungsweise einer Epidemie, wie überhaupt aller pathologischen Vorgänge, nämlich durch Unterscheidung der in der Natur begründeten Krankheitsfamilien und ihrer einzelnen Glieder, dem Zwecke alles ärztlichen Wissens am besten Genüge geleistet werde, weil dann die Heilwege am leichtesten gefunden werden können, nach deren richtigen Auffindung auch die Heilmittel, so viel unser Vorrath darbietet, sich am ersten ergeben; wir haben ferner unsere Ansicht über die Entstehungsweise der Cholera, wodurch gewiß auch mehr Licht über ihre Natur, wenn nicht directer, doch indirecter Weise gewonnen wird, entwickelt, und hierauf ihre Behandlung, obgleich nur fragmentarisch, angeführt, weil bey der großen Wandelbarkeit ihrer Formen eine allen Fällen anpassende Heilmethode wohl nicht gefunden werden dürfte, wie schon viele Beobachter, z. B. Bartels (67 *), gekannt, und

Hirsch (10. 1ster, Bd. 2tes H.) und Rieche (13) nachweisen; — wir wollen nun auch die Meinungen, wie sie in den angeführten Schriften enthalten sind, hier zusammenfassen, und sehen, in wiefern sie mit uns übereinstimmen oder im Widerspruche stehen. Daß man hiebey, besonders aber während des Beginns dieser Krankheit in Europa, ganz unwillkürlich an Hogarth's satirisches Gemälde: „*the Company of Undertakers*“, oder Nichol's „*Consultation of Physicians*“ erinnert wird, ist kein Wunder, zumal da in der ersten Zeit der Epidemie so manche Bizarrerien an den Tag kamen, die ein trauriges Zeichen von dem heutigen Zustande der Pathologie abgeben mußten.

Die Geschichte der Cholera skizzirt vorauszuschicken, halten wir für überflüssig, weil wir sie bey dem allgemeinen Interesse, welches die Krankheit erregte, als allenthalben bekannt voraussetzen, verweisen aber den näher Interessirten auf Hasper (Krankh. d. Tropen, 1 Thl.), Harlefs (14), Burdach (109), Rieche (13), so wie auf des letzten dem 3ten Bande (VIII und 346 S. 1832.) beygegebene geographische Karte, mit welcher jene eines anonymen Vfs. (102) zu vergleichen ist, die den Cholera-Gang nach Flüssen und Canälen nachweist. Wir finden auch dort weitere historische Untersuchungen, welche Annesley's, auch von Bartels (67) gebilligte Meinung, daß man keine mit der jetzigen identischen Krankheit auffinden könne, unseres Erachtens genügend widerlegen. Harlefs will zwar den Stellen aus der älteren angeführten Literatur nicht ganz trauen, weil sie nach seinen bey nahe pedantischen Deutungen nicht recht auf die heutige Epidemie passen. Die Ursache hievon liegt aber bloß in der Natur des Krankheitsprocesses. Ist sich doch das Bild der Krankheit an Einem Orte nicht gleich, wie sollte es sich zu so verschiedenen Zeiten gleich bleiben? Nennen doch alte Aerzte schon den Intermitteprocess einen Proteus, wie z. B. von Lebenswaldt (Land-, Stadt- und Haus-Arznei-Buch u. s. w. Nürnberg. 1694. Fol.) in seiner Seuchengeschichte, wo wir gleichfalls auf Spuren von Cholera-Epidemien kommen. Der Umstand, daß die *Intermittentes* dem Stabilitätsprincip so wenig treu sind, muß uns vorsichtig machen, wenn wir uns bey unserer ärztlichen Mythenzeit-Geschichte Raths erholen wollen, indem man dort mit unbefangenen Auge sehen muß, und

*) Wir führen auch in dieser Fortsetzung unserer Recension die Verfasser der Bücher, deren Titel in den vor. J. A. L. Z. 1832. Viertes Band.

rigen Stücken vollständig angegeben worden, nur nach den ihnen dort der Reihe nach beygesetzten Nummern an.

nicht fodern kann, daß alles bis auf das Kleinste passe. *Riecke* spricht sich bestimmter aus, und *Zitterland* (82. S. 159 und 266) liefert zwey weitere wichtige Belege für die frühere Existenz der Cholera. Diefs ist auch die Ansicht von *Good* (2), *Loder* (11), *Jacoby* (10), *Merrem* (90) u. A. Die Krankheit als solche und als Epidemie ist keinesweges neu, und daraus, daß sie sich noch nie so ausgebreitet, kann nichts dagegen gefolgert werden, weil sie nicht jederzeit bey ihrem Auftreten die Bedeutung als Entwicklungskrankheit des Menschengeschlechts gewinnen muß, indem auch anderen Krankheiten diese Eigenschaft zu Theil werden kann, wie die Geschichte zeigt.

In dieser letzten Beziehung stimmt auch *Jencken* (64) mit uns überein, wiewohl derselbe mit seinem naturphilosophischen Wortgepränge nicht weiter gekommen ist. Nebst ihm haben sich der *Freyfönnige* und die *deutsche Tribüne* auch dafür ausgesprochen, und *Leupoldt* (101) weist es uns umständlich nach, wenn gleich auch nicht in unserm Sinne, indem er zu materiell zu Werke geht, die Völker und Generationen mehr nach ihrem physischen Zustande messend, ohne dabey auf ihre geistige Entwicklung die gehörige Rücksicht zu nehmen, welche unstreitig die erste auch mit bedingt. Nächst dem weicht er von unserer Ansicht noch darin ab, daß er die Menschen mehr für sich betrachtet, und nicht besonders in ihren planetarischen Verhältnissen, und namentlich zur Erde, während doch derartige Einflüsse auf dieselben unverkennbar sind, und größere Berücksichtigung verdienen, als jene durch die Menschen meist selbst bedingten physischen Zustände. Diese Abhängigkeit von der Außenwelt, zu einer Zeit gewürdigt, in welcher diese so verschiedenen Phänomene, auf wichtige innere Vorgänge hindeutend, darbietet, war es auch, welche uns bestimmte, die Cholera hiemit in Zusammenhang zu bringen, und das Gangliensystem, durch welches der Mensch besonders mit der Außenwelt sympathisirt, und wo namentlich der Tellurismus Einfluß auf ihn hat, als den Sitz derselben zu vermuthen, welche Vermuthung sich späterhin so bestätigte, daß sie zur festen Ueberzeugung ward. Ueberhaupt zeigt die Erfahrung, daß fast alle Krankheiten, welche auf dergleichen ätiologischen Momenten beruhen, in denselben aufzufuchen sind, und es ist zu vermuthen, daß eben die Cholera in der Geschichte der Pathologie des Gangliensystems einen höchst wünschenswerthen Zeitabschnitt bilden wird. Was *Hegar* (70) über das Zusammentreffen politischer Ereignisse mit dem Ausbruch der Cholera in Indien sagt, ist mit unserer oben entwickelten Ansicht übereinstimmend.

Noch müssen wir auch der Ansicht von *Kalisch* (34) erwähnen, welcher die Cholera-Epidemie einer pathologischen Sündfluth vergleicht, die gleichsam als eine Reinigungskrankheit anzusehen sey, welche in Asien das quantitative Uebermaß der Menschen (!?) verringere, in Europa die durch naturwidrige Lebensweise geschwächte Generation heimfuche, um ei-

ner neuen gefunderen Platz zu machen. Demnach wäre wohl die Cholera durch nichts mehr zu verhüten gewesen, als wenn *Wolfart's* mahnende Stimme, welche die Infubulation predigte, zu diesem Zwecke gehört worden wäre!

Wir kommen nun zu dem Beweise *a posteriori*, daß die Cholera eine Intermittensform sey. Viele Stimmen haben sich dafür erklärt, daß ihr Sitz wirklich im Gangliensysteme ist; nur über die Natur des pathischen Processes konnte man sich nicht wohl vereinigen, bis man die Krankheit in Deutschland beobachtet hatte, wo bald allenthalben unsere Meinung geheiht wurde. Vorzüglich müssen wir *L. W. Sachs* (81) oben an stellen, welcher schon vor Ausbruch der Krankheit in Königsberg seine Ansicht in einem Sendschreiben (26) mitgetheilt, und zu Ende derselben uns das beste Werk (81), das wir bis jetzt hierüber besitzen, geliefert hat. Er erklärt sich entschieden für *Intermittens larvata perniciofa*, und zwar nennt er das Uebel eine complicirte *algido-choleric*a, wofür er vollen Beweis liefert. Seine Schrift verdiente hier im Auszuge mitgetheilt zu werden, wenn es der Raum gestattete. Ueberhaupt sind die Königsberger Verhandlungen (10) vor allen zu empfehlen, und ihnen die *Stettiner* (83) anzureihen. Auch *Steffen* giebt die innigste Verwandtschaft der Cholera mit Intermittens zu. Ferner stimmen noch bey *Baltz* (93), *Pulst* (9), der die Krankheit in Polen beobachtete, *Gescheidt* (96), *Heilbronn* (78), *Schneemann* (65), welche in Preußen, namentlich in Berlin, dieselbe sahen, *v. Reider* (*L. Cholera-Zeit.* S. 181), und nach einer Correspondenz (ebendaf. S. 133) sind die Aerzte Wiens sämtlich mit ihm hierüber einig geworden, wie wir auch bey *Bastler* (69) wahrnehmen. Von einer entfernten Aehnlichkeit mit der *Intermittens algida* spricht *Fischer* (94). Unter den Rigaer Aerzten (7) neigt sich bloß *Brutzer* zu dieser Ansicht, und *Blosfeld* in sofern, als er irriger Weise zwischen der sporadischen und asiatischen Cholera keinen Unterschied annimmt, der ersten aber immer eine Intermittens zu Grunde legt, worin sich ihm *Biermann* (15) annähert, indem er glaubt, die europäische Cholera könne *Intermittens larvata* bey der jetzigen Ausbreitung des unregelmäßigen Intermittenscharakters werden. Zählen wir nun diesen Beobachtern noch die Theoretiker bey, so erhalten wir die weitere Zustimmung von *Seidler* (21), *Doden* (19), einem Anonymen (46), der sich als russischer Preisbewerber nicht nennen konnte, aber ganz unserer Ansicht ist; dann von *Lüders* (7), der, wie wir, die Beziehung der Cholera zum Küstenseber von 1826 annimmt, und bey deren weiterem Fortgange ein Zerfließen mit demselben vermuthet. Dieses Verwandtschaftsverhältniß scheint auch in England nach einer Correspondenz aus *New-Castle* (*L. Cholera-Zeit.* S. 250) anerkannt zu werden, und *Orton* (*L. bey Good*) nähert sich schon der richtigen Erkenntniß der Natur der Krankheit, indem er sie mit dem Schweifseber vergleicht. — Außer diesen stimmen noch mit uns *Elsner* (18) und *Hegar* (70), der erste nur mit dem Unterschiede, daß er den Intermittensproceß

hauptsächlich in der Darmzottenhaut Broussaiänisch vor sich gehen läßt, worin ihm auch *Holscher* (5) durch die Annahme einer Choleraerregung in der Villosa der Dünndärme ähnelt; *Hegar* aber, indem er die Cholera zwar zu den Fiebern rechnet, jedoch das gelbe Fieber, die Cholera und unsere Sommerfieber nach ihrem Ursprunge identificirt, und theilweise *Jencken* (64), der eine Aehnlichkeit zwischen Cholera und gelben Fieber annimmt. Ein Ungenannter (s. Cholera-Zeit. S. 291 u. f.) geht noch weiter, indem er selbst die Influenza mit in diese Verwandtschaft aufnimmt, was auch *Wilhelmi* (16) — nach *Kleinert* Med. Cand. *Pestler* — nur bezüglich auf die Cholera thut, und vorzüglich *Heydenreich* in Ansbach. In der That kann man auch bey näherer Würdigung des Gegenstandes nicht anders, als dieser Meinung folgen, wie dies auch ganz neuerlich *Bueh* (107) gethan hat, der übrigen einigermassen mit sich selbst in Widerspruch geräth, indem er die nahe Verwandtschaft des gelben Fiebers zum Sumpffieber, eine Causalverwandtschaft der Wechselfieber zur Cholera, zugleich aber auch die nähere Verwandtschaft der sporadischen Cholera zur epidemischen annimmt, welchen letzten Punct wir weiter unten als einen Irrthum bezeichnen werden. Ueberhaupt müssen wir hier bemerken, daß es nicht selten ist, auf Begriffsverwechslungen von Affinität und Identität zu stoßen, welche in naturhistorischem Betracht doch strenge geschieden sind. *Solanum dulcamara* und *Sol. lycopersicum* sind gewiß nicht identisch, wohl aber affin; dagegen sind sich die Varietäten von *Sol. tuberosum* identisch. So sind die Varietäten der Cholera von Indien, Rußland und Deutschland identisch, das gelbe Fieber aber, die Sumpffieber, die Cholera affin, und die Influenza verhält sich zu ihnen, wie bey den Ranunculaceen, z. B. *Delphinium* zu *Aconitum*. Wir müssen bey Erwähnung der Influenza wiederholt auf die pathologische Bedeutung des Gangliensystems aufmerksam machen. Seine Verbindung mit allen Organen, mithin auch mit dem Respirationsapparate, macht auch seinen Einfluß auf ihn klar, und je größer dieser ist, desto mehr pathologische Erscheinungen sind auf seine Rechnung zu bringen, und desto bedeutungsvoller sind dieselben. Es zeigt dies unter anderem die Influenza eben so, wie Respirationsleiden aus Abdominalplethora. So wenig Interesse jene, als Vorläuferin der Cholera, auch erregte, so viele Ansprüche macht diese, weil sie im Heerde der Ganglienthätigkeit sitzt, centripetal ist, während jene als centrifugal für die Ganglienthätigkeit betrachtet werden kann, weil sie die *pars thoracica gangliosa* afficirt.

So wäre denn unsere Ansicht von der Cholera auch durch Autoritäten gerechtfertigt, welche jedoch ihrer Widersacher nicht ermangeln. *Harless* diagnosticirt die Cholera von den bösartigen Wechselfiebern, meint aber doch, daß bey *Cholera semitertiana* oder *Hemitritaeus cholericus* in symptomatischer und therapeutischer Hinsicht die Cholera die Hauptrolle spiele. Hierin einen Gegenbeweis zu suchen, wäre vergebens. *Simon* (85) dagegen greift die Sache anders an. Er

hält sich zuerst an die Intermittensstadien, irrt aber gewiß, wenn er diese auch in dem höher potenzierten Krankheitsproceße nachgewiesen haben will, obwohl es eben nicht zu den Seltenheiten gehört, daß Aerzte in einzelnen Fällen, die dann zu den günstigsten gerechnet werden, auch diese Stadien beobachteten. Betrachten wir nur die spitzfindigen Eintheilungen der Wechselfieber bey den Alten, die bis aufs Aeußerste ausgesponnen sind, auch wenn alles Typische schon verwischt ist, und es läßt sich nicht verkennen, daß zuletzt nur die Phantasie die Hände im Spiele hatte, selbst bis zum Uebergange der sogenannten intermittirenden Fieber in die remittirenden. Uns kommt dieser Einwurf gerade so vor, als wenn *Linné* unter 500 Exemplaren von *Cheiranthus annuus* nur 50 einfach blühende, die übrigen alle gefüllt gefunden, und nach den letzten der Pflanze ihren Platz in seinem Systeme angewiesen hätte. *Cheiranthus annuus* wäre ein problematischer Kryptogam gewesen. Die reinen *Intermittentes*, welche vor, mit und nach der Cholera beobachtet wurden, sind die einfachen Blüten, und nur nach diesen können die gefüllten (Cholera, gelbes Fieber, Schweissfieber, Sumpffieber u. s. w.) richtig beurtheilt werden. Weil aber *Simon* wohl eingesehen haben mochte, daß er mit diesen Einwendungen nicht ausreichte, so leugnet er zuletzt den Sitz der Cholera im Gangliensysteme ganz, nennt sie eine Blutvergiftung, den Vergleich mit der Gröninger Epidemie von 1826 ein Werk der Einbildungskraft, und glaubt nun mit seinen Gegenbeweisen fertig zu seyn, deren Seichtigkeit am Tage liegt. Denn was diese Vergiftung bedingen solle, davon finden wir bey ihm keine Sylbe, und es scheint, als gefalle er sich bloß im Tadel. Huldigt auch *Levestamm* (75) der Idee von Blutvergiftung, so leugnet er doch nicht die primäre Affection des Gangliensystems, indem er einen Krampf in den Secretionsgefäßen der Nieren vorhergehen läßt, wodurch der Urin, als zersetzend einwirkendes Gift, in die Blutmasse übergehen soll. Ist es aber gleichwohl wahr, daß bey dem gelben Fieber der Gallenbereitungsapparat in einem spastischen Zustande sich befindet, und dafür das Gallenpigment sich auf der Peripherie ausscheidet, so haben uns doch bisher die chemischen Untersuchungen von *Dulk* (81), *Noordt* (97) und *Wittstock* (80, 3 Heft) keinen Harnstoff in der Blutmasse nachweisen können; ja sie fanden sogar keine anderen Veränderungen in derselben, als unbestimmte Modificationen in dem Cruor- und Serum-Verhältnisse, und *Dulk* widerlegt ausführlich *Herrmann's* Angabe (s. bey *Loder*) von darin aufgefundenener Essigsäure als einen chemischen Irrthum, wiewohl *Levestamm* einen besonderen Werth auf seine Idee legt. Daraus aber, daß die Harnsecretion sistirt ist, wie derselbe auch zugiebt, folgt noch nicht nothwendig, daß eine vicarirende Thätigkeit sonst im Organismus eintreten müsse; auch weist die Physiologie nicht nach, daß die Bestandtheile des Harns schon in der Blutmasse liegen. Es ist daher kein Grund vorhanden, eine solche Hypothese für begründet zu erklären. Wenn

Levestamm weiter angiebt, das tumultuarische Auftreten der Cholera, die Heftigkeit ihrer Symptome, die mit Blitzschnelle erfolgenden Veränderungen im Körper, die stürmische herannahende Todesgefahr, der binnien kurzer Zeit wirklich erfolgende Tod und endlich der Sectionsbefund deuteten auf eine chemische Vergiftung hin, wie sie etwa nach Einwirkung eines scharfen Giftes entstände, und deshalb könne sie keine Nervenaffection (oben wurde der Nierenkrampf vorausgesetzt!), keine *Intermittens perniciosus* seyn, da doch z. B. die *Apoplexia nervosa* in der Fülle der Kraft ende: so wollen wir vor der Hand eine solche chemische Vergiftung annehmen, aber nicht zugeben; richten aber dafür an den Vf. die Frage, wie die Gifte auf den Organismus wirken, und wie sie den Tod bedingen. Die Antwort wird er wohl nicht anders geben können, als *Marx* (die Lehre von den Giften, 1 Bd. 2te Abth. S. 144 u. f.). Die primäre Affection des Nervensystems bey allgemeinen Vergiftungen und besonders des Gangliensystems ist nicht zu leugnen; daher man auch die Gifte nach ihrer Wirkung in Cerebral-, Spinal- und Ganglien-Gifte eintheilte. Dafs bey der *Apoplexia nervosa* (*cerebralis*?) der allgemeine Collapsus nicht eintritt, liegt in der Function des Organs, indem der psychische Collapsus, der doch nicht geleugnet wird, nicht die Erscheinungen des physischen darbieten kann, wie er bey der *Apoplexia abdominalis* vorhanden ist, weshalb auch *Zitterland* (82, S. 416) die Cholera als solche betrachtet, und *Baltz* sie *Neuroplegie* genannt wissen will. Auch erhält die Bedeutung des Gangliensystems bey Vergiftung noch größeres Gewicht durch die Angabe von *Clarus* (über den Krampf S. 209, und bey *Marx l. c.* S. 181), dafs solche blitzschnelle Veränderungen gerade vom Gangliensysteme ausgehen. Was *Levestamm* noch von einer Analogie der Cholera mit *Diabetes* vorbringt, dafs nämlich bey erster der Harn in die Blutmasse (eine hinlänglich widerlegte Voraussetzung), bey letztem das Blut in den Harn abgesetzt werde, dies wäre nur ein Beweis mehr für die Verwandtschaft der Cholera zum gelben Fieber, wenn wir solchen noch nöthig hätten. Halten wir diese Punkte zusammen; so wird unsere Ansicht durch Alles dies mehr bestätigt, als widerlegt. — Gegen die Annahme des Intermittensprocesses in der Cholera erklärt sich ferner noch *Hölscher* (5), weil er bey den mehreren Hunderten von Cholera-kranken, die er in Posen beobachtet haben will, keine Spur von den bekannten Stadien wahrnahm. Abgehen von dem, was wir *Simon* entgegeneten, so werden wir von *Herzt* und *Sommerjchu* (98) noch bestimmt, ihm auch die Glaubwürdigkeit zu entziehen, da er in Posen kaum 24 Stunden verweilt haben soll, mithin nichts aus Autopsie mittheilen kann. Wenn *Heidler* (76) sich ausdrücklich auch dagegen erklärt, ohne etwas mehr zu sagen, als jene Veränderung, die das Miasma noch ausser dem tödtlichen Krampfe (doch eine Affection des Gangliensystems!) im Körper

hervorbringt, sey das eigentliche Wesen der Cholera, worunter er wohl jene allgemeine Kränklichkeit in den Cholera-erregenden versteht: so kann ein so unbestimmter Einwurf unsere Ansicht nicht schwanken machen, weil dieselbe allgemeine Kränklichkeit im J. 1826 auch an der Nordseeküste beobachtet wurde. Es liegt demnach hierin auch ein indirecter Beweis für uns. So viel als nichts sagend ist endlich noch *Zschoche's* Einwendung (66), der auch unser Gegner ist, aber doch gesteht, er wisse nichts.

Haben wir nun die Stimmen aufgezählt, die sich für und wider die Cholera als Intermittensform erhoben haben: so kommen auch zu den verwandten Stimmen, die wenigstens in Bezug auf den Sitz der Krankheit mit den ersten übereinstimmen. Das Uebel im Nervensysteme zu suchen, nahmen schon die englischen Aerzte keinen Anstand; daher es *Annesley* (1) als Depression des Nervensystems, durch entzogene oder alienirte Electricität des Körpers bedingt, *Scot* (72) als Verminderung der Energie eines Theils desselben (des productiven), und *Good* nebst *Gmelin* (2) als auf Krampf beruhend, betrachtet. Das Mangelhafte dieser Bestimmungen ist zu einleuchtend, als dafs es einer weiteren Widerlegung bedürfte. Denn die Worte „Depression, verminderte Energie des Nervensystems, Krampf,“ sind so allgemein, dafs selbst die heterogensten Krankheitszustände darunter subsumirt werden können. Derselbe Tadel trifft auch *Goffe* (3), der von einem primitiven Ergriffenseyn des Nervensystems spricht. Bestimmter erklärt sich von Russland her *Loder* (11 u. 12), der das Sonnengesichte und den sympathischen Nerven als den Sitz der Krankheit erkannt hat, und nach ihm die Rigaer Aerzte (6, 7, 8). Nur waren sie ungewiß über die Natur des Krankheitsprocesses, indem sie solchen bald in Lähmung, bald in Krampf bestehen ließen. Gleiches Loos theilen mit ihnen mehrere deutsche Aerzte. *Messerschmidt* (41), *Sertürner* (43), *Rohrer* in *Lemberg* (71) weisen auf das Gangliensystem hin; *Rieche* (2 Bd. S. 142) nimmt eine lähmungsartige Affection des sympathischen Nervensystems an, *Lenhoffek* (bey *Rieche*, 3 Bd.) ein Ganglienleiden mit nervösem Charakter; *Niemeyer* (100), obgleich er von aufgehobenem Einflusse des Nervensystems auf das Gangliensystem dunkel spricht, und den Vergleich mit Asphyxie anstellt, stimmt ausdrücklicher (99) für das Gangliensystem als Sitz, und nimmt eine Lähmung an, womit sein College *Schultze* (ebendaf.) nicht einverstanden ist, welcher vielmehr eine Irritation erkennt; eine Meinung die auch *Kraufs* (95) hegt. Diesem nähert sich *Bruck* (23), der auf eine im hohen Grade krampfhaft erethische Krankheit des Unterleibes im Nervengesichte hinweist; *Hille* (4) ist verlegen über die Art der Affection des Gangliensystems, welche, wenn sie Entzündung wäre, eine eigenthümlich spezifische seyn müßte.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

M E D I C I N.

Schriften über die Cholera.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dafs wir mit solchen schwankenden Erklärungen um keinen Schritt weiter kommen, ist klar. Einseitig ist es, von Krampf, von Lähmung zu reden, da beides bey der Cholera eintritt, nur schnell auf einander folgend, und so, dafs die Zeit des Eintrittes, des Uberganges von Krampf in Lähmung nicht scharf begrenzt ist. Dafs, wenn von Irritation die Rede ist, diese nach den oben angeführten Meinungen, und nach unserer Ansicht von der Natur der Krankheit, nicht im Gefäßsysteme, sondern in den Ganglien καὶ ἐξοχῆν gemeint seyn könne, werden wir hier nicht nochmals zu beweisen haben; es ist daher auffallend, wie *Hille* (4) eine specifische Entzündung ahnen mochte. Gehen wir aus von der Physiologie der Entzündung, so ist nur Eine bekannt, die aber modificirt werden kann durch Combination mit anderen Krankheitsprocessen, z. B. Dyscrasien, wie *Arthritis*, *Scrophulosis*, oder *Katarrh*, *Rheumatismus* u. s. w. Die möglichen Combinationen sind bekannt. Dafs keine derselben bey der Cholera Statt hat, geht zum Theil schon daraus hervor, dafs *Hille*, der sie wohl kennt, doch keine zu bestimmen sich getraut. Es ist daher mit der eigenthümlich specifischen Entzündung soviel als nichts erklärt, so wie überhaupt die Annahme einer solchen Entzündung bey der Cholera, wie sie bey *J. J. Sachs* (33), *Appel* (104) und *Wilhelmi* (16) vorkommt, eine Ungereimtheit ist, wie *Loder* (12), *Scot* (72), vorzüglich *Harless* (14) und *Joerg* (74) zur Genüge nachgewiesen haben. *Harless*, dessen Monographie übrigens sehr beachtenswerth ist, das Vorbild für *Biermann* (15), leistet aber auch mit seiner Annahme eines hohen Grades von krampfhafter Irritation höchst asthenischen Charakters (im Gangliensysteme) nicht mehr. Ein hoher Grad von krampfhafter Irritation und die höchste Asthenie — —? Dieß sind *Loci communes*, die im Ideenspiele sich wohl ausnehmen, in der Wirklichkeit aber wenig oder gar nicht frommen.

Wenn wir also die Cholera physiologisch und anatomisch nach ihren vorzüglichsten und constantesten Erscheinungen betrachten, und diese mit jenen der anerkannten malignen Intermittensformen, besonders bey eminenter Affection der Unterleibsganglien vergleichen: so ist der Vergleichungspunct leicht zu finden, und wir werden dadurch zur richtigen Er-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

kenntniß der Natur dieser Krankheit geführt. Fast unbegreiflich mußte es scheinen, warum dieß so spät gefunden wurde, wenn man es nicht aus dem Zustande der Medicin in Rußland erklären könnte. Man sah die vorausgehenden, begleitenden und ihr nachfolgenden einfachen *Intermittentes*; konnte leicht ihre Aetiologie auffinden; beobachtete die bekannten Krämpfe, welche nach *Hieser's* geistreicher Erklärung (s. auch *Feuerstein* sensitive Krankheiten), die nicht unbekannt geblieben seyn konnte, doch auf ein Leiden des Gangliensystems, ausgedrückt in den Bewegungsorganen, hinweisen; sah die copiosen Ausleerungen, welche, im Zusammenhange mit dem oben Gesagten gedacht, an die *Intermittens cholericus* erinnern mußten, und konnte doch immer noch nicht das finden, was unseres Dafürhaltens auch ohne vergleichendes Epidemienstudium nicht schwer zu entdecken war. Allein die menschliche Eigenheit, in der Ideenwelt herum zu schwärmen, lieber in der Ferne zu suchen, als das Nahe aufzufassen, ist bekannt, und in allen Classen zu Hause.

Will man uns einwenden, dafs das Bild der Cholera nicht in allen seinen Zügen mit jenem der *Intermittens cholericus* übereinstimme, was zu den mannichfachen Vergleichungen mit *Asphyxie*, *Tetanus*, Pflanzenvergiftungen, Kriebelkrankheit, *Hydrophobie* u. s. f., Veranlassung gegeben haben mag, dafs mithin unsere Ansicht widerlegt sey: so können wir darauf nichts erwidern, als dafs das Bild der Cholera selbst in der jetzigen Pandemie von 1817 an bis heute nach den verschiedenen Gegenden, Districten und Klimaten verschiedene Gestalten annehme, wie *Rieche* (13), *Buchheister* (97), *Lieber* (86) u. A. beobachtet haben. Eben so hat *Dalmas* (s. Cholera-Zeit. S. 150), der bey den Polen im Lager bey Rowka stand, welches zum Theil im Hochwald, zum Theil im Gebüsch geschlagen war, beobachtet, dafs im Gebüsch nur Intermittens-Kranke, im Hochwald nur Cholera-Kranke vorkamen. Es kommt dazu, dafs selbst die einfachen *Intermittentes* in manchen Epidemien, nicht selten schon nach Typus und sonstigen Erscheinungen, ihre Variationen gemacht haben; dafs es die malignen noch mehr thun, wie *Torti*, *Morton*, *Trnka von Herzowitz* u. A. zeigen; dafs wir in der Nordseeküsten-Epidemie von 1826, welcher nach *Lüders* die Cholera noch ähnlich werden soll, ein wahres Quodlibet sahen, und dafs es den Leiden des Gangliensystems überhaupt eigen ist, in ihren Erscheinungen inconstant zu seyn, den acuten, wie den chronischen, indem sie das Vorrecht zu haben scheinen, sich in die-

sem oder jenem System oder Organ vermöge der wichtigen, so zu sagen, autokratischen Bedeutung der Ganglienkette zu zeigen; daher wir z. B. die chronischen, in den Empfindungsorganen ausgedrückt, als Algien wahrnehmen. Betrachten wir nur manche Hypochondrie und Hysterie, welche Reihe von Krankheiten sie in einzelnen Personen dem oberflächlichen Routinier darbieten, obgleich der wissenschaftliche Arzt sie als gleich erkennt; und wir staunen nun die Cholera-unterschiedenheiten gewiss weniger an.

Wie dabey Zweifel über die Priorität der Affection des Nerven- oder Gefäß-Systems entstehen konnte, ist gleichfalls nach dem Bisherigen schwer einzusehen, indem die Entscheidung für das erste so leicht ist. *Schlesinger* (24), der die Cholera in *per-versa et valde morbosa functione systematis sanguiferi et nervosi* bestehen läßt, und *Schultze* (100), der die Affection des sympathischen Nervensystems *vielleicht* primär nennt, sind daher leicht zu berichtigen; und eben so leicht die übrigen zu widerlegen, welche sich von der richtigen Erkenntniß des Uebels entfernen, wie *Jörg* (74), welcher die Cholera einem im Darmcanale eingedrungenen scharfen Gifte zuschreibt, gegen welches derselbe mit allen ihn constituirenden Theilen reagire, wodurch diese in einen Zustand von abnorm erhöhter Expansion versetzt werden, und so ihren Inhalt zur Einhüllung und Milderung dieses Giftes ergießen sollen; *Elsner* (18) mit seiner Annahme einer Entzündung der *Villosa* des Darmcanals; *Borchardt* (30, 31), der die Cholera als Faulkrankheit, erzeugt durch die Einwirkung eines eingathmeten Faulstoffs auf die *Mucosa* der Nase, Luftröhre und Lungen, des *Oesophagus*, Magens und der Gedärme, aus dem Talmud heraus demonstriert (vergl. *Höfer*, Cholera-Zeit. S. 167); *Krüger-Hansen* (49), der gleichfalls eine Gährungs- und Fäulniß-Krankheit annimmt; *H. Hoffmann* (über die Natur und Heilung einiger chronischen Krankheiten, 2ter Bd.), welcher das Wesen der Cholera in gehemmter venöser Thätigkeit bestehen läßt; *Hegar* (70), der sie hauptsächlich als Leiden der Darmmucosa betrachtet; *Hergt* und *Sommerichu* (98), die das Wesen derselben in einer übermäßigen, sehr rapid erfolgenden serös-mucösen Secretion auf der ganzen inneren Fläche des Darcanals, verbunden mit erhöhter Thätigkeit in dessen Muskelhaut, und daraus hervorgehenden heftigen peristaltischen und antiperistaltischen Bewegungen bestehen lassen; *Wendt* (Cholera-Zeit. S. 67), der unbestimmt genug von einem *Erethismus universalis*, der die Ueberfüllung der Gefäße und Congestion herbeiführe, spricht; und endlich *Ockel* (ebend. S. 213), der das Uebel in der Galle sucht.

Was nun noch das Verhältniß dieser Krankheit zur gewöhnlichen, sporadischen oder europäischen Cholera betrifft, so haben sich mehrere Stimmen für, und mehrere gegen eine Identität oder Affinität beider erklärt. Als Krankheitsgenus haben *Harless* (14), *Wedekind* (17), *Bruck* (23), *Schmidt* (103) besonders die Cholera angesprochen, und die asiatische, wie die europäische als Species desselben erklärt.

Dasselbe thun *J. F. Hoffmann* (22), *Hasper* (Krankheiten d. Tropen, 1 Bd.), *Bueh* (108), *Riecke* (2ter Bd.), *Goffe* (3), *Messerschmidt* (40), *Merrerm* (90), *Zschoche* (66); auch *Loder* (12) spricht von einer möglichen Aehnlichkeit mit der sporadischen Form. Dagegen stimmen *Simon* (85), *Gmelin* (2), *Jacobson*, *Hirsch* und *Treyden* (10. 2 Hest), *Jahn* (25), *Neuber* (62), *Wendt* (l. c.), *Stähly* (Cholera-Zeit. S. 326), *Annesley* (1), *Himly* (1), *Wilhelmi* (16), *Hofschner* (5), *Gescheidt* (96). Betrachten wir freylich unsere sporadische Cholera mit *Blosfeld* (7) als eine *Intermittens larvata*, so können wir uns sehr leicht den ersten anschließen; in diesem Falle glauben wir aber den *Genius epidemicus intermittens* voraussetzen zu müssen. Nun kommt aber bekanntlich dieselbe als katarrhale Form gewöhnlich vor, und bietet als solche Erscheinungen von Nervenaffection nur secundär dar; daher sie auch weit sicherer und leichter zu beseitigen ist. Das umgekehrte Verhältniß haben wir bey der heutigen epidemischen Cholera. Hier geht das Leiden primär von den Ganglien aus, dort von der Darmmucosa. Die Diagnose zu entwickeln halten wir für überflüssig, da wir solche ausführlich in der Königsberger Verhandlungen 2tem Hefte finden, auf welches wir unsere Leser verweisen. Ueberhaupt scheint es uns sehr irrig, ein Genus „Cholera“ anzunehmen. Dafs ihr ganz verschiedene Krankheitsprocesse zu Grunde liegen können, ist eine eben so bekannte, als wahre Thatfache. Eine rheumatische Cholera z. B. ist keine Species von dem Genus Cholera, sondern vom Rheumatismus, welcher die Darmmucosa afficirt hat, und dieser kann nun eben so gut seinen Sitz primär hier aufschlagen, als er ihn secundär *per metastasin* wählen kann. So kann auch der Katarrh von irgend einer anderen Mucosa auf die des Darms möglicher Weise überspringen, und sich im acutesten Falle als Cholera darstellen. Wir sehen hieraus, dafs uns nicht sowohl einzelne Krankheitserscheinungen bestimmen dürfen, den gegebenen Krankheitsproceß richtig aufzufassen, als vielmehr der Complex aller darauf bezüglichen Umstände, deren Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde. Beziehen wir endlich unsere obigen Angaben auf die genannte Annahme von einer Verwandtschaft zwischen beiden Krankheiten, so ist dieselbe schon dadurch als ungegründet dargethan.

Nachdem wir nun die verschiedenen Ansichten der Aerzte über die Natur des der sogenannten asiatischen Cholera zu Grunde liegenden Krankheitsprocesses nach unseren vorausgeschickten Andeutungen hierüber (s. No. 64 und 65) geprüft, und die Bestätigung derselben als Resultat gewonnen haben: so wäre jetzt noch übrig, die obwaltenden Meinungs-differenzen über deren Genesis gleichfalls nach unseren Untersuchungen (s. No. 144) auszugleichen. Allein hier, wie dort, finden wir unter den Autoren so vielfache Annäherung, wenn auch nicht gänzliche Uebereinstimmung, z. B. bey *Annesley* (1), *Harless* (14), *Clemens* (3), *Lüders* (7), *Loder* (12), *Elsner*, *Neuber* (62), *Kalisch* (34), *Jencken* (64) u. A., dafs

wir es für überflüssig halten, uns abermals auf eine so weitläufige Darstellung einzulassen, zumal da der aus Autoritäten zu führende Beweis für unsere genetische Auseinanderfetzung zum Theil schon in dem liegt, was wir vorausgeschickt haben. Ist nämlich zugegeben, daß diese Cholera eine höhere Intermitteform, mit der Tendenz zu allgemeiner Verbreitung ist, so muß auch die Folgerung zugegeben werden, daß sie sich unter denselben Bedingungen, nur intensiver und extensiver, wie die gewöhnlichen *Intermittentes* als Epidemie entwickelt. Ihre weitere Ausdehnung ist kein Widerspruch, da im J. 1810 die einfacheren Formen nicht minder sich ausbreiteten, und im J. 1485 das Schweissfieber, welches doch mit der Cholera schon identificirt wurde, — gewiß auch eine Intermitte — von Rhodus über Frankreich nach England kam. Andererseits finden wir unsere Beweise aus der voran verzeichneten Literatur, direct wie indirect, absolut wie relativ, auf das fleißigste von *Bueh* zusammengetragen. Daher wir vorzüglich auf diese Schrift (103) verweisen, wenn gleich der Vf. selbst diesen Umstand als äußeren Factor weniger einer näheren Untersuchung unterwirft, als die Ausbildung der inneren Anlage der Menschen als inneren Factor, den er auf das umsichtigste und überzeugendste entwickelt hat. Wir müssen hierauf um so mehr hinweisen, als wir selbst diesen Punkt nur kurz erörterten, und *Leupoldt*, *L. W. Sachs*, wie überhaupt die Königsberger Aerzte, und *Hille* sich für diese Ansicht mehr oder weniger aussprechen. Weiter verweisen wir auf denselben Vf. rücksichtlich der sich hier unmittelbar anreihenden Frage über die Contagiosität. Die negative Beantwortung derselben war eigentlich seine Aufgabe; und wir gedenken darum auch der Mühe einer näheren Auseinanderfetzung der so verschiedenen, mit so vielen Widersprüchen verbundenen Meinungen uns überheben zu können. Die Contagionisten aller Art, die ohnehin nur noch eine kleine Zahl bilden, sind durch *Buehe*, welcher alle Thatfachen auf das richtigste aufgefaßt hat, so siegreich widerlegt, daß es in der That sonderbar scheinen mußte, wenn das Berliner Cholera-Archiv mit *Ruß* an der Spitze (80), der seine Gegner auch bereits gefunden hat (73, 87, 88), fortfahren wollte, eigenfönnig und aus falscher Consequenz auf seinem Irrthume durch fortgesetzte Vertheidigung seiner Contagion zu beharren. Wenn auch *Ruß* als Diplomat einige Zeit die Contagion verfocht (nach 73), und dictatorisch, fast wie eine Glaubenssache, diese Meinung den Aerzten aufzudringen suchte, indem der Censor der preuss. Staats-Zeitung alles Anticontagionistische zu streichen beauftragt gewesen seyn soll (73 u. 81): so dürfte doch dermalen, nach Polens Unterwerfung, auch in dieser Hinsicht kein Grund mehr für jene Hartnäckigkeit vorhanden seyn.

In der That mußte es aufs Höchste befremden, daß diese Ansicht von Entstehung der Cholera als Product zweyer Factoren, eines äußeren (tellurisch-atmosphärische elektrogalvanische Anomalieen) und eines inneren (gastrisch-nervöse Constitution), nicht

schon längst zum leitenden Princip der Regierungen in dieser Angelegenheit wurde, da die Entwicklung dieser Ansicht durchaus nichts Gekünsteltes an sich trägt, sondern ganz in der Naturgeschichte der Epidemien begründet ist, wenn nicht die Ministerärzte selbst, welche doch die umsichtigsten in jedem Staate seyn sollten, der Autopsie aus präsumirter Furcht vor Ansteckung oder vor den Incommoditäten der Untersuchungen an Ort und Stelle des Uebels, so feind gewesen wären.

Nach dem Gefagten und nach allen vorhandenen Erfahrungen unbefangener Aerzte sind wir von der Nullität der Contagion aufs vollkommenste überzeugt, sey sie nun unbedingt oder modificirt, beruhe sie auf herumflatternden Choleraiden (*Grefer* 20), oder komme sie durch Umdrehung der Erde um ihre Axe nach und nach zu uns, oder durch Flüsse und Canäle (61), oder durch Menschen, die sich den Ansteckungsstoff assimilirt haben, in Berührung mit anderen, bey denen dies der Fall noch nicht ist (*Spitta* 84). Wollte man noch annehmen, daß das bekannte Enneanthem auf der Darmmucosa, von *Hergt*, *Sommerschu*, *Romberg* (72) und Anderen gefunden, von Einigen, z. B. *Schlemm* (ebend. S. 57), für Hervorwülfungen der *Glandulae Peyerianae* erklärt, wie die Franzosen überhaupt jetzt auch bey anderen Enneanthemen, z. B. Aphthen, etwas Aehnliches zu zeigen bemüht sind, ähnlich den Exanthemen, z. B. *Variolois*, im Stadium der Blüthe ein Contagium zu entwickeln fähig sey: so müßte doch das Darmsecretum als sein Träger betrachtet werden, dessen Unschädlichkeit aber nachgewiesen ist. Weder die häufigen und genauen Sectionen von Choleraleichen, noch Versuche mit dem Secret von Lebenden genommen, wie z. B. *Foy* solches verschluckte, haben so etwas dargethan. Auch ist der ganze Verlauf zu schnell, als daß die Entwicklung eines Contagiums gedacht werden könnte, zumal, wenn wir noch die Genesis der Epidemie dabey im Auge haben. Wollen wir aber von einer psychischen Contagiosität (durch Furcht) sprechen, so müssen wir diese allerdings in sofern zugeben, als eben durch die Furcht der Organismus jenen inneren Factor sich bereitet, und die Krankheitsanlage hiefür sich ausbildet (51), wie aus den Wirkungen der Leidenschaften auf das vegetative Leben genugsam bekannt ist.

Daß man diese Ansicht auch ohne Verschwendung so vieler Millionen hätte gewinnen können, ist aus dem bisher Gefagten ersichtlich. Wie man aber hienach vollends Choleragift und Pestgift hat identificiren können, was wir aus den dagegen getroffenen Maßregeln ersehen, indem *Ehrenberg* (35) die Pestmaßregeln geradezu empfiehlt, und Rußlands Verordnungen (39) nicht minder, als die österreichischen, in Anwendung gekommen sind, — wie alles dies so kommen konnte, wird uns nicht recht klar, und wird es jetzt auch den Regierungen nicht seyn, welche nunmehr eines Besseren belehrt sind. Russische Aerzte überzeugten sich bald von der Richtigkeit der Angabe der englischen Anticontagionisten in Indien,

und stimmten gegen Cordone. Das Nachtheilige der Häusersperre finden wir bey *Messerschmidt* (40) und *Houffelle* (45) erörtert, und von Königsberg aus (10) erhoben sich die kräftigsten Stimmen gegen die ganze Anordnung Preussens, der sich doch ein Ungenannter, zur Beruhigung des Publicums, noch so hold gezeigt hat (37). An Belehrung des Volkes über den herannahenden Feind liefs man es nicht fehlen; aber, wie es gewöhnlich der Fall mit populär-medicinischen Schriften ist, sie bewirkten häufig das Gegentheil, ängstigten die Gemüther noch mehr, weil sie meistens von der Idee einer Ansteckung ausgingen, und eine Menge Mittel darboten, die mehr geeignet waren, cholerakrank zu machen, als vor der Krankheit zu bewahren. So die Münchner Belehrung (106), *Joerg* (58), die Hausapotheke (54); weniger nachtheilig ist der Homöopath (105). Unter den übrigen Schriften dieser Gattung, wie die anonyme (52), die von *Hohnbaum* (53), *Cohnstein* (55), *Messerschmidt* (41), dem pseudonymen *Kireuz* (57), *Sundelin* (59), *Burdach* (60), *Treyden* (56), verdient die letzte, als ihrem Zwecke am meisten entsprechend, den Vorzug. Auch ist es sehr lobenswerth, über richtige Krankenpflege zu belehren, wie die anonyme Schrift (77) und *Hofmann* (92) thun, und selbst den Aerzten und Wundärzten, die bey der ganzen Angelegenheit ohne Theilnahme sind, das Resultat der Erfahrungen mitzutheilen, wie dies vorzüglich *Jahn* (25) und *Merrern* (89, 90) bezwecken, nicht aber die Münchner Schrift (47). Auch über Anordnung von Spitalern zum Empfange der Hydra erschienen allenthalben um-

fassende Instructionen; aber über einen Punct, über die Mittel, der Volksnoth zu steuern, sind sie noch sehr unvollständig. Wie häufig fehlt es an Nahrung, Kleidung, Wohnung! Darauf die vielen Millionen zu verwenden, wäre eine der sichersten Mafsregeln zur Abwendung der Cholera gewesen, und hätte mehr geschützt, als alle Cordone, die als Mauthlinie zugleich für ihren eigentlichen Zweck ganz fruchtlos waren, wie wir bey *Zschocke* sehen, wie *Pinel* an *Gräfe* schrieb, und auch uns vom bairischen Cordone bekannt ist. Wenn *Barrie's* (38) als Generalpurificator auf seinen Geschäftsreisen die nöthigen Summen zu verwenden hat, so erreicht er sicher seinen Zweck; er purificirt dann leicht die Wohnungen und die Bewohner, macht sie lumpenfrey, wandelt viele Ställe zu wahren Menschenwohnungen um, sorgt für ordentliche Nahrungsmittel, Brennholz u. dgl., predigt dabey Lebensordnung und Reinlichkeit, und er wird gehört. Ohne diese Summen aber ist seine Generalpurifications-Direction erfolglos. Was die Staatsregierung als Arzt der Menschheit zu thun hat, erhellt aus dem hier Gesagten, so wie auch aus dem früheren (s. No. 144). Dafs *Grefer's* Verpallidation der Länder (13½ Fufs hohe Pallisaden) zu den Ungereimtheiten gehöre, und dafs *Borchard's* Kanonade schon durch die Ereignisse in Polen sich als nutzlos zur Abwehrung gezeigt hat, brauchen wir nicht näher aus einander zu setzen. Auch hilft uns *Siegmeyer* (32) mit seinen alchymistischen Ansichten zu nichts.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *M. Mueller Description abregee du procédé d'Amalgamation à Halsbrücke près de Freyberg en Saxe.* 1831. 39 S. kl. 8. (4 gr.)

Der Zweck dieses Werkchens ist, den Fremden, welche nächst Freyberg auch das Amalgamirwerk zur Halsbrücke besuchen, und der deutschen Sprache nicht mächtig sind, die Beschreibung dieser interessanten Anlage, und die Erklärung der verschiedenen bey der Amalgamation vorkommenden Proccesse in französischer Sprache in die Hände zu geben. Schon die Seitenzahl zeigt jedem einigermaßen mit dem Gegenstande Vertrauten, dafs es sich hier nicht darum handelt, eine ausführliche Beschreibung der Freyberger Amalgamation zu liefern, und specieller in die einzelnen Operationen oder in die Theorie der Proccesse einzugehen; das Buch ist vielmehr für Personen geschrieben, die, ohne vom Fache zu seyn, doch einen oberflächlichen Begriff von dieser sinnreichen und nach Befinden vortheilhaften Methode des Silberausbringens mitzunehmen wünschen. Dieser Zweck ist in der That erfüllt, und auf diese Weise einem wirklichem Bedürfnisse abgeholfen.

In der Einleitung läfst der Vf. noch auf eine ähnliche Beschreibung der Freyberger Schmelzproccesse, und auf eine Schrift in deutscher Sprache über Amalgamation und Schmelzproccesse hoffen. Daher ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, den Vf. darauf aufmerksam zu machen, dafs in dem vorliegenden Werke nicht durchaus ein solche Heutlichkeit herrscht, wie sie gerade hier unumgänglich nöthig war. Die Schuld liegt zum Theil an der Sprache, die demselben nicht ganz geläufig zu seyn scheint, zum Theil aber auch daran, dafs hin und wieder zu viel mit zu wenigen Wor-

ten gesagt werden soll, so dafs der Unkundige nur auf einen Gegenstand hingeführt wird, ohne eine klare Vorstellung davon zu erlangen. In solchem Falle ist es aber weit besser, Dinge, deren ausführliche Auseinandersetzung zu weit führen würde, gar nicht zu erwähnen; als ihre Beschreibung nur halb zu geben. Zu solchen nicht ganz deutlichen Stellen rechnet Rec. S. 10 am Ende die Definition des Amalgamationsproccesses; S. 14 die Erwähnung von gewaschenen und gepochten Erzen, von denen die letzten gar nicht, die ersten unzulänglich erklärt sind; die Beschreibungen der Maschinerie im Anquiffaal und bey den Wafsbottigen, die ohne Kupfer entweder zu ausführlich oder zu kurz sind; S. 39 die Erwähnung der Dungefalszbereitung. Wenn daher der Vf. seine Absicht, eine Beschreibung der Freyberger Entsilberungsproccesse in deutscher Sprache zu liefern, noch ausführt: so ist sehr zu wünschen, dafs sie selbst wenn sie ebenfalls nur auf Durchreisende berechnet werden sollte, doch etwas mehr in das Detail eingehe, namentlich auch mehrere und bestimmtere Zahlenangaben mittheile; was dem Vf., als einem sächsischen Hüttenofficianten nicht schwer fallen wird.

Von Sinn entstellenden Druckfehlern bemerkte Rec. folgende: S. 15. Z. 7 v. o. das Comma muß zwey Worte früher stehen; S. 28. Z. 8 v. u. *parceque le chlore uni au fer et à l'argent metallique, s'amalgame*, muß heißen: *parceque le chlore s'unit au fer, et l'argent metallique s'amalgame*; S. 39. Z. 14 v. o. *l'acide* für *l'oxide*.

Schliesslich bedauert Rec., dafs der Vf. nicht die zweckmäßige Vertheilung des Rammes im Amalgamirgebäude hervor gehoben hat, die jedem Fremden auffallen und sein Interesse erregen muß.

Fr.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

M E D I C I N.

Schriften über die Cholera.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was wir über individuelle Prophylaxis in unserem therapeutischen Artikel erwähnten, möge hier nicht vergessen seyn. Wie viel auch in Vorschlag kam (*Wilhelmi* 16 u. 68), selbst *Roth's* Empfehlung des Kupferblechs (42), welches er ächt homöopathisch mystificirt, ist eitel und erfolglos. Nichts schützt, als Abwesenheit der inneren Anlage, wie wir sie oben geschildert, oder Minderung der vorhandenen; und ist dieses nicht möglich, so ist noch auszumitteln, ob das oben empfohlene Brechweinsteinpflaster vor dem Anfall schütze, oder denselben doch mäsigte.

Was die Therapie der Krankheit selbst betrifft, so können wir über deren Zustand leicht eine Ueberficht gewinnen, aber keine tröstende, wenn wir uns in den Schriften von *Wilhelmi* (16, 68), *Neuber* (63), *Harless*, die eine Zusammenstellung der Curarten liefern, umsehen. *Oertel* (91) mit seiner Wasserkur trägt nicht mehr zur Ermuthigung bey, als *Hawkins* (44) Dampfbad und das Glüheisen von *Hertz* (29), und was *Flies* (48) in Posen und *Levisseur* (45) in Bromberg rühmen konnten, entsprach an anderen Orten keinesweges den Erwartungen. Auch *Eisenmann's* Theorie der Cholera und der darauf gebaute Heilplan (27) nach den Gesetzen der organischen Chemie, hervorgegangen aus *Herrmann's* irrigen Untersuchungen der Darmexcreta, wie *Dulk* (81) nachgewiesen hat, indem er das Educt für das Product nahm, hatte nur in sofern einen Beweis für sich, als Ammoniumpräparate von *Pulsi* und mehreren Anderen mit gutem Erfolge angewandt wurden, ohne die angenommene Säure in den ersten Wegen, wonach auch das von ihm zugegebene Choleracontagium saurer Natur seyn sollte, zu subsumiren, und *Eberle* (28) widerlegt ziemlich triftig diese Ansicht, so rationell und originell sie auch sonst ist. Die englische Behandlung in Indien sank schon in Rußland; zwischen diesem und Preussen wurde empirisirt nach allen Dimensionen; hier erst begann der Rationalismus mit der herrschend werdenden Ansicht von der Natur der Krankheit, die auf Irritation und Paralyse beruht, und dem Intermittensprocesse angehört, helleres Licht in die Therapie zu bringen. *Harless* hatte zwar schon den Versuch zu einem rationellen Heilplane gemacht, der aber auch nur ein Versuch bleibt. Erst *Sachs* in Königsberg (81) liefert den ra-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

tionellen Heilplan, und *Baltz* (93) nach ihm; auch *Bartels* (67) ist hierin sehr belehrend. Eine weitere Verfolgung dieses Gegenstandes würde uns hier zu weit führen, weil wir dann auch alle bisher beobachteten Variationen der Krankheit selbst, so wie der Nachkrankheiten, auseinander setzen müßten, da die Darstellung des Einen ohne das Andere dunkel bleibt. Wir verweisen daher auf jene drey Schriften. Die unter ihnen Statt findenden Abweichungen sind keinesweges so erheblich, als das sie nicht miteinander auszugleichen wären; und wenn sie auch nicht so siegreich, als zu wünschen war, die Cholera überwältigen konnten, mithin unsere tröstende Behaglichkeit bey unserem gegenwärtigen Wissen dadurch auch gestört werden sollte, so können wir doch nicht oft genug an den raschen Verlauf der Krankheit erinnern, die so schnell in Lähmung übergeht. „*Principiis obsta, sero medicina paratur*“ kann nirgends mehr gelten, als hier. Lähmung ist überall in Krankheiten ominös, am meisten aber im Centrum des plastisch-vegetativen Lebens, weil hier so viele Organe theilhaftig sind. Kommen wir auch noch so weit in unserer Kenntniß der Cholera, so erreichen wir das Ziel doch nicht, eine eingetretene Lähmung in den Ganglien wieder aufzuheben. Wer Vergleichen über die besseren Behandlungsarten anstellen will, den verweisen wir noch auf *Basiler* (69), die *Stettiner* Abhandlungen (83), *Buchheister* (97), *Hergt* und *Sommerfchu* (98), *Rohrer* (71), *Lieber* (86), *Heilbronn* (78), *Schneemann* (65), *Kraufs* (95), *Fischer* (94) und *Gescheidt* (96).

Wir haben nun die Cholera nach ihren drey Hauptbeziehungen betrachtet, nosologisch, pathogenetisch und therapeutisch. Am meisten beschäftigte uns die erste, und nach dieser die zweyte, weil uns die Lösung der Frage, mit welchem Feinde wir es zu thun haben, am dringendsten schien. Was die Arten der Cholera anlangt, so haben mehrere Schriftsteller solche benannt. Wir übergangen diesen Punct, weil die Cholera ihre Gestalten, wie ein Proteus, wechselt, und wir mithin noch nicht einmal dieselben alle kennen. Von den Sectionsresultaten glaubten wir überhaupt nur so viel berühren zu müssen, als zum Behuf eines Beweises nöthig schien. In den Schriften bey *Phoebus* (80, 3 Heft), von *Romberg* (72), *Sachs* (81), *Gescheidt* und Anderen, ist das Nähere zu finden. Diagnose und Prognose berührten wir gar nicht, weil sie allenthalben gut dargestellt sind; eben so die Symptomatologie, die *Hegar* sogar durch eine Zeichnung zu erläutern versucht hat (70).

Z z

Wenn wir endlich der Gelegenheitsurfachen, Diätfehler u. s. w. nicht gedachten, die doch das vermittelnde Glied zwischen der inneren und äußeren Ursache sind, so geschah es bloß darum, weil wir sie nunmehr als bekannt voraussetzen durften.

B. F. S.

HEILBRONN, b. Drechsler: *Beyträge zur Natur- und Heil-Kunde*. Von C. F. v. Pommer, der Medicin Doctor, Stabsarzte, Ritter u. s. w. Erster Band. 1831. VII u. 606 S. 8. (2 Thlr. 21 gr.)

Vier Abhandlungen, theils physiologischen, theils praktischen Inhalts, hat der thätige Vf. in diesem Bande niedergelegt. I. *Ein Beytrag zur Geschichte des Klapperfchlängenbisses* (S. 1—10). Ein Kaninchen wurde dem Bisse von *Crotalus horridus* L. ausgesetzt. Durch einen Biss an der linken Seite des Kopfes starb es nach 25 Secunden. Keine Entzündung, kein örtliches Absterben, kein Brand, keine Auftreibung war an der verletzten Stelle wahrzunehmen; die allgemeine Fäulniß des getödteten Thieres wurde durch den Gifttod nicht beschleunigt; ein Hund genoß das rohe Fleisch des Thieres ohne allen Nachtheil. Der Vf. fand große Analogie zwischen der Wirkung des Schlangengifts und der Blausäure. — II. *Ueber den Einfluß der gleichzeitigen Durchschneidung beider sympathischen Nerven am Halse auf die Gesundheit und das Leben der Thiere* (S. 11—50). Bey dem seit Galen's Zeiten mannichfach wiederholten Experimente der Durchschneidung des *Vagus* am Halse kam sehr häufig der *Sympathicus magnus* gleichzeitig mit unter das Messer; es entstand daher die Frage, ob nicht die Ergebnisse jenes Versuches vorzugsweise oder doch wenigstens theilweise von der Verletzung des letzten mitbedingt sind. Die an Kaninchen und Hunden deshalb angestellten Versuche belehrten den Vf., daß die Durchschneidung beider *Sympathici* weder das Leben, noch die Gesundheit beider Thierarten beeinträchtigt, und daß bey Kaninchen nach der Operation gar keine Veränderung an den Augen wahrzunehmen ist, bey Hunden aber nur in einzelnen Fällen eine schwache Schleimsecretion im inneren Augenwinkel danach erscheint. Uebrigens gaben die Thiere bey dem Drücken, Ziehen, Durchschneiden des *Sympathicus* niemals Zeichen des Schmerzes von sich; die Schnittenden zogen sich zurück, wie an Rückenmarks- oder Cerebral-Nerven, schwellen knopföflich an, und vereinigten sich nicht durch Nervensubstanz, sondern durch eine zellgewebsartige Masse. — III. *Beobachtungen über die Erzeugnisse des Genius epidemicus vom Frühjahre 1828 bis dahin 1829* (S. 51—258). Die interessante Zusammenstellung der im genannten Zeitraume in Heilbronn beobachteten Krankheitszustände gestattet keinen Auszug. — IV. *Geschichte eines epidemischen Nervenfiebers, welches im Sommer 1829 in der Garnison Heilbronn herrschte* (S. 259—606). Die Krankheit, ein epidemisches Nervenfieber, befiel sowohl die Bewohner Heilbronns, als die Garnison;

letzte jedoch in einem extensiveren Grade. Von den 500 Mann, welche die Garnison bildeten, wurden vom 26 Juni bis 28 August 327 Mann befallen. In der Mitte dieses Zeitraums, gegen Ende Julius, erreichte die Krankheit ihre Höhe. Acute Krankheiten kamen während der Epidemie nur sehr wenige vor, namentlich auch bey Kindern. Männer erkrankten in der Stadt häufiger als Frauenspersonen; die meisten Kranken waren zwischen 20—40 Jahren und aus der Handwerksclasse. Unter den Soldaten erkrankten am häufigsten die zuletzt rekrutirten, die Schützen und die Tambours. Die Krankheit ließ fünf Zeiträume unterscheiden. *Erster Zeitraum*. Selten befiel die Krankheit ganz plötzlich, sondern meistens gingen 2 bis 3, selbst 6 bis 10 Tage lang reisende Schmerzen oder Schwere in den unteren Extremitäten, oder leichtes Rothlauf um die Knöchel und Schienbeine voraus; die Krankheit schien gewissermaßen von der *Cauda equina* auszugehen. *Zweiter Zeitraum*, 1—3 Tage dauernd. Die bey dem Nervenfieber gewöhnlichen Kopffectionen, Fieberbewegungen, schwache Störungen der Respiration, Appetitlosigkeit, Aufstossen, trockener Mund, dünne Stühle (selten träger Stuhlgang), Schmerzlosigkeit des Unterleibes. In diesem Zeitraume erschienen nicht selten als voreilige Krisen Nasenbluten, Schweisse, freywilliges Erbrechen, Durchfälle, vermehrte Absonderung in der Branchialschleimhaut, langer und tiefer Schlaf. *Dritter Zeitraum*, 6—8 Tage dauernd. Deutlicher ausgeprägtes Fieber bis zur *continua continens*, Danniederliegen der geistigen Thätigkeit und der Sinnesfunctionen, der Willhühr entrückte Muskelactionen; unruhige Respiration, mehr oder weniger mit einem Gefühle von Voll- oder Bangseyn auf der Brust, abwechselnd bloßes Hüfteln und stoßweiser Husten mit wenigem Schleimauswurfe; Druck in der Magengegend, Erbrechen, 6—10 wässerige Stühle, feuchte, weißlich belegte Zunge, Weichheit des Unterleibes, Schmerz in der *regio umbilicalis* und *ileo-coecalis* bald vorhanden, bald fehlend; kein Exanthem auf der Haut. In diesem Zeitraume konnte man fünf Formen der Krankheit unterscheiden: a) Nervenfieber mit vorzugsweise entzündlicher Aufreizung des Gehirns, Rückenmarks und deren Häute; b) Nervenfieber mit hervorstechendem entzündlichem Leiden der Athmungswerkzeuge; c) Nervenfieber mit ungewöhnlich heftigen auf Durchbohrung des Dünndarms hindeutenden Schmerzen im Unterleibe; d) gewöhnliche *febris nervosa versatilis* und *stupida*, bald mit, bald ohne Petechien; e) unvollkommen ausgebildetes Nervenfieber, wo kein Delirium, kein Stupor eintrat, wenn gleich die ganze Krankheit ebenfalls 4 bis 5 Wochen zu ihrem Verlaufe erforderte. *Vierter Zeitraum*, oder die Höhe der Krankheit, in der Regel zwischen dem 14 bis 15 Tage liegend. Die bekannten Erscheinungen dieses Stadiums. *Fünfter Zeitraum*, oder Ausgänge der Krankheit. Meist zeigten sich zuerst die immateriellen Krisen im Nervensysteme. Die Reconvalescenz fiel meistens gegen das Ende der 4ten Woche, und dauerte bis in die 6te, 8te, ja 10te

Woche. Das Abschälen der Epidermis und das Ausfallen der Haupthaare (in manchen Fällen zwey, selbst drey Mal) bildeten den Schlussstein der Reconvalleszenz. Als Uebergangs- oder zum Theil Nach-Krankheiten in dem fünften Zeitraume erschienen Wechselstieber, scorbutische und hydropische Cachexie, Gelbfucht, Durchfälle, Geschwüre in den Luftwegen (zwey tödtliche Fälle durch Eiterung im Kehlkopfe), Oedem, rheumatische Schmerzen, Furunkeln und Abscesse, krätzartige Hautauschläge. Der Tod foderte von den 327 Erkrankten nur 13 Opfer ab; gewiss ein sehr günstiges numerisches Verhältniß. Der Tod erfolgte am 5, 7, 8, 9, 11, 12, 19, 25, 29 Tage der Krankheit, und in zwey Fällen von Nachkrankheit am 37 und 44 Tage. Ungünstige Prognose gaben das heftige Ergriffenseyn des Gehirns und Nervensystems gleich vom Anfange, frühe Schwerhörigkeit bey sonst langsamem Verlaufe der Krankheit, Heiserkeit in der Höhe der Krankheit, Entwicklung von Petechien, Meteorismus (der aber oft auch nach 8—12 Tagen verschwand), kollerndes Geräusch im Leibe bey Verschlucken von Flüssigkeiten, sehr häufige Darmausleerungen.

Zwölf Leichen wurden mit großer Sorgfalt secirt. Der Vf. theilt die Sectionsbefunde nebst den kurzen Krankengeschichten einzeln mit. Die allgemeinen Ergebnisse der Sectionen waren folgende: In jeder Leiche wurde ein in die Sinne fallender krankhafter Zustand der Eingeweide gefunden. Dieser betraf meistens die Eingeweide aller drey großen Höhlen, in welcher Form auch das Nervenstieber erschienen seyn mochte, und dem Leichenerfunde nach kann die Krankheit nicht bloß als eine örtliche in einem Organe oder Systeme ausschliesslich haftende angesehen werden, sondern als eine mehrfach verzweigte, allgemein verbreitete. Folgende Erzeugnisse der Entzündung machten sich zunächst bemerklich: Wahre, von krankhafter Gefäßentwicklung und Blutpunkten herrührende Entzündungsröthe (in der Schleimhaut der Luftcanäle, des Magens und der Gedärme); Geschwulst (der Schleimdrüsen des Dünndarms und der Gekrösdrüsen); Verwachsungen (zwischen *arachnoidea* und *pia mater*, Lungenoberfläche und *pleura costalis*); seröse Ergießungen (in der Schädel-, den Gehirn-, der Rückenmarks-, Brust- und Unterleibs-Höhle); blutige Ecchymosen (in der Gefäßhaut des Gehirns); Verdickung (der Spinnwebenhaut, des Zwölffingerdarms, der Schleimhaut und Muskelhaut, des Hüftdarms und der dicken Gedärme); Verhärtung (der Zirbeldrüse); Degenerationen parenchymatöser und membranöser Gebilde (theilweise Umwandlung der Lungen in leberartige Substanz und fungöse Umwandlung der Schleim- und Muskelhaut des Hüftdarms); polypöse, tuberkelartige, fungöse und Hydatiden-Bildung (erste im Herzen und in einzelnen Blutgefäßen, letzte in den Gedärmen und an der Zirbel); Erweichung (der Magenschleimhaut und der Gekrösdrüsen-substanz); Ulceration (der Schleim- und Muskel-Haut der Gedärme und der Schleimhaut des *larynx*). Auch die innere Haut des Herzens und

der großen Gefäße, sowie der Harnblase waren häufig entzündungsartig geröthet. Als krankhafte Zustände, die nicht auf Entzündung schienen bezogen werden zu können, erschienen ein auffallender Blutmangel; Weichheit der Substanz des Herzens, der Leber, der Milz und der willkürlichen Muskeln; die phlogistische, polypöse Beschaffenheit des Blutes im Gehirne, seine widernatürliche Auflösung und fernambukähnliche Farbe in der Leber, seine ungleiche Vertheilung. Die krankhaften Veränderungen zeigten sich in der Regel am häufigsten und beträchtlichsten in den Nahrungswegen, namentlich auf der inneren Oberfläche des Hüftdarms, in den Gekrösdrüsen und auf der inneren Magenfläche; hierauf folgten die Athmungswerkzeuge, namentlich die *bronchi* und deren Zweige, so wie die Lungen selbst; dagegen war das Gehirn und Nervensystem, abgesehen von den Gehirnhäuten, am seltensten krankhaft afficirt.

Was die Behandlung anlangt, so wurde dieselbe mit entschiedenem Nutzen mit einem Emeticum aus *Ipecacuanha* und *Tart. emet.*, oder bey vorhandener Diarrhöe aus *Ipecacuanha* allein eröffnet. Hierauf folgten Salmiak, *Spir. Minder.*, nach Umständen mit einem schwachen *Infusum Ipecacuanhae* oder mit *Tart. emet.* verbunden. Allgemeine Blutentziehungen wurden selten veranstaltet, häufig aber, selbst wiederholt 8—12 Blutegel an Schläfen und Stirne, an die Brust, an die Nabel- und Hüft-Darmgegend gesetzt. Sehr häufig wurde in den heftigen Fällen des Fiebers Quecksilbersalbe in den Unterleib und die innere Fläche der Schenkel eingerieben, in einigen Fällen bis zur anfangenden Salivation. Es wurden ferner sehr gewöhnlich kalte Begießungen und Fomentationen des Kopfes und laue Essigwäschungen der übrigen Hautoberfläche in Anwendung gezogen. Die Behandlung des 4ten und 5ten Stadiums mußte natürlich sehr individualisirt werden; sie unterschied sich im Ganzen nicht von der gewöhnlichen. — Eine Contagiosität der Krankheit schien nicht annehmbar zu seyn.

Schließlich müssen wir noch das S. 550—565 besprochenen wichtigen Gegenstandes gedenken, nämlich der bey dem Nervenstieber vorkommenden Ulcerationen im Hüftdarme. Diese Geschwüre, bald in größerer, bald in geringerer Ausdehnung und Anzahl vorhanden, fehlten in keiner einzigen der 12 secirten Leichen. Gewöhnlich war außer der *mucofa* auch die *fibrosa* zerstört, der Bauchfellüberzug aber ganz unversehrt. Durch welche Zeichen läßt sich nun die Gegenwart der jenen Ulcerationen zu Grunde liegenden Entzündung des Hüftdarms im Verlaufe des Nervenstiebers erkennen? *Ign. Rud. Bischoff* in Wien bezeichnete als pathognomonische Zeichen dieser Entzündung „gewisse, von der rechten Seite ausgehende, schnell zunehmende und bey dem Anklöpfen weit mehr als in der linken Seite tönende Aufgetriebenheit des Unterleibes, das sehr Heißseyn derselben und die schmerzhaftige Beschaffenheit der Kreuzgegend bey dem Drucke, so wie den heftigen und an-

haltenden Schmerz bey einem tiefen Drucke an der rechten Seite des Unterleibes oberhalb des *Paupart'schen* Bandes;“ und empfahl dagegen das Ansetzen von Schröpfköpfen auf die Hüftdarmsgegend und öfters Bestreichen der davon verursachten Wunden mit Brechweinsteinauflösung, um Entzündung und Eiterung der Haut herbeizuführen. Nach unserm Vf. sind die von *Bischoff* angegebenen Zeichen keinesweges Stich haltend, in sofern die Abwesenheit jener Zeichen die Abwesenheit der *Inflammatio mucosae* nicht darthut. Uebrigens finde sich ein etwas stärkeres Vollseyn der rechten Hüftbeingegegend schon im gefunden Zustande, weil die Speisereife hier länger verweilen. Ein merkliches Heißseyn der Bauchdecken konnte er bey der *Inflammatio mucosae* nicht wahrnehmen, und eine besondere Schmerzhaftigkeit der Kreuzgegend fand er nicht ein einziges Mal. Die Schmerzhaftigkeit bey allmählich verstärktem Drucke auf den Unterleib, die sich wenigstens nach *Bischoff* durch ein krampfhaftes Verziehen der Gesichtsmuskeln zu erkennen geben soll, erscheint öftmals erst in der Höhe der Krankheit; denn in der beobachteten Epidemie schmerzte der Unterleib im zweyten Zeitraume an keiner Stelle; im dritten Zeitraume war der Leib weich, klein, bey oberflächlicher Berührung unschmerzhaft, und bey stärkerem Drucke empfand der Kranke häufig einen deutlichen, zuweilen aber nur unbestimmten und öfters gar keinen Schmerz. Uebrigens wurde der Schmerz am häufigsten in der Nabelgegend, nächst dieser zwischen Nabel und Schoofsbeinen beobachtet. Das im Ganzen noch zuverlässigste Zeichen der *Inflammatio mucosae* des Hüftdarms im Nervenfieber scheinen unserm Vf. die wässerigen, meistens lehmartig gefärbten, vermehrten Stuhlgänge gleich im Anfange der Krankheit zu seyn, zuweilen mit Kollern und Grimmen oder Schneiden im Leibe in der Nabelgegend vor dem Eintritte der *sedes* und mit Abgang von Blähungen. Je rascher übrigens das Nervenfieber verläuft, um so undeutlicher sind alle örtlichen Zeichen jener Entzündung.

D. T. J.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *Versuch einer Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus,*

vom Dr. *Aug. Wilh. von Stofsch*, Leibbarzte Ihrer kön. Hoheit der Kronprinzessin von Preussen. 1828. XV u. 235 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Hätte der Vf. sich zuvor auf eine geschichtliche Darstellung der honigartigen Harnruhr eingelassen, so wäre dem mit ihrer Literatur weniger Vertrauten der Werth dieser Bearbeitung eines Thema's, das zu häufig nur als Räthsel galt, erst recht klar geworden. Der Weg, welcher bey dieser Abhandlung eingeschlagen wurde, ist vorzüglich der physiologische, und zwar in der Art, daß die Physiologie mit allen ihren hieher gehörigen Behelfen darauf angewandt wird. Dem zufolge wird ein physiologisches Fragment über Verdauung, Assimilation und Reproduction vorausgeschickt, und diese organischen Prozesse werden dann in ihrer Abnormität bey der in Rede stehenden Krankheit mit aller Umsicht und Genauigkeit verfolgt und beleuchtet. Daher finden wir auch eine ausgezeichnete Analyse und Erklärung der Symptomatologie, Aetiologie und Sectionsresultate, welche uns bis zur Evidenz mit der Natur dieses Krankheitsprocesses bekannt machen, der zunächst in einem lähmungsartigen Zustande des, das venöse System afficirenden Theiles des sympathischen Nervensystems und der dadurch bedingten Vernichtung der Resorptionsthätigkeit der Venen seinen Grund hat. Die darauf gebaute Therapie trägt, wie nicht anders zu erwarten ist, das Gepräge einer für die leidende Menschheit segensreichen Rationalität, und ist genau im Allgemeinen, wie im Besonderen, den ätiologischen Momenten gemäß durchgeführt. Drey interessante, kritisch abgefaßte Krankengeschichten, als Belege für die Resultate der gegebenen Untersuchungen, machen den Beschluß.

Diese Andeutungen über eine so inhaltsreiche Schrift glaubten wir nicht weiter ausdehnen zu dürfen, um nicht durch einen unvollständigen Auszug dem Gebrauche derselben nachtheilig vorzugreifen. Sie muß ganz gelesen werden, um richtig gewürdigt zu werden; und dann ergiebt sich die wohlverdiente Empfehlung von selbst. Wir wünschen daher sehr, daß jeder praktische Arzt sich mit derselben bekannt machen möge.

B. S.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Göttingen, b. Deuerlich: *Gedichte* von Dr. *J. A. G. Heinroth*, Director der Musik in Göttingen. Erstes Heft, enthaltend Fabeln und Erzählungen zum Declamiren. 1832. VIII u. 120 S. 8. (9 gr.)

Für Knaben oft nicht verständlich genug, oder ohne Interesse, immer zu wenig naiv und heiter. Für Declamatoren von reiferen Jahren zu matt, und nicht selten die

Nutzenanwendung, wie z. B. in: der Knabe und die Erdbeeren, viel zu spitzfindig, ja ganz und gar unpassend. Das Befremdendeste am ganzen Büchlein ist, daß ein Director der Musik so überaus holpernde, steife Verse, wie sie sich häufig in diesen Fabeln darbieten, stehen lassen konnte.

R. t.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

- 1) **BRESLAU**, b. Max u. Comp.: *Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist.* Eine Confession von *Heinrich Steffens*. 1831. 181 S. 8. (18 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben.* Eine Stimme aus der Gemeinde durch *Heinrich Steffens*. Neue, unveränderte Ausgabe. 1831. VIII u. 252 S. 8. (20 gr.)

Mit einigem Vorurtheil, weil mit Vorliebe — wir gestehen es, gingen wir an das Lesen dieser Schriften. Der Vf. war uns schon früher nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Mensch, — obwohl nie eine persönliche Begegnung oder anderweite Berührung Statt fand, — lieb und werth geworden. Zudem erinnerte uns *Steffens*, der Naturkundige, mit seiner theologischen Confession an den ehrwürdigen *Haller*, der, wie *Jener*, Naturforscher in ächter Bedeutung und Dichter voll Geistes, mit lebendigem Glauben und gründlicher Erkenntniß dem evangelischen Christenthum huldigte, und in seinen *Briefen über die Einwürfe der Freygeister wider die Offenbarung*, das Schwert des Geistes kräftig führte. Wer ein ächter Protestant ist, kann auf menschliche Autorität in Glaubenssachen kein Gewicht legen; aber es ist in unseren Tagen am wenigsten überflüssig, daran zu erinnern, daß Männer, wie *Haller*, *Kepler*, *Newton*, *Leibnitz* u. A., die unbestreitbar zu den größten Denkern aller Jahrhunderte gehören, aber nicht Theologen von Profession waren, mit ganzer Seele in dem Glauben lebten, der die Christen als Glieder Eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, verbindet, und der denn allerdings ein sehr einfältiger, aber doch nicht ein so alberner seyn mag, wie manche theologische Sprecher dieser Zeit uns überreden möchten. Zu solchen treuen Zeugen hat denn auch Hr. *Steffens*, wie früher der treffliche Geistesverwandte und wissenschaftliche Genosse, *G. H. Schubert*, sich gefellt, und wir betrachten es als eine gute Frucht der jetzigen theologischen

) Da beide Schriften nach sehr verschiedenen Ansichten betrachtet und beurtheilt werden können, so theilen wir zwar hier eine Anzeige von einem sehr ehrenwerthen Theologen mit, welcher dem Vf. fast in Allem beystimmt, behalten uns aber vor, auch das Urtheil eines anderen Gelehrten, welcher von entgegengesetzten Ideen und Ueberzeugungen ausgeht, künftig nachzuliefern.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.
J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Parteykämpfe, daß diese ihn bewogen, über das Eine, was Noth ist, seine Stimme abzugeben.

Nr. 1 verspricht auf dem Titel eine *Confession*, und das Büchlein enthält wirklich eine solche, im wahren Sinne des Wortes. Das innere Leben eines reichbegabten Geistes entwickelt sich hier vor unsern Augen, und kein Moment der geschichtlichen Darstellung ist überflüssig oder unbedeutend. Wir erhalten freylich nur Andeutungen, aber durchschauliche; nur sparsame, fast vereinzelte Züge, aber Grundzüge, in denen gerade das Lebendigste im Leben sich abspiegelt. Eine ehrenwerthe religiöse Subjectivität wird hier, indem sie offen und treu sich ausdrückt, dergestalt objectiv, daß Rec., das hier Gegebene mit dem, was andere Schriften desselben Vfs., was Freunde und Feinde in mündlichen und schriftlichen Berichten darboten, unbefangen combinirend, ein anschauliches Bild der edlen Persönlichkeit des Mannes, der in den letzten Jahren wohl mehr als je Vielen ein Räthsel, wo nicht ein Stein des Anstoßes geworden ist, für sich gewonnen zu haben meint, und durchaus nicht mehr an ihm irre werden könnte, wie auch Andere ihn richten möchten.

Nach den einleitenden Worten, welche die Veranlassung und unabweisbare Nothwendigkeit des Erscheinens dieser Confession, und das Verhältniß des Vfs. zu der kirchlichen Union befriedigend andeuten, folgen (S. 20—84) Züge aus dem persönlichen Jugendleben, die einen tiefen Blick in den Gang des Geistes eröffnen. Der Knabe, den wir hier kennen lernen, zieht, trotz mancher fast abstoßender Eigenthümlichkeiten, uns so innig an, daß wir ihn gern auf seiner weiteren Laufbahn begleiten möchten, und um so unbehaglicher in unserer theilnehmenden Beobachtung uns gestört fühlen, als die genetische Entwicklung bey dem Tode der Mutter plötzlich abbricht. Darauf tritt uns, ehe wir sein ganzes Werden sehen, der bereits durch eine vielversprechende Leistung ausgezeichnete, ja gefeierte Jüngling entgegen. Wir möchten allerdings mit ihm rechten, daß er uns erst zum Vertrauten seines Bildungsganges und seines inneren Heiligthums macht, dann aber, als reue ihn die vertrauliche Hingebung, gerade da, wo unsere Theilnahme aufs Höchste gesteigert ist, sich zurückzieht; wir wünschen also eine vollständigere, mehr durchgeführte Confession; für den vorliegenden Zweck aber genügt allerdings die gegebene, und die folgenden Abschnitte bieten weitere, befriedigende Aufschlüsse dar.

Sinnreiche Andeutungen des Verhältnisses der
A a a

Menschenwelt zur Natur und zu den geheimnißvollen Tiefen des Lebens bilden den Uebergang zu der psychologischen Erklärung der Richtung, welche die religiöse Denkweise des Vf. genommen. Dieser Abschnitt (S. 90 — 108) ist überschrieben: „*Unsterbliche Persönlichkeit*“, und stellt das, was die innerste Eigenthümlichkeit des Menschen und sein wahres Eigenthum ist, den innerlichen verborgenen Menschen, welcher, wie er sich auch selbst verhülle, und von der Welt beengt, gebunden, verdunkelt werde, obwohl er in der Erscheinung nie rein hervortreten kann, doch in den Augenblicken des reinsten Daseyns sich loswindet, das *Selbst*, dem Keiner ganz zu entfliehen vermag, als den Gegenstand der Forschung (sowohl der Selbst- als der Menschen-Beobachtung) dar, durch welche der Vf. zu dem Friedens- und Freuden-Quell seiner Kinheit zurück, zu dem verborgenen Leben in Christus hingeletet ward, und macht es anschaulich, wie er das, was die Lebensphilosophie des gebildeten Weltmannes, was Kunst, Poesie, Wissenschaft allein ihm nicht gewähren konnten, — einen Ruhepunkt in den gewaltsamen Oscillationen der Gegenwart, nachdem er die Bedeutung der Erfahrung wiedererkannt hatte, und zur Liebe geläutert worden, — im *Christenthum* fand. Was ihm dieses war und ward, das entwickelt er von S. 108 bis 132. Das die ewige Persönlichkeit Verhüllende erkannte er aufser sich als ein Allgemeines, in sich als das Böse, aus dessen Gewalt nichts in der Erscheinung und keine eigene Kraft ihn retten konnte. Die frommen Erinnerungen aus der Kindheit, die ihn fortdauernd begleitet hatten, wurden nun mächtiger und klarer; aber er fühlte sich in der innersten Tiefe gebunden, das Denken selbst durch das Bewußtseyn des Abfalls gefesselt; er begriff, das nur eine unbedingte Hingebung ihn befreyen könne, und blieb nicht zweifelhaft, wem er sich hingeben solle. Auch hier erwies sich der Segen einer christlichen Erziehung. Zwar ward die völlige Hingebung noch auf mancherley Weise gehemmt; aber immermehr machte sie sich als unabweisbare Forderung geltend. Was er längst erkannt, das erlebte er nun, um es im höheren Sinn zu erkennen, das er sich ganz hingeben müsse dem, dessen Herrlichkeit ihm erschienen war, und er begriff nun, das die Hingebung nur dann wirklich und völlig sey, wenn jedes Wort und jede That des Erlösers ihm heilige Wahrheit sey, unabhängig von dem Begreifen und von der Bestätigung durch das eigene Selbst, über allen Zweifel erhaben. Die Wunder des Heilands erkannte er nun, obwohl als Naturforscher an die Strenge physikalischer Untersuchungen gewöhnt, als geschichtliche Wahrheit. — Ungern versagen wir uns, den reichen Inhalt dieses Abschnittes hier anzudeuten; er muß ganz gelesen werden, um sich in seiner ganzen Wahrheit zu behaupten. Das Zeugniß: „Von dem Geist erzeugt, von der Unschuld geboren, erschien der Herr auf der Erde, — das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns; — der Glaube, welcher der Träger alles Wissens ist, besitzt, was das Erkennen erwirbt, und was allein die Verheißung

hat, die Liebe; welche den Sinn zur Gefinnung steigert, Leben und Seligkeit und das Höchste ist, darin aller Glaube und alles Erkennen erst seinen Werth erhält, und die Einheit Aller, die frey sind in dem Heilande und Kinder Gottes durch Ihn, begründet ist, — diese Einheit, selbst der offenbargewordene, persönliche Gott, der Geist, sich darstellend durch die Gemeinschaft, eben daher selbst Person,“ — diese Stelle tritt hier uns licht und lebenswarm entgegen. — Der folgende Abschnitt: „*Luther*“ (S. 13. 26. 142), enthält mehr, als die Aufschrift besagt. Denn an die gerechte Hindeutung auf den Mann, „welcher berufen war, der ganzen Geschichte in allen ihren Richtungen eine andere Gestalt zu geben,“ und so bedeutend erscheint, „nicht nur, weil er die Hierarchie bekämpfte, sondern auch, weil er die Naturseite des Christenthums festhielt, indem er sie von der Erscheinung losriß, und ihr eine innere geistige Bedeutung gab, weil ihm ein weissagendes Gefühl ahnen ließ, das die Gewalt des reflectirenden Verstandes die Kirche zerstören würde, weil er den ersten Versuch dieser Gewalt so entschlossen abwies,“ — schließt sich eine geistreiche Andeutung der geheimnißvollen, und doch so klaren geschichtlichen Abendmahlslehre an, wie Luther sie im Geist der ältesten Kirche entwickelte. — „Man denke sich, das die heilige Lehre, welche den Heiland erblickt als den allgegenwärtigen Schöpfer einer erneuerten, für die Seligkeit bestimmten Schöpfung, welche inmitten der Erscheinung die Keime einer neuen Welt pfllegt, welche ihn erblickt, wie Er alle Schöpfungskraft geistig gestaltet in seiner Kirche, und wie diese Gestalt Jedem nahe ist, und in Stunden der Reinigung sich ihm ganz als selige Nahrung hingiebt, man denke sich, das diese Lehre (wie sie sich erhalten hat, und in vielen einfachen Gemüthern die herrschende ist) noch immer die Grundlage unserer bürgerlichen, sittlichen und geistigen Bildung wäre, — wie ganz anders stände es um die Gefinnung der Zeit!“ — Der Abschnitt: „*Kirche, Gemeinde*“ (S. 142 — 160) macht es einleuchtend, wie der Vf. von einer inneren Nothwendigkeit gedrungen (wir möchten hier die Wirkung des Geistes, der in alle Wahrheit leitet, noch bestimmter anerkannt sehen), von dem vornehmen Herabsehen der geistreichen Gesellschaft auf das gläubige Volk sich losreisend, und dem Separatismus feind, an eine sichtbare Gemeinde sich angeschlossen, in ihr mit der freyen Kirche sich verband, — und wieder *Lutheraner* ward. Weiter wird in dem Abschnitt: „*Theologie. Laien*“ (S. 160 — 173) überzeugend angedeutet das Recht der Laien in Glaubenssachen, die Stellung der Theologen zu der Gemeinde, das Wesen der in der Augsbургischen Confession, als dem äußeren, in dem gemeinamen Glauben an das Wort Gottes, als dem innerlichen Einigungspuncte verbundenen lutherischen Kirche, die Nothwendigkeit einer reinen und bestimmten Sondernung der Kirchen zur Erreichung der höheren Einheit, die Gefahr der Vermischung streitender Elemente, oder der durch bloß äußere Mittel erkrebteten dürftigen Vereinigung des Unbestimmten, die Noth-

wendigkeit einer bestimmten Gestaltung der aus der unerschöpflichen Quelle der heiligen Schrift hervorströmenden ewigen Wahrheit, damit der Kampf nicht bloß zwischen Einzelnen, in ihrer objectiven Beschränktheit, sondern zwischen großen historischen Massen, alle Keime des christlichen Lebens entfalte, und zur Einigkeit im Geist führe, aufhebend jene Indifferenz, die nur Willkühr statt Freyheit erzeugt, und eine Zersplitterung der Kirche in Secten, in Gemeinden und Gemeindchen ins Unendliche. Der Schluß (S. 173—181) läßt uns noch in die Ansichten hineinschauen, welche der Vf. auf dem jetzigen Standpuncte seines Glaubens und Kirchenthums von „*Duldung und Anerkennung, Wissenschaft und Kunst, Mysticismus und Fanatismus*“ gewonnen hat; wir empfangen hier auch nur Andeutungen, aber sehr gehaltvolle und für den Kundigen zum Verständniß hinreichende, und erinnern uns nicht etwas Sinnreicheres und Ergreifenderes über die wahre Duldung gelesen zu haben. „Die hohe selige Freude, die allein dem Glauben eigen ist,“ spricht sich mit der gerechtesten Anerkennung der Herrlichkeit der Wissenschaft und Kunst, so warm als klar aus. Ueber *Mysticismus* und *Fanatismus* ist in 21 Zeilen viel mehr und Tieferes gesagt, als in vielen Bogen mancher theologischen Abhandlung über denselben Gegenstand. Ungern enthalten wir uns, einige Belege abzuschreiben; nur so viel: „Was im Erkennen die Stufe der Entwicklung frech und ungeduldig überspringt, wird Mysticismus.“ — „Frevelhafter noch ist derjenige, welcher, nicht als lebendiges Glied der Zeit und ihrer Ordnung, die Entwicklungsstufe handelnd überspringt — er wird fanatisch.“ „Aber die Liebe ist das Höchste; wer in jenem Sinne allumfassender Liebe dem Menschengeschlechte sich opfert, dem kommen selbst seine Irrthümer zu Gute; ihm wird viel vergeben, denn er hat viel geliebt.“

Früher als diese Confession erschien Nr. 2, nun in einer zweyten Ausgabe vor uns liegend. Der Beysatz: „Eine Stimme aus der Gemeinde,“ bezeichnet sogleich die Stellung des Vfs. und den Gesichtspunct, aus welchem seine Schrift zu beurtheilen ist. Sie ward, wie der Vorbericht angiebt, veranlaßt durch die Anfeindungen, welche der Prof. Scheibel in Breslau, des Vfs. Seelforger und Freund, erleiden mußte. Dieser, als theoretischer und praktischer Theolog, eben so sehr durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch redlichen Eifer in seinem Berufe ausgezeichnete Mann hat durch seine strenge Orthodoxie, vornehmlich durch seine Vertheidigung der Lutherischen Abendmahlslehre, dazu durch seinen entschlossenen Widerstand gegen die äußerliche Kirchenunion, vielleicht auch durch seine, ungeachtet eines wohlwollenden und liebevollen Gemüths, doch Manchen unbequeme Persönlichkeit (Rec. kennt ihn nicht von Angesicht, und beschränkt sich um so mehr auf das „vielleicht,“) ungestüme Gegner zu harten Angriffen gereizt. Hr. Stefens fühlte sich gedrungen, den hochgeachteten und geliebten Freund zu vertheidigen, und den heftigsten Gegner unmittelbar anzugreifen, sah aber bald ein,

„dafs dies nur Zwietracht und Unfrieden herbeyführen, das verletzte Gefühl unwillkührlich die Feder leiten würde, und entfagte einer Fehde, die nur zu leicht als ein wahrer Unfug an heiliger Stätte erscheinen konnte.“ So nahm seine Darstellung eine mehr allgemeine Wendung, und nur im Vorbericht legt er für den Angegriffenen ein Zeugniß ab, welches gleich ehrenvoll für diesen und für ihn selbst ist.

Der Vf. führt uns sogleich mitten in seinen Gegenstand hinein. Um diesen, — „das Verhältniß der Religion zur Theologie,“ klar zu entwickeln, weist er, ausgehend von der Voraussetzung, das es eine Auffassungsweise der christlichen Religion gebe, „die, unabhängig von aller gelehrten Forschung, aus dem Verhältniß eines jeden Christen zur göttlichen Offenbarung entspringt,“ zweckmäfsig zunächst auf das Verhältniß der Lehrer zur Gemeinde hin. Der Unterschied der protestantischen und katholischen Kirche wird bestimmt und scharf herausgestellt, und wie er besonders in dem Verhältniß beider Kirchen zur Offenbarung in der heiligen Schrift, „als der einzigen Quelle des Glaubens“ sich ausdrückt, so leitet diese Andeutung die Würdigung der doppelten, ja einander entgegengesetzten Ansicht, wie man durch Selbstprüfung der h. Schrift „seinen Glauben begründen könne,“ ein. „Von einer f. g. Vernunftreligion, die absondert von der Offenbarung sich gestalten will,“ kann hier um so weniger die Rede seyn, als „alle Religion als Offenbarung, als eine Gabe höherer Geister betrachtet ward, und nur dadurch Religion war,“ — eine Vernunftreligion daher „gar keine Religion ist.“ Auch der Unterschied zwischen Rationalismus und Supernaturalismus wird, als „lediglich der Schule angehörig,“ übergangen, dagegen die Verschiedenheit jener zwey Hauptansichten, unverkennbar treffend so bezeichnet: „Einige glauben, man müsse die als geschichtlich angegebenen Umstände, unter welchen das Christenthum erschien, die *äußere Form* der Ueberlieferung von ihrem *Wesen* trennen, während Andere eine solche Trennung der Form und des Wesens für durchaus unerlaubt, ja frevelhaft halten.“ Jene erste Ansicht wird (S. 8—18) in so treuer Darstellung durchgeführt, das die Vertheidiger derselben zwar von der ihnen eben nicht eigenen Consequenz der Entwicklung überrascht werden mögen, aber durchaus nicht über Entstellung ihrer Principien, oder über falsche Consequenzenmacherey sich beklagen dürfen. Auch der Befangenste muß dem Vf. zugestehen, das er nirgend den Kampf sich leicht gemacht, nirgend die schwächste, überall die stärkste Seite der Gegner aufgesucht, ihr System nicht in seinen Verunstaltungen, sondern in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und in der „*Widerlegung der ersten Ansicht aus der zweyten*“ (S. 18 ff.) den Streitpunct dergestalt fixirt hat, das ein leerer Wort- und Meinungs-Streit völlig beseitigt, wohl aber ein ernster Kampf über Principien „über das *Wesen* des Christenthums selbst, begründet ist. Die innige Verbindung des Wundervollen im Leben Jesu mit seiner Lehre, die Nothwendigkeit der Wunder selbst und ihrer factischen Wahr-

heit in den Zeugnissen der heil. Schrift, die Nichtigkeit der Versuche, die sich stets erneuenden Einwürfe des Verstandes gegen jene Wahrheit geltend zu machen und den unvermeidlichen Widerspruch zu lösen, — alle diese Streitpuncte werden mit Klarheit und Scharfsinn erörtert. Dies gilt besonders von der Würdigung jener Versuche, des Ersten — „wir müssen ihn wahnwitzig nennen, wenn wir ihn nicht frevelhaft nennen sollen,“ da man in Christus einen göttlichen Lehrer, in der h. Schrift ein Buch des Heils und der befehlenden Wahrheit anerkennt, und dennoch dem Heiland hinsichtlich seiner Wunder einen offenbaren Betrug beymißt; — des zweyten: da man durch genauere philologische Untersuchungen wenigstens einige Wunder aus den heiligen Schriften hinaus zu exegetiren sucht, obwohl „die Fundamentalwunder des christlichen Glaubens,“ sich nicht gleichermaßen beseitigen lassen; — des Dritten: da man die Wunder nur als natürliche Ereignisse betrachtet, die wohl den ungebildeten Zuschauern als Wunder erschienen, aber bey der fortschreitenden Naturerkenntnis immer vollständiger aus dem gesetzmäßigen Zusammenhange der ganzen erscheinenden Natur sich werden erklären lassen, — eine Ansicht, bey der man Jesum, der sich allerdings auf seine Wunder, als auf wesentliche Zeugnisse beruft, mindestens einer Selbsttäuschung zeihet, und damit seinen Wahrheitsinn und seine Lehrweisheit, die man doch sonst anzuerkennen gedrungen ist, völlig in Zweifel stellt. Wir machen ganz besonders aufmerksam auf die eben so gründliche, als lichtvolle Erörterung: „was eine *Mythe* sey, und wie sie auf die heilige Schrift angewendet worden;“ — das Gerede von jenem mythischen Ursprunge der Wunderberichte haben wir in seiner Verworrenheit und Nichtigkeit nirgend treffender dargestellt gefunden, als hier, und verlagen uns nur ungern den Gang und die Hauptergebnisse dieses trefflichen Abschnittes (S. 34—73) anzudeuten. Nur gegen den Satz: „dem Menschen ist das Sittengesetz auch unabhängig von der Religion, als leitendes Princip gegeben,“ wollen wir, zur Verhütung von Mißverständnissen, gewiss im Sinne des Vfs. selbst, bemerken, daß das Sittengesetz in seiner unbedingten Gültigkeit von der Vernunft nur dann erkannt wird, wenn sie es als die Stimme des Gewissens, und diese als die Stimme Gottes in uns, vernimmt, daß es also selbst eine unmittelbar religiöse Beziehung hat, und sonach unabhängig von der Religion überall nicht besteht. Das Gewissen ist ohne Religion, ohne Beziehung des individuellen Lebens auf das allgemeine, ohne Bewußtseyn des heiligen Willens Gottes, unkräftig und unwirksam; ächte Sittlichkeit ist nirgend ohne Religiosität; als solche erscheint auch die Gewissenhaftigkeit, die beharrliche Anerkennung und Erfüllung des

Sittengesetzes, wie es im Gewissen vernommen wird. — Wohl begründet ist übrigens die scharf hervortretende Entgegnung, daß wenn man einmal ein mythisches Element in dem, was von dem Erdenleben Jesu berichtet wird, annimmt, nothwendig seine ganze Persönlichkeit als mythisch erscheint, und aufhört, eine wirklich geschichtliche zu seyn, weil in Ermangelung anderer historischer Documente, das Geschichtliche von dem Mythischen zu scheiden völlig unmöglich ist; insofern muß man die Annahme des Mythischen in der evangelischen Geschichte einen wahren Vernichtungsproceß, und wenn bey der Behauptung des Mythischen Jesus gleichwohl als eine geschichtliche Person behandelt ward, diese eine handgreifliche Inconsequenz und sich selbst täuschende Willkühr nennen. Unverkennbar aber hat der Vf. auch in diesem Abschnitt die bestrittene Ansicht in ihrer reinsten Gestalt und großartigen Tiefe, bis zu den Erzeugnissen jenes phantastischen Mysticismus, „der nothwendig mit großem inneren geistigen Hochmuth verbunden ist,“ — und die Verschiedenheit derselben von dem wahren Glauben, mit der überzeugendsten Klarheit dargestellt. Letzteres geschieht besonders in dem Abschnitt: „*Der wahre Glaube*“ (S. 73—132). Hier wird nun „die durch Luther gereinigte Lehre,“ in welcher der Vf. „allen Trost und alle Hoffnung findet,“ ihrem Wesen nach mit steter Beziehung auf die vornehmlich in unserer Zeit ihr entgegenstehenden Ansichten, insbesondere das, was in unseren Tagen am meisten Gefahr läuft, verkannt zu werden, ächt evangelisch entwickelt. Diese Entwicklung ist in sich so zusammenhängend, daß sie keinen Auszug zuläßt; sie muß ganz gelesen und betrachtet werden, wie denn in der Heilslehre alles Einzelne nur im Ganzen, in der allseitigen Beziehung zu demselben, Klarheit, Wahrheit und Leben hat. Sehr beherzigenswerth ist schon der tief eindringende Uebergang, in welchem die Unmöglichkeit, die Religion, den Glauben, die Liebe bloß aus dem Gefühl, in wiefern es von dem menschlichen Verstande geleitet wird, abzuleiten (obwohl nicht gelehnet werden soll, daß ein Gefühl die Stätte der Religion in der menschlichen Seele sey), höchst anschaulich dargethan wird. Die evangelische Lehre selbst, eben so sehr mit wahrhaft philosophischer Durchdringung, wie mit gläubigem Gemüth, darum auch in ihrer Tiefe und lebendigen Wahrheit aufgefaßt, erscheint hier nicht bloß mit apologetischen, sondern auch mit polemischen Andeutungen und Bemerkungen durchwebt; letztere aber verleugnen nirgend den reinen Geist der Lehre selbst, obwohl sie kräftig ohne Rückhalt, und ebenso entscheidend, wie klar entschieden, oft apodiktisch hervortreten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

T H E O L O G I E.

1) BRESLAU, b. MAX u. Comp.: *Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist.* Eine Confession von *Heinrich Steffens* u. s. w.

2) Ebendasselbst: *Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben.* Eine Stimme aus der Gemeinde durch *Heinrich Steffens* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es bewährt sich auch in dem Vorhergehenden, daß der Vf. kein Freund von Halbheiten, von weltkluger Vermittelung zwischen Wahrheit und Irrthum, von vorsichtigem Zurückhalten dessen, was etwa mit herrschenden Zeitanfichten in Widerspruch stehen, oder denen, die auf halbem Wege Halt machen, und vor der strengen Wahrheit erschrecken, anfüßig seyn möchte, sondern eben nur ein Bekenner und Zeuge von dem Worte des Lebens seyn will, und gar wohl die Formen und Formeln der Schule und des orthodoxen Systems von dem einfachen Gehalt des Evangeliums, die Schale von dem Kern zu scheiden weiß. Ueberall ist der Grundatz festgehalten: „Es ist nichts selbst für das Christenthum wünschenswerther, als die völlig und rein ausgesprochene Wahrheit;“ man findet hier nicht jene Weisheit, die „das in aller seiner unergründlichen Tiefe höchst einfache Christenthum unter ihren Schutz nimmt, verschweigt, was ein allzuwidriger Stoff zu seyn scheint, und das Uebrige streng zu deuteln und zurechtzulegen sucht.“ Ist es wahr, was keinem Zweifel unterliegt, daß „ein bedingter Glaube gar keiner ist,“ so verdient diese Entwicklung in der That den Titel: „der wahre Glaube,“ unter welchem sie in den verworrenen Meinungskampf unserer Tage mit kräftigem Zeugnis eintritt. — „Die Gemeinde und das Verhältniß derselben zu ihren Lehrern,“ wird darauf (S. 132 — 211) eben so umsichtig als einsichtsvoll, mit einer in unserer Zeit seltenen Klarheit der Auffassung des kirchlichen Lebens, der Idee und Erscheinung einer Christengemeinde, dargestellt; nur die Erwartung, welche die zweyte Hälfte der Ueberschrift erregt, finden wir nicht befriedigt. Eine Gemeinde im engeren Sinn nennt der Vf. „diejenigen, die eine durch Gott unmittelbar uns geschenkte Offenbarung des durch Menschen nie zu ergründenden Reiches Gottes in der heil. Schrift sicher, fest und unerschütterlich, mit einer von allen menschlichen Meinungen durchaus unab-

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

hängigen Gewißheit, glauben.“ Eine Solche „betrachtet sich selber als eine gnadenvolle Fügung Gottes, der sie durch Schrift, durch Lehre und Gottesdienst, und durch die Gnadenmittel zur Seligkeit führen will.“ — „Für ein jedes auf der Erde lebendes Mitglied der Gemeinde sind Alle gleich.“ — „Der Einfältige besitzt alle Herrlichkeit der geschenkten ewigen Güter, wie der Weiseste.“ — „Nur der Herr vermag die Herzen zu durchschauen; — wer jetzt für uns Alle dem Heil am nächsten zu stehen scheint, kann in einer zukünftigen Prüfung unterliegen, während die Gnade den scheinbar verworfensten Sünder in einer Stunde zu rühren weiß.“ — „Der einzige, in Allem unveränderliche feste Mittelpunkt ist der Heiland selbst.“ So entsteht „die höhere Gleichheit vor der ewigen Liebe, die zum Wesen einer jeden wahren, innigen christlichen Gemeinschaft gehört.“ — Die wichtigen Fragen; „Gilt diese Gleichheit vor der ewigen Liebe allein von der Gemeinde? Ist es entschiedener Glaube der Gemeinde, daß nur ihre Mitglieder selig werden können, alle Uebrigen verdammt sind?“ werden treffend und befriedigend, im ächt evangelischen Geiste beantwortet; aus welchem Gesichtspunct? das erhellt schon aus den Vorderätzen: „Ein Jeder, der durch Gottes Gnade selig werden kann, ist vor Gott uns gleich.“ — „Alle Menschen sind berufen zur Seligkeit, und wir wissen nicht, wer von Gott auserwählt ist, und auf welchem Wege Er die Menschen leitet, daß sie Glieder seines Reiches werden,“ — weshalb sich jene beiden Fragen in der Einen concentriren: „Hat denn die Gemeinde gar keinen Vorzug?“ zu deren Beantwortung die Untersuchung des Verhältnisses einer gläubigen Gemeinde zur Welt den Weg bahnt, wobey denn auch erörtert wird, wie der Schwärmer sich unterscheidet von den verständigen Christen,“ und: „daß der Christ keinesweges dem Verstande, Gottes herrlichster Gabe, entsagen darf;“ mit vollem Rechte aber der Grundatz: „Wer den wahren Glauben besitzt, muß diesen als den einzigen Weg zur Seligkeit betrachten,“ vorangestellt, und mit überzeugender Kraft durchgeführt ist. Die mannichfachen, zum Theil furchtbaren Widersprüche, und eben so furchtbaren Consequenzen, welche in dieser Untersuchung dem Verstande und Herzen sich aufdringen, sind nicht nur nicht umgangen, sondern auch scharf hervorgehoben, und selbst die befangensten Gegner werden zugestehen müssen, daß der Vf. hier besonders tief schaut. Einen sehr glücklichen Versuch, die Lösung jener Widersprüche anschaulich zu ma-

B b b

chen, giebt er in einem nicht bloß durch kräftige Umriffe, sondern auch durch meisterhafte Ausführung ausgezeichneten Gleichnisse, in welchem die ganze Geschichte der Menschheit, ihres Falles, ihrer fortschreitenden Verirrungen und ihrer Errettung durch den Heiland der Welt, sich abspiegelt. Das Resultat aber ist: „Wir können so wenig verdammten, als selig sprechen!“ — „Wer von dem wahren Glauben durchdrungen ist, kennt keine größere Angst, zittert vor keinem Frevel so sehr zurück, als vor dem, daß er etwa die geheime Stätte der zukünftigen Liebe, die verborgene Stelle, die der Herr sich für eine späte Einwirkung aufbehalten hat, verletzend berührt haben könne.“ — „Thaten können wir tadeln, Lehren mit Kraft und Eifer bestreiten, die irdische Gerechtigkeit fodert mit Recht ihre Opfer: aber nichts darf die Liebe gegen jeden Menschen, wer er auch sey, in uns tödten, wenn wir ihn in Beziehung auf das Reich Gottes betrachten.“ — „Der wahre Christ muß fort-dauernd fürchtend hoffen, damit ihm die Seligkeit des Glaubens nicht entgehe, und hoffend fürchten (die Gottesfurcht), damit er nicht in gefährliche Sicherheit ver falle.“ — Ueber das Wesen der engeren *Verbrüderungen* unter den Frommen und Frömmern (Separatismus und Conventikel), ihre Gefahren und Nachteile, spricht sich der Vf. sehr entschieden und klar aus, und würdigt doch die evangelische Brüdergemeinde, besonders ihre Missionsanstalten, mit seltener Unbefangenheit und Gerechtigkeit. Was diese Gemeinde unter den Heiden, in der Capcolonie, und anderwärts gewirkt hat, das führt zu dem Resultat: „So überwindet der Glaube die Welt; an seinen Früchten muß sie ihn erkennen.“ Daß der Gottesdienst der Brüdergemeinde auf das Gemüth eine stille, tiefe Gabe ausübt, wird ebenfalls zugestanden; „und dennoch ist diese Gemeinde eine menschliche; dennoch hat sie *den* Geist, der sie leitet, nicht ganz verstanden, und in ihr, wie in ihrer Einrichtung, lauern Gefahren, die das redlichste Mitglied am tiefsten fühlt!“ — Um so beachtenswerther ist die warnende Stimme, welche sich gegen ähnliche, in unseren Tagen häufig hervortretende Verbrüderungen, mit scharfer Bezeichnung dessen, was an ihnen tadelnswerth ist, erhebt, ablehnend das äußere Eingreifen der Gewalt, „wenn nicht offenbar gefährliche Schwärmerey die Ordnung der Gesellschaft zu stören sucht.“ Es werden zwey, eine äußere und eine innere Quelle dieser Erscheinung enthüllt, zunächst die letzte, — jener oft wiederkehrende Irrthum, „die höchst gefährliche Verführung, die unter dem Schleyer der Demuth uns schon hier den Besitz des höchsten Gutes, des Geistes und der Apostelwürde, verspricht,“ und den irrenden Menschen überredet, daß er eine unmittelbare Schriftauslegung, oder eine neue Offenbarung empfangen habe, als ob der heilige Geist in irgend einem Menschen unserer Tage auf dieselbe Weise, wie zur Zeit der Apostel, wirke. Es wird einleuchtend gezeigt, „daß die Gabe der Sprachen, der Weissagung, auch die Gabe der Wunder noch da ist; aber geknüpft an das

Studium, an mühsamen Fleiß, an ununterbrochene Forschung in der Natur, in der Geschichte, in der Tiefe des Lebens, bey demüthiger Anerkennung, daß alle gute Gaben von oben sind, und ihren wahren Werth für uns erst durch den Glauben erhalten, aber nicht durch den Glauben allein empfangen werden. Diefs wird mit Unbefangenheit und Klarheit durchgeführt, mit mildkräftiger Rüge jener Verirrung, da man, was Fleiß, Mühe und Streben nach Wahrheit schuf, gering schätzt, die Erzeugnisse großer Geister für gefährlich, und die Bewunderung seltener Talente für irreleitend erklärt. Von dem ächtchristlichen Standpunkte aus wird die Philosophie und die Wissenschaft überhaupt, die Kunst und die Poesie insbesondere, auch Schauspiel, Tanz und lustige Freude gewürdigt, und gezeigt, wie Alles, was darin irrend, falsch, verführerisch ist, nicht durch die Strafpredigten frömmelnder Eiferer, sondern gerade durch die ausgezeichneten Geister, die in Wissenschaft oder Kunst Meisterhaftes leisteten, anschaulich gemacht ward, wie der verführerische Schein der Werke solcher Geister erst durch den sündigen Sinn der Beobachter recht irreleitend wird, während „der wahrhaft Reine Gott preist, daß er sich durch schöne Gaben der Menschen hat verherrlichen wollen, wie durch die Pracht und Herrlichkeit der Natur.“ — „Gewiß, alles Richten der Menschen muß von der *Liebe* ausgehen; die Liebe aber ist auch thätig im Forschen; sie will erst wissen, was zu retten ist, ja was gerettet werden muß; sie muß das verborgene Gute kennen, ehe sie richtet.“ — „Lernt das Wunder des Christenthums in der Fügung Gottes erkennen, in der geheimen, selbst bewußtlosen Leitung der Gabe, und wie Verstand und Vernunft gezwungen werden, von der Wahrheit des Geistes zu zeugen.“ — Doch hier ist Alles so tief gedacht, so klar entwickelt, so schön gesagt, daß wir noch Vieles abschreiben müßten, wenn wir auch nur die *Dicta classica*, wie sie in dem immer reicher sich ergießenden Strom der Rede hervortreten, auszeichnen. Die Frage, ob nicht der Grund jener Irrthümer unserer Zeit, die Neigung zu Verbrüderungen und zum Separatismus, aus dem kranken Zustande der Gemeinde selbst entspringe, wird im folgenden Abschnitt: „*Die Lehrer*“ (S. 211—273) sehr anziehend, und mit gewohnter Umsicht, obwohl nicht erschöpfend, beantwortet. Ausgehend von der sehr wahren Voraussetzung, daß eine gesunde, in sich gegründete Gemeinde, vereinigt durch den gediegenen Kern eines festen, in allen Theilen übereinstimmenden Glaubens, „alle jene Sonderungen, wenn sie nicht aus Haß gegen den Glauben selbst entstanden wären, aufheben würde, weist der Vf. auf die Gebrechen des Gottesdienstes in unseren Tagen, insbesondere auf die Glaubensarmuth in den Predigten und neueren Gesängen hin. Es wird nicht verschwiegen, wie viele Prediger nicht sind, was sie seyn sollen, und wie wenig ihre Lehre mit dem Glauben der Gemeinde übereinstimmt; aber auch hier finden wir kein lieblos verdammendes Gericht. Lieber verweilt der

Vf. bey dem schönen Bilde eines wahrhaft gläubigen Lehrers, und führt dasselbe mit aller Wahrheit und Lebendigkeit einer glaubensfreudigen Begeisterung aus. „Was ein wahrhaft gläubiger Lehrer vorbringt, das ist nicht bloß nicht etwas Erdachtes, es ist ein Erlebtes zugleich; der verborgene Schatz der innigen Gemeinschaft mit dem Heilande entfaltet sich vor uns.“ — „Er tritt wie aus einer lieben Heimath, in welche wir gemeinschaftlich zu Hause gehören, hervor, und verkündigt uns die Macht des Vaters, die Liebe des Sohnes, und die Wahrheit des Geistes durchdringt ihn. Die selige Gewissheit spricht sich in seinen ruhigen, klaren Zügen aus, und die einfachsten Worte haben eine unfägliche Gewalt.“ — Es wird nicht unerwähnt gelassen, wie wenig von jenen trübseligen Versuchen unserer Tage, die schwankende Gemeinde zu stützen durch äußere Künste, durch eine erneuerte Kirchenzucht, durch einen geschmackvollen Gottesdienst, durch die Musik u. s. w. zu erwarten sey. In der Andeutung des Verhältnisses der Theologie zur Gemeinde wird die Unentbehrlichkeit der wissenschaftlichen Bildung der Lehrer dargethan (Warnungen vor der Nichtachtung und Verläumdung der Wissenschaft finden sich in jedem Abschnitt), und auf gründliche Forschung gedrungen. — „Je größer bey dieser seine Zweifel sind, desto vielseitiger muß der Kampf seyn; aber nur wer überwunden hat, kann Lehrer seyn.“ — „Die katholische Kirche will den Kampf mit allen Zweifeln nicht wagen, ihn vielmehr vermeiden; die protestantische Kirche sucht diesen Kampf, und ihre feste gläubige Ueberzeugung ist die, daß dem Glauben die Gewalt gegeben ist über alle Zweifel der Welt.“ — „Eine protestantisch-theologische Facultät, die irgend eine freye Untersuchung verhinderte, oder irgend einen Gelehrten, seiner Meinungen wegen, wenn er nicht ganz und durchaus die Realität der Lehren der Schrift leugnet, ausschloße, würde ihr eigenes Wesen zerstören.“ — Weiter wird erinnert, daß dieser Kampf sehr bedenklich ist, und auch für die Gemeinde von großer Wichtigkeit seyn muß, da die Resultate der Forschung nothwendig in die Gemeinde eindringen, daß zum Verständniß der heil. Schrift viel mehr, als bloße, wenn auch noch so gründliche Sprachkunde erforderlich sey, wie selbst die genaueste Sprachforschung in der eigenen vaterländischen Sprache, bey fehlendem Sinne, manche Schriften, ihrem wesentlichen Inhalt nach, nicht verständlich zu machen vermag; daß wie nur ein dichterischer Sinn den Dichter, aber nicht den Philosophen, ein philosophischer Sinn den Philosophen, aber nicht den Dichter aufschließt, wie die gründlichste Kunde der griechischen Sprache allein den Plato z. B. nicht verstehen lehrt, also auch ohne einen solchen ursprünglichen Sinn die Bibel ihrem wesentlichen Inhalt nach nicht verstanden werden kann. „Nun aber ist diese Schrift eine heilige; sie enthält den einzigen Weg zum ewigen Heil, nicht nur durch das vermittelnde Organ der Lehrer, sondern für einen jeden gläubigen Christen unmittelbar. Diese h. Schrift bestimmt selbst, entschiedener, als

alle anderen Schriften, die Beschaffenheit des Sinnes, welchen sie zum Verständniß voraussetzt. Und wie sie selber durch einen höheren Einfluß, durch unmittelbare Eingebung geworden ist, nicht durch bloße Bildung und Entwicklung natürlicher Kräfte, so lehrt sie auch, daß der Glaube, durch welchen sie begriffen wird, nicht als eine bloße, natürliche Gabe, etwa wie der poetische, künstlerische, speculative Sinn gegeben, daher auch nicht an geistige Vorzüge geknüpft ist. Der Glaube ist auch nicht eine bloße Erkenntniß, vielmehr ein erneuertes Leben; er kann vorbereitet werden durch Reue, aber erlangt werden nur durch Gnade, und Wem er mitgetheilt ist, dem ist auch das rechte Verständniß gegeben.“ — Das Dilemma, welches entsteht, wenn wir das Verhältniß der Theologie, als einer in Entwicklung begriffenen Wissenschaft, zum Glauben betrachten, ist wirklich in seiner ganzen Strenge heraus gehoben, aber auch aufs befriedigendste gelöst. Wir beklagen, daß der Raum dieser Blätter nicht gestattet, diese Lösung vollständig aufzuführen. Wir heben nur die Erklärung aus: „Ein Lehrer der Kirche ist derjenige, der die Leitung aller Forschung zur Bestätigung des Glaubens anerkannt hat; dadurch ist er geweiht.“ — Das Ergebnis der ganzen Untersuchung concentrirt sich in dem letzten Abschnitt: „die Union“ (S. 237—252). Was der Vf. darüber in der *Confession* mitgetheilt hat, das wird hier erläutert und vervollständigt, indem er von einer kurzen, strengen aber nur zu wahren Schilderung des Verfalls des kirchlichen Lebens ausgeht, dessen Wiedergeburt durch die hohe Leitung des Geistes bereitet wird. Die Union, jene nämlich, „in welcher wir, dem gnadenreichen Rufe folgend, und uns ihm ganz hingebend, nicht bloß äußerlich vereinigt, wahrhaft Eins werden unter einander, und mit uns, und wir Alle in Ihm, der allein Alles in Allem ist,“ erkennt der Vf. als ein Bedürfniß der Zeit, erinnert aber auch, daß sie nur diejenigen verbinden könne, die ein inneres Bedürfniß nach einer religiösen Vereinigung fühlen, abgesehen von mancher Verschiedenheit der Lehre, die ihnen unwesentlich dünkt. „Wo jenes Bedürfniß nicht ist, kann die Union nicht bestehen, und wo keine Vereinigung abweichender Ansichten ist, verschwindet sie ebenfalls. Diese Abweichung muß ferner von der Art seyn, daß sie früher schon eine Trennung bewirkt hat, die man jetzt nicht mehr für nothwendig ansieht.“ Sehr scharfsinnig wird gezeigt, daß nicht nur eine völlig freye Vereinigung früher getrennter Christen, sondern auch, — was freylich paradox scheint, und doch gerechtfertigt ist, — die entschiedene Trennung derer, die einer äußeren, schwankenden Verbindung ihre Ueberzeugung nicht opfern können, mit zur Union gehört, wie sie unvermeidlich aus ihr selbst entsteht, indem man erst nach der Aufforderung zur Union, das, was man ihr opfern, was man als außerwesentlich und relativ betrachten und behandeln soll, klarer ins Auge faßt, und dessen in seiner ganzen Bedeutung sich bewusst zu werden strebt. Daß die wahre

Gemeinde keiner Union beytreten könne, von welcher Art sie auch seyn mag, weil das, was sie nicht als nothwendig in der Schrift gegründet anerkennt, kein Theil ihres Glaubens, folglich keine Ursache der Trennung, folglich auch kein Moment für die Union ist, was ihr aber als reine Lehre in der Schrift gegründet erscheint. keine Deutung, keine Auslegung als mit der übrigen vereinbar, zuläfst, und weil nur die zur Gemeinde gehören, welche wirklich ihre Lehre theilen; das diese Ausschließung nichts weniger, als gegen die Liebe sey, wie denn diese auch gegen diejenigen, die nicht zur Gemeinde gehören, sich verbreitet, in rechter Innigkeit und Treue. Dies wird mit Ernst und Nachdruck dargethan, und darauf die Luthersche Abendmahlslehre, als der unvermeidliche und unauflöbliche Scheidepunct, mit neuer Lebendigkeit und in schöner Begeisterung entwickelt. Man wird hoffentlich nicht verkennen, das der Vf. sich nicht gescheut hat, und nicht ermüdet ist, die mannichfachen Streitchriften über diesen Gegenstand zu durchforschen, und das er nicht minder Resultate eines ersten Studium, als eines frommen Gemüths mitgetheilt hat.

Blicken wir nun auf Alles, was belehrend, anregend und bestätigend, warnend und ermunternd, in beiden Schriften uns entgegen gekommen ist, noch einmal zurück, so bekennen wir offen: Hier ist nicht eine vorgefasste Meinung und Theorie, nicht ein System, welches, weil es nun einmal ergriffen ward, durchgeführt werden soll; das Christenthum selbst ist kräftig, ist Geist und Leben in dem Vf. geworden, und Alles, was er mittheilt, bewegt sich um diesen lebendigen Mittelpunct. Er hat gelernt sich selbst, mit all seinem Wissen und Meinen zu verleugnen und wie treu und eifrig er auch immer der Wissenschaft angehört, doch diese nur in dem Lichte, das vom Glauben ausgeht, zu betrachten. Nur der einseitigste Parteygeist kann ihn beschuldigen, das er die Wissenschaft verachte oder vernachlässige; sie war seine erste Liebe, und er ist ihr nicht untreu geworden; er dient ihr reiner, als je, und ist um so mehr ihr würdiger Priester geworden, je wahrer er dazu eine höhere Weihe empfangen, und Alles Einem großen und heiligen Grundprincip unterzuordnen gelernt hat. Nur wer einen hellen und festen Mittelpunct seines Sehens und Strebens, Forschens und Mühens gefunden hat, und desselben sich klar bewußt worden ist, nur der vermag es, seinen Weg und sein Ziel zu überschauen, Religion, Wissenschaft und Leben so gründlich mit einander zu versöhnen, das Eins in dem Anderen sich vollende. Einen solchen Mittelpunct fand St. in seinem festen und geistesfreyen Glauben an das Evangelium; von diesem geht nun alle seine Er-

kenntniß aus, und führt in denselben zurück, und selbst was er früher gesucht und gewollt, mit aller ihm inwohnenden Kraft und Begeisterung, das achtet er Alles für Tand und für Schaden, sofern es nicht Eins werden kann mit seinem Christenthum. Hinsichtlich beider vorliegenden Schriften mag man wohl sagen, das in den Abschnitten oft etwas anderes gefunden wird, als was die Ueberschrift erwarten läßt, und das gerade dieses bisweilen am wenigsten entwickelt, mindestens nicht in der strengen Methode, die wir bey theologischen Untersuchungen gewohnt sind, durchgeführt sey; dem Kundigen aber wird es gleichwohl nicht entgehen, wie der Gegenstand nicht weniger scharf, als tiefinnig aufgefaßt, und in ein helles Licht gestellt ist. Nur eine strengere und methodischere Anordnung des reichen Materials ist allerdings zu wünschen; dadurch würde auch vieles klarer, und überzeugender, besonders für Solche, denen die wissenschaftliche Bildung abgeht, geworden seyn. In jedem Fall ist, was der Vf. gegeben hat, des wärmsten Dankes werth, und wir scheiden von ihm mit erhöhter Achtung und Liebe.

K. A.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Götschen: *Abend-Unterhaltungen für Kinder*, von Ernst von Houwald. Erstes Bändchen. Mit vier Kupfern. 1833. XVI u. 134 S. 8. (1 Thlr.)

Die dem Vf. eigene Anmuth und Leichtigkeit, mit welcher er ernste Sittenlehren und lehrreiche Lebenserfahrungen in das Gewand wohlgerundener, dem jugendlichen Gemüth zusagender Erzählungen und Märchen zu kleiden weiß, erkennt man auch in diesen *Abendunterhaltungen* mit Vergnügen wieder. Sie enthalten vier Erzählungen, mit eben so vielen zierlichen Kupfern geschmückt, und ein kleines Drama. Die erste Erzählung: „*Ophelia*“ muß wohl als die am meisten gelungene angesehen werden, da man hingegen die vierte: „*der Bohnen-König*“ wegen des seltsamen, unwahrscheinlichen Inhaltes schwerlich zweymal lesen dürfte. Der Ton der Erzählungen, sowie des kleinen Drama, ist durchaus edel, gewählt, klar und der Fassungskraft des jugendlichen Alters angemessen. Denn weniger für *Kinder*, wie der Titel ankündigt, als für heranreifende Jünglinge und Jungfrauen, ist der Inhalt sowohl als die Sprache dieses Buches geeignet, welches auch durch sein höchst gefälliges Aeußere sich für diese Classe von Lesern zu einem angenehmen und würdigen Weihnachtsgeschenk empfiehlt.

L. M.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Köhler: *Quaestiones Tullianae*. Scripsit *Guilelmus Rein*, Philof. D. AA. LL. M. 1832. 44 S. 8.

Kritischer Scharfsinn, sowohl in Beurtheilung und Herstellung der Lesarten, als in Auffassen und Entwicklung des Sinnes schwieriger Stellen, zeichnet diese Probeschrift eines jungen Gelehrten vorthellhaft aus, sowie auch die Schreibart ihrer Deutlichkeit und Reinheit halber Lob verdient. Der Vf. beginnt mit der vielbesprochenen Stelle über die Centurien (*de Republ. II, 22, 39*), und verweilt bey dieser am längsten. Er ist mit keinem der seitherigen Verbesserungs- und Erklärungs-Versuche, welche er einzeln prüft, zufrieden, sondern zählt die Stelle zu denen, *ubi qui periissent loci ac numeri, singulari quodam infortunio vexati, libroriorum manu seriore (seriorum librar. manu) expleti sint*. Wirklich findet sich auch in dem Codex eine von zweyter Hand beschriebene Lesart. Der Kritik ist daher ein weiter Spielraum eröffnet, und man wird also Hn. R. wenigstens keiner größeren Kühnheit, als seine Vorgänger, beschuldigen, wenn er zu ändern versucht: *ut equitum centuriae et prima classis, addita centuria, quae ad summum usum urbis fabris tignariis est data, LXXXIII centurias habeat, quibus ex centum (tot enim reliquae sunt) quatuor solae si accesserunt, confecta est vis populi uniuersa*. — In einer anderen, gleichfalls oft und vielfach behandelten Stelle von Thales Philosophie, *de Natura Deorum I, 10, 25*, scheint uns Hr. R. das einzig Richtige gefunden zu haben. Ohne Aenderung eines Wortes, bloß durch Umsetzen einer verschriebenen Zeile, verbessert er: *Si dii possunt esse sine sensu, et si ipsa mens consistere potest vacans corpore, mentē (mentem) cur aquae adiunxit?* Sehr treffend wird der Sinn entwickelt. — *Academ. post. I, 1, 2: Silent diutius Musae Varronis, quam solebant: nec tamen istum cessare, sed celare quae scribat, existimo. Minime vero, inquit ille: intemperantis enim arbitror esse, scribere quod occultare velit; sed habeo opus magnum in manibus, quod iam pridem ad hunc ipsum (me autem dicebat) quaedam institui, quae et sunt magna sane, et limantur a me polius*. Dafs nicht hunc eum ipsum stehen könne (was Görenz vertheidigte), hat Hr. R. gut gezeigt; aber seine Conjectur: *quod iam pridem ad hunc scripsi quaedam institui (Institui)*, quae u. f. w. befriedigt uns nicht. Dafs Varro

J. A. L. Z. 1832. Vierter Band.

ein großes Werk unter den Händen hatte, davon konnte die Ursache nicht seyn, weil er es dem Cicero schon längst gemeldet, wohl aber, weil er demselben schon längst etwas dieser Art bestimmt hatte. Wir glauben daher, dafs die Vulgata nicht geändert werden dürfe. — *Acad. prior. II, 21, 67*. Vortrefflich ist hier *numquam*, das Görenz aus Einem Codex hergestellt, als die richtige Lesart vertheidigt, und der Zusammenhang aufgeheilt worden. Orelli hatte auch diese Stelle ganz falsch verstanden. — *De Diuinitat. II, 54, 111. 112*. Wieder gegen Orelli's unstatthafte Kritik; und mit Recht. Die *ἀγοστήσις*, welche sich, nach Cicero's Ausdruck, *in quibusdam Ennianis* fand, und sich durch die Anfangsbuchstaben jedes Verses bildete, war verschieden von der in den sibyllinischen Büchern, wo die Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte in dem fortlaufenden Verse zusammen gereiht werden mußten. — Auch *de Legibus I, 14, 40: — nemo est iniustus: aut incauti potius habendi sunt improbi*, ist richtig so erklärt, dafs *aut* durch das Vorhergehende genauer bestimmt und vervollständigt wird. Nur hätte sowohl hier, als bey der früher behandelten Stelle aus *de N. D. (S. 24) deum autem eam mentem*, die Eigenheit der Römer bemerkt werden sollen, das Prädicat vor- und das Subject nachzusetzen. Viele Stellen der Alten, wo bey doppeltem Accusativ die Construction eben so zweydeutig ist, können nur nach Beachtung dieses Sprachgebrauches richtig verstanden werden. — *De Legg. I, 15, 42* nimmt Hr. R. ebenfalls mit Grund die von Madvig und Orelli verworfene Lesart: *utilitate illa conuellitur* — als die richtige war. Der Sinn ist offenbar: *iustitia conuellitur illa ipsa utilitate, propter quam constituta est*.

Wir haben über sämtliche von Hn. R. behandelten Stellen, welche mehreren Auslegern zu schaffen gemacht haben, das Resultat seiner Erörterungen mitgetheilt, nicht um die flüchtigen Leser einer Recension zu eigenem Urtheil zu veranlassen, das bey so gedrängter Relation nicht zu erwarten ist, sondern weil wir den Lesern des Cicero einen Dienst zu erweisen hofften, wenn wir ihnen aus einer Schrift, welche schwerlich weit verbreitet werden dürfte, den Hauptinhalt vorlegten. Der übrige Theil derselben (*S. 38—43*) hat es bloß mit Hn. Orelli zu thun, und verbreitet sich über acht Stellen (*Acad. prior. II, 35, 112. De Republ. I, 38, 59. I, 31, 47. I, 8, 13. De Legib. I, 7, 23. Acad. prior. II, 18, 53. Tusculan. Disp. V, 41, 119. De Offic. III, 10, 45*), wo dieser gelehrte Herausgeber des Cicero

fehlgegriffen hat, oder (wie Hr. R. sich ausdrückt) *ubi nimia audacia de locorum integritate dubitavit, proposuitque coniecturas, quas vix cuiquam persuadere debet, vel ubi maiore religione vulgatam, quae nulum praebet intellectum, nimis anxie defendit.*

Möge Hr. Hein seinen gelehrten Fleiß auch ferner Cicero's Schriften zuwenden! Untersuchungen von solchem Gehalte, wie die vorliegenden, werden immer willige Anerkennung finden. Gsn.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Variae lectiones librorum aliquot M. T. Ciceronis ex codice Erfurtenfi enotatae* ab Eduardo Wundero. Accessit praefatio diligentem codicis descriptionem multasque Ciceronis scriptorum interpretationes et emendationes continens. 1827. CLXX u. 180 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Da der *Codex Erfurtenfis*, den ehemals schon *Graevius* bey der Herausgabe der Ciceronischen Werke brachte, mit zu den wichtigen Handschriften gehört, und von *Graevius* sehr nachlässig verglichen worden war, so war es gewiß ein sehr verdienstliches Unternehmen, daß Hr. W. sich der Mühe einer nochmaligen Vergleichung unterzog. In der Vorrede wird über das Alter, die Form, die Orthographie des Codex und den handschriftlichen Werth der in dem Codex enthaltenen Werke des Cicero gesprochen; und nach den Schriftzügen der Handschrift zu urtheilen hat Hr. W. gewiß sie mit Recht in das 14te Jahrhundert gesetzt. Freylich muß der Codex, da er viele Werke des Cicero enthält, auch aus verschiedenen Quellen geflossen, und mithin der kritische Werth desselben hinsichtlich auf die verschiedenen Werke des Cicero, die darin enthalten sind, sehr verschieden seyn. Von Gewicht ist er besonders für viele Reden, weil hier eine gute Handschrift zur Grundlage diene. Genau fand der Vf. die Abschrift am meisten noch in den Büchern *de officiis*, in den *Catil. Reden*, *pro Marcello*, *Ligario*, *Milone*, *Plancio*; sehr nachlässig aber in den meisten rhetorischen Schriften. Um auf den Werth der Handschriften mehr aufmerksam zu machen, hat er die zu mehreren Reden des Cicero gehörigen Varianten mit Anmerkungen begleitet, und da, wo er glaubte, daß sie in ihrem Werthe noch nicht erkannt wären, zu rechtfertigen gesucht. Daran schlossen sich einige Abhandlungen *de verbo diribere, et ejus derivatis*; *de discrimine cistae et sitellae*; *de Romanorum antiquissimo suffragii ferendi modo* an, die alle von gründlicher Forschung des Verf. zeigen. Endlich folgt das Verzeichniß der Varianten der in dem Codex sich befindenden Stücke, welche sind: *de officiis I* bis auf c. 32; *de orat. I, 3*; *de inventione I, c. 1—27. I, c. 9* bis zu Ende; *rhetorica lib. I—IV.* (Doch sind nur zwey Bücher verglichen); *topica* bis auf c. 26; *oratio Catil. 4*, von l. §. 2 bis zu Ende; *oratio pro M. Marcello*, *Ligario*, *Dejotaro*; *in Vatinius*; *oratio pridie quam in exilium iret*; *post reditum in Senatum*; *ad Quirites* bis auf c. 3. §. 6; *de provinciis consularibus*; *de haruspicum responsis*; *pr. Balbo*;

pr. Coelio; *pro Archia poeta*; *in Pisonem*; *pro lege Manilia*; *pro Caecina* — c. 37. *pro Sulla* bis c. 29; *pro Milone*; *pr. Plancio*; *orationes agrariae*; *in Verrem*; *act. 2. lib. 3.* — c. 5. §. 12; *act. 2. l. 4* bis c. 56; *epistolae ad diversos*, *lib. 12*; das Ende des 29sten Briefes und der 23ste; *lib. 13. ep. 78 u. 79*; *lib. 14. ep. 1—24*; *lib. 15. ep. 1—21*; *lib. 16, 1—27*; *Ep. ad Octavianum*; *Ep. de petitione consulatus. Cato Major, Laelius.*

Rec. verkennt gewiß nicht die Vorzüge der Arbeit, in wiefern das Buch mehrere gründliche Erörterungen enthält, und man durch die Arbeit des Vfs. erst recht eigentlich weiß, was die Handschrift Gutes und Schlechtes gewährt; dennoch aber glaubt er, daß Hr. W. von der anderen Seite in die Ueberschätzung seines Codex verfallen ist, und viel zu oft die Varianten dieser Handschrift in Schutz nimmt. Um dieß zu beweisen, wollen wir nur die Anmerkungen wählen, die er zu mehreren Varianten der Rede *pr. Milone* macht, nachdem er vorher bemerkt hat, daß *Orelli* bey Weitem nicht die Handschrift in ihrem Werthe erkannt habe, indem sie noch weit mehrere gute Varianten enthält, als der *Codex Bavaricus*; vorausgesetzt, daß *Harles* ihn richtig verglichen.

In der Stelle *pr. Milone c. 3, §. 8. Nisi vero existimatis, dementem P. Africanum fuisse, qui cum a C. Carbone tribuno pl. seditiose interrogaretur, quid de T. Gracchi morte sentiret, respondit, jure caesum videri*, will Hr. W. die Lesart des Erf. Codex, die allerdings auch der *Cod. Bav.* hat, wenn sie gleich sich sonst nirgends vorfindet, *responderit*, also den *Conjunctiv*, und nicht *respondit*, in den Text aufnehmen, weil in der *oratio obliqua*, in wiefern der Gedanke eines Andern angeführt werde, und dieselbe einen relativen oder Zwischenatz enthält, der *Conjunctiv* stehen müsse. Es gebe zwar Ausnahmen, meint Hr. W., wo ein solcher Satz nicht als Gedanke des Anderen, sondern als vom Schriftsteller selbst erzählt, dargestellt, und mithin der *Indicativ* gesetzt werde, wie *pro Plancio 38: Quodsi horum ego nihil cogito, et quidem sum in republica; qui sui semper, tamenne libertatem requires meam, quantum ponis in eo, si semper cum iis, quibuscum aliquando contendimus, depugnemus?* Wo die Worte: *quibuscum aliquando contendimus* Cicero, als habe er sie gesagt, in die Rede des Plancius einschiebe, und mithin der *Ind.* stehen müsse. Aber erstens sieht man gar nicht ab, warum nicht nach dem *Acc. cum Inf. dementem P. Africanum fuisse*, man den folgenden Satz: *qui — videri* als ein vom Cicero erzähltes Factum ansehen soll, da in dem *Relativ-Satze*, und namentlich in dem Satze der *oratio obliq.* gar oft auf diese Weise der *Indicativ* steht. In Stellen, wie *pro Arch. c. 9: Marius item Plotium eximie dilexit, cujus ingenio putabat ea, quae gesserat, posse celebrari. Cic. de Legg. Lib. III, c. 5: sic habetote, magistratibus iisque, qui praesunt, rempublicam contineri* (wo man gewöhnlich *praesint* las) ist der Gebrauch des *Ind.* auffallender, als nach dem ganzen Zusammenhang in unserer Stelle. Wenn aber ferner

Hr. W. glaubt, daß jene Stelle *pr. Plancio* als Beyspiel vom Gegenheil zeuge, wo der vortragende Schriftsteller an das, was als von einem Anderen gedacht oder geredet dargestellt wird, einen Nebensatz anknüpft, als von ihm selbst gedacht und gesprochen, so kann Niemand, der diese Stelle liest und den Zusammenhang des Ganzen erwägt, auf die Gedanken kommen, daß die Worte, *quibuscum-contendimus* nicht ebenso gut, als Worte des redend Eingeführten anzusehen seyen, wie die Worte des Cicero. Daß hier der Indicativ steht, liegt nicht daran, sondern an der Natur des Gedankens, den hier der redend Eingeführte als reines Factum anführen konnte und mußte.

C. 14, §. 37. *Haec (sica P. Clodii) intentata nobis est; huic ego vos objici pro me non sum passus; haec insidiata Pompejo est; haec istam Appiam, monumentum sui nominis, nece Papirii cruentavit; haec, haec eadem longo intervallo conversa rursus est in me; nuper quidem, ut scitis, me ad Regiam paene confecit.* Hier fehlt nach *conversa rursus* in dem Erfurter *est*. Diefs Wort aber auszulassen scheint dem Vf. unumgänglich nöthig, weil, wenn von *nuper quidem* ein besonderer Satz anhebe, der Zusammenhang der ganzen Rede dadurch gestört würde. Er wundert sich daher, daß die Ausleger diess nicht längst gemerkt, da, wenn man beide Sätze in einen verbunden läse: *haec eadem longo intervallo conversa rursus in me, nuper quidem, ut scitis, me ad Regiam bene confecit.*, die Rede an Kraft gewönne. Rec. aber kann sich von dem gestörten Zusammenhange, der durch Beybehaltung dieses *est* veranlaßt würde, ebenso wenig, als von der größeren Kraft, den die Rede bekommen soll, überzeugen, in wiefern das *est* wegfällt, und Ein Satz gebildet wird. Cap. 22; in der Stelle: *Sed tamen majores nostri in dominum de servo quaeri voluerunt, non quia non posset verum inveniri, sed quia videbatur indignum et dominis morte ipsa tristius*, sollen aus dem Text weggelassen werden die Worte *de servo* deßwegen, weil der Erfurter sie nicht hat, und sie sich von selbst verstehen; allein es kommen in dem Texte alter Schriftsteller gar oft Worte vor, die sich von selbst verstehen, die man leicht für Glosse halten kann, und darum es doch nicht änd. Hier überdiess bekommt die Rede durch den Gegensatz *in dominum de servo* mehr Ausdruck, und Niemand kann an der Richtigkeit des Textes zweifeln. Da ferner die Erf. Handschrift *domini* statt *dominis* hat, und Cicero nach Hn. W. Meinung, ganz gewiß, wenn er den Singular *in dominum* kurz vorher gesetzt, im Falle er hernach das Wort *dominus* wieder brauchte, ebenfalls den Sing. gesetzt und gleich *domino indignum*, nicht *indignum, et domino* gesagt haben würde: so wird daraus gefolgert, daß nicht bloß *de servo*, sondern auch *dominis* gestrichen werden müsse. Allein mit diesen Schlüssen heilender Kritik, veranlaßt durch die Varianten eines Codex, kann Rec. so wenig übereinstimmen, wie Cap. 1: *quae si opposita Miloni putarem, cederem tempori, wo dem Vf. tempori dem ganzen Zusammenhang*

nach unangemessen erscheint, da doch Niemand bis jetzt gezweifelt hat, daß dem Sprachgebrauche gemäß *cederem tempori* der Gegenwart, den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen, deutlicher erklärt. Die Bestätigung aber davon, daß das Wort Glosse sey, findet er in der Variante des Erf. Codex *temporibus*.

Cap. 23. *Sive enim illud animo irato et percito vidisset, — quam sanguine inimici expleisset odium suum; sive etiam illius morte patriam liberare voluisset — cederet aequo animo legibus, secum auferret gloriam sempiternam, nobis haec fruenda relinqueret, quae ipse servasset.* Hier vertheidigt der Vf. gegen Gefsner, Garatoni und Orelli, Ernestis Vermuthung, daß man in *legibus* eine Glosse anerkennen müsse, auf folgende Weise: Wenn gleich das *cedere legibus* von der Strafe der Verbannung zu verstehen sey, so würde doch *legibus* ein unnützer Zusatz seyn, da Cicero vorzüglich sagen wolle: Milo würde gern das Vaterland verlassen, gern es aufopfert haben; in wiefern aber des strafenden Gesetzes erwähnt werde, dessen Gebote nach begangener Mordthat Milo sich unterwerfen müsse, so verstehe es sich von selbst, daß er das Vaterland meiden müsse. Zweytens sey der Zusatz auch ungereimt, da Cicero den Muth Milos und seine Seelenstärke, mit der er den Verlust seines Vaterlands ertrage, gerühmt, und gleichwohl hinzufüge, daß er auf Befehl des strafenden Gesetzes das Vaterland meide. Rec. kann aber den Zusatz weder überflüssig noch ungereimt finden, und diess aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Schmerz und der Verlust für Milo, das Gesetz mochte nun seine Verbannung aussprechen, oder er in ein freywilliges Exil gehen, derselbe blieb: mithin auch Milo seine Seelengröße in Ertragung der Strafe eben so gut zeigte, in wiefern er sich bewußt war, das Vaterland gerettet zu haben. Wenn daher ferner die Lesart der Erf. Handschrift *secedere* statt *cedere* als besonders wichtig und diese Meinung rechtfertigend angeführt, *secedere* für die allein wahre Lesart, die das Wort *legibus* nicht zulasse, erklärt, und mithin daraus gefolgert wird, daß *legibus* eine Glosse der Ausleger sey: so wird man diesen Argumentationen so wenig, wie jenen, seinen Beyfall geben können.

Cap. 26. *Erit illud profecto tempus, et illucescet ille aliquando dies, quum tu salutaribus, ut spero, rebus tuis, fortasse motu aliquo communium temporum immutatis, qui quam crebro accidat, experti debemus scire, et amicissimi benevolentiam et gravissimi fidem, et Tullius post homines natos fortissimi viri magnitudinem animi desideras.* Hier argumentirt der Vf. so: Mag nun *salutaribus* für *salvis* stehen oder nicht, der Sinn dieses Satzes ist kein anderer, als, *es wird der Tag anbrechen, Pompejus, wo, während deine Privatanglegenheiten sich im besten Zustande befinden; mithin müssen die Worte: sed fortasse motu temporis immutatis einen Widerspruch enthalten, und da der Erfurter und Bavaricus immutatis nicht haben, so ist unbegreiflich, daß die Herausgeber nicht längst schon diess Wort als Glosse weggelassen haben. Allein ist es*

denn so ausgemacht, daß der Sinn der vorhergehenden Worte *salutaribus rebus tuis* dieser sey: während es mit deinen persönlichen Angelegenheiten gut steht? Ist nicht die Lesart allerwärts *salutaribus*? hat *salutares* wohl je dies bedeutet? Und wird wohl, wenn wir annehmen, es gäben die Worte diesen Sinn, und bildeten den Gegenatz von *motu communium temporum*, lateinisch gesagt werden können: *tu desiderabis amicissimi benevolentiam motu communium temporum*, Auf jeden Fall muß eine ganz andere Erklärung von den Ablativis *salutaribus rebus tuis* versucht werden.

Auf gleiche Weise würden sich über andere Anmerkungen zu den Reden des Cicero, wo die Lesart des *Codex Erfurtenfis* vertheidigt wird, gegründete Zweifel erheben lassen.

— F.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Marci Tullii Ciceronis Opera*. Ex recensione Jo. Aug. Ernestii studiose recognita edidit Car. Frid. Aug. Nobbe, Philos. Prof. Extr. in Univerf. litt. Lips. Scholae Nicol. Lips. Conrect. Editio stereotypa. 1827. 10 Bändchen in 12. (6 Thlr. 16 gr.)

Dies ist die kleine, für das Bedürfnis der Schulen oder zum bequemen Handgebrauch für diejenigen, welche das Studium der Classiker nicht gerade auf das Studirzimmer beschränken, bestimmte Ausgabe des Cicero, welche wir schon vorläufig bey der Anzeige der Quartedition (A. L. Z. 1827. No. 118) erwähnt haben. Für jene Bequemlichkeit der Leser, sowie für das leichtere Anschaffen der Bücher auf Schulen, hat der wackere Verleger auch dadurch geforgt, daß die einzelnen Bände auch einzeln, unter besonderen Titeln, verkäuflich sind. Sonst findet man hier denselben Text, der in der großen Ausgabe berichtigt erscheint; auch ist er mit denselben Typen gedruckt. Daher darf man mit Grund hoffen, daß diejenigen Textverbesserungen, welche der Herausgeber allmählich in der Quartausgabe nöthig erachten wird, auch dieser kleinen zu Gute kommen werden. Denn es ist eine ungegründete, auf einer falschen Vorstellung beruhende Rüge, welche Hr. Schoell in seiner *Histoire de la littérature Grecque profane*, To. I. *Introduct. p. LXXXIX* ausgesprochen hat, indem er die stereotypirten Ausgaben der Classiker deshalb verdammt, weil die Kritik den Text derselben noch nicht so festgestellt habe, daß er als ein *texte établi et stable* betrachtet werden könne, da vielmehr sich täglich Verbesserungen als nöthig darstellten. Denn eben darauf ist die Bestrebung des Hn. Tauchnitz gerichtet, und dahin hat sein Kunstsinng gearbeitet, jeder nöthig gewordenen Verbesserung sofort auf der Platte ihr Recht widerfahren zu lassen, ohne die neuen Auflagen der Gefahr auszusetzen, welche bey neuem Satz und neuem Druck der Bücher

nur zu häufig eintritt, daß mit den neuen Verbesserungen dieser und jener Stelle zugleich neue Fehler in andere, vorher richtig gedruckte Stellen sich einschleichen. Daß dem Verleger aber diese Bestrebung gelungen sey, davon wird sich ohne Zweifel nunmehr Hr. Schoell selbst durch die neue Ausgabe des Homer überzeugt haben, deren Fehler Hr. Tauchnitz, wie ehemals van der Hooght bey der hebräischen Bibel, sogar durch goldene Preise zu entfernen sich hat angelegen seyn lassen.

P. E. I.

PRAG, b. Calve: *M. T. Ciceronis Philosophica. Cato Major, Laelius, Paradoxa et somnium Scipionis*, cum notis philologicis, historicis, geographicis atque antiquitates spectantibus, adnexaque germanico-latina phraseologia, ex his opusculis collecta in usum scholarum edita ab Ignatio Seibt. Vol. I u. II. 1825—1827. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Dem Titel dieser Ausgabe nach sollte man lateinische Anmerkungen für Schüler einer oberen Gymnasialklasse erwarten; es finden sich aber meistens nur solche grammatische und lexikalische Anmerkungen in derselben, die sich höchstens nur für schwache Unter-Tertianer eignen, z. B. S. 6 *digne* nach Würdigkeit, nach ihrem Werthe. S. 8 *Qui si sit. si autem hic* — S. 9 *Quam* od. *longe* dienen zur Verstärkung des Superlativs — *Sustinere (sursum tenere)* emporhalten, tragen. S. 11 *inconstantia* Unbeständigkeit, Mangel an festen Grundsätzen. S. 12 *Quocirca i. e. quam ob rem. Neceffe fuit* — es mußte nothwendig seyn. S. 14 *praesertim* zumal. Solche Anmerkungen laufen durch das ganze Buch, z. B. S. 135 *vel* — *vel* — theils — theils — S. 163 *tener* zart, b) jung. *Dubitatio* Bedenklichkeit. *Sattietas* das Sattseyn. — S. 173 *Comitatus*, Geleite, Begleitung. S. 175 *inanis* leer, eitel. S. 179 *molestiam capere* verdrüsslich werden, Verdruß, Mißvergnügen empfinden. Dazu kommt nun noch eine *Germanico-latina phraseologia* von S. 269—292, welche zum völligen Ueberflusse noch mehr dergleichen enthält. Die geschichtlichen Anmerkungen hingegen sind für solche Schüler, welchen obige Wortbedeutungen noch angegeben werden müssen, viel zu weitläufig. Z. B. S. 20 ist zu dem Worte *Quaestor* eine Anmerkung, welche fast fünf Seiten einnimmt; S. 30 zu *Olympica* eine fast eben so lange über die Olympischen Spiele; sowie auch S. 40 über Milo aus Kroton und S. 67 über die *Magna Mater*; S. 78 über die römischen Dictatoren; S. 232 über L. Cornelius Sulla. So wenig auch solche historische Anmerkungen zu mißbilligen sind, so muß doch dabey das gehörige Verhältniß nicht übersehen werden. — In Ansehung des Textes ist Hr. Seibt der Ausgabe Ernestis gefolgt, und hat sich dabey, wie allerdings zu erwarten war, aller kritischen Bemerkungen enthalten.

Chr. St.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

S T A T I S T I K.

ERLANGEN, b. Palm und Enke: *Topo-geographisch-statistisches Lexikon vom Königreich Baiern* oder alphabetische Beschreibung aller im Königreiche Baiern enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Meiler, Höfe, Schlösser, Einöden, Gebirge, vorzügliche Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w. Verfaßt von Dr. *Joseph Anton Eisenmann*, Domkapitular, geistl. und Consistorial-Rathe, und Dr. *Carl Friedrich Hohn*, Professor zu Bamberg. 2 Bde. 1831—32. 8. (9 Thlr. 8 gr.)

Mit Vergnügen sehen wir hier ein Werk vollendet welches eben so von dem Patriotismus, als von dem Fleiße und der Gelehrsamkeit der beiden schon rühmlichst bekannten Verfasser ein sprechendes Zeugniß giebt. Das K.R. Baiern hat in Bezug auf seine Geschichte, Geographie und Statistik sich schon mancher Bearbeitungen zu erfreuen; allein theils waren es nur, und oft sehr lückenhafte, Monographien über einzelne Theile, theils, wenn sie auch auf das Ganze gingen, doch unvollständig und sehr unrichtig, und nicht für den augenblicklichen Handgebrauch geeignet. Eine lexikalische Behandlung der bayerischen Statistik war daher ein schon lang und dringend gefühltes Bedürfnis.

Schon weiland König Max Joseph hat seiner Akademie der Wissenschaften den Auftrag gegeben, ein solches Lexikon zu bearbeiten, und mehrmals diesen Auftrag wiederholt. Ein Verein vaterländischer Gelehrten und Staatsmänner, wie Baierns Akademie, deren Aufgabe doch ist, fürs Wohl des Vaterlandes literarisch zu wirken, hätte es wohl unter seine schönsten Pflichten rechnen sollen, eine solche Arbeit ans Licht zu fördern; allein sie unterblieb. Zwey Männer allein haben sich nun der mühsamen Arbeit unterzogen, durch glückliche Lösung derselben ihrem Vaterlande einen wesentlichen Dienst erwiesen, und dadurch den gerechtesten Anspruch auf den Dank ihrer Nation sich erworben. Das Königreich Baiern hat durch sie eine statistische Bearbeitung erhalten, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat; denn die Wörterbücher dieser Gattung, welche über andere Staaten z. B. Ober- und Nieder-Oesterreich, Preussen, Baden, Württemberg u. s. w. erschienen, stehen obigem Werke sowohl hinsichtlich des Inhaltes, als auch der Form weit nach.

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Rec. will es hier nicht unternehmen, eine ganz detaillirte Beurtheilung dieses Werkes zu liefern; schwerlich wird dies auch einem Einzelnen möglich seyn; indem ihm weder die vollständige Vergleichung und Prüfung der amtlichen Quellen, welche die Verfasser benutzt haben, noch die genaue, durch Reisen und Augenschein erworbene Kenntniß der bedeutendsten bayerischen Ortschaften zu Gebote stehen kann. Recht wünschenswerth, und den Verfassern gewiß auch angenehm würde es deshalb seyn, wenn Gelehrte und hohe Staatsbeamte aus den einzelnen Kreisen des Königreichs es über sich nähmen, die Orte ihres Kreises im Lexikon öffentlich zu würdigen, wodurch in kurzer Zeit eine umsichtige, gründliche Beurtheilung des Werkes zu Stande käme, welche von dem verdienstlichen und gelehrten Unternehmen der Verfasser die augenscheinlichste Probe ablegen, und zur gediegenen Kenntniß des Vaterlandes Vieles beytragen würde.

Rec. bleibt daher nur bey dem Allgemeinen stehen. Die Principien, nach welchen die Verfasser verfahren sind, liefern einen klaren Beweis, mit welcher Umsicht und Vollständigkeit sie ihre Arbeit ausführen wollten. „Von jedem der 8 Kreise (heißt es in der Vorrede) sind angegeben: seine Grenzen, Gröfse, Einwohnerzahl, Behörden, Hauptgebirge, höchsten Berge, Gewässer, größten Waldungen, Natur- und Kunstproducte, Gewerbe, Häuserzahl, Anzahl der Brücken; von jedem Land- und Herrschafts-Gerichte seine Gröfse und Einwohnerzahl; von jedem einzelnen Orte seine Eigenschaft, seine Lage und zwar: 1) in physischer Hinsicht, nämlich nach Gebirgen, Gewässern, Strafsen und Entfernung von anderen vorzüglichen, besonders solchen Orten, welche Postexpeditionen haben; 2) in politischer Hinsicht, nämlich nach Land- und Herrschafts-Gerichten und Kantonen und 3) in kirchlicher Hinsicht, nämlich Pfarreyen, Decanaten (Landcapiteln), Erzbisthümern, Bisthümern, Consistorien, dann die Häuser- und Einwohner-Zahl, Behörden, Institute, und was er sonst an Natur- und Kunst-Producten und historisch Merkwürdiges enthält; von den Kreis-hauptstädten überdiess ihre geographische Lage; bey jedem Gebirge seine Lage und Richtung; von den höchsten Bergen ihre Höhen; von den Flüssen und vorzüglichen Bächen die Gegend, wo sie fließen, ihre Quellen und Mündungen, und die Gewässer, welche von ihnen aufgenommen werden; von den Seen ihre Lage, Gröfse, Tiefe und die Fischarten, welche in ihnen leben.“

D d d

Consequent nach diesen Principien haben die Verfasser jeden einzelnen Artikel bearbeitet. Der Raum gestattet uns nicht, mehrere Artikel, als Muster, hier herauszuheben; wir begnügen uns daher mit einzelnen Hinweisungen, so dafs der Leser durch Nachschlagen im Lexikon selbst unsere Behauptungen wird bestätigt finden.

Ganz nach der Angabe der Vorrede sind behandelt: 1) die acht Kreise. Wir verweisen die Leser nur auf einen, den Hauptkreis des KR., den *Isarkreis*, wie er in den Zusätzen S: VII umfassend beschrieben ist.

2) Genau nach den Principien ist ferner jedes Land- und Herrschafts-Gericht beschrieben. Wir verweisen unter andern nur auf die Artikel: Landshut, Straubing, Waldmünchen, Wunsiedel, Schwabach, Höchstadt, Kitzingen u. s. w. als Landgerichte aus den sieben älteren Kreisen; bey dem Rheinkreise sind die Kantone auf gleiche Weise behandelt, z. B. Kaiserslautern, Dürkheim u. s. w. Ferner in Bezug der Herrschaftsgerichte sehe man die Artikel: Thurnau, Prien, Illerreichen, Oettingen, Mitwitz, Wörth u. s. w. Beyläufig will Rec. hier bemerken, dafs er in einer unlängst erschienenen Monographie des L. Gerichtsactuars *Rost* das L. Gericht Königshofen beschrieben las, mit den verschiedenen Arten dieses Gerichtsbezirks in vorliegendem Lexikon verglich, und die Beschreibung der letzten nicht nur übereinstimmend, sondern auch noch vollständiger fand. So geschieht z. B. bey Hn. *Rost* der *Lederhecke* und des *Weichlers* eine blofse Erwähnung; das Lexikon aber giebt eine vollständige Beschreibung, die eher in der Monographie zu erwarten gewesen wäre. Neben diesem Beyspiele liefsen sich noch mehrere ähnliche Fälle anführen, wo das Lexikon über Gegenstände Aufschlufs giebt, die selbst in den besten Monographien übergangen sind.

3) Eben so genau sind auch die einzelnen Orte beschrieben, in physischer, politischer und kirchlicher Hinsicht, und die einzelnen Beschreibungen sind nur wieder von einander unterschieden, je nachdem die Eigenschaft der beschriebenen Oerter eine andere, und die Ortschaft entweder eine Kreishauptstadt, eine Stadt, ein Städtchen, Marktstücken, Dorf, Bisthum, Pfarrdorf, Filialdorf ist, und mehr oder minder historische oder andere Merkwürdigkeiten enthält. Ja selbst die einzelnen Weiler, Einöden und Gegendbeschreibungen sind nicht übergangen. Wir verweisen die Leser, unter der zahlreichen Menge, nur auf nachfolgende Artikel, und zwar als *Kirchhauptstädte*: München, Passau, Regensburg, Bayreuth, Ansbach, Augsburg, Würzburg, Speier; als *Städte*: Landshut, Straubing, Burglengenfeld, Ingolstadt, Eichstätt, Bamberg, Rothenburg, Dünkelsbühl, Erlangen, Nürnberg, Weilsenburg, Fürth, Neuburg, Dillingen, Kempten, Lindau, Landsberg, Aschaffenburg, Zweybrücken, Neustadt an der Hardt u. s. w.; als *Städtchen*: Baiersdorf, Ellingen, Freystadt, Gemünden, Hirschau, Hollfeld, Homburg, Karlstadt, Kissingen, Königshofen, Roth, Lichtenberg, Marktbreit, Reichenhall, Vilsbiburg u. s. w.; als *Markt-*

flecken: Berchtesgaden, Hafnerzell oder Obernzell, Kellmünz, Garmisch, Kraiburg, Muggendorf, Schnaittach, Ottobauern, Sonthofen, Marktstett, Vilsbiburg u. s. w.; als *Dörfer*: Aschau, Frankenberg, Frankenstein, Frauenroth, Gefresdorf, Gottsfeld, Heinersreuth, Köttmannsdorf, Löllitz, Neufahrn, Neuhaus, Oehrburg, Pallendorf, Ratzenwinden, Schellenberg, Schmachtenberg u. s. w.; als *Bisthümer*: Freysing, Bamberg, Augsburg, Regensburg, Würzburg, Nassau, Eichstätt, Speier; als *Pfarr- Filial Dörfer*: Ammergau, Appersdorf, Betzhaußen, Benediktbeuern, Bergen, Begenberg, Dettlingen, Eichenbühl, Eisenberg, Eltersdorf, Frechfeld, Grolsdorf, Großweil, Heilgersdorf, Hohenkammer u. s. w. Bey allen Pfarr- und Filial-Dörfern, so wie bey den Städten und Märkten, ist jedesmal genau das Decanat angegeben, unter welchem sie stehen, oder ob sie selbst der Sitz eines Decanats sind; bey den gewesenen Dörfern und anderen Orten ist bemerkt, zu welcher Pfarrey sie gehören, und bey den Einwohnern vermischter Religion, wohin die der Zahl nach geringere Religionspartey gepfarrt ist. — Von den *Weilern* und *Einöden*, die in ungemeiner Anzahl aufgeführt sind, so dafs wohl schwerlich ein Gegenstand hier übergangen seyn mag, enthalten wir uns, Hinweisungen zu machen; von den Gegendbeschreibungen genüge es, nur auf einige hinzuweisen, an denen die Vollständigkeit und Genauigkeit der Beschreibung besonders zu loben ist, z. B. Algau, die Salzburg, kalte Lech, Lechfeld, Lederhecke, Geisengrund, Kunigundisruh, Laushügel, Rill, Ried, Donaumoos, Teufelsmauer, Eiskapelle, Weichler, Ossig oder Ossing, Parsberg, Mühlthal, Pfaffenwinkel u. s. w.

4) Eine gleiche umständliche Beschreibung findet sich auch bey den Gebirgen, höchsten Bergen, Flüssen, Bächen und Seen; man lese deshalb die Artikel: Fichtelgebirge, Röhengebirge, Spessart, Odenwald, Alpen, Hundsrück, Donnersberg, Vogesen, Stachelberg, Strafsberg, Witibaldsberg, Peiffenberg u. s. w. — *Isar*, *Donau*, *Rhein*, *Main*, *Altmühl*, *Inn* u. s. w. — *Chiemsee*, *Tegernsee*, *Wurm-oder Stahrenberger See*, *Walchensee*, *Bodensee*, *Ammersee* u. s. w.

So haben die Verfasser treu und genau, im Geiste der von ihnen aufgestellten Principien, die schwierige Arbeit durchgeführt. Mit besonderem Wohlgefallen bemerkt man aber noch bey den einzelnen Artikeln die vielen beygefügt antiquarischen, landwirthschaftlichen und artistischen Notizen, wodurch die Vollständigkeit und das Interesse des Werkes ungemein erhöht wird; ferner die genaue Anführung der milden Stiftungen aus alter und neuer Zeit, ja selbst solcher, die in neuester Zeit in Bezug auf Schule und Kirche an einzelnen Orten von Privaten oder Gemeinden gegründet worden sind. Wir könnten, wenn es der Raum gestattete, auch hier eine zahlreiche Menge aufzählen. Ein besonderer Vorzug des Lexikons ist es auch, dafs die Verfasser vielfältig bey den Ortsbeschreibungen hinsichtlich des Namens eben so sehr auf die Aussprache desselben vom Volke, als auf den Schreibgebrauch merkten; denn die Sprache (Dialekt) des Volkes ist älter, als dessen Schrift, und nicht so sehr

den Veränderungen unterworfen, als die Schreibart einzelner Menschen in verschiedenen Zeiten.

Eben so reichhaltig ist das Werk an historischen Notizen, obwohl solche in den ersten Bogen sparsamer vorkommen, als in den späteren und folgenden. Auf dem Titelblatte liessen die Verfasser den Beysatz „historisch“ zwar weg, weil sie, nach ihrer eigenen Erklärung in der Vorrede, mehr historische Notizen für nöthig erachteten, um den Titel „historisch“ zu rechtfertigen. Rec., ohne der Bescheidenheit der Verfasser zu nahe zu treten, hält diese Ansicht gleichfalls für richtig und zweckmässig, und schon deshalb, weil die Hauptaufgabe der Verfasser doch eine lexikalische Behandlung der statistischen Verhältnisse ihres Vaterlandes gewesen; eine lexikalische Behandlung der Geschichte aber, soll sie von Nutzen seyn, ein eigenes Werk erforderte, und in einem statistischen Werke um so weniger zweckdienlich behandelt werden kann, als beide Doctrinen doch in ihren wesentlichen Formen einige Verschiedenheit haben; denn wie schon Schlözer bemerkt: „Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik eine stillstehende Geschichte.“ In einem statistischen Lexikon muss deshalb die Geschichte immer eine untergeordnete Rolle spielen. Die Verfasser haben dies auch genau beobachtet. Sie gaben in ihren historischen Notizen nur so viel an, als zur Erhöhung des statistischen Interesses nöthig ist. Als: bey den einzelnen Oertern das, wodurch jeder in der Geschichte besonders merkwürdig erscheint, sey es nun eine Schlacht, oder sonst eine Thatsache, ein geschichtliches Monument, oder die Geburt irgend eines berühmten Mannes; ferner führten sie an die historisch erwiesene Gründung der Ortschaften, ihre Besitzer in ältester Zeit, so wie den Wechsel derselben im Verlaufe der Zeit, und die gegenwärtigen Besitzer. Besonders fleissig sind die kirchlichen Artikel gearbeitet; fast bey allen Pfarrkirchen ist das Jahr der Erbauung oder der Renovation angegeben, die Grabstätten historischer Personen in derselben u. s. w.; bey den Bischümern das Jahr der Gründung, die Anzahl der Bischöfe zur Zeit der Säcularisation, und genau und bestimmt der jetzige erneute Stand derselben. Auch örtliche Sagen und Legenden sind nicht übergangen, sofern sie zur genauern Würdigung des Volkslebens beytragen. Wir könnten über dies Alles eine Menge von Beyspielen anführen, was jedoch aus Mangel an Raum nicht geschehen kann, und selbst überflüssig ist, da schon ein flüchtiger Durchblick den Leser fast auf jedem Blatte von der Wahrheit unserer Behauptungen überzeugen wird.

So empfehlenswerth nun aber auch, nach allen diesen Erörterungen, das Werk erscheint: so mag es doch von einzelnen Mängeln nicht frey seyn, denen bey Werken dieser Art um so weniger zu entgehen ist, da blofs von zwey Männern geleistet wurde, was wohl für eine ganze Korporation keine leichte Aufgabe seyn dürfte. So dürfte z. B. bey Abbach die Heinrichsburg erwähnt werden, bey Aßheim — die Begräbnisstätte der Ahnen des Hauses Schwarzenberg, bey dem Artikel Schwarzenberg dürfte der Aus-

druck: mehrere fürstliche Domänialbehörden, als überflüssig erscheinen; nach Schreckenbergr — könnte noch eingeschaltet werden: Schreckenbergr, Berg im Herrschaftsgerichte Schwarzenbergr, mit schöner Aussicht, $\frac{1}{4}$ Stunde von Schwarzenbergr; nach Hetzlas — noch: Hetzel, Berg, dem Bergschlosse Schwarzenbergr gegenüber, höher gelegen als dessen Berg, mit Obstbäumen besetzt; nach Theresienhain — Theresienwiese bey München u. s. w. Auch dürfte bey den bedeutenden Brücken bemerkt werden, welche vom kön. Aerar erhalten werden, und welche von den Gemeinden. Manche Ergänzungen und Berichtigungen haben auch die Verfasser selbst nachgetragen; manche aber konnten sie nicht angeben, weil sie nach Erscheinung ihres Werkes erst bekannt wurden. Z. B. seit dem 1 Oct. 1831 sind die Gemeinden: Falkenstein, Arrach, Rettenbach, Zell, Michaelsneunkirchen, Au, Schillerts-wiesen, und Ebersreuth von dem Landerichte Wittenfels und dem Unterdonaukreise getrennt, und dem Landgerichte Roding, somit dem Regenkreise zuge-theilt werden. Seit dem 1 April 1832 sind die Orte Pappenbach und Burghausen, sonst des L. Gerichts Windsheim, mit dem L. Gerichte Leutershausen vereinigt. Seit den 26 July 1832 sind die zum Landgerichte Günzburg gerichtsbaren zwey Höfe Harzenhof und Freudeneggernhof vom erwähnten L. Gerichte gesondert, und mit der zum L. Gerichte Illertissen gehörigen Gemeinde Gerlenhofen vereinigt, und dem näher gelegenen L. Gerichte Illertissen zugetheilt worden. Zu Neuburg bildete sich ein Donaumoos-Verein, zu Windelheim, durch den kön. Rentbeamten Bauer, eine Hagelversicherungs-Anstalt, zu Amberg entstand ein Franziskanerhospitalium, zu Eggenfelden ein neues Franziskanerkloster u. s. w.

Demungeachtet ist dieses Werk nicht nur für die Einwohner Baierns aller Stände als ein unentbehrliches Hülf- und Hand-Buch im Dienste des Staates und bey Privatgeschäften zu betrachten, sondern jedem Freunde der Geschichte und der Staatenkunde wird es eine willkommene Lesegabe seyn. Zu wünschen wäre es, das die Verfasser nach den in diesem Lexikon enthaltenen Materialien ein geographisch-statistisches Handbuch zum Schulgebrauche verfertigen möchten, wobey zugleich auch auf die neuesten Veränderungen Rücksicht zu nehmen wäre. Dabey dürfte aber die in den bisherigen Schulgeographien von den nämlichen Verfassern gebrauchte Anführung der Orte nach den Flüssen, als ganz zwecklos cessiren, und die merkwürdigen Orte nach den L. Gerichten, wenn diese keiner Veränderung unterworfen werden sollten, anzugeben seyn.

Uebrigens wünscht Rec., das das Werk recht bald eine zweyte Auflage, die demselben gewiss eine noch höhere Vollkommenheit geben wird, erlebe, und das die Verfasser für die angewandte Mühe und den Fleiss ihrer Arbeit, die wohl unbezahlbar sind, durch den Dank ihres Vaterlandes, als den schönsten Lohn, reichlich entschädigt werden mögen. Die äussere Ausstattung des Werkes, Druck und Papier sind schön und correct.

PARIS, b. Collin: *Coup d'oeil sur la Hollande, ou Tableau de ce Royaume en 1806. Premier Partie*, 1807. IV u. 266 S. nebst Inhaltsverzeichnis, *Seconde Partie* 1807. 207 S. nebst alphabetischem Register in 8. (2 Thlr.)

Der ungenannte Vf. dieses Werkes, das in gegenwärtiger Zeit zu einer interessanten Vergleichung Anlaß giebt, scheint, wie viele seiner Landsleute, keinen rechten Begriff von der Statistik zu haben, wenn er in der Einleitung zu diesem Werke behauptet: die Statistik sey in Holland früher als in anderen Ländern Europens bearbeitet, und nach und nach zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Dieß werden selbst holländische Gelehrte nicht behaupten, zumal, da lange Zeit hindurch auf keiner Universität der ehemals vereinigten Niederlande ein Lehrstuhl für Statistik eröffnet war. — Bekanntlich war der berühmte *Adrian Rluit* in Leyden der erste Lehrer der Statistik in Holland. Hätte der Vf. wenigstens die Darstellung des Prof. *G. F. D. Goës* zu Erlangen, und besonders die trefflich von ihm gearbeitete, von der Akademie der Wissenschaften zu Turin gekrönte Preisschrift: *De statistices aetate et utilitate commentatio etc.* (Erl. apud Palm, 1806. 4.) gelesen, so würde er am Ende des ersten Abschnitts derselben belehrt worden seyn, daß die Statistik, nach der Natur der Sache, und ganz wider das bisherige Princip, welches Achenwall, Paul Reinhard, Ernst Bertram, Christoph Gatterer, von Schlözer, Mannert u. a. aufstellten, weiter nichts sey, als die historische Kunst, die den gegenwärtigen Zustand der Staaten darstelle. Den Namen Statistik, den zuerst Achenwall einführt, haben daher in neueren Zeiten alle andere Völker Europens, von den Deutschen entlehnt; aber die Materialien zu dieser Wissenschaft haben die Holländer schon früher, wenn auch nicht unter diesem Namen, bearbeitet, wovon die *Politike Gronden en Maximen* des großen Staatsmannes *Jan de Witt*, die in der Mitte des 17 Jahrhunderts in mehreren Ausgaben erschienen, einige *Elzevirischen* Schriften u. m. a. bekannt sind.

Der erste Theil dieses Werkes zerfällt in 33 Capitel, wovon die beiden ersten einen nicht unwichtigen Ueberblick der Geschichte von Holland, des vorigen und damaligen Zustandes dieses Landes und seiner Einwohner geben. Vom 3ten bis zum 10ten Cap. wird von der Constitution des Königreichs Holland, dem Vertrage mit Frankreich, der Lage und Bewässerung des Landes, der Canäle, der Dämme, des Klima, der Producte, der Lebensweise, der Getränke, der Volksmenge, des Ackerbaues, der Viehzucht, der Brennmaterialien, dem Torfe u. dgl. gehandelt. Das 4te bis 18te Cap. erstreckt sich über die Canalfahrt, die Landstraßen, den Handel der Holländer, ihre Schiffahrt und Fischerey. Vom 19ten bis 24. Cap. werden die Fabriken und Manufacturen, der Handel zwischen Holland und Frankreich, die Gewichte, Maße und Münzen beschrieben, und im 25ten bis 33. Cap. die Religion und Sprache, der öffentliche Unterricht, der Zustand der Wissenschaften und Künste, der milden Stiftungen, die Polizey und Justizpflege, die Sitten und Gebräuche der Niederländer überhaupt und die der Provinz Holland insbesondere auseinandergesetzt.

Manche Gegenstände erscheinen in einem bunten Gemische.

Der zweyte Theil liefert die topographische Beschreibung von Holland überhaupt. Der europäische Theil dieses Reichs wird (als der Vf. schrieb, welches im Februar 1807 wieder abgeändert wurde) nach französischer Verfassung, in 8 Departemente, oder in 4 militärische Divisionen eingetheilt, welche der Reihe nach angegeben werden.

Nach unserer Ansicht ist das Ganze weder ein vollständiges Gemälde, noch eine systematische Darstellung von Holland. Manche Schilderungen sind trefflich gerathen, andere nach Laune angelegt und ausgeschaltirt, die Bilder der Phantasie aber nicht selten unordentlich durcheinander geworfen. Daher entstehen oft interessante Umrisse einzelner Gegenstände, die aber nichts weniger als dazu geeignet sind, Statistiker gründlich zu unterrichten. Auf eigentliche Staatsverwaltung, Kriegs- und See-Wesen, Staats- und Provinzial-Schulden, Activ-Vermögen im In- und Auslande, in sofern die Proprietärs in Holland, Creditoren ihrer National-Schuld, und Guthaber im ausländischen Creditwesen sind, Verhältnisse der noch übrig gebliebenen Reste der inneren Macht der Holländer in Europa gegen ihre auswärtigen Besitzungen, die Darstellung der Kräfte ihrer Kauffahrt vor der Revolution vom Januar 1795, gegen die zur Zeit der Errichtung des neuen Königthums; dieß alles, und was der Vf. mit eigenen Augen beobachtet, gesehen und als etwas Merkwürdiges auszuheben Gelegenheit gehabt, aber nicht angemerkt hat, vermissen wir gänzlich. Dagegen sind einige Schilderungen, bey denen er brauchbare Quellen und Hülfsmittel benutzte, und die er alsdann treu citirt, gelungen zu nennen. Da er aber einige treffliche niederländische Schriften zu seiner Absicht mit Erfolg excerpiren konnte: so wird er dadurch zu der irrigen Behauptung verleitet, kein Land sey so genau und vollständig beschrieben, wie die vereinigten Niederlande, die er durchgängig schlechtweg *Holland* nennt. An dieser Vollständigkeit mangelt in topographisch-statistischer Hinsicht noch Vieles. Rec., der unter den deutschen Literatoren gewiss eine der ausgefechtesten Sammlungen der besten Schriften über die Niederlande, ihre Bewohner und über alle Fächer ihrer politischen, Gewerbe treibenden, geographischen, hydrographisch-merkantilischen, wissenschaftlichen und bürgerlichen Existenz besitzt; dabey seit mehreren 30 Jahren, in vielen merkwürdigen Epochen der neuesten Weltgeschichte, alle ehemaligen und jetzigen Provinzen und Städte Hollands bereiset, mit den angesehensten Gelehrten und trefflichsten Köpfen, an denen es bey dieser industriösen Nation in keinem Fache fehlt, ungeachtet solches, aus Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft, die der Holländer Keinem aufdringt, von vielen Franzosen und Deutschen bezweifelt wird, wissenschaftliche Verbindungen angeknüpft hat und noch unterhält; — wagt dieß nicht von allen Provinzen zu behaupten, wiewohl Holland, Utrecht, Geldern, zum Theil Seeland und Friesland, weniger holländisch Brabant, Over-Yssel und Gröningen ganz vorzügliche Beschreibungen, selbst bis auf einzelne Districte aufzuweisen hat.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

L I T E R A T U R G E S C H I C H T E.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit*. Zweyter Beytrag zu seiner Charakteristik, von Friedrich von Müller. 1832. 27 S. 8.

Unserem Institute, dem Goethe so viele Jahre hindurch die treueste Theilnahme und die erfreulichste Unterstützung widmete, geziemt es wohl vor anderen, dasjenige, was zur tieferen Kenntniß des Unvergesslichen von einsichtigen Freunden und Kunstgenossen mitgetheilt wird, alsbald zur öffentlichen Kunde zu bringen. Gern, auch in dieser Hinsicht, zeigen wir obige Fortsetzung der trefflichen Charakteristik an, wodurch dieser sinn- und geistesverwandte Schriftsteller, der geraume Zeit in Goethe's vertrautem Cirkel lebte, erst vor Kurzem dessen Andenken gefeiert hat (vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 208): wiewohl wir überzeugt sind, daß auch jeder fremde, von allen näheren Verhältnissen entfernte Leser uns danken wird, ihm die Bekanntschaft mit dieser Schrift recht bald verschafft zu haben. Denn sey es nun, daß der Inhalt derselben, wiefern er bloß die ethische Seite des Verewigten auffaßt, und die Eigenthümlichkeiten seines innersten Wesens aufzuschließen sucht, das Gemüth mehr anpricht, als die Betrachtung der praktischen Wirksamkeit, auf welche sich der erste Beytrag beschränkte; oder daß die feierliche Veranlassung zu diesem Aufsatze (er wurde als Gedächtnisrede bey der auf eine höchst seltene und sinnige Weise angeordneten Trauerfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 9 Nov. d. J. verlesen) den Vf. selbst zu einer feierlicheren, das Herz erhebenden und deshalb auf Hörer und Leser mächtiger einwirkenden Stimmung erhob; oder sey es endlich, daß wir durch eigene Erfahrung so Vieles wörtlich bestätigt fanden, was der Vf. hier aus der seinigen über Goethe niedergelegt hat, und daß daher so Manches, was sich uns durch vieljährige Bekanntschaft eingeprägt hatte, wie aus der Seele bekommen war: wir bekennen, daß uns diese Schrift mehr noch, als jene Vorgängerin, ergriffen und vom Anfang bis zu Ende in gleicher Aufmerksamkeit erhalten hat.

In großen, aber deutlichen, Umrissen wird zuerst Goethe's „Charakter- und Gemüths-Größe“ mit dessen schriftstellerischen Verdiensten in Verbindung gebracht. Was die Geschichte seiner Jugend und frühesten Ausbildung, bis zu seinem ersten Auftreten in J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Weimar, welche wir in Kurzem erwarten dürfen, in aller Anschaulichkeit zeigen wird, „daß sein Herz mitten unter den Stürmen der Leidenschaft stark genug war, dem Zauber süßester und edelster Neigungen zu entsagen, wenn es der Befriedigung sittlicher zarter Anforderungen galt,“ das werden dereinst noch in größerer Klarheit und Vollständigkeit die handschriftlichen Documente enthüllen, welche der Hochsinn und die Pietät seines fürstlichen Freundes (wie wir hier S. 7 lesen) noch am Vorabende seines Scheidens für eine spätere Zukunft, als köstliche Reliquien, aufzubewahren angeordnet hat. Denn Goethe war nie zu bewegen, sein früheres Leben in Weimar mit Ausführlichkeit abzuschildern; reine, uneigennützigte Motive hielten den Zartfühlenden davon ab. „Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens (sagte er einst) könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Märchens darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderbarsten Anforderungen — ernstliche Studien neben verwegentesten Unternehmungen, und heiterste Mittheilungen trotz abweichender Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles mit erlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimniß.“

Wird dereinst dieses Geheimniß kund gethan, dann erst (schreibt Hr. v. M. S. 8) wird die Welt den ganzen seltenen Werth des Mannes völlig kennen und schätzen lernen, den kleinlicher Neid und blöder Stumpf sinn so oft aus dem Gesichtspuncte der Gemeinheit zu lästern — mindestens, wo sie die Uebermacht seines Geistes nicht anzufechten vermochten, seine sittliche Würde zu entstellen versuchten! „Ja, wenn Goethe's Ruhm als Dichter längst ein welthistorischer geworden, und von den Zungen aller gebildeten Nationen, selbst in den entferntesten Welttheilen, wiederhallt; wenn die Bahn großartiger, freyer Naturanschauung, die er im deutschen Vaterlande zuerst mit genialer Kraft gebrochen, im Verther, Götz, Egmont, in hundert ergreifenden, herzvollen Liedern hellleuchtend bezeichnet ist; wenn das Zarteste, was ein Menschenherz empfinden kann,

E e e

den edelsten Ausdruck, die Weihe antiker Ruhe und Einfachheit in Iphigenien, Tasso, Eugenie, Herrmann und Dorothea gefunden; wenn die wahrheits-treue Darstellung der vielverschlungenen Verhältnisse und Probleme bürgerlicher und sittlicher Zustände in Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften und in den Wanderjahren; wenn die heitere Grazie frischen Lebensgenusses in den Römischen Elegieen, die ernstere sittliche Grazie in Euphrosine, in Doris und Alexis, die malerische Lebendigkeit und Farbenpracht in dem Römischen Carnival, in der Novelle und im Märchen, an Form und tiefem Gehalt nicht leicht je übertroffen werden mögen; wenn endlich — um den Gipfel *Goethescher* Poesie mit Einem Worte zu bezeichnen — sein Faust — diese Titanische Dichtung, die den höchsten Sonnenpunct und den tiefsten Abgrund menschlichen Thuns und Wollens zugleich umspannt — für immer als staunenswürdiges Ergebnis allgewaltiger Phantasie und tiefster Reflexion und Weltkenntnis erscheinen muß; und wenn wir zu diesem unsterblichen Dichterruhme noch all' das Herrliche hinzurechnen, was die Wissenschaften dem unermüdeten genialen Naturforscher, die Civilisation dem großartig fördernden Pfleger des Lichts und der Wahrheit, die Kunst ihrem scharfsinnig urtheilenden, geschmackvoll anordnenden Kenner und Freunde verdankt; kurz alles, was selbst im Auslande die Bezeichnung des staunenswürdigsten Mannes seines Jahrhunderts ihm erworben hat — immer noch dürfen wir uns mit süßem Stolze zurufen: Uns war er mehr!“ —

Hierauf schildert der Vf., wie *Goethe* die allgemeine Lebendigkeit seines Naturells, die ihm so schnell die Herzen gewann, und in jedem Kreise sein Auftreten und Wirken begünstigte, zu mäßigen und jedes leidenschaftliche Uebergewicht zu bekämpfen bestrebt war. Schmerzliche Erfahrungen mancher Art ließen ihm in den Jahren der Manneskraft, besonders nach seiner Rückkehr aus Italien, Selbstbeherrschung als höchste Pflicht erscheinen, und so war späterhin die Bewahrung äußerer und innerer Gleichgewichts unter allem Andrang der Lebensereignisse ihm zur unerschütterlichen Maxime, zu einer wahren Kunstaufgabe geworden.

„So hatte denn unvermerkt auch sein Aeußeres und seine Mittheilungsweise in Weltverhältnissen einen Schein von Kälte und Verschlossenheit, ja oft von Steifheit angenommen, der ihm nicht selten für Stolz und Egoismus ausgelegt wurde, und auch in der That bey oberflächlicher Bekanntschaft leicht dafür gelten konnte. — Aber unter dieser äußeren Verhüllung, die den Zudrang gemeiner Wirklichkeit von ihm abhielt, veredelte sich immerfort der Kern seines inneren Wesens, und die Liebenswürdigeit und Milde seines Gemüths trat für Freunde und Vertraute nur desto reiner und ergreifender hervor. — Es bedurfte keinesweges ausgezeichneter Geistesgaben, um seine Theilnahme und in gewissem Grade sein Vertrauen zu gewinnen; nur ein tüchtiges, sicheres

Wollen und Wirken, wenn auch im beschränkten Kreise, war ihm unerlässliche Bedingung; abhold und widerwillig zeigte er sich nur jeder unbegründeten Anmaßung, jedem zwecklosem Umhertapen nach nichtigen Lebenszwecken. — Zu kräftiger Förderung lebensfrischer Thätigkeit mit Vorliebe geneigt, konnte er in seiner Nähe kein Talent, keine nützliche Fertigkeit gewahren, die er nicht ermuntert, angeregt, durch Rath und That gesteigert hätte. Auch außer dem Kreise seiner bedeutenden amtlichen Wirksamkeit, als Haupt so vieler wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten — auch schon im täglichen bürgerlichen Verkehr hat er auf diese Weise unglaublich wohlgethan. — Wer irgend mit ihm in nähere Verhältnisse kam, empfand den erfrischenden Anhauch seines Geistes, und gewöhnte sich unwillkürlich an eine gewisse ernstere Richtung, Stetigkeit und Folge, die das Element seines *Daseyns* war, und die er der ganzen Atmosphäre um sich her mittheilen wußte. Daher denn auch Alle, die jemals seine Hausgenossen, oder auch nur durch öftere Dienstleistungen ihm nahe waren, selbst wenn er nicht immer ihren Wünschen Genüge thun konnte, eine unzerstörliche Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ihn behielten.“

Ein schöner Zug in *Goethe's* Charakter war, daß er einen freudigen Genuß darein setzte, ein empfangenes Gute dankbar zu vergelten; zugleich aber eine Folge seines originellen Geistes, daß er dies nie auf eine gewöhnliche Weise that, sondern immer durch Abwartung des passenden Augenblicks, durch sinnige Form und Bedenklichkeit der Gegend ihre ihren Werth eigenthümlich zu erhöhen suchte. Diese wahrhafte Kalokagathie, von welcher der Vf. nur Ein, aber ein sehr sprechendes Beyspiel anführt, war es vorzüglich, wodurch *Goethe* die ihm am nächsten stehenden Amtsgenossen fortwährend in dem freundlichen Verhältnisse mit sich zu erhalten wußte; oft schien er von ihnen, oder durch ihre Verwendung bey dem fürstlichen Freunde, zu erbitten, was er selbst ohne fremden Einfluß leicht sich gewähren oder verschaffen konnte, nur damit er Gelegenheit gewinnen möchte, sich ihnen dankbar zu erzeigen. Undankbarkeit und Verkenning fremdes Verdienstes war überhaupt ihm in tiefter Seele verächtlich; wohl konnte es geschehen, daß bey der unglaublichen Menge von Gegenständen, die ihn beschäftigten, eine oder die andere ihm kund gewordene verdienstliche Leistung eine Zeitlang in den Hintergrund trat; aber mit doppeltem Eifer ergriff er dann die erste Gelegenheit, das Veräumte einzubringen.

Ueber seine Gegner in der literarischen Welt, wie früher im Staatsdienste, konnte er sich wohl oft heftig, ja leidenschaftlich herauslassen; nie aber hat er, auch nicht am Feinde, das Achtungswerthe, Verdienstliche, Talentvolle verkannt, nie kleinlichem Neide oder hämischer Verketzerungssucht sich hingeeben.

Bey solcher Gesinnung war es nicht anders zu erwarten, als daß er den großen Einfluß, den sein

erhabener Fürst und Freund ihm gönnte, niemals zu eigennützigem Zwecken oder zu irgend Jemandes Schaden benutzte; und Schaamröthe wird, wenn es noch möglich ist, den hämischen Scribenten überfliegen, welcher unlängst *Goethen* egoistischen Kaltblut in Beförderung fremdes Verdienstes vorwarf, wenn er hier die Belünerung eines Vertrauten lieft, „dafs unter den zahlreichen Briefen und vertraulichen Vorträgen, die sich aufbewahrt finden, kaum Einer anzutreffen ist, in welchem *Goethe* nicht für diesen oder jenen redlichen Diener, für dieses oder jenes hoffnungsvolle Talent sich mit Wärme und persönlichster Theilnahme verwendet hätte,“ und zwar, wie *Rec.*, durch Beyspiele belehrt, hinzufügen kann, dann am lebhaftesten und wärmsten, wenn es durch den Neid der Widerfacher unterdrückt werden sollte.

Von Menschenkenntniß sowohl, als von gediegem Charakter zeigte es, dafs *Goethe* auf Untergebene weniger durch Befehl und strenge Vorschriften, als durch Belebung ihres Sinnes und ihrer Liebe an der Sache, zu wirken suchte, dafs er ihnen daher innerhalb gezogener Grenzen gern freyen Spielraum liefs, und, wenn sie in ihrem angewiesenen Kreise sich tüchtig erwiesen, auch wohl ihren Schwächen und Fehlern duldsam nachsah. „Jedes Geschäft — so schrieb er einmals seinem Fürsten in Bezug auf die Jenaischen Museen — wird eigentlich nur durch ethische Hebel bewegt; daher alles auf die Persönlichkeit ankommt, da jede auf eigenthümliche Weise behandelt seyn will. Ist man der Liebe des Individuums zu seinem Geschäftszeige gewiß, so verfähre man läßlich, doch Ordnung fodernd, und erhalte verdiente Männer bey gutem Humor. Daraus entstehen nun freylich so viele kleine Welten als Individuen.“

Goldene Worte, deren Befolgung so manches Geschäft, so manche Anstalt erfolgreicher machen, und diejenigen, welche sie betreiben sollen, vor Indolenz und Lässigkeit bewahren würde!

Was hierauf der Vf. davon sagt, dafs das Geheimniß für *Goethe* stets einen besondern Reiz hatte, nicht blofs aus dem poetischen Gesichtspuncte, sondern auch vorzüglich darum, weil es vor Entweihung würdiger Vorätze und Bestrebungen sichert, und ihr Gelingen erleichtert; wie er aus dieser Liebe zum Geheimniß eine der schönsten Tugenden *Goethe's*, seine Verschwiegenheit, nicht minder seine vorherrschende Neigung zum Räthselhaften herleitet; wie er in dieser *Goethen* gewissermahlen zur Maxime gewordenen Neigung den Grund mancher Dunkelheit in dessen schriftstellerischen Leistungen findet, die ein Anderer vielleicht mehr aus dem raschen Fluge seiner Phantasie zu erklären geneigt seyn möchte; wie er an diese ethischen Eigenthümlichkeiten des großen Mannes auch die zarte Discretion knüpft, welche dem Verhältnisse seiner zahlreichen Freunde und Freundinnen zu ihm einen so unaussprechlichen Reiz verlieh, und durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Mittheilungen, durch die

geniale Klarheit und Einfachheit seiner Gespräche, überhaupt durch „*seiner Rede geistbeseelte Kraft und seiner Sätzen Freundlichkeit*“ einen unauslöschlichen Eindruck auf jedes Gemüth machte: dies und Anderes, was auf psychologischen Wege entwickelt wird, müssen wir dem Leser aus dieser Schrift unmittelbar zu schöpfen überlassen, damit wir noch Raum behalten, ein Wort über das schöne Verhältniß hinzuzufügen, in welchem *Goethe* zu seinem fürstlichen Freunde, und überhaupt zu dem erhabenen und geliebten Fürstenhause in Weimar stand.

Nichts kann das erste Verhältniß schöner ausdrücken, als jene einfachen Worte, welche der verewigte Großherzog, *Carl August*, dem Freunde als Dank für dessen Glückwunsch zu seinem Geburtstage am 3 Sept. 1809 zurückschrieb: „Meinen besten Dank für Deinen Antheil an dem heutigen Tag statte ich Dir ab. Wenn Du thätig, froh und wohl bist, so lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, so wird mir mein Daseyn höchst schätzbar bleiben. Leb wohl.“ — Höchst charakteristisch ist, wie *Hr. v. M.* mit Recht bemerkt, dafs in demselben, an solchem Festtage geschriebenen Billet, eine lakonische Nachschrift fragte: „Wen an *Göttlings* Stelle? Doch einen sehr bedeutenden?“ „Bekanntlich, sagt *Hr. v. M.*, war es unser *Döbereiner*, der kurz nachher an die Stelle berufen wurde.“ (Im Sommer 1810; und zwar, wie *Rec.* hinzufügen kann, blofs und allein durch des hellsehenden Fürsten, der in solchen Fällen seiner Divinationskraft vertrauen durfte, eigenste Wahl aus einem langen Census bedeutender Chemiker, zu welchem Er den berühmten *Gehlen* hatte auffodern lassen.)

In Bezug auf das Zweyte, das wir andeuteten, hat der Vf. aus unmittelbarer Nähe wahr und treffend Folgendes bezeugt: „Kaum wird irgend ein Land sich, in unmittelbarer Folge, nah an ein Jahrhundert hindurch, dreyer so großartiger, so edel gesinnter Fürstinnen zu rühmen haben, als Weimar in *Annen Amalien, Luifen* und *Marien-Paulownen*! Wie Sie in Wohlwollen, Anerkennung und zartestem Vertrauen für *Goethe* wetteiferten, so ist auch Er sich gleich geblieben in Ehrfurcht und Treue, in sinniger Huldigung und in dankbarem Gefühl für alle die glücklichen und schönen Stunden, die er ihren seelenvollen Mittheilungen verdankte. Er erkannte es oft mit tiefer Rührung, dafs ihre Huld seine Jugend vorredelt und nachsichtsvoll begünstigt, seine mittleren Jahre bereichert und beglückt, sein Alter erheitert und geschmückt habe.“

Dafs wir aus dieser kleinen Schrift einen so weitläufigen Auszug geliefert, glauben wir weniger bey unseren Lesern, als bey dem Vf. selbst entschuldigen zu müssen. Wir gründen diese Entschuldigung auf den Dank, den wir ihm gern dafür sagen, dafs seine Schrift uns Veranlassung und Stoff gegeben hat, einen *Nekrolog* nachzuholen, welcher dem Unvergesslichen schon längst in unseren Blättern gebührte.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

STUTT GART, b. Hallberg: *Arabesken* von Ludwig Bechstein. 1832. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In allen Schöpfungen dieses Dichters, der erst seit ein paar Jahren als Schriftsteller bekannt ist, thut sich ein reichbegabter Geist kund, ein tiefes Gemüth und die Fülle einer Phantasie, die bald in üppiger Farbenpracht sich gefällt, bald mit geheimen, und doch immer angenehmen Schauer ins düstere Reich des Wunderbaren uns hinüberführt. Nebst allem diesem fesselt ein Reichthum an neuen Ideen, eine Gewandtheit der Sprache und eine Leichtigkeit der Darstellung an seine Werke, und macht ihn uns so vertraut und lieb, als ob schon ein langjähriger Umgang ihn uns befreundet hätte. Besonders aber bildet die Natur den goldenen Faden, der fast alle seine Dichtungen durchzieht; in ihrem Reiche scheint er besonders heimisch zu seyn, er fliegt auf ihre höchsten Höhen, schwärmt in ihren Thälern und Blüthenhainen, und dringt auch in die geheimnißvollen Krystalltiefen ihres wunderbaren Geistesreichs, göttliche Funken ihr da mit seinem Thyrsusstabe entlockend.

Sehr zu wünschen wäre es, daß über die Lebensumstände des Dichters etwas Näheres bekannt würde. Sein Name erinnert an den berühmten Naturhistoriker, mit dem er vielleicht auch durch Bande des Blutes verwandt ist; Anklänge in seinen Schriften deuten auf manche wunderbare Schicksale, und wenn man gar von der Vielheit seiner Schriften in so kurzer Zeit auf ökonomische Bedürfnisse schließen wollte, so müßte man um so mehr das poetische Talent bewundern, das selbst im Drange der Umstände so viel Treffliches zu schaffen im Stande war.

Vorliegende „*Arabesken*“ reihen sich dem Besten ihres Vfs. an. Es ist eine Reihe von Phantasieen, die er seinen Freunden widmet. Es sind Erinnerungen an eine erlebte Vergangenheit; Offenbarungen seines inneren Lebens, in bunter Fülle zu beliebiger Auswahl dargeboten, wie der Dichter selbst im Vorworte bemerkt hat.

An der Spitze des Ganzen steht das Phantasiestück, betitelt: *Die Elemente*. Nach vorausgeschickten kurzen Einleitungsworten über den Bildungsprocess der Schöpfung überhaupt, geht der Dichter zu den einzelnen Elementarkräften, Wasser, Luft, Feuer und Erde über. Er findet ihr Wesen nicht in Entzweyung, sondern in einem sehnfüchtigen, glühenden Verlangen nach einander. Jedes einzelne Element wird dann nach seinem individuellen Wesen dichterisch geschildert, seine symbolische Bedeutung auseinander gesetzt, sein Einfluß und Wirken auf Welt und Leben mit lebendigen Farben dargestellt. 2) *Die „Aphorismen und Betrachtungen über ein Dutzend kleine Wörter“* suchen theils auf ernste, theils auf scherzhaft Weise, die Bedeutung und Lebensbezie-

hung folgender Worte zu entziffern: Bald, Einst, Aber, Ja, Mufs, Kunst, Wenn, Nein, Falsch, Zeit, Tod, Du. — Die Idee des Ganzen ist schon oftmals behandelt worden. Die Art der einzelnen Durchführung ist gut, an gewissen Stellen selbst tief-sinnig, obwohl einige Beziehungen aufs conventionelle Leben uns etwas zu gewöhnlich schienen. 3) *Der Traum der Nachtigall*, in metrischer Form, ist unstreitig die Krone des Ganzen. Es ist eine Traumverklärung der Liebe, so innig im Ganzen und Einzelnen gehalten, daß wir das ätherische Bild zu zerstören fürchten, wenn wir nur einzelne Stellen anführen. 4) *Die Thränen*. Eine Reihe allegorischer Bilder über die verschiedenen Arten der Thränen, zart und gefühlvoll. Wir heben als Beyspiel nur eine Stelle heraus: „Thränen der Kinder sind tropfende Frühlingswölkchen; die Sonne blickt immer wieder hinter ihnen freundlich und schön auf Fluren voll Hoffnungen nieder.“ 5) *Von einigen alten deutschen Sprichwörtern*. — Eine Erklärung des Sinns und der Bedeutung einiger altdeutscher Sprichwörter. Die Idee ist gleichfalls schon öfter da gewesen; die Durchführung an sich ist zwar gut, sie hat jedoch uns, im Vergleiche mit den übrigen Stücken, weniger angesprochen. 6) *Die Engel des Lebens*. Eine Glosse, nach einem Thema von *Agnes Franz*, zart und leicht gehalten. 7) *Philosophie und Poesie*. Eine Parallele, voll Phantasie, Tiefinn und poetischer Wahrheit, die unter den Darstellungen in ungebundener Rede, nebst den „Elementen“, den Kranz verdient. — 8) *Naturstimmen*. Feierliche Töne, die der Dichter den räthselhaften Geheimnissen der Natur abgelaußt, voll Feuer und Leben. 9) *Der Spaziergang*. Betrachtungen, Gefühlsanklänge, Ahnungen, die in des Dichters Brust sich erheben bey dem Anblicke des bunten Lebens in der Natur; erhaben, gemüthlich und wahr; voll schöpferischer Phantasie und origineller Bilder. — 10) *Die Küsse, Aphorismen und Winke*. Leicht und lieblich, und nicht ohne Interesse zu lesen. 11) *Die Blume und das Menschenleben*. Eine sinnvolle Vergleichung der verschiedenen Stadien des Blumenlebens mit dem Leben des Menschen, seinen Freuden und Leiden, in Manier „des Liedes der Glocke“ von *Schiller*. Die Form an diesem Gedichte ist sehr gelungen zu nennen; leicht und fließend ist der Versbau, abwechselnd in verschiedenem Metrum, theils gereimt, theils im antiken Versmase mit volltönendem Rhythmus. 12) *Cypressenkranz auf das Grab eines Freundes*. Zart und rührend.

Möge diesen edlen, viel versprechenden Dichter das Schicksal und sein guter Genius vor der Klippe „des nothgedrungenen Producirens“ bewahren, und er wird gewifs ein freundlicher Hesperus am Abendhimmel unserer belletristischen Literatur bleiben!

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

BASEL, in Commission b. Neukirch: *Elementarwerk für den Zeichnungs-Unterricht, zur Vorbereitung auf das Zeichnen nach Naturengegenständen*. 1 und 2te Abtheilung mit 100 Steindruckplatten. 1828. 1 Theil XIV und 75 S. 2 Theil 74 S. Dritte Abth. mit 50 Steindruckplatten. 1829. 25 S. Vierte Abth. mit 50 Platten. 1830. 16 S. 8. Die Tafeln in Quersol.

Das Vorwort des Hn. Prof. *Handhart* entwickelt den Plan dieses Werks, dessen Platten von *Amadeus Merian* in Basel lithographirt sind. Zuerst wurde im 1 Hefte der Baseler wissenschaftlichen Zeitschrift, Jahrgang 1826, von dem Vf. *Mwilles* Methode des Zeichnungsunterrichts bekannt gemacht. Da die Erfahrung die Zweckmäßigkeit derselben erwiesen hat, so ist vorliegendes Werk dazu bestimmt, diejenigen davon in Kenntniß setzen, welche sich an Ort und Stelle nicht belehren können.

Es soll demnach dasselbe ein Beytrag seyn zu einer zweckmäßigen Methodik des Unterrichts im Zeichnen. Es geht von den ersten Uebungen des Auges und der Hand aus, und in veränderten Formen stets wiederholend, was früher vorgekommen, bereitet dasselbe vor zum Zeichnen der Geräthschaften und Naturengegenstände, letzte in und mit der Landschaft, wozu die perspectivische Nachzeichnung geometrischer Körper und ihrer Gruppen einleitet. Der Vf. huldigt dem Grundsatz, daß des Schülers Auge schon gewöhnt seyn müsse an das richtige Auffassen des Nachzeichnenden, und daß seine Hand schon einige Sicherheit und Festigkeit erlangt haben müsse in der Führung gerader und gebogener Linien und deren Vereinigung in gemischlinigen Figuren, ehe derselbe zur Nachzeichnung geometrischer Körper oder anderer Gegenstände von weniger einfacher Form übergehen dürfe. Deshalb werden die Anfänger nicht, wie von *Peter Schmid* und *Leopold* sogleich zum Nachzeichnen geometrischer Körper geführt, sondern vorher in der Linienzeichnung und Linientheilung geübt an geradlinigen und gemischlinigen Figuren. Diese Figuren legt aber der Lehrer den Schülern nicht sogleich in Musterblättern zum Nachzeichnen vor, sondern er dictirt dieselben; d. h. er läßt sie an der Tafel, auf welcher er den nachzeichnenden Schülern vorzeichnet, allmählich entstehen, indem er aus Linien die Figuren zusammensetzt, stets hinweisend auf die in denselben ausgedrückten mathematischen Verhältnisse. *J. A. L. Z. 1832. Vierter Band.*

doch verbietet der Lehrer den Gebrauch der gewöhnlichen Erleichterungsmittel, des Lineals und des Zirkels so lange, bis die Schüler zu einer großen Sicherheit und Fertigkeit in freyer Darstellung und Eintheilung aller Linien gelangt sind. — Man kann wohl nicht leugnen, daß diese Methode eine sehr gute ist, indem sie namentlich dem mechanischen, daher geisttödtenden Kopiren, steuert; allein das Verbannen des Lineals und Zirkels will uns nicht gefallen. Wir sind selbst ganz nach der älteren Methode unterrichtet worden; jene Werkzeuge sonst anwenden zu wollen, als höchstens beym Rahmen, hielt unser Lehrer, ein Schüler des berühmten David, für unwürdig; indessen haben uns spätere Erfahrungen belehrt, daß vorhergehendes mathematisches Zeichnen die freye Handzeichnung außerordentlich erleichtert. Es lassen sich auch vielfältige Gründe für einen solchen Unterrichtsgang angeben; sie finden sich ziemlich genau, wenn auch weißschweifig, erörtert in *Montabert, le dessein lineaire*, auf welches Werk wir hier, durch den Raum beschränkt, verweisen, müssen.

Um den Hauptzweck aller Elementarzeichnung zu erreichen, ist für hinlänglichen Stoff zur Uebung des Auges und der Hand bey hinlänglicher Reichhaltigkeit gesorgt. Daher war denn die Aufgabe 1) die allzuängstliche Sorgfalt auf Berufszwecke zu verbannen, wobey dem Anfänger allzufrüh schwierige Handwerksgegenstände, Ornamentenzeichnungen vorgelegt werden, 2) nur dem guten Geschmacke zu huldigen, daher die Zusammenstellung nichts bedeutender Gebilde aus allerley Linien und Formen, von denen kein Uebergang zur Darstellung wirklicher Körper Statt findet, zu vermeiden war.

Um der Ermüdung zu begegnen, hat man in der Reihenfolge der Gegenstände die möglichste Mannichfaltigkeit eintreten lassen, an anschaulichen Stellen den Faden abgebrochen, um denselben später nach planmäßig eingerichteten Vorbereitungsübungen wieder anzuknüpfen. Dabey wird denn dafür gewarnt, daß der Lehrer sich nicht verleiten lasse, aus Ungeduld oder Noth etwa vorzugreifen, über nothwendige Uebungen wegzueilen, oder den Schülern in Hinsicht auf Pünctlichkeit und Keilichkeit irgend Etwas zu erlassen. Damit er auf das Letzte desto strenger halten könne, ohne durch Correcturen oft die Schöpfungen des Schülers zu vernichten, hat dieser so lange auf eine Schiefertafel zu zeichnen, bis er eine etwas sichere Hand erlangt hat.

Von den Uebungen im geometrischen Zeichnen wird zu der Einleitung in die Perspective, dann zum
F f f

Nachzeichnen der Körper übergegangen. Diese sind, wie bey *Peter Schmid*, aus Holz gebildet. Nach ihnen läßt der Lehrer die zunächst umgebenden Dinge, Tische, Stühle u. s. w. zeichnen, wobey denn auch der Compositionsgeist der Schüler sich entwickeln kann.

Dann folgt der Uebergang zum Landschaftzeichnen, und zwar in solcher Stufenfolge, daß bey den Vorlegeblättern das Landschaftliche Anfangs nur als Nebensache angebracht wird, Gebäude u. s. w. die Hauptsache bleiben, dann bestimmter vortritt, wobey nach und nach die verschiedenen Gründe hervorgehoben werden. Zuletzt kommt die Reihe an die menschliche Figur, von der zu einigen der bekanntesten Thiergestalten, namentlich zu den Säugethieren, übergegangen wird.

Eine solche Stufenfolge muß nothwendig eine tüchtige Ausbildung herbeiführen, um so mehr als des Schülers Geist und Nachdenken dabey eben so gut in Anspruch genommen wird, als Auge und Hand. Dabey ist indessen auch nicht zu leugnen, daß ein Unterricht nach dieser Methode in dem Mafse schwierig ist, als er sich von dem alten Schlendrian gar sehr entfernt; eben deshalb wird er auch nicht eher überall consequent durchgeführt werden können, als bis fähige, willige Lehrer an die Stelle derjenigen treten, die gar zu gern aus Bequemlichkeit, Eigensinn oder aus dem Gefühl ihrer Schwäche, am Alten hangen. Aber auch jüngere Künstler aus der alten Schule, welche fast immer gewohnt sind mit der menschlichen Figur anzufangen, werden sich schwer zu dieser Weise verstehen, welcher gewiß Niemand von einiger Erfahrung den Vorzug vor den früheren Methoden absprechen wird.

Wir haben nun noch die Platten oder Musterblätter etwas genauer zu betrachten.

Was zuerst die Linienzeichnungen betrifft, so ist bey den späteren sehr zweckmäfsig auf Andeutung des Schattens durch kräftigere Linien Rücksicht genommen. Auf Taf. 16 kommt zuerst Schattenschraffirung vor, welche auch perspectivisch gehalten ist. Wir müssen jedoch bekennen, daß uns die Anlage derselben nach Horizontalen und Verticalen keineswegs zweckmäfsig erscheint. Das perspectivische Bild wird sich viel besser einprägen, wenn die Schraffirungslinien nach den Augenpunct fallen, es sey denn, daß sie einem Schlagschatten angehören. Die Lage der Schraffirstriche an runden Gegenständen, wie sie auf der Taf. 44. 45, namentlich Taf. 44 erscheint, beleidigt durch ihr steifes einförmiges Wesen das Auge. Es muß hier mehr oder weniger das der Kugel eigenthümliche Schattiren mit Zirkellinien angewendet werden, oder eine Abweichung eintreten, durch welche das Auge Ruhepunkte erhält, wie z. B. Taf. 45. B, wo die horizontale Schraffirung bei Weitem weniger auffällt. Ueberhaupt muß sich die Strichlage nach dem Körper richten, wie dies auf Taf. 47. 49 schön ausgeführt ist. — Daß die eben angedeutete Lage der Schattenlinien, den Gesichtstrahlen parallel oder mit anderen Worten, in den Augpunct einfallend, nicht überall betrachtet wurde, wundert uns um so mehr,

als Taf. 9. d. S. Z. ein Beyspiel davon gegeben ist. Vergleicht man dies z. B. mit der gleich darauf folgenden Tafel 10 und mit Taf. 21. 22, so springt der Unterschied um so mehr in die Augen. Am störendsten zeigt sich aber die Nichtbefolgung der Regel bey weiten (größerem) Gegenständen z. B. bey der Säulenhalle Taf. 28, dem Gang Taf. 31, dem Bogengang Taf. 34.

Die landschaftlichen Vorlegeblätter sind in Kreidemanier gearbeitet. Von ihnen heist es im Text: „Abichtlich wurden diese Landschafts-Vorlagen nicht, wie man hätte thun können, in einer gewissen *Vollendung* ausgeführt, damit die Auffassung des Wesentlichen in den Gestalten dadurch erleichtert würde. Denn durch grössere Vollendung treten die technischen Schwierigkeiten dem Schüler auf einmal, ihn entmutigend, entgegen. Der Endzweck dieser Anleitung ist aber nur der, dem Schüler zu einer richtigen Anschauung der landschaftlichen Gegenstände zu verhelfen. Nach diesen Grundätzen vermuthen wir die Auswahl und Reihenfolge der — Vorlagen beurtheilt. — Man ist nämlich gewohnt, in solchen Anleitungen mit dem sogenannten *Baumschlag* anzufangen, und die Blätter und Zweige früher zum Gegenstande des Studiums zu machen, als den Baum selbst. Dieser Methode können wir aber nicht huldigen, wie wir denn auch im 3 Theile den sonst gewöhnlichen Weg nicht einschlagen, und anstatt mit den Einzelheiten des menschlichen Körpers anzufangen, die Grundgestalt desselben vorführen, und alsdann erst zum Einzelnen fortgehen. — Wir schliessen uns bey diesem Stufengange durchaus an die Natur an. Denn in einer Entfernung von 300—400 Schritten tritt der Baum als eine Gestalt hervor, und wir sehen nur diese, nicht aber jeden Zweig und jedes Blatt. Keinem genauen Beobachter kann es nun entgehen, wie jeder Baum seine eigene Gestalt hat, wodurch er sich in seinen Umrissen noch weit bestimmter von jedem anderen Baume, als jeder Mensch von einem anderen Menschen, unterscheidet. Dieses Eigenthümliche lernt aber, wie Erfahrungen zeigen, der Schüler weder ganz richtig auffassen, noch bestimmt wiedergeben, wenn er von den Baumschlagsmanieren ausgeht.“ Wenn wir auch dem Vf. hier im Allgemeinen Recht geben, so können wir es doch auf der anderen Seite nicht billigen, daß alle Baum- und Laub-Partien in diesen Blättern *größtentheils* mit horizontalen oder verticalen Schraffirungen schattirt wurden. Dies giebt manchen sonst gelungenen Darstellungen z. B. 7. 8. 9. 14. 21. 28. 29. 41. 43. 44 wenigstens in einzelnen Partien, ein steifes, unangenehmes Ansehen, das in den spätern Blättern um so mehr auffällt, als in ihnen mehr Vollendung herrscht.

Diese ganze Abtheilung gewinnt übrigens dadurch noch ein besonderes Interesse, daß sie Darstellungen nach der Natur und klassischer Gegenden enthält, welche in diesen Skizzen — wir wissen nicht, ob von Hn. *Miville* nach der Natur unmittelbar gezeichnet — um so mehr ansprechen, als sie gleichsam dem Portefeulle eines Reisenden entnommen scheinen, der

uns mit flüchtigen Strichen den Total-Eindruck mittheilen will. Die Manier, in welcher sie gezeichnet sind, eignet sich auch ganz, mit den angegebenen Modificationen, zu solchem Gebrauche, und es ist zu wünschen, daß besonders reisende Jünglinge sich dieselbe aneignen mögen, um dann von ihren Wanderungen etwas mehr, als ein: „Ich hab's gesehen!“ mitzubringen. Und da nun diese Abtheilung auch einzeln gegeben wird, so glauben wir, wird es Vielen nicht unangenehm seyn, durch kurze Angabe des Inhalts näher mit derselben bekannt zu werden. Sie stellt dar 1) die Kirche St. Christophona bey Basel, 2) Fabrica Pouffina in der Campagna von Rom, 3) St. Lorenzo bey Rom; 4) Gebäude in der Campagna bey Rom unweit der Fontana Egeria; 5) Landhaus bey Rom; 6) Bollwerk bey dem Spehlenthor zu Basel; 7) Partie am Genfer See, unweit Vevay; 9) Gegend am Neufchäteller See; 10) Häuserpartie im Thale von Centovalli im Kanton Tessin; 12) Theil der Stadtmauer von Basel; 14) Klostergebäude in Rom; 15) das Grabmal der Familie Plautia und die Luganobrücke über den Arno oder Teverone unweit Tivoli; ächt römische Vedutten! — 16) ein Stück der alten Kaiserpaläste in Rom; 17) die Ruinen des im Jahr 1798 zerstörten Schlosses Dornach im Canton Solothurn; 19) das Latinergebirge in der Campagna von Rom; 2) Ansicht des Monte Cenaro in der Campagna; 21) das Latinergebirge, auf dem Wege von Tivoli nach Rom gezeichnet; 22) Gegend in der Campagna an der Tiber, in der Form des Monte Sorante; 23) Ponte Salaria in der Campagna; schöne Form! 24) Gegend bey Basel am Rheinufer; 25) die Umgegend von Basel, von der Höhe des Muttener Steinbruches aus gezeichnet; 26) eine Gegend bey Basel, vom sogenannten Veilerrain aufgenommen am Ufer des Wieseflusses; 27) eine Partie unterhalb Kleinhünningen, an dem Ufer des Rheins gezeichnet, so daß dieser im Rücken bleibt; 28) kleiner Sumpftee bey Stabio unweit Mendrisio im Canton Tessin — kann als Musterpartie für einen Park dienen! — 29) Raphaels Landhaus bey Rom. Hier tritt besonders durch die Pinien der Charakter der römischen Gegenden hervor. 30) Partie in Rom mit den Ruinen des Minerventempels; 31) Gebirgsgegend um Domo d'Offola; 32) Grotta Ferrata in der Campagna von Rom am Latinergebirge, im Hintergrunde der Monte cavo mit dem Städtchen Rocca di Papa; 33) Häuserpartie bey Domo d'Offola. Die Weingelände sehr steif, man weiß fast nicht, was man daraus machen soll; Folge der oben angedeuteten, hier offenbar fehlerhaften Schraffirmethode, welche die Umrisse der Weinblätterpartien verdeckt. 34) Porto d'Anzo, rechts der Hügel Coiceo. Hier erscheint zuerst das Meer mit leichtem Wellenschlag. 35) Stärker bewegtes Meer in derselben Gegend; 36) Gebirgsparthe in den Appenninen, unweit Olevano; 37) Herrliche Gebirgsparthe zwischen Bellinzona und Lokarno; 38) die Pfistenfollen, zwischen Altorf und Am Steg gezeichnet; 39) der Schweizerhaken mit dem Flecken Schwyz, an der Erhöhung vom Murter Thal her gezeichnet; 40) Hohentrims in Graubünden; Ruine ei-

nes alten rhätischen Bergschlosses. Man schwindelt bey dem Hinanschauen an diesen Felsenmassen, und staunt über die Verwegenheit der Menschen, auf solchen Höhen ihre Wohnung aufzuschlagen. 41) Ruchenette unweit Biel an der Säse; 42) die erste Brücke zwischen Moutiers - Grandval und Court. Es ist dem Zeichner doch nicht ganz gelungen, das Steife einer Schwarzholzpartie zu überwinden. Diese Holzarten gehören aber auch, mit Ausnahme der Fichten, Pinien, Lerchen u. s. w., zu den schwierigsten Darstellungen. 43) Das Schloß Verbürg unweit Dalsberg. Wir haben den Fehler der Schattirung an diesem Blatte schon oben gerügt. Mit Ausnahme der Vordergrundpartien ist es fast ganz in der Manier Pittori's — mit senkrechten Strichen gezeichnet. 44) Das Schloß Pfeffingen, von der Seite gegen Grellingen aufgenommen; 45) schöne Gegend zwischen Basel und Freyburg; 46) das Thal gegen Kandern, am Fusse des Blauens; 47) Gegend bey Vivis am Genfersee; 48) eine Partie bey Basel vor dem Rinmenthor; 49) die hohle Gasse mit Tells Capelle im Grunde; 50) das Rütli.

In dieser reichhaltigen Sammlung ist ein vortrefflicher Stufengang verfolgt. Bey jedem einzelnen Blatte wird Anleitung zu dessen Zeichnung gegeben, überall das Neue angedeutet, dessen Ausführung näher bezeichnet. Es lag natürlich nicht im Plane, diese schönen Landschaften mit Staffage zu versehen; indessen würden sie dadurch sehr an Lebendigkeit gewonnen haben, dem Schüler konnten einfache Figuren am Ende nicht schwer fallen, und er hätte den Vortheil gehabt, zugleich einen perspectivischen Maßstab zu erhalten, den die Baulichkeiten doch in der Weise nicht geben. Diese würden dann auch viel grandioser auftreten.

Was die letzte Abtheilung betrifft, so sind nicht alle Blätter derselben zu loben. Die Hand Taf. 3 läßt viel zu wünschen übrig. Besser sind die ganzen Figuren gelungen. Aber das Skelett ist nicht gelungen; besonders sind auf Taf. 10 die unteren Extremitäten viel zu stark. Auf Taf. 14 zeigt sich die Schraffirung auch nicht natürlich, d. h. dem Laufe der Muskeln gemäß, woran man den Zögling nicht früh genug gewöhnen kann; ein Vorwurf, der auch Taf. 20 in hohem Grade trifft, wo namentlich die Schattirung der unteren Augenlieder sehr störend wirkt. Die Hände auf Taf. 21—26, nach der Natur geformt, können als classische Muster nicht gelten, auch hier muß die Schraffirung getadelt werden; wenigstens bey 22. Am gelungensten ist noch 23. 24. Dagegen ist 25 fast verzeichnet zu nennen; 26 aber hat plumpe Finger, und die Schraffirung am Arm ist gänzlich verfehlt. Besser sind die Füße gelungen. Schön sind die Darstellungen des Barberinischen Löwens auf Taf. 31. 32. Eben so ist das Muskelpferd aus der Villa Matei zu loben, nur ist die Schraffirung einiger Muskeln der Gruppe und des Bugs verfehlt. Auch die Ziegen auf Taf. 39 und 40, die Schafe auf 41. 42; wenn auch keine Roos'schen, sind gut dargestellt, so wie die Kühe Taf. 43. 44. Auf letzterem Blatte ist auch die Beyfügung der melkenden Senner erfreulich.

Nicht ganz in richtigen Verhältnissen erscheint der Hirsch Taf. 45, denn der Leib ist gegen Hals und Kopf zu mäßig. Am Kameel T. 46 sind die Beine zu plump und erscheinen daher zu niedrig. Der Kopf des Bären Taf. 47 erscheint fast antik, aber nicht natürlich; namentlich sind Nase und Augen etwas verfehlt. Ein hübsches Blatt ist Taf. 49, Hunde, welche einen Fuchs fassen, und Taf. 50, der Angriff des Adlers auf die Schlange.

Wir glauben durch die Kritik des Einzelnen den Vf. bewiesen zu haben, wie wichtig uns ihr Werk erschien; Allen aber, welche Gebrauch davon zu machen gedenken, dürfen wir dasselbe als eins der besten empfehlen, ungeachtet jener angeführten Mängel, deren Beseitigung jedoch meist in der Gewalt des Lehrers liegt. Diesem wird die Sammlung als ein bedeutendes Erleichterungsmittel beym Unterrichte höchst willkommen seyn, indem sie ihm die Selbstanfertigung von Vorlegeblättern erspart, welche hie und da dem Lehrer noch — aus Mangel an Fonds für die Anstalten — obliegt. Diese Blätter kann er sich aber leicht selbst anschaffen, da ihr Preis ein mäßiger ist, die Abtheilungen einzeln zu haben sind, und sogar dem Besitzer eines ganzen Exemplars so viel einzelne Nummern, als er wünscht, abgelassen werden.

Papier und Druck des Textes sind gut. Der Stein- stich ist sehr zu loben, und das Papier der Vorlege- blätter, ein schönes Baseler Velin, hat die Stärke, welche für solche Blätter durchaus nothwendig ist, wenn sie nicht bald verdorben werden sollen.

— o —

REGENSBURG, b. Reitmayr: *Novellenkranz deutscher Schriftsteller*. 1ster Band. *Das Haus Coligny*, von Fr. Klusmann. 1832. 2ter Band. *Die Wahrsagerin*. Novelle von Fr. Klusmann, und *Maria Kulm*, historische Erzählung der Vorzeit. 1833. 8. (2 Thlr.)

1) *Das Haus Coligny*, histor. Novelle. — „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte!“ — so darf man unseren jungen Dichtern entgegenrufen, die jedes ihrer Fabricate gleich mit dem Titel: *historische Novelle* taufen. Irgend ein Moment aus schon bekannter Geschichte, oder aus einer alten Chronik herausgezogen, bildet den Stoff, der in eine, oft nicht einmal geniessbare Prosa eingekleidet, mit einigen Ritter- und Liebes-Abentheuern, Schlachten und Hochzeiten austaffirt, mit langweiligen Reden und Dialogen gewürzt, mit einigen matten Schilderungen alter Schlösser, des Auf- und Untergangs der Sonne, oder des stillen Mondscheins gewässert, in einem, oder gar zwey bis drey Bänden ausgedehnt wird, um im ersten Falle den Namen: *historische Novelle*, im zweyten den Titel: *historischer Roman*, zu führen. Vom eigentlichen Wesen und Geiste der historischen Dichtungen aber ist nichts zu verspüren in solchen Mach-

werken; die Verfasser mögen wohl *Scott* und *Cooper* gelesen, aber sicher nicht verstanden haben.

Diese Novelle von Fr. Klusmann hat kein andres Verdienst vor ähnlichen voraus, als allenfalls eine nicht ungenießbare Prosa; sonst ist sie leeres, schaales Gerede. Eine zwar interessante Begebenheit der Geschichte, aber ohne Kraft und Saft behandelt; es wird viel erzählt, und der Leser dadurch gelangweilt; aber eine dramatische Bewegung, die doch eben der Novelle Leben und Bedeutung giebt, scheint dem Vf. eine *res incognita* zu seyn; vom Zeit-, Sitten- und Völker-Leben jener Zeit, das doch den historischen Hintergrund der Novelle hätte bilden sollen, ist nichts vorhanden; Katharina von Medicis, Karl IX und die übrigen Charaktere jener Zeit sind kaum skizzirt, geschweige scharf gezeichnet; der Held Coligny spricht wohl einige Reden, aber sein Handeln ist sehr spärlich; die eigentliche, befriedigende Katastrophe, der tragische Untergang Coligny's, soll erst in der zweyten, noch versprochenen Novelle erscheinen!

2) *Die Wahrsagerin*. Novelle aus dem Leben gegriffen. Unnützer Zusatz! Aus der *Luft* kann die Novelle doch nicht gegriffen werden, die in ihrer wahren Bedeutung ja eigentlich ein Spiegel des Lebens seyn soll. Uebrigens hat der Vf. keinen tiefen *Eingriff* ins Leben gethan, und scheint ebenfalls vom Wesen der Novelle noch keinen rechten *Begriff* zu haben. Die angehängte Erzählung: *Maria Kulm*, ist ein leichtes Gerede über schon längst bekannte Dinge.

— zr. —

SULZBACH, in Commiff. b. v. Seidel: *Sonette von bayerischen Dichtern*, gesammelt von Friedrich August Greger. 2 Bändchen. 1831. 1832. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Diese Sammlung von Sonetten soll einen Pendant zu der von Friedrich Rafsmann (Braunschweig, 1817) (vergl. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1818. No. 14) herausgegebenen bilden. Die letzte enthält nur Sonette der Norddeutschen; Hr. Greger aber will diese Dichtungsform auch dem gefühlvollen Süden vindicirt wissen, und hat als Beweis davon obige Sammlung veranstaltet. Der classische Boden des Sonetts ist jedenfalls der Süden; ob aber den meisten Dichtern Bayerns diese Form glücklich gelungen sey, möchte aus Hn. Greger's Sammlung schwer zu erweisen seyn. Zwar findet man hier manche, aber meistens aus gedruckten Quellen geschöpfte, zart sinnige Dichtungen dieser Gattung; wir erwähnen nur, ausser dem königlichen Dichter Ludwig von Bayern, die achtbaren Namen: Fäßel, Ruchert, Platen, Schenk, Weichselbaumer u. A.; aber auch viele, die sowohl der Form, als dem Inhalte nach höchst wässerig, und für eine Sammlung, die doch nur das Gediegenste enthalten sollte, nicht geeignet sind.

zr.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

M U S I K.

- 1) MAINZ, PARIS und ANTWERPEN, in der Hofmusikhandlung von Schotts Söhnen: *Gfr. Weber's Theorie der Tonsetzkunst*. Dritte Auflage. 1831. Erste Lieferung, enthaltend 19 B. Text mit 10 Notentafeln. 302 S. Zweyte Lieferung. 19½ B. Text mit 20 Notentafeln und einer gedruckten Tabelle. 310 S. Dritte Lieferung. 14½ B. Text und 18½ Notentaf. 226 S. Vierte Lieferung. 10¾ Bogen Text und 15 Notentafeln. 173 S. 8. (6 Thlr.)
- 2) Ebendasselbst: *Allgemeine Musiklehre*, zum Selbstunterrichte für Lehrer und Lernende, in vier Vorträgen. Dritte, neu überarbeitete Auflage. Vermehrt mit einer *Erklärung* aller in Musikalien vorkommenden Kunstwörter von Dr. *Gfr. Weber*, des Verdienstordens Ritter höherer Classe, Ehrenmitglied der kön. Schwedischen Akademie in Stockholm u. f. w. 1831. VI und 194 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Dieses umfassende Werk über die Tonsetzkunst hat sich bereits durch seinen classischen Werth einen entschieden, gewiss höchst wünschenswerthen Beyfall erworben. Es ist ein Werk seltenen Fleißes, und deutscher Gründlichkeit, worin sich Scharfsinn und wissenschaftliches Streben kund thun. Und obgleich dieses Streben, nach des Rec. Ansicht, den berühmten Vf. die und da vielleicht zu weit, und bis zu einem unwirthbaren, und nur wenig Gewinn versprechenden Gebiete geführt zu haben scheint, so wird man doch der Ansicht und dem Urtheile eines denkenden Mannes nicht ohne Interesse folgen, auch dahin, wo nicht überall die gehoffte Einheit und der erwartete Zusammenhang zu finden ist. Sonst hat dieses Werk unbezweifelt einen großen Vorzug in der Vollständigkeit und Gründlichkeit, der Anwendung und deutlichen Ausführung, sowie der praktischen Erläuterung, vor den meisten ähnlichen, selbst den besten Werken der älteren und neueren Zeit. Es wird daher, da es den zeitigen und hohen Standpunct der Musik zu umfassen und festzuhalten sucht, nicht bloß Dilettanten und Liebhabern der Musik eine willkommene Erscheinung seyn, sondern auch dem kleineren Theile der Kenner und Kunstverständigen, zur Förderung eines tieferen Studiums, sich von selbst empfehlen.

In der vorangehenden Einleitung zur allgemeinen Musiklehre wurde, um auf die Begriffe von *Ton* und *Tonkunst* zu gelangen, der Begriff von *Laut* und *Schall*, womit man das Hörbare (Klang) bezeichnet, vorausgeschickt, davon aber *Ton*, als Klang von erkannter Höhe, unterschieden. Ein Laut ist die Wirkung von Schwingungen eines Körpers (an einer zusammengedrückten und wieder losgelassenen Stimmgabel wahrnehmbar), stark oder schwach, nach dem Grade der Erzitterung, am wirksamsten an *elastischen* (Glocke, Trommel, Pauke), weniger aber an anderen Körpern, wie Bley, schlaffes Leder u. f. w., weshalb auch vorzüglich elastische Körper zu Tonwerkzeugen gebraucht werden. Jedoch ist in den Orgelpfeifen die darin enthaltene, und durch den Wind erschütterte Luftsäule das, wodurch das Tönen angeregt wird. Ob daher aber vorzugsweise in den *Flötenregistern* der Orgel bloß durch die erschütterte Luftsäule die Tiefe oder Höhe eines Tons, nach Länge und Kürze des Körpers, im Gegentheil aber bey den *Rohrstimmen* (*Zungenregistern*) fast ohne jene, und nur durch die *Zunge* allein, der Ton erzeugt und bestimmt werde, scheint einer schwierigen Untersuchung unterworfen. Unsere tüchtigsten Orgelbauer nämlich, z. B. Silbermann, Trost u. f. w. versahen immer den *Posaunenbass* auch mit einem langen und weiten Körper, und bewirkten damit die gehörige Fülle des Tones. Dagegen sah Rec. vor einigen Jahren in einer neuerbauten Orgel einen Posaunenbass mit kurzen Aufsätzen, vermittelte aber auch an dem Tone die notwendige Gravität und Fülle. — Die Beschaffenheit des Klanges ist ferner in Ansehung der Höhe oder Tiefe abhängig von den schnelleren oder langsameren Schwingungen, letztere aber von verschiedenen Umständen, als von der Größe, Steife, Dicke und Schwere des Körpers. Es ist bekannt, daß mit dem Haupttone einer freyschwingenden Seite auch noch mehrere *Beytöne*, als Octave, Terz und Quinte u. f. w. mitklingen. Gehören nun diese Neben- oder Bey-Töne zur Wesenheit oder Schönheit eines Tones, oder sind sie nur als Auswüchse desselben zu betrachten? Uns scheint das Erste, und wir möchten sie darum nicht (wie S. 13) *irrationale* nennen. Sind es nicht vielmehr *Naturtöne*, wie sich zum Beyspiel an der Windharmonica wahrnehmen läßt? Zwar finden sie sich allerdings bey den Blasinstrumenten nicht, vielleicht darum, weil diesen ein anderes Medium der Tonerzeugung eigenthümlich ist: ist darum aber die Nachahmung derselben in der Orgel durch die sogenannten *Hülfsregister*, als: Octaven, Quinten, Terzen und, die sie sämmtlich vereinigen, *Mixturen* u. f. w. so höchst verwerflich? Wird dadurch die Orgel nur zu einem lärmenden und geräuschvollen, nicht aber zu einem impfanten und erhebenden Instrumente? Letzteres

scheint dem Rec. aber dennoch der Fall. Ohne diese Hülfregister nämlich entbehrte die Orgel offenbar zwey unentbehrliche Hauptfodernisse, *Fülle* und *Kraft*. Ueberzeugt von der inneren Nothwendigkeit der Mischung der Stimmen in der Orgel, zogen daher denkende Orgelbauer, wie Gottfried Silbermann, auch die sogenannten Hülfstimmen häufig in ihre Dispositionen, und der Erfolg rechtfertigte ihre Maxime. Als Solostimmen zwar dürfen und können sie unmöglich dienen; aber in Verbindung mit dem Ganzen, welche ungeahnete, fast unbegreifliche Einheit, noch mehr, welche siegende Kraft ist es, die wir daran bewundern müssen! Aber sollten nicht Orgeln mit lauter Flötenstimmen im Ganzen von besserer Wirkung seyn, und ihrer Absicht mehr entsprechen? So scheint es; aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Denn an einer, nach genannter Ansicht erbauten, neuen Orgel vermifste Rec. zwar nicht Anmuth und Lieblichkeit, aber desto mehr Stärke und Fülle.

Nach der Begriffserklärung des *Klanges* und *Tones* wird §. VI zur *Tonkunst* übergegangen, und gezeigt, daß in der thierischen Schöpfung das Vermögen, Laute zu erzeugen und Empfindungen auszudrücken, sehr verschieden vertheilt sey, indem es vielen, z. B. Fischen, Gewürmen u. s. w. gänzlich mangle, manche nur auf den *Laut* beschränkt seyen, z. B. das Pferd, und die Nachtigall u. s. w. nur *Töne* von sich geben könne. Der Mensch allein besitzt unter allen Geschöpfen das Vermögen, willkürlich bald bloße Laute, bald auch Klänge hervorzubringen, wodurch er sich eine Kunst der *Bede* und der *Töne* verschafft. Insbesondere hat er das Vermögen, (articulirte oder nicht articulirte) Töne hervorzubringen und dadurch Empfindungen auszudrücken. Die Kunst aber, durch Töne Empfindungen auszudrücken, heißt *Tonkunst*. Diese, sofern sie Töne erfindet und mit einander verbindet, heißt *Tonsetzkunst*; in wiefern sie aber das erfundene Tonstück richtig vortragen lehrt, *vortragende Tonkunst*. Die Theorie der Tonsetzkunst gründet sich darauf, daß die Töne in ein richtiges und wohlklingendes Verhältniß mit einander kommen (Grammatik), dann folgt die Lehre vom künstlicheren Satze (Contrapunct, Fuge, Canon). Nun werden die besonderen, materiellen Kunstmittel, die Stimme oder ein Instrument, berücksichtigt, woraus Vocal- und Instrumental-Composition entsteht. Sieht man übrigens von den genannten drey Rubriken der Technik der Tonsetzkunst ab, so bleibt die Aesthetik der Tonkunst übrig, welche die allgemeine musikalische Schönheitslehre und Kritik enthält. Der Vf. hat sich in einer Anmerkung gegen die von ihm gemachte, aber bestrittene, vierfache Eintheilung der Theorie der Tonsetzkunst, statt der zweyfachen (der Grammatik und Aesthetik), ausführlich, aber vielleicht nicht mit ganz siegenden Gründen, erklärt. Oder könnte nicht, wie bey der Grammatik zugleich Scansion, Versbau, Reim u. s. w. so in der Tonsetzkunst, neben der Composition des vierstimmigen Satzes, auch die Art der Bildung von Imitationen, Verfetzungen, Figuren und contrapunctischen Verflechtungen u. s. w. gelehrt werden? Rec.

erkennt die Unmöglichkeit nicht. Nur würde eine, in den meisten Theorien der Tonsetzkunst bisher noch vermifste Entwicklung einer naturgemäßen Methode erfordern.

Das zweyte Vorcapitel behandelt die Beschreibung unseres Tonsystems, worin uns die dem §. 12. 13 voranstehende Erklärung über die scheinbare Unendlichkeit der Tonhöhe und Tiefe für den praktischen Gebrauch unwesentlich, und darum überflüssig scheint. Die ursprünglich nach alphabetischer Ordnung geschehene Benennung der Töne, ihre Entfernung und mehrfache Bezeichnung, die Erhöhung und Vertiefung, so wie das Chromatische derselben, wird durch Beyspiele veranschaulicht. In der Schreibung der Tonhöhen, worin der mehrfachen und verschiedenen Schlüssel gedacht wird, ist auch die Nothwendigkeit ihrer Beybehaltung erwähnt. Die Einfachheit, die sich jedoch durch den Gebrauch bloß zweyer, des Bass- und Violin-Schlüssels, von selbst darbietet, auch leicht und durchgängig anwendbar ist, scheint hier mehr entscheidend. Sehr genau und gründlich wird die Lehre von den Intervallen, dem mehrfachen Unterschied, der Mehrdeutigkeit und Umkehrung derselben abgehandelt, und eine Uebersicht derselben mitgetheilt. Das Ganze ist durch einen zweckmäßigen Stufengang ausgezeichnet.

In der *Rhythmik* (die nicht als zur Wesenheit aller Musik gehörig betrachtet wird) wird von der Notengeltung, Tempobezeichnung (wobey auch des vom Vf. herrührenden, einfachen und nützlichen Taktmessers gedacht wird), Takteintheilung, den geraden und ungeraden Taktarten, dem Auf- und Niederschlag — sodann von den Figuren, Phrasen oder Sätzen (am rechten Orte), von dem Einschnitt, den Cäsuren, der rhythmischen Rückung, Syncope lehrreich gehandelt.

Nach dieser, das Ganze des Werks begründenden Einleitung wird in der zweyten Abtheilung die *Harmonielehre* behandelt. Ist nämlich klar geworden, wie auf vielfache Weise jeder einzelne oder mehrere Töne nach einander für sich, d. i. melodisch behandelt werden können, so wird nun gelehrt, wie das gleichzeitige Erklängen mehrerer Töne geschieht, oder vom Zusammenklang, d. i. Accord gehandelt. Die Verschiedenheit der Accorde würde fast unendlich seyn, wenn man nicht mehrere Harmonieen auf ihre Hauptarten, oder Grund-Harmonieen, zurückführen könnte. Diese werden nun hier auf zwey Hauptarten zurückgeführt, nämlich 1) auf *Drey-* und 2) *Vierklänge* (eine naturgemäße Benennung), wovon letzte sieben Hauptarten enthalten, worauf sich alle in der Musik möglichen Tonführungen zurückbringen lassen. Was die dem Vf. eigenthümliche Bezeichnungsart der Grundharmonie, anstatt der bisher gewöhnlichen mit Ziffern, noch durch Beyfügung von großen und kleinen Buchstaben betrifft, so ist einerseits dessen Streben, die Bezifferung systematischer als bisher zu machen, unverkennbar, aber auch einleuchtend, daß die gewöhnliche Bezifferung wegen ihrer Einfachheit auch ferner beygehalten werden müsse. Zweckmäßig werden in der Folge die *Verwechslungen* oder *Verlegungen*

(Umkehrungen) der Accorde durch Beyspiele anschaulich gemacht, und eine Uebersicht derselben mitgetheilt. Letzte würde Rec. namentlich Anfängern in der Harmonielehre zur fleissigen Uebung empfehlen, weil Manchem es ausserdem oft lange an deutlicher Kenntniß der Accord-Verhältnisse fehlen dürfte. Da schon durch die Umkehrung der Accorde eine räumliche Verschiedenheit derselben erzeugt wird, so entstand die Wahrnehmung, daß die Töne eines Accords näher oder entfernter liegen können, und man benannte jenes die *enge*, dieses die *zerstreute Lage*. Ausserdem können in einem Accorde die Elemente desselben verdoppelt (Verdoppelung), dagegen in einzelnen Fällen auch ausgelassen werden (Auslassung). Wie oben mit den Dreyklängen, so werden nun hier die Verwechslungen mit den Vierklängen nachgewiesen, die Umgestaltung der Harmonie durch chromatische Erhöhung oder Erniedrigung eines Intervalles gezeigt, und der Durchgang nach seinen Grundzügen erklärt. Der Vf. verwirft die bisher gewöhnliche Eintheilung der Accorde in consonirende und dissonirende, und zeigt, daß sie weder gegründet, noch in der praktischen Anwendung von Nutzen sey. Rec., der dieser Ansicht des Vfs. vollkommen beystimmt, bedauert nur, deren Auseinandersetzung hier keinen Raum geben zu können.

Die dritte Abtheilung enthält die *Tonarten*, deren Nothwendigkeit sinnreich aus dem natürlichen Verlangen des Gehörs, in den Tönen oder Harmonieen einen Mittelpunkt zu finden, worauf sich alle übrigen beziehen, entwickelt wird, welcher Grundton *Tonica* heisst. Ausser diesem giebt es *Nebentonarten*. Sollte aber die gewählte Bezeichnungart der *harten* und *weichen* Tonarten durch einen grossen und kleinen lateinischen Buchstaben statthaft, und von besonderem Nutzen seyn? Mehr Grund dürfte die Behauptung haben, daß in der weichen Tonleiter von *a*, das gewöhnliche Aufwärtsgehen über *fis*, *gis*; das Abwärtsgehen aber über *g*, *f*, nicht als etwas Wesentliches und in der Natur der Harmonie Gegründetes, sondern durch Gewohnheit Angenommenes betrachtet werden müsse. Nach der diatonischen Tonleiter in *c*, lassen sich durch Quinten, und mittelst Verletzungszeichen von Kreuz und *b*, in gleichem Verhältnisse auch die übrigen Tonarten bilden, welches durch eine besondere Abbildung veranschaulicht wird. Weitläufig werden die *Sätze*, d. i. die Stellen, worauf die Accorde ruhen, angegeben, die nähere oder entferntere Verwandtschaft, so wie die Charakteristik der Tonarten gezeigt. In der Lehre von der Modulation wird von der ganzen und halben Ausweichung, der Stimmung des Gehörs, welchem auf eine möglichst einfache und natürliche Art begegnet werden muß, geredet. Es fällt in die Augen, daß namentlich dieser so wichtige Abschnitt durch des Vfs. Bearbeitung an Plan, Umfang und tieferem Eindringen mehr gewonnen hat, als es bey Einem seiner Vorgänger der Fall war, weshalb wir auch jeden Musikstudirenden vorzüglich darauf verweisen. Man muß übrigens erstaunen, wenn man einen Blick auf das Feld der Harmonie thut, und wahrnimmt, wie groß und fruchtbar dasselbe ist! Denn so einfach

und beschränkt auch an sich unsere Tonleiter seyn mag, so enthält sie doch durch die möglichst mannichfaltige Verbindung der Accorde, wie hier nachgewiesen wird, die Gesammtzahl aller denkbaren Harmonieen-Folgen von 6888. Wie aber diese Fortschreibung der Harmonie von einem Intervall zum anderen, als von der Prime zur Secunde, Terz u. s. w., und umgekehrt geschehe, wird vielfach durch Beyspiele aus neueren Werken erläutert und anschaulich gemacht, ein Vorzug, den man an anderen theoretischen Werken vermißt.

Sehr wichtig für Composition und Spiel, als Phantasie, Introduction u. s. w. ist die folgende Abtheilung über die modulatorische Gestaltung der Tonstücke im Ganzen, welche mit Recht als Grundgesetz *Einheit der Tonart* zunächst verlangt, die zwar keinesweges die häufigen Berührungen der Nebentonarten ausschließt, worin aber doch das Stück größtentheils verweilen, darin anfangen und auch enden muß. Einzelne, im Fortgange eines grösseren Stückes davon gemachte Abweichungen, aber nur solche, wie man sie bey Mozart und Heydn u. s. w. findet, müssen hier als Ausnahme, und in ihrer besonderen Beziehung, betrachtet werden. Dagegen findet man nicht wenig Beyspiele in Compositionen und bey dem Anhören eines Stückes, wie sehr gegen die Regel der Toneseinheit gefündigt wird. Rec. hörte vor einigen Jahren unter anderen einen berühmten Meister des Pianoforte-Spiels eine Phantasie vortragen. Sie begann in Ddur, und ließ innerhalb ihres Umfanges manche herrliche Tonentwicklung hören, endete aber in Bdur. — Der Anfang eines Tonstückes muß zwar in der Haupttonart geschehen, wobey jedoch Verwechslungen der Accord-Lage keinesweges unzulässig sind. Daß Tonsetzer der neueren Zeit im Einzelnen, um gewisser Zwecke willen, hin und wieder davon abweichen, ist aus dem Fortgange der Tonkunst unserer Zeit erklärbar. Im Verlaufe eines Tonstückes begnügen sich kürzere Sätze mit einer halben Ausweichung, und gehen von der *Tonica* zur *Dominante*, von dieser zu jener; hingegen ertragen und erfordern grössere und ausgeführtere Stücke, zur Vermeidung der Einförmigkeit mehrere und erheblichere Ausweichungen, mitunter in entfernte Tonarten. Die älteren Theoretiker waren freylich in diesem Punkte etwas pedantisch, indem sie nicht nur bestimmten, in welche Nebentonarten ein Stück ausweichen, sondern auch, wie *lange* es darin verweilen müsse. Aber die Kunst ist frey, und soll auch frey seyn. Nur soviel ist einleuchtend, daß man im Gebrauche der Ausweichungen mehr sparsam, als verschwenderisch seyn müsse, weil im letzten Falle das Gefühl übersättigt wird, und zuletzt besonders hervorzuhebende Stellen ohne Wirkung bleiben müssen. Wie die Auflösung sowohl im Vierklänge mit der Septime und Terz, auf gewöhnliche und ungewöhnliche Weise, als auch im Dreyklänge geschieht und geschehen muß, wird auf eine natürliche und folgerechte Weise durch mehrere Beyspiele verdeutlicht, wobey uns nur die hier vorkommenden Seitenblicke des Vfs. auf die älteren Theoretiker um so mehr un-

erwartet und unzulässig erscheinen, je naturgemäßer und falscher seine Ansicht darüber ist. Wenn übrigens in den gewöhnlichen Theorien die Lehre von den Durchgängen auf eine nur kurze, dunkle und unbefriedigende Weise behandelt wird, so ist es dagegen hier mit einem steteren anhaltenden Fleiße und mit grosser Ausführlichkeit geschehen, weshalb wir den Kunstliebhabern gerade diesen Abschnitt zum Selbststudium um so dringender empfehlen, je mehr wir uns hier enthalten müssen, das Gesagte durch Beyspiele zu erläutern. In vielseitiger Hinsicht wird von der springenden Bewegung, noch mehr aber von den Parallelen der Prime, Secunde — Quinte u. s. w., welche letzte mit ungeweiner Deutlichkeit erläutert ist, gehandelt. Nach diesen Voraussetzungen wird der Leser allerdings auf den Hauptpunct des Ganzen, die Kunst des reinen Satzes, womit das ganze Werk in der zwölften Abtheilung schliesst, um so begieriger seyn, je mehr er durch so manches Vorausgehende, nach Plan und Ausführung Treffliche, darauf gespannt seyn mus. Rec. gesteht indess, daß ihm dieser Abschnitt der erwarteten und nothwendigen Ausführlichkeit zu ermangeln scheint. Nicht, als ob nicht auch hier der Vf. nach seiner eigenthümlichen Weise verführe, und in dieser Materie, nach einem geordneten Plane, vom Einfacheren zum Vielfältigeren, vom Leichterem zum Schwierigeren fortschritte, sondern weil die hier mitgetheilten Winke zur Uebung in der Kunst des reinen Satzes, allein genommen, zur völligen Weihe des Schülers wohl nicht ausreichend seyn dürften. Der Vf. beschränkt sich nämlich auf die Regeln: 1) wie zu einer, oder mehreren gegebenen Stimmen, eine oder mehrere andere zu setzen sind, und zwar a) wenn die zu wählenden Harmonieen vollständig nach unserer Beziehungsart gegeben sind, b) wenn zwar die Grundaccorde, nicht aber ihr Sitz angegeben ist, c) wenn die zu wählenden Zusammenklänge durch Generalbassziffern angezeigt sind; 2) eine gegebene Harmonieenfolge in Stimmen auszufetzen; 3) einen musicalischen Satz, ohne irgend etwas Gegebenes, ganz zu erfinden. Dieses Alles ist mit besonderer Klarheit erläutert, und durch Beyspiele veranschaulicht. Aber hätte nicht Manches hierher Gehörige noch herangezogen werden sollen z. B. die Lehre von der Nachahmung, der Fuge, dem Canon u. s. w.? Und sollte sich nicht auch in die obigen Regeln, nach einem natürlichen Stufengange, mehr Mannichfaltigkeit bringen lassen? Letztes hat sich wenigstens dem Rec., bey dem Seminar-Unterrichte, in der Harmonie bewährt. — Viel Beherzigungswerthes: und nach eigener Ansicht Abgefälsstes enthält noch der Anhang über antike Musik, insbesondere alte griechische, oder Kirchentönenarten.

Nun noch einige Worte über No. 2 oder die *allgemeine Musiklehre*. Diese enthält die möglichst vollständige, und dem Musiker unentbehrliche Wissenschaft

von dem Wesentlichen seiner Kunst. Sie dürfte daher jedem, der jene nicht von einer nur oberflächlichen, und wenig eindringenden Seite, fast nur aus Gewohnheit kennen lernen, sondern tiefer einzudringen wünscht, ein unentbehrliches Hülfsmittel seyn. Erhöht aber, und zum practischen Gebrauche willkommener wird der Werth der Schrift durch das angehängte alphabetische Inhalts-Register zur allgemeinen Musiklehre, nebst einer Erklärung der in Musikalien vorkommenden Kunstausdrücke, worin wir nur einige ältere Benennungen der Tonstücke, als *Murqui* u. s. w. vermist haben.

In beiden dieser Schriften herrscht ungeweine Deutlichkeit und Gründlichkeit der Schreibart. Nur hin und wieder schien es Rec., als ob der Vf. in der letzten zu weit ginge, seinen Weg nicht mit voller Kraft verfolge, und dadurch in eine gewisse Ausdehnung gerieth. Fern sey es jedoch dem schönen Ganzen, das der Vf. dem Publicum hier dargeboten hat, irgend einen Abbruch zu thun. Freuen soll es uns vielmehr, wenn das Werk auch durch diese Anzeige einen neuen Kreis der Leser gewinnt.

Druck und Papier sind der berühmten Officin vollkommen würdig.

D. R.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Vereins-Buchhandl.: *Viel Lärmen um Nichts*. Von Joseph Freyherrn v. Eichendorff, und: *Die mehreren Wehmütter und ungarischen Nationalgesichter*. Von Clemens Brentano. Zwey Novellen. 1833. 148 S. 8. (20 gr.)

Heiter, drollig, witzig, voll Leben und Geist, auf eine originelle Weise, Phantastisches in wirkliche, wenn auch ungewöhnliche Erscheinungen des Lebens lösend, gefallen beide Novellen, und unterhalten aufs Anmuthigste. Die Anspielungen in der ersten, die Figuren, denen wahrscheinlich eine bestimmte Persönlichkeit unterliegt, mögen die Kundigen in ein unauslöschliches Gelächter, gleich Homers Göttern, versetzen, aber auch die Unkundigen werden sich an den fröhlichen Neckereyen, den mehr lustig-schalkhaften, als bitteren und spöttischen Scherz erfreuen, der nie in gemeine Spaschhaftigkeit ausartet, der in Wort und That sich darstellt. Der Satyr, welcher mit Herrn Publicum, der falschen Aurora, den unächten Enthusiasten, philisterhaften Prosaikern und anderen individualisirten Gattungen sein Wesen treibt, hat den Schalk im Nacken; aber er ist nicht unartig, nicht hämisch und wüthender als die, deren Wüthen er persiflirt, er dürfte sich in guter Gesellschaft mit dem besten Erfolg sehen lassen, wenn von dieser der Begriff farbloser Zähmheit ganz auszufcheiden wäre.

n.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

M A T H E M A T I K.

- 1) DÜSSELDORF u. ELBERFELD, b. Schaub: *Lehrbuch der Statik fester Körper*, von Joh. Paul Brewer, Prof. d. Math. u. Physik in Düsseldorf. Mit 8 Steindrucktafeln. 1829. VIII u. 215 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Die Lehre von der Bewegung fester Körper*, von J. P. Brewer u. s. w. Mit fünf Steindrucktafeln. 1830. XVI u. 268 S. 8. (1 Thlr. 14 gr.)

Sollte man durch die neueren Ergebnisse der mathematischen Welt ihre Schriftsteller in *denkende* und *rechnende* abzutheilen veranlaßt werden: so würde der Vf. unbezweifelt in die erste Classe zu stellen seyn. Nimmt man dazu, daß er durchaus mit unverkennbarer Sorgfalt gearbeitet, auch seiner Wissenschaft, durch ernstliches Studium der Meister, mächtig zu werden gesucht hat, und überhaupt bestimmt und deutlich sich auszudrücken weiß: so verdient er im Allgemeinen achtungsvolle Anerkennung, obgleich Rec. im Einzelnen mancherley Tadel gegen dieses Lehrbuch auszusprechen sich verpflichtet fühlt.

„Alle von den vielen Lehrbüchern der Mechanik (sagt der Vf.), und selbst von solchen, die gerade für die Anfänger und den Unterricht auf Gymnasien bestimmt sind, scheinen mir entweder zu wenig oder zu viel zu enthalten. Ich glaube nämlich, daß man, bey dem gegenwärtigen Stand des öffentlichen Unterrichts, die Kenntniß der Differential- und Integral-Rechnung wohl als den Grenzpunkt ansehen kann, wo der Gymnasial-Unterricht in der Mathematik nothwendig aufhören, und der der Universität anfangen muß.“ — Aber wer z. B. aus den Ueberschriften: *Von Kräften, die auf ein System festverbundener Punkte nach willkürlichen Richtungen wirken. Von Kräften, die auf ein System von Punkten wirken, die durch vollkommen biegsame, unzerreißbare Schnüre verbunden sind*, auf die hier befolgte Behandlungsart der Statik zu schließen weiß, wird sogleich das Urtheil fällen, daß ein solcher Lehrvortrag den Gymnasiasten zu viele Zeit kosten müsse, auf Unkosten der anderen Wissenschaften und Fertigkeiten, die in einem zweckmäßig eingerichteten Gymnasio zu lehren und zu üben sind.

In dem zweyten Theile sind selbst die schwierigsten Lehren der allgemeinen höheren Mechanik, nach des Vfs. Hoffnung, dergestalt von ihm behandelt, „daß jeder, der den Inhalt desselben mit Sorgfalt durchgegangen, und sich damit gehörig vertraut gemacht hat, nicht allein nur allgemeine Uebersicht über den jetzi-

gen Standpunkt der Wissenschaft erworben hat, sondern daß er auch, wenn er nur mit der gehörigen Kenntniß der Differential- und Integral-Rechnung ausgerüstet ist, die classischen Werke über die Wissenschaft, die von *Euler, Lagrange, Laplace, Poisson* u. s. w., ohne Anstoß zu verstehen im Stande ist.“ — Aber das würde doch wohl zu viel, selbst für solche Militär-, Berg- oder Bau-Akademien oder polytechnische Schulen zu viel seyn, in welchen weit mehr, als in Gymnasien, die Mathematik einen ausgezeichneten Haupttheil des nöthigsten Unterrichts ausmacht. Auch in diesen Lehranstalten giebt es neben der Mathematik noch so viel Anderes zu lernen und zu üben, daß jeder Lehrer in seinem Fache sich auf das Nöthigste beschränken muß, und der Mathematiker vor allen anderen darauf zu denken hat, daß er seine Lehren vermittelt der natürlichsten und kürzesten Methode darzustellen suche. Für die Lehren der höheren Mechanik, deren Elemente in unendlich kleinen, eigentlich in überendlich kleinen Größen, gleich den Euklidischen Elementen, bestehen, ist dazu der Infinitesimal-Calcul wesentlich nöthig, da hingegen der Vf., wegen der erwähnten Grenzlinie zwischen Universitäten- und Gymnasial-Unterricht, alle diese Lehren ohne jenen Calcul gleichsam einzuschwärzen sucht; wozu er sich nicht nur der bekannten Sage bedient, daß auch veränderliche Kräfte in kleinen Zeiträumen als unveränderliche zu betrachten seyen, sondern auch ein eigenthümliches Privilegium des höheren Calculs, unendlich kleine Größen neben endlichen, auch unendlich kleine des zweyten Grades gegen unendlich kleine des ersten Grades, wegzustreichen, sich angemaßt hat, dagegen nach unserer Erfahrung der strenge Infinitesimal-Calcul selbst auf diese ganze Convention des relativen Verschwindens völligen Verzicht leisten kann.

„In der Statik (sagt der Vf.) habe ich das Parallelogramm der Kräfte als den obersten Lehratz aufgestellt. Jeder, dem nicht alles philosophische Talent mangelt, muß fühlen, daß die gute Methode nothwendig diese Ordnung fodert, und daß der bisherige Gebrauch, alle Lehren der Statik aus der Theorie einer einzelnen Maschine herzuleiten, sich nur durch den Mangel eines gründlichen Beweises für das Parallelogramm der Kräfte entschuldigen ließe. — Die alte schwerfällige Methode, die noch in den meisten deutschen Lehrbüchern vorherrscht, ist fast nur geeignet, Regeln zur numerischen Auflösung einzelner Aufgaben zu geben.“ — Hiermit wird also, wie es Rec. ganz willkommen ist, denjenigen neuen

H h h

Lehrsystemen widersprochen, welche die ganze Statik auf das sogenannte Princip der virtuellen Geschwindigkeiten gegründet wissen wollen. Denn da man sich zu irgend einer anschaulichen Darstellung dieses Princip's, nicht nur mehrere Hebelarme aus einem gemeinschaftlichen Drehungspuncte auslaufend vorstellen, sondern auch denselben einige Luftanwandlung, in das Gebiet der Mechanik einschlüpfen zu wollen, zuschreiben muß: so wird es dagegen eine nur sehr leichte Schwerfälligkeit zu nennen seyn, wenn man bloß den einfachen, völlig ruhigen Hebel zum Grunde gelegt hat.

Als *Eytelwein* in *Gilberts Annalen* 1804. B. XVIII, es ausgesprochen hatte, daß die Statik auf ihr Parallelogramm zu gründen sey, könnte Rec. sogleich im XIXten Bande versichern, daß er eben dieses seit einigen Jahren schon in seinen Vorlesungen geäußert habe, daß es aber freylich an einem dazu nöthigen, gehörigen Beweise jenes Parallelogrammes immer noch zu fehlen scheine; wodurch die Preisausstellung bey der Akademie der Wissenschaften zu Copenhagen veranlaßt wurde, über deren Erfolg sich Rec. in einer kleinen Schrift erklärt hat. Der Vf. hat den Beweis des Hn. *Duchayla* gebraucht, weil dieser an Gründlichkeit Nichts zu wünschen übrig lasse, auch an Einfachheit und Kürze alle ihm bekannten Beweise übertreffe. Aber 1) ist ja dieser Beweis bloß geometrisch, da doch eine dynamische Lehre auch eines dynamischen Beweises bedarf; 2) begeht er einen Circel, indem er voraussetzt, daß jede zwey gleich starke Drückungen, auf einen gemeinschaftlichen Punct wirkend, einen einzigen mittleren Druck zur Folge haben müssen. Eine anstößige Voraussetzung: weil damit zugleich die Converse vorausgesetzt wird, daß jeder einfache Druck in jede zwey, beliebig gerichtete, gleich große Drückungen zerlegt werden kann; und eine unerlaubte Voraussetzung: weil sie eines deutlichen Erweises fähig ist. Ueberdies wird jener Beweis 3) ein kurzer, oder sogar 4) ein adäquater Beweis aus anderen Gründen nicht heißen können, welche Rec. schon anderwärts gegen andere versuchte Beweise aufgestellt hat. Schon wegen 1) und 2) darf man behaupten, daß der Vf. seine Statik auf einen sehr unfesten Boden gegründet hat, während dagegen die älteren schwerfälligen Lehrgebäude (nicht etwa gerade von *Kästner* und *Harsten*, sondern auch von anderen noch jetzt lebenden Mathematikern) fest und nett begründet, und für ihre beabsichtigte Anwendung fruchtbar eingreifend da stehen. Rec. hat wohl 40 Mal die Statik, und bald für diese, bald für jene Zwecke und vor sehr verschiedenen Zuhörern gelehrt, ein eigenes Lehrbuch aber darüber zu schreiben, niemals nöthig gefunden.

„Da ich fand (heißt es weiter), daß in der Lehre von der *Schwungkraft* nicht allein die Schüler, sondern sogar die Meister hin und wieder Zweifel und selbst unrichtige Ansichten hegen, so habe ich es für nöthig gehalten, mich etwas umständlich darüber zu verbreiten. Ich hoffe, daß nach der Art, wie ich die

Sache dargestellt habe, Niemand mehr eine Schwierigkeit dabey finden wird.“ Namentlich mit *Gehlers* Darstellung dieser Lehren, welche der Vf. hauptsächlich in Anspruch genommen hat, ist Rec. niemals ganz zufrieden gewesen, würde aber gegen des Vfs. Vortrag wenigstens eben so viele Erinnerungen zu machen haben. S. 74 heißt es, *Gehler* habe nicht begreifen können, wie man demselben Puncte zugleich eine Centripetal- und Centrifugal-Kraft habe beylegen können; er habe sich lange bey Erläuterung dieser Schwierigkeiten aufgehalten, und so ziemlich offenherzig gestanden; daß ihm dieselben nicht völlig beseitigt zu seyn schienen. In der neuen, von *Brandes*, *Gmelin* u. A. besorgten Ausgabe aber sey dieser Schwierigkeiten fast gar keine Erwähnung geschehen. — Daran hat Hr. *Brandes*, welcher diese Artikel bearbeitet hat, unseres Erachtens, in sofern völlig Recht gethan, als alle von dem verewigten *Gehler* geäußerten Bedenkllichkeiten von selbst sich erledigen, sobald die Sache selbst vollkommen richtig in der Kürze dargestellt ist. In dieser Hinsicht scheint es beachtungswerth, daß Hr. *Brandes* nur *Centralkraft* genannt hat, was gewöhnlich nach Hn. *Br's.* Bemerkung *Centripetalkraft* genannt wird. An diesem Namen nämlich konnte und sollte, nach Rec. Ansicht der gesammelten hiehergehörigen Lehren, jede aus einem Puncte P wirkende Kraft nur dann Theil nehmen, wenn die mit ihrer Hülfe bewirkte Bewegung *kreisförmig* ist. Sobald man aber auf diese Weise zwischen *Central-* und *Centripetal-*Kraft unterschieden hat, so versteht es sich von selbst, daß unter der letzten allemal eine Kraft zu verstehen ist, welche in dem *Mittelpuncte* der *Krümmung* ihren Sitz hat; daher denn auch, was *Gehler* von der sogenannten Centripetal- und Centrifugal-Kraft für jedes einzelne Element der Curve, vermittelt des Krümmungsmessers, gelehrt hat, vollkommen richtig ist, und die neue Ausgabe keinen Tadel darüber verdient, daß sie diese Lehre beybehalten hat. Daß *Gehler* selbst hiebey nach deutlichen Vorstellungen schloß, erhellt aus seiner späterhin folgenden Definition der *Schwungkraft*, worin er, wie gewöhnlich, dem Erfinder *Huygen* trou geblieben ist, obgleich Rec. diese Benennung nicht passend findet, und unter *Schwungkraft* lieber den Tangentialdruck versteht. Wohl hätte es in der neuen Ausgabe gesagt werden können, daß *Gehler* durch manche, in dieser nach und nach entstandenen Lehre gewöhnlich gewordene Ausdrücke zu unstatthafteu Erörterungen verleitet sey. Eine wesentlich wichtige Bemerkung dabey aber wäre diese gewesen, daß man statt Centripetal- und Centrifugal-Kraft, geradezu Centripetal- und Centrifugal-Druck sagen kann und soll. Allein der Vf. ist durch jene zweydeutigen und unpassenden Terminologien noch mehr, als *Gehler*, zu unstatthafteu Behauptungen verleitet worden, zu denen auch der Beschluß seiner Anmerkung 1 S. 77 gehört: „Uebrigens ist es allerdings schwer, die Kraft, welche nöthig ist, um die Bewegung eines Körpers zu hemmen, im Gewicht auszudrücken, den Stofs mit dem Druck zu

vergleichen. *Die Bestimmung der Schwungkraft liefert eines von den wenigen Beyspielen, wo dieß gelungen ist.* (!)

§. 109 handelt ausführlich von dem Mittelpuncte des Stosses, „wobey ich (sagt der Vf.) wieder Gelegenheit genommen habe, einige Mißverständnisse und irrige Ansichten, wovon mehrere ausgezeichnete Mathematiker sich nicht frey gehalten haben, aufzuklären und zu berichtigen.“ Aber diese Aufklärung und Berichtigung hat der Vf. dem Umstande zu verdanken, daß er seine obenerwähnte Classe der denkenden Mathematiker verlassend, in diejenige der rechnenden übergegangen ist, welche die Resultate ihres Calculs, auch wenn sie völlig sinnlos und unverständlich geworden sind, dennoch befolgt wissen wollen. Denn S. 238 hat der Vf. als Resultat seines Calculs die Formel $d = \sqrt{\frac{M}{V}}$ gefunden, und hinzugefügt: „Bey die-

ser Entfernung (d) von der Umdrehungsaxe, erhält also der gestossene Körper, M, die grösste Geschwindigkeit. Diese Entfernung ist die Wurzel aus dem Quotient, der herauskommt, wenn man die Masse M, des gestossenen, mit dem Moment der Trägheit des stossenden Körpers dividirt. Die Grösse dieser Entfernung hängt also nicht allein von der *Natur des stossenden*, sondern auch von der Masse M, des *gestossenen* Körpers, ab.“ Durch ein solches, nicht einmal dimensionirlich richtiges Resultat seines Calculs hält sich nun der Vf. überzeugt, „daß einige Gelehrte vom ersten Range bey dieser Gelegenheit zu unrichtigen Schlüssen sich haben verleiten lassen.“ — Zur Anlage des Calculs hat der Vf. eine Regel *d'Alemberts* ergriffen. Solche logenannte Principe aber werden von denjenigen Mathematikern, die den deutlichsten Calcul für den nettesten halten, nur noch als eine Nothhülfe für schwierige neue Untersuchungen benutzt, um sich vorläufig für den Zusammenhang des Gesuchten zu orientiren, bis man aus den einfachen Grundlehren der Wissenschaft unmittelbar das Resultat zu folgern weis. — Wenn wir bloß den letzten Rechnungsfehler des Vfs. vermeiden, so erhalten wir statt

der obigen die Formel $d = \sqrt{\frac{V}{M}}$, welche nun zwar dimensionirlich richtig ist, aber immer noch sehr seltsame Lehren behauptet. Aus dem allgemein bekannten

Stofssetze fester Körper findet Rec. $c' = \sqrt{\frac{V}{V + d d M}} \cdot c$,

wenn c' die gemeinschaftliche Geschwindigkeit nach dem Stosse, und c die Geschwindigkeit vor dem Stosse im *Schwingungsmittelpuncte*, d aber *dessen* Entfernung von der Drehungsaxe bedeutet. Der Vf. hat den Buchstaben nach dieselbe Formel für c' gefunden, aber unter der Voraussetzung, daß d eine beliebige *veränderliche* Grösse, und somit ein Maximum für c' zu suchen sey! Rec. glaubt auch für Anfänger deutlich erweisen zu können, daß der schwingende Körper im Mittelpuncte der Schwingung seinen grössten Stofs leistet, welches auch der dort S. 284 belobte Altenburger Scharfrichter dürfte bestätigen können,

obgleich er nicht vorausgesetzt haben wollte, daß der Hals des Delinquenten mit seinem Schwerte einerley Geschwindigkeit annehmen solle. — Des Vfs. Bedenken gegen *Poission's* Calcul ist beachtungswerth, obgleich die dort behauptete Lehre *a priori* richtig scheint, in sofern doch Geschwindigkeit eine im *Zeitpuncte* völlig gegenwärtige Grösse der Bewegtheit ist. Des Vfs. Behauptung, daß *Euler* die Theorie der drey freyen Axen unnöthiger Weise auf ein Größtes und Kleinstes gegründet habe, glaubt Rec. aus alter Erinnerung für richtig anerkennen zu können. Ueberhaupt wird der geübte Mathematiker noch manche Erörterung des Vfs. gern durchlesen. Uebel ist es, daß man in Deutschland, um dergleichen ins Publicum zu bringen, das Vehikel eines Lehrbuchs zu ergreifen genöthigt ist. Dem Vf. ist eine Anstellung als Lehrer auf einer Universität zu wünschen, wofür er weit mehr als für ein Gymnasium geeignet scheint. v. B.

G E S C H I C H T E,

LANDESHUT, b. Mac: *Beschreibung und Geschichte der Stadt Landeshut in Schlesien*, als Beytrag zur Verfassungsgeschichte deutscher Städte, größtentheils aus noch ungedruckten Quellen geschöpft und verfaßt von *W. Perschke*, Bürgermeister zu Landeshut. 1829. IV u. 115 S. 8. (13 gr.)

Der Vf. ist mit der Statistik Schlesiens genau bekannt, zugleich aber ist er ein trefflicher Communal-Verwalter, dessen Buch kein Liebhaber oder Bildner der sich jetzt edler entwickelnden Gemeinde- und Stadt-Verfassungen entbehren kann. Alles bloß Antiquarische übergeht diese musterhafte Stadtgeschichte, aber verständig hebt sie Alles hervor, was den Mitbürgern nützlich ist, und was ein helles Licht auf das, seit dem Mittelalter wenig geänderte Städtewesen und dessen Bedürfnis wirft. Wir erfahren, was selbst in den für den Protestantismus drückendsten Zeiten der thätige Bürger vermochte, und wie feil die landesherrliche Gnade in der Religionsübung der Evangelischen vor der preussischen Regierung in Schlesien war, wenn dort eine Zahl Lutheraner eine ihr abgenommene Kirche und Schule sich wieder erbauen wollte. Doch was kostete den Reformirten in Leipzig ihr Bethaus und ihre Kirchenfrayheit, um sie vom König August dem Starken und seinen Ministern zu erringen! — Die Stadt Landeshut hat 3454 Einwohner, welche im rauhen nördlichen Vorgebirge des Riesengebirges wohl an Gicht, aber nicht an Fiebern leiden. Die Lutheraner wurden dort unter Oesterreichs Scepter arg verfolgt, besonders durch Ferdinands Lichtensteiner Dragoner im 30jährigen Kriege nach der Insurrection der Stände in Böhmen und Schlesien. Als die evangelischen Bürger 1703 dem Kaiser 50,000 Gulden verehrt hatten, erbaute man eine lutherische Kirche in Landeshut mit 100,000 Thlr. Aufwand; gründete seit 1815 ein neues Kirchensystem durch Beytritt mancher Dominien zur Landeshuter Kirchengemeinde, statt sich neue Kirchen zu erbauen; dotirte eine gelehrte- und

Bürgerfchule, in deren Sectionen die Mathematik nicht vergessen wurde; die drey protestantischen Prediger wurden auf eine fixe Befoldung gefetzt, mit Berechnung der Accidenzien; die evangelische Schule wurde durch die Hülfe eines großen Legats, die katholische durch einen Kämmererbeytrag im Einkommen verbessert. Beide Schulen sind jetzt noch getrennt. Das Armenwesen, unterstützt durch reiche Legate, reicht hin, mit der Hospitalcasse die Armen zu versorgen; man verbesserte die Einrichtung der Wallenberg-Funderlin'schen Kirchen- und Schul-Bibliothek, so wie die Erträge des Fonds für Wittwen der Prediger und Schullehrer. Der Leinwandhandel bereichert jetzt weder die Kaufherren, noch die Weber mehr, welche für eigene Rechnung spinnen und weben, und hernach das Gewebe verkaufen. Er stieg ungemein seit dem letzten Drittel des 17ten Jahrhunderts in der Ausfuhr zur See. Jetzt, da der Preis der Leinwand sehr gesunken ist, vertheilte die Regierung in kleinen Parcellen Ländereyen für einen geringen Erbzins. Dieß wirkt segensvoll. Ein kleiner, fast gartenmäßiger Feldbau gewöhnte viele Weber an die Cultur der Kartoffeln, und machte sie theilweise vom undankbaren Weberstuhle unabhängig. Sehr wünschenswerth ist, daß die Städte und die Gutsherren diesem Beyspiel allgemein folgen möchten. Manche Auswanderer nach Polen und Rußland wünschen die Rückkehr ins Preussische. Im J. 1802 verkaufte Landeshut ins Ausland als Maximum 186,770, und 1827 74,805 Schock Leinwand. Landeshut erhielt 1334 den 21 October sein Hauptprivilegium vom Herzog Bolko, und stieg dadurch von der früheren polnischen Leibeigenschaft zum Rechte deutscher Bürger; 1521 kaufte Landeshut die Erbvogtey vom Abt zu Grünsau. Viel litt diese Grenzstadt in den Kriegszeiten. Große Summen schenkte dagegen Friedrich der Große den Landeshutern zur Erholung nach dem 7jährigen Kriege. Einmal liefs er 100,000 Thlr. vertheilen, und baute viele zerstörte Häuser wieder auf. Ein zweytes gleiches Geschenk sollte die Industrie und die Nahrung der Stadt beleben. Davon ließ Rath und Bürgerchaft 90,000 Thlr. der Stadt Schmiedeberg. Als dieß der König erfuhr, erließ er dieser Stadt die Schuld, ohne Landeshut von Neuem zu entschädigen. Sehr passiv verhielt sich die Stadtverwaltung bis zur Städteordnung des Jahres 1808.

Die Kriegsschulden tilgte die Bürgerschaft durch Vertheilung von 6 bis zu 3000 Thlr. in wenigen Jahren. — Sehr lehrreich ist die Geschichte der Abhängigkeit und der Benutzung der Cämmereydörfer, des Anbaues der sogenannten Auerhäuser in den Dörfern der Stadt, der Vertheilung von 140 Hospitaläckern in Stücken von $\frac{3}{4}$ Scheffel Ausfaat an gartenbedürftige Bürger und Einwohner; ferner die Geschichte der Handwerksmittel, der Zünfte und der Gewerbe, der Realberechtigungen und deren Ablösung; des städtischen Brauwesens u. s. w. Hier waren und blieben der Magistrat und die Stadtverordneten uneins. Es beschäftigte sich die alte Erfahrung, daß die Ausübung eines Souveränitätsrechts durch die ganze Masse des Volks in deren Händen sehr leicht zum schneidenden Instrumente wird, mit welchem sie sich selbst verletzt, weil die unbefangene Intelligenz nur zu leicht in die Minorität verletzt, und die größere Masse von einzelnen Wortführern nach ihren Privatabsichten geleitet werden kann. — Den Schluß macht die verständige Form der Auflösung des Apotheker- und Mühlen-Monopols.

Zu bedauern ist, daß der Vf. unterließ, statt der Proceßgeschichten der Gemeinde, die jetzige finanzielle und polizeyliche Organisation noch umständlicher, als geschehen, zu entwickeln. Andere Bürgermeister und Stadtverordnete größerer Städte hätten gewiß darin manche neue Winke für die bessere Verwaltung ihrer Gemeinden und Stadtgebiete gefunden. Die Denkwürdigkeiten solcher thätiger deutscher Geschäftsmänner sind belehrender, als die in Frankreich Mode gewordenen einseitigen Memoiren der ins Rad der Zeiten oft gar egoistisch eingreifenden Staatsverwalter. Wie vieles Wohl vermögen hohe und niedere Staatsbeamte für die geistige und materielle Nahrung der Bürger und Bauern zu schaffen, wenn sie, alle Zeit und alle Talente ihrem Amte zu widmen, sich mit Humanität entschließen, und wie der Vf. damit anfangen, die modernden Archive der Municipalrechte zu studiren, ehe sie ihre Reformen beginnen, um desto gründlicher die geschichtlich begründeten, aber radical böse gewordenen Mißbräuche auszurotten, und die große sociale Ausgestaltung der preussischen Regierung im Municipalwesen der Städte auf eine glänzende Art ins Leben treten zu lassen!

L. A. H.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Meissen*, b. Klinkicht: *Skizzen aus dem Leben eines Seemanns*. Von R. Termo. 1832. VI u. 212 S. 8. (1 Thlr.)

An lebendiger Porträtirung, der man die Treue ansieht, auch ohne das Original zu kennen, ein Gegenstück zu *Coopers* Seestücken, denen es an rührenden und tragischen Motiven, an individueller Mannichfaltigkeit vielleicht noch überlegen ist. Ein Pirat zeigt sich wie er ist, ohne den Tüch eingebildeter Theaterjünglingen, welche die wahre

Gestalt verbergen, und falsche Begriffe leichtem Lesern geben; er ist in eine Geschichte also verflochten, daß man seinen Untergang wünscht, und einmal nicht für die Schuld, sondern für die Unschuld bebt. Sagenhaftes wird erzählt, auch einiger Humor laßt sich spüren, und wäre, wie in der Verdeutschung des *red rover*, eine Erklärung der Schiffsterminologie beygefügt, so hätten wir gar keine Ursache, an diesen Skizzen etwas anzusetzen.

W.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

G E S C H I C H T E.

MÜNCHEN, b. Franz: *Ueber Wallenstein's Privatleben*. Vorlesungen gehalten in dem Museum zu München, von Julius Max Schotthy, Professor. 1832. 212 S. 12. (1 Thlr. 4 gr.)

Selbst nach den verschiedenen Aufklärungen, welche die Geschichte Wallenstein's neuerdings durch die von Fr. Förster bekannt gemachten Briefe, wie durch die unbefangene und durch keine Parteyfarbe entstellte Darstellung Fr. v. Haumer's, in seinem *Historischen Taschenbuche* (1832. S. 129—137), erhalten hat, bleiben noch immer viele Dunkelheiten. Beyträge, die aus archivalischen Quellen geschöpft wurden, sind daher fortwährend dem Historiker willkommen. Die von Hr. S. hier bekannt gemachten Nachrichten sind, nach seiner Aeusserung im Anfange der Vorrede, die Resultate seiner vieljährigen Forschungen in den öffentlichen Bibliotheken und Archiven Oesterreichs und Baierns, so wie der ihm freundlich gestatteten Benutzung zahlreicher Familienurkunden und Privatcorrespondenzen. Wir wollen seiner Versicherung Glauben beymessen, obgleich wir eine, wenn auch nur kurze Nachricht über die vorzüglichsten Archive gewünscht hätten, welche er bey seinen Untersuchungen benutzt hat. Bey dem Leben *Paganini's*; welches Hr. S. vor einigen Jahren (und zwar nicht ohne lebhaften Widerspruch zu finden) herausgegeben hat, bedurfte es solcher Nachweisungen nicht in einem solchen Grade; wer aber über einen historischen Charakter von Wallenstein's Bedeutung schreiben will, darf, und wenn er auch ein gemischtes Publicum dabey vor Augen hat, nicht ohne die Angabe seiner Quellen zu Werke gehen.

Zuvörderst spricht Hr. S. einen lauten Tadel über die Darstellung Wallenstein's in der *Schiller'schen* Tragödie und in der Geschichte des dreysigjährigen Kriegs aus. Wir wissen es recht gut, daß man jetzt über Wallenstein mehr weiß, als damals, da *Schiller* sein unsterbliches Trauerspiel schrieb; aber dieß darf uns doch nicht veranlassen, in unserm Tadel zu weit zu gehen. So erscheint es uns nur kleinlich, wenn der Vf. S. 13 die Stelle im Wallenstein, wo derselbe in Beziehung auf seine Tochter Thecla, die eigentlich Marie Elisabeth hieß, sagt:

meinen Eidam

Will ich mir auf Europen's Thronen suchen
tadelt, und eine am 3 Jul. 1625 ausgestellte Urkunde
beybringt, in welcher von der künftigen Aussteuer
J. A. L. Z. 1832, *Vierter Band*.

und Verforgung der Tochter die Rede ist, ihrer Vermählung mit einem fürstlichen Hauße aber nicht gedacht wird. Nicht anders ist es, wenn die Worte *Schillers* von seinem Wallenstein, daß „über seinem braunen Scheitelhaare die schnellsten Jahre machtlos hingegangen sind“, in Anspruch genommen, und für widersprechend mit denjenigen Stellen erklärt werden, in welchen von Wallenstein's „röthlichen kurzen Haaren“ die Rede ist. Hier würde nun am Ende ein Philologe dem Vf. beweisen können, daß der Unterschied in den gebrauchten Worten nicht allzu groß sey. Aber auch davon abgesehen, können wir einen Tadel solcher Kleinigkeiten nicht billigen. Man versteht einen Dichter falsch, wenn man ihm solche Versehen zur Last legen will, und versündigt sich an der herrlichen Dichtung, wenn man sie durch solche Beurtheilungen angreift.

Einen weit härteren Tadel läßt Hr. S. über *Herchenhahn's* Biographie Wallenstein's ergehen, der er von S. 25—33 alles mögliche Schlechte nachsagt, sie hinsichtlich des Stils mit der asiatischen Banise vergleicht, und damit schließt, daß es sich fragen ließe, ob *Deveroux* oder *Herchenhahn* der eigentliche Mörder des Herzogs gewesen sey. Auch hier ist mitunter wohl zu viel gesagt worden. Auf den Tadel anderer Nachrichten wollen wir nicht eingehen; viel Lob dagegen erhält *Arndt's* Urtheil in seinen „An- und Ausichten der deutschen Geschichte I, 351 f.“ Hr. S. hat seinen Lesern nicht gesagt, wo sie dieß Urtheil suchen sollen, wir glaubten daher das Citat ergänzen zu müssen.

Wir gehen nun zu den einzelnen Abschnitten über.

I. *Wallenstein's Verhältniß zu den Jesuiten* (S. 36—45). Aus dem hier mitgetheilten Schreiben geht hervor, daß Wallenstein, der früher den Jesuiten zugethan war, bereits im J. 1626 sich ganz anders über sie äußerte. „Von den Jesuiten, schreibt er an seinen Landeshauptmann Gerh von Taxis unter dem 20 Jun. 1626, laßet euch nicht bey der Nasen führen, denn ihr sehet, was sie vor seine Händel litz im Land ob der Ens eingerichtet haben. In Summa, es geht überall so, wo sie sich einwurzeln: Könnte ich mit 100.000 Fl. der Foundation, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thäte ich's gewiß.“ Daß Wallenstein durch jesuitische Umtriebe vom Generalat verdrängt sey, giebt der Vf. S. 43 f. ebenfalls zu.

II. *Ueber Wallenstein's Verhältniß zur Religion und Geistlichkeit* (S. 45—54). Der Vf. bemüht sich

hier zu zeigen, daß Wallenstein die Religion geachtet, und die Geistlichkeit geehrt habe, und führt dafür einzelne Stellen aus zwey Stiftungsurkunden, sowie ein Schreiben an die Einwohner der Stadt Böhmisch-Leippa vom 16 Sept. 1624 an, in welchem dieselben zum fleißigen Kirchenbesuche ermahnt werden. Ob Wallenstein die beiden erlittenen Stellen selbst verfaßt habe, dürfte doch sehr zweifelhaft seyn, und die Ermahnung an seine böhmischen Unterthanen beweiset nicht mehr, als wenn Napoleon die strenge Heilighaltung des Frohnleichnamfestes in allen seinen Staaten gebot. Der französische Kaiser wußte, daß die Menge etwas Wunderbares, ja Mysteriöses haben will; die Religion galt ihm daher als ein mächtiger Hebel für seine Politik, und er wollte, nach seinen eigenen Aeußerungen auf St. Helena, daß die Leute lieber in die Messe gingen, als zur Demoißelle B. Normant. Wallenstein hatte, wenn gleich einige Jahrhunderte früher, vermuthlich dieselbe Politik, die wieder viel früher, als er, die Römer geübt hatten. Weiterhin passen aber Wallenstein's Befehle und Verfügungen sehr schlecht zu Hn. S's. Satze. Denn derselbe will „den Dechanten von Friedland nicht mehr haben, weil er gebeten seyn will, und das ist mein Gelegenheit und Brauch nicht“ (S. 50); ja er befiehlt (S. 53) den Augustiner Mönchen abzuziehen, wenn sie nicht bezahlen wollen, denn „je mehr sie haben, je mehr sie haben wollen,“ und meint, daß sie das Geld doch nur „auf Huren und anderes loses Gefindel, wie ihr Brauch ist, werden verwendet haben.“

III. *Humane Gefinnung des Fürsten* (S. 54—61). Ein Erlaß an seinen Landeshauptmann, daß er die Taxgebühren für dessen Baronisirung selbst bezahlen will, eine Nachfrage nach einem kranken Beamten, fünf Briefe über Beschaffung von Velteliner Wein, und einer über die Schweinejagd — sollen Beweise von Wallenstein's Humanität seyn!! Oder vielleicht folgendes Schreiben aus dem Feldlager (wo?) vom 13 Jul. 1627: „Aus Eurem Schreiben ersehe ich, daß Ihr allen Sachen, die ich Euch befohlen hab gehabt, seyd nachkommen, welches mir sehr lieb ist.“ Die Ordnung der einzelnen Materien, und die gehörige Rubricirung der Actenstücke ist eben nicht die glänzendste Seite in der *Schotthy'schen* Schrift.

IV. *Wallenstein's Fürsorge für seine Unterthanen und für Industrie-Verhältnisse im Allgemeinen* (S. 61—125). Eine der interessantesten Partien des Buches. Die Briefe betreffen theils die Ertheilung des gebetenen Nachlasses von Steuern und Abgaben, ferner die Anlage von Bergwerken, Pulvermühlen und ähnliche wirtschaftliche Gegenstände, die Beförderung der Pferdezucht im Herzogthume Friedland, und vorzugswiese die baulichen Einrichtungen in seinen Schlössern zu Gitschin, Sagan und Prag. Nicht minder anziehend und wichtig für die Sitte jener Zeit sind auch die Auszüge aus den Registraturbüchern seiner Regierung zu Gitschin. In allen diesen Beziehungen erscheint Wallenstein von einer ganz neuen Seite, als ordnender und einrichtender Fürst, dem das Kleinste

eben sowohl, wie das Größte am Herzen liegt, und der nicht verschmäht, mit der Sorgfalt eines Karl des Großen oder Friedrichs des Zweyten auf anscheinend geringfügige Details einzugehen, wie auf die Cultur der Gartenfrüchte, auf den Viehstand, auf Anschaffung von Trinkgläsern u. dgl. mehr. Unter Wallenstein's Verordnungen ist die wegen Einführung einer ländlichen Verfassung in seinem Herzogthume Fiedland (S. 108—112) von einem besonderen Interesse für die jetzige, constitutionelle Zeit. Ob der von *Hormayr* in seinem Taschenb. für die vaterl. Geschichte, 1830. S. 29 ff. bekannt gemachte „Entwurf einer landständischen Verfassung in dem genannten Herzogthume“ mit den Excerpten bey Hn. S. übereinstimmt, vermögen wir nicht anzugeben, da uns das letzte Buch nicht zur Hand ist, und Hr. S. darauf keine Rücksicht genommen hat. Jedenfalls bleibt dieser Entwurf ein merkwürdiges Actenstück, wenn gleichwohl nur Wenige den Herzog von Friedland einen *constitutionellen Fürsten im Lichte unserer Zeit* nennen dürften.

V. *Des Herzogs Befehle hinsichtlich seiner Edelknaben* (S. 125—131). Die Knaben sollen „adelig“ seyn, sie sollen fleißig die lateinische und die wälsche Sprache lernen, keine „tölpische, böhmische Janku“ (Hänse) seyn, reinlich und anständig leben, und fleißig zur Schule gehalten werden.

VI. *Wallenstein's herzogliche Hofstatt* (oder richtiger *herzoglicher Hofstaat*, S. 131—188). Hier finden sich sehr verschiedenartige Gegenstände vereinigt, zuvörderst seine Würden und sein Reichthum. Die Mittheilungen über seinen Reichthum und seine Freygebigkeit gegen Officiere und Soldaten, über die Hr. S. sehr glaubhafte Zeugnisse beybringt, streifen in der That an das Wunderbare. So erhielten nach der Schlacht bey Lützen die Regimenter, welche tapfer gefochten hatten, königliche Belohnungen von resp. 6,982 Fl., 10,000 Fl., 8,598 Fl., 7,100 Fl., der Feldzeugmeister Hans Brauner 12,210 Fl. und so noch Andere. Daher mußte Wallenstein, wie auch aus der *Förster'schen* Brieffammlung hervorgeht, mehr als einmal Mangel an Gelde haben, und dann alte Rückstände mit Härte eintreiben lassen (S. 151 ff.). Weiter stehen in diesem Abschnitt Auszüge aus den Friedländischen Kammerbüchern der Jahre 1630 und 1631, während welcher Zeit der Herzog in Prag als Privatmann lebte, als Rechnungen von Schneidern, Gold- und Silber-Schmieden, von dem Buchbinder zu Gitschin, von dem Hoffchuster u. A., an die sich drey Verzeichnisse der Wallenstein'schen Hofdiener aus den Jahren 1630, 1631 und 1632 schliessen. Die Zahl der bey ihm angestellten Oberhofmeister, Stallmeister, Kammerherren, Mundschenken, Vorschneider, der Kriegskanzley, der Leute an der Küchelpartey, Stallpartey und in der Silberkammer betrug in der letzten Rechnung nebst Wallenstein's eigener Person 899 Köpfe und 1072 Pferde, die wöchentlich 1798 Pfund Brod und Fleisch und 12,586 Maß Bier, an Hafer aber 938 Strich verbrauchten (S. 174—181). Auch diese Notizen sind ein denkwürdiger Beytrag

zur Kenntniß der fürstlichen Höfe im siebenzehnten Jahrhundert.

VII. *Ueber des Herzogs zweyte Gemahlin* (S. 182 — 188). Beweise von Wallenstein's Zärtlichkeit und Achtung gegen sie. Auszüge aus den friedländischen Kanzleybüchern von den Jahren 1630 und 1631 über den Hofstaat der Herzogin.

VIII. *Wallenstein's Strenge und Barbarey* (S. 188 — 204). Um nicht der Einseitigkeit beschuldigt zu werden, führt der Vf. mehrere scharfe und strenge Aeußerungen des Herzogs gegen seine Beamten an. So soll der Graf von Nagrell einige entlaufene Knechte festhalten: „so lieb ihm sein Hals ist“ (Befehl vom 15 Aug. 1625); die Bewohner von Znaim, von Reichenberg und von Friedland aber die auferlegte Contribution bezahlen. Er schreibt unter dem 30 März 1632: „Euer Entschuldigungen synd lauter verlogen und unwahrhaftig; fucht, so lieb Euch Euer Seelen Seligkeit ist, mich bey der Nasen nicht umzuziehen, denn so wahr Gott lebt, ihr werdet mir's mit Euern Köpfen zahlen müssen, wo Ihr mir die Quote nicht alle Monat liefern werdet.“ Ueberhaupt schreibt er sehr streng und gar nicht landesväterlich an seine eigenen Unterthanen, wie er denn auch die von Reichenberg, nach *Jos. Czoernig's* historischer Beschreibung der Stadt Reichenberg (Wien, 1829), mit Feuer und Schwert wegen Ermordung eines katholischen Geistlichen zu vernichten beschloß, und nur durch die dringenden Bitten des Magistrats zu einem anderen Entschlusse gebracht werden konnte. Hr. S. meint zwar (S. 196), daß es nur bey den Drohungen geblieben wäre; aber man darf sich dann wenigstens nicht wundern, wie der Ruf von Wallenstein's Strenge und Hartherzigkeit so allgemein verbreitet worden ist.

IX. *War Wallenstein ganz ohne Freunde?* (S. 205 — 211). Die Auszüge aus Briefen von Schlick und Eggenberg sind unbedeutend. Ein Gevatterbrief des ersten ist noch kein Beweis von besonderer Freundschaft. Die von *Förster* bekannt gemachten Briefe sind in dieser Beziehung weit reichhaltiger.

Aus dem Schlußworte heben wir noch die Notiz (S. 212) über den Namen Wallenstein aus. Die Familie hieß und heißt noch Waldstein; die Consonanten in der Mitte des Namens (*lfi*) sind aber für die czechische Sprache schwer und ungewöhnlich, und so wurden die Waldsteine in Böhmen nur „Wallstein“ (*páni z Walsteina*) genannt, woher dann die deutsche Veränderung in „Wallenstein“ entstanden ist.

Wallenstein's Bildniß, Abbildungen der von ihm geschlagenen Münzen, und zwey Facsimilis sind angenehme Zugaben.

Hr. S. verspricht in der Vorrede eine vollständige Biographie des Friedländers. Wie wünschenswerth auch eine solche Geschichte seyn muß, so dürfte Hr. S. dazu doch noch viele Vorstudien machen müssen, da ein bloßer und nicht überall geordneter Abdruck von Urkunden noch nicht dazu hinreicht. Für jetzt wäre schon durch eine lichtvolle

und gut geschriebene Erzählung, nach den neuerdings entdeckten und immer noch sehr zerstreuten Quellen, viel gewonnen, da die neueste Schrift über Wallenstein, von *Joh. Sporschil*, in jeder Beziehung ungenügend ist, und des Quellenstudiums gänzlich ermangelt.

G. J.

Berlin, b. Natorff u. Comp.: *Berlinisches historisches Handlexikon*, enthaltend: eine encyclopädische Uebersicht aller historisch wichtigen Thatfachen sowohl der Universal- als auch Special-Geschichte; ferner Statistik, Länder- und Völker-Kunde, sowie Berichte über die wichtigsten Schriftsteller und Künstler u. s. w. 1 Band in 7 Heften. 1832. 654 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Titel giebt den Inhalt dieses Werkes vollständig genug an. Daß ein Unternehmen dieser Art noch nicht durch die vielen Conversationslexika, Encyclopädieen u. s. w., welche wie Pilze aufschießen, überflüssig geworden, liegt am Tage, und erweist sich auch aus der ohne vielfache Ankündigung demselben zu Theil gewordenen Aufmerksamkeit und der Zahl der Abnehmer. Auch macht die Seichtheit der meisten historischen Artikel in den Unterhaltungswerken, und die Theuerung der größeren, gründlicheren Encyclopädieen, ein Handlexikon, woraus man sich zur Befriedigung wissenschaftlichen Bedarfs Rath erholen könne, wohl eher wünschenswerth. Aus der Art, wie das gegenwärtige bearbeitet ist, ersieht man leicht, daß die verschiedenen Classen von Gegenständen Männern vom Fache übertragen worden sind, und es läßt sich erwarten, daß dasselbe seiner Bestimmung genügen werde.

Dieser erste Band umfaßt die Buchstaben *A* und *B*; es werden demselben wohl noch fünf bis sechs Bände mindestens folgen müssen. Das erste und zweyte Heft des zweyten sind ebenfalls bereits erschienen, und die Fortsetzung wird ungesäumt nachgeliefert.

In wiefern nun dies Handlexikon dem Bedürfnisse völlig genügen dürfte, um die wichtigsten Thatfachen schnell zu erfahren, und zum Weiterforschen angeleitet zu werden, möchte jetzt noch nicht mit Sicherheit zu beurtheilen seyn, da so mancher hier nur schwach bearbeitete Artikel, und mancher etwa noch vermiste, wohl in der Folge bey Artikeln unter anderen Buchstaben seine Erledigung finden wird; wie es denn einem aufmerksamen Beobachter ohnehin nicht entgehen kann, daß der Plan des Werkes nach Vollendung des Buchstaben *A*, wahrscheinlich auf Veranlassung gründlicher Bemerkungen kundiger Leser, eine Aenderung und Erweiterung erlitten hat, wodurch der Buchstabe *B* viel vollständiger geworden ist, als sein Vorgänger. Eine allzu karge Beschränkung, wie sie bey *A* wirklich nicht zu verkennen ist, würde dem Zwecke nicht entsprechen, und jeder Theilnehmer zahlt gern etwas mehr, wenn ihm das Material reichhaltiger vorgelegt wird.

Das vorläufig Dargebotene verdient Lob und Auf-

munterung. In den geschichtlichen Artikeln ist eine vorsichtige Mitte zwischen zu großer Profusion und zu enger Abkürzung gehalten, überall eine pragmatische Uebersicht gegeben, und was den Gebrauch sehr erleichtert und nutzbar macht, eine tabellarische chronologische Uebersicht der Ereignisse hinzugefügt. In den Artikeln, welche die historischen Personen darstellen, sind Geburts- und Sterbe-Jahr gleich vorn herein möglichst genau zusammengestellt, das Unentbehrlichste aus ihren Schicksalen und Leben angeführt, und ihre Leitungen nachgewiesen, oft auch, wo nicht mehr nöthig schien, nur angedeutet.

In Betreff der Vollständigkeit vermisst man wenigstens im *B* keinen wichtigen Artikel, und im Geographischen gewiss keinen Ort, den man näher kennen zu lernen geneigt seyn dürfte. Auch ist zu rühmen, daß bey Eigennamen aus fremden Sprachen, wo eine Unkunde der Aussprache vorauszusetzen war, diese, so weit es sich thun liefs, angemerkt worden. Die Beyfügung der älteren Namen von Orten, die in der Geschichte früherhin schon eine Rolle gespielt haben, ist nicht vergessen, hätte indess noch öfter Statt finden können.

Ueber einige Artikel scheinen der Redaction die Mittheilungen auch nicht zur rechten Zeit zugegangen zu seyn. So verweist sie in Betreff der Geschichte *Belgiens* auf einen Nachtrag, was freylich nicht gebilligt werden kann. Indess darf der Leser desto sicherer auf eine gründliche Bearbeitung des noch Fehlenden, das man nicht zu Gunsten des Druckes übereilen wollte, rechnen. Sonst findet man die neuesten Thatsachen bereits richtig nachgewiesen, und ältere Unrichtigkeiten nach den neuesten Forschungen berichtigt.

Demnach kann vorläufig das Gesagte zur Empfehlung des Werkes dienen, bis das Erscheinen mehrerer Bände der Kritik mehr Raum geben wird, über Planmäßigkeit, Vollständigkeit und Einzelnes ein sicheres Urtheil zu fällen. ZZ.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Vereinsbuchhandlung: *Das Elendsfell.* Drey Novellen nach Balzac von Dr. Schiff.

I. Das Elendsfell, II. Die Herzlose, III. Die Gut-herzige. 1832. 196 S. 8. (1 Thlr.)

Die heuligen Franzosen können, wenn etwas anderes als Politik sie anregen soll, nur durch die heftigsten Reizmittel gewonnen werden: die Componisten müssen lärmeln, die Maler dürfen mit keiner Farbe ihrer Palette geizen, auf der Bühne und im Roman soll das Lascive, die unvershleyerte Sünde die Sittlichkeit kitzeln, und nur das Gräßlichste, selbst bis zum Ekelhaften verzerrt, kann auf die unempfindlichen Nerven Eindruck machen. Der Schriftsteller, welchem an dem Beyfall der Menge gelegen ist, muß mit dem großen Strome schwimmen, und nach dem verdorbenen Geschmacke des Publicums sich bequemen; denn wie dürfte er daran denken, Leute, die bloß befehlen, nie gehorchen wollen, auf eine Bahn zu leiten, die nicht die ihrige ist? Darum sehen wir auch Männer von Talent, von besserem Wissen und Können, dem Ungeschmacke huldigen, und fratzenhafte Mißgeburten zu Tage fördern, die nicht durch einen durchgehenden besseren Zug, wie dieß *Elendsfell* ihn hat, mit dem Graus ihrer Gestaltung versöhnen. Wirklich empört den Leser das Unzüchtige und das Widrige in dieser Geschichte minder, als in vielen anderen ihr ähnlichen, theils weil der Vf. sich befähigt zeigte, das Schöne und Gute, die liebendste Weiblichkeit, durch seine Pauline personificirt, zu empfinden, theils weil eine großartige Grundidee einem Bau zur Unterlage dient, der durch sie die ephemeren Geburten, die ihm zur Seite stehen, überdauern wird. Ist der Gedanke nicht erhaben zu nennen, daß leidenschaftliches-Wünschen meist ungestillt bleibt, und daß, selbst wenn es scheinbar befriedigt wird, dieß ihm nur zum eigenen Verderben gereicht, indem es das Herz erkaltet, den Geist verschrumpft, und allmählich den Menschen nur das Ich in der weiten Schöpfung erkennen läßt? Wir bemerken übrigens noch, daß die drey auf dem Titel genannten Novellen zusammen nur Eine ausmachen, und sie daher, ihrem Zusammenhange nach, den Hauptitel: *Das Elendsfell*, rechtfertigen.

n.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Nürnberg, b. Winter: *Teufelspuk und Liebespuk.* Novellen und Erzählungen, herausgegeben von Dr. August Bechtold. Inhalt: Der Matrose. Die Badereise. Die Passauer Kunst. Die seltsame Heirath. 1831. VIII u. 181 S. 8.

Ziemlicher, als durch den Beyfall ungeübter Neulinge haschenden Titel, wird der *Teufelspuk* durch den *Matrosen*, eine Art Teufelsjüngler, der nach Belieben guten und schlechten Wind machen kann, und durch die *Passauer Kunst* repräsentirt, wo ein Schweizer Hauptmann, durch einen Malteser, der vom Spiel Profession macht, auf dem Vesuv die Gabe erlangt, gegen Stich und Schuß, Wasser und Feuer, fest zu werden. Da er noch zur rechten Zeit in sich geht, stirbt er als bußfertiger Mönch, und der Teufel ist um ihn betrogen.

Die *Badereise* kann als Dämpfer aufgesetzt werden, wenn die Nerven durch unsere heutigen Romane *à la Française* voll Unzucht, Sünde und Gräuel krampfzig zerrissen wurden. Die tugendhafte, großmüthige Sängerin in der *seltsamen Heirath*, eine alte Bekannte aus *Vademecums* und *Chrestomathieen*, kann man bewundern, aber erwärmen wird sie schwerlich Jemand.

Die Frage des Vfs., ob er mit Erzählungen und Bearbeitungen in der Art, wie er begonnen, fortfahren sollte, glauben wir, in der Leser Namen, bejahen zu dürfen: denn wirklich unterhalten sie recht angenehm, rütteln weder unnatürlich auf, noch erschaffen sie, und verursachen Gähnen.

F. K.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

E R D B E S C H R E I B U N G.

MÜNCHEN, b. Finsterlin: *Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata Stromes*, während den(r) Jahren(e) 1823—1827 von J. Friedrich v. Weech, Officier in königl. bayerischen Diensten. 1831. I, II und III Theil. 288. 294 u. 226 S. 8. (4 Thlr.)

Die Sucht, ein Glück, welches uns in der alien Welt flieht, in der neuen aufzufuchen, mit einem Worte, die Auswanderungsfucht nach Amerika, zeigt sich in neuester Zeit unter uns wieder so bedenklich verbreitet, daß man die von Zeit zu Zeit erscheinenden Berichte solcher Auswanderer, welche mit nicht besserem Glücke, aber mit gereifter Lebenserfahrung, enttäuscht, aus jenem Lande trügerischer Hoffnungen zurückkehren, nicht genug zur Kenntniß des Publicums bringen, und nicht genug bewillkommen kann. Der Vf. dieses inhaltreichen, belehrenden und auf wirklichen Erfahrungen gegründeten Reiseberichts gehörte auch zu jener Schaar Getäuschter und nun Enttäuschter, und sein, wie es scheint; durchaus wahrheitsgemäßer Bericht hat daher das doppelte Verdienst einer höchst anziehenden Reiseschilderung, und einer belehrenden Rechenschaft von den Schicksalen, die er als brasilianischer Ansiedler erfahren hat. Nichts von dem, was bey einem solchen Versuche als nothwendiges Requisite vorausgesetzt wird, Bildung, einiges Vermögen, Schmieglamkeit des Charakters, natürliche Unternehmungslust, Muth, gute Freunde, Gesundheit und entschlossener Sinn — nichts scheint ihm gefehlt zu haben, und dennoch mißlang sein bedächtiges Unternehmen so durchaus, daß er mit erschöpften Hülfsmitteln, hoffnungslos, aber mit berichtigten Vorstellungen aus dem Lande seiner Hoffnungen zurückkehrte nach der von so Vielen geflohenen alten Welt. Dies mag Die zu warnen geeignet seyn, welchen es an irgend einem jener Requisite fehlt, deren Besitz den würdigen Vf. vor ganzlichem Mißlingen seiner Plane nicht sicher stellen konnte.

Abgesehen von diesem Resultate dieser Schrift, empfiehlt sie sich nur als ein vortrefflicher Reisebericht über die von dem Vf. durchreisten Länder, besonders über Brasilien und Buenos Ayres, in Bezug auf Landcultur, Gewerbsamkeit, Sitte, Verfassung und Volksbildung. Seine Reise durch die inneren Provinzen von Brasilien und durch einige Theile von Buenos Ayres liefert, zwar nicht den allerneuesten, aber gewiß den gründlichsten und getreuesten Bericht, den wir
J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

über diese Länder besitzen. Sein Blick und sein Urtheil sind durchaus unbefangen, wie sich aus Allem ergibt; er dringt tiefer in die eigentlichen, verborgenen Volkszustände ein, als irgend ein Reisender vor ihm; das Gepräge der Wahrhaftigkeit ruht auf jedem der von ihm geschilderten Züge, und er schreibt und schildert völlig unbekümmert um das, was andere vor ihm geschrieben, oder was als letztes Resultat aus seiner Schilderung hervorgehen möchte, stets mit vollkommener Kenntniß dessen, wovon er spricht, stets aus eigener Anschauung, und aus einer völlig vorurtheilsfreyen. So viel Rühmliches ist nicht von jedem Reisebericht über ferne Länder zu sagen; der des Vfs. aber zeichnet sich auch noch, als Werk der Literatur, durch einen äußerst behaglichen, stellenweis sogar wirklich schönen Vortrag, durch einen immer freyen, hingebenden und kunstlosen, aber desto ansprechenderen Stil aus: kurz, ein sehr begabter und fähiger Kopf und eine sehr geschickte Hand haben sich zur Hervorbringung dieses Reifewerks ohne Zweifel vereinigt.

Bey einem so reichhaltigen Werke, wie das angezeigte ist, fehlt es in diesen Blättern selbst an Raum zu einer vollständigen Inhaltsanzeige. Wir können nur in großen Zügen andeuten, was der Leser vorzüglich Lehrreiches und Bedeutendes in diesen drey Bänden antreffen kann. Der erste umfaßt in fünf Büchern die Reise des Vfs. durch Holland und England nach Portugal, dessen Hauptstadt ein längerer Aufenthalt ihn näher kennen lehrt, und von der er eine überaus ansprechende Schilderung entwirft. Was die Franzosen, was eine spätere volksthümliche Regierung für Cultur, Sittigung und Lebensbequemlichkeit der Bewohner Günstiges gethan hatte, das findet der Vf. größtentheils wieder untergegangen; Schmutz, Dummheit und Priesterallgewalt herrschen nun wieder. Er ist Zeuge des Umsturzes der Cortes-Constitution; er lehrt uns den jungen — Dom Miguel, den alten wohlthätigen, aber sehr schwachen König, die Königin, als Meisterin der Intrigue, kennen. — Nach einer glücklichen Ueberfahrt wird Rio de Janeiro erreicht, und die letzten der fünf Bücher füllen sich mit einer klaren, malerischen und wirkungsvollen Schilderung dieser Stadt, im Mittelpuncte eines irdischen Paradieses, einer wahren Atlantis. Sitte, Lebensweise, Denkart der Bewohner werden uns in glücklich gewählten Zügen vorgestellt, und der unglaublich schnelle Anwachs der Hauptstadt, welche 1807, 20,000 und jetzt, nach dem Vf., 180,000 Einwohner zählt, erregt unser Erstaunen, da er selbst das

K k k

übersteigt, was Nordamerika in dieser Art Wunderbares darbietet.

Im sechsten Buche, womit der 2te Band beginnt, sind es zunächst die Neger, der größte Bestandtheil, und die wahren Ernährer der ganzen brasilianischen Bevölkerung, ihre Behandlung, ihre Dienste und Verdienste und Unverdienste, die den Vf. beschäftigen. Er belehrt uns, daß das Wort *Slave* uns nicht schrecken dürfe; die Gesetzgebung hat für sie gesorgt, und im Ganzen genommen, sind die Neger in Brasilien besser daran, als die dienende Klasse in Europa, schon deshalb, weil ihnen allen die Gelegenheit gegeben ist, zu Freyheit und Eigenthum zu gelangen. Als die einzigen arbeitsfähigen Menschen in diesem Lande sind sie demselben aber auch unentbehrlich, und was aus Br. werden soll, wenn die Negereinfuhr einmal aufhört, wagt der Vf. nicht vorher zu sagen. Möglich, daß diese totale Verwandlung aller jetzt bestehenden Verhältnisse zum Heil des Landes ausschlägt. — Die kaiserl. Familie, die der Vf. persönlich kennen lernt, nimmt seine Feder sodann in Anspruch. Was er von Dom Pedro sagt, hat die Neuzeit bestätigt — er ist ein äußerst begabter, muthvoller, fester Charakter, frey von jedem Vorurtheil der Erziehung oder des Standes, der trotz einer sehr vernachlässigten Geistesbildung durch glückliche Naturgaben der Wohlthäter, der Vater, der Schöpfer Brasiliens geworden ist; aber freylich gewaltliebend und ohne Mäßigung. — Die Schilderung der Bay von Rio ist hinreißend, es ist ein Gemälde, in das nur die Menschen den Schatten geworfen haben, die Natur ist ganz Licht, Fülle, Ueberschwenglichkeit.

Das siebente Buch enthält die Reise in die Provinz Minas geraes; Strafsen, Orte, Art zu reisen, Pflanzungen, Bewohner, deren Sitten, Culturarten und Beschreibung der Städte, stets anziehend, stets lehrreich, und fesselnd durch die persönliche Theilnahme, die der Vf. uns für seine Erlebnisse einzuflößen weiß. Das achte Buch schildert die Goldbergwerke, den unglaublichen Reichtum an diesem Mineral, die unglaublich rohe Art, es zu gewinnen, endlich die unglaubliche Armuth dieses Goldlandes, in dem kaum ein Fuß breit Erdreichs ohne seinen Gehalt an Goldkörnern ist. Hier wie nirgend sonst; können die Merkantilisten den Irrthum ihres Systems mit Händen greifen. — Die Bemerkungen über Minas geraes im neunten Buche flößen nicht bloß für den Blick und das Urtheil, sondern auch für die Kenntnisse des Vfs. Achtung ein, und seine Andeutungen, wie der ungeheueren Landverwüstung zu steuern wäre, verdienen eine Würdigung, die wir ihnen hier nicht zu Theil werden lassen können. Nur so viel mag als ein einzelner Zug hier Platz finden, daß man in dieser Provinz noch keinen *Pflug* kennt, und überhaupt von keinem anderen Mittel der Urbarmachung weiß, als durch Waldbrand.

Der statistische Theil dieses Bandes hält an Werth dem historischen, welcher den Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Volke, und die endliche, gewaltfame Auflösung der Reichsstände erzählt, das Gleichgewicht. In der besten Absicht von der Welt

ward Dom Pedro hier zum Despoten, die Stände aber bezeugten sich ihres Auftrags vollkommen würdig.

Mit dem zehnten Buch beginnt der dritte Band, in welchem die persönlichen Schicksale des Vfs. als Colon in einem Urwalde, welcher Hn. v. Langsdorf gehörte, dann als Pächter einer der entzückenden Inseln in der Bay von Rio, vorwalten, nachdem zuvor seine Reise nach Buenos Ayres, und die stüchtige Schilderung dieses Landes beendet ist. Mit großer Anstrengung und mit seltener Ausdauer hat der Vf. sein kleines Etablissement unfern von Mandioca gegründet. Allein nach einem in patriarchalischem Glücke durchlebten Jahre, erwacht das Mißgeschick zu seiner alten Verfolgung. Er erkrankt, übernimmt die v. Langsdorfsche Fazenda, und verläßt diese, von täuschenden Versprechungen nach dem La Plata gelockt. Hier findet er nichts von dem, was ihm verheißten war; er sieht und schildert uns ein Land, in dem quadratmeilen große Landgüter des fruchtbarsten Bodens kaum so viel Ertrag geben, daß eine Familie davon leben kann. Dieser Abschnitt ist vorzüglich reich an denjenigen Nachrichten, welche dem Auswanderer und dem Colon in Südamerika nützlich seyn können; er ist es aber auch an historischen und statistischen Notizen über die Staaten vom La Plata. Unter den Menschen, die besonders im Inneren des Landes eine höchst patriarchalische Liebenswürdigkeit behaupten, trifft der Vf. auf Wohlwollen, leicht hingebende Freundschaft und Dienstfertigkeit. Der Besuch verschiedener Arten von ackerbautreibenden Landgütern, Estancias der Viehzüchter, in denen der Ertrag von 4000 Rindern sich zu kaum 1000 Thalern erhebt, die Sitten, die Lebensweise, die Gebräuche der Vaqueiros, und die Schilderung der Pampas erfüllen das elfte Buch.

Im zwölften endlich erzählt der Vf. die politischen Ereignisse des Krieges zwischen der Republik und Brasilien, welches alle Nachteile desselben trug, während seine Gegnerin alle Vortheile davon zog; ferner, wie er eine Insel in der Bay pachtete, dort eine Molkerey gründete, und welche Unglücksfälle seine Hoffnungen zerstörten und die Früchte seines Fleißes vernichteten; wie die Erkrankung seiner Neger ihn zu unglaublichen Anstrengungen nöthigte, bey denen er es nicht scheute, täglich selbst sein Milchschiff drey Stunden Weges über die Bay nach der Hauptstadt zu rudern, und wie dieser Anstrengung ein gefährliches Krankenlager folgte, das alle seine Hoffnungen vernichtete. Der achtbare Vf. wird so zu dem Entschluß genöthigt, nach Europa zurückzukehren, uns aber giebt er in dieser treuen und kunstlosen Schilderung der zahllosen und oft unbefieglichen Hindernisse, der unsäglichen und ungeahneten Gefahren und Beschwerden, mit denen der Ansiedler in Südamerika zu kämpfen hat, ein dankenswerthes Gemälde, das zur Warnung und zur Belehrung Vieler gereichen muß.

Ueber Hn. v. Langsdorfs Wirken in Brasilien ist der Vf. ausführlich. Er spricht ihm die zu einem Musterwirth im Großen nöthigen Eigenschaften entliehen ab. Seine Besitzungen sind sehr umfassend,

aber der Einfluss seiner Anstalten ist gering, und auf einen sehr engen Kreis beschränkt geblieben. Was der Vf. von den Ureinwohnern Braßiliens sah, giebt ihm zu der Bemerkung Anlass, das es auf dem bis jetzt versuchten Wege wohl nie gelingen werde, dieß Geschlecht zu Bürgern oder überhaupt zu Staatsmitgliedern umzubilden. — Auch die von Juan VI gegründeten Schweizer Colonien, *Novo Friburgo* u. s. w. besucht der Vf., und findet sie in einem wenig erfreulichen Zustande; auch hier sind die Folgen erfahrener Täuschungen in der Vernachlässigung aller geöffneten Industriezweige sichtbar. Der gewaltigste Feind aller fremden Ansiedler in Südamerika ist das erschlackende Klima, das nur dem Neger Kraft zur Arbeit übrig läßt, und eben die unglaubliche Triebkraft des Bodens. Der Landbesitzer, welcher nicht unablässig gegen diese ankämpft, sieht sich bald von der mächtigen Vegetation bewältigt, seine Kulturen erdrückt, und ruht er nur einige Tage lang von der Arbeit aus, oft alle seine Anlagen umwandelt, verwildert und dergestalt überwachsen, das er sie nicht wieder erkennt. So erging es dem Vf. z. B. mit seinem kleinem Gute bey Mandiocca: der Freund, dem er es zur Obhut übergeben, hatte seinen Posten verlassen; der Vf. kehrte zurück, und erkannte kaum die Stelle wieder, wo wenige Wochen zuvor seine jungen Anlagen blühten. — Die Beschreibung der kaiserlichen Fazenda Sta. Cruz macht den Beschluss. — Der Vf. landet nach einer raschen Seereise an der holsteinischen Küste und kehrt in seine Heimath, Baiern, zurück.

Durch dieses ganze achtbare Werk, das auch durch Druck und Ausstattung seines Inhalts vollkommen würdig erscheint, hat der Vf. uns eine rege Theilnahme für seine persönlichen Schicksale abgewonnen — möge er die Früchte einer gereiften Lebenserfahrung, erweiterter und sehr schätzbarer Kenntnisse und Einsichten nun in Europa erndten, und möge die alte Heimath ihn für die in der neuen Welt verlorne Arbeit nun schadlos halten! —

W. V. L.

G E S C H I C H T E.

AARAU, b. Sauerländer: *Bibliothek der neuesten Welthunde*. Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bey allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben. Herausgegeben von Malten. Erster Theil. 264 S. Zweyter Theil. 240 S. Dritter Theil. 240 S. Vierter Theil. 240 S. Fünfter Theil. 240 S. Sechster Theil. 264 S. Siebenter, 240 S. Achter, 274 S. Neunter, 240 S. Zehnter, 240 S. Elfster, 240 S. Zwölfter, 240 S. 1830. 8. (Der ganze Jahrgang 8 Thlr.)

Wir bedauern, das diese Zeitschrift nicht fortgesetzt worden ist. Sie ist freymüthig, gleich entfernt von Schmeicheleyen und von Verleumdung, und richtet ihre Blicke auf jedes Volk und jede Region. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Winke des Vfs. über den Kampf des absoluten und des vernünftigen

Systems, über den Zustand bewegter Länder und Menschen, über die Ursachen derselben, und wie sie am leichtesten zu stillen seyn möchten, über den Zustand des Völkerverkehrs im Materiellen und Geistigen, was solchen befördert und stört, über die Menschenrechte, welche neue Bedrückungen erfuhren, über die Bosheit einiger Kasten, und Schwäche einiger Regierungen, um dieß Aufschwingen nach einer besseren Socialstellung zu hindern, über die schreyende Unmoralität in monarchischen und republikanischen Staaten da, wo die Regierung auf die geistige Bildung des Volks und seine materiellen Bedürfnisse in Förderung neuer und alter Nahrungswege wenig Rücksicht nimmt. Empfehlen müssen wir die Bemerkungen über die höhere und niedrigere Fiscalität mancher Finanzverwaltung, über die steigende Humanität im Ganzen, die aber leider häufiger von Unten auf erpresst, als von Oben herab dargereicht wird, das aufrichtige Lob mancher wirklich humaner Regierungen, die Verbreitung alles Wissenswürdigen im In- und Auslande, was geistig oder materiell dem Staatsbürger frommt. Der Vf. huldigt keiner einseitigen Theorie, die Zwecke desselben liegen klar vor; er spielt keinen politischen Wahrfager, läßt keine großen folgenschweren Ereignisse unberücksichtigt und unbeleuchtet, schweigt aber bedächtlich über Dinge, die jetzt zu berühren vergebens wäre. Sehr gelungen sind ihm die Panoramen des jetzigen Zustandes von Italien und Spanien; die Schilderung mancher französischen Rechtshändel, welche den Geist der bourbonischen Regierung, und die oft furchtbare Entfittlichung in diesem Volke darstellen, in welchem der Schulunterricht eben so vernachlässigt, als in Schottland hochgestellt ist. Auch die politischen Verhältnisse zwischen Rußland und China, die Spielhäuser in Frankreich und England, der statistische Zustand Oesterreichs, eiserne Dampfschiffe, Regierungssystem des von der Legitimität und seinem Volke noch immer geduldeten Domiguels, Charakter der gegenwärtigen Krise in Frankreich sind gut aufgefaßt. Wierichtig sah damals dieser Schriftsteller, wie unrichtig mancher Diplomate! Das Werk steht bey einigen kleinen Mängeln im Ganzen höher und unparteyischer als z. B. ein *Schlözers* Staats-Anzeigen. Doch wirkten damals politische Schriftsteller in unserem Vaterlande mehr als jetzt.

Aus den letzten Zeilen machen wir noch auf Folgendes aufmerksam: die nordamerikanische Colonie Liberia in Afrika, und die Wasserscheu durch ein kaltes Bad; Nachrichten über Japan und der Streiferey durch die Pyreneen; die uneinträgliche Perlenfischerey im stillen Meere an der Küste von Mexiko, und das die Wilden daselbst durch Nieswurzpulver (*veratrum sebadilla*) ihre an Wasserscheu durch Hundsbiss leidenden Kranken heilen. Interessant ist die Geschichte der Krankheit des Kaisers Alexander, der an einer Hirnentzündung starb; merkwürdig die Erklärung der theologischen Facultät zu Paris und Valadolid über die Obergewalt der Päpste. Den Freunden des Alterthums wird der Blick auf das alte Aegypten mit den in Perth entdeckten alten Gräbern,

das Wort über die Etrusker, und die Theologie der alten Griechen, den Freunden der Novellen und Romane Walter Scotts Selbstbiographie Vergnügen machen. Die Theilnehmer an den jetzigen wichtigen Tagesbegebenheiten werden die kurzen Biographien des regierenden Königs Ludwig Philipp von Frankreich und des Generals La Fayette erfreuen.

Bey den Streifereyen am Hufon (Theil 9) fiel Rec. ein, warum die Ufer der europäischen Kanäle sich nicht einmal an den Schleusen eben so schnell mit Landstellen bevölkern, als es in Amerika überall der Fall ist. — Sitten und Gebräuche in Mexiko; die Spanier, die Mönche und die Jesuiten sind die Ursachen der oft sich erneuernden Unruhen. Die ersten vertrieb man, aber die beiden anderen finden sich so unbehaglich, daß sie von Zeit zu Zeit Aufstände unter dem ihnen anhänglichen unwissenden Landvolke erregen, um ihre erschütterte Herrschaft wieder zu gewinnen. — Viel Interesse haben die Begebenheiten des J. 1829 in Neu-Seeland; das Einkommen der Dynastie Bourbon von 1815—1830; Griechenland, wie es ist. Der Aufsatz über den Wolthandel Deutschlands und anderer Länder ist lehrreich; aber irrig, daß die extrafeine Wolle am längsten den hohen Preis behaupten werde, denn die Mittelwolle ist jetzt theurer geworden, und die feinste scheint im Preise zu sinken. Rec. möchte aber daraus nicht folgern, daß darum die deutsche Schafzucht sehr leiden werde; nur wird man auch die lange bisher vernachlässigte Wolle mehr beachten, auch die Mode, wollene Zeuge zu liefern, die keines Filzes bedürfen, um zu gefallen.

L. A. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Bilder aus dem Kriegsleben von Moyle Scherer*. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. X u. 338 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Kunstkenner wollen die Gemälde nicht loben, bey denen man ungewiß bleibt, ob sie den Landschaften, oder den historischen Compositionen zugehören; sie haben gegen die Vermischungen beider Gattungen viel einzuwenden. Aber nicht alle Bilder mit Farben gemalt, läßt dieser Tadel, und die mit Worten gezeichneten vollends nicht. Hier darf sich Scenerie und Staffage gleich ausbreiten, historische Gruppierungen dürfen die Nachbarchaft des Genrebildes nicht verschmähen, wenn nur alles wahr, gehörig beleuchtet ist, und kräftige Drucker nicht fehlen. Wahrheit, Frische, Kraft und verständige Anordnung trifft man in diesen Bildern; Porträts aus den Feldzügen der Engländer in Portugall und Spanien, nur in so weit idealisirt, als die Kunst es fodert. Des Autors tüchtige Persönlichkeit tritt weder cock den übrigen in den Weg, noch verbirgt sie sich überbescheiden; er berichtet was er gesehen, beobachtet, durch Nachdenken erforscht; lichtet manches Vorur-

theil, manchen Irrthum, z. B. über den portugiesischen und spanischen Volkscharakter, den er nicht gefällig betrachtet, vielmehr der guten Züge mehr als der schlimmen darin bemerkt. Ueberhaupt ist er nicht schwarzgalliger Gefinnung, aber auch nicht wie aus Eyerfchaum und Rosenzucker zusammen gequirlt; ein patriotischer Britte, ist er dennoch nicht blind gegen die Schwächen seiner Landsleute, und giebt sogar zu, daß brittische Officiere, gegen die er doch einige Parteylichkeit verräth durch stolze, kalte Zurückgezogenheit, geringschätziges, unfreundliches Betragen, das Uebelwollen ihrer Wirthe, die ihnen freundlich entgegengekommen, verschuldeten. Nicht ohne bleibenden Eindruck zu hinterlassen, sehen wir die Bilder an uns vorübergleiten. Wir folgen dem Bildner in Kirchen, Klöster, Paläste und Hütten, zu Mönchen und Leuten von feiner Lebensart, zu Kleinbürgern und Bauern, auf Haiden und in üppige Gärten, auf das Schlachtfeld und nach der Beywacht, und immer wird er uns etwas zeigen, das uns anzieht.

Auch mit der Uebersetzung, sowie mit der Ausstattung des Verlegers, hat man alle Ursache zufrieden zu seyn.

W.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Stimmen der Zeit*. Lieder eines Deutschen. 1832. 89 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., schon durch andere Schriften rühmlich bekannt, lebt in Berlin; der Deutsche, welcher hier spricht, ist also ein Preusse, und auf Preussen zunächst und am meisten beziehen sich die Stimmen der Zeit, welche er in seinen Liedern ertönen läßt. Was er vorzüglich bezweckt, wozu er am meisten aufzumuntern strebt, das werden ein paar Stellen aus diesen Liedern deutlich genug andeuten. In einem Liede, „Friedrich der Einzige“ überschrieben, heißt es S. 36:

Friedrichslehre, leucht' und flüstre deinen braven Enkeln zu:
„Laßt durch des Gedankens Gahrung ja nicht trüben eure Ruh!
Hätt es unter meiner Herrschaft in den Köpfen so gegohren,
Weißt der Himmel, welche Ferne Preußens Aar zum Flug beschworen.“

In einem anderen Gedichte: „Der Harfner“, welches an die „Zeit der großen Drangsal“ und des Vertrauens der Königin auf „des Volkes feste Treue“ erinnert, lautet die letzte Strophe S. 86:

Komm hervor, du schlechte Harfe, rauschet drein ihr morschen Saiten,
Unfres Herzens heisse Wünsche tiefen Klanges zu begleiten,
Bis der gute theure König von den Klängen ganz durchdrungen,
Und Vertrauen, rein wie damals, wieder Thron und Volk umschlungen.

Diese ausgehobenen Stellen zeigen zugleich den Charakter dieser Lieder. Es ist mehr Poesie des Gemüths, als einer hohen aufschwungsfähigen Phantasie; man möchte sie mehr orientalischen Dichtungen vergleichen. Denn auch die Sprache ist höchst einfach, das Silbenmaß oft eintönig; aber das Herz weiß der junge Dichter, auch ohne den Thyrsusstab der Poesie, sanft und erfolgreich zu berühren.

M. G.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

A U S L Ä N D I S C H E S P R A C H K U N D E.

- 1) COBURG und LEIPZIG, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Johann Friedrich Sanguin's praktische französische Grammatik*. Erster Cursus. Achtzehnte verbesserte Auflage. 1832. XVI u. 8. (16 gr.)
- 2) AARAU, b. Sauerländer: *Kleine französische Sprachlehre für Anfänger*, namentlich solche, welchen der Lehrer späterhin die von dem Verfasser mehrmals revidirte Hirzel'sche Grammatik zu durchgehen gedenkt. Von *Conrad von Orell*, Lehrer an der Bürgerschule in Zürich. 1832. 326 S. 12. (6 gr.)
- 3) MAINZ, b. Kupferberg: *Französische Grammatik*, für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, von *Dr. F. Ahn*, Director einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt in Aachen. 1832. X und 213 S. 8. (12 gr.)
- 4) MÜNCHEN, b. Palm: *Theorie des französischen Artikels*. Von *E. J. Hauschild*. 1830. XII u. 116 S. 8. (14 gr.)
- 5) MEISSEN, b. Klincksicht: *Cours de Belles-Lettres*, contenant la Rhétorique, la Versification et les principes de la Poésie, avec des nombreux modèles et un tableau de la littérature française. Par *Charles Saigey*, Prof. de langue franç. au collège roy. de Meissen. (Ohne Jahrzahl.) IV u. 376 S. 8. (21 gr.)
- 6) Ebendasselbst: *Précis des histoires Grecque et Romaine*. Ouvrage destiné à l'instruction de la jeunesse, et accompagné de l'explication allemande des mots et des phrases les plus difficiles. Par *Charles Saigey* etc. 1830. 240 S. 8. (18 gr.)
- 7) LEIPZIG, in Baumgärtner's Buchhandl.: *Bélisaire* par *Marmontel*. Mit grammaticalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privat-Gebrauche. 1832. 170 S. 8. (12 gr.)
- 8) DRESDEN und LEIPZIG, in d. Arnold'schen Buchhandlung: *Gespräche für das gesellige Leben*, zur Erlernung der Umgang(s)sprache im Deutschen und Französischen. Von *Franz Beauval*. Vierte verbesserte u. wohlfeilere Auflage. 1831. I Theil. 200 S. II Theil. 190 S. III Theil. 1832. 195 S. 16. (1 Thlr.)

man so schnell wiederholte Auflagen gerade nicht immer als einen untrüglichen Beweis für die Brauchbarkeit eines Buches ansehen; allein der Beyfall, welchen die *Sanguin'sche* Grammatik namentlich in den mitteldeutschen Schulen gefunden hat, ist wohlbegründet. Die Einrichtung und Anordnung des Werkes ist im Allgemeinen dieselbe, wie in anderen französischen Sprachlehren. Der Vf. handelt zuerst von der Aussprache, dann läßt er die Lehre von dem Artikel und der Declination, von dem Geschlechte der Hauptwörter, von den Adjectiven, ihrer Stellung und Comparison, von den Zahl-, Für- und Zeit-Wörtern, von den Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen folgen, und schließt mit einigen Winken über die Construction im Französischen. Gleichsam als Anhang betrachten wir die beygefüigten Uebersetzungstücke und Wörterfammlungen. Die ganze Anlage des Buchs ist demnach recht löblich; und da sich überdies die Arbeit durch eine falsche und klare Darstellung empfiehlt, so hätten wir zu diesem Lobe, welches das Werk selbst seinem Meister ertheilt, nichts mehr hinzuzufügen, wenn wir es nicht für nothwendig hielten, hie und da im Einzelnen noch manche Andeutung zu geben, und das Verhältniß dieser Ausgabe zu den vorhergehenden kurz zu berühren. Wir geben jedoch nur Einiges als Fingerzeig für den Herausgeber bey einer Durchmusterung des Ganzen, die sich hauptsächlich mit der Ausmerzung falscher Angaben, häufiger Wiederholungen, Widersprüche und unverständlicher Ausdrücke zu befassen hätte. Unter die falschen Angaben rechnen wir z. B. S. 4. §. 25: „C wird im Anfange, in der Mitte und am Ende (wozu diese Weitfchweifigkeit?) der Wörter vor a, o, u, ingeleichen nach einem Vocal, wenn es keine neue Sylbe anfängt, z. B. *dicter*, wie das deutsche C in *Cavallerie*, *Christus*, *Clavier* ausgesprochen.“ Wie konnte der Vf. das zweyte der genannten Beispiele aufführen, da hier der Laut des C durch seine Verbindung mit h bedingt wird? — S. 5. §. 28 ist *respect* vergessen, was um so mehr zu tadeln ist, da sich doch §. 29 unter den Ausnahmen *respect infini*, *respectueux*, *respecter* findet und das Wort selbst S. 6. §. 38 richtig erwähnt wird. — S. 6. §. 35 fehlt *é*. — Als unnöthige Wiederholung bezeichnen wir u. a. S. 17. §. 104. Anm. 2: „Auch spricht man *deux* (soll wohl heißen: das x in *deux*), wie ein z in der Verbindung, z. B. *deux amis*, zwey Freunde. In *six* ebenfalls, z. B. *six enfans*.“ Wozu diese Anmerkung, da im darauf folgenden §. 105 die Regel zu lesen ist: „x wird am Ende der Wörter

Von der unter No. 1 aufgeführten französischen Sprachlehre war kaum die 17te Auflage erschienen, als die vorliegende 18te nöthig ward. Zwar darf J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

nicht ausgesprochen, aufser vor einem Vocal, mit dem es connectirt, und alsdann wird es wie ein z gelesen, z. B. *deux, deux oiseaux.* — Ein Widerspruch findet sich S. 12. §. 68: „N wird gelinder, als sonst ausgesprochen in *Monsieur*“ u. s. w. Eine Anmerkung lehrt dagegen: „In *Monsieur* werden das n und das r nicht ausgesprochen: *mosteu.*“ — Unverständlichkeit im Ausdruck möchten wir z. B. S. 6. Anm. 1 rügen, wo man liest: „Im höheren Stil werden viele stumme e gelesen, wenn sie nicht vor einem Vocal stehen; in dem gemeinen Stil aber nur dann, wenn sie nöthig sind, die Consonanten hören zu lassen.“ Weit falscher fanden wir Aehnliches S. 11. Anm. 1 bezeichnet, wo der Vf. sagt: „In *quelque, quelqu'un* ist im gemeinen Leben das l gemeiniglich still; man spricht es aber in *quelconque* aus. In den Versen, beym Vorlesen und öffentlichen Reden hört man es auch in *quelque* und *quelqu'un*, ein, einige, jemand.“ Auch die etwas häufig, selbst schon auf den ersten Bogen angewandten Fremdwörter, wie *compariren, connectiren* u. dgl. m., passen nicht hieher. Weiter machen wir den Herausg. auf einige falsche Beyspiele aufmerksam; z. B. S. 20: *La primatie de l'aristocratie règne en Dalmatie sur la démocratie.* — S. 21 gehört das unter Nr. IV angeführte Beyspiel: „*La Confédération du Rhin*“ unter Nr. II. — Schliesslich gedenken wir noch der ziemlich zahlreichen, mitunter sogar sinnstörenden Druckfehler. S. 47 sind namentlich in der Aufg. 205 im 2, 3 und 5ten Satze die hinweisenden Zahlen falsch. — Was das Verhältniß dieser Ausgabe zu den vorhergehenden betrifft: so ist auch hier die bessernde Hand nicht zu verkennen, welche mit Umsicht und Aufmerksamkeit gefeilt und nachgeholfen hat. Vorzüglich durften sich §§. 539. 709 u. s. w. 799. 800. 804. 808. 827 u. s. w. mancher Verbesserung erfreuen, und wir hoffen, das Buch noch öfter in ähnlichem Fortschreiten begriffen zu finden.

Der Vf. von No. 2, Hr. v. *Orell*, hat sich schon durch zweckmäßige Bearbeitung der, vorzüglich in Süddeutschland sehr verbreiteten französischen Sprachlehre von *Hirzel* ein auch von uns gebührend anerkanntes Verdienst (s. Jen. A. L. Z. 1831. No. 217) erworben, und die gegenwärtige Gabe hat, so klein sie auch an Umfang ist, unsere Erwartungen ebenfalls nicht getäuscht. Man findet hier, wie in des Vfs. anderen Arbeiten, ganz den praktischen Schulmann wieder, der da weiß, was hauptsächlich Noth thut; der deshalb die Aussprache sowohl, als die einzelnen Redetheile mit einer; für Anfänger ganz passenden und erschöpfenden Deutlichkeit behandelt, und, was wir als einen besonderen Vorzug dieses Elementarbuches ansehen, sehr zahlreiche und sachgemäß ausgewählte Beyspiele und erläuternde Paradigmen beygefügt hat. Einige schwierigere Regeln hat er in einer Art von Anhang zusammengestellt, was wir nicht ganz billigen. Diejenigen Erörterungen nämlich, welche für den Anfänger noch zu schwer sind, gehören gar nicht in dieses Elementarbuch; die übrigen aber, welche seiner Fassungs-

kraft gemäß sind, mußten gleich an den passenden Stellen eingefügt, und nicht in ein besonderes Capitel verwiesen werden. Mancher Druckfehler hätte sich durch größere Sorgfalt bey der Correctur leicht vermeiden lassen.

No. 3, welches an äußerer Eleganz seine beiden Vorgänger bey Weitem übertrifft, rührt, wie dieselben, von einem Manne her, der unter den französischen Sprachlehrern mit vielem Fleiße und gutem Erfolge sowohl mit einem franzöf. Lesebuche, das nächstens in diesen Blättern angezeigt werden soll, als auch mit einem Handbuche der französischen Umgangssprache (vergl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 203) aufgetreten ist. Auch die vorliegende Grammatik besitzt bedeutende Vorzüge vor vielen ähnlichen, obgleich sie an Umfang geringer, als die meisten ihrer Schwestern erscheint. Das kommt aber lediglich daher, weil der Vf. sich seine Aufgabe klar gedacht hat, und sich bewußt war, auf welche Punkte es hauptsächlich ankomme, und wo etwa ein neuer, besserer Weg einzuschlagen sey. Das Buch zerfällt in zwölf Capitel: 1. Von der Aussprache. 2. Von dem Artikel in Verbindung mit dem Hauptworte. 3. Von dem Hauptworte. 4. Von dem Eigenschaftsworte. 5. Von den Zahlwörtern. 6. Von den Fürwörtern. 7. Von dem Zeitworte. 8. Von den regelmäßigen Zeitwörtern. 9. Von den unregelmäßigen Zeitwörtern. 10. Von dem Gebrauche der Zeit- und Rede-Formen. 11. Von den unveränderlichen Sprachtheilen. 12. Allgemeine Uebungen. — Besonderen Fleiß hat Hr. A. auf die Capitel von der Aussprache, dem Artikel und dem Zeitworte verwendet, weil gerade diese Abschnitte der bessernden Hand vorzüglich bedürfen. So wurde die Lehre von der Aussprache bisher häufig genug ohne alle wissenschaftliche Anordnung behandelt, und die einzelnen Anweisungen bunt durch einander geworfen. Der Vf. hat dies durch seine planmäßige Behandlung glücklich vermieden, wenn auch vielleicht hie und da ein passenderes Beyspiel oder ein unverfänglicherer Ausdruck gewählt werden konnte, was aber in der Regel erst beym Gebrauche eines Buches recht anschaulich wird. Nicht anders verhält es sich mit der Lehre vom Artikel, von der wir aber bey No. 4 weitläufiger zu reden haben, bey welcher Gelegenheit wir dann auch noch auf Hn. A's. Ansichten zurückkommen werden. Auch das Zeitwort erfreute sich, wie der Vf. in der Vorrede S. V mit Recht bemerkt, bis daher eben so selten einer gründlichen Darstellung. Der Vf. hat die gewöhnlichen vier Paradigmen, welche bisher von den Grammatikern für die Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter aufgestellt wurden, auf drey zurückgeführt, und Rec. tritt der Bemerkung desselben bey, daß die Zeitwörter mit der Endung *oir* einer unregelmäßigen Form angehören, indem sie nicht nur, wie die meisten unregelmäßigen Zeitwörter, bey der Ableitung ihren Wurzellaut verändern, sondern auch analog mit diesen flectirt werden. Da überdies zu dieser Classe auf *oir*, nach der gewöhnlichen Annahme, nur sieben regelmäßige Zeitwörter gehören,

so spricht auch diese geringe Anzahl für die Ansicht des Vfs., indem sich doch gewöhnlich das Regelmäßige nicht auf eine so unbedeutende Menge stützen läßt. Doch dies ist nicht die einzige zweckmäßige Aenderung, welche der Vf. in diesem Abschnitte angebracht hat; vielmehr ist er auch in Rücksicht auf die unregelmäßigen Zeitwörter und auf die Zeitformen mit gutem Erfolge auf passende Abänderungen bedacht gewesen, indem er jene nach der Analogie, und zugleich nach dem stufenweisen Fortschreiten vom Leichterem zum Schwereren, zusammengestellt, und diese hie und da mit neuen Benennungen versehen hat. Doch darf man dabey nicht denken, als ob er alle bisher üblichen Benennungen verlassen habe, sondern er hat nur die *unpassendsten* mit besseren vertauscht, welche auch schon hin und wieder sind empfohlen worden, und den Gebrauch der Tempora wirklich sehr erleichtern. Die Beispiele und Aufgaben sind im Durchschnitte mit vieler Umsicht und mit Benutzung der Grammatiken von *Saigey* und *Hirzel* gewählt; doch hat der Vf. mit Recht vermieden, seine Grammatik durch Anhäufung von Vocabeln, Anekdoten, Gesprächen u. s. f., zugleich zu einem Lese- und Wörter-Buche zu machen, welche besser abgefordert gegeben werden.

Der Vf. von No. 4, Hr. *Hauschild*, bricht in der Vorrede mit vieler Zuversicht den Stab über alle bisher erschienenen französischen Sprachlehren. Offenbar geht er aber zu weit, wenn er sagt: „Wenn für eine Sprache noch nicht mehr geschehen ist, als das in zehn bis funfzehn Grammatiken eine gewisse Anzahl von einseitigen und unzusammenhängenden Regeln, begleitet von einem Wuste oberflächlicher und sich theilweise widersprechender Notizen, gegeben ist — das ganze Verdienst der bisher in Deutschland erschienenen französischen Grammatiken —: so kann man gewiss mit gutem Rechte behaupten, daß diese Sprache bisher noch aller wissenschaftlichen Bearbeitung entbehrt habe, und daher dem Grammatiker noch das ganze Feld offen stehe.“ Rec. muß nämlich nach seiner vieljährigen Erfahrung versichern, daß namentlich in den letzten Jahren, seitdem man sich immer mehr von dem alten Schlendrian losgerissen, bedeutende Fortschritte in der französischen Sprachlehre gemacht worden sind. Wenn auch die Forschungen noch nicht zu der Reife gediehen, wie diejenigen über die alten Sprachen; wenn ferner die logische und systematische Anordnung häufig noch in den französischen Sprachlehren vermischt wird, und an Form und Inhalt immer noch Vieles zu wünschen und zu bessern übrig bleibt: so ist doch das redliche Streben nach dem Besseren unverkennbar, und es mußte ein eigenes Mißgeschick obwalten, wenn dasselbe nicht endlich zu dem gewünschten Ziele hinführte, und die gemäßigste Sprache einer besonnenen Kritik nach und nach alle die Mängel beseitigte, welche der Unbefangene allerdings noch wahrnimmt. Mißbilligen wir nun aus diesen Gründen auf der einen Seite die Härte des *Hauschild'schen* Urtheils, so müssen wir ihm auf der anderen zugehellen, daß

solche Monographien, wie die vorliegende, äußerst erwünscht und förderlich sind. Doch hat der Vf. sich dadurch eines bedeutenden Fehlers schuldig gemacht, daß er, der so hart über Andere abspricht, seine Lehrrätze durch die ihnen gegebene Form eigentlich ungenießbar machte. Die Schrift soll nämlich ohne Zweifel nicht für Schüler, für welche dergleichen Untersuchungen überhaupt nicht passen, sondern für Lehrer und Sprachforscher abgefaßt seyn. Für diese ist sie aber viel zu weitläufig, wiederholt sich selbst zu oft, und ermüdet durch eine kaum zu beschreibende Langweiligkeit des Stils. Sehr leicht hätte Hr. *H.* die ganze Arbeit auf drey Bogen zusammendrängen können, und dadurch der guten Sache mehr genützt. Die in dem Buche niedergelegten Ideen und Forschungen können wir dagegen mehr empfehlen, und wir wünschten, daß jeder französische Sprachlehrer sich mit dem Inhalte desselben recht bekannt machte. Da Rec. schon oft mit Vergnügen wahrgenommen hat, daß denkende Sprachforscher, wie *Taillefer*, *Saigey*, *Ahn* u. A., seine, in dieser A. L. Z. u. a. a. O. mitgetheilten Winke und Andeutungen beyfällig aufgenommen und benutzt haben: so hoist er gleichen Erfolg auch von diesem Wunsche. Um die Sache in ein möglichst helles Licht zu setzen, wirft er hiebey noch einen Blick auf die von No. 1 bis 3 angezeigten Grammatiken. Wie schwankend der Vf. von No. 1 in diesem Punkte noch ist, gewahrt man sogleich. Seine Erklärung des Artikels ist die gewöhnliche (S. 26): „Die Artikel sind kleine Redetheilchen, wodurch in Ermangelung anderer schärferer Bezeichnungen die Selbstständigkeit gewisser Wörter bestimmt und angezeigt wird, ob ich den Begriff, den sie enthalten, von einem bestimmten Ganzen, einem Theil, oder einer Einheit verstanden wissen will. Wenn ich z. B. spreche: *le pain*, so gebe ich durch den Artikel *le* den Begriff von einem bestimmten, oder dem Anderen schon bewussten Brote; spreche ich: *du pain*: so erhält man den Begriff von einem unbestimmten Theile des Brotes, einem Stücke Brot; durch *un pain* endlich wird der Begriff von einem Laib Brot überhaupt gegeben, unbestimmt von welchem. Durch die Artikel wird also der verwirte Begriff, welchen der bloße Name erregt, zu einer mehr oder minder scharfen Deutlichkeit erhoben.“ Hierauf giebt er S. 28. §. 143 die verschiedenen Arten der Artikel an: „Wieviel Artikel werden in der französischen Sprache angenommen? Die älteren Grammatiker nehmen folgende vier an: 1. *L'article défini*, den bestimmten. 2. *L'article indéfini*, den unbestimmten. 3. *L'article d'unité*, den Einheitsartikel. 4. *L'article partitif*, den Theilungsartikel.“ Nachdem alsdann der Vf. die Ansichten neuerer französischer Grammatiker, z. B. *Wailly's*, der nur einen, *Domergue's*, der gar keinen, *Beauzée's*, der zwanzig bis dreißig Artikel annimmt, angeführt hat, giebt er selbst, weil (nach §. 145) durch diese Verwirrung der Begriffe für den Lernenden wenig gewonnen werde, S. 29. §. 147 drey Artikel an: *L'article défini* (*le, la, les*), *indéfini* (*un,*

une), *partitif* (*du, de la, de l', des*). Nun sollte man das Gebäude für vollendet halten; aber nein! S. 29 meldet uns am Schlusse dieser Auseinandersetzung in einer Anmerkung: „Noch besser theilt man den Artikel überhaupt in den bestimmten und den unbestimmten, und letzten wieder in den Einheits- und in den Theilungs-Artikel; denn auch der Theilungsartikel bezeichnet unbestimmte Dinge.“ Ist das keine Verwirrung der Begriffe, und was soll hier der minder gewandte und kenntnißreiche Lehrer anfangen, was sich der Schüler eigentlich einprägen? — Der ganzen Anlage seines Buchs gemäß faßt sich Hr. v. Orell in No. 2 über diesen Gegenstand weit kürzer. Er läßt sich (S. 18 fg.) auf keine Definition des Artikels ein, nimmt gleich zuerst den unbestimmten Artikel *un* — welchen Rec. nicht vorangestellt haben würde — und die Declination der Eigennamen vor, worauf er dann (S. 26 fg.), ebenfalls ohne weitere Erklärung, den bestimmten Artikel *le, la, les*, und S. 32 den Theilungsartikel folgen läßt, von welchem erklärend bemerkt wird: „Im Französischen wird der zweyte oder sechste Fall des bestimmten Artikels noch auf eine eigenthümliche Weise da gebraucht, wo wir gar keinen Artikel setzen. *Du pain* bedeutet, nach dem Bisherigen, von dem Brote oder des Brotes; es kann aber auch gebraucht werden, wenn wir kurzweg sagen: Brot.“ — Man könnte vielleicht sagen, für Anfänger sey dieß hinreichend; allein Rec. ist der Ueberzeugung, daß man sogar für Anfänger die Sache anschaulicher und geregelter darstellen müsse. — In No. 3 ist allerdings mehr Sorgfalt auf diesen Abschnitt verwandt worden. Von einer Erklärung des Artikels abstrahirend (*warum?*) giebt Hr. Ahn zuerst (S. 13) den bestimmten Artikel *le* und *la* mit Beyspielen, nimmt dann den unbestimmten Artikel *un, une* (S. 14) vor, erklärt S. 21 die Declination der Eigennamen, und wendet sich dann S. 23 zu dem Theilungsinne der Hauptwörter, welchen Erörterungen er S. 28 Bemerkun-

gen über Gebrauch und Auslassungen des Artikels folgen läßt. Auch bey diesen Erklärungen wird sich noch Manches verbessern und falscher vortragen lassen, wenn Hr. A. die Arbeit No. 4 berücksichtigen will. Läßt man sich nämlich hier durch den oft unangenehmen und ermüdenden Vortrag nicht irremachen, so findet man recht befriedigende Erklärungen vom Artikel überhaupt, durch welche erst dem Worte *Artikel* seine gehörige Bedeutung als correspondirendes Fürwort (*le — qui*) oder Vordergelenk zugewiesen wird. Daraus fließt dann die Bestimmung des ursprünglichen Gebrauchs des Artikels *le, la* (S. 6): „1) Er kann nur bey den Gattungsbegriffen stehen. 2) Er verlangt, wenn er bey den Gattungsbegriffen steht, immer einen Bestimmungssatz nach sich. 3) Dieser Bestimmungssatz, welchen der bestimmte Artikel verlangt, ist immer ein nothwendiger Bestimmungssatz.“ Durch den späteren Sprachgebrauch haben sich aber diese Vorschriften (S. 8. §. 6) dahin modificirt, daß der Artikel *le, la* zwar allerdings nur bey den Gattungsbegriffen stehen kann, alsdann aber immer verlangt, daß sie anderweit bestimmt werden, oder bestimmt worden sind. Das Zahlwort *un, une*, welches durchaus nichts Gelenkartiges hat, schließt der Vf. eigentlich von dieser Lehre aus, hat jedoch §. 15 darüber das Nöthige erinnert, um nichts vermissen zu lassen, was man hier suchen könnte. Am weilläufigsten und gründlichsten hat er sich über den Gebrauch des Hauptwortes ohne den Artikel (S. 23 fg.) verbreitet, weil gerade dieses Capitel das schwierigste und am meisten mißverständene ist. Nicht leicht ist hier ein wichtiger Fall unerörtert geblieben, und man findet mannichfache Belehrung und begründete Widerlegung weit verbreiteter irriger Ansichten hier mit vielem Scharfsinne und großer Belesenheit mitgetheilt. — Druck und Papier sind sehr gut.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Landsberg a. d. W.*, b. Ende in Commission: *Das Mädchen von Gleiwitz*. Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Krieges von *Adolph Hänisch*. 1832. 192 S. 8. (18 gr.)

Zu Anfang eine der Criminalgeschichten, die den Richter aufmerksam machen sollen, wie trügerisch die Kennzeichen seyen, die einen Unschuldigen der Schuld verdächtig machen; dann Liebesjammer, väterliche Tyranney, und Tücke eines widerwärtigen Freyers; darauf Kriegsscenen und ein heroischer Tod der Heldin, geschickt verbunden und gewandt erzählt.

n.

Meissen. b. Gödicke: *Die Rache*. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ministers Battista Solani. Novelle von *Gustav Werner*. 1832. 222 S. 8. (1 Thlr.)

Wollust und Rachsucht treiben Solani zu Unthaten, die sein folgendes, nicht unruhmlches Leben nicht ausgleichen kann. Die schlimmste Wirkung dieses Vergehens ist, seinen Gegner ganz zum Teufel zu entmenschen, woraus dann Räuber- und Spieler-Scenen, Blutschande, Wahnsinn u. s. w. entspringen, und wobey der Leser sich nicht beklagen kann, daß man ihm eine dünne Wasserbrühe ohne Salz und spanischen Pfeffer aufstichte.

F. — K.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

A U S L Ä N D I S C H E S P R A C H K U N D E.

- 1) COBURG und LEIPZIG, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Johann Friedrich Sanguin's praktische französische Grammatik*. Erster Curfus. Achtzehnte verbesserte Auflage u. s. w.
- 2) AARAU, b. Sauerländer: *Kleine französische Sprachlehre für Anfänger* u. s. w. Von Conrad von Orell u. s. w.
- 3) MAINZ, b. Kupferberg: *Französische Grammatik*, für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, von Dr. F. Ahn u. s. w.
- 4) MÜNCHEN, b. Palm: *Theorie des französischen Artikels*. Von E. J. Hauschild u. s. w.
- 5) MEISSEN, b. Klincksicht: *Cours de Belles-Lettres* etc. Par Charles Saigey etc.
- 6) Ebendasselbt: *Précis des histoires Græque et Romaine* etc. Par Charles Saigey etc.
- 7) LEIPZIG, in Baumgärtner's Buchhandl.: *Bélisaire* par Marmontel etc.
- 8) DRESDEN und LEIPZIG, in d. Arnold'schen Buchhandlung: *Gespräche für das gesellige Leben* u. s. w. Von Franz Beauval. Vierte verbesserte und wohlfeilere Auflage. I—III Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. von No. 5, Hr. Saigey, hat sich schon durch Herausgabe mehrerer, dem Studium der französischen Sprache sehr förderlicher Schriften, namentlich seiner ausführlichen französischen Grammatik, und seiner erklärenden französischen Lehrstunden (vgl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 220) vorthellhaft bekannt gemacht. Auch das vorliegende Werk kann als Lesebuch für höhere Classen empfohlen werden, und hat den Vorzug, daß es zugleich als Rhetorik und Verslehre dient. Wir finden nämlich darin Betrachtungen über den Stil, dessen Eigenschaften, Arten und Fehler, die Figuren und Tropen, den Briefstil, die oratorische Prosa und die Dichtkunst mit ihren verschiedenen Classen. Eingeschoben — ob an einem passenden Platze, wollen wir dahin gestellt seyn lassen — sind noch S. 145 fg. Andeutungen über die Sprache, den Unterschied der Sprachen, die Sprachzeichen, über Genie, Geist, Einbildungskraft, Geschmack, Schönheit u. s. f. Alles ist durch passende Beyspiele aus classischen Schriftstellern der Franzosen mannichfaltig erläutert. Lassen wir deshalb im Allgemeinen dem Geschmacke und Fleisse des

J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band.*

Hr. S., dessen in der Regel leichte und fließende, für die Jugend wohlberechnete Schreibart wir als bekannt voraussetzen dürfen, die gebührende Anerkennung zu Theil werden: so können wir doch auf der anderen Seite nicht umhin, einige Ausstellungen zu machen. Wollten wir auch verschweigen, daß wir den behandelten Materien eine mehr systematische Anordnung, und die angeführten ästhetischen Begriffe hie und da besser entwickelt wünschten, so dürfen wir doch den Umstand nicht unbemerkt lassen, daß Hr. S. fast durchgängig seine Beyspiele aus älteren französischen Classikern, wie *Boileau, Voltaire, Racine, Delille, Corneille, Marmontel, Molière*, entlehnt, ja selbst in seiner „*Littérature française*“ (S. 261 fg.) sich fast nur auf diese beschränkt hat. Wie fehlerhaft dies sey, hat neulich der Vf. von No. 3 in der Vorrede zu der 2ten Aufl. seines französischen Lesebuchs so treffend ausgesprochen, daß wir uns die Anführung seiner Worte, mit welchen wir vollkommen übereinstimmen, erlauben. „Frankreich,“ sagt er S. IV fg., „hat seit den letzten Decennien eine neue Epoche in seiner Literatur begonnen. Werke, wie *Guizot's* englische Revolution, *Daru's* Geschichte von Venedig, *Thierry's* Eroberung Englands durch die Normannen, *Séguir's* Geschichte des großen Heeres, *Michaud's* Kreuzzüge, *Mignet's* und *Thiers* französische Revolution haben überall die gerechteste Anerkennung und Bewunderung gefunden. Eben so werden in den übrigen Zweigen der Literatur die Namen *Villemain, Azais, Benj. Constant, Cuvier, Bory de St. Vincent, Victor Hugo* u. A., in Deutschland, wie in Frankreich, mit Auszeichnung genannt. In den französischen Lesebüchern aber finden wir mit wenigen Ausnahmen noch immer die alten Namen und die alten, tausend Mal abgeleyerten Stücke wieder, die sich gleichsam wie ein Erbgut aus einer Sammlung in die andere zu verpflanzen scheinen. Wer nach diesen Compilationen den Zustand des französischen Schriftenthums beurtheilen wollte, müßte nothwendig auf den Gedanken gerathen, Frankreich stehe in seiner literarischen Ausbildung stille, oder habe doch seit einer großen Reihe von Jahren nichts Ausgezeichnetes mehr geleistet.“ Bey einer wiederholten Auflage würde also Hr. S. besorgt seyn, diese bedeutende Lücke auszufüllen. Welchen Zweck er übrigens bey seinen, dem Buche vorangeschickten Bemerkungen „über die Methode“ hatte, sieht Rec. nicht ein; wenigstens hätte der Vf. die zweyte Hälfte derselben sparen können, welche bloße Declamationen enthält,

M m m

die zu dem Vorhergehenden gar nicht passen, z. B.: „Lassen Sie (*wer?*) sich von jenen Unwissenden nicht locken, die Ihnen Unterrichtsstunden für ein Spottgeld anbieten, denen jedes Buch gut genug ist, zumal wenn es ihre Trägheit begünstigt; Sie würden sich dadurch gemartert fühlen, nichts lernen, und es würde Ihnen so am meisten gekostet haben.“ Am Schlusse heißt es: „Glauben Sie endlich auch denen nicht, welche Ihnen sagen, daß ich nur die Verdienste *meiner* Werke anerkannt wissen wollte; denn dies ist eine irrende Meinung. Nur das Gute, Wahre, Gediegene, von wem es auch komme, möchte ich gern anerkannt wissen.“ Wozu alles dies? —

No. 6 rührt von demselben Vf. her, und kann ebenfalls als Lesebuch mit vielem Nutzen in den mittleren Classen von Gymnasien gebraucht werden. Wegen der Schreibeart verweisen wir auf unsere Aeußerung über das vorhergehende Werk, und fügen nur die Versicherung bey, daß die Erzählungen im Ganzen gleichförmig, zwischen der Weitläufigkeit eines Handbuchs und der Kürze eines Abrisses zweckmäßig gehalten, und in der Regel richtig dargestellt sind. Einzelheiten wird der Vf. selbst später verbessern, z. B. S. 105: „*Romulus, chef de brigands, meurtrier de Rémus son frère etc.*“ wodurch leicht unrichtige Vorstellungen erzeugt werden können. Eine arge Uebereilung findet sich S. 102, wo von den *griechischen* Naturhistorikern die Rede ist: „*La botanique, dont la médecine a surtout besoin, était encore, pour ainsi dire, dans l'enfance. Dioscoride et Plin ne n'ont guère connu que six cents plantes.*“ Scheint es nicht, als rechne der Vf. zu den griechischen Autoren auch Plinius? Der bessernden Hand bedarf auch das angehängte Wörterverzeichnis. Wenn nämlich der Vf. S. 197 es mit der Ueberschrift: „Erklärung der schwersten Wörter, welche in diesem Werke vorkommen,“ beginnt, so setzt er diese ganz aus den Augen, indem er Wörter, wie *le gendre, le beau-père, la chasse, le voleur, le troupeau, une collection, la mollesse* u. dgl. m. aufnahm. Manche Uebersetzung scheint uns auch verfehlt, z. B. S. 228 zu S. 154 *un otage, eine Geißel (sic)* u. s. w. Schließlich bemerken wir, daß sich auch in diesem Buche (S. 197) eine Erklärung des Vfs. befindet, welche Rec. nicht anders als tadelnd erwähnen kann, da sie ein starkes Selbstlob enthält. „Wenn,“ sagt er a. a. O., „ein reiner, klarer und fließender Stil, Reichthum, Mannichfaltigkeit der Ausdrücke, Unterhaltung und Belehrung Eigenschaften sind, welche den Werth eines Lehrbuches erhöhen: so darf ich hoffen, daß junge Leute aus diesem Werke einen nicht unbedeutenden Nutzen ziehen können.“ Solche Stellen wünschen wir entfernt, weil sie nur einen unangenehmen Eindruck machen. — Druck und Papier von No. 5 und 6 sind von mittlerem Gehalte.

No. 7 zeichnet sich durch ein ungemein ansprechendes Aeußere aus, und dies gereicht um so mehr zur besonderen Empfehlung des Buchs, als das hier aufs Neue abgedruckte Werkchen *Marmontel's* für sich einer Anpreisung nicht bedarf. *Bélisaire* wird

schon häufig auf Schulen gelesen; es sind auch leidliche Schulausgaben desselben vorhanden, z. B. bey dem Verleger von No. 1; aber an typographischer Schönheit wird sich keine mit der vorliegenden messen können. Die übrige innere Ausstattung ist ebenfalls nicht zu verwerfen, indem die sprachlichen Erläuterungen im Ganzen gut gewählt, nur nicht gleichförmig genug sind, weshalb sie auch einer Revision bedürfen. So tadeln wir z. B. die zu den übrigen gar nicht passende Anmerkung S. 89 zu den Worten: „*le luxe amollit et corrompt les âmes.*“ Hier liest man: „Was *Marmontel* hier sagt, ist sehr wahr: denn der Luxus bewirkt Verschuldungen, und wirkt auch nachtheilig auf die besoldeten Staatsdiener. Ist letztes nun den Fall, so bewirkt der Luxus auch den Wuchergeist und den höchsten Egoismus. Frömmigkeit wird dann zur Heuchelei, der Religionscultus zum Possenspiele, und das Volk schreitet in der Immoralität so lange fort, bis es unterjocht wird, in Sclaverey sinkt, und so ganz aus der Weltgeschichte verschwindet. Wenn nun *Marmontel* vom Luxus sagt: „*corrompt les âmes*“: so ist dies sehr richtig.“ Wozu diese Bemerkung? Das Wörterverzeichnis scheint uns vollständig zu seyn.

No. 8 besteht aus drey Bändchen, welche, nach des Vfs. Angabe, Morgen-, Tages- und Abend-Gespräche enthalten. Hr. B. hat nämlich in jedem hauptsächlich solche Gegenstände zusammengeordnet, welche zu den angegebenen Zeiten vorzugsweise vorkommen und betrieben werden. Im Ganzen finden sich hier auch die allbekanntesten Gespräche über die Witterung, mit Dienstboten, Lehrern, mit dem Buchbinder, Hutmacher, Tischler, Schuhmacher, Tapezierer, Pferdehändler, Postknechte, Uhrmacher, Speisewirthe, Kaufmann, Schneider, Tanzmeister, Aerzte u. s. f., wie man sie in ähnlicher Form in jedem Buche der Art aufgezeichnet sieht. Doch ist noch überdies hier sehr viel Ueberflüssiges und Unstatthaftes eingemischt. Nehmen wir zuerst darauf Rücksicht, daß der Vf. seine Dialoge fast durchgängig für die höheren Stände, und zwar nicht für Kinder, sondern für Männer und Frauen berechnet hat: so scheint uns schon dieser Standpunct ganz verfehlt. Denn solche Personen sind bey der Kenntniß der französischen Sprache, die man fast ohne Unterschied von ihnen fodert, weit davon entfernt, dergleichen Hilfsmittel zu Rathe ziehen zu müssen, vgl. z. B. Thl. I. S. 122: *Visite d'une vieille femme, qui vient demander protection etc.* Hätte der Vf. mehr die mittleren Stände, oder mehr die Jugend berücksichtigt, so würde Rec. weniger zu erinnern haben. Zweytens tadeln wir die häufigen vagen und nichts sagenden Einleitungen, welche den Vf. oft gar nicht zum eigentlichen Gegenstande seines Dialogs kommen lassen. Als Beyspil mag Thl. I. S. 61 fg. das Gespräch des Zeichenlehrers mit seinen Zöglingen gelten. Das ganze Gespräch umfaßt vier Seiten, aber nur eine halbe ungefähr ist dem eigentlichen Gegenstande gewidmet; auf den übrigen steht manches

leere Wort über das Befinden, den Schlaf, die Eltern, das Wetter, die Aufführung der Kinder, die Censur u. dgl. mehr. Von den Zeichenmaterialien z. B., worüber man doch hier das Nothwendigste sucht, ist nichts gesagt. Aehnlich ist Thl. II. S. 121 das Gespräch von der Malerey u. s. w. Besser sind allerdings manche andere Dialoge ausgefallen, z. B. Thl. I. S. 120 fg. die Unterredung mit einem Zahnarzte, S. 141 fg. der Besuch bey einem Uhrmacher; aber auch in den besseren Gesprächen läßt sich drittens mancher Ausdruck tadeln. Oft fällt nämlich der Vf. gar zu sehr in einen gewissen süßlichen Ton, z. B. Thl. II. S. 5, wo eine Mutter einen Lehrer für ihre Tochter annimmt, und diese mit den Worten auftritt: „Liebe Mutter, ein schöner Herr will gern mit Ihnen sprechen.“ Vergl. auch das. S. 7. Dann ist sein Ton zuweilen wieder sehr absprechend, z. B. Thl. II. S. 111: „*C'est vrai; mais excepté les villes de Posen, Vilna et Varsovie je ne sache pas trop que l'on puisse rencontrer de bonne bourgeoisie en Pologne;*“ oder das. S. 113: „*Mais, ils (les juifs) y (en Pologne) sont l'objet constant du plus souverain mépris comme partout ailleurs? Ah je vous en réponds! Les friponneries sont, pour ainsi dire, innées en eux.*“ Nicht selten scheint auch der deutsche Ausdruck etwas vernachlässigt, z. B. Thl. I. S. 125: „*A quelle heure, Monsieur?*“ — Welche Zeit (statt: *Um welche Zeit*) befehlen Sie?“ Thl. II. S. 139: „*Je vous serai fort obligé, mon cher oncle.*“ — Ich danke gehoramt, lieber Oheim,“ durch welche Uebersetzung ein ganz anderer Sinn entsteht. — Druck und Papier sind gut.

D H E S.

KÖLN, b. Du Mont-Schauberg: *Elemente der schriftlichen und schnellen mündlichen Unterhaltung in der englischen Sprache.* Als Begleiter der englischen Sprachlehre, von D. Wilhe. 1830. 153 S. 8. (10 gr.)

Dieses Werk enthält eine Sammlung von Wendungen, Redensarten, oder vielmehr Ausdrucksweisen, die man sich geläufig machen muß, wenn man englisch sprechen lernen will. Es liefert also kurze Zusammenstellungen von verschiedenartigen Redetheilen zu Sätzen, in der Art, daß der Schüler danach leicht andere bilden kann, eine ziemliche Phrasologie, und eine kleine Sammlung von Idiotismen, und zuletzt noch Uebersetzungsstücke.

Ein Buch, wie viele, ohne weiteren Plan, als eben das Anfangen mit Einfachem und Fortschreiten mit Zusammengesetzterem. Das Ganze erhebt sich nicht über die Elemente der Grammatik, und liefert ungefähr dasselbe, was man fast in jeder Sprachlehre als Uebung bey der Regel findet. Es ist gleichsam die Nachweisung aller leichten Stellen der englischen Sprachlehre, welche die Kinder ohne Gefahr passieren können, um eben dahin zu gelangen, wohin der denkende Forscher nur nach mühseligen Irrfahrten gelangen kann. — Wenn nun Rec., dem die Nothwendigkeit, der Jugend erleichternde Hülfsmittel in

die Hand zu geben, einleuchtet, dieses Verfahren des Vfs. tadeln muß, so geschieht es mehr der überaus flachen Methode wegen, als in Betreff der Wahl des Einzelnen. Denn in Bezug auf das Letzte mögen die Erfahrungen verschieden seyn; aber über die Methode des Jugendunterrichtes im Allgemeinen herrscht heutiges Tages in Deutschland nur Eine Hauptansicht, nämlich die, daß jeder Unterricht, er lache seinen Erfolg auf rein theoretischem oder rein praktischem, oder auf einem Mittelwege zwischen beiden, doch immer so beschaffen seyn müsse, daß er die Geistesthätigkeit rege erhalte, nicht aber lediglich ein Abrichten zu bloßer Fertigkeit erziele. Auch die Uebungen selbst müssen so gewählt seyn, und es ist folglich nicht gleich viel, welche man anordnet, und wie man sie ausführt.

Die vorliegenden können zwar bey unfähigen Schülern einige Sprechübung hervorbringen, aber niemals die Geisteskräfte in Bewegung setzen. Dazu sind sie zu schaal, auch oft selbst zu gedankenlos aufgesetzt. Folgendes möge des Rec. Urtheil belegen.

S. 1 stehen 23 Hauptwörter so geordnet:

Papier, das, des, dem, Paper, the, of the, to the
Federn, die, der, den, pens, the, of the, to the

u. s. f. Unter diesen wenigen, offenbar für die ersten Anfänger sich eignenden, und selbst für diese ganz unnützer Weise mit dem Zusatze *the, of the, to the* stets versehenen Substantiven kommen vor: *superiors* und *inferiors*, welche gewiß nicht solchen Anfängern deutlich zu machen sind. Wer möchte überdies die Ordnung der Vocabeln: *Paper, pens, penknife, apples, prunes, sorrow, gold, almonds, raspberries, grapes, enemies, persecutors, ink, oranges, pears*, gut heißen? Die Unordnung darf hiebey nicht Absicht seyn; denn selbst, wo man aus Absicht die Ordnung anders stellt, muß dem Kenner der innere Plan hervorleuchten, den man etwa der Jugend verhüllen mochte. — Es folgen S. 2 Uebungen mit *to have*. Darunter die fadeften Versuche, die kaum Anwendung finden; als *I have had joy, ich habe Freude gehabt*. Nach einigen Vocabeln S. 2 u. 3 wieder solche Uebungen; darunter: „*hättest du Höflichkeit?*“ *had you politeness?* S. 4 *they have had no gratitude;* S. 5 *we should have no riches* u. s. w. S. 11 kommen kleine Phrasen zur Unterhaltung, darunter: *I am ashamed of your civilities* = „*Sie beschämen mich durch ihre Höflichkeiten.*“ Rec. würde glauben, daß der so gestellte englische Ausdruck eine arge Grobheit enthielte, nämlich: „*Ich schäme mich Ihrer Artigkeiten!*“ Ueberhaupt werden hier in der ordnungslosen Masse kurzer Sätze viele Grobheiten gelehrt, die nicht im Dialog etwa ihren Grund hätten, wie z. B. S. 13: *Because you are a stammerer; you are idle, you learn nothing.* Mitunter auch Unfinn, als: „*Die Sonnenzeiger stimmen nicht.*“ Was heißt das? — In gleicher Confusion geht diese kleine *rudis indigestaque moles* fort bis S. 117, worauf bis S. 128 englische Idiome folgen, die alphabetisch geordnet sind, und von jedem Buchstaben einige Beyspiele liefern. Unter diesen finden sich lauter einzelne Phrasen, als:

„There is no end of it, Es ist kein Ende daran (?).“
 „And well it might, „dafs muß Einen nicht wundern (?).“ „He sets up for a projector, Er wirft sich zum Rathgeber auf (?).“ — Rec. würde die Leser ermüden, wenn er alle Abgeschmacktheiten dieses Buches aufdecken wollte; er ist fast zu der Ueberzeugung gelangt, der Vf. habe alle seine Phrasen in der Eile aus einigen englischen mit Uebersetzung versehenen Büchern zusammengerafft, um ein Buch daraus zu bilden. — Schade um die schöne und correcte Ausstattung des Buches, die dem Verleger Ehre macht!

Z. Z.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

STUTTGART und TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: Gedichte von J. Ch. Freyherrn von Zedlitz. 1832. 8.

Hoher Ernst der Gedanken paart sich in diesen Gedichten mit Schwere und Tiefe derselben. Blühende Phantasie, innige Glut des Gefühls, erhabener Schwung sind das Colorit, in das beynahe alle gekleidet sind; nur aus einzelnen lächelt die feine Ironie mit schelmischem Winke; dabey charakterisirt sie eine Neuheit und Originalität der Ideen, und eine Rundung und Glätte der Form, die den Dichter beukunden, der nicht zum ersten Male die Lyra ergriff. Das Leben offenbart sich in ihnen von idealischer Seite, nach seinen ewigen Verhältnissen, in großartiger Bedeutung; welthistorische Momente erscheinen im Zauberspiegel der Poesie als Reflexe tiefer Anschauungen, die des Dichters Auge in das Buch der Zeiten gethan. Auch die Liebe — die Seele der Lyrik — ist ein Lebens-element in diesen Gedichten; aber weder jenes Mondscheineufzen, noch jene melancholische Schwäche ist zu finden, wie bey vielen Dichtern, denen die Lyrik die privilegirteste Kunst zu weinen und zu klagen ist; unserm Dichter ist die Liebe etwas Hohes, gleichsam ein Gott, der Stürme bezwingt, die Elemente bändigt, und der auch nur mit kräftigen, feuerigen Geistern sich verbündet. S. 9 schildert er sie in einem schönen Gedichte, das nur wenige Flecken hat: wie z. B. in der zweyten Strophe, wo der Vf. den jammervollen Liebesdichter *sich im Haare wühlen*, und so mühsam *auf ein Bildchen im Gesange sinnen läßt*, oder in der zehnten, wo Hyänen *wie bewegte Kinderherzen weinen!*

Die übrigen Gedichte sind in drey Classen abgetheilt: 1) Romanzen, Balladen, Lieder. 2) Gelegenheitsgedichte, Sonette, Uebersetzungen, Epigramme. 3) Canzonen. In der ersten Classe zeichnen sich vor allen aus die Gedichte S. 16 und S. 81, betitelt: *Die nächtliche Heerschau*; *Das Geisterschiff*: zwey Romanzen auf Napoleon; in erster hält der große, todtte Cäsar Heerschau über seine Truppen im elysäischen Gefilde; in der zweyten besteigt sein Geist in der Nacht des fünften Mai ein Schiff, und rudert fort nach Frankreich; mit Entzücken betritt er sein Land,

sucht seine Städte, seine Völker, die ihr sonst umjubelt, und findet sie nicht; sein Thron ist zerfchellt, selbst sein einziges Kind ist von der Erde verschwunden:

Meiner Liebe Weib (ruft er aus) meines Herzens Sohn,
 Dahin mein ganzes Geschlecht!
 Der Knecht war, sitzt auf des Königs Thron,
 Und der König ist wieder Knecht.

Fernere Erwähnung verdienen S. 7 *die Dorfkirche*, eine Romanze, Apotheose der Mutterliebe, die selbst das Abendmahl in der Kirche mit dem geliebten Kinde theilt. — S. 56 *Marielchen*, eine Romanze voll schauriger Wahrheit und tiefer Gefühle. S. 84 *Das Auge der Schlange*. Eine Allegorie der Geliebten, originell und tief poetisch. — S. 87 *Bewusstlose Neigung*. Ein zartes Spiel der Minne, die den Dichter an ein Mädchen fesselt, welches nicht sowohl durch Körperreize, sondern durch den Reichthum einer kindlichen Seele über alle ihres Geschlechtes den Sieg davon trägt. — S. 93 *Schwere Wahl*. Poetische Schilderung, wie die Frau beschaffen seyn mußte, die der Dichter, der das Geschlecht der Weiber ganz aufgegeben, sich doch erkiesen würde, wenn er sie fände. — S. 111. *Die Wildniß*. Ausbruch eines tiefgekränkten Gemüths, das, den Schwarm der Menschen fliehend, in der Wildniß Ruhe sucht; kurz, aber voll Kerngedanken und poetischen Feuers. — S. 112. *Glaube, Hoffnung, Liebe*. Ein schon oft behandeltes Thema, aber hier in ganz neuer Art, ausgezeichnet durch Form und Inhalt. — S. 86 *Spätes Erkennen*; — S. 103 *Erhörung*, — S. 121 *Das Beständige*, — S. 125 *Ewige Leuchte*, sind kurze Lieder, die aber reich an Gedanken, zarten Bildern und musikalischem Wohlklang des Versbaues sind.

In der zweyten Classe: *Gelegenheitsgedichte* u. s. w. suche man nicht allenfalls gewöhnliche Glückwünschungs-Localitäts- und Fest-Gesänge u. dgl., es sind große Namen, große Sujets sind es, die der Dichter durch den Lorbeer seiner Lieder auszeichnet. Vorzügliche Erwähnung verdient das Gedicht: *An König Ludwig von Baiern, der Toast an Goethes achtzigstem Geburtstage*, das Gedicht *auf Goethes Tod*, bey *Bethovens Begräbnis* u. a., von denen jedes vorzüglich in seiner Art, den Gedichten der ersten Classe nicht nachsteht.

In der dritten Classe, *Canzonen* überschrieben, zeichnen sich die *Todtenkränze* aus. Diese wunder-vollen, elegischen Hochgesänge sind bereits so vielfach und immer so rühmlich beurtheilt worden, daß Rec. nur Bekanntes wiederholen mußte, wenn er bey ihnen verweilen wollte.

Möge dieser Dichter, der uns bereits mit einigen dramatischen Producten beschenkte, mit noch recht vielen Schätzen seiner Muse uns erfreuen; möge er, ein freyer Geist, dem auch glückliche Verhältnisse zu begünstigen scheinen, noch ferner das Urtheil bewahren, daß der große deutsche Kaiserstaat, in welchem er lebt, noch immer in Kunst und Wissenschaft treffliche Vorbilder aufzuweisen hat.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

C H E M I E.

1) LANDSHUT, in der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung: *Grundriß der Pharmacie*. Ein Hand- und Lehrbuch für Aerzte, Apotheker und Wundärzte, von Dr. Caj. Geörg Kaiser. Mit 2 Tafeln. 1832. 752 S. 8. (3 Thlr.)

2) NÜRNBERG, b. Schrag: *Systematisch-tabellarische Uebersicht der chemischen Gebilde organischen Ursprungs, mit genauer Angabe ihrer Eigenschaften im Zustande der Einfachheit und in jenem der Verbindung mit anderen Körpern*. Für praktische Chemiker, Aerzte und Apotheker nach den vorzüglichsten Quellen und mit Zuziehung der eigenen Erfahrungen bearbeitet von Dr. Joh. Eduard Herberger. Erste Lieferung. Die elektro positiven organisch-chemischen Gebilde. 1831. Fol. (1 Thlr. 12 gr.)

Ogleich an pharmaceutischen Werken, und mitunter an vortreflichen, in jetziger Zeit kein Mangel ist, so hat der Vf. von No. 1 sich dennoch nicht abhalten lassen, die Zahl derselben mit einem neuen zu vermehren. Denn laut der Vorrede fehlte es für seine Zuhörer an einem der Zeit und der Wissenschaft angemessenen Lehrbuche; auch foderten ihn mehrere seiner Freunde, denen er seine Gedanken über die Bearbeitung der Pharmacie mittheilte, auf, sein Manuscript dem Drucke zu übergeben. (Diese Ausdrücke sind stehende Artikel fast bey jedem neuen Werke, wenn es auch die Wissenschaft wenig fördert.) So entstand das Buch, welches manches Eigenthümliche besitzt. Viele Lehren, die tiefer in das Gebiet der Wissenschaft eingreifen, und ohne welche an ein gründliches Studium gar nicht gedacht werden kann, z. B. die Lehre von den stöchiometrischen Rechnungen, sind gar nicht, andere nur kurz und oberflächlich berührt. Dagegen hat sich der Vf. mehr bey dem Manuellen aufgehalten, und Rec. ist fest überzeugt, daß man keine Salbe, keine Pflaster u. dgl., auch solche, die längst (und mit Recht) der Vergessenheit übergeben sind, in diesem Werke unerwähnt finden wird. Auch ist das Naturhistorische weitläufiger abgehandelt, als man es sonst in Werken dieser Art gewohnt ist; zugleich ist in kurzen Worten die Wirkung der Arzneykörper abgehandelt, so daß das Werk auch als eine kleine Pharmakodynamik betrachtet werden kann, was allerdings lobenswerth ist. Ueberhaupt scheint es mehr für die ersten Anfänger bestimmt zu seyn, J. A. L. Z. 1832. *Vierter Band*.

und diese werden es auch nicht ohne Nutzen gebrauchen können.

Das Werk zerfällt in eine Einleitung, einen allgemeinen und einen besondern Theil. Bey der Einleitung, die auf vier Seiten beschränkt ist, hat Rec. nichts zu bemerken; dagegen sind ihm im Anhang des allgemeinen Theiles, wo §. 8 von der Cohäsion, und der Eintheilung der Körper im Allgemeinen nach ihren Cohäsionszuständen die Rede ist, einige Unrichtigkeiten aufgefallen. So z. B. sagt der Vf. von den tropfbar-flüssigen Körpern: „sie sind sichtbar und können nicht zusammengedrückt werden, z. B. das Wasser,“ während es gerade vom Wasser allgemein bekannt ist, daß, zufolge der Untersuchungen von Oersted, sich dieser Körper allerdings zusammendrücken läßt. Ferner behauptet der Vf.: „die elastisch-flüssigen Körper (Luftarten) sind unsichtbar und können zusammengedrückt werden.“ Ist denn aber das Chlorgas ein unsichtbarer Körper? Woher rührt denn sein Name? Auch ist es unrichtig, daß die Dämpfe sichtbar und unzusammendrückbar seyen. Im §. 10 werden die chemischen Operationen so definiert, daß sie nicht, wie die mechanischen, mit Instrumenten, sondern mit Hülfe von Wärme (Feuer), Luft und gewissen Flüssigkeiten, als Wasser, Säuren, Laugen u. s. w. veranstaltet würden. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß, nächst den genannten Stoffen, bey chemischen Operationen auch selbst die einfachsten Instrumente nicht entbehrt werden können. Im §. 15, wo von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme die Rede ist, heißt es: „Am gleichmäßigsten unter allen Körpern dehnen sich bey empfangenem Wärmestoffe (die problematische Materialität desselben nimmt also der Vf. ohne Weiteres an) das Quecksilber, der Weingeist, die atmosphärische Luft und das Leinöl aus.“ Hier hätte die Luft zuerst angeführt werden sollen; denn unter allen bekannten Körpern dehnt nur sie durch die Wärme sich gleichförmig aus, daher auch nur Luftthermometer die zuverlässigsten werden dürften. §. 73 sagt der Vf. apodictisch: „Es giebt so viele Aetherarten (Nap then), als es Säuren giebt.“ Das kann wahr seyn, allein noch hat man mit den wenigsten Säuren diese Versuche angestellt; bey manchen, z. B. sehr schwachen organischen Säuren, dürfte es auch noch ungewiß seyn, ob sie diese Wirkung auf den Weingeist hervorbringen. In den folgenden §§. bis zum §. 82 ist die Rede von der Wage, ihren Arten und Eigenschaften; vom Hebel, seiner Wirkung und Anwendung, sodann vom Masse und Gewichte

N n n

und von den pharmaceutischen Zeichen. Die physikalischen Lehren sind überhaupt von den chemischen nicht streng gefondert, und der Vf. springt bald von diesen zu jenen, bald gar zu fremdartigen Dingen über. §. 82 - 87 ist von den Luftarten im Allgemeinen, von der atmosphärischen Luft insbesondere, vom Barometer, der Luftpumpe, den Eudiometern und Ränderungen die Rede. Die blaue Farbe der Luft wird ohne Weiteres von den dichteren Schichten derselben hergeleitet, in den dünneren sey sie farblos. Diefs ist noch keinesweges allgemein angenommen, auch läßt sich Manches dagegen einwenden. Die §§. 88 - 96 handeln vom Sauerstoffe, Stickstoffe, von den zufälligen Bestandtheilen der Luft, vom Verbrennen der Körper, vom Athmen, vom Wasser, Eigenschaften und Bestandtheilen desselben, von seiner Anwendung, vom meteorischen Wasser und Erdwasser. §. 96 sagt der Vf. vom Wasserstoffgas: er sey gefährlich in Bergwerken als schlagendes Wetter. Doch wohl nicht als solcher allein, sondern in Verbindung mit Kohlenstoff. Beym meteorischen Wasser kommt auch vor: Nebel, Wolken, Reif, Thau, Regen, Schnee, Hagel. — Die Erdwasser werden eingetheilt: a) in gemeine Wasser, b) in Meerwasser, c) in Mineralwasser. Gemeine Wasser werden ferner wieder eingetheilt: a) in Regen- oder Schnee-Wasser, b) Quellwasser, Bach- und Fluß-Wasser, c) Sumpfwasser. Die Mineralwasser werden gefondert in Sauerlinge, Schwefelwasser, Eisen- und salinische Wasser. Zugleich werden die vorzüglichsten derselben in Baiern angeführt. Zuletzt ist die Rede vom oxydirten Wasser und dessen Eigenschaften. Hiemit schließt der allgemeine Theil.

In dem besondern Theile werden das Thierreich und die aus demselben gewonnenen Arzneymittel abgehandelt. §. 104 wird der Umfang und die Grenze des Thierreichs bestimmt. Der Vf. findet den Unterschied der Thiere von den Pflanzen in der willkürlichen Bewegung und Empfindung der ersten, und darin zugleich den Unterschied des thierischen Lebens vom Pflanzenleben, welches letzte ein Leben ohne willkürliche Bewegung und ohne Empfindung sey. Rec. findet diese Definition nach den neuesten Beobachtungen von *Ehrenberg*, welche dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn scheinen, nicht mehr genügend. §. 105 enthält die Eintheilung des Thierreichs nach *Linné*. Von den Nagethieren (*Glires*) wird behauptet, daß es Säugethiere seyen, welche in der oberen und unteren Kinnlade zwey Schneidezähne, die sich meißelartig über einander legen, und keine Backenzähne haben. — Zur Ehre des Vfs. will Rec. hoffen, daß hier durch einen Druckfehler Backenzähne statt Eckzähne gesetzt worden ist. Ferner heißt es von der fünften Ordnung, welche die *Pecora* enthält, es seyen Säugethiere mit vielen flachen Schneidezähnen in der hinteren, und ohne Zähne in der vorderen Kinnlade. Hier stände wohl richtiger: mit flachen Schneidezähnen in der unteren, und ohne solche in der oberen Kinnlade. — Auch bey der Classification der Vögel sind Rec. manche Unrichtigkeiten aufgestossen. So ist

es z. B. nicht wahr, daß die Raubvögel (*Accipitres*) sich ihre Nester auf Höhen, in Felsenritzen u. dgl. bauten, und vier Eyer legten. Wie viele horsten auf Bäumen, und dazu nicht immer auf Höhen, z. B. der Sperber. Auch legen die wenigsten Raubvögel stets vier Eyer, sondern 2—3. Ist denn überhaupt die Zahl an ein so bestimmtes Gesetz gebunden? Zu den spechtartigen Vögeln rechnet der Vf. noch die Raben, Dohlen, Wiedehopfe. Seit langer Zeit bilden die rabenartigen Vögel schon eine eigene, wohl begründete Ordnung. — Bey den Insecten redet der Vf. vom Larvenzustande derselben, dann der Puppe und Nymphen. Sodann heißt es: „Eine ihrer Natur angemessene Zeit in diesem Zustande bringend, durchbrechen sie endlich ihr filziges Gehäuse, und fliegen als *Schmetterlinge* aus, wo sie dann, ohne Nahrung zu suchen, sich gleich begatten, und nach diesem Geschäfte sterben.“ — Hier ist erstens nicht wahr, daß alle Insecten, nachdem sie den Puppen- oder Nymphen-Zustand verlassen haben, als *Schmetterlinge* (die Ordnung *Lepidoptera* bildend) ausfliegen. Die meisten dieser Thiere gehören zu anderen Ordnungen, z. B. denen der *Hymenoptera*, *Neuroptera* u. a. Sodann ist es auch unrichtig, daß diese geflügelten Geschöpfe in diesem Zustande keine Nahrung zu sich nähmen, sondern sich gleich begatteten und alsdann fürben. Viele derselben leben ja halbe Jahre lang, gewis nicht ohne Nahrung zu sich zu nehmen! Nur die Eintagsfliegen sollen, nachdem sie ihr Gehäuse, die Puppe, verlassen, ohne materielle Speise genossen zu haben, sich gleich begatten, Eyer legen und sterben. Nicht einmal mit Fresswerkzeugen sollen sie, nach *Oken*, versehen seyn! Jedoch verdient die letzte Behauptung noch nähere Untersuchung, um als Gesetz angenommen zu werden. — Zu der siebenten Ordnung (*Aptera*) der Insecten rechnet der Vf. noch die Milben, Asseln, Spinnen und Krebse. Allein es ist jetzt allgemein anerkannt, daß die genannten Thiere auf einer weit höheren Stufe der inneren Ausbildung stehen, als die eigentlichen Insecten, daher man sie auch jetzt als vier wohlunterschiedene Ordnungen in den zoologischen Lehrbüchern vor den eigentlichen Insecten abgehandelt findet, und zwar die krebsartigen Thiere zuerst, sodann die Arachniden, hierauf die Asseln, zuletzt die Milben. — Nach der Classification der Thiere werden die Arzneymittel abgehandelt, welche aus dem Thierreiche abstammen (von §. 112 — §. 115). Es kommen hier vor: A. Ganze Thiere. 1) *Cantharides*. 2) *Proscas abaei*. 3) *Coccionellae*. 4) *Formicae*. 5) *Scorpiones*. 6) *Aselli*. 7) *Hirudines*. Rec. beruft sich auf seine frühere Ansage, daß der Vf. auch obsolete Mittel noch aufführt, wie z. B. hier die Scorpionen. B. Thierische Substanzen. 1) Gallerte. a) Hausenblase. b) Hirschhorn. 2) Eyweiß. a) Eyer. b) Eyeröl. 3) Milch. 4) Milchzucker. 5) Honig. 6) Galle. 7) Wachs. 8) Thierische Fette. a) *Axungia pedum Tauri*. b) *Adeps Ceti*. c) *Pleum jecoris aselli*. d) *Butyrum vaccinum*. e) *Axungia porci*. f) *Axungia mellullae bovis*. g) *Sevum ovillum*, f. *bovinum*, f. *ceruinum*. h) *Sperma Ceti*. 9) Flüchtige thierische Sub-

Pflanzen. a) Bibergeil. b) Moschus. c) Ambra. d) Zibeth. C. *Thierische Concremente und Zoophyten.* 1) Krebsaugen. 2) Körnerlack. 3) Kermes. 3) Galläpfel. 5) Badeschwämme.

Dieser Abschnitt hält Rec. für einen recht gelungenen; der Vf. scheint da mehr in seinem Elemente zu seyn. Die physikalischen und chemischen Eigenschaften der hierher gehörigen Stoffe (auch die Analysen, wenn es solche giebt) werden mit hinreichender Genauigkeit angegeben, das Naturhistorische genügend erörtert, sodann sämtliche Arzneimitteln, die aus ihnen bereitet werden, umständlich beschrieben, und zuletzt deren Wirkungen auf den menschlichen Organismus mit kurzen Worten beygefügt. Den selben Gang verfolgt der Vf. auch beym folgenden Abschnitt, welcher vom Pflanzenreich und den aus demselben gewonnenen Arzneimitteln handelt. Ehe er aber zu den vegetabilischen Arzneimitteln übergeht, spricht er erst von den Pflanzen überhaupt, sodann von den einzelnen Bestandtheilen derselben, als: von der Wurzel, vom Stamme, von den Blättern, von den Blumen, von den Früchten, und führt von genannten Theilen alle Arten und Modificationen an, so daß dadurch die botanische Terminologie auf eine, dem Pharmaceuten genügende Art abgehandelt wird, worauf dann das Nöthige von der chemischen Constitution der Gewächse, vom *Linné'schen* Pflanzensystem, von den Gattungen, Arten und Spielarten folgt. Hierauf ist die Rede von den Hülfsmitteln beym Studium der Botanik, als: Abbildungen, Herbarien und Gärten, worauf die Gewinnung der vegetabilischen Arzneikörper den Schluß dieses Abschnittes bildet. — Die officinellen Wurzeln selbst, nachdem etwas Allgemeines über ihre Einsammlung und Aufbewahrung gesagt worden, werden eingetheilt in solche mit Schleim und Stärkmehl, mit Zucker und zuckerstoffartigen Bestandtheilen, mit schleimiger Schärfe, mit flüchtiger Schärfe, mit ätherischem Oele, mit fettem Oele (einziges Beyspiel *rad. filicis maris*), mit reinem Bitterstoffe, mit schleimigem Bitterstoffe, wo nur *rad. Columbo* angeführt wird; mit aromatischem Bitterstoffe, wohn der Vf. nur *rad. Enulae* rechnet; sodann mit Gerbestoff, mit Färbestoff, wo auch das Nöthige über die Cultur dieser Pflanzen, z. B. über den Krapp gesagt ist; ferner mit brechenenerregendem Stoffe, mit purgirenden Bestandtheilen; zuletzt mit narkotisch-scharfem Bestandtheile. Sodann kommen die Rinden, Hölzer und Stengel. Ihre Einsammlung und Aufbewahrung wird angegeben. Eingetheilt werden die Rinden in Rinden mit ätherischem Oele, mit Harz, mit Bitterstoff, mit Gerbestoff, mit Färbestoff, mit purgirendem Bestandtheile, mit narkotischen Bestandtheilen. Das folgende Capitel enthält die Aufzählung und Beschreibung der officinellen Blätter, Kräuter, Knospen und Sprossen. Die Kräuter findet man classificirt, je nachdem sie Schleim, flüchtige Schärfe, vorwaltende Säure, ätherisches Oel, Bitterstoff, zusammenziehende Bestandtheile, Färbestoff, purgirende Bestandtheile, brechenenerregende, narkotische Theile und Blausäure enthalten. Die Blüthen und Blüthenheile zer-

fallen bloß in drey Unterabtheilungen, in ätherisch-ölige oder aromatische Blüthen, in Blüthen mit Färbestoff, und in solche mit zusammenziehenden Bestandtheilen. — Dann folgen die Früchte und Samen. Die ersten findet man eingetheilt nach ihrem süßen oder sauren Geschmacke, ob sie ätherisches Oel, flüchtige Schärfe, drastisch-purgirende Bestandtheile, oder ein narkotisches Princip mit sich führen. — Die Samen sind geschieden in schleimige und mehlig, sodann in solche mit fettem Oele, mit ätherischem Oele, mit Bitterstoff, mit einem drastisch-purgirenden Princip, zuletzt mit einem narkotischen. Nach den Früchten und Samen kommt die Reihe an die Gummiarten, die Harze, Gummiharze und Balsame. Ihnen reihen sich an die Pflanzenproducte, die entweder durch chemische Operationen, durch Gährung, oder durch unvollkommene oder vollkommene Verbrennung gewonnen werden. Den Beschluß dieses wohl gelungenen Abschnittes macht die nähere Erörterung der officinellen Moose, Schwämme und Farrenkräuter. In einer Anmerkung werden die Unterscheidungszeichen der giftigen Schwämme von den unschädlichen angegeben. Hierin sind aber leider unsere Kenntnisse noch weit zurück.

Der folgende Abschnitt umfaßt das Mineralreich und die aus demselben gewonnenen Arzneimittel. — Oryktognose und Geognose werden so unterschieden, daß die erste sich nur mit den Aehnlichkeiten und Unterschieden der einzelnen Steinarten, d. h. mit der Steinkennntniß befaßt, die Geognose aber mit der Kenntniß des Inneren der Erde. Der Ausdruck: Steinkennntniß, ist hier zu beschränkt. Erze und Inflammabilien sind doch auch Gegenstände der Oryktognose, und diese wird doch wohl Niemand mit dem Namen „Steine“ belegen wollen. Ehe der Vf. von den, aus dem Mineralreich gewonnenen und chemisch zubereiteten Arzneimitteln redet, handelt er einige wenige brennbare Mineralien ab, welche für sich schon Anwendung finden; darunter kommt auch der Bernstein vor. Von ihm heißt es: „Beym Schmelzen zersetzt er sich und liefert Wasser, ätherisches Oel, eine eigenthümliche Säure (Bernsteinsäure) und Bernsteinharz.“ Allein neuerdings hat *Berzelius* bewiesen, daß die Bernsteinsäure, nicht, wie man früher annahm, durch Zersetzung des Bernsteins entsteht, sondern als solche in demselben schon präexistirt, wie daraus hervorgeht, daß man durch Digestion auf Weingeist aus dem Bernstein die Säure ausziehen kann. — Bey den Pflanzen Säuren wird von der Klee Säure behauptet, daß sie in der Hitze schmelze, sich zum Theil sublimire, eine saure Flüssigkeit, Kohlen Säure und Wasserstoffgas liefere. Im Gegentheil ist schon vor einiger Zeit durch *Berzelius*, *Gay-Lussac* u. Andere bewiesen, daß die Klee Säure bey ihrer vollständigen Zersetzung kein Wasserstoffgas, sondern bloß Kohlen Säure und Kohlenoxydgas erzeugt. Nach den vegetabilischen Säuren handelt der Vf. von den thierischen Säuren, sodann von den Alkalien und Erden, von den Salzen, die nicht nach der Basis, sondern nach der Säure rubricirt sind. Sodann kommen

die Metalle und deren officinelle Verbindungen. — Bey der Aufzählung der Metalle hat Rec. das von *Sefftröm* entdeckte Vanadium vermifst, das dem Vf. schon hätte bekannt seyn müssen, als er (1832) sein Werk schrieb. — Beym Kupfer wird der Grünspan als kohlensaures Oxyd definiert, da er doch essigsaures Kupferoxyd ist. — Das Kupfer kommt nach dem Vf. in der Natur gediegen, mit Sauerstoff und Schwefel vererzt vor. Es kommt ja aber auch häufig in Verbindung mit Säuren vor. — Das Neusilber (Argentian, Packfong) besteht nach unserem Lehrbuche aus 1 Th. Zink, 1 Th. Nickel und 2 Th. Kupfer. Man setzt aber auch h n und wieder, je nach den verschiedenen Fabriken, Mangan und Eisen zu. Das glühende Eisen soll sich bey dem Zutritt der Luft in ein blaulich-schwarzes Oxydul, oder Hammerschlag, verwandeln. Diefs ist unrichtig, denn der Hammerschlag besteht aus Oxyd-Oxydul. Eben so wird fälschlich behauptet, daß das Eisen in der Natur, aufser in dem Meteor-eisen, nicht gediegen vorkomme. Schon seit mehreren Jahren ist in Nordamerika ein Ort bekannt, wo das Eisen, nach Obrist *Barrel*, auf gangartigen Rauen gediegen, wenn Rec. nicht irrt, in einem Diorit-schiefer vorkommt. — Das Mangan soll sich in der Natur nur im oxydirten Zustande finden; aber auch mit Säuren verbunden trifft man es an, in welchem Zustande es freylich zugleich oxydirt ist. Nach den Metallen, deren Reihe das Arsenik schließt, wird noch das Nöthigste über die Gährung, und zwar über die geistige, saure und faule gesagt, welches zugleich den Schluss des ganzen Werkes bildet.

Aus diesen und den obigen Berichtigungen geht hervor, daß das Werk nicht ohne Mängel ist; aber es hat auch seine früher angedeuteten guten Seiten, und junge Leute, die eben anfangen, sich mit Pharmacie und den mit ihr verwandten Disciplinen zu beschäftigen, werden dasselbe nicht ohne Nutzen studiren. Druckfehler kommen im Ganzen nicht viele vor. Druck und Papier sind billigen Forderungen entsprechend.

No. 2 umfaßt einen sehr interessanten, aber auch zugleich höchst schwierigen Gegenstand, nämlich die Kenntniß des chemischen Theils der organischen Gebilde, ein Feld, das früher mehr vernachlässigt, jetzt aber, da die unorganische Chemie sich einer so hohen Ausbildung erfreut, mit desto größerem Eifer und Erfolg angebauet wird. Der Vf. hat sich namentlich um die Aufzählung und nähere Classification dieser Stoffe wesentliche Verdienste erworben. Rec. wird gleich wieder darauf zurückkommen, nachdem er Einiges über den vom Vf. befolgten Weg bemerkt hat. Dafs es in tabellarischer Form erschienen, lehrt schon der Titel. Jede einzelne Tabelle enthält elf Rubriken. Diese enthalten Folgendes: 1) den Namen des Körpers und seine Synonymik; 2) den Ursprung (bey Pflanzen die Classe, Ordnung des *Linné'schen* Sexualsystems, und die Familie nach der natürlichen Methode; 3) die äußere Form; 4) andere, allgemeine,

auf Farbe, Glanz, Härte, Durchsichtigkeit, specifisches Gewicht, Verhalten bey verschiedenen Temperaturen u. s. w. sich beziehende Eigenschaften; 5) die Löslichkeit in Wasser, Alkohol, Aether, Aetherölen, Fetten; in möglichen Fällen auch die Löslichkeits-Verhältnisse; 6) das Verhalten zu Alkalien; 7) das Verhalten zu Säuren (die einzelnen Salze in verschiedenen Rubriken); 8) das Verhalten zu einfachen Salz-bildern; 9) andere, in die vorigen Rubriken nicht einreihbare, nothwendige Bemerkungen; 10) die Elementarzusammensetzung da, wo sie bekannt ist; endlich 11) die Literatur, die von des Vfs. Fleiße und Belesenheit den redendsten Beweis giebt.

Was nun die angedeutete Classification betrifft, so ist Rec. keine bekannt, welche mit einer solchen, bis auf die neuesten Untersuchungen sich erstreckenden Ausführlichkeit ihren Gegenstand behandelt, wie die vom Vf. gegebene. Zwar hat kürzlich *v. Holger* in *Baumgärtners* Zeitschrift für Physik u. s. w. angefangen, eine solche mitzuthemen; allein diese ist Rec. noch nicht bis zu Ende bekannt. Unseres Vfs. Schrift wird in drey Abtheilungen erscheinen. Hievon liegt die erste vor uns, welche die erste Classe, nämlich die elektro-positiven chemischen Gebilde organischen Ursprungs umfaßt. Die beiden folgenden, noch nicht erschienenen Abtheilungen werden die elektro-negativen und indifferenten oder vielmehr amphoteren Gebilde enthalten. Die *erste Classe* zerfällt in zwey Ordnungen, von denen die erste die eigentlichen Alkaloide enthält, welche nach dem Vf. einfache, organisch-chemische Stoffe sind, mit dem Vermögen begabt, Säuren zu neutralisiren, und durch Säuren geröthete blaue Pflanzen-Pigmente mehr oder weniger wieder in den ursprünglichen Farbezustand zurückzuführen. Diese Ordnung der Alkaloide zerfällt nach ihrem Verhalten bey erhöhter Temperatur in zwey Familien, nämlich in fixe und flüchtige eigentliche Alkaloide. Die zweyte Ordnung enthält die Subalkaloide, oder organisch-chemische Gebilde der ersten Ordnung, welche die Säuren etwas, jedoch nie bis zum Neutralisationspunkte, abzustumpfen vermögen, ohne sich immer indifferent, oder gleichsam repulsiv, gegen mächtigere elektro-positiv Körper, z. B. Alkalien u. s. w., zu verhalten, und deren hauptsächlichstes Unterscheidungsmerkmal von den Alkaloiden nebst dem Gesagten noch darin besteht, daß sie auf das, durch Säuren geröthete Lackmuspapier keinen Einfluß ausüben. Dieser zweyten Ordnung zählt der Vf. drey Familien bey, wovon die erste fixe, nicht gefärbte, die zweyte fixe gefärbte, die dritte flüchtige Subalkaloide in sich faßt, welche dritte Familie nun wieder vier Tribus hat, mit a) eigentlichen flüchtigen Subalkaloiden, b) kampherartigen Subalkaloiden, wohn auch die von *Berzelius* sogenannten Stearoptene der Aetheröle gehören, c) Aetherölen (Elaiopten nach *Berzelius*), d) Halbätherölen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 3 2.

C H E M I E.

1) LANDSHUT, in der Krüllfchen Univerfitätsbuchhandlung: *Grundrifs der Pharmacie* u. f. w. Von Dr. Caj. Georg Küfer u. f. w.

2) NÜRNBERG, b. Schrag: *Systematifch-tabellarifche Ueberficht der chemifchen Gebilde organifchen Urprungs mit genauer Angabe ihrer Eigenschaften im Zustande der Einfachheit und in jenem der Verbindung mit anderen Körpern* u. f. w. Von Dr. Joh. Eduard Herberger u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte Classe mit den elektro-negativen Gebilden zerfällt in zwey grofse Ordnungen: 1) Eigentliche Säuren, welche verschiedene blaue Pflanzenpigmente röthen, und mit Salzbafen sich zu fächionometrifch neutralen Salzen verbinden. Der Vf. theilt sie in zwey Familien, in azotfreye und in azothaltige Säuren. 2) Unterfäuren, deren allgemeine Charaktere zu jenen der Säuren gerade fo, wie die der Subalkaloide zu jenen der Alkaloide, sich verhalten. Auch sie trennt der Vf. in zwey Familien, nämlich in azotfreye und azothaltige.

Die dritte Classe mit den indifferenten Stoffen besteht aus sechs, ziemlich natürlichen Ordnungen. *Erste Ordnung*, enthaltend flüffige und zugleich sehr flüchtige amphotere Stoffe (C+H oder C+H+O). *Zweyte Ordnung*. Zuckerstoffe und Saccharide. Ausser den mehr bekannten Eigenschaften sind nach dem Vf. alle eigentlichen Zuckerstoffe gährungsfähig; die Saccharide aber theilen nur den süfsen Geschmack der ersten. Diefs Unterscheidungsmerkmal hat Rec. angesprochen. Es verdiente wohl für die Zukunft beygehalten zu werden. *Dritte Ordnung*. Stärkmehlartige Stoffe. Durch Kochen mit nicht zu concentrirten Säuren können sie in Zucker umgewandelt werden. Concentrirte Säuren, z. B. Salpetersäure, erzeugen damit Opalfäure, auch Apfelsäure. Die erkalte Lösung dieser Stoffe wird durch Galläpfelaufgufs, die noch warme aber durch basische Bleyoxydsalze getrübt oder niedergeschlagen. *Vierte Ordnung*. Gummige Stoffe und Gummoide. Mit concentrirter Salpetersäure behandelt, wandeln sie sich häufiger in Schleimfäure um, was bey den Stoffen aus der vorigen Ordnung nie Statt findet. Ihre Lösungen werden von basischen Bleyoxydsalzen, aber nicht von Galläpfelaufgufs präcipitirt. *Fünfte Ordnung*. Fettige Stoffe und Adipide. Ihr gemeinschaftlicher Charakter besteht darin, dafs sie bey erhöhter Temperatur wenigstens bleibende, in

J. A. L. Z. 1832. Viertes Band.

der Hitze erst bey vollendeter Destruction verschwindende sogenannte Fettflecken auf Papier, auf Zeugen u. f. w. hervorzubringen im Stande sind. Sie sind specifisch leichter, als das Wasser, lösen sich darin gar nicht, oder nur sehr schwierig auf, werden dagegen vom Alkohol, und noch leichter vom Aether vollständig, besonders unter Mitwirkung von künstlicher Wärme, aufgenommen. Sie bestehen meist aus einem dichterem Stoffe (Stearin, oder nach dem Vf. Stearid) und einer dünneren, flüffigen Masse (Elain, Elaid). Sie zersetzen sich allmählig schon an der atmosphärischen Luft, rascher aber bey einer Temperatur von etwa +300° C. Die Producte der Zerletzung sind die sogenannten Fettsäuren. *Sechste Ordnung*. Resinoide. Sie umfasst verschiedene, zum Theil krystallisirbare, nicht in Wasser, aber entweder in Alkohol, oder in Aether, oder in beiden zugleich lösliche, sich mehr zur elektro-negativen Seite hinneigenden Stoffe, welche durch verdünnte Säuren keine Zerletzung erleiden.

Diefs ist die vom Vf. gegebene Eintheilung, welche alles Lob verdient. Es bleibt Rec. nun noch übrig, diejenigen Stoffe namhaft zu machen, welche in der ersten Classe der elektro-positiven (basischen) organischen Gebilde vorkommen. In der ersten Ordnung mit den eigentlichen Alkaloiden und ersten Familie (fixe Alkaloide) findet man folgende Stoffe angeführt: Brucin, Buxin, Chinin, Cinchonin, Corydalin, Luscin, Daturin, Emalin, Eupatorin, Morphin, Sanguinarin, Solanin, Strychnin, Veratrin und (im Anhang) Picrotoxin (Menisperm). Nicht hinlänglich untersucht, oder noch problematisch hinsichtlich ihrer Alkaloidität sind: das Aconitin, Aloin, Boletin, Burnin, Carapin, Cusparin (Angusturin), Cainin, Delphinin, Eisenbeckin, Jalappin, Pavillin, Pitoyin, Ruscin, Upanthiarin, Urarin, narkotischer Stoff von *Thlaspi bursa pastoris*, scharfer Stoff von *Paris quadrifolia* und das Kroton-Alkaloid.

Dagegen trifft man in der zweyten Familie, der der flüchtigen Alkaloide: das Ammolin, Animin, Fuscin, Guaranin, Nicotin, Odorin, Olanin. Problematisch sind: das Gnidiin (Daphnin) und der flüchtige Stoff von *Asparagus officinalis*. Gleiches dürfte auch wohl vom Ammolin, Animin, Odorin und Olanin behauptet werden; denn die Existenz dieser von Otto Unverdorben zuerä aufgeführten Stoffe, deren Entdeckung in Begleitung so vieler Lobserhebungen ausgesprochen wurde, ist durch die, mit so grosser Umsicht angestellten Untersuchungen von Reichenbach so zweifelhaft geworden, dafs sie wohl bald aus unsern che-

O o o

mischen Lehrbüchern verschwinden dürften. Auch unser Vf. hat diese Ansicht, und spricht sich darüber im Anhang aus.

In der zweyten Ordnung (Subalkaloide) in der ersten Familie der fixen, nicht gefärbten Subalkaloide findet man folgende Stoffe angeführt: Atropin (Belladonna-Base), Coffein (Caffeebitter), Cyclamin, Columbin (Columbobitter), Cynin, Harnstoff (Ureum), Hyssopin, Narkotin (Opian, Papaverin, Derosné'scher Stoff), Populin, Salicin (Weidenbitter), Surinamin, Thein.

Nicht hinlänglich untersuchte, zum Theil noch problematische Subalkaloide sind: Aesculin, Amanitin (Ayanicin), Bryonin, Capsicin, Carnin, Cynodin, Daphnin, Lupulin, Pseudochinin, Saponarin, Tanghinin. Im Anhang finden sich: Euphorbiin, Hesperidin, Jalappin, Olivil (Olivenin), Piperin.

In der zweyten Familie der fixen, gefärbten Alkaloide stehen: Absynthin, Asarin, Berberin (Berberidin), Castorin, Centaurin, Cetearin, Colocynthin, Cytisin, Cysticoxyd, Digitalin (dürfte wohl noch problematisch seyn), Elatherin, Erythrogen, Femarin, Gallensäure, Gentianin, Jamaicin, Lapathin, Momordin, Polygalin, Quassin (Quassabitter), Rhabarberin, Rhaponticin, Scillitin, Scutellarin, Senegin, Serpentin, Spigelin, Syringin, Zanthoxylin (Zanthoxibeit). Problematisch dagegen sind noch das: Asbolin, Arnicin, Asclepin, Cascarillin, Cassin, Centaurin, Diosmin, Dulcamarin, Eisenbeckin, Lactucin, Vincetoxicin, Zedoarin. — Sodann führt der Vf. noch einige Pflanzen an, welche auch noch Subalkaloide enthalten sollen; allein diese übergeht Rec., da man des Ungewissen schon zu viel in der organischen Chemie hat.

Die dritte Familie (flüchtige Subalkaloide) enthält im ersten Tribus das Coniin (Conicin), Fagin, Hyosciamin, Kryfallin, Pimelin (Pyrofettanther), Plumbagin. Als nicht hinreichend untersucht werden bezeichnet das: Alinin, Anagallidin, Chaerophyllin, Chelidonin, Cicutin, Clavin, Clematin, Hurin, Lolin, Lycopodin, Oenanthin, Paridin, Siin, Taxin. Im zweyten Tribus stehen: Campher, Campher der ätherischen Oele, Halbcampher. Im dritten die elektropositiven ätherischen Oele; im vierten die Halbätheröle, die mit Alkalien verseifbar sind (Fuselöle). Mit den Namen der in den beiden letzten Tribus angeführten Stoffe will Rec. die Leser nicht ermüden; sie sind zu zahlreich, und müssen im Werke selbst nachgelesen werden.

Mit Verlangen sieht Rec. der Fortsetzung dieses Werkes entgegen, welches, bey der rastlosen Entwicklung der Wissenschaft, im dunkeln Gebiete der organischen Chemie uns ein sicherer Führer zu werden verspricht.

— γλ —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, in Commiss. b. Finsterlin: *Goethe, seine Zeit und die unserige*. Eine Rede, gehalten am 5 April 1832 in öffentlicher Vorlesung an der Ludwigs-Maximilians-Universität von Prof. Dr. *Sendtner*. 1832. 41 S. 8. (8 gr.)

Umsichtige Erwägung der früheren und der jetzi-

gen Zeit in Bezug auf den Zustand der Literatur, richtiges Auffassen des Sinnes und Geistes, welcher sich in *Goethe's* Schriften ausspricht, treu bewahrte Pietät gegen den großen Mann, auch nachdem ihn das Grab deckt, dabey tüchtige Gefinnung in Beförderung dessen, was jetzt noth thut — das sind die Vorzüge, die der Vf. dieser Rede an den Tag legt, welche sich noch überdies durch eine rednerische und erhebende Sprache empfiehlt. Ohne in ein Detail der Lebensverhältnisse und des gesammten Wirkens des hochgefeierten Dichters einzugehen, entwirft Hr. Prof. *Sendtner* nur ein allgemeines Bild von dem Geist und Leben desselben, sucht die für unsere Literatur so reichhaltige Zeit zu vergegenwärtigen, welche im eigentlichen Sinne die feinige war, und vergleicht sie mit derjenigen, die wir die unserige nennen, „ohne (wie er hinzufügt) gerade stolz darauf zu seyn, das sie die unserige ist.“

„Schon waren *Haller* und *Hagedorn*, und bald darauf *Winckelmann*, *Klopstock*, *Lessing* und *Hammann* erschienen — Männer, die Zeugniß von einem lebenskräftigen, freyen und selbstständigen Geiste zu geben vermochten. Und mit diesen wirkten und schufen zugleich *Habener*, *Kleist*, *Gellert*, *Kästner*, *Utz*, *Hamler* und viele Andere, die in Sprache und Kunstform, in Denk- und Gefühls- Art Träger eines besseren Geschmacks, einer höheren Bildung geworden. Hell und frisch, ein wahrhaft belebender Geistesstrom, breitete nun die castalische Quelle sich aus, und der Flügel der Begeisterung rauschte von Land zu Land, und weckte schlummernde Kräfte zu fruchtbarem Wirken. So entstanden nach einander *Lavater*, *Engel*, *Lichtenberg*, *Claudius*, *Jacobi*, *Herder*, die *Stolberge* und *Bürger*, und so vor Allem Er, dessen ganz eigener, vielseitiger Geist eine Fülle genialen Lichtes von sich ausgoß, und so recht in der Mitte unserer glanzreichsten Literaturepoche, auf der festen Grundlage einer ihm angeborenen Tüchtigkeit, durch vertraute Bekanntschaft mit der Natur und tiefes Eindringen in ihren innersten Geist, jene Werke zu Stande brachte, die als das Vollendetste, was unsere Literatur aufzuweisen hat, bewundert zu werden verdienen.“ (Es hat uns befremdet, aus diesem Chor trefflicher Geister den Dichter *Voss* ausgeschlossen zu sehen, welcher nicht bloß durch Sprache und Kunstform, sondern auch durch den seltenen Verein gründlichen Wissens mit Geschmack und Dichtergefühl, so bedeutend auf jenes Zeitalter, und auf *Goethen* selbst, eingewirkt hat.)

Der Vf. schildert hierauf, wie sehr *Goethe* von der Natur sowohl, als vom Glück während seines ganzen Lebens begünstigt war, und wie Beides auf sein Wirken und Schaffen den günstigsten Einfluß hatte. „Was *Goethe* so hoch über alle anderen Geister seiner Zeit und seines Vaterlandes stellt, das ist diese innige Verbindung des *Wissens* und *Könnens*, seine wissenschaftliche Kenntniß und zugleich seine künstlerische Behandlung des Stoffes. Nirgends als bey ihm trifft man eine, sowohl Intelligenz als Natur in so strenger Einheit verbindende, wahrhaft *geniale* Persönlichkeit. Er hatte die wahre Philosophie — den

offenen, freyen und tiefen Blick in die Welt; sein Wissen war ein lebendiges Schauen des Universums, sowohl wie es sich im Menschen, als des Menschen, wie er sich im Universum darstellt; und so konnte das grösste und umfassendste aller dramatischen Gedichte, so *Faust* aus seinem Inneren hervorgehen. Ein Dichter, der so in die Geheimnisse des Geisteslebens eindringt, braucht nicht erst in Systemen und Schulen seine Weisheit zu holen; er selbst ist vielmehr eine unerschöpfliche Quelle des Lichts für alle Philosophie. Er, der alle Zeiten verstand, der sich über alle Zeiten erhob, trug den Maßstab zu allen Ereignissen und Dingen in seinem lauterem, völlig ungetrübtem Gemüthe. Und wie in allen seinen Hervorbringungen das Freye mit dem Nothwendigen, Phantasie und Verstand, Willen des Gefühls und bindende Regel sich organisch durchdringen, so trägt auch sein ganzer Charakter das Gepräge des Selbständigen, wie des Gesetzmäßigen, der freyesten Bewegung, wie der besonnensten Ruhe, des feurigsten Aufschwungs, wie der gelassensten Haltung.“

Wie *Goethe* in allen Dichtungen sich als Meister bewährte; wie er auch als Gelehrter seine ungemeynen archäologischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Kenntnisse in Schriften ausbreitete, die selbst Männer vom Fache wegen der darin überraschenden Neuheit der Ansichten, Tiefe der Forschung und Klarheit der Ideen bewunderten; mit welchem Erfolge ihm gleichgesinnte Männer den vaterländischen Boden durch nationale Erzeugnisse zu verherrlichen fortführen, ohne sich durch die grotesken Erscheinungen des französischen Veitstanzes irre machen zu lassen; wie man jetzt die Kunst als den Gipfel des Lebens, die Kunstwissenschaft als den Gipfel der Philosophie anseh: dies und Anderes, was zum Charakter der Zeit gehörte, in welcher *Goethe's* höchster Glanz strahlte, müssen wir dem Leser aus dieser Schrift selbst zu schöpfen überlassen, um noch einen Blick auf dasjenige zu werfen, was der Vf. als unsere Zeit bezeichnet.

„Wohl mitunter, sagt er, noch viele bedeutende Männer, herrliche Kräfte; aber was sollen einzelne Elemente, wenn sie zugleich auch *vereinzelt* sind? wenn die Wissenschaft für sich kein unmittelbares Interesse mehr hat, und alles nach vergänglichen Dingen, nach äußerer Geltung, Gewalt, Herrschaft und dergleichen trachtet? wenn man mit eifertiger Hast, mit wildem Ungestüm, mit leidenschaftlicher Heftigkeit Theorien und Meinungen zu realisiren bemüht ist, die so wenig in der Vernunft ihren Sitz haben, als sie von der Erfahrung gebilligt werden können, zumal alles nur die äußere Gestalt der Dinge, politische Interessen, den Staat zum Gegenstande seines Konstruirens und Kritisirens macht, von nichts als geistiger Mündigkeit, Emancipation, Civilisation, bürgerlicher Unabhängigkeit u. dergl. schreibt und spricht, ungeachtet man noch lange nicht die Grundlage aller Freyheit, nämlich die moralische Tüchtigkeit, die Herrschaft der Tugend und Gerechtigkeit, in sich befestigt hat. Denn die Sache mit nüchternem und unbefangenen Auge betrachtet, ist die Haupttriebfeder

alles Raisonnirens und Tendirens der Meisten doch weiter nichts als der unbändige *Egoismus*, da Unvernunft und blinde Leidenschaft mit den Waffen der Sophistik auf Beute für den Eigennutz ausgehen, und dem Bestehenden jeden Zoll rechtlichen Besitzes streitig zu machen suchen. Der Hauptzweck der Weisheit des Tages ist nur Sensation, Wirkung des Augenblicks, schneller Beyfall der Gegenwart, das Zujauchzen der Menge. Und diesem Halben nach Aufsehen durch stürmisches Aufregen der Gemüther, durch gewaltiges Anfachen der Leidenschaften, durch absichtliche Verwirrung der Begriffe, sehen wir auch, sey es aus Eitelkeit, aus geistiger Beschränktheit, Gewinnfucht oder gar aus falscher Schaam, um nicht als Obscuranten und Servile verschrien zu werden, einen großen, ja den größten Theil derjenigen deutschen Schriftsteller fröhnen, deren Namen am häufigsten genannt zu werden pflegen.“

Welche Anwendung der Vf. von dieser leider nur zu wahren Schilderung des Zeitgeistes auf Deutschlands studirende Jugend macht, der diese Rede gewidmet ist; wie er, von der Idee ausgehend, daß das, was ehemals *Weimar* war, nun *München* in Beziehung auf einen, Wissenschaft und Kunst schätzenden und für den Gelehrten, wie für den Künstler, mit liebender Huld sorgenden Fürsten geworden sey, namentlich die Baiersche Jugend auffodert, das heilsame Werk der Regeneration unserer Literatur und unseres geistigen Lebens sich zum Hauptzweck ihrer Bestrebungen zu machen — wird man aus dem Gesagten leicht erachten. — Man wird es dem einheimischen Redner nicht ungünstig deuten, wenn er in Baiern vorzüglich „einen begeisternden Himmel und eine mit den entzückendsten Landschaften geschmückte, wahrhaft poetische Natur“ glänzen sieht (S. 27); man wird, eben weil er hier nicht als Literator, sondern als Redner sprach, ihn nicht unbillig gegen sein Zeitalter schelten, wenn er beklagt (S. 7), daß „der Baum unserer Literatur bis auf einige Aeste entblättert“ sey, und aus derselben Ursache wird man es nicht zu genau nehmen, wenn er S. 16 in die Gesellschaft der „ausgezeichnetesten Geister“ Einige gebracht hat, an denen man wohl nichts weniger als „eine eminente künstlerische Darstellungsgabe bewundern“ möchte. — Und so wird gewiß kein Leser diese Rede unbefriedigt aus der Hand legen.

ALTENBURG, im Literatur-Comptoir: *Reflexionen über Goethes Poesie und Philosophie und dessen naturnothwendigen Uebergang vom Naturalismus zum rationellen Chriſtianismus*. Dem würdigen Greise selbst vorgelegt von einem seiner aufrichtigsten Verehrer 1832. 110 S. 8. (12 gr.)

Ein sonderbares Product, von dem man kaum erräth, wie es zu nehmen sey! Bald scheint der Verf. *Goethen*, als ein warmer und aufrichtiger Verehrer desselben, in vollem Ernst analysiren und construiren zu wollen, um zu zeigen, wie der seltene Mann ein Gottgläubiger, ein Christusgläubiger, ein Unsterblichkeitsgläubiger war, der (S. 105) „auf ganz besonderen Wegen, absichtslos, ohne bewusstes Verlangen und

Wollen, und mit Verzichtleistung auf Alles, was allen anderen Menschen in dieser hochwichtigen Angelegenheit zur besonderen Hülfe von Gott gegeben worden, schon durch die Kraft seines Geistes, durch sein geistiges Leben in und mit der Natur und Kunst, zu allem dem kam, worin das Urwesen unserer Christusreligion besteht; bald scheint er die Richtigkeit seiner Analyse selbst zu bezweifeln, und sie nur als Hülfsmittel der Bekehrungsfucht zu gebrauchen; bald kommt man auf den Gedanken, daß er diese Analyse, sammt „den glühenden Bewunderern“ (S. 18) des großen Mannes, und die Ursachen dieser Bewunderung, nur habe persifliren wollen; bald glaubt man den geistlichen Stolz eines kleinlichen Prädicanten zu erblicken, den es verdros, daß *Goethe* sich nicht als Zuhörer bey seinen Predigten einstellte, und überhaupt das Theater öfter als die Kirche besuchte. Da der Vf. dies *gesehen* zu haben versichert (S. 83); da er es sogar unternimmt, das Charakteristische der Weimariſchen Prediger mit den Worten der Kunstschule (wie er S. 93 sich ausdrückt) so zu bezeichnen, daß er dem Einen das Profaische, dem Zweyten das Poetische und einem Dritten das Philosophische beylegt: so will er offenbar für einen in Weimar Einheimischen gehalten seyn, sey es nun, daß er es wirklich ist, oder daß er dadurch seinen Reflexionen mehr Glauben zu verschaffen meint. Und diese Reflexionen selbst, was noch sonderbarer ist, sind dem, den sie betreffen, selbst vorgelegt worden: dies bezeugt der Titel; dies muß man aus der ganzen Form des Buches schliessen, welche sich weniger einer freyen Betrachtung, als einem Sendschreiben nähert, das stoffsweise durch ein „*Hochverehrter*“, „*verehrter Greis*“ u. s. w. unterbrochen wird.

Hat nun *Goethe* dieses Sendschreiben wirklich gelesen, was mag er gedacht haben, wenn der Vf. ihn recht ernsthaft belehrt, daß sein Geist allmählich von der Dichtung zur Wirklichkeit zurückgekehrt sey (S. 12); daß es überall das *Selbst* sey, das sowohl in seiner Poesie, als in seiner Philosophie, wie in seinem ganzen Leben unverkennbar hervortrete (S. 16); daß er mit allen Anlagen zu einem ausgezeichneten Dichter, folglich auch zu einem ausgezeichneten Menschen geboren worden (S. 20); daß aber in seinem Lebensbaume, gerade in dessen Entwicklung und Blüthezeit, das Licht und die Kraft und Erquickung von *Oben* fehlte, indem dasjenige, was ihm mitgetheilt wurde, nur von *Unten* und durchaus nicht geeignet war, dem Gemüth aus der Tiefe heraus eine Richtung nach *Oben* zu geben (S. 56); daß sein nicht beabsichtigtes, nicht bestimmt gewolltes und darum gewöhnlich zufällig genanntes Zusammentreffen mit Carl August nicht zufällig, sondern vorbedachtes Werk der Natur, voll tiefen Sinnes, gewesen sey (S. 27) u. s. w. u. s. w. Was mag *Goethe* ihm auf die Frage geantwortet haben, warum er, der unsterbliche Dichter, eine so fortdauernde Scheu vor dem Namen „*Gott*“ gehabt (S. 47), und warum nicht auch Er

Gefangbuchslieder angestimmt habe, wie Paul Gerhard und Luther, und bessere Lieder als diese, die er doch gekannt haben müsse (S. 51). Wie mag *Goethe* diesem Apologeten gedankt haben, der sich des Verkantens, zum Theil Verlästerten, durch solche großmüthige Aeußerungen (S. 78) annimmt: „Das Publicum mußte wohl ganz natürlich auf den Gedanken kommen, Sie glaubten weder an Gott, noch an Jesum Christum, noch an ein ewiges Leben, zumal da Sie nie mit anderen Christen, und wie dieselben, Ihren Glauben durch Theilnahme an der gemeinschaftlichen öffentlichen Gottesverehrung, und durch die stille oder öffentliche Feier des Gedächtnismahles Jesu Christi zu erkennen gegeben haben. Ich bin weit entfernt, in das Urtheil des Publicums mit einzustimmen, d. i. ich bin weit entfernt, Sie mit jenen Menschen von *verbranntem Gehirn* und völlig *verschrobenem Herzen*, in welchem weder ein edler Gedanke, noch ein edles Gefühl, noch eine edle That zum Leben gelangen kann, auf Eine Linie zu stellen, indem ich aus dem gesamten Geiste Ihrer Studien, wie sonderbar sich dieselben auch äußerten, es erkannt habe, daß Sie, auch auf den besonderen Wegen, auf welchen Sie dieselben trieben, zu dem Glauben an Gott und Jesum Christum gelangen mußten. Ich mag daher es auch ganz und gar nicht tadeln, und Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie diesen Ihren nothwendigen Glauben, auf eine besondere Weise gewonnen, nicht auf die gewöhnliche oder allgemeine Weise aussprechen mochten, die Kirche nicht besuchten, an dem Gedächtnismahle nicht Antheil nahmen, weil Sie dieser religiösen Bildungsmittel nicht oder doch nicht so, wie andere gewöhnliche Christen, bedurften, oder zu bedürfen glaubten. Dessenungeachtet muß ich es tadeln, daß Sie das, was Sie glauben und wie Sie es glauben, bis zu dieser Stunde so geheim gehalten haben, da Sie sich desselben doch ganz und gar nicht zu schämen haben.“ — Nach einer so tief sinnigen Apologie wird nicht *Goethe* sich flugs noch die Eine Blüthe verschafft haben, welche unser Vf. in dem unverwelklichen Blütenkranze desselben vermißt, nämlich „*die Blüthe des Glaubens*, dieselbe, die (wie er sagt) in der Dornenkrone des Weltheilandes wie ein Stern des Himmels glänzt, und Allen leuchtet mit wunderbarem Lichte, die den Weg zum Himmel wandeln“ (S. 102). Sollte er sich nicht geneigt gefühlt haben, was der Vf. (besonders S. 106) ihm so eindringlich ans Herz legt, das große, liegende Wort auszusprechen: *Ich glaube!*“

Doch vergebens quälen wir uns mit den Fragen, was wohl *Goethe* bey dem Lesen dieses Sendschreibens gedacht, was er dem Vf. erwiedert, wie er ihm gedankt haben möge. Der Vf. sagt uns selbst: Er hat nichts dabey gedacht; er hat nichts erwiedert; er hat nicht gedankt: denn „mein sterbliches Wort erreichte sein Ohr nicht mehr!“ Und dennoch versichert der Titel, daß das sterbliche Wort dem würdigen Greise *selbst vorgelegt worden!*

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

D E C E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *August Rücker* in Berlin sind erschienen:

Minding, J., Naturgeschichte der Fische.
gr. 8. 12 gr.

Hiezu 1 Kupfertafel mit 72 Abbildungen in
Royal-Folio, schwarz. 4 gr. lauber colorirt.
16 gr.

Moritz, K. P., allgemeiner deutscher Briefsteller, 10te gänzlich umgearbeitete Auflage.
8. 20 gr.

Ramler, K. W., kurzgefaßte Mythologie, oder
Lehre von den Göttern und Heroen der Römer,
Griechen und Aegypter. Nebst einem
Anhang, Andeutungen zu allegorischen Bildern
enthaltend. 6te verb. und verm. Auflage.
Mit 108 Abbild. auf XVI Kupfertafeln
in 4. 1 Thlr. 6 gr.

Wichtige Subscriptions-Anzeige.

In der *Kayser'schen* Buchhandlung in
Leipzig erscheint:

Corpus juris canonici
edidit

Aemilius Ludovicus Richter.

gr. 4. in 8 Lieferungen à 16 gr.

Das erste Heft erscheint bereits zu Ostern
1833, und besteht der Subscriptionspreis nur
bis zu dieser Zeit. Jede deutsche Buchhandlung
nimmt Bestellungen an. Ueber die höchst
billigen Bestimmungen giebt die in jeder Buchhandlung
vorliegende ausführliche Anzeige
Auskunft.

Neuigkeiten.

So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Fritzsche, C. F. A., Präliminarien zur Abbitte
und Ehrenrettung, welche ich gern
dem Hn. Confl. Rath Dr. *Tholuck* gewäh-

ren möchte, und Bitte an das Publicum,
mir durch Lösung einiger Preisaufgaben hiezu
behüflich zu seyn. gr. 8. In Umschlag
geh. 12 gr.

Wegscheider, J. A. D., *Institutiones theolog. christianae dogmaticae.* Scholis suis scriptis
addita dogmatum singulorum historia et censura.
Accedunt indices. *Editio septima auctior et emendatior.* 8 maj. 1833. 2 Thlr. 18 gr.

Als Hülfsbuch bey dem Gebrauch der *Wegscheider'schen Dogmatik* erschien im vorigen
Jahre:

Dicta probantia Vet. et Novi Testamenti, quae
in singulis Institutionum theol. christ. dogm.
a *Wegscheidero* scriptarum paragraph. allegata
sunt, separatim typis expressa et latine
conversa. 8 maj. 2 Thlr.

Halle, im Nov. 1832.

Gebauer'sche Buchhandlung.

Um eine nähere Anschauung über nachstehende,
gegenwärtig *besonderes* Interesse darbietende
Länder zu erlangen, eignen sich ganz *vorzüglich*
folgende Abtheilungen aus der Taschenbibliothek
der See- und Land-Reisen, herausgegeben von
J. H. Jäck, k. Bibliothekar. Nürnberg, bey
Haubenstricker.

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten
Reisen durch *Griechenland.* 9 Bändchen mit
Charten und Kupfern. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

— desgl. durch *Aegypten.* 9 Bändchen mit
Charten und Kupfern. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

— desgl. durch *Palästina.* 6 Bändchen mit
Charten und Kupfern. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr.

— desgl. in die *Türkey.* 12 Bändchen mit
Charten und Kupfern. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Bey mir ist jetzo fertig geworden, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedemann, Dr. F. T., praktische Anleitung zur Kenntniß und Verfertigung lateinischer Verse, nebst einer Chrestomathie aus römischen Dichtern. Erste Abtheilung für mittlere Gymnasialclassen. Dritte verb. und stark vermehrte Auflage. gr. 8. 16 gr.

Da dieses Buch bereits in mehreren Schulen eingeführt, und überhaupt schon hinreichend bekannt ist, so bemerke ich nur, daß die dritte Aufl. um 2 Drittheil stärker als die vorhergehende ist, und daß daher der Lehrer eine größere Auswahl als früher hat.

Leipzig, im Nov. 1832.

Carl Cnobloch.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch-praktischer Commentar über die Heineccischen Institutionen,

von

L. J. E. Höpfner.

Achte Auflage, von neuem durchgesehen, und mit vielen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *Dr. A. D. Weber.* Zweyter, unveränderter Abdruck. gr. 4. 1832. 5 Thlr. od. 9 fl.

Prospectus über die Reichs-Gesetze

von 900 bis 1400,
nachgewiesen durch

Joh. Friedrich Böhmer,

Dr. der Rechte, Bibliothekar der freyen Stadt Frankfurt u. s. w.

gr. 4. 1832. 3 gr. oder 12 kr.

Das Werk selbst wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Von demselben Verf. erschien im vorigen Jahre:

Regesia chronologico-diplomatica regum atque impetatorum Romanorum inde a Carolo I. usque ad Henricum VII. 911—1313. In kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, wo solche abgedruckt sind. 4. 1831. auf Druckpapier 3 Thlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr. Schreibpap. 4 Thlr. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr

Sehr zu empfehlendes Schulbuch.

Hauptelder, J., (Gymnasialdirector) *Uebungsbuch für Anfänger der lateinischen Sprache,*

enthaltend auserlesene deutsche Beyspiele zum Uebersetzen ins Lateinische, vornehmlich zur Einübung der Formenlehre, zunächst zum Gebrauche bey dem Unterrichte nach den Sprachlehren von *Bröder, Grotefend, Krebs, Wenk* und *Haupt*. Nebst 2 Tabellen. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Die schönen Beyspiele welche dieses Uebungsbuch enthält, haben bereits dessen Einführung in vielen Schulen zur Folge gehabt. Der Verfasser, praktischer Schulmann und Vorsteher einer bedeutenden Bildungsanstalt, hat dem Buche durch die angefügten 2 Geschlechts- und Conjugations Tabellen eine so hohe Brauchbarkeit verliehen, daß dasselbe nach allen Urtheilen nicht genug empfohlen, und jungen Lateinern kein besseres Anfangsbuch in die Hände gegeben werden kann.

Giessen, im Oct. 1832.

B. C. Ferber.

In unserem Verlage ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Becker, Dr. K. J., das Wort in seiner organischen Verwandlung. gr. 8. 19 Bogen. Preis 1 Thlr. 16 gr.

Kopp, Dr. Joh. Heinr., kurfürstl. heff. Oberhofrath u. s. w., Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. 2r Band.

Auch unter dem speciellen Titel: Erfahrungen und Bemerkungen bey einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette. 8. 34½ Bogen. Subscriptionspreis 2 Thlr. 6 gr. Ladenpreis 3 Thlr.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

Bey *August Rücker* in Berlin sind erschienen:

Hafemann, F. J., Handbuch des preuss. Criminalprocesses. Zusammenstellung der Vorschriften der Criminal-Ordnung mit den Gesetzen, Verordnungen und Rescripten, welche solche ergänzen, abändern oder erläutern. Nebst 11 Anhängen. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr.

— — Uebersicht der Verbrechen und Strafen, nach preussischem Rechte. Alphabetisch geordnet. gr. 8. 12 gr.

Früher erschienen bey Demselben:

Fürstenthal, F. A. S., Real-Encyclopädie des gesammten in Deutschland geltenden gemeinen Rechts, oder Handwörterbuch des römischen und deutschen Privat-, des Staats-,

Völker, Kirchen-, Lehn-, Criminal- und Procefs-Rechts. gr. 8. 3 Bände. 10 Thlr.
Graaf, B. C., Handbuch des Etats-, Cassen- und Rechnungs-Wesens des königl. preussischen Staats. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.
Hafemann, F. J., Handbuch in fiscalischen Untersuchungs- und Injurien-Sachen. Nach dem preussischen Landrecht und der Gerichtsordnung. 8. broch. 1 Thlr.

Als fertiges Supplement zu *Jean Pauls sämtlichen Schriften* wird empfohlen:

Jean Paul Fr. Richters Leben und Charakteristik.

Nach seinen Briefen und anderen Mittheilungen dargestellt. Von Dr. *H. Döring*. Als 1r und 2r Supplementband. Octav. Mit Porträt und Facsimile. 1 Thlr. 12 gr.

Eine Biographie, die uns das Innere des Gefeierten darstellt, da der bekannte geschätzte Biograph kunstvoll des Gefeilderten eigene Aeußerungen an einander reiht.

Dasselbe ist in Sedez als: Seitenstück zur Gallerie Weimarischer Dichter geh. 2 Bändchen. 1 Thlr. 12 gr.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Valentini, Dr. F., Raccolta di mille e più Vocaboli italiani pretermessi ne' nuovissimi Dizionarii; preceduta da alcune osservazioni sul vocabolario degli accademici della Crusca. 8 maj. 21 gr.

Neue wichtige Ausgaben alter Classiker, welche in der *Hahnschen* Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

P. Virgilius Maro, varietate lectionis et perpetua adnotat. illustr. a *Christ. Gottl. Heyne*. Editio quarta cur. *G. Ph. E. Wagner*. Vol. I. II et IV. 8 maj. 1830 et 1832. 10 Thlr. 8 gr.

Dasselbe Werk, *Pracht-Ausgabe* auf Schweizer-Velinpapier mit durchschossener Schrift und mehr wie 200 Kupfern und Vignetten. Vol. I, II u. IV, jeder in 2 Abtheilungen. gr. 8. carton. *Pränumerationspreis* 30 Thlr. 16 gr.

Der bereits unter der Presse befindliche dritte und letzte Band wird zur Ohermesse 1833 erscheinen, und alsdann diese vorzügliche Ausgabe des *Virgils* wieder vollständig zu

haben seyn, zu deren Empfehlung wir Nichts weiter hinzufügen, da der hohe Werth dieser berühmtesten Leistung des hochverdienten *Heyne*, welcher durch die umsichtige Fürsorge des neuen Hn. Herausgebers noch gesteigert worden, längst und allgemein anerkannt ist. — Auch für die würdige äußere Ausstattung des Werkes ist die nöthige Sorgfalt verwendet, und dürfte dasselbe auch in dieser Hinsicht jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Herodoti Musae. Textum ad *Gaisfordii* edit. recognovit, perp. tum *Fr. Creuzeri* tum sua annot. infr., comment. de vita et scriptis *Herodoti*, tabul. geograph. indicesque adj. *J. C. F. Bähr*. Vol. I et II. 8 maj. 1830 et 1832. 6 Thlr. 20 gr.

Der 3te Band ist unter der Presse und erscheint im Laufe des nächsten Sommers.

Homeri Carmina. Recognovit et explicuit. *F. H. Bothe*. *Iliadis* Vol. I. lib. 1 — 8. 8 maj. 1832. 1 Thlr. 4 gr.

Die Fortsetzung dieser zweckmäßigen Schulausgabe wird ebenfalls bereits gedruckt, und das Ganze möglichst bald vollendet werden.

Im Verlage von *F. E. C. Lauckart* in Breslau ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sauermann, Lehrer am königl. Schullehrer-Seminarium zu Breslau, *Formenlehre*, oder *Anleitung zu Anschauungs-, Denk- und Sprach-Uebungen*, angeleitet mit mathematischen Formen, verbunden mit Zeichen-Uebungen für Stadt- und Land Schulen. Erstes Bändchen (die Körper) mit zehn Stein-drucktafeln. 18 gr.

Bey uns ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der neuesten Modetänze auf das Jahr 1833. Von *E. D. Helmke*. Mit Kupfern, Musikbeylagen und Tanz-Engagementscharten. Elegant gebunden in Goldschnitt und mit Spiegelfutteral. Preis 1 Thlr. 15 gr.

Beniken, K., preuss. Hauptmann, Roms Kriegs- und Staats-Geschichte, vorzüglich für Militärs bearbeitet. 3 Theile. *Subsc. Preis* bis Ostern 1833 2 Thlr., der nachberige Ladenpreis 6 Thlr.

Fasnachts-Almanach auf das Jahr 1833. Für Hypochondristen, hysterische Frauen, und alle Leute die gern lustig seyn wollen und es aus sich selbst nicht können. 2r Jahrg. Elegant gebunden, mit Kupfern und Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Gründler, Dr. K. A., Polemik des germanischen Rechts, Land- und Lehn-Recht (*jus controversum germanicum et feudale*) nach den Systemen des Hn. Geh. Rath Pr. Dr. **Mittermaier** und Geh. Rath Dr. **G. L. Böhm**er bearbeitet. 1r Theil. Preis 2 Thlr.

Russland und die Civilisation. brosch. 15 Sgr.

Weidemann, Dr. Fr., Rapports et différences entre les principes de la doctrine du Docteur **Quesnay** et de celle d'**Adam Smith**. Tirés des oeuvres posthumes d'un célèbre savant. broch. 10 Sgr.

— — dasselbe, deutsche Uebersetzung. 10 Sgr.

— — des Bürgers Recht und Pflicht gegen Regierung und Obrigkeit, mit einer Vorrede des Prof. Dr. **Schütz** und einem Anhang: *die Betrügereyen bey den Glücksspielen*. Preis 1 Thlr.

Merseburg. im Nov. 1832.

Friedr. Weidemannsche Buch- und Kunst-Handlung.

Empfehlungswerthes Weihnachtsgeschenk.
Zur Beachtung für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde.

In der *Schulbuchhandlung* in Braunschweig ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

*Sämmtliche
Kinder- und Jugend-Schriften.*
von

Joachim Heinrich Campe.

Sieben und dreyßig Theile (520 Bogen) mit 52 saubern, theils colorirten, theils schwarzen Kupfern, und Charten. 8. Fein Veliopapier. Subscriptions Preis für alle 37 Theile 11 Thlr. oder 19 fl. 48 kr. Rheinl.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Im Verlage der *Vandenhöck und Ruprecht-* schen Buchhandlung in Göttingen erschienen im Jahre 1832 folgende Bücher:

Ahrens, Dr. H. L., de causis quibusdam Aeschyli nondum satis emendati commentatio. 4 maj. (in Commis.) 8 gr.

Ephemeriden, kleine astronomische für das Jahr 1833, herausgegeben von **C. L. Harding** und **G. Wiefen**. 4r Jahrgang. gr. 8. 16 gr.

Koellner, Ed., de Clientela. 4 maj. (in Commis.) 8 gr.

König, G. O. D., Predigten über sämmtliche Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs, zum Vorlesen in Kirchen und zur häusli-

chen Erbauung. 2 Theile. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Lücke, Dr. F., zum Andenken an Dr. **G. J. Planck**. gr. 8. 2 gr.

Mäthäi, Dr. G. Ch. R., der Myticismus nach seinem Begriff, Ursprung und Unwerth, für alle Gebildeten, zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert. 8. (in Commis.) 18 gr.

Musen Almanach, neuer Gottinger, herausgegeben von einem zweyten Vereine. 12. (in Commis.) 1 Thlr.

Rack, Dr. B., über das deutsche Credit- und Hypotheken-Wesen mit besonderer Berücksichtigung des königl. hannoverschen und herzogl. braunschweigischen Landrechts. 2tes Heft. Auch unter dem Titel: über die öffentliche und ingrossationsfähige Hypothek, mit einigen juristischen Seitenblicken. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Schulze, G. E., über die menschliche Erkenntnis. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Schweppe, Dr. A., das römische Privatrecht in seiner heutigen Anwendung. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Dr. **W. Meyer**. 4te über das doppelte vermehrte und als Handbuch bearbeitete Ausgabe. 4ter Band, (Familienrecht). gr. 8. 1 Thlr. 10 gr.

— — römische Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer, mit erster vollständiger Rücklicht auf Gajus und die Vaticanischen Fragmente. 3te Auflage mit literarischen Anmerkungen vermehrt, herausgegeben von Dr. **E. A. Gründler**. gr. 8. 4 Thlr. 8 gr.

Testament, das neue, griechisch nach den besten Hülfsmitteln kritisch revidirt, mit einer neuen deutschen Uebersetzung und einem kritischen und exegetischen Commentar von **H. A. W. Meyer**. 2r Band, den Commentar enthaltend. 1ste Abtheilung, die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas. gr. 8. 1 Thlr. 1 gr.

Erschienen und versandt:

Rudolphadt, in der *Hof-Buchhandlung*: **Joh. Henr. Vossii commentarii Virgiliani**. In Latinum sermonem convertit Dr. **Theod. Frid. Godofr. Reinhardt**. Pars I sive Eclogae I—V cum commentario. 8. 16 B. engl. Druckpap. Ladenpreis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Der zweyte Theil dieses Werkchens, bey welchem, wenn man dem Ausdrucke eines *Rec. Leipz. L. Z.* 1825. No. 157 glaubt, „die Ehre Deutschlands interessirt ist,“ wird baldigt folgen.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1 8 3 2.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

In Bremen ist an des Hn. Dr. *Dräseke* Stelle der Hr. Ober-Conf. Rath *Jacobi* in Gotha zum luther. Prediger gewählt worden.

Der Baron *Silvestre de Sacy*, Baron *The-nard*, Mitgl. des Instituts, *Villemain*, Mitgl. des Instituts, Graf *v. Reinhard*, ehemaliger Gesandter in Dresden, Graf *Röderer*, ehemal. Senator, und Graf *Rumigny* sind am 11 Oct. zu Pairs de France ernannt worden. Frankreich hat nunmehr 288 Pairs.

Hr. *Elie de Beaumont*, ein ausgezeichnet-ter Geolog, ist Prof. der Naturgeschichte bey dem Collège de France, an *Cuvier's* Stelle, geworden.

Hr. *Victor Leclerc*, Prof. der latein. Beredfamkeit, ist an *Lemair's* Stelle zum Senior der Faculté de lettres ernannt.

Hr. Prof. *Jarke* in Berlin, Herausg. des politischen Wochenblattes, ist zum kais. öster-reich. Rath in der Staatskanzley zu Wien ernannt; und erhält den halben Gehalt des verstorbenen Hofraths *v. Gentz*.

Der bisherige außerord. Prof. in der medicin. Faculté zu Breslau, Hr. Dr. *Henschel*, ist zum ordentl. Professor in gedachter Faculté ernannt worden.

Der Privatdocent, Hr. Dr. *Lehnert* in Königsberg, hat eine außerord. Professur in der theolog. Faculté daziger Universität erhalten.

Hr. Dr. *Wüllner*, bisher Director des Gymnasiums zu Recklingshausen, ist Director des Gymnasiums zu Düsseldorf geworden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasium zu Cleve, Hr. *Wilhelm Wolf*, ist zum außerordentl. Prof. in der philof. Faculté der kön. pr. Akademie zu Münster ernannt.

Die Stelle eines ersten Astronomen an der Sternwarte di Brera in Mailand hat der bisherige zweyte, Hr. *Carlini*, erhalten.

Der Bildhauer, Hr. *Ernst Rietschel* in Dresden ist als außerord. Professor bey der da-

ligen Akademie der bildenden Künste angestellt worden.

Der Bischof von Fulda, Hr. *Pfaff*, hat das Großkreuz des kurness. Hausordens vom goldenen Löwen erhalten.

Der Professor des deutschen Rechts an der Universität zu Würzburg, Hr. Dr. *Bernhard*, ist nach München berufen, und seine bisherige Stelle dem zeitherigen Ministerialsecretär *von Link* übertragen worden.

Der seitherige Prof. Dr. *Narr* zu München kommt als Prof. der Klinik nach Würzburg.

Der Privatdocent an der Universität zu Jena, Hr. Dr. *Ludwig Etmüller*, ist von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz zum auswärtigen ordentlichen Mitgliede, und von dem Vereine für Literatur und Kunst zu Mainz zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht ist S. H. der Herzog *Bernhard* von Sachsen-Weimar-Eisenach, General-Lieutenant im Dienst S. Maj. des Königs der Niederlande, zum Ehrenmitgliede ernannt worden. Als ordentliche Mitglieder im Auslande ernannte dieselbe Gesellschaft die Hnn. Dr. *A. Bökh*, Prof. der alten Literatur zu Berlin, *Leopold von Buch* zu Berlin, *F. A. Ebert*, königl. erster Bibliothekar zu Dresden, Hofrath Dr. *Jac. Friedr. Fries*, Prof. der Physik an der Universität zu Jena, Dr. *J. C. L. Gieseler*, Prof. der Theol. zu Göttingen, Dr. *Wilh. Traugott Krug*, Prof. der Philof. zu Leipzig, Dr. *A. Heinrich Lichtenstein*, Prof. zu Berlin, Dr. *Gottlob Ernst Schulze*, Prof. der Philof. zu Göttingen.

Der außerord. Prof. der Juristen-Faculté zu Königsberg, Hr. Dr. *Sanio*, ist zum ordentl. Prof. in gedachter Faculté ernannt worden.

Hr. Dr. *Hohl* in Halle ist zum außerordentl. Professor in der medic. Faculté der dortigen Universität ernannt worden.

Hr. Dr. *Pohl*, bisher außerord. Prof. der

Philos. an der Univ. zu Berlin ist zum ordentl. Prof. in genannter Facultät ernannt worden.

Die Hrn. Dr. *Wolff* und *Dieffenbach*, dirigirende Aerzte des Charité-Krankenhaus zu Berlin, sind zu außerordentl. Professoren in der medic. Facultät daselbst ernannt worden.

Hr. Dr. *Beneke*, bisher Privatdocent in der philos. Facultät zu Berlin, ist zum außerord. Prof. in der gedachten Facultät ernannt worden.

Hr. Dr. *Stenzel*, ordent. Prof. der Geschichte und Archivarius an der Universität zu Breslau, hat das Prädicat eines Geheimen Archiv-Rathes erhalten.

Hr. Prof. Med. Dr. *Osann* zu Berlin ist zum correspondirenden Mitgliede von der Akademie der Wissenschaften zu Turin erwählt worden.

Hr. Dr. *von Langerke*, bisher Privatdocent der theol. Facultät zu Königsberg ist zum außerordentlichen Prof. in der theol. Facultät daselbst ernannt worden.

Hr. Dr. *Sietze*, Privatdocent in der Juristen Facultät der Universität zu Königsberg, ist zum außerordentl. Professor in gedachter Facultät ernannt worden.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind erwählt worden 1) zu ordentlichen Mitgliedern der philosoph.-historischen Classe: Hr. Prof. Dr. *Hoffmann*, wirklicher Geh. Regierungsrath, Hr. Prof. Dr. *Eichhorn*, Geheimer Legationsrath, Hr. Prof. Dr. *Levezow*, Hr. Prof. Dr. *H. Ritter*, Hr. Prof. Dr. *Ranke*. 2) Zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Classe: Hr. Prof. Dr. *Dirichlet* und Hr. Prof. Dr. *H. Rose*, und 3) zu ordentlichen auswärtigen Mitgliedern die Hrn. *Letronne* und *Victor Cousin* zu Paris, *von Schelling* zu München, *Jacob Grimm* zu Göttingen, *Lobeck* in Königsberg und *Jacobs* in Gotha. Sämliche Mitglieder sind von S. M. dem Könige bestätigt worden.

Hn. Prof. Dr. *Ed. v. Siebold* zu Marburg, zeitigem Prorector dieser Universität, ist vom Kurprinzen und Mitregenten von Hessen das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen verliehen worden.

II. Nekrolog.

Am 22 Juni starb zu Mailand der als Botaniker und Numismatiker rühmlichst bekannte Ritter *Ludwig Castiglioni*.

Am 26 Juli zu London, im 56 Jahre s. Alters, der *Viscount Dillon*, Verf. einer Uebersetzung des *Aelians*, und eines Werkes in 2 Bdn. über die Politik der Völker.

Am 27 Aug. zu London der bekannte Theolog Dr. *Adam Clarke* im 69. J. s. A. an der Cholera, sein Leichnam durfte deshalb in dem Grabgewölbe des Dr. *Wesley* nicht beigesetzt werden.

Am 30 Aug. der Graf *von Latour Auvergne*, an wiederholtem Anfälle der Cholera. Er hatte in einem Cholera-Lazareth zu Paris das Amt eines Inspectors unentgeltlich übernommen.

Im Aug. der in der Geschichte des griechischen Freyheitskampfes mit Rubim genannte Fürst *Demetrius Ypsilanti*.

Am 31 Aug. zu Paris der namhafte Orientalist *Chézy*, geb. d. 15 Jan. 1773.

Am 2 Sept. Rippollau der Geh. Rath Graf *Carl Christian von Benzel-Sternau*.

An demselben Tage zu Paris der mehr als 80jährige, berühmte Astronom Baron *von Zach*, an der Cholera.

Am 3 Oct. zu Paris der Senior dasiger Facultät der Wissenschaften, *Lemaire*.

Am 6 Oct. zu Rom der Cardinal *Benedetto Naro*, Praefect der Congregation der regul. Disciplin. geb. d. 26 Juli 1744.

Am 9 Oct. zu Schönberg in der Oberlausitz der dasige Oberpfarrer und Ritter des Pr. RAO. 4ter Classe, M. *Johann Sigismund Ueberjhaar* im 90 J. s. Alters.

An demselben Tage zu Aarau Dr. *Renger* der jüngere, bekannt durch seine vieljährige Gefangenschaft in Paraguay, wie durch seine Schriften über den Dr. *Francia*, und über die südamerik. Säugthiere.

Am 13 Oct. zu Bautzen der königl. sächs. Oberamts-Vice-Canzler *Carl Christoph Tietze*, im fast vollendeten 81 Lebensjahre.

Am 14 Oct. zu Jena der berühmte Kunst- und Alterthums-Kenner, Großherzogl. Sachs. Weim. Eifenach. Hofrath, Prof. und Dir. der Zeich. Akademie, *Johann Heinrich Meyer*, geb. zu Stäfa am Burgersee, dem unsere A. L. Z. mehrere schätzbare Beyträge verdankt, Ein würdiges Denkmal hat ihm *Böttiger* gesetzt. In seinem Testamente hat er gegen 20,000 Thlr. zur Unterstützung der Armen in Weimar ausgesetzt. Die Stiftung soll unter dem Namen *Meyer-Amalien-Fonds*, und unter der Oberleitung der Großherzogin Kais. Hoh. stehen.

Am 15 Oct. zu Dresden der ord. Prof. der Baukunst und Vorseher der Bauschule an dasiger Akademie der bildenden Künste, *Carl August Benjamin Siegel* 75½ Jahr alt.

Am 20 Oct. zu München der Staatsminister der Justiz, Freyherr *von Zurhein*. Er hatte diese Stelle erst seit dem 1 Jan. d. J. bekleidet.

Am 28 Oct. *Ludwig Wolf*, Mitglied der Akad. der Künste in Berlin, als Geschichtszeichner und Kupferstecher bekannt.

Im Oct. zu Marseille der Prof. der arabischen Sprache, *Agoub*.

Am 29 Nov. in Berlin der Geh. Medicinarrath Dr. *Rudolphi*, Prof. an der Univerf. und

Director des Museums daselbst, im 63 Lebensjahre.

III. Vermischte Nachrichten.

Die Hnn. Geh. Ober-Justizrath *Müller*, Geh. Ober-Tribunal-Rath *Mackprang* und die Hnn. Profess. Dr. v. *Lancizolle* und Dr. *H. Ritter* sind in Berlin Mitglieder des Ober-Censur-Collegiums geworden.

Der Pfarrer zu Schönberg bey Ampfung, der mehrere Schriften gegen den Aberglauben herausgegeben hat, ist wegen seiner Lehre vom

Papstthume und dem Cölibat vom Erzbischof von München suspendirt worden.

Der Hr. Director des antiquarischen Museums zu Cassel Hr. Dr. v. *Rommel*, ist von dieser Stelle entbunden, und der Maler Hr. *Ludwig Sigismund Ruhl*, zum wirklichen Hofrath, Director des Museums, der Bildergallerie und der Bibliothek zu Wilhelmshöhe ernannt worden.

Der in Würzburg als Prof. der Rechte provisorisch angestellte Dr. *Lauck* hat seine Entlassung aus dem königl. bayerischen Staatsdienste erhalten.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

I. Neue periodische Schriften.

Von den „*Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst*“, herausgegeben von *K. H. L. Pölitz*, gr. 8. 12 Hefte (6 Thlr.), ist des 6ten Jahrgangs 1833, 1stes Heft erschienen, 48 der berühmtesten Gelehrten haben sich als Mitarbeiter dieser geschätzten Zeitschrift angeschlossen, welche sich auch in dieser politisch und wissenschaftlich stark bewegten Zeit in ihrer würdigen Haltung behauptet hat. Der Januar enthält: Andeutungen über polit., besonders parlamentar. Beredsamkeit von *Pölitz*. — Was würde ich thun, wenn ich jetzt Abgeordneter wäre? von *Weitzel*. — Ueber den Staatspapierhandel (besonders das preuss. Prämiengeschäft), von *Lewold*. — Dann Recensionen über 8 interessante neue Schriften.

Pölitz Jahrbücher, 1r bis 5r Jahrgang sind von heute an zusammen genommen auf 15 Thlr., einzelne Jahrgänge auf 4 Thlr. herabgesetzt worden.

Pölitz Andeutungen über politische, besonders parlamentarische Beredsamkeit ist auch besonders zu 2 gr. zu haben.

Leipzig, den 1 Dec. 1852.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Literarische Anzeige.

Zur Ostermesse 1853 wird in unserem Verlage erscheinen:

Lexicon Platonicum.

Edidit

Fridericus Ast.

3 Volumina.

Volumen I.

Wir werden zu bemerken veranlaßt, daß der Hr. Herausgeber auch die kürzlich in Ox-

ford erschienenen *Indices Platonici* von *Mitchell* gewissenhaft benutzen, und was dieselbe irgend von Bedeutung enthalten, in sein *Lexikon* aufnehmen wird. Der Preis wird für das vollständige Werk, dessen Druck ohne Unterbrechung fortgesetzt wird, ungefähr 8 Thaler betragen.

Leipzig, d. 4 Dec. 1832.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Aeusserst wichtige Anzeige für das ärztliche Publicum.

Mehrere Doctoren veranstalteten eine zweyte correcte Ausgabe von folgendem Werke:

Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie,
nach

J. L. Schönlein's, Prof. in Würzburg,

Vorlesungen,

niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer. In 4 Bänden.

Der Herausgeber sagt in seiner Vorrede: Ein doppelter Zweck stand mir bey der Herausgabe dieser Vorlesung vor Augen, den Zuhörern *Schönlein's* wollte ich ein Mittel an die Hand geben, welches sie das mühselige Geschäftes des Nachschreibens überhebe, um den erläuternden Worten des trefflichen Lehrers um so aufmerksamer folgen zu können, die ärztliche Welt wollte ich um einige Jahre früher mit den klaren, tief in die Räthsel der Heilkunde eindringenden Ideen dieses wichtigen Pathologen und Klinikers beschenken.

So kömmt das Buch in die Welt. Wer möchte sein frühzeitiges Erscheinen mißbilligen? Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf das Buch, um die hohen Vorzüge seiner Lehre vor denen anderer zu erkennen. Da ist

kein blinder Hang am Systeme; kein Haschen nach grundlosen Hypothesen, keine Vorliebe für moderne Speculation. Die Natur, die ewigwährende, liegt Schönlein vor Augen, hier ist des Feld, wo er nach Wahrheit und Klarheit emsig forscht und strebt, und die classischen Schriften der Alten leiten ihn auf diesem Wege an sicherer Hand. Man sehe nur seine Diagnose, seine Classification der Krankheiten, seinen scharfen Blick in die Natur und das Wesen der Leiden, seine rationellen Heilanfsichten. — Alles zeigt den Forscher, zeigt die bewährte Erfahrung, zeigt die Fortschritte, welche der große Lehrer mit der Zeit und mit der Kunst gethan, da er beide vorurtheilsfrey beobachtet. Es ist also nicht nur rätlich, es ist sogar Pflicht: die Welt mit den gediegenen Ansichten unseres genialen Schönlein's vertraut zu machen.

Doch es bedarf der Worte nicht, wo die That spricht. Man lese. —

Der fertige erste Band, 34 Bogen stark, auf schönem weissen Papier kostet 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. rhein. und ist durch die *C. Eutingersche* Buchhandlung in Würzburg, und durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Da blofs eine geringe Auflage davon gemacht wurde, so wird schnelle Abnahme empfohlen. Der 2te, 3te und 4te Band erscheinen unfehlbar noch in diesem Semester, womit dieses ausgezeichnete Werk eines Schülers Schönlein's, dieses vorzüglichen Lehrers, der sich durch seine hohen Geistesgaben und Verdienste um die Arzneykunde europäifchen Ruf erworben hat, geschlossen ist.

Bey *H. L. Brönnner* in Frankfurt a. M. sind so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lange, Dr. G., Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältnifs der nordischen und deutschen Heldenfage, aus P. E. Müllers Sagabibliothek 2r Band, mit Hinzufügung erklärender, berichtiger und ergänzender Anmerkungen und Excurse, übersetzt und kritisch bearbeitet. 23 Bogen. gr. 12. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Glöckler, Dr. C., die Sacramente der christlichen Kirche, theoretisch dargestellt. 20 Bogen. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Bey *August Rücker* in Berlin erschien, und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dulk, F. P., Handbuch der Chemie. Zum Gebrauch, bey seinen Vorlesungen und zum Selbstunterricht. 1r Theil. Chemie der unorganischen Körper. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Hartmann, C. F. A., Lehrbuch der Eisenkunde. 1ste Abth., die Lehre von den Eigenschaften des Eisens, desgl. die von den Eisenerzen, den Brennmaterialien, den Gebläfen, und der Roheisenerzeugung enthaltend. Mit einem Atlas von 10 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr.

Minding, J., Naturgeschichte der Fische. gr. 8. 12 gr.

Hiezu 1 Kupfertafel mit 72 Abbildungen in Royal-Folio, schwarz. 4 gr. sauber colorirt. 16 gr.

Schubarth, E. L., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Behufs seiner Vorträge und zum Selbstunterricht. 5te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 4 Thlr.

Wimmer, E., Flora von Schlesien. Handbuch zur Bestimmung und Erkenntniß der phanerogamischen Gewächse dieser Provinz. Nebst einer gedrängten Einleitung in die Pflanzenkunde. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

So eben ist bey *Franz Varrentrapp* in Frankfurt a. M. erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben,

Die heilige Schrift des alten Testaments.

Vierten Theils vierter Band, welcher die zwölf kleinen Propheten enthält. Herausgegeben von *Dominicus Brentano* und *Theod. Ant. Derefer.*

Fortgesetzt, und aus dem Hebräifchen übersetzt und erklärt von

Dr. J. Martin Augustin Scholz.
gr. 8. 2 Thlr. 3 gr. od. 3 fl. 12 kr.
Complet köstet das *Alte Testament* 20 Thlr. 15 gr. od. 31 fl. 22 kr.

Das *Neue Testament* 6 Thlr. 20 gr. od. 12 fl. 18 kr. Vollständige Anzeigen über dieses Bibelwerk vertheilt jede solide Buchhandlung gratis.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAI S C H E N

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1 8 3 2.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige.

Der Verlag der bereits seit 1831 bestehenden Zeitschrift: „*Das Vaterland, Blätter für Proposition und Opposition*“, ist auf Unterzeichneten übergegangen, und erscheint dieselbe vom nächst bevorstehenden 1 Januar an unter dem Titel:

Das Vaterland

Blätter für deutsches Volks- und Staats-Leben auch ferner wöchentlich zwey Mal. Es bilden daher 104 Numern einen Jahrgang, dessen Preis auf 4 Thlr. festgesetzt bleibt, den die resp. Abonnenten mit 2 Thlr. halbjährig *pränumerando* für jeden aus 52 Numern bestehenden Band zu entrichten haben.

War in den ersten beiden Jahrgängen die Tendenz dieses sich durch Würde, Ruhe, Mäßigkeit und Gründlichkeit auszeichnenden Blattes zunächst auf die Angelegenheiten *Sachsens* gerichtet, so soll von nun an alles in seinen Wirkungskreis gezogen werden, was das *gesammte deutsche Volks- und Staats-Leben* angeht, und es wird dasselbe daher allen *Lesern von Zeitschriften, Journalcirkeln, Lesegesellschaften, Leihinstituten u. s. w.*, besonders aber auch solchen *Privatpersonen, die sich für das Staatsleben interessiren*, zur eigenen Anschaffung um so angelegentlicher empfohlen, als die dermalige Erweiterung des Planes das Interesse für dasselbe nur bedeutend erhöhen kann.

Hebung rein vaterländischen Gefühles im ächten deutschen Sinne, Weckung und Nahrung des Gemeinnes für Oeffentlichkeit und Gemeinwohl, Verbreitung ächter, politischer Bildung und darauf begründete Förderung eines fröhlichen Aufschwungs des deutschen Volks- und Staats-Lebens sollen die Hauptzwecke dieses sich neugestaltenden Blattes seyn, gepflogen durch Wechselverkehr unter Ehrenmännern

aller deutschen Lande; und wie dies Blatt begonnen, wie auch überall die vollste Anerkennung gefunden, so soll ferner Sachkenntniß und ruhige Besonnenheit, Klarheit, Bündigkeit und Leidenschaftslosigkeit der einzige Ton seyn, der in ihm waltet.

Kurze beurtheilende Anzeigen von in den Bereich der in diesem Blatte erörtert werden- den Fächer gehörenden neu erscheinenden Schriften werden nicht ausgeschlossen, und nach Maßgabe des einlaufenden Stoffes wird unter besonders fortlaufender Numer ein *literarischer Anzeiger* beygefügt, in welchem die gespaltene Zeile aus compacter Petitesehrift oder deren Raum mit 1 Gr. berechnet wird.

Alle Postämter, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, der Hauptcommission hat die hiesige königl. Zeitungs-Expedition sich zu unterziehen die Gefälligkeit gehabt.

Ein ausführlicherer Prospectus ist versendet und in allen Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im Dec. 1832.

Joh. Ambr. Barth.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Anzeige
über das Erscheinen der neuen
lateinischen Schulgrammatik
von

A. Grotefend.

Dir. des Gymnasiums zu Göttingen, u. s. w.
28½ Bogen compacter Drucks in gr. 8. 1835.
1 Thlr.

Streng systematische Anordnung des Lehrstoffes, eine auf die neuesten Forschungen der allgemeinen Sprachwissenschaft gegründete Behandlung desselben, Bestimmtheit, Klarheit und Falschlichkeit des Ausdrucks, möglichste Genauigkeit in den Bestimmungen des Sprachgebrauchs und durchgängige Vergleichung des lateinischen mit dem deutschen Sprachidiom, na-

mentlich auch im Satz- und Perioden-Bau -- dieß sind die *Hauptforderungen*, deren Erfüllung sich der Verfasser zum Ziele setzte, *um eine lateinische Grammatik zu liefern, welche bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft, als Lehrbuch für alle Gymnasial-Classen*, einem von Sachverständigen längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen könnte. Besonders verdient auch auf die nach einem ganz neuen, den Unterricht wesentlich erleichternden, Plane gearbeitete *Formenlehre* aufmerksam gemacht zu werden.

Von demselben Hn. Verfasser sind ferner in unserem Verlage erschienen, und bereits vielfach eingeführt worden:

Ausführliche Grammatik der latein. Sprache, zum Schulgebrauche. 2 Theile. gr. 8. 1829 u. 30. 2 Thlr.

Materialien lateinischer Stilübungen für die höheren Classen der Gelehrten-schulen. Mit Uebersetzungswinken versehen. Zweyte Ausgabe, 8. 1828. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Commentar zu den Materialien latein. Stilübungen, nebst eingefreuten grammatischen Bemerkungen und Excurfen. 8. 1825. 1 Thlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Durch Schuld des Handlungs-Perfonales kamen im Jahr 1831 folgende neue Verlags-Artikel nicht in die Mels-Kataloge:

Pallas. Zeitschrift für *Staats- und Naturwissenschaften, Philosophie und Praxis*. Zur Beförderung menschlichen Wissens und menschlichen Glücks. Nebst satyrischem Anhang. Für Gelehrte und Gebildete herausgegeben von *F. C. Joh. Müller*. 3 Hefte mit 1 Steindrucktafel. gr. 8. brosch. 15 Bogen 1 Thlr.

Schäfer, Stabsarzt, Dr., die besten und neuesten *Schutz- und Heil-Mittel gegen die Cholera*. Für Aerzte und Laien. Aus eigener Erfahrung aufgestellt und dem königl. preuss. Ministerium vorgelegt. Publicirt von *Ruß*, Sanitäts-Präsident. 2te Aufl. 1 Bog. geh. 2 gr.

Müller, F. C. J., die *Entstehung der Welt aus Nichts*. Astronomisch-philosophische Skizze in logischer Darstellung für Gelehrte und Gebildete. Mit 1 Steindrucktafel. 4 $\frac{1}{2}$ Bogen. geh. 12 gr.

Kraft, Dr. F. K., *Geschichte von Altgriechenland*. Ein Handbuch für Gymnasien. Als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 4te verbesserte Aufl. 23 Bogen. gr. 8. 18 gr.

Pigoult-Lebrun, der *Egoismus*, oder so sind wir alle. Humoristischer Roman. Deutsch

herausgegeben von *E. Klein*. Neue und wohlfeile Ausgabe in Taschenformat. 3 Thle. brosch. 40 Bogen. 1 Thlr. 8 gr.

Jördens, G., Bella und Beata. Eine Geschichte. Neue und wohlfeile Ausgabe in Taschenformat. brosch. 12 Bogen. 10 gr.

Beide Werke auch unter dem Titel:

Bibliothek, wohlfeile von Unterhaltungschriften. In Taschenformat. 8r bis 12r Bd. Bey Pränumeration auf 4 folgende Bändchen jedes nur 9 gr.

Jean Paul. Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen ausgewählt, gesammelt und geordnet. Nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniß. Mit einem Vorbericht von *Conz*. Angefangen von *Aug. Gebauer*, fortgesetzt von Anderen. 8s Bändchen. Leben und Charakteristik. Von *H. Döring*. (Mit dem Porträt). 19 $\frac{1}{2}$ Bogen Subscript Preise: I. Ausgabe in Octav; 1) Velinp. 1 Thlr. 2) Schreibp. 18 gr. II. Ausgabe in Sedez: 3) Französisch Papier 16 gr. 4) Druckp. 12 gr. Prän. Preis nur noch für die 3 besseren Ausgaben für alle 10 Bände 1) 8 Thlr. 2) 6 Thlr. 3) 6 Thlr. 8 gr.

Döring; Dr. H., *Jean Paul Friedrich Richters Leben und Charakteristik*. Nach seinen Briefen und anderen Mittheilungen dargestellt. Mit Porträt und Facsimile. IIr Bd. 19 $\frac{1}{2}$ Bogen in 16. br. Preis für beide Bände 1 Thlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Jean Pauls Leben. Seitenstück zur Gallerie Weimarischer Schriftsteller von *Dr. H. Döring*.

Dasselbe Werk in Octav auch unter dem Titel: *Jean Pauls sämtliche Schriften: 2r Supplementband*. Leben und Charakteristik. Dargestellt von *Dr. H. Döring*.

Charte der Königreiche Holland und Belgien, nach der Grenzbestimmung des Londoner Tractats vom 15 Octob. 1831. 2te Auflage. kl. Folio illum. 3 gr. Velinpapier 4 gr., schwarz 3 gr.

Ernst Klein's literar. geogr.
Comptoir in Leipzig.

So eben sind bey Unterzeichnetem erschienen:

Betsunden für Kirche und Haus,
oder

zwey und funfzig kürzere religiöse Betrachtungen, besonders für kirchliche Vorlesungen bey dem Nachmittagsgottesdienste in Landkirchen; bearbeitet und herausgegeben von zwey evangelischen Pfarrern im Herzogthum Sachsen. gr. 8. 1833. Preis 18 gr.

Den Zweck dieser neuen Sammlung reli-

giöser Betrachtungen spricht schon der Titel hinlänglich aus. Die Bestunden für Kirche und Haus werden nicht allein Seelforgern für den praktischen Gebrauch bey dem Nachmittags Gottesdienst, sondern auch allen Denjenigen willkommen seyn, welche gewohnt sind, sich auch außser dem Gotteshaufe zu erbauen.

Ferner sind in meinem Verlage früher erschienen:

Formulare zu Kirchengebeten

an Sonn- und Fest-Tagen und bey verschiedenen Gelegenheiten, sowie zu ämlichen Handlungen bey den mannichfaltigen Casualfällen, mit Berücksichtigung verschiedener Gemeinden. Nebst einem Anhang von Antiphonien und Collecten bey besonderen Fällen.

Von

M. Th. W. Hildebrand,
Archidiaconus in Zwickau.

1r Bd. gr. 8. 1830. Enthaltend: *Kirchengebete*.
2r Bd. gr. 8. 1830, enthält: *Formulare bey Taufen, Trauungen und Begräbnissen, sowie bey der Communion*.

(Preis der beiden Theile 1 Thlr. 10 gr.)

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Für Pädagogen.

So eben ist das nachstehende wichtige Werk erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Reisen durch Deutschland und die Schweiz,

mit besonderer Rücksicht auf das Schul-, Erziehungs- und Kirchen-Wesen, auf Schullehrer-Seminarien, Waisen-, Armen-, Blinden-, Taubstummen- und Wohlthätigkeits-Anstalten;

von

Dr. J. C. Kroeger.

(1r Bd. gr. 8. Preis 2 Thlr.)

Dieses Werk enthält einen Schatz höchst wichtiger und interessanter Bemerkungen über die vorzüglichsten Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten von Deutschland und der Schweiz, welche der Hr. Verfasser auf seinen Reisen, die er in der Absicht unternahm, die Vorzüge und Mängel der auf dem Titel genannten Bildungsanstalten kennen zu lernen, gesammelt hat. Möchte sich dasselbe recht bald in den Händen der Pädagogen und aller derjenigen Staatsbürger befinden, welche die Wichtigkeit der Verbesserung der vaterländischen Schulanstalten erkannt haben, und sich für die Veredelung des Menschengeschlechts durch Intelligenz auf diesem Wege interessieren.

In demselben Verlage ist ebenfalls neu erschienen:

Morgengebete zum Gebrauche in den oberen Classen evangelischer Gymnasien und höherer Bürger Schulen; verfaßt und herausgegeben von Dr. J. C. G. Kästner in Lingen und Prof. K. G. Kuchler in Leipzig. 8. 1833. Preis 15 gr.

Diese neue Sammlung von Morgengebeten, deren Verfasser sich bestrebt haben, den Wünschen Aller nach ihren individuellen Ansichten und Forderungen zu genügen, möge sich durch ihre Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit selbst empfehlen.

C. H. F. Hartmann, in Leipzig.

Subscriptionseröffnung auf

Ch. G. Kayser's

neues und vollständiges allgemeines Bücher-Lexikon,
enthaltend:

alle von 1750 bis Ende des Jahres 1832 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den angrenzenden Ländern gedruckt worden sind.

In alphabetischer Folge mit einer vollständigen Uebersicht aller Autoren, der anonymen sowohl als der pseudonymen, und einer genauen Angabe der Kupfer und Charten, der Auflagen, der Formate; der Druckorte, der Jahrszahlen, der Verleger und Preise.

Mit einer Vorrede

von

Friedrich Adolph Ebert,

königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar.

Das große weite Feld der Literatur ist nach allen Seiten hin in den letzten Decennien so vielfach angebauet worden, wie es in keinem früheren Zeitraume der Fall war. — Es fehlt jedoch bis jetzt ein Werk, welches nicht nur dem Buchhändler sondern auch, und vorzüglich, dem Gelehrten als ein *sicherer* Wegweiser im Gebiete der Literatur dienen, und jedes einzelne in neuerer Zeit erschienene Werk, nach Titel, Verfasser und Preis *genau* und *richtig* angäbe. Seit einer Reihe von Jahren hat zwar das *Heinfiusche* Bücherlexikon in 4 Bänden, denen später noch 3 Supplement-Bände folgten, wenn auch nicht befriedigt, doch in Ermangelung eines besseren, wesentliche Dienste geleistet. Da diesem jedoch alle specielleren Angaben gänzlich *mangeln*, die Werke eines Verfassers nicht immer gehörig zusammen gestellt, sondern *oft* zerstreut, bald unter diesem, bald jenem Vornamen, als Werke verschiedener Verfasser aufgeführt sind, so mußte es nur zu bald veralten.

Die Supplemente konnten jene Mängel entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig ergänzen, und erschweren den Gebrauch über die Maßen, indem das Auffuchen eines Buches mehr Zeit erfordert, als der Vielbeschäftigte aufzuwenden im Stande ist, weshalb denn auch eine fernere Fortsetzung dieses Werkes für höchst unzweckmäßig erkannt, und solches von einsichtsvollen Männern vielseitig ausgesprochen wurde. Dem allgemein gefühlten Bedürfnis wird durch das, im Laufe des nächsten Jahres in meinem Verlage unter vorstehend angegebenen Titel erscheinende Werk abgeholfen.

Um nun die Anschaffung zu erleichtern, und damit das Werk schon während seines Entstehens brauchbar werde, habe ich mich entschlossen, dasselbe in 12 Lieferungen von 20 bis 25 Bogen erscheinen zu lassen, und einen Subscriptions-Preis für das Ganze festgesetzt, welcher jedoch nur in Terminen, und zwar bey Ablieferung einer Lieferung

auf Druck-Velinpapier mit 1 Thlr. 8 gr.

Schreib-Velinpapier mit 1 Thlr. 16 gr. für jede derselben baar zu entrichten ist. Der Druck nimmt mit Februar kommenden Jahres seinen Anfang und wird so rasch betrieben werden, daß derselbe mit Ende desselben Jahres beendet seyn wird.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, den 1 Dec. 1832.

Ludwig Schumann.

In der *Bran'schen* Buchhandlung in Jena ist erschienen:

Quid Homerus et Pindarus de virtute, civitate, diis stauerint, et quid in his locis differat utriusque poetae sententia. Commentatio in certamine litterario civium academicorum Jenensium praemio ornata. Scripsit Otto Zeyfs. Gothanus. 4. 1832. Preis 18 gr.

Bey *Kollmann* in Leipzig sind erschienen:

Ifocratis Airopagiticus. Cum priorum editorum annotationibus edidit suasque adjecit G. E. Benseler, Phil. Dr. Gym. Friburgensis adjunctus. 8 maj. 31 Bog. 2 Thlr.
Luciani Toxaris. Recensuit et illustravit Carolus Jacobitz. 13 Bogen $\frac{1}{2}$ Thlr.

Sistrencewitz de Bohusz (Stanislaus). Recherches historiques sur l'origine des Sarmates,

des Esclavons et de Slaves, et sur les Epoque de la conversion de ces peuples au Christianisme. *Edition populaire*, 4 Vols. 8., avec 3 Cartes. 12 Schillings = 13 Roub. = 4 Thlr.

Durch die neuesten Begebenheiten ist die Aufmerksamkeit wieder so sehr auf Rußlands Geschichte und auf die den Russen verwandten Völker hingelenkt worden, daß eine neue, populäre, wohlfeile Ausgabe dieses wichtigen Werks nicht anders als angenehm seyn kann. Durch die Benutzung alles dessen, was *Desguignes* und andere berühmte Männer vor ihm geleistet, hat der selige Verfasser dadurch, daß ihm seine Stellung als katholischer Primas von Rußland den Zutritt zu allen Archiven öffnete die Gelegenheit gehabt, die Forschungen jener Männer zu berichtigen und sie vielfältig zu ergänzen — daß er diesen Umstand treulich benutzt, beweist die allseitige Anerkennung, die seinem Werke in der ersten Ausgabe geworden, und der Umstand, daß diese erste Ausgabe in der Regel mit dem mehr als dreifachen Ladenpreise bezahlt wird.

London und Petersburg, Nov. 1832.

A. Asher.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

Medicin. Im Verlage von *Kollmann* in Leipzig ist so eben erschienen:

Will Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie und chirurgische Therapeutik. Deutsch bearbeitet von Dr. F. J. Behrend. 1ste Lieferung (Bogen 1—12) Subscr. Preis für 24 Bogen gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Das ganze Werk wird aus 70—75 Druckbogen bestehen, und demnach im Subscriptions-Preise 4 Thlr. kosten. Der Preis gilt jedoch nur bis zur Erscheinung der 2ten Lieferung, die in höchstens 2 Monaten erscheint. Von da an tritt unwiederrücklich ein weit höherer Ladenpreis ein.

IV. Vermischte Anzeigen.

Daß die in No. 214 unserer A. L. Z. abgedruckte Recension von *Breithaupts Charakteristik des Mineralsystems* nicht von Hrn. Prof. *Carl Friedrich Naumann* in Freiberg verfaßt sey, obgleich eine Stelle in derselben aus dessen *Lehrbuch der Krystallographie* S. 8 entlehnt ist, wird auf Verlangen der Wahrheit gemäß bezeuget.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

D E R

J E N A I S C H E N

A L L G E M . L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

D E C E M B E R 1 8 3 2 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der bisherige Privatdocent und Custos an der Univerſitäts-Bibliothek zu Leipzig, Hr. M. *Ludwig Flathe*, hat eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät daselbst erhalten.

Die Hn. Professoren in Göttingen *Albrecht*, *Blume*, *Dissen* und *K. O. Müller* haben den Hofrathscharakter erhalten.

Der ehemalige Prof. am Gymnasium zu Werthheim, Hr. *Ludwig Bachmann*, der bisher in Leipzig privatisirte, geht als Director sämmtlicher städtischer Schulen und Mitglied des Schulraths nach Rostock.

Der Schulamts кандидат Hr. *Wilhelm Lorenz* ist Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin geworden.

Der bisherige Lehrer an der Stadtschule zu Crefeld, Hr. Dr. *Karl Eichhoff*, ist Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld geworden.

Der bisher an der Militärschule zu Darmstadt angestellte Hr. Prof. *Nörrenberg* ist Professor der Mathematik und Physik an der Univerſität zu Tübingen geworden.

Hr. *Reinaud*, vorzüglicher Kenner der arabischen Literatur, ist zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt worden.

Der Director des kön. Gerichtshofes zu Tübingen, Hr. *von Weber*, ist zum Präsidenten des Staatsgerichtshofes ernannt.

Der bisherige Prof. der Rechte an der Univerſität Würzburg, Hr. Dr. *Seyffert*, ist dieser Stelle entbunden, und Assessor des Appellations-Gerichts des Regenkreises zu Amberg mit dem Titel und Range eines Rathes geworden.

Der bisherige Privatdocent in Leipzig, Hr. Dr. *Julius Weiske*, hat eine außerordentliche Professur daselbst erhalten.

Hr. M. *Schleinitz*, bisher Nachmittagsprediger zu St. Petri in Leipzig, ist Diaconus an der Stadtkirche zu Pirna geworden.

Der bisherige außerord. Prof. in der medicin. Facultät zu Breslau, Hr. Dr. *Betschler*, ist in derselben ordentlicher Professor und zugleich Director der dasigen geburtshülflichen Kliniken geworden.

Der seitherige Pfarrer zu Groß-Mertau bey Marienburg, Hr. Dr. *Buslaw*, ist zum geistlichen und Schul-Rath bey der Regierung zu Polen ernannt.

Hr. *Arthur Beugnot*, Verfasser mehrerer Preisschriften, ist statt *Thurots* zum Mitgliede der Akad. der Inschriften in Paris ernannt.

An die Stelle des am 27 April 1757 geb., am 15 Oct. 1832 in Dresden gest. Prof. der Baukunst und Director der Bauhule bey der Akademie der Künste in Dresden, *C. A. Benj. Siegel*, ist der ihm schon seit 7 Jahren adjungirte Hr. Prof. *Thürmer* getreten.

Die an der Johannis-Hospitalkirche in Leipzig durch M. *Höpfners* Tod erledigte Predigerstelle hat Hr. M. *Carl Christoph Kritz*, bisher Unterdiakonus und Nachmittagsprediger an der Neukirche, erhalten, dessen Stelle an der Neukirche aber ist durch Hr. M. *Carl Heinr. Wilh. Meissner* (geb. in Leipzig 1794) bisher seit 1825 Pfarrer in Oelschau bey Leipzig, vorher Archidiak. Substitut in Grimma, ersetzt worden.

Hr. *Etienne Quatremère* ist statt des verstorbenen *v. Chézy* zum Professor der persischen Sprache an der Specialschule der lebenden oriental. Sprachen in Paris ernannt.

Hr. Oberbibliothekar und Ritter Prof. *J. D. Reufs* in Göttingen, hat bey dem 50jährigen Jubelfeste seiner Anstellung an der Göttinger Bibliothek den Orden der württembergischen Krone erhalten.

Hr. Prof. Dr. *Lücke* zu Göttingen hat den Charakter als Consistorialrath erhalten.

Sr. Königl. Hoheit der Großherzog von Hessen hat den Oberfinanzrath *Emmerling* in Darmstadt — Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und dem mineralogischen Publicum

bekannt durch sein Lehrbuch der Mineralogie — mit Beybehaltung seines bisherigen vollen Gehaltes, unter Bezeugung seiner Zufriedenheit mit seinen vieljährigen treuen Dienstleistungen in den Ruhestand versetzt, und demselben als ein besonderes Merkmal seiner Zufriedenheit den Charakter eines Geheimen Oberberggraths taxfrey ertheilt.

II. Nekrolog.

Am 3 Mai starb der Oberlehrer *Kurth* am Gymnasium zu Düren.

Am 24 Mai zu Paris der ausgezeichnete Chemiker, Ober Apotheker und erster Professor am Hospital Val de Grace, *Sérullas*, in einem Alter von 86 Jahren an der Cholera. In seinem 22 Jahre ward er Wundarzt bey der Armee, hatte sich aber erst seit dem 35 Jahre mit der Chemie beschäftigt, und sich in dieser Wissenschaft einen so großen Ruf erworben, daß er von der Akademie zum Nachfolger *Laugier's*, des Professors der Chemie bey dem kön. botanischen Garten, bestimmt wurde.

Zu Pesth wurde in der Nacht vom 1 Juni der Dr. *Carl Constantin Haberte*, öffentlicher ordentlicher Professor der Botanik an dortiger Universität und Präfect des botanischen Gartens, nach gewaltsamen Einbruch im Bette von Mörderhand seines Lebens beraubt. Er war im Jahr 1764 zu Erfurt geboren.

Zu Paris am 3 Juni *Jean Pierre Abel Remusat*, Mitglied des Instituts, Professor am Collège de France und Oberaufseher der orientalischen Manuscripte in der kön. Bibliothek, 44 Jahr alt. Ein sehr ausführlicher Nekrolog findet sich in der Hallischen Allgem. Lit. Zeitung, Aug. 1832. No. 50 des Intelligenzblattes.

Zu Florenz am 9 Juni der rühmlich bekannte gelehrte Numismatiker *Domenico Sesini*, 83 Jahr alt. Er war noch bis in sein hohes Alter ununterbrochen thätig und mit der Erläuterung der Seltenheiten ausgezeichnete Münzsammlungen beschäftigt.

Am 10 Juni zu Wollenbüttel der Hofrath bey dem Landesgerichte, *Carl August Gottfried Geitel*. Mehrere Lieder sind von ihm bekannt und geschätzt.

Am 10 Juni zu Königsberg in der Mark der Collaborator *Preufs*.

Zu Leipzig am 24 Juni der Dr. *J. Gottfried Müller*, kön. sächs. Oberhofgerichtsath, ord. Prof. des römischen Rechts und Beyfitzer der Juristen-Facultät daselbst, im 77ten Jahre seines Lebens. Er war über 40 Jahre Lehrer an dasiger Universität. Sein Geburtsort ist Ebersbach in der kön. sächs. Oberlausitz.

Am 10 Juli zu Wolfenbüttel der Vicepräsident des dortigen Consistorii und Abt Dr.

Ludwig Friedrich August Hoffmeister, früher Generalsuperintendent zu Braunschweig, wo ihm auch der Religionsunterricht der beiden Söhne des Herzogs *Friedrich Wilhelm* anvertraut war.

Zu Paris am 10 Juli an der Cholera der bekannte Orientalist *St Martin*, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und ehemaliger Conservateur der Bibliothek im Zeughause, unter anderen verdient durch seine Untersuchungen über armenische Sprache und Geschichte, dergleichen durch einen Aufsatz über die Keilschrift. Er gehörte zu den entschiedenen Anhängern der gestürzten Dynastie, bey welcher er, gleich *Remusat*, persönlich in großem Ansehen gestanden hatte.

Am 17 Juli zu Paris *Thurot*, Mitglied der Akademie der Inschriften und Prof. der griechischen Sprache am Collège de France, bekannt als Uebersetzer der Geschichtswerke von *Heeren* und *Roscoe*, in einem Alter von 62 Jahren an der Cholera. Er ist das sechste Mitglied, welches die Akademie in diesem Jahre verliert. Die fünf übrigen sind: *Champollion*, *A. Remusat*, *St. Martin*, *Cuvier*, *Montesquieu*.

An demselben Tage, an derselben Krankheit der Geograph *Hubert Bruè*, und *Talabot*, eines der Häupter der Simonisten, einen Tag früher (am 16ten) starben die Professoren *Carrè*, *Derny* und *Crusolle-Lami*, einer der Stifter und Haupt-Redactoren der Tribune.

Im Juli zu Wien der bekannte Orientalist, Prof. Capitular und Archivar *Oberleitner*.

Am 29 Oct. ist zu Montpellier der berühmte Prof. der Medicin Dr. *Delpèch*, von Dampfos aus Bordeaux, in einem orthopädischen Institute früher angestellt, meuchelmörderisch ermordet worden.

Am 31 Oct. starb zu Pavia der weltberühmte Anatom, Prof. Dr. *Antonio Scarpa*, 85 J. alt.

Am 1 Nov. zu Berlin der sehr bekannte Schriftsteller *Julius v. Voss*.

Am 2 Nov. zu Adorf der berühmte Großherzogl. Sachsl. Weimar. Hoforgelbaumeister *Friedrich Wilhelm Trampeli*, im 43 Lebensjahre.

Am 4 Nov. zu Paris der älteste Arzt im Hotel Dieu, Dr. *Montaigu*, im 86 Lebensjahre.

An demselben Tage zu Göttingen der berühmte Mathematiker, Hofrath und Prof. *Bernhard Friedrich Thibaut*, im 57 J. seines Alters, geboren am 22 Dec. 1775, der zur Beförderung des Studiums der Mathematik daselbst seit 30 Jahren sehr viel beygetragen hat.

Am 8 Nov. der an der Edinburger Universität lehrende Prof. Sir *John Leslie* auf seinem Landsitze Coates in der Graffschaft Fife.

Am 9 Nov. zu Strassburg der Prof. der

Chemie und Decan der Facultät der Wissenschaften daselbst, *Branthome*.

Am 10 Nov. zu Gollsen in der Niederlausitz der dasige Pfarrer *Karl Gottlob Schirach*, 80 Jahr alt.

Am 12 Nov. in Mailand der weltberühmte Astronom und Mathematiker, *Barnabas Oriani*.

Am 14 Nov. zu Paris der berühmte Lehrer der Nationalwirthschaft *Joh. Baptist Say*.

An demselben Tage zu Kopenhagen der berühmte Sprachforscher Prof. *R. C. Räske* 45 Jahr alt.

Am 15 Nov. der durch seine politischen Schriften rühmlich bekannte geh. Conferenz-Rath *C. F. von Schmidt-Phisfeldeck* im 63 Lebensjahre.

Am 16 Nov. zu Franwaret bey Namur der bekannte *Barthélémy*, Vicepräsident der zweyten Kammer zu Paris.

An demselben Tage der als Herausgeber mehrerer Schriftsteller (z. B. des *Cornelius Nepos*) und als Schulmann sehr ausgezeichnete *M. Joh. Christoph Dähne*, Prorector und Ordinarius der III Classe des Stifftsgymnasiums zu Zeitz, im 57 Jahre.

Am 17 Nov. zu Neapel der Cardinal *Ruffo-Scilla* im 85 Jahre des Alters.

Am 18 Novemb. zu Dresden der auch als Schriftsteller bekannte Advocat *Justus Lipsius* im 34 Jahre des Alters.

Am 18 Nov. *Ernst Ayrer*, kön. Stallmeister und Vorsteher beider kön. Ober-Marshall-Reitbahnen in Berlin, auch Schriftsteller.

Am 29 Nov. zu Berlin der geh. Medicinal-Rath, Prof. an der Universität u. s. w. Dr. *R. L. dolphi*, im 63 Lebensjahre.

Der königl. preuss. thätige Naturforscher *Sellow* ist im Dec. vorigen Jahres in Rio Doce in Brasilien unweit der Katarakten todt gefunden worden.

III. Vermischte Nachrichten.

Durch kaiserlichen Ukas vom 12 Junius ist die Universität zu Wilna definitiv aufgehoben worden, und haben die an derselben angestellten Lehrer ihre Entlassung erhalten mit der Erlaubniß jedoch, um anderweitige Anstellung anzuhalten. Nur eine medicinisch-chirurgische Akademie wird in Zukunft daselbst fortbestehen. Die 200,000 Bände starke Bibliothek der Universität wird nach Rußland abgeführt werden.

Zu Braunschweig hat sich ein Kunstverein gebildet, von welchem bereits eine Kunstausstellung mit gedruckter Nachweisung veranstaltet ist, in der besonders mehrere Landschaften und historische Gemälde allgemeinen Beyfall finden.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

Ankündigungen neuer Bücher.

Von dem

Handbuche der Mechanik von *Franz Joseph Ritter v. Gerstner*, k. k. Gubernialrath, Ritter des k. k. öster. Leopoldordens, Director des technischen Institutes zu Prag, Professor der Mechanik, emeritirtem Director der physischen und mathematischen Studien an der Universität, emer. k. k. Landeswasserbaudirector, und Prof. der höheren Mathematik und Astronomie, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften; aufgesetzt, mit Beyträgen von neueren englischen Constructionen vermehrt und herausgegeben von *Franz Anton Ritter von Gerstner*, Prag, in 4., in drey Bänden, zusammen mit wenigstens 200 Bogen Text und 105 besonders beylegenden Kupfertafeln in groß Folio ist bereits die 1 Abtheilung des III Bandes, welcher 14 Kupfertafeln beyliegen, erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Diese Abtheilung enthält den Bau der verschiedenen Räderwerke, die Grundätze für die Abrundung der Zähne, die Berechnung der

Stärke der Zähne, der Zapfen, Wellen und Schafte, die Construction der Kuppelungen, der Aus- und Einrückungen der Maschinenteile, endlich die Darstellung und Berechnung der verschiedenen Kraniche, Handzungen und Maschinenschlagwerke. Die zugehörigen Kupfertafeln sind mit der größten Vollkommenheit ausgeführt. Die 2 Abtheilung dieses Bandes wird die Fortsetzung der Beschreibung und Berechnung größerer Maschinenanlagen, vorzüglich jener, welche bey dem Bau- und Hütten-Wesen vorkommen, enthalten.

Nachdem die erste Auflage von 2000 Exemplaren des I Bandes dieses Werkes bereits vergriffen ist, und eine neue Auflage desselben erschienen, so sind auch davon, so wie vom complete II Bande wieder Exemplare zu beziehen. Zur Erleichterung des Ankaufes dieses Werkes wurde von dem Hn. Herausgeber die Einrichtung getroffen, daß auch jeder Band einzeln zu dem Preise von 8 Thlr. sächsisch durch alle Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden kann. Bey Abnahme von 10

Exemplaren wird ein 1tes Freyexemplar verabfolgt.

Es ist überflüssig über den Werth dieses Werkes etwas beyzufügen, da dasselbe nach dem einstimmigen Urtheile aller hierüber erschienenen Recensionen wegen des Reichthumes und der Gediegenheit seines Inhaltes, als auch seiner eleganten äusseren Ausstattung wegen unter die Zierden der deutschen Literatur gerechnet wird. Der *erste Band* enthält die *Mechanik fester Körper*, wobey nebst unzähligen Anwendungen auch die Theorie und Construction der Waagen, der verschiedenen Hebladen, der Göpel zur Erzförderung, eine vortreffliche und neue Abhandlung über statische Baukunst, die Theorie und genaue Beschreibung der vorzüglichsten bisher ausgeführten Kettenbrücken, endlich eine so genaue Darstellung der englischen Eisenbahnen vorkommt, wie sie bisher noch in keinem Werke erschien. Der *zweyte Band* enthält die *Mechanik flüssiger Körper*, worin nebst den mannigfaltigsten Anwendungen eine möglichst ausführliche Abhandlung über barometrische Höhenmessungen,

die Theorie und Construction der Pumpen, die Anlage der Wasserleitungen, die Grundsätze für den Bau und die Berechnung aller Arten Wasserräder, der Getreide-Mahlmühlen und der Bretsägen, endlich eine genaue Bestimmung der Bahn geworfener Körper mit Rücksicht auf den Widerstand der Luft vorkommt. Der *dritte Band* enthält endlich die *Beschreibung und Berechnung grösserer Maschinenanlagen*. Dies höchst nützliche Werk eignet sich demnach nicht bloß für Professoren und Gelehrte vom Fache, sondern auch für Officiere des Generalstabes, der Artillerie und des Geniecorps, für Baubeamte, Berg- und Hütten-Männer, Baumeister, Fabrikanten und Techniker jeder Art. Umständliche Anzeigen hievon sind in allen Buchhandlungen zu finden, wo auch die bisher erschienenen zwey Bände und die 1ste Abtheilung des III Bandes, samt den zugehörigen 82 grossen Kupfertafeln eingesehen werden können. In Leipzig ist dies Werk durch *F. L. Herbig* zu beziehen, so wie durch alle deutsche Buchhandlungen.

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage im December-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 89—96 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beyfatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

- | | | |
|--|---|--|
| Andräische Buchhandl. in Frankfurt a. M. 223. | Hammerich in Altona E. B. 96. | Reitmayer in Regensburg 232. |
| Arnold in Dresden u. Leipzig 237. E. B. 90. | Hartmann in Leipzig 229. | Sauerländer in Aarau 236. 237. 238. |
| Asher in Berlin E. B. 96. | Hoffmann in Weimar 231. | Schaub in Düsseldorf u. Elberfeld 234 (2) |
| Baumgärtner in Leipzig 237. 238. | Kaifer und Schumann in Leipzig 223. | Schotts Söhne in Mainz 233 (2). |
| Brockhaus in Leipzig 236 (2). | Kleins lit. Compt. in Leipzig E. B. 96. | Schünmann in Dorpat E. B. 94. |
| Brockhaus in Leipzig u. Frank in Brüssel E. B. 90. | Klinkicht in Meissen 234, 237 (2). 238 (2): | Schrag in Nürnberg 239. 240. |
| Büsch in Altona E. B. 95. | Köhler in Leipzig 229. | v. Seidel in Sulzbach 232. E. B. 91. 92. 93. |
| Collin in Paris 230. | Krüllsche Universitäts - Buchhandl. in Landshut 239. 240. | Seidel, Commerzienrath, in Sulzbach E. B. 90. |
| Cotta in Stuttgart 238. | Kupferberg in Mainz 237, 238 (2) | Sinner in Coburg 237. 238. |
| Graz u. Gerlach in Freyberg 225. | Literarisches Compt. in Altenburg 240. | Stahel'sche Buchhandlung in Würzburg E. B. 94. |
| Denerlich in Göttingen 226. | Mac in Landshut 231. | Tauchnitz in Leipzig 229. |
| Dieterich in Göttingen E. B. 95. | Mallinckrodt in Dortmund E. E. 90. | Universitätsbuchhandl. in Königsberg E. B. 93. |
| Drechsler in Heilbronn 226. | Max u. Comp. in Breslau 227 (2) 228 (2). | Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen E. B. 96. |
| Du Mont-Schanberg in Köln 238. | Natorff in Berlin 235. | Vereinsbuchhandlung in Berlin 233. (2) 235. |
| Duncker u. Humblot in Berlin 226. | Neukirch in Basel 232. | Voigt in Ilmenau E. B. 89. |
| Ende in Landsberg 237. | Palm und Enke in Erlangen 230. | Wagner in Neustadt a. O. 223. (2). |
| Finsterlin in München 236. 240. | Palm in München 237. | Winter in Nürnberg 235. |
| Franz in München 235. | | |
| Gödsche in Meissen 237. | | |
| Götschen in Leipzig 228. | | |
| Hallberg in Stuttgart 231. | | |

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und

Leipzig,

in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition,

1832.

SECRET

SECRET

SECRET

SECRET

SECRET

SECRET

SECRET

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ULMENAU, b. Voigt: *Königthum und Freyheit*, ein Wort an die preussischen Provincial-Landstände. 1832. VIII u. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemüht sich zu zeigen, daß die preussische Monarchie weder Rußland noch Oesterreich, weder Frankreich noch Großbritannien sich zum Muster zu nehmen brauche, sondern ohne auf das physische Gewicht der materiellen Natur zu achten, durch schöpferische Entfaltung aller intellectuellen und sittlichen Kräfte zu einer europäischen Großmacht, im freundlichsten Einverständnisse mit dem deutschen Staatenbunde, ohne solchen direct oder indirect beherrschen zu wollen, sich erheben werde. Der Vf. widmet sein Buch den preussischen Provincial-Landständen und wünscht vor allem eine Umgestaltung des Steuer-systems, besonders im Controlwesen. Er will beweisen, daß eine richtige Volkswirtschaftslehre in Preußen ohne Nachtheil der Bedürfnisse des Staatshaushalts eingeführt werden könne, und hofft, daß nach diesem von ihm gewagten Beweise, Preußen dem indirecten Steuer-system, den Monopolen und Grenzsperrn entlagen werde.

Das erste Hauptstück ist überschrieben: *Königthum*. Der Vf. weißagt den nordamerikanischen unierten Freystaaten einen baldigen Uebergang zum Königthum, das er als die beste und vollendetste Regierungsform betrachtet. In der ersten Abtheilung sucht er zu beweisen, daß in der sittlichen Freyheit das Mittel zur Erreichung des Ziels, zur Verwirklichung des Staatszwecks liege; ferner daß die Volkssouveränität ein Unding, die politische Freyheit der Völker ein Wahnbild, eine Reife und Mündigkeit der Völker sich selbst zu regieren in der Reihe der Thatfachen nicht denkbar sey; daß eine Volksversammlung nicht den Willen des Volks, nur den der Reichen aus ihm verkündige, und eine Deputirtenversammlung nicht das Volk repräsentire. Die Masse des Volks könne weder als Masse noch durch Einzelne aus der Masse das öffentliche Staatsleben leiten. (Fielen dem Vf. hiebey nicht so viele blühende noch dauernde Republiken ein? Sie haben ihre Grundmängel, wie alle menschlichen Einrichtungen, die ge-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

mifsbraucht werden können; aber uns scheint doch, daß in einigen Schweizer-Kantonen, in Nordamerika's nördlichen Freystaaten und in den deutschen Freystädten sogar übel nicht regiert werde. Auch wünschen nur die durch Factionen beunruhigten Republikaner sich eine Monarchie, wo sich aber freylich bisweilen ein fremder oder inländischer Usurpator die Monarchie anmaßt, und nach der Aumafsung anerkennen läßt.)

Zweyte Abtheilung. Constitutionelle Monarchie, Verantwortlichkeit der Minister. Der Vf. wagt zu behaupten, daß die Trennung einiger Theile der Regierungsgewalt von der Person des Staatsoberhaupts nach dem gültigen deutschen Staatsrecht eine Unmöglichkeit sey. Rec. meint, daß zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, zwischen den letzten und den Landständen in den vormaligen 50 deutschen Republiken, freyen Bauerschaften und in der Reichsritterschaft die Geschichte das Gegentheil bewiesen hätte. Die Constitutionen scheinen dem Rec. nur dann schädlich zu seyn, wenn sie so aristokratisch sind, daß ein verzweifelndes Volk sich lieber einen absoluten Monarchen wünscht. Ein Fall, der in England vielleicht zur Wirklichkeit werden kann. Wenn der Vf. sagt, daß die Trennung der Macht solche Schwäche, so mag diefs wahr seyn; aber er wird in unsern Tagen Niemand überzeugen, daß man bey allen Mängeln der constitutionellen Verfassungen, unter absoluten, sogar trefflichen Regierungen im Ganzen glücklicher sey. Gewisse Vernachlässigungen des allgemeinen Besten, Luxusverwendungen für das Heer, Schwierigkeit in Entwurzelung arger Mißbräuche, Willkührlichkeiten selbst bey redlichen Absichten, schleichen sich in aristokratischen Monarchieen leicht ein, und halten sich oft länger als der Souverän wünscht. Ferner sagt der Vf., daß nach dem Grundsätze der Legitimität die Herrschergewalt in allen ihren Theilen lediglich an die Person des Staatsoberhaupts oder dessen Stamm geknüpft, und daß diese Legitimität in Deutschland durch Staatsverträge festgestellt worden sey. Der 13 Art. der Bundesacte giebt nach seiner Meinung den Herrschern nur das Recht, Antheil an gewissen *Regierungsgeschäften* den oder gewissen Unterthanen einzuräumen. Wenigstens habe sich der König von Preußen bey einem Congress in seinem Vorschlage vom 16 Oct. 1814 zu

nicht mehr verstanden, und Art. 55 der Wiener Schlussacte vom 15 Mai 1820 habe den souveränen Fürsten der Bundesstaaten überlassen, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung der sowohl früherhin gesetzlich bestandenem ständlichen Rechte als der gegenwärtigen Verhältnisse zu ordnen. Nun folgert der Vf. weiter: Die Häuser Preussen und Lothringen wären in manchen Erblanden in den Tagen des deutschen Reichs fast souverän gewesen, aber darum hätten sie doch Landstände gehabt. Die preussischen Vasallen und Landstände hätten von Alters her nur die Gerichtsbarkeit und Polizey über ihre Hörigen besessen, aber sonst keine wichtigen Hoheitsrechte. Diese landständlichen Rechte habe Kaiser Leopold I erweitert, als er 1671 den Ständen das Recht der Steuerbewilligung vorbehalten habe. Diese Landstände wären aber niemals Repräsentanten *aller* Mitbürger gewesen, und hätten niemals einen Antheil an der Regierungsgewalt gehabt. (Aber doch wohl in Württemberg und Mecklenburg, obgleich die Hofuristen den Ständen diesen Antheil ablegneten!) — Der 55ste Artikel der Wiener Schlussacte habe den alten Landständen nicht ihre Feudalrechte zum Nachtheil der Mitunterthanen garantiren wollen, wohl aber das Steuerbewilligungsrecht. Allerdings: Doch meint der Vf., daß der Kaiser Leopold I nur aus jesuitischer Politik, um die Reichsstände von sich abhängiger zu erhalten, ihnen die willkürliche Steuerausreibung verlagte habe, und folgert ziemlich jesuitisch, daß durch die Abdankung des Kaisers und Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806, *sublata legis ratione*, jene Beschränkung des Steuerausreibungsrechts, wenigstens für Preussen, schon 130 Jahre vorher verschwunden sey. Freylich habe Hannover, in den Berathungen über die deutsche Bundesverfassung, den Landständen das Steuerbewilligungsrecht erhalten wollen; allein die Verfassung rede kein Wort davon; also sey jetzt das reine (absolute) Königthum in Deutschland anerkannt. Uns scheint dagegen zu sprechen, daß die Fürsten in Octroi, oder mit Berathung der neuen Landstände, *bis* zur Wiener Schlussacte, den deutschen Staaten neue, sogar vom Bundestage bestätigte Verfassungen gegeben haben. Der Vf. malt uns nun die Einfachheit seines Systems über das Königthum mit gefälligen Farben aus, und verwirft die Repräsentation von einer oder zwey Kammern und alle die Ruhe und Macht des unbeschränkten Königthums beeinträchtigenden neuen Ideen vom Staatsleben; dagegen empfiehlt er die segensreichen Wirkungen einer dem Könige vertrauenden Anschließung. Also auch in Braunschweig, in Kurhessen, in Hannover u. s. w. wäre die vom Monarchen selbst ausgegangene Beschränkung der Monarchenmacht kein Heil gewesen? Wäre anzunehmen, daß zu unumschränkte Regierungen nicht auch schlimme Fehlgriffe thun könnten: so würde man gewiß dem Vf. Recht geben. Die großen Gefahren einer beschränkten Steuerbewilligung sind b y einem Zwey-Kammerlystem nicht zu besorgen, auch könnte eine Verfassung unschädlich den Satz fest-

stellen, daß niemals die Abgaben für Posten verweigert werden können, die nicht die Stände aus speciellen Ursachen verweigern. — In *Hallers* Geiste sieht der Vf. den Staat, durch eine solche Verfassung, Bürgerkriegen, Empörungen und dem Siege der Aristokraten Preis gegeben, und gesteht den Landständen S. 48 nicht einmal so viel Sachkenntniß zu, um den Nutzen gewisser Staatsausgaben einzusehen! Recht hat er, daß die alten aristokratischen Ständeverfassungen den Völkern mehr Steuern aufwälzten, als hie und da die absoluten Könige; aber Spanien, Frankreich, Oesterreich und Preussen selbst, hatten oder haben doch bey allem Absolutismus sich sehr in Schulden gestürzt. Die freyeren Verfassungen sind noch zu neu, um alle ihre Vorzüge und Mängel mit voller Sicherheit angeben zu können, und die freyeste der nordamerikanischen Freystaaten scheint bestimmt zu seyn, sich in Jahresfrist aufser aller allgemeinen Staatsschuld zu setzen. Kühn und unhistorisch ist die Behauptung des Vfs., daß die beschränkte Monarchie ihre großen Wohlthaten in Stiftung und Unterhaltung einer gemeinnützigen Verwaltung, im Fall einer von den Ständen abhängigen Steuerbewilligung, nicht hätte erreichen können. Dennoch schließt er diese Dogmen mit dem Spruch: „das Steuerlystem ist das Palladium der Völker und ihrer Freyheit, die sicherste Charte, die festeste Constitution.“ Ein Abscheu ist ihm die Verantwortlichkeit der Minister; sie sey, sagt er, ein Angriff auf die Menschen- und Mannes-Würde des Staatsoberhauptes, und lege die Souveränität in die Hände einer oder mehrerer Kammern. Dagegen empfiehlt er, daß die Minister dem Könige vor einem von ihm zu erwählenden Ausschuss der Stände Verantwortung schuldig seyn sollen, nicht darüber, daß sie die Befehle des Königs vollzogen haben, sondern über die Art der Vollziehung. Dieser Ausschuss bevorrechteter Unterthanen mit Regierungsgewalt ist in des Vfs. Augen die Repräsentation des Rechts. Wenn diese Versammlung in einzelnen Fällen die Rechtsverletzungen sammelt: so soll sie die Pressfreyheit vollkommen ersetzen. Das constitutionelle Leben sey ein Kampf der Gewalten unter sich; das rein monarchische Leben entwickle schöner die sittliche Kraft der Völker, es erweitere den Kreis der Intelligenz, erhöhe Wohlstand und Gewerbleiß, und lasse Jedem sein Recht. Die Theilung der Herrscher-gewalt störe die Ausübung der Gesetze, die bürgerliche Freyheit und Ruhe im Innern. Dem Vf. schaudert vor allen Constitutionen und Republiken. Grundbesitz soll besonders Bedingung der Landstandtschaft seyn, und ihr Recht bloße Berathung der Regierung; (also wohl eine neapolitanische *consulta*?) —

Das zweyte Hauptstück: *Freyheit*, beginnt mit dem Ausruf, daß *nur* in Preussen wahre gesetzliche Freyheit herrsche in Hebung des Ackerbaus, der Industrie und des Wohlstandes. Herrscht denn aber nicht in einigen unbevölkerten Theilen der Monarchie eine sehr auffallende Werthlosigkeit der Grundstücke? Sie ist nicht directe Schuld der Regierung, wohl aber der

noch unvollkommenen Ackergesetzgebung und die Nachwehe mancher Störungen der Thätigkeit der Landleute, sowie des Mangels an Musterwirthschaften für die kleineren Besitzer, an Hebung der Stagnationen, an Förderung der Märgelung, Vereinigung der noch unzertrennlichen und zerstreuten Grundstücke, und freylich auch der wohlfeilen Zeiten. In der sonst hoch gepriesenen preussischen Verwaltung tadelt der Vf. vorzüglich Preussens Steuerwesen. Er fußt auf den Febr. 21. 1829 bekannt gemachten Einnahme - Etat von 43 Millionen aufser Domänen und Regalien, tadelt das Salz-Monopol und alle Mahl-, Schlacht- und Consumtions-Steuern, die mit Zöllen und Stempeln über 23 $\frac{1}{2}$ Millionen einbringen, ferner die hohen Gerichtsporteln, den übertriebenen Aufwand bey der Auflösung und neuen Regulirung der gutsherrlichen Rechte.

Erste Abtheilung. Die Steuern. Der Vf. spricht als Axiom aus: „Das Bedürfnis des Staats, welches der Monarch bestimmt, muß geschafft werden, der Werth des baaren Geldes, des rohen Products und der Arbeitskraft muß sich gleich seyn, die Staatschuld bald vermindert, wenn auch nicht ganz abgetragen werden und der Staat muß fähig seyn, in dringenden Fällen ohne Staatsanleihen das Staatseinkommen schnell zu erhöhen, mit dem obersten Grundsatze, daß die Steuern auf alle Staatsunterthanen nach Verhältniß ihrer Vermögensumstände möglichst gleich vertheilt werden. Aber zuvor müsse der Staat die Vermögenskraft seines Volks genau kennen, die des Einzelnen möglichst genau feststellen und dieser verhindert werden sie von den Mitunterthanen wieder einzuziehen. Jede Besteuerung müsse direct nach genauer Abschätzung der Geschäfte, nicht der Waare, erfolgen. Die Gegenstände der Steuer müssen die materiellen und intellectuellen Kräfte des Volkes neben dem Verkehr der Fremden im Lande seyn.

Erster Abschnitt: Grundsteuer. Der Vf. macht sehr sinnreiche, zum Theil aber nicht ausführbar scheinende Vorschläge über die verschiedenen Procente der Abgaben von Gebäuden, Fabriken, Ländereyen, Fischereyen und Bergwerken.

Zweyter Abschnitt. Steuer vom beweglichen Vermögen, also Personen-, Einkommen- und Gewerbe-Steuer.

Dritter Abschnitt. Steuer vom Verkehr der Fremden. Dieser wird auf 5 Procent des Verkauften auf den Märkten angeschlagen.

Vierter Abschnitt. Die Controle. Jeder landrätliche Bezirk soll eine Casse haben und drey Cassen einen Oberinspector, auch die ganze Erhebung und Regie alsdann höchstens 2,400,000 Rthlr. kosten.

Fünfter Abschnitt. Vergleichung des vorgeschlagenen Systems mit dem Bestehenden. Wie die Einnahme aus Post-, Salz-Monopol, Stempel-, Processen-, Kunststrafen-Zöllen, bis auf die Regie ganz wegfallen sollen, muß man im Buche selbst lesen.

Sechster Abschnitt widerlegt einige Einwürfe wider das vorgeschlagene Steuerlystem.

Zweyte Abtheilung: Unentgeltliche Verwaltung der contentiösen Gerichtspflege. Jeder Landraths-Bezirk erhalte ein eigenes Gericht mit Aufhebung aller Patrimonialgerichte, jede Provinz ein Appellationsgericht.

Dritte Abtheilung. Gewerbefreyheit, Aufhebung aller Innungen und Zwangsrechte. Erstere und letztere finden des Vfs. Beyfall, gestützt auf einige neue, wider die Bannrechte sprechende, richtig ausgeführte Gründe. Oft fodert das allgemeine Beste die Aufhebung durchaus, sey es auch auf allgemeine Staats- oder Gemeinde-Kosten.

Vierte Abtheilung. Veräußerung der Staatsdomänen. Sie sind, bemerkt der Vf., entweder Gülten, Geld- und Natural-Gefälle, Zehenten u. s. w. und alsdann müssen sie auf ein jährliches Geldprästandum mit der Ablösungsfreyheit und einiger Erleichterung des Schuldners gestellt werden. Dann kann solche die Bezirkskasse nebenher erheben. Die Frohnden müssen in gemessene, zu gewissen Zwecken bestimmte, verwandelt werden. Das Herzogthum Sachsen entbehrt nach dem Vf. aller gesetzlichen Bestimmungen über die rechtlichen Verhältnisse der der gutsherrlichen Lehns-hoheit unterworfenen Bauerlehne. Werden aber diese Bauerlehne eben so behandelt wie Rittermannlehne: so ist diese Einrichtung dem Bauernstande und dessen Thätigkeit und Bedürfnisse, den Boden zu verbessern, gewis nicht angemessen. Es scheint dem Vf. am rathsamsten, ihren Werth billig zu schätzen, und diesen im Hypothekenbuch einzutragen. Bedient sich nun der Bauer der freyen Disposition, so wird die Rente des Ablösungskapitals fällig, und die Lehnsprästationen hören auf. Auf solche Art verschwinden sicher alle solche Lehne in drey bis vier Menschenaltern. Die großen Staatsforsten darf man freylich nicht eingehen lassen; aber es ist dem gemeinen Besten heilsam, die Servitutberechtigten mit Land, das ihnen gelegen ist, abzufinden. Dann gedeiht der Forst und gedeihen die Unterthanen besser. Rec. sah übrigens die großen Nachtheile der Stagnationen und Entwaldungen in Deutschland. Daher muß der Staat, bey der Nothwendigkeit der Feuerung, der Landbenutzung zum Viehfutter, des Obstes und der Gesundheit der Luft, durch eine beträchtliche Anzahl von Bäumen bey den Wohnungen der Menschen, auf die Anlegung kleiner Obstdärten auch bey der kleinsten angewiesenen Landstelle dringen, um auch dem weiteren Verbreiten des gröninger Marischfiebers zu steuern, das furchtbarer ist, als die Cholera, weil es noch jetzt da nicht zu weichen scheint, wo es seit dem J. 1826 eingewurzelt hat, und viele Menschen in allen Classen theils tödtet, theils Wochen und Monate lang zur Arbeit unthätig macht.

A. H. L.

AVGSBURG, beym Verf.: *Streiflichter, gerichtet auf des Regierungsraths Beisler Betrachtungen über Gemeindeverfassung und Gewerbetwesen*, von C. A. Scherpf. 1831. 86 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. ist ein praktischer Geschäftsmann und behauptet ein genauerer Beobachter als der Reg. Rath *Beisler* zu seyn. Des letzten Werk gleiches Titels (vergl. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1831. No. 114) belegt theils die Regierung, theils seine Landsleute, welche Gewerbe treiben, mit scharfem Tadel. Nach Hn. S's Ansicht geben B.'s bunte Bilder „wenig Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit.“ Bald huldige letzter dem kühnsten Liberalismus, bald dem versteckten Despotismus, d. h. der Bureaukratie, und irre sich in der Beschuldigung, das Oesterreich Industrie und Gewerbe des Inlandes nicht schütze. Unwahr sey, das der Beyrath der oft ungelehrten Landstände zu den Gesetzen, weil er oft von unkundigen Männern ertheilt worden sey, der neuesten bairischen Gesetzgebung sehr geschadet habe. Weil in Oesterreich sogenannte Gesetzkundige regierten, wären dort einige Administrativbeamten Betrüger des Staats geworden. *Beislers* Handels- und Gewerbs-Vorschläge findet der Vf. unausführbar, wohl aber erfahrungsgemäß, das die Verfassung in Baiern dem Adel und dem Reichthum zu viel politisches Gewicht beygelegt habe. Nach dem Vf. blüht innerer Gewerbswohlstand in Frankreich und Oesterreich, weil man keine fremde Industrie zuläßt, Preussens Zollwesen schon weniger strenge ist als das in Frankreich; weniger sey dies der Fall in Oesterreich und noch weniger in Baiern, welches kein festes System angenommen habe. Weil Baiern seine Producte,

die es im Ueberflusse erzeugt, nicht los werden kann, und weil die Einfuhr aus der Fremde die inländische Industrie zu den niedrigsten Preisen zwingt, so verarmt dieses Land. Die Consumtion ist geringe wegen der vielen Hungerleider. Uebrigens stimmt der Tadler mit B. darin überein, das dessen Schilderungen der Wirthshausbesuche, der Zehnten, der Feiertage, und der Klöster als Mastungsanstalten der Faulheit, wahr seyen. Weil ministerielle Stubengelehrte so viel im Gewerbsfach pfluchten, stehe es so übel in Baiern. Man gebe ganz Deutschland eine administrative Einheit, und verschliesse dessen Grenzen durch hohen Zoll, so werde die innere Industrie ohne alle Künstley anblühen, wie in Rußland seit *Cancrins* dortiger Geschäftsleitung. Eine Eos sucht nur den Landbau zu heben und spöttelt über die Industrie, weil da, wo diese herrscht, die vorige und künftige kirchliche Reformation sich vorbereitet habe. Die Bureaukratie, nicht die Aristokratie, schade jetzt Baiern. B. selbst schlägt die Herstellung der Zünfte vor, und doch weiß Jeder, welche Nachtheile sie hatten, wie nur Meisterstöchter Männer fanden, die Meisterswittwen junge Gefellen heiratheten, und diese Unzucht trieben, wie die faulen Tagediebe unter den Meistern durch Versicherungsanstalten die Faulheit schirmten. Allem Neuem, was noch so gut war, widersprachen die Zünfte. Besser ist es, die Regierung mächt sich nicht zu viel ins Gewerbetwesen. Je weniger sie sich darein mischt, desto wohlfeiler wird das Publicum bedient. — Dieses sind die Sätze, welche Hr. *Scherpf* im Buche selbst weiter ausführt.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Landshut*, ohne Angabe des Verl.: *Elemente des allgemeinen Land-Culturgegesetzes für das Königreich Baiern*. Von M. B. von Vequel. 1829. 75 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. sieht ein zweckmäßiges Land-Culturgegesetz für die Grundlage alles Staatsnationalwohlstandes an, und als den ersten Punct einer umfassenden Gesetzgebung; und die Hauptpuncte, welche in einem Culturgeetze zu beachten seyn mögen, werden von ihm (S. 15 - 51) ziemlich befriedigend, nach im Ganzen genommen richtigen Grundätzen angedeutet. Nur hie und da scheint er nicht ganz richtigen Ansichten zu folgen, z. B. wenn er bey Vertheilung von ausgedehnten Bauerugütern vorerst von einer wirthschaftlichen Behörde eine technische Prüfung von drey Oekonomieverständigen darüber angestellt wissen will, ob das Betriebscapital des Guthsübernehmers zur Bewirthschaftung des Guttheils ausreichend sey (S. 10). Eine solche Untersuchung, durch deren Resultat die Zulässigkeit der Vertheilung bedingt seyn soll, kann offenbar zu nichts helfen. Da wo Fleiß und Betrieblichkeit des Besitzers alles entscheiden,

sind solche Kuratelen offenbar am unrechten Orte. Auch widerspricht eine solche Beschränkung des Dispositionsrechts offenbar der Grundidee (S. 15): ein zweckmäßiges Landculturgegesetz dürfe kein Zwangs-gesetz für eine bestimmte, obgleich als besser anerkannte, Landwirthschaftsweise seyn, sondern es habe bloß solche gesetzliche Bestimmungen festzusetzen, durch welche der freye landwirthschaftliche Betrieb möglich gemacht und bewahrt wird, — einer Idee, die wohl jeder denkende Staatswirth mit voller Ueberzeugung als richtig anerkennen wird. Unter allen vom Vf. in seinen Vorschlägen empfohlenen Puncten empfehlen wir übrigens *den*, wegen vorsichtiger Einleitung der so beliebt gewordenen — aber wirklich hie und da mehr schädlichen, als nützlichen — Gemeinheitstheilungen (S. 20 - 27), so wie seine Bemerkungen über zweckmäßige Einrichtung des Grundhypothenwesens (S. 27 - 29), der vorzüglichsten Aufmerksamkeit aller mit diesen Gegenständen beschäftigten Geschäftsmänner, besonders aber den im Vaterlande des Verfassers.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Brockhaus, und BRÜSSEL, b. Frank:
*Ausicht von dem gegenwärtigen Zustande und
 den künftigen Ausichten des freyen Handels und
 der freyen Colonisirung*, von John Crawfurd,
 ehemaligem Generalsecretär bey dem kön. grosbr.
 Gouvernement auf Java. Nach der zweyten ver-
 mehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt
 von Dr. H. Fick. 1830. VIII u. 171 S. 8. (20 gr.)

Treffend hat der Oberst *Welsh*, der in Ostindien 40 Jahre gelebt, in seinem schönen Werke gezeigt, daß das erste Hinderniß eines großen Handelsverkehrs der Britten mit Ostindien in der Armut der Ostindier liegt, sowie in der ungeheuern Verschiedenheit beider Völker rücksichtlich der Bequemlichkeiten und der Genüsse des Lebens. An diese natürlichen Schwierigkeiten dachte aber Hr. *Crawfurd* nicht in seinem: *View of the present State and future prospects of the free trade and Colonisation in India*, von welchem eine wohlgelungene Uebersetzung vor uns liegt.

Zuerst macht uns der Verleger mit *Crawfurds* großer Kenntniß des Orients und den dieses beweisenden Schriften desselben bekannt. — Sehr wahr ist, daß bisher alle Verwaltung Ostindiens durchaus nicht das eigentliche Wohl der Ostindier im Ganzen beförderte, wohl aber das der Braminen, und daß kein anderer Staat die listige Politik des Intervenirens, um die Macht des Intervenirten zu schwächen und dadurch zu herrschen, schmählicher mißbrauchte, als die brittische, sehr hierarchische Regierung in den Präsidentschaften und im Rath der Directoren in London. In England herrschen stets die Extreme bald der Ultrafreyfinnigkeit, welche der lange herrschende Eigennutz in Fesseln schlug, bald der aristokratische Fluch der vereinten Politik der Geldhaber, der Landherren und Staatsfondsbesitzer mit dem schreyenden Nationalstolz, daß die übrige Erde von Großbritannien Wohlthat, Ruhe und Denkart, als einem magnetischen Pol des menschlichen Seyns und Treibens, im materiellen und geistigen Verkehr der Völker abhängig sey. — Langsam wuchs der so genannte freye Handel Englands mit Ostindien und das Geldremittiren der Generale und Beamten nach dem Mutterlande, wenn einige Nabobs mediatirt oder geplündert worden waren, und wenig stieg der Monopolhandel der Handelsgesellschaft mit

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

China, aber wohl durch die sich nähernden Eroberungen der ostindischen Handelsgesellschaft die Furcht des Hofes von Peking vor der Obergewalt der Britten in Ostasien. Die Factorey in Canton, stolz, wie alle privilegirte Körper zu seyn pflegen, wähnte, daß ihre Klugheit in Handhabung des Verkehrs, die Chinesen etwas zahmer mache, während es die Furcht vor dem allmächtigen Oberstatthalter in Calcutta war, welche das himmlische Reich etwas milder erscheinen ließ. Im Despotismus stehen sich beide Höfe von Peking und Calcutta ziemlich nahe. Mag *Crawfurd* dem freyen Handel zu Singapore, der freylich wuchs, excentrische Hoffnungen widmen! Er kann nur steigen, wenn die Asiaten in und außer der brittischen Herrschaft wohlhabender, und den Britten in Sitten und Bedürfnissen ähnlicher geworden sind. Das Wesen des Singaporer-Handels ist ein indirecter großer Verkehr mit den der brittischen Flagge verbotenen Häfen Chinas. Rec. erwähnt *Crawfurds* Zahlen hier nicht, denn alle amtlichen Protocolle über den Belang eines solchen Verkehrs sind immer nur täuschend, weil der erlaubte Handel stets einen Zwillings-Bruder hat, den unerlaubten Handel, den jeder, so gut er kann, besonders unter den schlauen Britten versteckt.

Rec. wundert sich, daß Hr. *Fick* diesen Handel nicht zugleich, mit Berichtigung der *Crawfurdschen* Ansichten, beleuchtet. Hat nicht der englische Wollhandel nach Ostindien in neuester Zeit bedeutend, man sagt um 23 Procent, abgenommen? — Gewiß ist England der Alleinhandel der Handelsgesellschaft nach China nachtheilig, und der nordamerikanische Handel nach China wächst sichtbar, ungeachtet ihn keine Factorey beschützt, aber die Beamten der englischen Factorey in Canton stehen sich dabey und im Schleichhandel mit Opium gar trefflich. Rußland hat sich des Handels von Nordchina mit Wollwaaren fast ausschließend bemächtigt, und sogar die preussische Concurrnz nicht länger dulden wollen. — Erst muß die ostindische Gesellschaft alle ihre Landpächter in Landeigenthümer verwandeln, diese vor Prellereyen der Zamindare schützen, die wilden Thiere ausrotten, eine klimatisch-rationale Landwirthschaft einführen, auch die bramini-sche Geistesverfinsternung brechen, ehe der Ostindier so reich wird, brittische Fabrikate bezahlen zu können. Das ungeheure orientalische Reich der drey brittischen Präsidentschaften daselbst, neben den Statthaltereyen in Ceylon und Prinz-Wales-Insel, hat noch keinen

T t

einigen Kanal, wenig Landstraßen, keine Sicherheitsanstalten gegen die Cholera, keine bedeutende Mildereung der Menschenherabwürdigung in Kasten. Ostindien führt jetzt viel Indigo aus nach Europa, aber auch fast nur aus Bengalens Marschen, von denen wenige bedeckt, und wo nur bey ein paar Städten die Sümpfe und Wälder (eine Wohnung der Schlangen und Raubthiere) ausgerodet, entwässert und bedeckt worden sind. Noch sind fast alle indischen Producte, als Zucker, Baumwolle, Reis, Cochenille, Gelbholz, Taback, Seide, Kastoröl, Kaffee, Indigo und Krapp, geringeren Werths, als die aus anderen Ländern. So ist der aus den Niederlanden kommende Krapp über doppelt so theuer als der ostindische. Also muß man vor Allem die Landwirthschaft heben, um den Handel zu heben. Alle Handelsbeförderungen sind thöricht, so lange ein Land nur schlechte Producte dem Auslande zu liefern vermag. — Während die ostindische Gesellschaft niemals beachtet hatte, daß der Tutang der Chinesen und der europäischen Zink eine Waare war, gingen die Nordamerikaner kaum an, nach Canton Handel zu treiben, als sie gewahr wurden, daß die aus der Tatarey nach China eingeführte Giesingwurzel sich im Lande der freyen nordamerikanischen Wilden ebenfalls finde, und sofort machten sie große Geschäfte hierin. Erst der entfremdete Handel aus England nach Ostindien liefs entdecken, daß der ostindische Farbestoff *Lack dye* sehr oft die theure Cochenille ersetzen könne. Wenn heute die ägyptische Baumwolle ein großer Ausfuhrartikel der Nilufer ist, so verdankt der Pascha von Aegypten dies dem Franzosen Jümel, welcher eine sehr edle Gattung Baumwolle dort nationalisirte, wo sie früher in dem reichsten Alluvionsboden ihre Bestandtheile niemals ausgefogen hatte, und daher reiche Ernten lieferte. Die Insel Mauritius und ganz Westindien bauet jetzt nur otahaitischen Zucker, aber in Ostindien noch Niemand, und alle brittische, die Zuckerbereitung erleichternde Maschinerie ist in Ostindien völlig unbekannt. — Gewiß bedarf die Handelsgesellschaft kein Handelsmonopol, um in Ostindien ruhiger zu regieren; jedoch fürchtet Rec., daß, wenn sie dort regiert, ihr und ihrer Beamten Eigennutz den brittischen Handelsverkehr, und das Erheben ihrer Unterthanen zu besseren Landwirthen und dadurch zu mehr Wohlstand, willkürlich zerstören werde. — Nicht durch Monopole, sondern durch Beglückung seiner wilden Unterthanen, die unter sich in Sitten und Sprache geschieden leben, behauptet Rußland seine Macht über die rohen zum Theil noch nomadischen Völkerschaften. Eben die Nachtheile, welche Ostindien und England in Folge der politischen Herrschaft und des Monopols der ostindischen Handelsgesellschaft drücken, machen das Unglück der Nomaden in Sibirien, denen der Pferdefrohndienst zum Transport der Güter der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft jährlich an 80,000 Pferde kosten soll, deren Fleisch freylich hernach die sibirischen Streifvölker verzehren. Die Römer würden ohne eine rationalere Behandlung der Provinzen unter den Kaisern, als diese sie unter den aristokratischen Proconsuln der Republik erfuhren, ihre Herrschaft in den

Provinzen nicht lange fortgesetzt haben, und England wird sich nicht lange in Ostindien behaupten, wenn es nicht bald sowohl die Monopole als die Territorialherrschaft der Handelsgesellschaft aufhebt, so strenge auch dort, nach *Welsh*, das Regiment und das Mißtrauen wider die Rajahs zu seyn scheint. Es ist eine Thorheit, zu fürchten, daß die Concurrnz eingewandeter Engländer in Benutzung der furchtbaren ostindischen Aecker die Verarmung der Ostindier nach sich ziehen werde. Gerade dadurch sind die Eingebornen, da wo es erlaubt war, daß Britten Grundeigenthum erwerben konnten, deren Nachahmer in manchem Nützlichen geworden. Der Charakter der Hindus hat einige schöne Seiten, bedarf aber jeder einer reineren Humanität, als sie bisher besitzen. — Wo die Chinesen als Kolonisten in Ostasien erscheinen, da verbessern sie den Landbau, die Fabricatur und den Handel. Hart ist die ostindische Gesellschaft gegen die Nachkommen der Europäer, welche geborne Ostindiarinnen heiratheten, indem sie von allen irgend bedeutenden Staatsämtern ausgeschlossen sind. Gerechter und politischer verfügte die Krone in den ihr direct unterworfenen ostindischen Inseln u. a. auf Ceylon und auf Trinidad, und das Gegentheil der Verfügungen der englisch - ostindischen Handelsgesellschaft. Da, wo die Niederländer auf Java viel Grundeigenthum besitzen, entsteht niemals Empörung, wohl aber da, wo bloß Eingeborne, und unter sich, so wie mit ihren Fürsten, in Zwietracht leben. — Die Jury wurde zuerst auf Ceylon und hernach in Ostindien eingeführt, und die Eingebornen sind sehr damit zufrieden. — Während die Calcuttageregierung die Aufklärung der Britten beföhlet, unterstützt sie das Aufblühen der asiatischen sinnlichen und fabelhaften Literatur. — Die Hindus leben im Ganzen gerne unter brittischen Gesetzen; nur die Vornehmen aus Rajahsgeschlechtern hassien die Gesetze und die Einrichtungen der sie von der Höhe herabstürzenden Britten. Durch die vermehrte Einfuhr brittischer Baumwollwaaren leidet der Hinduweber wenig, denn er ist gemeinlich zugleich ein kleiner Landpächter. Erlangt er eine Art Eigenthum, das er seinen Kindern übertragen und mit Nutzen verbessern kann, so ist er reichlich entschädigt. — Die Welt mag hoffen, daß alle mögliche Handels- und Colonisations-Freyheit sich unter dem neuen brittischen Ministerium verbreiten möge, sein Stand bleibt immer schwierig, dem Coloss der reichen grundherrlichen Pairs und anderer Familien, dem Einflusse der alten Handlungshäuser in England, in seinen Colonien und in den Häfen des Auslandes, endlich dem Eigennutze der Besitzer der Staatsschulden die Spitze zu bieten.

X.

DORTMUND, b. Mallinckrodt: *Recht, Richtsteig, Rechtsgelehrte und Adel der preussischen Rheinlande, in der Gegenwart und Zukunft. Nebst Andeutungen und Wünschen für das übrige Preussen.* Zwölf Abhandlungen von Johann Friedrich Joseph Sommer, Hofgerichts-Advokaten zu

Kirchbüchern im Herzogthum Westphalen. 1817. 124 S. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel sind zwölf rhapsodische Abhandlungen gesammelt, welche weniger bekannt worden zu seyn scheinen, als sie verdienen. Die 1ste, *das Recht*, hat zum Zweck, das für die neuen preussischen Rhein-Provinzen ein Provinzial-Recht entworfen, das preussische Landrecht dabey zum Grunde gelegt, und aus dem Code Napoléon, dann den früheren Particular-Rechten das Dienliche beybehalten werde. — Die 2te, *die Gerichtsverfassung*, will die französische Friedensrichter, so wie das Notariat-Wesen abgeschafft, und dagegen Kreis-Gerichte errichtet wissen, den auch die Criminalgerichtsbarkeit übergeben werden soll. — Die 3te, *das Volksthümliche im Gerichte, Geschworne* u. s. w. enthält mehrere, recht gute Ideen über eine zweckmäßige Organisation der Jury und deren Verschmelzung mit den ordentlichen Kreisgerichten. — Die 4te, betrifft *das öffentliche Verfahren* und die *Untersuchungsmaxime*. Nach Hn. S. Vorschlag sollte das öffentliche Verfahren allgemein eingeführt werden, und damit sind wir auch um so mehr einverstanden, als diess an sich die Referenten zu einer genauen und vollständigen Darstellung zwingt. Dafs aber die *Relationen* den Anwälten vor deren Vortrag voraus gegeben werden sollen, können wir durchaus nicht zweckmäßig finden. Abgesehen davon, das es doch offenbar die richterliche Würde herabsetzen müßte, so würde es zu unendlichen Discussionen Anlaß geben; und die Proceß verewigen. In Absicht der Actenauszüge allein möchte es zweckmäßig seyn, damit die Parteyen sich überzeugen können, das die Thatfätze dem Collegium vollständig und richtig vorgetragen worden, und das sie, im Fall einer Lücke, diese vor dem Vortrag ergänzen können. — 5. *Die weiteren Instanzen und die Rechtsmittel betreffend*. Hr. S. schlägt für jede Provinz ein Oberlandesgericht vor, aus einem Civil- und Criminal-Senat, dann einen Präsidial-Senat für die Aufsicht auf die Untergerichte, Depositen, Tabellenwesen u. s. w. Sehr zweckmäßig. Für die letzte Instanz schlägt er einen zweyten Senat des Berliner Geheimen Obergerichts für die Provinzen vor, wo französisches Recht gegolten hat. — 6) *Die Advocaten*. Eine sehr gehaltvolle Vertheidigung dieses Standes und seiner Würde. Nur in Absicht der Advocatentaxe können wir dem Vf. nicht beystimmen. Die preussische Classification der Proceß hat, bey allem Schein der Rechtlichkeit, doch sehr bedeutende Inconvenienzen. Ist der Klagegegenstand beträchtlich, der Kläger erlangt ihn aber nicht, wegen eintretender Insolvenz des Beklagten, oder weil es eine zweifelhafte Rechtsfrage betrifft, so ist er doppelt unglücklich. Auch sind die Advocatentaxen allenthalben hoch genug. So gerecht es ist, das der Advocat reichlich belohnt werde: so gewiß ist es doch, das der einsichtsvolle und thätige Advocat bey mäßiger Arbeit, alle anderen Stände im Einkommen überflügelt. — 7. *Die Personen-Standesregister*. Der Vf. glaubt, das diese ganz füglich durch die Kirchenbücher ersetzt werden

könnten. Dem aber muß Rec. feyerlich widersprechen. Eine lange Geschäftserfahrung hat ihn überzeugt, mit welcher Sorglosigkeit die Kirchenbücher gewöhnlich von den Geistlichen geführt werden, welche überhaupt alle nicht unmittelbar geistliche Geschäfte nur mit großem Widerwillen verrichten, und dazu gar kein Geschick haben; auch freylich nach der jetzigen akademischen Lehr-Methode nicht erhalten können. Dem Rec. ist nicht Einer, es sind ihm viele Fälle vorgekommen, wo ganze Familien durch unrichtige Eintragungen in die Kirchenbücher unglücklich geworden sind. Man darf also ein so höchst wichtiges Werk als das *Personen-Standes-Register* keineswegs den Geistlichen allein anvertrauen; denn von dessen Richtigkeit hängt das Schickal, Wohl und Weh aller Gesellschaftsglieder ab. Der Gefahr nicht einmal zu gedenken, welche durch das häufige Verbrennen der Kirchenbücher, die nur einfach vorhanden sind, für die bürgerliche Gesellschaft entsteht. Dafs die Controle der Küster, welche das allgemeine Landrecht fodert, durchaus unzureichend und unzuweckmäßig sey, wird jeder practische Geschäftsmann anerkennen. Nicht nur sind die Küster oder Schulmeister großentheils dazu ganz unfähige Leute, sondern die Achtung, welche sie ihren Vorgesetzten, den Geistlichen schuldig sind, wird ihnen nie erlauben, sich dieser Controle mit Wirklichkeit zu entziehen. Schon längst hätte also die Eintragung der Geburts-, Verehelichungs- und Sterbe-Fälle, in ein Duplicat des Registers, allenthalben der Civil-obrigkeit auch in Deutschland übertragen werden sollen; welches Duplicat dann mit den Pfarrey-Registern jährlich verglichen und die etwaige Discrepanzen, wo es noch Zeit ist, berichtigt werden sollten. — Die 8te Abhandlung: *das Kirchliche bey der Ehe* ist gegen die Bestimmungen des Preussischen Landrechts in Absicht der Ehescheidungen, §. 36. 136 und 715. 2ter Th. gerichtet. Uns hat der Vf. nicht überzeugt. Der Staat kann die Ehe nur als einen *Vertrag* anerkennen. Die nach den verschiedenen Religions-Ansichten damit verbundenen *kirchlichen* Gebräuche gehen den Staat gar nichts, sondern nur die Betheiligten an, und der Staat muß die Ehe in der bürgerlichen Gesetzgebung nach den Regeln des Vertrags beurtheilen. Alles übrige gehört vor das *kirchliche* Forum. In wie fern nun die Betheiligten *dies* anerkennen, oder sich dessen Ansprüche unterwerfen, oder entziehen wollen, ist Sache des Gewissens, dessen Freyheit der Staat zu beschränken nicht berechtigt ist. 9. *Etwas über den Concur*. Der Vorschlag, die Concur-Masse einem Ausschuss der Gläubiger zu übergeben, möchte wohl mannichfaltigen Anständen unterliegen, deren Auseinandersetzung den Raum dieser Blätter überschreiten würde. Auch möchten wir den Satz, das der Preussische Concur-Proceß vorzüglich empfehlungswürdig sey, keinesweges unterschreiben, da er durch das gespaltene Liquidations-Verfahren vielmehr äußerst verworren und schleppend ist. Wohl aber wäre zu wünschen, es möchte statt der zahlreichen nutzlosen Preisfragen, welche jährlich aufgegeben werden, eine Regierung sich entschließen, ei-

nen bedeutenden Preis auf die beste Beantwortung der für die bürgerliche Gesellschaft so wichtigen Frage zu setzen, auf welche mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit vereinbare Weise Concurse am schnellsten zu beendigen seyen. — 10. *Perhorrescenz*. Der Vf. stimmt mit Recht für die Wiedereinführung des Perhorrescenz-Eides. — 11. *Adel*. Der Vf. erklärt sich mit Grund für die Herstellung eines, aber begüterten, Erb-Adels durch Erneuerung der Fideicommissse. — 12. *Schluss und Nachträge*. Die ganze Schrift bekundet den Vf. als einen denkenden Kopf und vielseitig gebildeten Mann, dessen zum Wohl seines Vaterlandes erhobene Stimme, von den Obern nicht überhört werden möge.

J. S.

ERDBESCHREIBUNG.

DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnoldischen Buchhdlg.: T. F. M. Richters *Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817*. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. Sechstes Bändchen. 183 S. Siebentes Bändchen. 192 S. Achtes Bändchen. 205 S. Neuntes Bändchen. 198 S. Zehntes Bändchen. 198 S. 1831. 12. (cpl. 5 Rthlr.)

Diese fünf Bändchen schliessen das, gewiss für jedes Lebensalter gebildeter Leser höchst interessante und besonders für die Jugend mannichfache Belehrung enthaltende Werk ganz in demselben Charakter, wie die bereits angezeigten (Jen. A. L. Z. 1831. No. 133) solches

begannen. Der Vf. ist unermüdet bedacht gewesen, seinen Schilderungen das erfreuliche Leben zu erhalten, welches die ersten Bändchen so sehr empfahl.

China und dessen im fünften Bändchen dargelegten Sitten und Eigenthümlichkeiten boten merkwürdige Parallelen mit *England* dar, von dem der größte Theil des öten Bändchens handelt. Mit dem anziehendsten Detail verbreiten sich schon die drey letzten Abschnitte desselben, das ganze folgende Bändchen und ein großer Theil des 8ten über *Sicilien* und besonders *Messina*. *Alexandrien*, wohin wir sodann dem kenntniß- und erfahrungsreichen Reisenden folgen, wird nunmehr der Gegenstand seiner geschickten Schilderung. Im 9ten Bändchen ist uns wenig Zeit zur Raft an Einem Orte verstattet. Am längsten währt noch der Aufenthalt in *Alicante*. In *Tunis* namentlich bedauert man freylich mit dem Verfasser, daß man so bald wieder hinweg muß. So auch in *Griechenland*. Das 10te Bändchen bringt uns nach *Messina* zurück, wo Hr. R. nach manchen Hindernissen, welche seiner Liebe zu einer vierzehnjährigen Sicilianerin entgegengetreten, sich mit dieser verheirathet. Besonderes Interesse erregt seine Besteigung des *Aetna* und die Anmerkungen über diesen Vulkan, sodann die Notizen von *Malta*, welches er verläßt, um über *Triest* nach *Sachsen* zu gehen.

Diesem Bändchen ist eine alphabetische Erläuterung der in dem Werke vorkommenden *nautischen Kunstausdrücke* beygefügt, ein abermaliger Beweis, daß der Vf. sich keine Mühe verdriessen liefs, sein, auch zur angenehmen Unterhaltung geeignetes Buch so belehrend und nützlich als möglich zu machen.

— u.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Sulzbach*, gedruckt mit des Commerzienraths Seidel Schriften: *Anleitung zur Anlegung und Unterhaltung der Vicinalwege*, von Johann Boglist Greger, k. baier. erstem Landgerichtsassessor zu Eschenbach im Main-Kreise, ord. Mitgl. des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. Mit Zeichnungen. 1817. 3 B. Zeichnungen. u. 63 S. 8.

Unter *Vicinalwegen* versteht der Vf. (S. 14) diejenigen, welche die von den Hauptstraßen abgelegenen Ortschaften unter sich und mit den Hauptstraßen verbinden. Er hält sie (S. 15) für ein Operat der polizeylichen Pflicht des Unterthans der Gegend, und der Unterschied zwischen solchen Wegen und den Hauptstraßen soll darin bestehen, daß die letzteren Kunststraßen sind, welche mit voller Anwendung der Straßen- und Brücken-Baukunde nach praktischen Rücksichten ganze Linien durch Länder, oder von und zu Hauptstädten bilden, und von dem Staatsvermögen besorgt werden; wogegen *Vicinalwege* nur die polizeyliche Sorge des Beamten einer Gegend von drey bis vier Quadratstunden, und die gemeine Kunst und Mittel des Landmanns in

Anspruch nehmen, indem es bey diesen letzten Wegen meist schon genügen soll, wenn solche ordentlich in der Breite von funfzehn bis achtzehn Schuhen gebauet, gut gewölbt, mit Seitengräben versehen, und nach Beschaffenheit eines naßen Bodens mit trockenem Material überschüttet, und hie und da mit den nöthigen Brücken und Kanälen versehen sind. Die Anweisung des Vfs. zum Bau und zur Unterhaltung solcher Wege, wobey er vorzüglich das Landgericht Eschenbach und dessen Bezirk im Auge hat, zeigt von vieler praktischen Sachkenntniß, und verdient allgemeine Empfehlung, wenn man auch über den gelehrten naturphilosophischen und humanistischen Anstrich, den der Vf. seiner Lehre giebt, mitunter lächeln muß. Stellen aus *Schiller* und *Klopstock* gehören auf keinen Fall in eine Straßenbauinstruction, und um der Verbindlichkeit der Unterthanen zum Bau und zur Unterhaltung solcher Wege zu deduciren, braucht man nicht bis auf die Urgefetze des bürgerlichen Wesens zurück zu gehen.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

SULZBACH, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung:
*Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit
der Seele.* 1827. XVI u. 336 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich diese Schrift schon vor mehr als vier Jahren ans Licht getreten ist, so hat sie doch bisher nicht nur kein Interesse, wie man von ihrem Inhalte billig hätte erwarten sollen, im Publicum überhaupt erweckt, sondern sie hatte nicht einmal das Glück, in irgend einer der berühmteren Literaturzeitungen Deutschlands geziemend gewürdigt zu werden. Dieses sonderbare Ereigniß läßt sich wohl nur aus der Anonymität des Buches erklären. Man scheint über ein Buch, dessen Vf., wie man etwas übereilt voraussetzte, sich nicht zu nennen wagt, schon im Voraus abgeurtheilt, und um sich die Mühe des Durchlesens zu ersparen, sich überredet zu haben, es sey wohl nur eine Schrift, ähnlich so vielen anderen, die sich in der Behandlung desselben Gegenstandes eben keinen besonderen Ruhm zu erwerben wußten. Darum hält es Rec. für seine Pflicht, auf die *Athanasia*, deren hoher Werth ihm einleuchtet, die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken.

Rec. muß es nämlich dieser Schrift nachrühmen, daß sie ihre Aufgabe, die Darstellung der Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, glücklich, und für jeden vorurtheilsfreyen Leser genügend gelöst hat. Thatächlich erscheint hier die Ueberzeugung unseres Vfs. (S. 3 und 4), daß sich die Wahrheit von der Unsterblichkeit schon durch die bloße Vernunft hinlänglich erweisen lasse, vor unseren Augen gerechtfertigt. Zwar ist diese Behauptung von angesehenen Weltweisen nicht selten bestritten worden, und in unserer Zeit haben *Kant* und seine Anhänger der menschlichen Vernunft überhaupt das Vermögen abgesprochen, über die übersinnlichen Gegenstände, wohin denn auch die Frage von der Unsterblichkeit gehört, synthetisch richtig zu urtheilen. Allein ihre Gründe werden bey näherer Betrachtung unstatthaft erfunden; insbesondere ist *Kants* Behauptung, wie der Vf. (S. 5—6) scharfsinnig bemerkt, in sich selbst widersprechend und schlecht begründet (wie aus dem Schluß dieser Rec. hervorgehen wird), und darf uns in unserer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit um so weniger irre machen, da ja derselbe

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

Philosoph die Wahrheit der Unsterblichkeit dem ungeachtet eingestanden, und aus praktischen Gründen daran zu glauben befohlen hat (S. 7—8). Wenn aber der Vf. selbst, wie er S. 3 gesteht, eine Zeitlang der Meinung war, daß es der menschlichen Vernunft in der That an hinlänglichen Gründen zur Erhärtung des Lehrsatzes von der Wissenschaft fehle, so hat ihm in der Folge das Gegentheil eingeleuchtet, nachdem er sich durch weiteres Nachdenken der dafür, Sprechenden, und im vorliegenden Werke entwickelten Gründe bemächtigt, sie von allen Seiten geprüft, und stets richtig befunden hatte. (Ebendaf.)

Au die Spitze dieser Gründe nun stellt der Vf. den von der *Einfachheit* und *Einerleyheit* der Seele hergenommenen (S. 9—68). Er gesteht, daß die Wahrheiten, die er bey dieser Gelegenheit vorträgt, seit Jahrhunderten bereits von den grössten Weltweisen, und bey nahe aus denselben Gründen, seyen behauptet worden, und glaubt sich daher höchstens nur die Hoffnung machen zu dürfen, es möchte ihm hie und da gelungen seyn, die Sache deutlicher auseinander gesetzt zu haben. So gering aber das Verdienst Manchem scheinen könnte, das sich hier der Vf. auf eine so bescheidene Weise beylegt: so wichtig ist es in der That, und verpflichtet zu grossem Danke, da ja eine dauernde Ueberzeugung hauptsächlich von einer klaren und besonnenen Darlegung der für eine geoffenbarte Wahrheit streitenden Gründe abhängig ist. Inzwischen muß Rec. erinnern, daß selbst hier schon nicht bloß längst bekannte Wahrheiten von dem Vf. wiedergegeben werden, sondern daß der aufmerksame Leser gar Vieles finden wird, was durch Neuheit der Ideen anzieht und angenehm überrascht. Bemerkenswerth ist schon der philosophische Scharfsinn, den der Vf. bey Gelegenheit der Erörterung der so schwierigen Begriffe: *Substanz* und *Idärenz* (S. 9—14), bey der Bestimmung der verschiedenen Bedeutungen des Satzes: eine gewisse Beschaffenheit von Veränderung komme einem Gegenstände zu, oder gehe in demselben vor, und bey der Unterscheidung der verschiedenen Arten von Verhältnissen und ihrer Anwendung auf seinen Gegenstand, an den Tag leget, so, daß schon deshalb Niemand, der an der Philosophie ein Interesse findet, das Buch ungelesen lassen sollte. Schlagend ist die Polemik, mit welcher der Vf. S. 47—68 wider die Gegner der Einfachheit der Seele (die Materialisten) auftritt, obgleich

U u

er ihre Einwürfe in ihrer ganzen Stärke, wie sie kaum ihre Urheber selbst vorgetragen haben, dem Leser darlegt. Was, bey Anlaß des fünften Einwurfes und seiner Widerlegung, über die menschlichen Urtheile und einige merkwürdige Eigenschaften derselben beygebracht wird, ist höchst belehrend. Vorzüglich wichtig aber dünkt Rec., wie diels auch schon der Herausgeber erinnert, des Vfs. Unterscheidung zwischen unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungsurtheilen für die Wissenschaft, wo man nicht selten vermittelte Urtheile für unmittelbare ansieht, und sich somit alles Beweises für die Wichtigkeit derselben überhoben glaubt. So halten z. B. selbst Weltweise das Urtheil, die menschliche Freyheit nach inderterministischer Ansicht betreffend: „ich kann zwischen zwey Handlungsweisen, davon die Eine von meinem Glückseligkeitstribe gewünscht, die andere von der Vernunft gefodert wird, ohne bestimmenden Grund wählen“, für ein Urtheil, das keines Beweises bedarf. Nach dem Vf. dürfte es sich aber anders verhalten, da ja eben dieses Urtheil kein unmittelbares, sondern ein vermitteltes ist.

Treffend ist die Bemerkung (S. 56 und 57), das wir auch dasjenige, was wir mit Händen greifen, mit Augen sehen, und dergl., nicht unmittelbar, sondern durch Schlüsse, und zwar durch bloße Wahrscheinlichkeitschlüsse erkennen, die irre leiten können, und oft auch wirklich irre leiten; das dagegen die Schlüsse, durch welche der Vf. die Einfachheit der Seele bewiesen, nicht Schlüsse der bloßen Wahrscheinlichkeit, sondern vollkommene Schlüsse seyen. „Du hörst sie aber“, sagt er weiter, „das erste Mal. Wohl, das berechtigt dich, sie zu prüfen, und wiederholt zu prüfen, bevor du sie annimmst. Ist aber diels geschehen, und haben sie jede Prüfung bestanden; wahrlich, dann wäre es nicht mehr vernünftig gehandelt, wenn du dem Schlusssatze, zu dem sie führen, nur darum minder vertrauen wolltest, weil du dir jener Vorderätze, auf denen er beruht, deutlich bewußt bist, weil eben deshalb die Täuschung, das du ihn unmittelbar erkennest, hier gar nicht eintreten kann.“

Denjenigen Gegnern der Einfachheit der Seele, die aus der großen Abhängigkeit derselben vom Leibe, vornehmlich aus der Art der Entstehung des Menschen durch den körperlichen Act der Zeugung, die beiderseitige Gleichartigkeit erschliessen wollen, wird zuvörderst (S. 57—63) erwidert, das aus allen den Erfahrungen, die man hieher bezieht, höchstens nur gefolgert werden könne, das die Seele des Leibes zu ihren Verrichtungen bedürfe; niemals aber, das irgend eine dieser Verrichtungen im Leibe, oder in einem Theile desselben, vorgehe, das somit die Seele körperlich sey. Dieser Unterschied, den man hier gewöhnlich übersieht, ist wichtig, weshalb ihn der Vf. bereits S. 21 ff. deutlich auseinandergesetzt hat. Er bezieht sich daher darauf, und erinnert nur noch, das nach der Schlusart, die sich hier die Freunde des Materialismus erlauben; alle Dinge, die zu unserer geistigen Thätigkeit uns mehr oder minder nothwendig sind, und durch die gewisse Geistesverrichtungen mehr oder minder gut

von Statten gehen, gleichfalls Theile unseres *Ich* wären. Ein Fernrohr, das unsere Sehkraft unterstützt, eine Dehnkraft, die wir zur Ausführung großer Berechnungen gebrauchen, ja Bücher sogar, die wir zu unserem Unterrichte liefern, und dergl., würden dazu gehören. — Aus der Art der Entstehung des Menschen durch die Zeugung, einen körperlichen Act, folgt gleichfalls nichts gegen die Einfachheit der Seele. Denn nicht hervorgebracht wird die Seele durch die Zeugung, sondern es wird ihr nur dadurch Anlaß und Gelegenheit zu einer schnelleren Entwicklung verschafft; von dem Augenblicke des Entstehens unseres Leibes an wohnt auch schon die Seele in ihm, und sie ist es, die an seiner Entstehung sowohl, als an seiner Erhaltung und Ausbildung den thätigsten Antheil nimmt, wie der Vf. in der Folge erweist. Wenn man sich vorstellen müßte, das Gott die Seele des Menschen erst in dem Augenblicke, da er gezeugt und geboren wird, erschaffe, oder die schon vorhandene doch erst in solchen Augenblicken aus den entferntesten Gegenden der Schöpfung herbeyführe in den Leib, der nun ihr Wohnsitz werden soll: dann möchte man wohl über Schwierigkeiten zu klagen berechtigt seyn. So aber ist die Nothwendigkeit einer solchen Vorstellung von selbst gehoben. Das es noch immer viel Unerklärliches in der Entstehungsart wie des Menschen, so auch jedes organischen Wesens überhaupt gebe, leugnet der Vf. nicht. Diels rührt aber nicht von der Voraussetzung her, das sich in einem jeden solchen Wesen eine einfache Seele befinde, sondern von unserer Unkunde der Naturkräfte. Uebrigens gewinnt man damit, das man das Daseyn einfacher Seelen verwirft, so wenig, das man dadurch vielmehr die Dunkelheit nur vergrößert. Versuchsweise fügt hier der Vf. eine Erklärung der Entstehung der Organisation durch einfache Theile bey, wo hingegen diejenigen, die keine einfache Substanzen annehmen, auf die Frage, wie ein organisches Ganzes entstehe, durchaus nichts Befriedigendes erwidern können. — Noch einen Einwurf gegen die Einfachheit der Seele hebt der Vf. auf eine interessante Weise (S. 63—68): Man behauptet nämlich, bey der Annahme einer einfachen Seelensubstanz bleibe es unerklärlich und eine Art Geheimniß, wie sie Veränderungen im Leibe hervorbringen könne. Dagegen erinnert der Vf., man spreche mit Unrecht von Unerklärlichem und Geheimnißvollem, wo nichts davon in der That vorhanden sey. Denn wenn man fragt, wie die Seele wirke, so will man eigentlich nicht erfahren, durch welche Vermittelung es geschehe, das die Veränderungen, die in gewissen Theilen des Leibes durch den Eindruck äußerer Gegenstände hervorgebracht werden, sich bis zur Seele fortpflanzen, oder das diese und jene äußeren Gliedmaßen in Bewegung gerathen, sobald es die Seele will (indem diels keine eben so unerklärliche Sache wäre, und die Physiologen hierüber bereits so manche Aufschlüsse gegeben haben), sondern man verlangt nur die Art zu wissen, wie Seele und Leib (Seelenorgan) auf einander wirken, und durch welche Mittel diels geschehe. Hierauf aber ist es unmöglich eine

andere Antwort beyzubringen, als die, daß es eigentlich gar kein solches Mittel gebe, und geben könne, und daß der Verkehr zwischen Seele und Seelenorgan unmittelbar Statt habe. Weiter giebt es hier nichts zu erklären, weshalb man auch nicht von Unerklärlichem und Geheimnißvollem sprechen solle. Aber gesetzt, es wäre wahr, daß es hier etwas Unerklärliches gebe, so würde doch damit die Einfachheit der Seele nicht aufgehoben, wofern wir einer unerklärlichen Annahme auf keine Art ausweichen können, wir mögen über die Natur der Seele wie immer entscheiden. Nicht auf der vorausgesetzten Einfachheit der Seele, sondern auf der aus ihr gefolgerten Unmittelbarkeit der wechselseitigen Einwirkungen beruht die Unerklärlichkeit. Unmittelbare Einwirkungen aber, sie mögen unter einfachen oder unter zusammengesetzten Gegenständen, oder unter solchen, wovon der Eine einfach, der Andere zusammengesetzt ist, obwalten, setzen auf jeden Fall etwas Unerklärliches voraus, wie der Vf. an einem sehr interessanten Beyspiele, an der Erscheinung des Stosses zeigt, welche ein unmittelbares Wirken, und zwar in die Entfernung, voraussetzt. Der Vf. nimmt also eine *actio in distans* gegen Leibnitz an, wie er überhaupt von diesem großen Denker, mit welchem er sonst so sehr übereinstimmt, in der Lehre von der Einwirkung der Seele auf den Leib sehr abweicht.

Von dem für die Einfachheit und Einerleyheit der Seele geführten Beweisen wendet sich nun der Vf. zum Beweise für ihre ewige Fortdauer (S. 69—90), welchem er den Lehratz zu Grunde leget, daß „keine Substanz der Vernichtung unterstehe“. Zwar läßt er sich nicht darauf ein, diesen Lehratz selbst innerlich zu begründen, versucht es aber, uns von der Wahrheit desselben anderweitig zu überzeugen. Gelehrte und Ungelehrte, sagt er nämlich, stimmen darin überein, daß alles Entstehen und Vergehen nur die Verbindungen unter den Wesen, nur ihre Zusammensetzungen, nicht die Substanzen selbst betreffe. Und mögen auch die Beweisgründe, welche die Gelehrten für diese Behauptung beybringen, noch so mangelhaft seyn, die Wahrheit derselben wird damit keinesweges aufgehoben. Denn wir erkennen der Wahrheiten so viele mit der bestimmtesten Gewisheit, ohne uns der Gründe, auf denen sie beruhen, bewußt zu seyn, und dieses selbst dann, wenn es nur eben die Vorstellung von jenen Gründen ist, durch die wir zu der Erkenntniß dieser Wahrheiten gelangen. Dies geschieht z. B. in der Beurtheilung dessen, was Recht und Unrecht ist, in unseren Urtheilen über die Gestalt, Gröfse, Entfernung und dergl. äußerer Gegenstände, so, daß wir diese Urtheile für unvermittelte halten, obgleich sie auf sehr vielen Schlüssen beruhen. Daß wir nun nicht wissen, aus welchen Vorderätzen ~~wa~~ diese Urtheile folgern, daß dies bisher noch kein Weltweiser befriedigend auseinandergesetzt hat, ist gewiß. Darum wird aber kein Vernünftiger an der Wahrheit dieser Urtheile zweifeln, und sie deshalb für unzuverlässig halten, weil er nicht anzugeben vermag, aus welchen Gründen er das Urtheil, daß z. B. dieses Blatt Papier größer sey als jenes,

fälle. Wenn also die Weltweisen in dem Beweise für einen Lehratz nicht übereinstimmen, während sie ihn selbst doch Alle zugeben, so darf uns derselbe darum nicht zweifelhaft erscheinen. Wir können vielmehr zuversichtlich glauben, daß ihrer Behauptung ein wahrer, bisher noch nicht bekannter, noch nicht deutlich erkannt Grund unterliege, und daß es eben das dunkle Gefühl dieses Grundes sey, was diese Weltweisen antrieb, den Satz einstimmig zu behaupten, ohne doch sagen zu können, warum sie es thun. Wahr ist daher der Satz von der Unvergänglichkeit der Substanzen, selbst wenn die Gründe, die man bisher dafür angeführt hatte, nicht die geringste Haltbarkeit hätten. Wir dürfen ihn eben so wenig bezweifeln, als wir, wie der Herausgeber der Abtheilung sehr gut bemerkt, an der Wahrheit mehrerer geometrischer Sätze zu zweifeln berechtigt sind, bloß darum, weil die Mathematiker sie bisher mit keinen gründlichen Beweisen versehen, und deshalb als Grundätze aufgestellt haben. Zwar steht dem Satze von der unvergänglichen Dauer der Substanzen die allgemein verbreitete Meinung entgegen, daß die Welt nicht nur eine Ursache ihres Daseyns, sondern auch einen Anfang desselben habe, woraus denn folgt, daß auch die sämtlichen Substanzen der Welt einen Anfang genommen haben. Haben sie aber zu seyn angefangen, so können sie ja wieder aufhören. Allein hierauf weifs der Vf. zu erwiedern: a) daß man trotz dem Glauben an einen Anfang der Welt und der Substanzen doch keinesweges an ihr Ende hat glauben wollen, was um so mehr beweiset, daß der Lehratz von der Unvergänglichkeit der Substanzen tief in der menschlichen Vernunft gegründet seyn müsse; b) daß, wenn man sich auch die Substanzen entstanden denkt, man doch keinesweges an ihr Aufhören glauben müsse; man kann nämlich Gott, der die Substanzen werden liefs, zwar auch die Macht, sie zu vernichten, einräumen, aber aus seinen unendlichen Vollkommenheiten folgern, er werde keine Substanz, die er einmal ins Daseyn rief, wieder vernichten; c) daß man endlich mit Unrecht in den Begriff der Schöpfung den eines Anfangs in der Zeit aufgenommen habe, bloß darum, weil man sich vorstellt, daß die Welt eine Wirkung Gottes sey, und daß jede Wirkung später zum Vorschein kommen, jede Ursache aber früher vorhanden seyn müsse. Diesen Satz nun findet der Vf. unrichtig, und erklärt ihn für ein Vorurtheil. Die Gründe, die er für seine Behauptung vorträgt, haben wissenschaftliches Interesse, und müssen bey dem Vf. selbst nachgelesen werden. S. 75—84. Uebrigens steht der Lehratz von der endlosen Dauer der Substanzen mit dem, was uns die christliche Offenbarung über die Entstehung der Welt lehret, in keinem Widerspruche. S. 84—89.

Daß jedoch mit dem geführten Beweise für die Einfachheit und endlose Fortdauer der Seele der Beweis für ihre Unsterblichkeit noch nicht beendigt sey, gestehet der Vf. S. 90. Denn nicht bloß der Substanz nach, sondern auch mit dem Bewußtseyn und der Rückerinnerung an unseren gegenwärtigen Zustand,

mit dem Gefühle, daß wir dieselben sind, die wir einst gelebt hatten, wollen wir fortdauern. Diesen Beweis kann daher unser Vf. keinesweges übergehen; er will ihn vielmehr ohne die Voraussetzung des Satzes von der Einfachheit der Seele liefern, und damit zeigen, daß eine auf Vernunftgründen beruhende Ueberzeugung von der Unsterblichkeit auch ohne den Glauben an die Einfachheit bestehen könne, daß also der letzte zur Hervorbringung jener nicht schlechthin nothwendig sey, sondern nur zur Erhöhung der Gewissheit unserer Fortdauer diene.

Doch bevor der Vf. an diesen Beweis gehet, schickt er nur noch die Lehre von dem endlosen Fortschreiten in der Vollkommenheit für einen jeden guten Menschen voraus. S. 91—143.

„Was sich auch immer im Tode, sagt er, mit uns ergeben mag; wenn wir nur gut sind, so werden wir selber nie aufser Stand gesetzt werden, unsere Kräfte noch weiter auszubilden und immer vollkommener zu werden.“ Der Vf. gründet diesen Satz auf die Wahrheit, daß „Veränderungen, denen einfache Substanzen unterstehen, sich alle nach einem solchen Gesetze richten; daß sie am Ende immer nur zur Vermehrung ihrer Kräfte, zu ihrer Vervollkommnung dienen, oder noch dienen können.“ S. 91—94. Unstreitig gilt dieses Gesetz bey allen denjenigen Substanzen, welche gleich unserer Seele mit Vorstellungskraft begabt sind. S. 95—101. Es gilt aber auch von allen Kräften überhaupt, die sich an einem einfachen und endlichen Wesen befinden, daß sie sich eines steten Wachstums zu erfreuen haben. S. 102. Schon in dem Begriff einer Kraft nämlich scheint es zu liegen, daß sie durch Uebung immer vergrößert werden müsse. In Erfahrungen, die wir von einem scheinbaren Gegentheile eines allmählichen Abnehmens und Verschwindens einer Kraft haben, widerlege dies wirklich so wenig, daß sie es vielmehr nur noch bestätige. Denn nur bey zusammengesetzten Gegenständen, nur in solchen Fällen, wo die hervorzubringende Erscheinung nicht durch die bloße Kraft eines einzelnen Theiles, sondern durch die Gesamtwirkung aller, und durch die besondere Art ihrer Verbindung bedingt wird, bemerken wir eine Abnahme der Kräfte; z. B. an jedem organischen Wesen, an einem Bogen u. dgl. Diese Abnahme ist leicht erklärlich, und sogar dadurch, daß die einfachen Theile in einem nicht zu hemmenden Fortschreiten begriffen sind, nothwendig. S. 103. Hieraus begreift es sich, warum die Kräfte des Geistes sich nicht erschöpfen; warum unser Erdball dagegen an Kräften abgenommen habe, daß er das nun nicht mehr vermöge, was er vor Jahrtausenden vermocht, Pflanzen und Thiere und sogar Menschen zu erzeugen, ohne des Mittels der Zeugung durch Wesen von gleicher Art bedürftig gewesen zu seyn. S. 104. Damit ist freylich, wie

der Vf. gesteht, die Wahrheit, daß die Kräfte einfacher Substanzen nicht vermindert werden, noch nicht dargethan; sie würde dies nur erst dann, wenn wir ein Beyspiel von einer Kraft an einem einfachen Wesen anführen könnten, an der wir durchaus keine Verminderung, sondern vielmehr ein Wachstum bemerkt haben. Der Vf. führt als Beyspiel die Anziehungskraft an, die durch ihre, Jahrtausende hindurch währende Thätigkeit nicht aufgezehrt wird, und uns somit schliessen läßt, daß, weil doch Veränderung Statt haben müsse, sie wohl nur vergrößert werden könne. Daß wir von dieser allmählichen Vergrößerung bisher nichts wahrgenommen haben, beweiset nichts wider sie, sondern beweiset nur, daß sie viel langsamer erfolge, als daß wir sie bis jetzt hätten wahrnehmen können. S. 105—107. Indefs glaubt der Vf., er habe eben nicht nöthig, seinen Satz von dem endlosen Fortschreiten aller Kräfte der Seele auf diese Gründe zu stützen. Denn schon aus dem von ihm (S. 98) erwiesenen Wachstume der Kraft des Vorstellens läßt sich das mögliche Wachstum aller Seelenkräfte auf die überzeugendste Weise folgern. S. 107. Wie? lese man bey dem Vf. selbst nach. — Ja dieses Gesetz des allmählichen Fortschreitens zur Vollkommenheit dünkt dem Vf. (S. 109) ein Gesetz zu seyn, welches für alle endlichen Wesen ohne Ausnahme gelte, obgleich sich das Gesagte nur auf Substanzen beziehe, die mit Vorstellungskraft begabt sind, da seiner Meinung nach die Kraft des Vorstellens ein Eigenthum aller Substanzen ist. Diese Weltansicht entwickelt der Vf. S. 109—115. Eine Ansicht, in die sich zwar gegenwärtig noch nur Wenige zu finden wissen, die aber schon von Seiten ihrer Erhabenheit das höchste menschliche Interesse erwecken sollte! Mit was für einem Auge muß nicht derjenige, der von ihr ausgeht, die Schöpfung betrachten! Nirgends stellet sich Tod oder Vernichtung dar; überall hin ist Leben ausgegossen; rege Thätigkeit überall hin verbreitet! Und dieses Leben ist kein einförmiges Leben, diese Thätigkeit keine begrenzte Thätigkeit. Nein, alle Wesen schreiten auf einer unendlichen Stufenleiter in den mannichfaltigsten Weisen zu einer immer höheren Vollkommenheit fort! — Zwar hat schon der große *Leibnitz* in seiner *Monadologie* diese Ansicht niedergelegt, und nur sein verrufener Lehrsatz von der prästabilirten Harmonie, den er damit verknüpft hat, mag die Schuld tragen, daß man sie bisher weniger, als sie es verdient, beachtet hat. Allein gebühret auch hierin dem Vf. der *Athanasia* die Ehre der Erfindung nicht, so muß man doch gestehen, daß er sich das unbestreitbare Verdienst erworben hat, diese Lehre von Neuem begründet, vervollständigt und consequenter durchgeführt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

SUTZBACH, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung:
*Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit
der Seele u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus dem Gefagten kann Jeder entnehmen, daß der Vf. den Unterschied zwischen materiellen und geistigen Substanzen nicht auf die gewöhnliche Weise auffallen dürfe, wenn er ihn ja will bestehen lassen. Und so ist es auch. Den Namen einer geistigen Substanz legt er bloß der herrschenden Seele, d. h. derjenigen bey, die über einen Inbegriff von Substanzen eine Art von Wirkksamkeit ausübet, wie keine andere dieses Inbegriffes. Alle übrigen Substanzen dieses Inbegriffes heißen ihm materielle Substanzen. Die Menge von Substanzen, die einer geistigen unterthan sind, nennt er das Werkzeug und Organ der letzten, auch ihren Leib und Körper; sie selbst aber die Seele dieses Leibes. Jedes Ganze von einer solchen Art, worin kein herrschender Theil sich hervorthut, dessen gesammte Bestandtheile einander gleichartig sind, so daß dieselbe Wirkksamkeit, welche der Eine ausübet, jeder andere gleichfalls ausübet, führt bey ihm den Namen eines organischen Ganzen. Den Beweis, den der Vf. bey dieser Gelegenheit für den merkwürdigen Lehrsatz aufstellt, „daß jeder Körper aus einer unendlichen Menge von einfachen Theilen bestehe“, dünkt Rec. völlig befriedigend; die Erklärung der Entstehung des niederen Organismus aber äußerst interessant. S. 115—125.

Die gewöhnliche Meinung, daß in dem Leibe des Menschen, so wie auch jedes einzelnen Thieres, nur eine einzige Substanz, welche den Namen einer geistigen verdient, nämlich nur diejenige wohne, die insgemein die Seele dieses Wesens heißt, hält der Vf. für ein Vorurtheil, und sehr sinnreich werden die Einwürfe widerlegt, daß wir uns der mehreren Seelen, falls solche wirklich im Leibe wohnten, innigst bewußt seyn müßten, und daß sie ihr Dafeyn auf jeden Fall doch weit sichtbar kund geben würden, als es geschieht. S. 125—136. Wie es komme, daß zu einerley Zeit Ein Geschöpf auf einer höheren, ein anderes auf einer niederen Stufe stehe, ob sie gleich alle schon von Ewigkeit her bestehen und fortschreiten, macht der Vf. S. 138 durch ein von

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

der Bewegung eines Körpers im Raume entlehntes Gleichniß begreiflich. Es ist also nicht gegründet, daß die Athanasia den Einwurf, „daß jede Seele, da sie zu jeder Zeit schon eine unendliche Zeit da gewesen ist, auch zu jeder Zeit schon vollkommen seyn müßte,“ unbeachtet lasse. Zu dem kommt der Vf. in der Folge noch einmal auf diesen Gegenstand S. 191 zurück.

Nachdem der Vf. noch einige Schwierigkeiten, die der Lehre von dem endlichen Fortschreiten entgegenstehen, beseitiget hat, gehet er zu einem neuen (oben schon besprochenen) Grund für die Unsterblichkeit über. Er bestrebt sich nämlich (S. 144—171) darzuthun, daß die Seele weder bey unserem Absterben, noch bey sonst irgend einer Veränderung, die ihr noch in der spätesten Zukunft bevorsteht, jemals von aller Verbindung mit einem Leibe werde losgerissen werden. — Auch wenn wir den größten Theil der Materie, aus welcher unser Leib gegenwärtig zusammengesetzt ist, im Tode verlieren: so wird doch irgend ein kleinerer noch zurückbleiben. Und wenn auch dieser einst abgestoßen werden sollte: so wird es nicht eher geschehen, als bis sich die Seele bereits gewisse andere Theile so angeeignet hat, daß jene, die nun getrennt werden sollen, abermals nur einen Theil von ihrem ganzen dormaligen Leibe bilden. S. 144. Den Begriff des Leibes faßt der Vf. strenger, als es sonst geschieht, auf (S. 145—147). Er zählt alles dasjenige zu unserem Leibe, was mit dem Seelenorgan in einer mehr als bloß mechanischen und chemischen, also in einer selbst schon organischen Verbindung stehet. Das Seelenorgan aber erklärt er für einen Inbegriff von Substanzen, die mit der Seele in dem Verhältnisse einer unmittelbaren Wirkksamkeit stehen, bey der sich Kräfte äußern, welche nur durch die besondere Beschaffenheit und Verbindung der vorhandenen Theile bedingt sind. Sonach ist der Leib oder das Seelenorgan ein Hülfsmittel für unser Wirken, bestehend aus einer Verbindung von solchen Substanzen, die theils durch ihre besondere Beschaffenheit, theils durch die Art ihrer Verknüpfung erst geeignet werden, Kräfte in uns zu entwickeln, die außerdem keine Gelegenheit zu ihrer Aeuserung fänden. Die Beforgnis, daß unsere Seele die Herrschaft über ihren Leib mit der Zeit eben so verlieren könne, wie gewisse andere Substanzen aus dem organischen Zustande in den unorganischen zurücksinken, wird S. 149—152 beseitiget, und durch Erfahrungen

X x

nachgewiesen, daß organische Wesen nach ihrer so genannten Auflösung nicht nur noch immer in einem organischen Zustande verbleiben, sondern sich allmählich auf immer höhere Stufen der Organisation erheben, und daß höchstens nur auf der niedrigsten Stufe des Organismus ein Rückfall in den unorganischen Zustand Statt habe. Der Vf. folgert nun S. 153 hieraus, daß wir keine Ursache haben zu fürchten, daß der Tod die Macht haben werde, unsere Seele des Leibes, den sie jetzt hat, ganz zu berauben. Er wird vielmehr nur die gröbere Hülle abbrechen, damit der *feinere Leib* zur gewünschten Freyheit gelange. Diese Behauptung wird keineswegs dadurch widerlegt, daß wir von diesem feineren Leibe, in dessen Bekleidung die Seele aus der modernden Leiche austritt, nie etwas wahrgenommen haben. (Ebend.) Einen anderen Beweis, daß die Seele mit einem Theile des gegenwärtigen Körpers auch noch nach dem Tode vereinigt bleiben werde, führt der Vf. S. 155 u. 156 daraus, daß keine Auflösung oder Zerstörung eines Körpers eine Zerlegung desselben in durchaus einfache Theile sey, und daß daher unsere Seele sich vom Leibe unmöglich werde dergestalt losreißen, daß sie gar keine Theile mit sich nehme. — Im Tode gehet also, wie S. 157 geschlossen wird, mit uns nichts Anderes vor, als was uns, nur im geringeren Mafse, schon jetzt täglich begegnet. Eine bey Weitem beträchtlichere Menge von Theilen wird auf einmal abgestofsen, so, daß der noch übrig bleibende Theil für die bloß irdischen Sinne nicht ferner wahrnehmbar ist. — Da nach dieser Ansicht bey der Erscheinung des Todes dieselbe Regel befolgt wird, die wir bey tausend anderen Erscheinungen in der Welt befolgt sehen: so ist sie ungleich wahrscheinlicher, als diejenige, der zu Folge man sich vorstellt, daß der Tod Alles, was im Leben verbunden war, so völlig auflöse, daß auch nicht ein einziger Theil des vorigen Organismus zurückbleibt. Doch nicht bloß wahrscheinlicher ist diese Ansicht des Vfs. vom Tode; Rec. findet dieselbe auch bey Weitem trostreicher und erfreulicher als die gewöhnliche.

Die hier geführten Beweise für die Unsterblichkeit, wodurch der Vf. darthut, daß unser Leib im Tode keine Auflösung der Art zu befürchten habe, daß nicht der feinere Theil desselben, derjenige nämlich, den wir zu unseren Geistesverrichtungen einzig benöthigt sind, der Zerstörung entrinne, gründen sich nicht auf die Voraussetzung des Lehrsatzes von der Einfachheit der Seele, und auch der Materialist kann sie sonach überzeugend finden. S. 158. Die Einwürfe, die sich dagegen erheben lassen, werden S. 159—162 beseitiget. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über die Beschaffenheit der Schwere und des Lichtes, über die Veränderung welche die Weltkörper erleiden, und über die Entstehung der letzten vorträgt, zeugt von Forschergeiste und besonderer Naturkenntnis desselben.

Ueber den Ort, wo wir uns zunächst aufhalten werden, wenn unsere körperliche Hülle einst durch den Tod wird abgebrochen werden, weiß der Vf. na-

türlich nichts zu bestimmen; glaubt aber, daß nichts erweislich Unmögliches in den drey Annahmen liege, daß wir entweder hier auf der Erde verbleiben in einer Gestalt, die für unsere Sinne nicht wahrnehmbar ist, oder daß wir in eine andere Gegend des Weltalls versetzt werden, oder daß wir in unserem künftigen Daseyn an gar keinen Himmelskörper gefesselt sind. S. 162—167. Mit Recht bemerkt er Schließlich (S. 168), daß es eben nicht wichtig für uns sey zu wissen, wohin wir nach dem Tode gelangen, wichtiger, ja einzig wichtig sey es aber, zu erfahren, mit welchen Kräften wir daselbst ausgestattet seyn, und in welchem Zustande wir uns dort befinden werden. Er entscheidet sich (S. 169) dafür, daß das künftige Leben ein Leben der Thätigkeit und des Wachstums der Kräfte seyn werde, wofür er in den zunächst folgenden Abschnitten den Beweis liefert. Rec. bemerkt hier, daß der Vf. in der Bestimmung der Anzahl der Seelenkräfte von der gewöhnlichen Lehrmeinung der Psychologen abgeht, und sechs ganz einfache Seelenkräfte, wovon sich keine auf die andere reduciren läßt, annimmt.

In dem Abschnitte über das Wachstum des Erkenntnisvermögens, als der ersten einfachen Seelenkraft (S. 171—196), erörtert der Vf. die wichtige Frage über die Rückerinnerung im künftigen Leben an unser gegenwärtiges, und beantwortet sie dahin, daß wir keine Ursache haben, zu behaupten, daß die Bedingungen, unter welchen hienieden die Rückerinnerung Statt findet, jenseits aufhören werden. S. 176—183. Den Einwurf, von der Abhängigkeit des Gedächtnisses von dem Organismus des Leibes entlehnt (S. 183), entkräftet er (S. 184—189) mit nachstehenden Gründen: a) die Erfahrungen, die man hieher bezieht, beweisen nichts mehr, als daß der Körper bey dem Geschäfte der Erinnerung der Seele behüllich sey, in einem krankhaften Zustande aber dasselbe störe. b) Ungereimt und der Erfahrung entgegen ist die Meinung, daß nur im Leibe allein, nicht aber auch in der Seele Spuren der erlittenen Veränderungen hinterbleiben. c) Auch wenn es wahr wäre, daß nur der Leib Spuren vergangener Vorstellungen bewahre, so hätten wir gleichwohl nicht den Verlust aller Erinnerung zu befürchten. Denn unsere Organe werden zwar abgeändert, aber nur allmählich, so daß den Fertigkeiten, die sie sich erworben haben, damit kein Abbruch geschieht, wenn nur von Zeit zu Zeit eine Wiederholung eintritt. d) Auch wenn keine eigentliche Erinnerung möglich seyn sollte, müßte doch eine Erkenntnis der Vergangenheit auf andere Weise Statt finden.

Ein anderer Einwurf aus dem Umstande, daß wir uns unseres früheren Daseyns nicht mehr erinnern (S. 190), wird gehoben (S. 191) durch die einfache, sehr wahrscheinliche Annahme, daß wir uns diesmal gerade *zuerst* auf der Stufe eines deutlichen Bewußtseyns befinden. Ständen wir nämlich, bevor wir Menschen wurden, noch nie auf dieser Stufe: so ist zur Genüge erklärt, warum wir uns keines von den früheren Zuständen, so unendlich auch ihre Menge sey, erinnern. Diese Voraussetzung ist nicht etwa unendlich

unwahrscheinlich, wie Jemand aus dem Grunde schließen könnte, weil es undenkbar sey, daß wir eine ganze verfloßene Ewigkeit hindurch nur immer auf Stufen, welche noch niedriger, als unsere gegenwärtige sind, herumgeirrt haben sollten. Gälte dies von dieser Stufe, auf der wir uns jetzt befinden, so gälte es von einer jeden auch noch so hohen Stufe, auf der wir uns immer erblicken würden. Denn jede Stufe, auf der sich ein endliches Wesen zu jeder bestimmten Zeit seines Daseyns befindet, muß eine Stufe von endlicher Vollkommenheit seyn, und von einer jeden solchen läßt sich behaupten, daß es unendlich viele noch niedrigere Stufen, welche zu dieser Zeit von anderen Geschöpfen eingenommen werden, und unendlich viel höhere Stufen, die von noch anderen Geschöpfen besetzt sind, gebe. Wie will man uns darthun, daß die Stufe des Daseyns, auf der wir nach unserer Annahme jetzt zum ersten Male uns befinden, nämlich die Stufe des deutlichen Selbstbewußtseyns, zu niedrig sey, als daß wir sie jetzt erst erreicht haben könnten, da sie, wie jede andere, doch unendlich viele, die niedriger sind, vor sich hat, da wir uns allenthalben umgeben sehen von Wesen, die noch viel niedriger stehen als wir? — Aber vielleicht liegt das Unwahrscheinliche der Voraussetzung darin, daß wir aus der unendlichen Menge von Stufen, auf welchen ein Wesen stehen kann, gerade die Eine nur herausheben, und uns auf sie versetzen? — Unwahrscheinlich wäre dies, nach der Meinung des Vfs., nur dann, wenn wir es aufs Gerathewohl annehmen; ohne dazu durch einen Grund bestimmt zu werden (S. 193). Das aber geschieht keinesweges; im Gegentheil, die obige Annahme wird noch durch den äußeren Umstand bestätigt, daß wir hier eine unzählige Menge von Wesen, denen das Vermögen der Erinnerung mangelt, aber keines, das es besitzt, als nur den Menschen antreffen. Da wir nun alle Ursache haben zu glauben, daß die verschiedenen Arten von Wesen, die auf der Erde leben, eben so vielerley auf einander folgende Stufen des Daseyns vorstellen, von deren Einer wir zur anderen aufgestiegen sind: so läßt sich daraus, daß hier bey Niemand, als nur bey dem Menschen allein, ein eigentliches Erinnerungsvermögen Statt findet, mit Recht der Schluß ableiten, daß er zu dem Besitze dieser Kraft jetzt das Erstmal gelangt sey. Und daraus begreift sich, warum wir uns unserer früheren Zustände nicht erinnern, warum wir aber auch nicht zu fürchten haben, daß derselbe Fall in dem nächstkünftigen Zustande eintreten werde (Ebend.). Die Einwürfe (S. 194): „Das Erinnerungsvermögen wird eben so vergehen, wie es einen Anfang genommen hat“; und: „Wie sollte es möglich seyn, daß wir das Andenken an die Ereignisse unseres jetzigen Lebens in alle Ewigkeit behalten, da jede Spur, welche der gegenwärtige Eindruck zurückläßt, im Verlaufe der Zeit immer schwächer wird, und sich am Ende ganz verliert, besonders da im entgegengeetzten Falle die Menge der Vorstellungen, die wir mit uns herumtragen müßten, zu einer unendlichen Last anwachsen würde?“ — werden S. 194 — 196 beantwortet.

Auch die Empfindungskraft, als das zweyte einfache Seelenvermögen, wird jenseits wachsen (S. 196 — 201), und unsere Empfindungen werden an Mannichfaltigkeit und Innigkeit gewinnen. Nur wird mit der Veränderung der Entfaltungsurfache unserer Vergnügen, auch eine Veränderung in der Natur der Empfindungen Statt finden. So werden die Gefühle der Lust (S. 198), die nur aus der besonderen Einrichtung unserer gegenwärtigen Organe entspringen, und alle sinnlichen Freuden dort nicht mehr vorkommen können. Auch solche geistige Vergnügen werden aufhören, die auf einem bloßen Vorurtheile, auf einer Selbsttäuschung, einem Irrthume beruhen (S. 199). Von den Vergnügen, die wir auf dieser Erde kennen, werden uns in das andere Leben durchaus nur solche geistige Freuden begleiten, die sich auf richtige Begriffe gründen, und die wir eben deshalb vor der Vernunft in aller Rücksicht rechtfertigen können. Sind wir für solche Vergnügen schon hier empfänglich, so ist kein Zweifel, daß wir in jener Welt eine noch ungleich höhere Empfänglichkeit für sie erhalten werden.

Mit unserer Begeh- oder wünschenden Kraft (dem dritten einfachen Vermögen) muß sich gleichfalls eine sehr vortheilhafte Veränderung nach dem Tode ergeben (S. 201 — 205), da unsere Begierden und Wünsche nur von der Vorstell- und Empfindweise der Wesen abhängen. Wird nun diese vervollkommenet, so müssen auch jene veredelt werden. Der Tugendhafte wird zum Wenigsten meist nur solche Wünsche und Bedürfnisse fühlen, die neue Antriebe zum Guten und neue Quellen der Freude für ihn sind. Es ist dies um so glaublicher, da es bey näherer Betrachtung unserer Natur sich zeigt, daß wir schon hier keine Naturtriebe haben, die an sich böse wären. „Betrachten wir doch etwas genauer“, sind die Worte des Vfs., die er über diesen Gegenstand beybringt, „von welcher Beschaffenheit alle diejenigen Triebe und Bedürfnisse sind, welche bey einem Menschen zum Vorschein kommen, der nicht durch zweckwidrige Erziehung in zarter Kindheit schon verdorben ist, und der von den Jahren an, da seine Vernunft zu einigen Reife gediehen, fortwährend selbst bestrebt war, immer weiser, immer besser und vollkommener zu werden. Ist wohl ein einziger der Triebe, die sich in ihm entwickeln, ein an sich böser Trieb, ein Trieb, der nur zum Bösen, ja auch nur öfter zum Bösen als zum Guten anreizen würde? Ist nur ein einziges seiner Bedürfnisse von einer solchen Art, daß es nicht befriedigt, daß es nicht leicht und auf die erlaubteste Weise könnte befriedigt werden, wenn nur Verhältnisse, welche die thörichte Willkühr oder die Bosheit der Menschen eingeführt hat, nicht so oft ein Hinderniß erzeugten? Zeigt es sich, wenn wir weise und bessere Menschen nur einst genauer beobachten, zeigt es sich nicht fast immer, daß sie zufrieden und glücklich leben, auch wenn ihre äußere Lage sehr ungünstig ist? Fühlen wir uns nicht eben deshalb bey ihrem Anblicke gedungen, oft selbst zu unserer eigenen Beschämung, einzugesehen, daß der vernünftigste und unverwöhnte Mensch doch nur sehr wenig bedürfe, daß er bey nahe überall finde, was er zu seinem Glau-

ben benöthigt ist? Und wenn das hier schon gilt, um wie viel sicherer wird es dort gelten, wo wir an Einflucht und Kraft so über alle Vorstellung gewinnen werden!“ —

In dem Abschnitte von der Vervollkommnung unseres Willensvermögens im anderen Leben (S. 205—229) rechtfertiget zuvörderst der Vf. seine Annahme einer besondern Willenskraft (des vierten einfachen Seelenvermögens). Rückfichtlich der Art aber, wie unser Wille thätig ist, glaubt er sich weder für die indeterministische, noch für die deterministische Ansicht mit Sicherheit entscheiden zu können (S. 208). Er findet keine von beiden irrig oder gefährlich, und führet deshalb die für beide Ansichten Sprechenden oder ihnen entgegenstehenden Gründe an. Der Indeterminismus wird (S. 208—213) vertheidigt, und die Einwürfe gewisser Mafsen gehoben; nur die Lehre von der Vorberwillenschaft Gottes dürfte sich, selbst nach des Vfs. Geständnisse, schwer mit dieser Ansicht vereinigen lassen. Dagegen sprechen auch für den Determinismus gar nicht zu verwerfende Gründe (S. 214). Auch bey dem Determinismus besteht die sittliche Zurechnung; ja das Recht des Lohnens und Strafens und mithin die Fähigkeit der Zurechnung wird durch denselben eben am festesten begründet (S. 219—220). Zudem findet der Vf. die Gründe, die zur Unterstützung des indeterministischen Systemes angeführt werden, nicht völlig zureichend (S. 215—218). Der Einwurf, daß bey der deterministischen Ansicht Gott als die Ursache von allem Bösen in der Welt erscheint, wird S. 221 und 222 befriedigend beantwortet. Doch warnt der Vf. in einer Anm. S. 223 vor unbehutsamer Verbreitung des Determinismus. Die ganze Abhandlung hat wissenschaftliches Interesse, und sollte von Niemand, der sich den menschlichen Willen zum Gegenstande seines Nachdenkens macht, ungelesen bleiben.

Nach diesen Voraussetzungen nun erweist der Vf., daß wir auch in der anderen Welt das Willensvermögen behalten werden, so gewiß als wir unsere Vernunft behalten (S. 223—225); dann, daß dieses Vermögen, wofern es nur hier gut zu seyn anfangt, dort in Ausübung des Guten fortfahren und sich mithin veredeln werde. (S. 226). Da jedoch der Vf. dies vornehmlich daraus beweiset, weil ja zu erwarten steht, daß in der anderen Welt unsere Wünsche und Begierden mit den Forderungen der Vernunft mehr übereinstimmen werden: so entstehet der Zweifel: Ob unsere Tugend jenseits nicht alle Verdienstlichkeit verlieren werde, wenn sie fast keinen Beschwerden und Versuchungen ausgesetzt seyn wird. — Diesen Zweifel löset der Vf. (S. 226—228), und beantwortet (S. 228 und 289) noch die Frage: Ob und in welchem Sinne unserem Willen auch jenseits Freyheit zukommen werde. —

In dem Abschnitte über das Wachsthum der nach Außen wirkenden Kraft im jenseitigen Leben (S. 229—241) wird vor Allem nachgewiesen, warum der Vf.

eine besondere nach Außen wirkende Kraft annehme, die von den Psychologen gewöhnlich übergangen, oder doch nicht als eine einfache Kraft der Seele angesehen wird (S. 229—230). Die unmittelbare Wirkksamkeit unserer Kräfte ist für die Gegenwart sehr beschränkt, wenn man die Anziehungskraft, wie billig, nicht herein zieht, und auf die Erscheinungen des so genannten thierischen Magnetismus nicht Rückficht nimmt. Auf die meisten Dinge vermögen wir nur mittelbar, nur durch das Werkzeug unseres Leibes oder durch andere Mittel einzuwirken (S. 230—233). Daraus folgt aber nicht, daß jede besondere Art von Wirkksamkeit unserer Seele an einen besondern Theil unseres Leibes ausschließlicly gebunden seyn müsse, und eben so wenig daß es sonst keine anderen Gegenstände, auf die sich die unmittelbare Einwirkung unserer Seele erstreckt, gebe, und geben könne, als solche, die zugleich Theile von unserem Leibe bilden. Beides ist möglich, und von Beidem können wir erwarten, daß es auf irgend einer der höheren Stufen unseres Daseyns eintreten werde. Der Beweis dafür wird S. 234—240 geführt. Erweitert sich aber jenseits der Kreis unseres unmittelbaren Wirkens, so muß dies um so mehr von unserer vermittelten Thätigkeit gelten (S. 240 und 241).

Doch nicht bloß in ihren eigenthümlichen Kräften erhält die Seele einen wichtigen Zuwachs nach dem Austritte aus diesem Leben, sondern sie soll auch überdies, wie der Vf. S. 241—252 erweist, mit einem Leibe versehen werden, der ungleich vollkommener, als unser gegenwärtiger seyn wird. Dies ergiebt sich schon aus der bereits (S. 91 ff.) erwiesenen Wahrheit, daß alle Umwandlungen in der Natur nur Fortschritte in der Vollkommenheit sind, oder doch Fortschritte zu ihren näheren oder entfernteren Folgen haben. S. 242. Unsere Seele, wenn sie an einen Leib gebunden wäre, der nicht in gleichem Schritte mit ihr in der Vollkommenheit zunähme, würde in der Aeufserung ihrer Kräfte gebindert. (Ebendaf.) — Insbesondere aber folgert der Vf. die grössere Vollkommenheit unseres künftigen Leibes daraus, daß die Seele an dem Baue desselben thätigen Antheil nehme, und da sie auf jeder höheren Stufe des Daseyns in jeder ihrer Kräfte zunehmen wird: so ist nicht zu zweifeln, daß sie auch in den Geschäften der Ausbildung des Leibes immer müsse geschickter werden. S. 242—245. Ueber die Bestandtheile, Kräfte und die Gestalt des künftigen Leibes aber zu bestimmen, fehlt es an zureichenden Entscheidungsgründen. Nur so viel läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sich an unserem Leibe nicht nur beträchtlich feinere Sinne, als wir jetzt haben, sondern auch solche, die uns bisher noch gänzlich unbekannt sind, entwickeln werden. S. 246—248. — Ob wir in jenem Leben auch dem Tode unterliegen werden, wird S. 248—251 beantwortet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

P H I L O S O P H I E.

SULZBACH, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung:
Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit
der Seele u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber die Umgebungen im anderen Leben spricht sich der Vf. also aus: „Wie schon hienieden, so werden uns auch jenseits dreyerley Arten von Wesen umgeben: Wesen, die auf derselben Stufe des Daseyns mit uns stehen; Wesen niederer, und Wesen höherer Art als wir. Auf alle drey Arten aber — selbst auf unsere zurückgelassenen Lieben auf Erden — werden wir einwirken“ S. 252 — 261.

Die Wiedervereinigung mit unseren Lieben wird vom Vf. S. 262 — 276 besprochen. Diese wird nicht ganz von derselben Art seyn, wie sie hier nach einer Trennung Statt findet. Wir dürfen nicht erwarten, das wir mit einem Jeden, der uns auf dieser Welt vielleicht aus sehr unedelen Gründen lieb geworden ist, wieder vereinigt werden. — — — Wer nicht sittlich gut ist, den werden wir dort nicht ferner lieben können, noch dürfen (S. 262). Wir haben aber keine Ursache, nur nach einer solchen Vereinigung, wie hienieden, zu streben, wenn uns eine *seligere* dort aufbewahrt ist (S. 263). Welche Art von Vereinigung wir jenseits mit vollem Rechte wünschen können, wird S. 264 — 276 angegeben, und nachgewiesen, das uns eine solche einmal gewis werde gewährt werden, selbst wenn ein Zufall die Orte bestimmt, an die wir bey unserm Austritt aus der Welt gelangen. Um wie viel sicherer und schneller muTs dies nicht geschehen, da kein blinder Zufall in Gottes Schöpfungen waltet! — Eine Wiedervereinigung lässt sich auch aus dem Naturgesetze folgern, das Wesen von einerley Art stets in Gesellschaft leben; ingleichen aus dem Gesetze der Anziehung, das sich nicht bloTs auf Körper beziehen kann, sondern auch unter Geistern Statt haben muTs, und zwar in einem um desto höheren Grade, je näher diese einander gekommen sind. Es ist daher nicht zu besorgen, das es leicht seyn werde, Geister, die einmal einander recht lieb gewonnen haben, zu trennen, und in dieser Trennung eine ganze Ewigkeit zu erhalten. Dasselbe ergibt sich auch daraus, das alle We-

Ergänzungsbl. 2. J. A. L. Z. Zweyter Band.

sen, welche einander sehr ähnlich sind, nur schwer und immer schwerer getrennt werden können, wenn sie sich einmal verbunden haben. Die Erscheinung des Todes widerlegt dies Gesetz so wenig, das sie es vielmehr bestätigt; denn was den Tod herbeyführt, ist nicht so sehr die Kraft der Trennung, als eir Streben nach Vereinigung. Die Fortschritte aber, die unsere Lieben bereits jenseits gemacht haben, ehe wir angekommen sind, werden uns an der Wiedervereinigung keinesweges verhindern.

Die große Aehnlichkeit des Todes mit den bekannten Zuständen des Schlafes und der Ohnmacht können leicht nachtheilige Beforgnisse in uns anregen. Der Vf. bemüht sich deshalb, auch diese im Abschnitte über den Seelenschlaf S. 277 — 291 zu zerstreuen. Nachdem er den Begriff des Schlafes überhaupt, und des Seelenschlafes insbesondere, festgesetzt hat (S. 277 — 281), beweiset er zuvörderst, das uns ganz gewis kein ewiger Schlaf bevorstehe (S. 282 — 284). Darauf untersucht er weiter, ob uns nicht mindestens ein auf eine bloTs endliche Dauer beschränkter Schlaf bevorstehe, und zeigt (S. 284 — 286) zuerst, das wir darüber zu klagen keine Ursache hätten, wenn man die Frage auch bejahend beantworten müTs; das der weise Tugendfreund in diesem Zustande keine qualende Träume zu befürchten habe; das alle Veränderungen, welche ein Wesen nach bloTs Naturgesetzen erfährt, und somit auch der Tod, einen erspriesslichen Ausgang für dasselbe haben. Sodann beweiset er (S. 286 — 289), das auch nicht einmal eine lange Dauer des Todeschlafes zu besorgen stehe, weil es an Mitteln zur Erweckung aus demselben gewis nicht mangeln werde, worunter die Verwesung eines der vorzüglichsten sey. Die Erscheinung des Schlafes und der Ohnmacht diene demnach eher zur Bestätigung der Unsterblichkeit, als zur Widerlegung derselben (S. 290 — 291).

Die Beweise, die der Vf. bisher für die Unsterblichkeit der Seele beybrachte, führte er ohne Rücksicht auf den Glauben an das Daseyn Gottes. Nicht als wenn er, wie er selbst sagt, von der Wahrheit, das es einen Gott gebe, nicht innig durchdrungen wäre, oder Anderen diese Ueberzeugung nicht zutraute (obgleich er die wissenschaftlichen Beweise für das Daseyn Gottes, die man in den Lehrbüchern der natürlichen Theologie gewöhnlich vortragt, in der That mangelhaft findet); sondern weil ihm die Beweise, die man für das Vor-

Y y

handenfeyn gewisser Einrichtungen in der Natur bloß aus dem Daseyn Gottes hernimmt, selten eine ganz vollkommene Befriedigung gewähren. Man pflegt nämlich aus der Zuträglichkeit einer gewissen Einrichtung für das Wohl der lebendigen Wesen den Schluss zu ziehen, daß Gott sie müßte eingeführt haben. Allein hier wäre nothwendig, sich zuerst gehörig zu versichern, daß nicht nur wir Menschen nichts ausdenken können, das noch zweckmäßiger wäre, sondern daß auch Gott der Allwissende nichts Besseres anzugeben wisse; ferner daß diese Einrichtung den übrigen nicht widerspreche, und neben den uns bekannten wohlthätigen Folgen nicht irgend einige uns durchaus unmerkliche Nachtheile habe. Wer aber, fährt der Vf. fort, will uns diese Versicherung geben? Wer sollte, wenn er bescheiden ist, nicht im Gefühle der Gewagtheit einer solchen Unternehmung lieber nach Gründen anderer Art sich umsehen? (S. 291—299.) — Das Alles sind so bekannte, und beynahe jedem Anfänger in der philosophischen Wissenschaft so einleuchtende Dinge, daß es Rec. gar sehr Wunder nimmt, wie sie Andere nicht begreifen konnten. Man machte es dem Vf. sogar zum Vorwurfe, daß derselbe die Gründe vom Daseyn Gottes nicht an die Spitze der ganzen Untersuchung gestellt habe, und nannte deshalb den Grund, warum unser Verfasser dem vom Daseyn Gottes entlehnten Beweise nicht jenes Gewicht, wie den übrigen beygelegt, befremdend. Doch auch *Kant*, dem Jene doch den ihnen so genügenden, praktischen Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit verdanken, war der Meinung, daß die von der Zweckmäßigkeit der Welteinrichtungen entlehnten Beweise nur bloße Wahrscheinlichkeitsbeweise seyen, denen man nicht unbedingt vertrauen dürfe.

Deshalb schickt unser Vf. Beweise anderer Art voraus, und fügt nur noch den aus dem Daseyn Gottes entlehnten Grund in einem eigenen Abschnitte (S. 291—316) bey, um dadurch den Grund der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit noch zu verstärken. Drey Punkte sind es vornehmlich, die der Vf. mittelst dieser Schlufsart ins Licht setzet:

1) daß die Behauptung: Auch nach dem Tode unseres Leibes werden wir noch fortauern, Gottes Eigenschaften nicht widerspreche (S. 299—203). Wahr ist es, was der Vf. in Hinsicht auf diesen Punct behauptet, daß auch die kühnste Einbildungskraft keine Einrichtung ausdenken könne, die Gottes würdiger wäre, als diejenige, welche in seinem Buche vorausgesetzt wird. Nach ihr ist Gottes Weltall Beides, der Zeit sowohl als dem Raume nach, grenzenlos, und enthält nicht eine nur große, nur jede ausprechbare Zahl übertreffende, sondern in Wahrheit unendliche Menge von Wesen. Diese unendliche Menge der Wesen ist nicht bloß vertheilt durch den unendlichen Raum, sondern es befindet sich auch in jedem endlichen Theile des Raumes eine unendliche Menge geschaffener Wesen. Diese Wesen alle, nicht die zusammengesetzten Ganzen allein, welche sie bilden, sondern auch alle einzelnen, einfachen Theile für sich, sind lebendige Wesen, Wesen,

die eine gewisse Vorstellungs- und Empfindungs-Kraft haben, und eben darum auch eines gewissen, diesen Kräften angemessenen Grades der Glückseligkeit genießen. Jedes dieser Wesen bestehet nicht nur bisher schon eine unendliche Zeit hindurch, und hat auch darum schon eine unendliche Menge von angenehmen Empfindungen genossen, sondern wird auch in die Zukunft ohne Ende fortauern. Jedes derselben hat Gelegenheit beständig vollkommener, und dadurch auch beständig glücklicher zu werden. Kein Grad der Vollkommenheit, kein Grad der Glückseligkeit, wenn er nur endlich ist, ist so groß, daß nicht ein jedes Wesen ihn einst erreichen, ja auch noch überschreiten könne, wenn es nur selbst will, nur die ihm dargebotenen Gelegenheiten nicht mit fortwährendem Eigensinne von sich stößt. Jedes Wesen endlich ist gerade in diejenigen Verhältnisse gestellt, die eben nothwendig sind, damit es am schnellsten in der Vollkommenheit fortschreite, und auch zum Fortschreiten der übrigen das Meiste beytragen könne.

2) Daß uns Gott mit Rückerinnerung werde fortauern lassen (S. 304—309). Denn es wäre ein großer Verlust für uns, wenn wir die Rückerinnerung verlören, indem wir Vieles von dem, was wir hier gelernt haben, auch in der Ewigkeit werden anwenden können, und das, was wir jenseits erfahren, für uns viel lehrreicher werden muß, wenn wir es mit unsern irdischen Erfahrungen vergleichen. Jenseitiger Lohn und jenseitige Strafe sind eigentlich nur unter der Bedingung der Rückerinnerung zweckmäßig. Alle Vergeltung müßte daher, wenn Rückerinnerung nicht Statt haben sollte, schon hienieden eintreten, wobey, wie Jeder begreift, Gott in seiner Weltregierung sehr beschränkt würde, ja oft gar nicht genügend vergelten könnte. Auch lehret die Erfahrung, daß man nicht einmal denjenigen Grad von Vergeltung auf Erden antrefte, der allem Anscheine nach wirklich Statt finden könnte; ohne Zweifel darum, damit wir eine Bürgschaft mehr dafür hätten, daß wir unsterblich sind.

3) Auch die Wiedervereinigung mit unseren Lieben können wir von Gott erwarten (S. 309—313). Zweckwidrig wäre es sicherlich, wenn wir mit Niemand, den wir hier auf Erden kennen gelernt haben, dort wieder zusammen kommen sollten. Ob es aber für Gott geziemend sey, daß er uns auch unsere Lieben dort wiederfinden lasse? — Dies können wir von seiner Weisheit und Güte zuversichtlich erwarten, da wir dadurch nicht nur glücklicher, sondern auch besser werden können, und daher geeigneter, das allgemeine Wohl zu befördern. Auch ganz eigene Anlässe und Aufforderungen zum Guten liegen in dem Wiederfinden derer, die wir auf Erden gekannt. Wir werden uns also wieder finden; um so mehr, da, wie der Vf. weitläufig auseinandersetzt, diese Einrichtung nichts Unmögliches enthält, da es vielmehr nach Allem, was die Erfahrung uns lehrt, gleichsam von selbst geschieht, daß wir in jener künftigen Welt mit unseren Lieben wieder zu-

fammen kommen, so zwar, daß eine eigene Gegenveranftaltung von Gott getroffen werden müßte, wenn dieses Zusammenkommen verhindert werden sollte.

Hiermit beschließt der Vf. die Darstellung seiner in der Vernunft begründeten Ansichten über die Unsterblichkeit, und glaubt, sie müssen für uns um so erfreulicher und trostreicher seyn, als sie durch den bloßen Gebrauch der Vernunft schon einleuchten (S. 314). Zwar vermag nicht ein Jeder sich die Gründe für die Unsterblichkeit deutlich auseinander zu setzen; aber Jeder fühlt es, daß er nicht untergehen könne im Tode; jeder fühlt es, daß er nur übergehen werde in irgend ein anderes, und, wofem er gut war, sicher viel seligeres Leben. So haben Menschen aller Zeiten und aller Länder geglaubt. Und in diesem allgemeinen Glauben aller Menschen an die Unsterblichkeit findet der Vf. (S. 315 u. 316) einen neuen Beweis für ihre Wirklichkeit. Denn der Grund dieser Uebereinstimmung kann nicht in der Erwünschlichkeit dieses Glaubens liegen, indem derselbe keineswegs von der Art ist, daß er unserer Sinnlichkeit schmeichelt. Es muß also Gründe, tief in der menschlichen Natur liegende Gründe muß es für diesen Glauben geben! —

Der Versuch eines Beweises für das Daseyn Gottes, den der Vf. in diesem Abschnitte (S. 292 Note) beybringt, ist unstreitig eine dankenswerthe Zugabe, und Rec. findet hier alle Schlüsse richtig bis auf denjenigen, womit die *Einheit* des allvollkommenen Wesens dargethan werden soll. „Gäbe es, heißt es daselbst, der allvollkommenen Wesen mehrere, so müßte ein jedes von ihnen *dasselbe* vermögen, was auch das andere vermag. Dies widerspricht sich aber; denn soll das Eine Wesen eine gewisse Wirkung hervorbringen, so kann sie nicht auch von dem anderen hervorgebracht seyn. Es giebt demnach nur *ein einziges* allvollkommenes Wesen.“ Hier muß Rec. gestehen, daß er den Widerspruch nicht einseht, der daraus hervorgehen soll, „daß, wenn es der allvollkommenen Wesen mehrere giebt, ein jedes dasselbe vermöge, was auch das andere vermag“, ein Ding nämlich von gleichen inneren Eigenschaften, nicht aber von denselben Verhältnissen zugleich, hervorzubringen. Denn nur im letzten Falle könnte man sagen, daß die Wirkungen der allvollkommenen Wesen einerley seyen, und daß was das Eine hervorbringt, auch von dem anderen hervorgebracht werde.

In dem letzten Abschnitte endlich (S. 316—336) will der Vf. noch seine Leser in dem Glauben an die Unsterblichkeit dadurch bekräftigen, daß er diese Wahrheit als von Gott selbst geoffenbaret darstellt. Denn obgleich er Ursache hat, seinen Vernunftschlüssen vertrauen zu können, weil er sie öfters und lange geprüft, und immer richtig befunden hat: so erkennet er doch mit frommen und bescheidenem Sinne die Ansprüche der göttlichen Offenbarung über diesen Gegenstand dankbar an, und gestehet unverhohlen, daß dieser merkwürdigen Anstalt der göttlichen Fürsorge, weit mehr als der Kraft der Vernunftbeweise, die Verbreitung

des Glaubens an die Unsterblichkeit unter den Menschen zuzuschreiben sey. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über die Kennzeichen einer durch Gott geoffenbarten Lehre (S. 318) vorträgt, und welche Anwendung er davon auf seinen Gegenstand macht (S. 319—335), ist in dem Buche nachzulesen und verdient beherzigt zu werden.

Wenn schliesslich der Vf. (S. 336) verlangt, daß der Leser die Gründe, welche er ihm in dieser Abtheilung darlegt, prüfe, wie er sie selbst durch einen Zeitraum von vielen Jahren geprüft habe: so wäre wohl nichts wünschenswerther, als daß dieses in der That geschehen möchte. Findet der Leser nach angestellter, ruhiger Prüfung die Schlüsse richtig, so ist kein vernünftiger Grund vorhanden, warum er ihnen seinen Beyfall verlagern wollte. Die Behauptung, daß sich die Wahrheit: die Seele ist unsterblich, mit anderen metaphysischen Wahrheiten nicht bis zur Evidenz erweisen oder demonstrieren lasse, sollte wohl Niemand abhalten, dem Vf. dieser Schrift beyzupflichten. Sie ist dem Urheber der Kritik der reinen Vernunft eigentlich nur nachgesprochen, der sie zudem selbst nie dargethan hat, ja nicht einmal, wie es Rec. dünkt, hat darthun können, da sie auf dem Irrthume beruht, daß bloß jene synthetischen Sätze, deren Subjectbegriff sich auf eine Anschauung bezieht, als Urtheile anzusehen seyen, die man mit Grunde fällen könne. Es ist hier der Ort nicht, das Falsche dieses Satzes zu zeigen; aber sollte nicht schon das, was unser Vf. gleich im Anfange (S. 5) dagegen erinnert, daß nämlich die Behauptung von der Verwerflichkeit der synthetischen Urtheile über übersinnliche Gegenstände eine in sich selbst widersprechende Behauptung sey, mißtrauisch gegen ihre Wahrheit machen? Ja sollte nicht schon die Ausnahme, die der Urheber dieser Behauptung selbst zu machen gezwungen war, gewissermaßen ihre Irrigkeit andeuten? Rec. meint hier die Ausnahme, vermöge welcher *Kant* diesem Gesetze alle synthetischen Urtheile entzieht, die in der reinen Mathematik (Arithmetik, Geometrie und Mechanik) vorkommen, aus dem wohl nur erfonnenen Grunde, daß diese Sätze auf einer *reinen* Anschauung beruhen, und zwar die arithmetischen auf jener der Zeit, die geometrischen auf jener des Raumes, und die der Mechanik auf der vereinigten Anschauung der Zeit und des Raumes zugleich. Inzwischen lehrt eine genauere Betrachtung, daß die Sätze dieser Wissenschaften eben so Begriffssätze sind, wie die Sätze der Metaphysik, die sich aus anderen Begriffssätzen, den Gesetzen unseres Vermögens gemäfs, ableiten lassen, und daß daher die Annahme ihrer Abhängigkeit von einer Anschauung wohl nur eine Täuschung sey, wahrscheinlich daher entstanden, daß die geometrischen Sätze gewöhnlich mit Zuhülfnahme gewisser Figuren demonstrirt werden. Allein sollten die Beweise geometrischer Wahrheiten nur auf solche Art geführt werden müssen? ja werden alle Sätze der Geometrie auch nur mittelst der Figuren erwiesen? Doch zugegeben, daß dieses in der Geometrie Statt finde, in welchem Sinne wird man wohl sagen können, daß

den arithmetischen Wahrheiten eine Anschauung der Zeit zu Grunde liege? Etwa in sofern, daß die Zeit die Bedingung ist, unter der wir zu zählen vermögen? Gibt es aber nicht der Bedingungen mehrere, unter welchen uns das Zählen allein möglich ist? Und müßte nicht die Wahrheit der arithmetischen Sätze auf diesen eben so, wie auf jener beruhen? Das aber möchte wohl *Kant* selbst schwerlich haben zugeben wollen. Dem Rec. dünkt es, daß die arithmetischen Wahrheiten von einer solchen Beschaffenheit seyen, daß dabey von dem Begriffe der Zeit völlig abstrahirt werde.

So viel genüge, um die Vertheidiger der Meinung des Königsberger Weisen, daß sich überfinnliche Gegenstände nicht strenge erweisen lassen, zum wenigsten dahin zu bringen, daß sie der Sache reiflicher nachdenken, und die Richtigkeit einer Schlussreihe nicht aus dem nichtigen Grunde in Zweifel ziehen wollen, weil einst *Kant* erklärt hat, daß sie nicht gelten könne. — Wahrlich, hat diese Abtheilung keinen andern Fehler, als daß sie Beweise enthält, die aus Sätzen über überfinnliche Gegenstände bestehen, so wiederholt Rec. kühn sein oben gefälltes Urtheil: daß dem Vf. die Auflösung seiner Aufgabe vollkommen gelungen sey; ja er darf hinzufügen, daß uns in diesem Werke so viele, und so neue Aufschlüsse über unsere Fortdauer nach dem Tode und unsere künftigen Schicksale im andern Leben ertheilt werden, wie man in andern Schriften nicht findet. Sollte jedoch dem Leser Einiges nicht recht einleuchten, oder sollte er gewisse Behauptungen gewagt finden: so möge er nur nicht gleich auf die Meinung verfallen, der Vf. baue die Lehre von der Unsterblichkeit selbst auf minder sichere Sätze oder kühne Hypothesen; sondern er halte sich die Erinnerung des Vfs. (S. 3) gegenwärtig, der zu Folge er selbst nicht will, der Leser solle Alles, was der Vf. in seinem Versuche (wie er bescheidener Weise sein Werk nennt) beybringt, mit einer gleich starken Ueberzeugung annehmen, da er ja nicht Alles mit demselben Grade von Zuversicht vortrage, und auf eine solche Art, daß es zum Beweise seines Schlusssatzes unumgänglich nothwendig sey. Inzwischen versichert Rec., daß auch dieses eine schätzenswerthe Zuthat sey, wie schon ein Jeder aus unserer Angabe des vorzüglichsten Inhaltes dieser Abtheilung zur Genüge ersehen kann. Doch nicht bloß von Sei-

ten der klaren Darstellung der Gründe für die Unsterblichkeit verdient diese Abtheilung gerühmt zu werden, dem Rec. dünkt dieses Werk überhaupt eine gar merkwürdige Erscheinung unserer Zeit zu seyn, die sich von andern, ihr ähnlichen, auffallend und zwar sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet. Während es heut zu Tage fast allgemeine Sitte geworden ist, sich bey Abhandlung philosophischer Gegenstände ins mystische Dunkel zu hüllen, und mittelst vieldeutiger Bilder und abstruser Redensarten Beweise, die keinem verständlich sind, zu führen, offenbart sich in der *Athanasia* überall das Gegentheil. Eine deutliche, lichtvolle Vortragsweise verbreitet sich über das ganze Werk, und läßt mit Recht schließen, in welchem hohen Grade dem Vf. die Gabe des deutlichen Denkens, die erste Bedingung eines wahrhaft philosophischen Talentes einwohne. Es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn Rec. behauptet, daß es dem Vf. gelungen sey, tiefer, als die meisten Andern, in die Geheimnisse der Natur einzudringen; daß er es verstehe, die verwickelten Erscheinungen befriedigend zu erklären; daß er seine Schlüsse so richtig und bündig abzufassen wisse, daß es wohl schwer halten möchte, ihm einen eigentlichen Fehlschluss nachzuweisen; daß er endlich in seinem Buche dem aufmerksamen Leser Grundzüge eines philosophischen Systems andeute, von dem zu erwarten ist, daß es verständlicher und des Beyfalles würdiger seyn werde, als so viele andere, die wir in unserer Zeit haben entstehen und vergehen sehen.

Und um eben dieses letzten Umstandes willen wäre sehr zu wünschen, daß das Buch in die Hände eines oder des Andern von unseren originellesten Weltweisen gerieth. Gewiß würde es von ihnen besser angesehen werden, als es bisher von Vielen gewürdigt worden ist.

Mehrere sinnstörende Druckfehler haben wir in dem Werke gefunden, von denen folgende die bedeutendsten sind: S. 194 lese man *Lebens* statt *Leibes*; S. 208, 212 und 215 *Indeterminismus* statt *Indifferentismus*; S. 213 *ein Vermögen* statt *im Vermögen*; S. 215 *indeterministischen* Systems statt *deterministischen*; S. 279 *welchen* die Seele verlassen, statt *welcher* —; S. 320 *Nachtheile* statt *Vortheile*.

K. G. D.

K L E I N E S C H R I F T E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Königsberg*, in der Universitätsbuchhandl.: *Ueber Armenpflege*, mit Rücksicht auf den der gegenwärtigen Zeit gemachten Vorwurf, daß sich die Armuth in den größeren preussischen Städten vermehre. 1820. 152 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. spricht, mit besonderer Rücksicht auf die nördlich gelegenen größeren Städte seines Vaterlandes *Preussen*, in drey Abtheilungen: I. *von den Ursachen der Vermehrung der Armen und Bettler*, II. *von der Verbesserung der Armenpflege*, und insbesondere der zweckmässigsten Weise, die dazu nöthigen Fonds aufzubringen und zu verwalten, und

III. *von den verschiedenen Arten, die Armen zu unterstützen*. Aus dem Ganzen gehet hervor, daß er mit seinem Gegenstande vertraut ist, und darüber sorgfältig nachgedacht hat. Auch empfiehlt sich seine Schrift durch Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags. Die (S. 113 folg.) angehängten Schemate zur Ausforschung des Zustandes der Armen durch allerley Fragen, empfehlen wir den zur Armenpflege bestellten Behörden zur Benutzung. Auch der am Ende angehängte, zu München bereits ausgeführte Plan zu einer *Sparcasse für Arme* (S. 141), hat unseren vollen Beyfall.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

M A T H E M A T I K.

WÜRZBURG, in der Stabelfchen Buchhandlung: *Lehrbuch der niederen reinen allgemeinen Größenlehre oder der Buchstabenrechnung und Algebra*, zum Behufe öffentlicher Vorlesungen und des Selbstunterrichts herausgegeben von Dr. Schön, öffentl. ordentl. Professor der Mathematik an der königl. baier. Universität Würzburg u. s. w. 1825. IV u. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle seitherigen Schriften des Vfs. beweisen, daß er ernstlich bemühet ist, ein gründliches Studium der Mathematik zu befördern, und unter ihnen verdient dieses Lehrbuch einen der ersten Plätze, da es mit musterhaftem Fleiße und genauer Sachkenntniß gearbeitet ist. Alle schwierigen Lehren, die oft auf den, zu höheren Studien vorbereitenden Anstalten nicht mit umfassender Gründlichkeit in allen einzelnen Zweigen dargelegt werden können, sind hier mit Recht so umständlich behandelt, wie es der Zweck eines Buches, welches bey dem akademischen Unterrichte benutzt werden soll, erfordert. Rec. theilt ganz die Meinung des Vfs., daß die früher von ihm erschienene Anleitung zur Buchstabenrechnung und Algebra, eben wegen ihrer Kürze, nicht denjenigen Nutzen gewähren konnte, welchen wir von diesem Lehrbuche zu erwarten haben. Der Zuhörer muß die Materie, welche er mündlich vernahm, ihrem Zusammenhange und inneren Wesen nach im Lehrbuche dargestellt wieder finden; denn erst dadurch lernt er bey dem Selbststudium Alles genau verstehen. Der Lehrer ist der lebendige Commentar, welcher Alles auf die mannichfachste Weise zu erklären, durch zweckmäßige Beispiele zu erläutern, und durch logisch geordnetes Examiniren sich die Ueberzeugung zu verschaffen suchen muß, ob das Vorgetragene nicht allein verstanden, sondern auch von dem ächt wissenschaftlichen Standpunkte aus aufgefaßt worden. Dem gemäß muß er dann Manches wiederholen, falsche Ansichten berichtigen, vor möglichen Fehlern warnen, und darum Vieles in den mündlichen Vortrag hereinziehen, was das Lehrbuch selbst nicht zu enthalten braucht. Je mehr er aber Meister seines Stoffes ist, und die Gabe besitzt, seinen Gegenstand zweckmäßig vorzutragen, je mehr er sich immer an den Gang des Lehrbuches hält: desto deutlicher muß bey der Repetition dem Zuhörer das zur Erklärung des Lehrbuches

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

Hinzugefügte vor die Seele treten. Ein solcher Weg des Unterrichts kann nach Anleitung des vorliegenden Lehrbuches eingeschlagen werden, und Rec. darf es mit voller Ueberzeugung zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen empfehlen. Um so mehr aber hält er für seine Schuldigkeit, es nicht bey diesem allgemeinen Urtheile bewenden zu lassen, sondern den Inhalt und die Anordnung dieser Schrift, mit Beyfügung seiner Bemerkungen, näher darzulegen.

I. *Allgemeine Einleitung. A. Inbegriff der mathematischen Wissenschaften:* a) Mathematik; b) Haupttheilung der Mathematik; c) Unterabtheilung der reinen Mathematik; d) Unterabtheilungen der angewandten Mathematik; e) Nebeneintheilungen der Mathematik. B. *Mathematische Methode und Terminologie:* a) das Aeußere dieser Methode; b) Erörterungen zur Terminologie; c) das Wesentliche der mathematischen Methode. C. *Nutzen der Mathematik.* In dieser allgemeinen Einleitung ist das Bekannte gut und deutlich vorgetragen. Dem Vf. scheint Lorenz zum Muster gedient zu haben. II. *Besondere Einleitung. Vorzüge des Buchstabencalculs vor dem Zifferncalcul.* §. 1—3. *Weitere Vergleichung der Buchstabenrechnung mit dem Zifferncalcul in Ansehung ihrer Sphäre.* §. 4—15. In §. 6 und 7 wird demonstirt, daß $-d$ mit $0-d$ einerley sey, und daß beides, an und für sich gedacht, ohne auf die Entstehung zu achten, gar keinen Sinn habe. Die Darstellung wird leichter, wenn man zu begründen sucht, daß $-d$, wenn diese GröÙe Sinn erhalten soll, nothwendig als das Glied einer zusammengesetzten GröÙe gedacht werden muß. Das §. 8 von elastischen Kugeln entlehnte Beyspiel scheint Rec. nicht passend gewählt zu seyn. Nur derjenige, welcher die Gesetze der elastischen, auf einander einwirkenden Körper kennt, wird dasselbe ohne alle Schwierigkeit auffassen; den in diesen Dingen Geübten aber wird dies schwieriger seyn. Gewiß hätte der Vf. ein leichter zu übersehendes Beyspiel aufstellen können. — In §. 10 spricht derselbe weitläufig darüber, wie eine jede GröÙe nur in den entgegengesetzten Werth übergehen könne, wenn sie durch Null oder den Vernichtungspunct hindurchgegangen sey. Für Geübtere wird dies aus der Betrachtung der trigonometrischen Functionen erläutert. Bey dieser Gelegenheit berührt er auch den Fall, daß auch GröÙen, die bey ihrer Aenderung durch ∞ gehen, ebenso in den entgegengesetzten Werth übergehen sollen, als wenn sie

Z z

durch 0 hindurchgegangen wären. Er thut dies dadurch dar, daß er die für Sinus und Cofinus gefundenen Reihen mit einander verbindet, indem er voraussetzt, daß $\text{tang. } x = \frac{\sin. x}{\cos. x}$ sey; denn die Reihen (mit Hinweglassung der mittleren Glieder) waren: für Sinus = 0, r-1, r, u. f. w.; für Cofinus = r 1 0 u. f. w. Und hieraus stellt er die Reihe für die Tangenten also her:

$$\left(\frac{0}{r} = 0\right) \dots \left(\frac{r-1}{1}\right), \left(\frac{r}{0} = \infty\right),$$

$$\left(\frac{r-1}{-1} = -\left(\frac{r-1}{1}\right)\right), \dots \left(\frac{0}{-r} = 0\right),$$

$$\left(\frac{-1}{-(r-1)} = \left(+\frac{1}{r-1}\right)\right), \dots \text{u. f. w.}$$

Aus dieser Zusammenstellung geht wirklich die Wahrheit des obigen Satzes hervor. Wenn man hingegen bedenkt, daß die Ableitung der Formel $\text{tg } x = \frac{\sin. x}{\cos. x}$ aus den ähnlichen Dreyecken entstanden, welche entstehen, wenn man zu dem Sinus und Cofinus eines gegebenen Dreyecks die zugehörige Tangente construirt: so fallen diese Dreyecke für einen Winkel von 90° weg. Und deshalb hält es Rec. für nicht gründlich genug, eine Wahrheit auf eine Formel zurückführen zu wollen, welche für einen rechten Winkel nicht darstellbar ist. Die mathematische Evidenz ist hier nicht vorhanden. Will man erwiedern, daß man nicht nöthig habe, zu Ableitung dieser Formel die erwähnten Dreyecke darzustellen, indem $\sin. x = \frac{a}{b}$

und $\cos. x = \frac{c}{b}$, $\text{tang. } x = \frac{a}{c}$, also $\text{tang. } x = \frac{\sin. x}{\cos. x}$ seyn müsse: so werden auch diese Ausdrücke aus der Betrachtung der verschiedenen Verhältnisse der Seiten eines rechtwinklichen Dreyecks abgeleitet, welches für einen Winkel von 90°, außer dem schon vorhandenen rechten Winkel, nicht darstellbar ist. Die Wahrheit der bisherigen Annahme von den entgegengesetzten Werthen der Tangenten bezweifelt Rec. keinesweges; nur wäre es sehr wünschenswerth, wenn alle dabei Statt findenden Schwierigkeiten auf eine ganz genügende Art erörtert und gehoben werden könnten. — *Der Buchstaben Calcul als allgemeine Größenlehre* §. 16. *Hauptaufgabe der Algebra* §. 17—20. *Begriff und Eintheilung der Algebra* §. 21. *Einrichtung dieses Lehrbuches in Ansehung seines Inhaltes* (§. 22). *Axiome* (§. 24).

Erster Abschnitt. *Die Reduction* (§. 25—31). Daß der Vf. im §. 30 von dem gewöhnlichen Begriffe gleichartiger Größen, den er selbst §. 26 richtig aufgestellt hat, abweicht, und a², a³ deswegen gleichartige Größen nennen will, weil bey ihnen eine Reduction Statt finden könne, um den Zusatz des 28 §. gewissermaßen zu rechtfertigen, (es heißt dort: „Also können ungleichartige Buchstabengrößen nicht reducirt werden“), hat des Rec. Beyfall nicht. Man kann den

erwähnten Zusatz ohne Bedenken weglassen, da die Wahrheit desselben nicht zu erweisen ist. Denn wenn man a² und a³, selbst mit Berücksichtigung, daß sie einerley Stammgröße haben, gleichartige Größen nennt, so müßte man sie auch addiren und subtrahiren können; was doch nicht ausführbar ist. 2ter Abschnitt. *Von den Stammspecies* (§. 32—41). I. *Addition und Subtraction*. II. *Multiplication und Division*. Während der folgende Abschnitt erst von den Potenzen und Wurzeln handelt, ist hier §§. 37 und 40, namentlich in der Auflösung der Aufgabe §. 40, „eingliedrige Buchstabengrößen durch einander zu dividiren“, schon die Rede davon, daß $\frac{a^4}{a^6} = \frac{a^4 \cdot 1}{a^4 \cdot a^2}$, und $\frac{12a^5 b^2}{ba^4 b^7 c} = 2 \frac{a}{b^5 c}$, so wie $\frac{a^m}{a^n} = a^{m-n}$ sey.

Hier werden also schon die zur eigentlichen Potenzenlehre gehörigen Sätze: „wie Potenzen von einerley Wurzel mit einander multiplicirt, und durch einander dividirt werden können“, gegen logische Folgerichtigkeit aufgenommen. Rec. hält es immer für das beste Verfahren, daß man solche wesentliche Sätze für sich aufstellt, ihre Behauptungen in der höchsten Allgemeinheit streng erweist, in Zusätzen die verschiedenen Formen, unter welchen sie hervortreten können, deutlich angiebt, und durch gut gewählte Beyspiele erläutert. Daher vermißte auch Rec. sogleich bey dem ersten cursorischen Durchgehen dieses Lehrbuchs gerade in der Potenzenlehre diese Hauptätze, und konnte sich nicht denken, daß er sie als coordinirt irgend wo anders antreffen würde. Ebenso werden

S. 60 die merkwürdigen Sätze $a^0 = 1$ und $a^{-n} = \frac{1}{a^n}$ mit herbey gezogen. Daß daselbst $a^{-m} = \frac{a^m}{a^{2m}} = \frac{1}{a^{2m}}$

vorkommt, ist wohl nur die Folge eines Druckfehlers. — 3ter Abschnitt. *Von der Division, als Messung, und den Eigenschaften der geraden und ungeraden Zahlen*. (§. 42—51). Der Beweis, „das gemeinschaftliche Maß von zwey Zahlen a und b zu finden, die nicht relative Primzahlen sind“, läßt sich in einer besseren Ueberlicht auf folgende Weise führen. Es sey $a > b$: so hat man:

$\left. \begin{array}{l} b a q \\ c b q' \\ d c q'' \\ e d q''' \end{array} \right\}$	<p>Hier würde also das größte Maß zwischen a und b, = c seyn, was also zu begründen ist.</p>
$\left. \begin{array}{l} 1) a = bq + c \\ 2) b = cq' + d \\ 3) c = dq'' + e \text{ und} \\ 4) d = eq''' \end{array} \right\}$	<p>Bey gehörig vorgenommener Substitution findet man in größter Allgemeinheit, für das:</p>
$\frac{b = e(q'''q''q' + q' + q'')}{a = e(q'''q''q'q + q'q + q'q' + q'''q'' + 1)}$	
<p>wird, in welchem Ausdruck deutlich e als das einzige, also größte gemeinschaftliche Maß hervortritt. 4te,</p>	

Abschnitt. Von den Potenzen und Wurzeln. (§. 52 — 70.) I. *Von der Potenzirung eingliedriger Buchstabengrößen, und von der Ausziehung der Wurzel aus denselben.* (§. 53 — 64.) §. 52, Zusatz I, wird ebenfalls demonstirt, daß $a^0 = 1$ sey. Unter der Aufgabe §. 53: „eine eingliedrige Buchstabengröße zur Potenz zu erheben“, wird gezeigt, daß $(a^2)^3 = a^6$, dann aber auch gefolgert, daß $(2a^2b^3)^3 = 8a^6b^9$ sey. Dieß letzte setzt aber voraus, daß ein Product auf eine Potenz erhoben werde, wenn man alle Factoren desselben auf die verlangte Potenz erhebt, welcher Satz jedoch erst eines Beweises bedarf. Im Zusatz erweist der Vf., bey Erhebung eines Bruches auf eine Potenz, auf seine Zifferrechnung; was wir um so weniger billigen können, da die Sätze: „Producte und Quotienten zu jeder beliebigen Potenz zu erheben,“ zu wichtig sind, als daß sie nicht in ihrer Allgemeinheit aufgeführt und bewiesen werden müßten. So wie die Aufgabe gestellt ist, kann man auch die Po-

tenzierung der Größen $(a\sqrt{b})^3$, $(\sqrt{c})^n$ darunter bringen, obgleich erst solche Ausdrücke im §. 55. S. 104 potenzirt werden. Das, was der Vf. über die Rechnung von imaginären Größen sagt, zeugt von genauer Sachkenntniß, und ist zugleich deutlich vorgetragen.

II. *Von den Potenzen und Wurzeln mehrgliedriger Größen.* (§. 65 — 70.) **5ter Abschnitt. Von den Gleichungen.** (§. 71 — 97.) Bey Bestimmung des Grades der Gleichungen §. 74 hätte auch erwähnt werden sollen, daß sich der Grad der Gleichung oft ändere, wenn die unbekannt GröÙe als Divisor, oder unter dem Wurzelzeichen vorkommt. So würde z. B. nach dem von dem Vf. aufgestellten Begriffe die Gleichung $a^3 + ax^2 + \frac{b}{x} = c - d$ eine quadratische seyn, wäh-

rend sie eine cubische ist, und $m + bx^2 = \sqrt[5]{x} + d$ würde ebenfalls eine quadratische genannt werden können, da sie doch eine Gleichung vom 5ten Grade ist.

I. *Bestimmte Analytik. A. Grundregeln zur Auflösung einfacher Gleichungen mit einer unbekannt GröÙe.* (§. 75 — §. 81.) Der Vf. giebt nur drey Grundregeln an, deren erste sich mit Wegschaffung der mit der unbekannt GröÙe durch + und — verbundenen Größen beschäftigt; die zweyte zeigt, wie Factoren davon getrennt werden, und die dritte behandelt den Fall, wenn die unbekannt GröÙe in Brüchen als Zähler oder Nenner vorkommt. Zur vollständigen Uebersicht aller der Fälle, welche bey Auflösung der Gleichungen vorkommen können, hätten noch folgende Regeln hinzugefügt werden sollen.

I. Haben alle Glieder einer Gleichung einen gemeinschaftlichen Factor: so nun man sie dadurch dividiren u. s. w., z. B.: $-6b^2x^2 + 12ba = 24b^3$ giebt $0 - 2bx + 4a =$ giebt $4a - 2bx = 8b^2$ — II. Kommt nur bey einigen Gliedern ein gemeinschaftlicher Factor vor u. s. w., z. B.: $3bx + bx + b^3x = c$ giebt $(3 + 1 + b^2) = c$, giebt $bx(4 + b^2) = c$. —

Da die Lehre von den Logarithmen erst später be-

handelt wird: so mußte die Regel, wie aus der Gleichung $a^x = 25$ eine andere $x \log. a = \log. 25$ gebildet werden könne, wegbleiben; sonst gehört sie auch zu diesen Regeln. — An einigen gut gewählten Aufgaben wird alsdann die Anwendung gezeigt. — B. *Grundregeln zur Auflösung zusammengesetzter Gleichungen vom reinen und zweyten gemischten Grade.* (§. 82 — 84.) Der Vf. hätte wohl erst in einem Satze zeigen sollen, daß sich jede reine Gleichung

auf eine allgemeine Form, z. B. auf $x^n = \pm a$, sowie jede gemischte quadratische Gleichung auf die im §. 83 angegebene Form $x^2 + mx = \pm g$ zurückführen lasse, ehe zur Auflösung dieser Gleichung geschritten werden durfte. — C. *Methoden der Auflösung einfacher oder quadratischer Gleichungen mit zwey unbekannt GröÙen.* (§. 85 — 92.) Hier werden die drey bekannten Methoden der Combination, der Substitution und Addition oder Subtraction angegeben, und durch passende Beyspiele erläutert. D. *Methoden der Auflösung reiner Gleichungen mit drey unbekannt GröÙen.* (§. 93 — 96.) Auch bey diesen Auflösungen werden die drey eben berührten Methoden angewandt. II. *Unbestimmte Analytik, oder unbestimmte Aufgaben mit begrenzter Anzahl von Auflösungen.* (§. 96 und §. 97.) Nur in einem kurzen Umriss werden hier mehrere Aufgaben behandelt. — 6ter Abschnitt.

Von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen. (§. 98 — 135.) I. *Im Allgemeinen.* II. *Im Besonderen* (Lehrsätze). A. *In Ansehung der Proportionen.* B. *Lehrsätze in Ansehung der gesetzmäßigen Veränderungen und der Zusammensetzung der geometrischen Verhältnisse und Proportionen.* Anwendung der Proportionen. Die Auflösung, welche der Vf. bey der Regel de Tri §. 118 giebt, kann Rec. des-

halb nicht billigen, weil er für die Aufgaben, welche zur umgekehrten Regel de Tri gehören, eine besondere Auflösung gegeben hatte. Rec. macht auf diesen Gegenstand nur wegen der Wichtigkeit desselben für das praktische Leben aufmerksam. Die ganze Regel gewinnt an Einheit, wenn man in der Theorie der Proportionen unterscheidet, daß nur ein steigendes Verhältniß mit einem steigenden, und ein fallendes mit einem fallenden zu einer richtigen Proportion verbunden werden kann. Da nun das bey einer Regel de Tri-Aufgabe zu suchende Glied immer mit einem der gegebenen gleichartig, oder doch so beschaffen seyn muß, daß es darauf zurückgebracht werden kann: so bilden diese dergestalt das zweyte Verhältniß der Proportion, daß das unbekannt Glied zum letzten Gliede gestellt wird. Aus den Bedingungen der Aufgabe wird dann nur untersucht, ob das angesetzte Verhältniß ein steigendes oder fallendes werden muß, und danach müssen die beiden zurückgebliebenen gleichartigen (oder doch gleichartig zu machenden) Glieder ebenfalls zu einem steigenden oder fallenden Verhältnisse gestellt werden. Bey dieser Auflösung fallen die Eintheilungen: „gerade und umgekehrte Regel de Tri“ — „Quinque“ u. s. w. weg; das Verfahren gewinnt an Einheit, und ist nicht allein viel leichter als das gewöhnliche zu

übersehen, sondern bewahrt auch vor vielen leicht zu begehenden Fehlern, wie Rec. aus vieljähriger Erfahrung versichern kann. C. *Lehrsätze in Betreff der Progressionen.* Im Zusatz 2 des §. 125 sagt der Vf., daß vermittelt der zwey Gleichungen $S = (a + u) \frac{n}{2}$ und $u = a + (n - 1) d$ zehn Probleme Statt fanden, um jedesmal aus drey gegebenen Stücken die anderen zwey zu finden. Obgleich es allerdings seine Richtigkeit hat, daß fünf verschiedene Dinge (Elemente) nur zehn reine Ternen geben: so werden doch jedesmal aus drey gegebenen Dingen zwey gesucht, mithin finden $2 \times 10 = 20$ Probleme Statt. Ist z. B. a, d, S gegeben, und man sucht u: so ist $u = -\frac{2}{d} S + \sqrt{2 d s + (a - \frac{1}{2} d)^2}$ unter denselben gegebenen Größen a, d, S findet man dagegen:

$$n = -\frac{2a-d}{2d} \pm \frac{\sqrt{2s}}{d} + \frac{(2a-d)^2}{4d^2}$$

Nach unserer Meinung wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn der Vf. die gegebenen Stücke tabellarisch aufgeführt, und dadurch dem Studirenden zur Ableitung der Gleichungen Veranlassung gegeben hätte. *Anwendung.* A. *Auf die Summation.* B. *Auf das Interpoliren.* Alles hier Vorgetragene ist zwar kurz, aber für den beabsichtigten Zweck gut und mit genügenden Beyspielen erläutert. — 7ter Abschnitt. *Die elementare Logarithmentheorie* (§. 136 — §. 147). Auch dieser Abschnitt ist gründlich und mit Umsicht behandelt, so daß Rec. nichts Wesentliches vermisst hat. Im 8ten Abschnitt wird (§. 148 — §. 163) die *elementare Combinationstheorie* behandelt, und damit das Ganze geschlossen.

Papier und Druck sind gut; dieser insbesondere sehr correct.

(5d)

KLEINE SCHRIFTEN.

ASTRONOMIE. Dorpat, b. Schünmann: *Ueber die Doppelsterne, nach einer mit dem großen Refractor von Fraunhofer auf der Sternwarte zu Dorpat angestellten Musterung des Fixsternhimmels;* von F. G. W. Struve, Director der Sternwarte. 1827. 28 S. 4. (22 gr.)

Diese Schrift enthält einen sehr interessanten, allen Liebhabern der Astronomie zu empfehlenden Bericht an den Fürsten Lieven, als damaligen Curator der Universität Dorpat. Der als kenntnißreicher Astronom bekannte Vf. sagt: „Als im September 1824 der Refractor von Fraunhofer glücklich in Dorpat angelangt, und zur Beobachtung des Himmels aufgestellt worden, ergab sich bald, daß derselbe für ein Meisterwerk in seiner Art gehalten werden mußte. An Lichtstärke wohl nur von dem 40fussigen Spiegelteleskope Herschels übertroffen, ersetzt es diesen Abgang reichlich durch die den Fraunhoferschen Achromaten eigenthümliche Schärfe der Bilder, und übertrifft entschieden alle bisherigen großen Fernröhre durch die Vollkommenheit seiner Aufstellung, durch die Leichtigkeit seiner Anwendung, durch die Eigenthümlichkeit, vermittelt eines Uhrwerks der Bewegung der Gestirne selbst zu folgen, sowie durch die Zugabe eines reichen Apparats zur Messung der Winkel zwischen den im Fernrohr gesehenen Gegenständen, welcher eine bewundernswürdige Genauigkeit gewährt. Und gewiss ist jetzt dieses Kunstwerk unschätzbar zu nennen, seitdem es durch den frühzeitigen Tod des unerfetzlichen Fraunhofers das einzige seiner Art geworden ist.“ Da man unter Dorpats Breite etwa 121 1/2 Grad des Himmels, vom Nordpol an bis 31 1/2 Grad südlich vom Himmels-Aequator, übersieht, und die südlichen Gestirne sich zu wenig über den Horizont erheben, um durch starke Fernröhre mit Nutzen beobachtet werden zu können, da die niederen Luftschichten ein Zittern der Bilder hervorbringen: so hat der Vf. seine Musterungen nur bis zum 10ten Grad vom Pole, oder bis auf 15 Grad südlich vom Aequator, ausgedehnt, wobey die südlichsten Sterne noch in einer Höhe von 16 1/2 Grad durch den Meridian gehen. Diesen Raum theilte er in 12 Zonen, nach dem Abstände vom Pole des Himmels, und führte die Musterungen zonenweise aus. Alle Sterne, bis zur achten Größe, und die seltenen der neunten Größe, welche sich im Sucher des Fernrohrs kenntlich machten, wur-

den nach einander ins Gesichtsfeld des Refractors gebracht und an ihnen untersucht, welche doppelt erschienen. Sobald ein Doppelstern gefunden war, wurde sein Ort durch Ablebung der Zeiger an beiden Kreisen des Instruments, und der nach Sternzeit gehenden Pendeluhr bestimmt, und eine kurze Beschreibung desselben ins Tagebuch eingetragen. Die Anzahl der nach diesem Plane vom Vf. durchmustertern Sterne beläuft sich, nach seiner wahrscheinlichen Schätzung, auf 120,000, unter welchen sich 3063 Doppelsterne der vier ersten Classen befanden. Da sich in Herschels Kataloge nur 340 derselben nachweisen lassen: so ergibt sich hieraus der ungeheure Zuwachs unserer Kenntnisse in Bezug auf diese so merkwürdigen Sterne. Der Vf. theilt folgende Tafel zur bequemerem Uebersicht mit:

Zahl der Sterne im neuen Kataloge	Classe I—IV.	Classe I.	Classe II.	Classe III.	Classe IV.
3063	987	675	659	736	
Davon in Herschels Kataloge	340	76	76	82	105
Im Kataloge des Vfs. von 1820	441	96	112	111	122

worin wir nur die kleine Unrichtigkeit fanden, daß die Summe von 987, 675, 659 und 736 nicht 3063, sondern 3057, somit 6 Doppelsterne weniger giebt. Worin dieses seinen Grund hat, läßt sich nicht wohl bestimmen, da S. 20 die Zahl der Doppelsterne der I. II. III. und IV Classe auf gleiche Art wie in der Tabelle angegeben wird. Wahrscheinlich hat sich in die Summe ein Irrthum eingeschlichen und 3057 wird die richtige seyn. — Was nun der Vf. von diesen Doppelsternen, und von mehreren als zwiefach gesehenen sagt, erregt das Interesse jedes Freundes der Astronomie in hohem Mafse, gestattet aber hier keinen weiteren Auszug. Nur eines bemerken wir. Sir W. Herschel sah den Stern No. 7 im Stier als Doppelstern vierter Classe (und so alle späteren Beobachter), wo der Hauptstern sechster, der Begleiter etwa zehnter Größe ist. Der neue Refractor zeigte aber, daß der Hauptstern selbst ein sehr naher Doppelstern I Classe ist, welcher aus zwey gleichen Sternen der siebenten Größe besteht. — Druck und Papier sind sehr gut.

△

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur Kenntniß der altheutschen Sprache und Literatur*, von George Friederich Benecke. Zweyte Hälfte, 1832. IV u. 324 S. 3. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nach zwölfjährigem Harren sehen wir endlich unseren Wunsch, die zweyte Hälfte dieser sehr schätzbaren *Beyträge* zu erhalten, erfüllt. Die Recension der ersten Hälfte findet sich in No. 41. Jahrg. 1811, unserer Allgem. Literatur-Zeitung. Hr. B. legt uns in dieser Hälfte vor: 1) die Lieder *Nitharts*, aus einer Riedegger Handschrift, 2) den *Winsbeke* und die *Winsbekin*, zwey Lehrgedichte, aus der Gotha'schen Handschrift No. 53, 3) den *Pfaffen Amis*, gleichfalls aus der Riedegger Handschrift, 4) ein Bruchstück eines epischen Gedichtes in niederrheinischer Mundart.

Bey No. 1 und No. 3 hat sich Hr. B. nicht begnügt, die Handschrift buchstäblich abdrucken zu lassen, wie dies bey No. 2 und No. 4 geschehen ist; ein Verfahren, welches wir um so mehr billigen, als bey diesen Gedichten (bey No. 2 zwar auch) andere Handschriften zur kritischen Feststellung des Textes benutzt werden konnten. Hr. B. giebt hier jedoch nur diejenigen Lieder *Nitharts*, welche R. enthält, an der Zahl LVIII. Ein größeres Verdienst würde er sich unlegbar um diesen Dichter erworben haben, wenn er die Masse der *Nithart'schen* Lieder in der *Bodmer'schen* Sammlung mit seinem gewohnten Scharfblicke gesichtet, und die als ächt befundenen Lieder den hier mitgetheilten angeschlossen hätte. Das hierzu allerdings nöthige Hülfsmittel, die Weingartner Handschrift, würde er sich gewiss leicht haben verschaffen können. Möge Hr. B. dies doch ja thun, wenn vielleicht ein zweyter Band der *Beyträge* folgen sollte, damit die Freunde deutscher Dichtkunst nicht, wie leider jetzt meist noch, genöthigt seyen, die einzelnen Lieder eines Dichters aus drey bis vier verschiedenen Büchern zusammen zu lesen.

Der kritischen Bearbeitung der hier gegebenen *Nithart'schen* Lieder können wir nur beyfällig gedenken. Für die Kritik ist Alles gethan, was man nach dem jetzigen Stande der deutschen Sprachgelehrtheit mit Recht fordern darf. Dem Sprachforscher ist demnach wohl in Allem genügt; ob aber auch den bloßen Freunden

den altdeutscher Literatur? — Auf diese sollte billig so lange wenigstens mehr Rücksicht genommen werden, als noch nicht in allen Gelehrten Schulen die deutsche Sprache auf die einzig richtige Weise gelehrt wird, d. h. mit Bezug auf die ältere, und als noch nicht ein Allen zugängliches Wörterbuch der mittelhochdeutschen Sprache vorhanden ist, welches zum wenigsten für alle deutschen Dichter des 13ten und 14ten Jahrhunderts ausreicht. Rec. hat sich seines Theils nie von der Richtigkeit des angenommenen Grundsatzes überzeugen können, daß man, wie von dem Sprachforscher, so auch von dem bloßen Freunde altdeutscher Literatur gleichmäßig verlangen dürfe, daß er eigene Wortsammlungen sich anlege; denn dazu möchten doch wahrlich nicht Alle Zeit haben, wenn sie auch wirklich nicht die Mühe scheuen wollten. Kurze sprachliche Erklärungen dürften demnach jetzt wohl noch bey allen kritischen Bearbeitungen deutscher Gedichte mit Recht ihren Platz finden, ja sogar unerlässlich seyn, wenn der Freunde deutscher Literatur immer mehr und mehr, besonders unter den Schulmännern, gewonnen werden sollen.

Hr. B.'s Kritik haben wir ihr Recht wiederfahren lassen. Da er jedoch selbst zwey Classen von Lesern annimmt (S. 497), *prüfende* Leser, und die *größere* Zahl der Leser: so würde es den letzten wenigstens angenehm seyn, wenn er überall da, wo der Text offenbar verderbt, oder mangelhaft erscheint, einen Versuch zur Herstellung und Erläuterung gemacht hätte, wie hier und da allerdings geschehen ist. Von selbst versteht es sich übrigens, daß wir dergleichen Verbesserungen nicht in den Text, sondern nur in die Anmerkungen aufgenommen zu sehen wünschten. Einige Beyspiele mögen darthun, wie wir den Text gern erklärt sehen würden.

Lied I. Str. 5. *Die zwêne gënt geweten,
Sint von künne Höhesteten.
Als ein leu an einer keten,
Gënt st, bi dem tanze, treten
Bi der lieben, ungebeten.*

Erfstlich gestehen wir, daß uns die Satzzeichnung der drey letzten Zeilen, weil sie allzu viel trennt, mehr zu verdunkeln als zu erhellen scheint; dann aber meinen wir auch, daß das zweyte „*bi*“ (*bi der lieben*) eine Anmerkung verdiene. Der Sinn ist nach unserer Meinung nicht: „Sie traten bey dem Tanze zu der lieben,“ weil in diesem Falle „*bi*“ den Acc. erheischen

A a a

würde, sondern: „Sie tanzen an der Seite der lieben.“
Vergl. *Graff Althochd. Praeposit.* S. 101 ff.

Lied III. Str. 4. *Daz mich ê gemüete,
Die sprenzeler unt m'ch walt,
Daz was mit den bluomen hin.*

Dazu sagt Hr. B. nur: „Die Handschrift habe „m'ch“ für ein ausgekratztes Wort.“ Allein die Stelle ist so völlig unverständlich. Da „walt“ unmöglich ein Präteritum seyn kann, welches mit *gemüete* zu verbinden wäre, so kann man auch nicht das „m'ch“ als „mich“ annehmen. Rec. zweifelt aber nicht, das „m'ch“ undeutlich für „m'ch“, *merchwalt* aber (da die HS., laut der Vorrede, überall *ch* für *k* setzt) für *Markewalt* (ein bekannter oft vorkommender Name) stehe, und nimmt die Stelle so: Alles, was mich erzürnte, die Zierbergel und Markewalt, dießes Alles ist jetzt mit den Blumen (dem Sommer) dahin.“ So schließt sich die Stelle auch gut an die folgende: *Nû (d. h. im Winter, vgl. Str. I. v. 6: ich trûre wol von schulden nû ze disen trûeben *agen, die uns der winder kûndet.) wil mir Engeluân dîne hulde verren.* —

In demselben Liede, Str. 5 hätte auch wohl die „*vlaemische hövescheit*“ (= *dörperheit*, d. i. Ungeflachtheit) eine Bemerkung verdient. Die Flamänder (nicht Flamländer) wurden im Mittelalter demnach von den Oberdeutschen als unbeholfene tölpische Leute angesehen, dagegen galten ihre Vetter, die Brabanter, damals für Lotterbuben und Strolche. Den Beweis für Letztes giebt der *Reinardus Vulpes Lib. I. Fab. 1. v. 49*, wo der *Domnus Ifengrimus* zu dem *Reinhart* sagt, indem er ihn verfluchen will:

*Ha Reinarde, illâ quam Brabus nocte fuisti,
Hic, nisi te Satanas glutiat, Anglus eris.*

Wozu *Mone* folgende lehrreiche Anmerkung macht: „*Brabas synonymum est pro adultero. Mali ominis fuisse nomen isud gentilitium testatur Waltherus de Coinsi, poeta francogallus, qui ineunte seculo XIII scripsit. Nam adeo illis invecus est, quos vel diabolos appellaret.*“ Die Stellen des altfranzösischen Gedichtes von *Gautier de Coinsi: Louanges de N. D. (Notre Dame) Liv. II. cap. 11. sect. 2*, mag man bey *Mone* nachlesen. — Solche Bezeichnungen sind immer merkwürdig, und gewöhnlich die Folge uralten Hasses. *Nithart* braucht diese Bezeichnung noch einmal Lied VI, Str. 7: „*Mit sîner rede er vlaemet.*“ — und bis heute noch wird in manchen Gegenden ein großer ungeflachter Mensch als ein „*flaemscher Kerl*“ bezeichnet. Man vergl. noch den Namen der Slawen bey den Madyarén: *Totok* = Hunde. — Lied V. Str. 4 ist für „*wenne er in ir schôze lû (: treit) offenbar swennê er in ir schôz sich leit.*“ zu lesen. Eben so war Lied IX. Str. 3 für das reimlose „*der st dâ veil mit voller hant.*“ *J. Grimms* Verbesserung: „*der st veile dâ mit voller âme.*“ unbedenklich anzunehmen, da der Reim: *krâme: sâme* hinlänglich dafür zeugt.

Lied XVII. Str. 3. — — — — wie dâht ich iuch sô blas,
Daz ir mir mln grüfel nâmet unverdenter dinge?

*Jane wil ich nimmer iuren trayros gesingen,
Noch nâch iu den reien niht enspringen.*

Hier hätte wohl Hr. B. eben so unbedenklich verbessern können: „*nâmt von unverdienten dingen*“ (das *von* so gebraucht wird bedarf keines Beweises), als er Lied XXI. Str. 4: „*an den vîretagen*“ für das in R. stehende: „*an dem vîretage*“ setzte, da der Reim dort (*kragen*) solches verlangte. Auch hier ist man nicht genöthigt, dem Dichter einen schlechten Reim aufzubürden. Die gleichfalls verderbte Stelle Lied XX, Str. 3 durfte ihn nicht abhalten; denn auch da ist zu lesen: „*Swenne ich sündehafter wil in den riuwen baden, sô wil st, min wrouwe, daz ich ir kinden singe niuwen sanc.*“ Ja selbst der Sinn scheint uns hier das „*Swenne ich wil baden*“ für das in der HS. befindliche „*Swenne ich bade*“ zu verlangen, abgesehen davon, das es auch der Reim daselbst erheischt, denn es wäre ja ungereimt, von einem Manne, der seiner Sünden halber wirklich in der Reue schon badet, ein Lied für Kinder zu verlangen, denn ein solcher möchte schwerlich geeignet seyn, Kindern ein wohlgefälliges Lied zu singen; allein von einem Manne, der erst Thränen der Reue vergießen will, läßt sich allenfalls schon ein Lied noch fordern.

Lied XXI. Str. 9: „*Dörper, nemt des selben war, er heizet Isunc (—).*“ Der fehlende Name ist wohl „*Bogen*“ (für *Bogene*, alt *Bogano, Bugano*) im Reim auf: „*gezogen.*“ Den einfachen Namen *Bogen* weiß ich zwar nicht weiter nachzuweisen, denn der Name *Bogo, Buggo* ist ein anderer, als das ein fabelhafter Herzog der Sachsen *Bogen* oder *Wogen* geheissen haben soll; allein in Zusammensetzungen kommt er vor, z. B. *Bugenhagen, Regenbogen* (letztes als Nominativ im Reim auf *gezogen*), wofür erst später *Regenboge* geschrieben worden zu seyn scheint, sicher nicht ohne Bezug auf den *Regenbogen*.

Lied XXXIV. Str. 3. „*Dâ wart wunder slege ûf mine hant geslagen, sô st st zunêren! Daz was reihitzen sut mit uchsengêren.*“ Die letzten Worte: „*Daz — — gêren.*“ hat Hr. B. buchstäblich aus der HS. abdrucken lassen, nichts aber aufser dieser Bemerkung hinzugefügt. Das Verderbnis derselben ist augenscheinlich. Rec. schlägt daher vor zu lesen: „*Daz was Reizen* (oder auch *Ruoizen*, vgl. Lied III. Str. 3) *vîst mit Engelgêren.*“ Nämlich *Reize* und *Engelger*, woraus bey flüchtigem Schreiben wohl *Uchsenger* werden konnte, waren zwey Nebenbähler *Nitharts*, welche, von einem Mädchen aufgefodert, diesen abprügelten. „*Mit oxsen gâren*“ (mit Ochsenprügeln) zu lesen, gäbe zwar auch Sinn, allein es hiesse doch die Schlägerey etwas stark schildern. — Diese wenigen Beispiele werden gezeigt haben, was noch hätte gesehen können und sollen. — Wie wichtig übrigens *Nitharts* Gedichte für die Sittengeschichte seiner Zeit (er lebte unter Otto IV) seyen, wird jeder Leser derselben leicht selbst finden. Auch für die Geschichte der Kleidertrachten sind sie eine sehr ergiebige Quelle.

Das zweyte Gedicht, *der Winsbeke und die Winsbekin*, hat Hr. B. buchstäblich abdrucken lassen. Der Text der Gothaischen HS. unterscheidet sich sehr von

dem der Pariser, welche *Bodmer* in seine Sammlung der *Münnefänger* aufnahm. Er enthält nicht nur Strophen, welche dem *Bodmerischen* Drucke fehlen, und entbehrt anderer, die bey *Bodmer* stehen; auch in den Strophen, welche beide Handschriften gemein haben, ist eine große *Verschiedenheit* bemerkbar. Nur die ersten 49 Strophen der *Bodmerischen* Sammlung, mit Ausschluß der 18ten und 47ten, sind in der *Gothaischen* HSS enthalten, so daß demnach auf die *Bodmerische* Sammlung ein Mehr von 28 Strophen kommt, wogegen dieser wieder fünf Strophen der *Gothaischen* Handschrift (18, 27, 32, 36, 46) fehlen. Hr. B. ist der Meinung, nur diejenigen Strophen seyen ächt, welche *beiden* Handschriften gemein sind, alle anderen aber spätere Hinzudichtung. Rec. stimmt im Ganzen damit überein, doch hält er die 53ste Str. der *Bodmerischen* Sammlung: „*Sun, ich wil dir niht mere sagen, der mæze ein zil gefözzen st.*“ als Schluß des Ganzen, noch für ächt. Der Dichter der als unächt bezeichneten Strophen der *Bodm.* Sammlung war sicher ein Mönch, da man das ursprüngliche Gedicht wohl einem Laien wird zuschreiben müssen. In jenes Dichtung herrscht ein anderer Geist, und er schiebt offenbar dem ganzen Lehrgedicht einen anderen Zweck unter. Der Laie — wir wollen den älteren Dichter so bezeichnen — giebt seinem Sohne Lehren, damit er *in der Welt mit Ehren leben könne*. Der Mönch läßt durch diese Lehren den Sohn bewegt werden, den Vater zu erfuchen, aus seinem Vermögen ein Spital (Kloster) zu stiften, worein sie beide gehen wollen. Offenbar werden so alle vorhergehenden Lehren vergeblich gegeben, da der Sohn davon nicht Gebrauch machen will. Uebrigens ist auch in den ächten Strophen die Welt gar nicht so geschildert, daß man etwa Lust fühlen muß, ihr zu entsagen. Nur ein Mönch, der ihr schon entlagt hat, konnte das Gedicht so fortführen und beschließen. Die Warnungen vor Bann und Acht, die altkluge frömmelnde Gegenrede des Sohnes verrathen ihren Schreiber, und stimmen mit dem Geiste der ächten Strophen schlecht überein. Nehmen wir alles dies zusammen, so müssen wir die weitere Ausführung des Gedichtes in das 14te Jahrhundert verweisen. — Von den Strophen, die die *Goth.* Handschrift mehr hat, hält Rec. die 18, 27, 32 für ächt, die 36ste dagegen für eingeschoben. Ueber das Bruchstück der 46ten maßt er sich jedoch kein Urtheil an. Die Folge der Strophen auf einander ist gleichfalls in beiden Handschriften abweichend, doch dürfte im Ganzen die Folge der Strophen in der *Gothaischen* Handschrift die richtigere seyn. Das andere Gedicht, die *Winsbekin*, hat in beiden Handschriften gleiche Zahl und Folge der Strophen.

Das dritte Gedicht, welches Hr. B. hier mittheilt, ist der Pfaffe *Amis*, seiner Art und Weise nach ein Vorläufer des bekannten *Till Eulenspiegel*. Der Text ist mit Hülfe einer *Gothaischen*, *Heidelberger* und *Koloczer* Handschrift kritisch hergestellt. Die vorzüglichere Handschrift, die *Riedegger*, bildet natürlich die Grundlage, und *GHK.* fanden meist, und mit Recht, ihren Platz in den Noten. Die Abweichungen der *HSS.*

von einander sind immerhin bedeutend; die wichtigste jedoch ist unstreitig, daß *R.* eine ganze Betrügerey mehr hat als *GHK.* Der Schwank ist unzugbar ächt, wahrscheinlich aber in den übrigen *HSS* deshalb weggelassen, weil *Amis* in demselben einen Klosterprobit betrugt. „*Clericus Clericum non decimat!*“ mochte man denken. Daß der geistliche Herr überall als Betrüger erscheint, das war nicht weiter anstößig, da endlich doch aller Gewinn seiner Betrügereyen einem Kloster zu Gute kommt; jaß aber ein Pfaffe den anderen beraubt, das fand man wahrscheinlich eben so unglaublich, als das ein Rabe dem anderen die Augen aushackte. Jedenfalls wer betrachtete man dies als ein der christlichen Gemeinde gegebenes Aergerniß, und suchte es auszumerzen.

Den alten, ad als sehr nützlich bewährten Grundsatz: „*Colligite fragmenta, ne pereant*“ — befolgend, giebt Hr. B. schließlic noch ein Blatt einer Pergamenthandschrift, welche ein in niederrheinischer Sprache geschriebenes Gedicht, aus dem Sagenkreise Karls des Großen, enthält. Diefes Blatt war innerhalb des Bandes eines auf der Stralsunder Bibliothek befindlichen Exemplars von *Opuscula Bernardi Abbatis Clavallens.* 1501, aufgeklebt. — Möchte doch Jeder auf die pergamentenen Bücherdeckel in Bibliotheken achten! Wie Vieles auf diese Art vernichtet worden, lehrte uns schon oft die Erfahrung, und oft schon hat sich lang und fern getrenntes wieder zusammengefunden. — Nach Hr. B's. Angabe befindet sich ein zweytes Bruchstück desselben Gedichtes in *Mafsmanns Denkmälern* S. 135 — 157 abgedruckt. Sollte vielleicht auch das Bruchstück in dessen *Denkmälern* S. 76 — 79 dazu gehören? Die Sprache desselben ist gleichfalls nieder-rheinisch. Druck und Papier sind sehr zu loben.

E. D. J.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Büsch: *Die christliche Vollkommenheit.* Ein Vermächtniß im Bibelwort und Bibelgeist für meine Confirmanden; zur Aufbewahrung in ihrem Herzen ihren Händen dargereicht in der Abschiedsstunde von *Franz Adolph Schrödter*, königl. dänischem Kirchenprobit der *Probstei Oldenburg* und Hauptpastor der Stadt *Oldenburg in Holstein.* Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1829. 330 S. 8. (12 gr.)

In dem Vorworte zur ersten Ausgabe erklärt sich der würdige Vf. über die Absicht der Herausgabe dieses Buches auf folgende Weise: „Dieses Büchlein, enthaltend das Schlußwort meines, die Confirmanden vorbereitenden Unterrichts, mögen (möge) Zeugniß geben, wie ich dabey meinen Beruf vor Augen gehabt habe. Die mündliche Rede wird oft nur zu schnell vergessen, die schriftliche bleibt, und die gedruckte kann noch allgemeiner wiederholt und weiter verbreitet werden. Daher wollte ich auch nicht den Geist verheimlichen, mit welchem ich in jedem Winterhalbenjahre das *Christentum* gelehrt und vorgetragen habe.“ Die im An-

lange dieser Schrift hinzugefügte kleine Sammlung angemessener Andachten bey der Beicht- und Abendmahlsfeier, am Morgen und Abend, und bey der Confirmation, ist entlehnt aus den ascetischen Schriften von Demme, Jacobi, Klofe, Klopstock, Krummacher, Rosenmüller, Schrader, Veilodter und Witschel. Auch diese Sammlung wird, so wie das ganze Buch, vorzüglich der aufblühenden Jugend sehr angenehm und nützlich seyn. Was der Vf. hier vorträgt, ist die Frucht einer 36jährigen Arbeit. Das in dem Vorworte der zweyten Ausgabe vorkommende Gebet und die hierauf folgende Ermahnung an die Jugend stehen nicht am rechten Orte. Das Inhaltsverzeichnis ist folgendes: Biblisches Spruchbüchlein über den Landeskatechismus Luthers. 1) Einleitung. 2) Die Confirmation, ein wichtiger Zeitpunkt des Lebens. 3) Ein zwiefacher Irrweg, Gefühlsreligion, Freydenkerey. 4) Helle und richtige Erkenntniß bewahrt vor beiden. 5) Was halten wir von Jesu? 6) Werdet vollkommen. 7) Dann seydt ihr Gott angenehm. 8) Und wandelt in der Wahrheit. 9) Und habt Ruhe des Herzens. 10) Und werdet selig. (Schaffet eure Seligkeit). 11) Dazu gebraucht, als Hauptmittel, die Bibel. 12) Und höret die öffentlichen Unterhaltungen mit der Jugend an. — Unmöglich kann Hr. Sch. hier gemeint haben, daß die Jugend bloß an der Anhörung der Catechisation Theil nehmen soll, vielmehr soll sie auch der Anhörung der Predigten beywohnen, und die Theilnahme an der heiligen Abendmahlsfeier nicht vernachlässigen. 13) Beschlufs. 14) Die 15 Confirmationsrede, am 13ten April 1828. Der Ausdruck des Vfs. könnte bisweilen bestimmter seyn, wie z. B. S. 1: Der Mensch genießt Gutes auf Erden. Sir. 39, 39: Nämlich, daß alle Werke des Herrn gut sind, dafür lieber: denn alle Werke u. s. w. Mit diesem Satze verbindet der Vf.: „Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten“ Matth. 7, 12. Allein dieser Spruch bezieht sich mehr auf das allgemeine christliche Gesetz des Verhaltens gegen Andere, als auf die eigene Tugendübung. S. 2. Satz 19: Gott ist unkörperlich. Dafür sind als Beweisstellen angeführt Pf. 34, 16: Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten u. s. w. Matth. 18, 10: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet u. s. w. Allein diese Schriftstelle bezeichnet nicht zunächst die bloße geistige Natur Gottes; passender ist Joh. 4, 24: Gott ist ein Geist u. s. w. S. 3: Die Bibel (ist) Gottes Wort. Jac. 2, 14: Was hilft es, lieben Brüder! so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? — Daß der Geist ein thätiges Christenthum üben müsse, dazu soll ihn diese apostolische Stelle ermuntern. S. 4 ist der Satz: Gott ist ein geistiges unkörperliches Wesen, eine Wiederholung des 19ten Satzes. S. 6 bezieht sich

die Stelle: „Weisheit ist besser, denn Perlen; und alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen“ mehr auf die Weisheit der Menschen, als auf die Weisheit Gottes. Eben so verhält es sich S. 7 mit dem Ausdrucke: Gott ist heilig. Matth. 19, 17: „Er aber sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der alleinige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Auch diese Stelle deutet mehr hin auf das Verhalten der Menschen, als auf Gott, dem hier eher Güte, als Heiligkeit beygelegt wird. Unter den Eigenschaften Gottes fehlt die Liebe und Barmherzigkeit. S. 75: Jesus war ohne Sünde. Auch hier sind viele Stellen angeführt, welche diesen Satz keinesweges zunächst berühren. So verhält es sich nicht weniger mit dem 117 Satze auf der 80ten Seite. Daß Jesus Wunderthaten verrichtet habe, wird nicht ausdrücklich erwähnt; doch sind in dem 72 Satze, welcher von Jesu, dem Erlöser der Menschen, handelt, einige Stellen zum Beweise angeführt. Der Ordnung wegen sollten die Sprüche, welche sich auf das Leben und die Schicksale Jesu beziehen, nach der Chronologie angegeben seyn. In dem 77ten Satze, wo von Jesu gesagt wird: Er gab durch seinen Gehorsam gegen Gott in Lehre und Wandel das höchste Beyspiel der wahren Tugend, kommen einige Sprüche vor, welche sich mehr auf die Kraft und den Einfluß der Lehre Jesu, als auf diese Behauptung beziehen. S. 102 heißt es: Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: „Der erste Simon, genannt Petrus, und Andreas, sein Bruder; Jacobus, Zebedäi Sohn, und Johannes sein Bruder“. Ungern vermißt man die Namen der übrigen Apostel; ein solcher Mangel darf in einem Lehrbuche für die Jugend am wenigsten vorkommen. S. 103 sollte bey dem ersten Artikel des christlichen Glaubens der Spruch: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde u. s. v. zuerst angeführt, und nicht einigen anderen Sprüchen nachgesetzt seyn. Die Absicht des Hn. Sch., die vorzüglichsten Wahrheiten der Religion nebst den dazu gehörigen Beweisstellen bey den jungen Christen, nach ihrer Confirmation, in leichter Erinnerung zu erhalten, damit sie nicht, wie solches gleichwohl bey der Jugend nicht selten der Fall ist, zu bald vergessen werden, verdient ohne Bedenken gelobt zu werden; doch würde dieses Buch nützlicher geworden seyn, wenn der Vf. nicht zu viele Beweisstellen angeführt und lieber die passendsten, in welchen bisweilen dunkle Ausdrücke vorkommen, die, wenn sie auch im Unterrichte erklärt worden sind, doch bald vergessen werden, mit erläuternden Zusätzen begleitet hätte. Aus der kleinen Sammlung angemessener Andachten bey der Beicht- und Abendmahlsfeier haben die von D. Rosenmüller und D. Veilodter den Rec. besonders angesprochen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Asher: *Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch entwickelt.* Ein Beytrag zur Alterthumskunde und biblischen Kritik, zur Literatur- und Religions-Geschichte. 1832. XIV u. 481 s. 8.

Je weniger der Regel nach in der theologischen Welt die Werke der Rabbinen bekannt sind, und je häufiger die Nachlässigkeit der Wenigen, die sich mit diesem, allerdings schwierigen und nicht so bald lohnenden, Studium befassen, den früheren Compendien und Epitomen vertrauet, und lange herrschende Irrthümer immer weiter fortpflanzt: desto verdienstlicher ist es, wenn einzelne Gelehrte, welche in dem Gebiete der Rabbinen zu Hause sind, es auf sich nehmen, Anderen zu Wegweilern zu dienen, und sie vor den Fehlern ihrer Vorgänger zu warnen.

Alles dies leistet das gegenwärtige Werk, das mit umfassender Kenntniß der Quellen und mit seltener Klarheit und Präcision des Ausdrucks und der Citate, geschrieben ist. Es zerfällt in 24 Capitel, deren 19 allein der historischen Kritik rabbinischer Schriften gewidmet sind; nur die letzten 5 beschäftigen sich mit der Geschichte der Vorträge. Die Reichhaltigkeit des hier gesammelten Materials gestattet keinen Auszug. Wir erlauben uns nur den Gang des Werkes gedrängt darzustellen, um einen allgemeinen Begriff davon zu geben.

Cap. 1. Einleitung. In der Synagoge ward nach dem Schlusse des Prophetenwesens eine Art öffentliche Belehrung Bedürfnis. Der Vf. findet, wie natürlich, den Anlaß dazu in V. 10—13 des 31sten Cap. im 5ten Buche Mose „welches selber ein zusammenhängender Vortrag des Gesetzgebers ist“. (Diese Bemerkung würde Rec. nicht unterschreiben.) Spätestens in der Maccabäischen Zeit war das Vorlesen des Pentateuchs am Sabbath schon herrschende Sitte. Man las ihn der Reihe nach in Abschnitten, die nach einem 3jährigen Cyclus abgetheilt waren. Spätere Autoritäten setzen einen von $3\frac{1}{2}$ Jahren. Die heutige Einrichtung der 54 Paraschen (S. 4) hält der Vf. für Babylonischen Ursprungs. Wegen der *Haftara's* (der Vf. schreibt stets die Fremdwörter im Plural mit einem s) bringt der Vf. die Meinungen Avudrahms und Vitringa's bey, ohne jedoch beyzustimmen, glaubt vielmehr, es habe für

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

diese Einrichtung keinen historischen Ursprung gegeben. (Das soll heißen: keine von außen gegebene Veranlassung.) — Das Aussterben der hebräischen Sprache förderte zum Vortragen der Uebersetzung auf, daher *Targumim*; und von diesem kam man auf *Auslegung*. *freye Vorträge.*

Cap. 2. *Ueber die Bücher der Chronik.* Hiemit beginnt die Reihe der als Vorarbeiten für nöthig erachteten jüdischen Untersuchungen. Betrachtungen über Entstehung des *Kanon*. Beschaffenheit des *Psalter*, kritische Bemerkungen, mit dem Schluß, daß die letzte Redaction der Psalmen in die Zeit des Chronisten, oder gar noch später zu verfallen sey. S. 18 kommt der Vf. auf *Esra* und nach Aufzählung der kritischen Schwierigkeiten auf den Schluß (S. 21), daß *Esra* nur eine Fortsetzung der Chronik, und zwar vom Chronisten selbst verfaßt sey. Es folgen die Beweise der Identität bis S. 29. Dann wird der Chronist näher charakterisirt. Sein Zeitalter ist das Syrische, frühestens um 312 v. Chr. Da er als Sirach ist, so lebte er spätestens um 260. Dies wird auch aus den Nachrichten über die *große Synagoge* (S. 33) wahrscheinlich gemacht. (Diese wird jedoch hier nicht näher beschrieben.)

Cap. 3. *Midrasch*, handelt von der Auslegung. Der Vf. hält sie für älter als die Zeit des Chronisten. Spuren davon seyen im *Josua* und besonders Psalm 119 u. f. w. (Allein vorher ist dieser Psalm und *Esra* und *Nehemia* für äußerst jung erklärt worden. In Rücksicht auf historische Feststellung fehlt hier eine nähere Nachweisung.) Das Aufblühen des *Midrasch* setzt der Vf. richtig in die Zeit der Synedrialthätigkeit, frühestens seit 142 v. Chr. (Rec. stimmt, durch anderweitige historische Prüfung geleitet, vollkommen mit dem Vf. überein, daß die Einfetzung des Synedrums dieser Zeit angehöre.) Der *Midrasch* theilt sich in *Halacha* (Regel) und *Hagada* (Gesagtes), und umfaßt also: Mündliches Gesetz und freye Auslegung. Das erstere, das *mündliche Gesetz*, läßt der Vf. als alt, jedoch unbestimmt und gleichsam im Nebel des Alterthums stehen. (Rec. will nicht in Abrede stellen, daß viele ganz alte Gewohnheiten in dies *mündliche Gesetz* als Tradition hineingezogen seyen, hält jedoch dieselben für sehr jung, so fern sie aus dem alten Gesetze durch Auslegung hergeleitet seyen. Es ist daher ein großer Unterschied zwischen *geschichtlicher Tradition* und *gesetzlicher*. Die erste ist unabhängig vom

B b b

Gesetz, oft sogar als Contravention zu betrachten, und wenn sie nachmals gesetzlich geworden, so beweise diefs die Volksthümlichkeit derselben, die man am Ende, um den Widerspruch zu lösen, durch Auslegung im Gesetze gesucht habe.) Hierauf folgen bibliographische Bemerkungen und Nachweisungen, betreffend die Werke, in welchen das Mündliche Gesetz enthalten ist (42—57).

Cap. 4. *Hagada*, oder freye Auslegung, wird hier dargestellt, und nach einer kurzen Entwicklung in 6 verschiedene Classen eingetheilt, die in den folgenden Capp. näher vorgeführt werden.

Cap. 5. *Targumim*. Schon unter den *Hasmonäern* (!) findet der Vf. aramäische Uebersetzungen der meisten biblischen Bücher vor. (Rec. hält die Zeugnisse aus dem Thalmud nicht für historische Belege in Betreff der Zeit.) *Onkelos* und *Jonathan* sind indess bekanntlich aus der Herodesischen Zeit. (Ob *Jonathan*, wie wir ihn haben, wirklich ächt, und nur interpolirt sey? Rec. hält alles, was wir unter seinem Namen haben, für fremde, spätere Arbeit.) An die Freiheit der Vf. sehr viele wichtige kritische Untersuchungen für die philologische Beleuchtung der *Targumim*. Diese Abhandlung S. 66 bis 83 ist ungemein fruchtbar, und für die *Einleitungen* in die Bibelforschung von grossem Werthe.

Cap. 6. *Hagada* in den Werken des Midrasch und der *Halacha*. Nachdem jene in den *Targumim* nachgewiesen ist, wird sie in den Werken über *Halacha* aufgesucht, deren Bestandtheil sie ausmacht. Die Werke *Siphra*, *Siphri*, *Siphri Suta*, *Mechilta*, werden hier nur angeführt, und die hagadischen Stellen kurz nachgewiesen; *Seder Olam* hält der Vf. für ein Werk des R. Jose (Chr. 160), nur von später Hand interpolirt. Ferner die *Boraitha* des Jose Galili und die Beschreibung der Stütschütte; *Masora*, worunter die alte zu verstehen; *Mischna*; *Tosefta*; die kleineren *thalmudischen Tractate*; die 49 *Middoth*; die *Thalmude*; einige Werke der Geonäischen Periode (Chr. 600—1000). Die hier gegebenen Citate beweisen, mit welcher genauen und kritischen Sorgfalt der Vf. alle diese Werke selbst durchmustert habe. Er hat hierin keinen Vorgänger.

Cap. 7. *Ethische Agada*. Auslegung zur Entwicklung moralischer Lehrsätze in mannichfacher Einkleidung. Hier werden durchgenommen die Werke; *Ben Sira* (wobey viele wichtige kritische Bemerkungen); die *Weisheit*; *Magillath Satharim*; *Pirke Aboth*; *Aboth derabbi Nathan*; mehrere kleine thalmudische Tractate; *Jana debe Eliahu*, mit interessanten bibliographischen Andeutungen.

Cap. 8. *Geschichtliche Hagada*, bestehend in historischen Sagen, ist alt, und schon in Jeremiah cap. 50. 51, und im Chronisten zu finden. Besonderen Anlafs gaben das Buch *Esther*, *Daniel* u. s. w. Bekannt sind *Aristeas* Geschichte und ähnliche. Wichtig ist die *Hagada* zu Pelah, welche der Vf. nach dem Ursprünge ihrer Fragmente charakterisirt (S. 126); ferner *Megilath Taanith* und *Megilath Juchasim* und dem Buche *Adams*, von denen der Vf. nicht viel Neues zu sagen

weifs. Dagegen sind für die Bibliographie höchst interessante Notizen S. 130—134 zu finden, wo herkömmliche Irrthümer berichtigt werden. Was das Buch *Seder Olam Suta* betrifft, so wird dessen Inhalt historisch beleuchtet. Der Vf. findet denselben erst vom 5ten christlichen Jahrhundert an für beachtenswerth. Die Abfassung (138) scheint ins 9te Jahrhundert zu gehören. Auf gleiche Weise durchwandert der Vf. die Erscheinungen des 9—11ten Jahrhunderts auf diesem Gebiete; Eldad der Danite, das Buch Serubabel; Geschichte Josua ben Levi; Midrasch Ele Eskra; Midrasch der Zehngebote; Vajitchu u. s. w. Das Ableben Mosis, Ahron's u. s. w. werden hier erwähnt. Einen längeren Abschnitt widmet der Vf. der Kriek des Joeseppon oder Gerionides (146—153), welches Werk der Vf. (nicht wie man gewöhnlich annimmt, einem Franzosen) einem *Italiener* zuschreibt, was sich aus der Orthographie erweist; und des Sephar Hajafchar, welches nach Spanien zu verlesen ist. Diese Materie ist besonders für Orientalisten, die nicht genug mit rabbinischen Schriften bekannt sind, höchst lehrreich.

Cap. 9. *Geheimlehre*. Der Vf. entwickelt das Entstehen der an die Vision Ezechiels gewöhnlich angeknüpften Geheimlehre, und giebt zunächst zu verstehen, das *Ezechiel* (das Buch) erst in die Epoche des zweyten Tempels gehöre, doch läßt er hierüber noch Zweifel zurück. Einige philologische Andeutungen (S. 161) werden weiter führen. Die Betrachtung über die Ezechielsche Vision soll schon im Chronisten (cap. 40) sichtbar seyn. (Vielleicht nur die gemeinsame Quelle der Vorstellung.) Den Anfang der eigentlichen Theosophie findet man erst in der Alexandrinischen Schule. Der Vf. giebt nun die Quellen der späteren Kabbala an, doch beschränkt er sich auf das Bibliographische.

Cap. 10. *Specielle, oder Auslegungs-Hagada*. Hier werden die Quellen der Midraschim nachgewiesen, wobey von besonderem Werthe, was über die Zeit mancher Sammlungen, als des *Midrasch Rabba*, welche der Vf. ins 6 Seculum setzt, und vieler anderen, mit Beyfügung gründlicher Kriterien.

Cap. 11. *Pefikta*, über mehrere Werke dieses Namens. Eine weitläufige für die Kenner dieses Faches interessante, und mit vielem Fleisse und Scharfsinne ausgearbeitete Abhandlung, welche in Cap. 12 über *Jolamdenu*, und Cap. 13 über *Pefikta Rabathi*, fortgesetzt wird. Auf gleiche Weise erstreckt sich Cap. 14 über einige andere Pentateuchische Midraschim, und Cap. 15 über die Midraschim zu den anderen Büchern der H. Schr. Ueberall sucht der Vf. die inneren Kriterien und Quellen auf, giebt eine klare Ansicht von der Beschaffenheit der Bücher, und macht wenigstens deutlich, das zur Würdigung derselben ein tiefes Studium gehört, so das die Nachtreter früherer Compendien die Nichtigkeit der bisherigen oberflächlichen Kunde davon einsehen müssen.

Cap. 16. *Boraitha Derabbi Elieser*, ein Pseudonymes Werk aus ungewisser Zeit, und Cap. 17 einzelne *Hagada's* (Plural) werden bibliographisch durchgegangen. Im 18ten Cap. entwickelt der Vf. die Arbeiten des *Moses Haddarfchan*, des *Tobia*, des *Si-*

mon (Verfasser des Jalkus), nach Quelle und Inhalt. Endlich kommt der Vf. im Cap. 19 auf die Darstellung des *Organismus der Hagada*. Dieses Capitel giebt eine allgemeine innere Charakteristik des ganzen ungeheuer großen Gebietes der National-Literatur der Juden, und es kann als vollkommene Einleitung in die Midraschim betrachtet werden. Ganz vortrefflich ist die Stelle, welche das *Wesen* der Midraschim näher andeutet. Wir erlauben uns folgende Sätze daraus (S. 322) hieher zu setzen, um eine Idee von dem Ganzen zu geben:

„Es sind Gesetz und Freyheit in dem Staatskörper, was Kopf und Herz in dem einzelnen Menschen sind: die festen kalten Regeln muß der Kopf, wie das Gesetz entwerfen; die Anwendung und die Ausnahme macht die Freyheit und das warme Herz. Verfassung und Priesterthum wahrten in dem hebräischen Staate das Gesetz und die Bundeslade, die sichtbaren Axen der Nationalität; aber die Propheten und ihr Wort hüteten das Feuer der Freyheit und der Uridee, was nicht sinnlich von Geschlecht zu Geschlecht sicca vererbt, sondern in jeglicher Epoche an der Flamme göttlicher Begeisterung unmittelbar angezündet wurde. Als nach dem Untergange der Israelitischen Selbstständigkeit die Nationalität in den heiligen Schriften ihren Mittelpunkt fand, ward bey dem unvermeidlichen Entwicklungsgange der Jahrhunderte der Midrasch deren Repräsentant, der aber bald in zwey besondere Richtungen sich ausbilden mußte: in die Halacha, das Organ des Gesetzes, und in die Hagada, das Organ der Freyheit. — Beide Institutionen, Prophetenthum und Hagada, bestanden als unbedingte Aeußerung des Nationallebens: in beiden weht gleicher Patriotismus und gleich starkes Vertrauen auf Gott; derselbe unbeugsame Muth und die Macht gleicher Hoffnung auf dereinstige Erlösung hält die Propheten und die Helden der Hagada aufrecht. War das Prophetenthum keine müßige Rednerey, keine beliebige Schriftstellerey, so darf auch die, in die tiefsten Adern der Nation und in alle Pulse ihrer Entwicklung so gewaltig eingreifende Hagada, nicht dafür gelten. Vielmehr sind die Productionen des Midrasch Aeußerungen einer in dem Leben, den Ideen und Interessen des jüdischen Volkes begründeten Thätigkeit, an welchen dasselbe gewissermaßen stets mitarbeitend Theil nahm.“

Cap. 20. Vortragswesen des Alterthums. Eigentliche Geschichte der Vorträge. Ihre Spur ist sehr alt, reicht über Esra zurück, wird aber deutlicher unter Schammai und Hillel, ferner im Targum des *Jonathan*, im Philo u. s. w. nachmals in der Periode des Thalmud, und der folgenden der Geonim. Der Geist des Midrasch wird hier abermals charakterisirt.

Im 21sten Cap. werden die späteren Leistungen der Reihe nach durchgegangen, die wichtigsten Rabbinen genannt, ihre Arbeiten kurz gewürdigt. Wichtig ist außer den vielen historischen Notizen der Abschnitt (S. 369 ff.), welcher die kritische Beschaffenheit des jüdischen Gebetbuches beleuchtet, worauf auch die Zusatzgefänge mit scharfer Kritik historisch entwickelt werden. Hiernächst wird (S. 404 ff.) das ganze Heer

der Kabbalisten vorgeführt. Für die Bibliographie sind diese Notizen unschätzbar.

Das 22 und 23ste Cap. stellen das spätere Rabbini-sche Vortragswesen in seinem Verfall dar. Außer der sehr großen Reichhaltigkeit bibliographischer Notizen findet sich hier manche höchst interessante Bemerkung über die jüdisch-deutsche Sprache und deren inneren Grund. Dieser Theil des Werkes ist besonders dazu geeignet, den Freunden der jüdischen Geschichte manches Einzelne zu verdeutlichen. Es mag in solchen Untersuchungen manches kleinlich erscheinen; der wahre Kenner weiß, daß diese Mikrologie, je mühsamer sie ist, desto erfreulichere Erbeisse herbeyschafft. Manches so hingeworfene Körnchen treibt die fruchtbarsten Bäume hervor, während anderswo ganze Magazine von großer Gelehrsamkeit der Fäulnis preis gegeben werden.

Im 24sten Cap. endlich behandelt der Vf. die Leistungen der *Gegenwart*, zu welcher ein Zeitraum von ungefähr 60 Jahren rückwärts gehört. Die Arbeiten der jüdischen Literatoren werden hier genauer im Einzelnen vorgeführt, und nach ihrer äußeren Stellung zum Zustande der Bildung gewürdigt, namentlich geht der Vf. in die Fortschritte der Aufklärung ein, und leitet seine Leser auf die Wichtigkeit der Weiterführung bisheriger Reformen des Gottesdienstes hin.

Nur ganz flüchtig fährt der Vf. mit seinem Forscherblicke über das fernere Ausland hin, er wird hier nicht von jüdischen Quellen unterstützt. Doch hätten die Missionsberichte im *Jewish expositor* manche schätzbare Beyträge liefern können. Auch hätte Rec. eine nähere Nachweisung der vielen in England, Frankreich und Italien gemachten Bibelübersetzungsversuche, und der neueren sogenannten philosophischen Auslegungen der H. Schr. in Mitteleuropa, zu finden gewünscht; da von beiden Gegenständen in den anderen Epochen, und bey einzelnen Ländern gesprochen wird.

Uebrigens bemerkt Rec. daß in dem Verzeichnisse der Manuscripte am Schlusse des Werkes, mit Unrecht No. 4 als unedirt aufgeführt wird; denn das Werk erschien 830 bey Anton von Schmidt in Wien gedruckt.

Die Ausstattung des Buches ist sehr schön; der Preis (2 Rthlr.) sehr gering. Das Buch wird sich allen empfehlen, die Gründlichkeit lieben, viele seltene Schriftsteller abschrecken, die Literatur mit neuem Balast zu füllen, und tüchtige und emsige Arbeiter aufmuntern die hier zum Theil nur angeregten Forschungen, weiter zu führen.

J.

ALTONA, b. Hammerich: *Einige Gedanken über die Reformation des Judenthums*. 1831. 32 S. 8. (4 gr.)

Eine lesenswerthe Schrift eines, wie aus dem nicht eben geschmackvollen Einleitungsdialog zu erhellen scheint, noch jungen israelitischen Schriftstellers. Er behandelt darin die seit einem Jahrzehend häufig angeregten Fragen über die Zulässigkeit zeitgemäßer Veränderungen des Gottesdienstes und der Erziehung der

Jugend, zwar ohne sonderliche Tiefe, aber doch klar und für jeden faßlich. Wenn man es aber beklagen muß, daß offenbare Verbesserung der so viele Jahrhunderte hindurch verwahrloseten Juden, in unserer Zeit erst noch einer vielseitigen Vertheidigung bedarf, um von den Juden angenommen, und von den Behörden genehmigt zu werden: so muß man sich um so mehr freuen, daß diese Vertheidigung immer häufiger von den Israeliten selbst ausgeht. Jede Schrift dieser Art ist ein neues Zeugniß für das zunehmende Streben nach Veredelung des inneren Zustandes, und ein Triumph der neueren Bildung über den erlöschenden Kaltgeist. Der Stil des Vfs. ist gut, obwohl für den Ernst der Sache etwas zu leicht gehalten.

z. z.

LEIPZIG, in Kleins liter. Comptoir: *Zeichnungen nach der Natur*. Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamounythale. Von dem Vf. von Wahl und Führung. 1826. XII u. 244 S. 8. (20 gr.)

Bestochen von dem Aushängeschild „von dem Vf. von Wahl und Führung“ nahm Rec. diese Zeichnungen mit gerechten Erwartungen in die Hand. Er hatte sich dießmal getäuscht. Der geistreiche *Heinrich Wilhelm* bewegt sich hier nicht in seiner Sphäre. Diese Zeichnungen sind durchaus nicht so anziehend, als man sie von ihm erwarten sollte, ja oft nicht einmal treu, dagegen breit, hie und da wässerig bis zur Ungebühr. — Schlagen wir das Buch aufs Gerathewohl auf, und lesen S. 23—25. „Der Kutscher fuhr in Fraubrunnen an dem großen Wirthshause an. Ich trat ein paar Treppen zu dem geräumigen Gastzimmer hinauf, wo ich an einem der langen Tische meinen Sitz wählte. Ich hatte mir bescheiden zu meinem Mittagmahle Fische ausgebeten, die man, wie ich hörte, hier von vor-

züglicher Güte erhalten solle. An demselben Tische ließen sich nun nach mir noch einige Personen nieder, mein Kutscher und eine Zahl Männer von dem (vom) Lande, aller kräftige, athletische Gestalten. Ich unterbielt mich mit ihnen, während die Wirthin ihre Vorbereitungen in der Küche traf, die mir nun besonders meine Tafel bereiten wollte. Ich verbat mir dießes, um mich nicht von der Gesellschaft und Gelegenheit der Beobachtung zu trennen“ — — hierauf folgt — auf 25 Zeilen ein sehr vollständiger Küchensettel. Die Suppe macht den Anfang „Mandeln und Haselnüsse schliessen“ u. s. w. Die Rechnung übrigens, die mir der Wirth machte, war sehr billig. Man begreift nicht warum wir nicht noch, der Vollständigkeit halber, erfahren, wieviel unser Zeichner bezahlt, wie es ihm geschmeckt, und ob er hinter her auch Kaffee getrunken hat. — Indessen wird man noch öfter damit bekannt gemacht, was der Vf. gegessen und getrunken, auch, wieviel er bezahlt hat, z. B. 50 Sous für ein *déjeuner à la fourchette, à la couronne zu bonne ville*, die der Vf. *deshalb mauvaise ville* zu nennen geneigt ist. Freylich war (S. 56) „der Braten kaum zu genießen, und von den beiden Weinen, die man uns vorstellte (*vorsetzte*), der weiße unangenehm sauer, der rothe von einem abscheulichen Gelchmacke“ (!) u. s. w. Aller Zeichnungen Krone aber ist die des berühmten Rheinfalls bey Schaaflaufen. Nach den ersten Zeilen die so anheben: „Ja dieß giebt die vollständige Idee eines Wassersturzes! Mehr, unendlich mehr, als ich erwartet hatte! Es ist jetzt Nachmittag gegen drey Uhr u. s. w. hat man schon genug. Wer erinnert sich nicht der Schönen, ergreifenden Beschreibung dieses Naturwunders von *W. Heise*, in der Briefsammlung von *Gleim, Heise* und *Joh. v. Müller*? Druck und Papier der Schrift sind recht gut.

gnil.

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Göttingen, h. Vandenhoeck und Ruprecht: *Bemühungen der Jesuiten, einen 17jährigen Knaben zum Uebertritt in die sogenannte allein seligmachende Kirche, und zu Ermordung seines Religionslehrers zu verführen, sammt kurzer Nachricht vom Jesuiten-Orden*. Vom Präsidenten Dr. *Hurlebusch* in Wolfenbüttel. 1831. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

Dechant *Meyer* zu Braunschweig, der Jesuit *Becks* in Cöthen (dieser als eigentlicher Anstifter des Mordversuches) und der Jesuit *Lüske* zu Hildesheim werden als verflochten

in diese Profelytenmacherey (von dem Verfasser angegeben, der am Schlusse den Dechant *Meyer* öffentlich auffodert seine Behauptung, die katholische Kirche sey die allein seligmachende, zu beweisen, auf eine für jedermann faßliche und verständliche Art, oder bestimmt und unumwunden zu erklären, daß er gegen den Knaben so, wie derselbige angegeben, nicht gesprochen habe. — Die kurze Nachricht vom Jesuitenorden ist zu dürftig und mangelhaft.

Sch....r.







